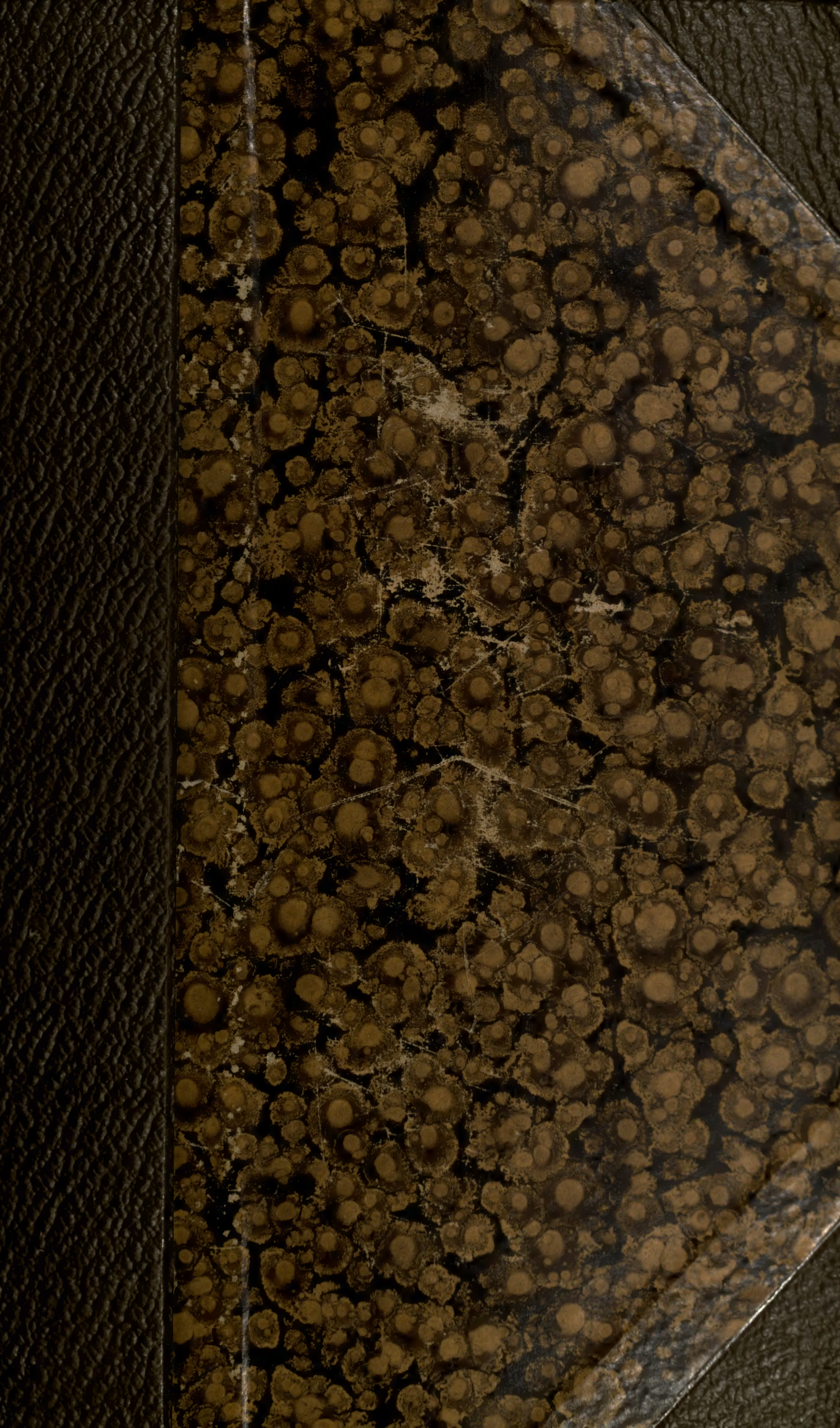
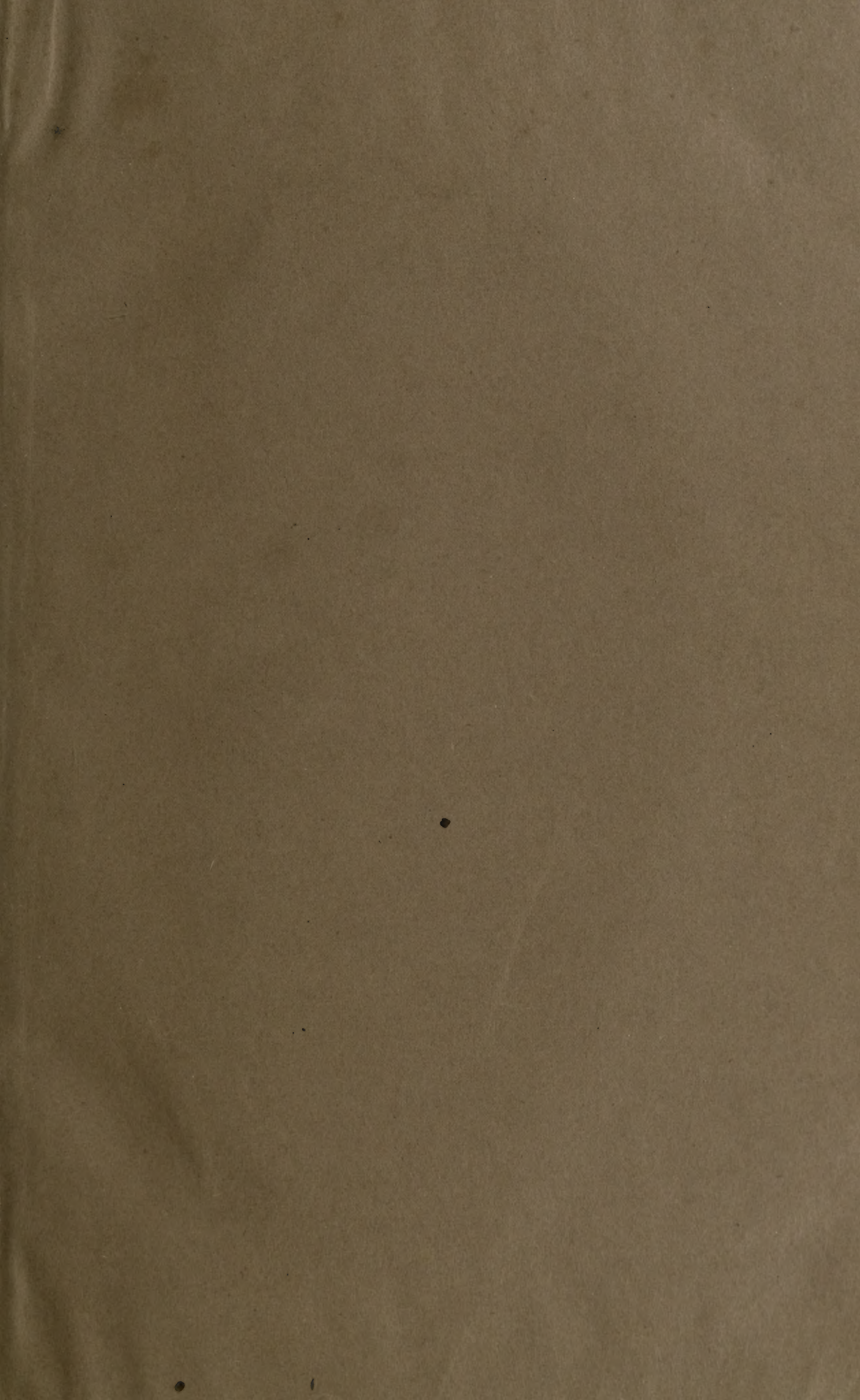
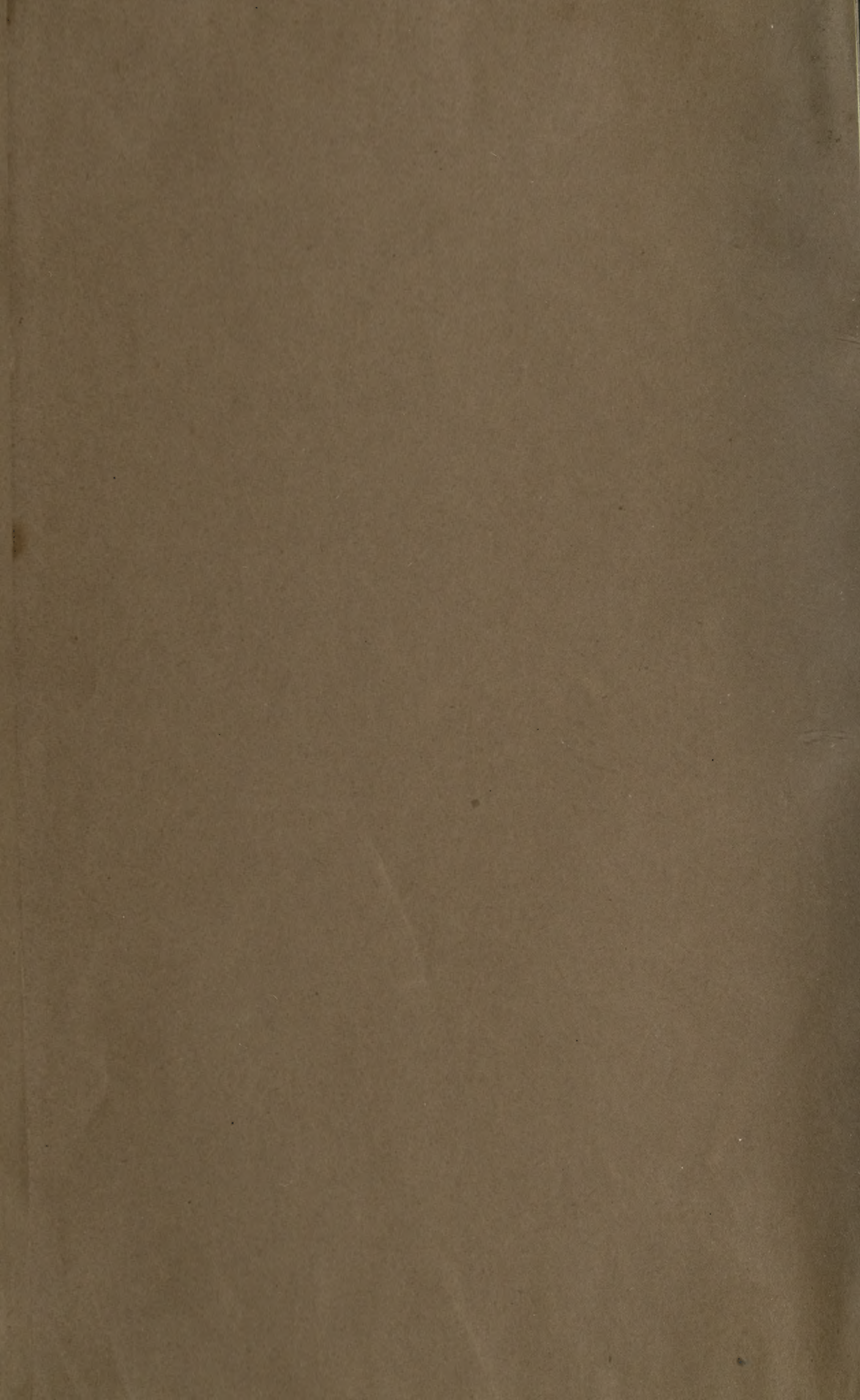






# Stimmen aus Maria-Laach.

---

## Katholische Blätter.

---

Vierunddreißigster Band.




Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1888.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

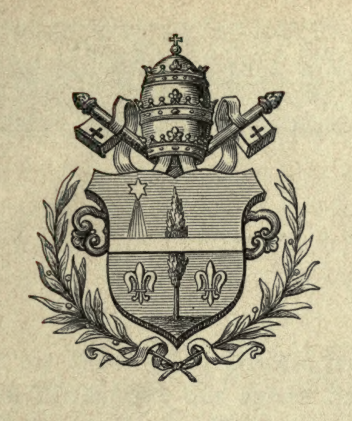
Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

# Inhalt des vierunddreißigsten Bandes.



## Recensionen.

## Miscellen.



# Seiner Heiligkeit

# Papst Leo XIII.

## zum Priesterjubiläum.

1. Januar 1838.

1. Januar 1888.







Es schwur der Herr: Mein Priester sollst du sein,
Wie einst Melchisedech mir opfern Brod und Wein!
Vom Aufgang bis zum Niedergang soll nimmer
Erstrahlen heller meines Namens Schimmer,
Als in dem Opfer, das du mir geweiht,
Das dauern soll ans Ende aller Zeit!

Kränzt die Altäre
Mit Oelzweig und Palmen,
Blättern der Rebe,
Goldenen Halmen,
Schimmernden Lilien,
Makellosen,
Passifloren,
Glühenden Rosen!
Den Fürsten des Friedens
Gilt es zu preisen,
Dem Kämpfer, dem Sieger
Huld zu erweisen,
Dem Priester der Priester
Freudig zu singen,
Dem Vater der Völker
Gaben zu bringen!

Heil dem Priester, auserkoren,
Vater uns und Fürst zu sein,
Mild zu suchen, was verloren,
Fromm zu opfern Brod und Wein,

Ja, den höchsten Schatz von allen,
Ja, das unermess'ne Gut,
Des Dreiein'gen Wohlgefallen,
Christi heil'gen Leib und Blut!

Hebet aufwärts Blick und Sehnen!
Oeffne weit dich, hehres Zelt,
Wo der Greis mit Freudenthränen
Seine Jubelmesse hält,
Selig wie zum erstenmale
Die geweihten Worte spricht,
Dankend hebt die Opferschale
Und das Brod des Lebens bricht!

Immer drang sein Fleh'n, sein Danken
Aus des Tempels stillem Chor
Ueber dieser Erde Schranken
Hoch zu Gottes Thron empor.
Immer schwebten Lichtgestalten
Unsichtbar um den Altar,
Dienend ihres Amts zu walten,
Wenn er bracht' das Opfer dar.

Aber heut hebt sich der Schleier,
Wird die Welt zum weiten Dom,
Drängen sich zur Opferfeier
Alle Völker hin nach Rom.
Auf den Priester am Altare,
Auf den königlichen Greis,
Auf sein Amt, das wunderbare,
Schaut der ganze Erdenkreis.

Wie die heiligen Gestalten,
Wie der gold'ne Weihpokal,
Ruht die Fülle der Gewalten
In des Greises Hand zumal.
Fürst und Vater ist er allen,
Lehrer, Führer, Hirt und Hort,
Und durch alle Länder hallen
Seine Segensgrüße fort.

„Friede sei mit euch!“ So tönet
Christi Gruß aus seinem Mund,
Tröstet, sänftigt, hebt, versöhnet,
Und es staunt das Erdenrund,
Daß die sel'ge Friedenskunde
Ueberwunden Haß und Spott — —
Traun, sie stammt aus Engelsmunde,
Dieser Gruß, er kömmt von Gott!

Kränzt die Altäre
Mit Oelzweig und Palmen,
Blättern der Rebe,
Goldenen Halmen,
Schimmernden Lilien,
Makellosen,
Passifloren,
Glühenden Rosen.
Den Fürsten des Friedens
Gilt es zu preisen,
Dem Kämpfer, dem Sieger
Huld zu erweisen,
Dem Priester der Priester
Freudig zu singen,
Dem Vater der Völker
Gaben zu bringen!

Allein — was soll der Sänger singen, sagen,
Wie Gott sich seinen Diener auserwählt,
Ihn reich geschmückt in frühen Jugendtagen,
In ernstem Kampf zum Helden ihn gestählt?
Der Priestergreis hat selber es gesungen
In freudiger Begeist'rung reiner Glut,
Und jetzt noch ist sein Lied nicht ausgeklungen,
In seinem Arm des Dichters Harfe ruht.
In trautem Lied läßt seinen Blick er gleiten
Auf Carpineto's wilde Felsenhöh'n,
Wo er verlebt der Jugend gold'ne Zeiten,
Wo ihm das Leben floß so hold und schön —

Auf Rom, Perugia, zu des Nordens Lande,
Wo immer er als Pilger einst geweilt,
Bis mit des Fürstenpurpurs Prachtgewande
Ihm ward der Kirche Sorge zugetheilt:

„Frühling der Jugend! Wie traut floß mir im Hause des Vaters
Hoch am Lepinischen Joch selig das Leben dahin!
Mütterlich dann umfing Viterbo den Knaben und nährte
Mit der Liebe des Herrn mich im Loyolischen Haus.
Rom ward drauf mein Gezelt; im hohen Palaste der Muti
Fesselt' als Kämpfenden mich blühender Studien Feld:
Freudig gedenk' ich der Zeit, da Manera und anderer Väter
Vielgefeierte Schaar, leuchtend durch Wissen und Geist,
Mir aus lauterem Quell die Schätze irdischer Weisheit,
Mir der Theologie göttliche Räthsel erschloß.
Reichlich kam auch der Lohn: es schmückte die Zierde des Lorbeers,
Mühsam erstritten im Kampf, krönend die freudige Stirn.
Muth verlieh mir und Lust und Hilfe zu weiterem Streben
Sala, der römische Fürst, prangend im Purpurgewand;
Gönner ward er und Freund dem Beginnenden; immer noch denk' ich
Dankbar, o herrlicher Greis, deines beredtesten Raths!
Wohnsitz ward mir sodann Benevent und das süße Neapel,
Und der Hirpiner Geschlecht lenkt' ich nach gleichem Gesetz.
Willkomm bot mir und Haus Perugia, die ragende Thurmstadt,
Feuriges Umbriervolk ward mir zu leiten bestimmt.
Aber Größeres noch harrt' mein; gesalbt mit dem Chrisma,
Zog ich auf päpstlichen Wink hin zu der Belgier Land,
Und verweilte daselbst, Anwalt des römischen Glaubens
Und des geheiligten Rechts, welches dem Petrus vertraut.
Neu drauf ward mir geschenkt die Heimat. Vom Wintergestade
Rief mich erhab'nes Gebot heim in das sonnige Land.
Umbrien sah ich aufs neu', und wieder begrüßte die Stadt ich,
Welcher mit göttlichem Hauch längst mich die Liebe vermählt,
Ward ihr Gebieter und Hirt für dreißig Jahre und mehr noch,
Und der Heerde gebrach's nimmer an Segen und Heil.
Festlich schritt ich einher als Fürst im römischen Purpur
Und mit dem glänzenden Schmuck belgischer Ritter geziert.

Froh wetteifernd bemüht' sich die Gott gewidmete Jugend,
Volk und Priester zugleich um des Erkorenen Gunst. —
Doch der Ehren, warum gedenk' ich ihrer? — Sie fliehen;
Nur die Tugend allein bleibt, ein beglückender Schatz!
Ihr nur gelte hinfür an des Lebens Neige mein Streben,
Sie nur auf sicherem Pfad führet zum Himmel hinan,
Bis es uns endlich beschert, im ewigen Frieden zu rasten,
Selig im seligen Land, welches die Sterne umglüh'n.
Gönn' mir Erbarmen, o Herr! und schenk' mir ein glückliches Ende!
Neige Maria dein Ohr, Gütige, meinem Gebet!" [1]

Erhörung fand das Fleh'n des treuen Hirten,
Doch anders, als in Demuth er's gedacht:
Im Kampf der Zeit, dem großen, vielverwirrten,
Ward er erseh'n zur höchsten Fürstenmacht. —
Verwaist ist Rom, und alle Völker klagen;
Der neunte Pius, ach! er ist nicht mehr!
Wer soll der Kreuzeserbschaft Bürde tragen?
Wer soll den Erdkreis leiten so wie er?
Wer soll aus des Palasts verschloss'nen Thüren
Aufsteigen zu des Petrus Herrscherthron?
Welch hehren Namen wird der Erbe führen,
Dem Christi Kreuz beschieden ist als Lohn? —

LEO! So lautet die festliche Kunde,
Die, von des Blitzes Kraft beschwingt,
Machet durch die Welt die Runde,
Jubelnd tönet von Munde zu Munde,
Hin durch die fernsten Meere dringt.

LEO! So lautet die festliche Kunde,
Die Trost in alle Herzen singt,
Kürzet des Leides bange Stunde,
Heilet des Schmerzes tiefe Wunde,
Hoffnung erwecket und Jubel bringt. —

Es schwur der Herr: Mein Priester sollst du sein,
Wie einst Melchisedech mir opfern Brod und Wein.

Vom Aufgang bis zum Niedergang soll nimmer
Erstrahlen heller meines Namens Schimmer,
Als in dem Opfer, das du mir geweiht,
Das dauern soll ans Ende aller Zeit!

Warum erbeben? Warum zittern?
Was vermag der Zeiten brausender Strom? —
Trotzend Sturm und Ungewittern
Steht ewig fest der Kirche Felsendom. —

Da in Feuerwolken, in Strömen von Blut
Von den Alpen sich wälzte der Völker Flut,
Stadt und Welt zu begraben drohten,
Hat nicht der erste Leo ihnen Halt geboten?
Hörte nicht Attila auf zu prahlen
Vor dem wehrlosen Greis?
Nahm nicht der Herrscher der Vandalen
Aus seiner Hand des Friedens Reis?
Wann ist erklungen der Erlösung Kunde,
So süß, melodisch, wie aus seinem Munde,
Voll Liebreiz, voll Macht,
Mitten in des Völkersturmes grauser Nacht?
Ost und West schaaren sich um seinen Hirtenstab,
Eutyches' Wahnbild sinkt zerbrochen
In des Irrthums unfruchtbares Grab:
Petrus hat durch Leo's Mund gesprochen!

Stolz mögen sich blähen
Die Mächte der Erde,
Völker mähen,
Throne stürzen und friedliche Herde,
Hand legen an den Gesalbten des Herrn,
Sein Recht zertreten, ihn in Ketten schlagen, —
Die Stunde der Freiheit wird ihm tagen,
Ueber ihm leuchtet hell der Siegesstern!
Als armer Flüchtling enteilt
Der dritte Leo des Häschers Händen —

Wer ist's, der Haus und Nahrung mit ihm theilt?
Wohin soll er die müden Füße wenden? —
Und sieh! Auf weißem Zelter zieht er ein in Rom,
In sein Rom, ein Weltreich ihm zu Füßen;
Die Hallen fassen nicht der Völker Strom,
Die ihn als ihren Vater grüßen.
Und Karl der Große kniet vor ihm im Staube,
Empfängt von ihm des Weltreichs Herrscherzier.
Des Kaiserschwures Siegel ist der Glaube,
Das Kreuz des Herrschers Losung und Panier;
Der Papst hinfort der Fürsten Fehden schlichtet,
Den höchsten Richter aber keiner richtet.

„Gottesfrieden!“
Lautet das Losungswort
Des neunten Leo an eine Welt voll Haß und Mord,
In hundert kämpfende Lager geschieden.
Nur mit dem Kreuz bewehrt,
Zieht er ins Schlachtgefild,
Und den Kämpfenden entsinkt das Schwert,
Die Rasenden werden sanft und mild,
Und es reicht der Feind dem Feinde die Hand,
Sie nehmen theil an demselben Mahle,
Das eines Gottes Liebe erfand,
Das Liebe noch reicht aus goldener Schale.
Und um den Altar in wachsender Fülle
Die lieblichen Künste des Friedens erblüh'n,
Alle lenkt ein heiliger Wille,
Alle in göttlicher Liebe erglüh'n.

Himmelan
Thürmt die Baukunst die ragenden Massen,
Sucht, wie sie kann,
Des Himmels Bogen in Stein zu fassen —
Und was je Hehres die Welt geschaut,
Füllt im Bilde die mächtigen Hallen,
Und was Himmelsliebe dem Liede vertraut,
Heilige Psalmen wiederhallen.

Noch steht der Wunderbau,
Des zehnten Leo Monument,
An dessen Fuß, längst altersgrau,
Europa's Völker sich einst getrennt.
Wo sind sie, die ihm den Gehorsam gekündet,
Das lodernde Feuer der Zwietracht entzündet? —
Zersplittert in hundert verstreute Atome,
Blicken sie auf zu dem herrlichen Dome,
Der, weit wie die Welt,
Allen Völkern öffnet sein Zelt,
Der Hellas' Kunst in seinen Dienst genommen,
Erneut des Römerreiches Herrscherpracht,
Des Alten Bundes Tempeldienst, den frommen,
Verklärt mit ewig junger Lebensmacht,
Wo der Jahrtausende gewalt'ges Ringen
Zu einem Riesendenkmal sich vereint,
Sich alle Zeiten brüderlich umschlingen
Und auf den Höh'n das Kreuz des Constantin erscheint.
Wo ist die Kirche, die Gott gegründet?
Dort, wo ein jeder sich selbst verkündet? —
Hier, wo zu des Petrus Gruft
Segnend Leo die Völker ruft?

LEO! So lautet die festliche Kunde,
Die, von des Blitzes Kraft beschwingt,
Machet durch alle Welt die Runde,
Jubelnd tönet von Munde zu Munde,
Hin durch die fernsten Meere dringt.

Wohl brütet noch gleich einem nächtlichen Phantom
Auf dunkeln, hochgebäumten Wogen
Der Dämon der Zeit,
Hundertköpfig, hundertarmig,
Schlangenartig, riesenstolz,
Des Chaos Sohn.
Lauernd blickt er empor
Zu dem heiligen Fischerkahn,

Der nach jahrhundertlangem Sturme
Friedlich durch die Wellen gleitet,
Und nach dem greisen Steuermann,
Der mit mächtigem Arm
Das Steuer führt.
In weißem, wehendem Gewande
Steht er da, eine Lichtgestalt,
Schaut ruhigen Auges
Die Wogen hinauf, die Wogen hinab
Und streckt in die Sturmesnacht hinaus
Des Friedens Oelzweig.

„Ha! Bist du müde?“ grollt es aus der Tiefe,
„Dann beuge endlich uns das stolze Haupt,
Nenn' rein das Häßliche und grad das Schiefe
Und nenne unser, was wir dir geraubt.
Dann soll der Frieden uns umfah'n, der süße,
Kein Sturm soll fürder kreuzen deine Bahn,
Wind soll und Welle küssen deine Füße,
Und auch wir folgen friedlich deinem Kahn!“

„Nie kann sein Haupt euch beugen,
Den Gott als Fürst euch setzt;
Nicht kann ich ruh'n, noch schweigen,
Wenn ihr sein Recht verletzt.

Ich kann euch nimmer schenken,
Was frevelnd ihr gesucht;
Ich kann's zum Heil nicht lenken,
Wenn ihr euch selber flucht.

Doch weit breit' ich die Arme
Nach euern Seelen aus;
Euch schlägt mein Herz, das warme,
Trotz allem Sturmgebraus.

Wollt ihr euch Gott versöhnen,
Ich stoß' euch nicht von mir;
Mög' Gottes Huld euch krönen
Mit lichter Gnade Zier!“ [2]

„So trotzest du rebellisch noch dem Staat,
In dem der Menschheit Wille sich gestaltet,
Der höchsten Weisheit unfehlbarer Rath,
Der Allheit Macht nach höchstem Rechte waltet?
Nährst du nicht selber die Rebellion,
Die frevelnd rüttelt längst an jedem Thron?" —

„Nennt mir das Fürstengeschlecht,
Das treuer als meines
Immer beschirmt das heilige Recht, —
Ihr findet keines!
Heilig und rein
Hat es immer geachtet das Mein und Dein,
Nie nach fremdem Gut getastet,
Nie den Frevler beschirmt, nie den Armen belastet.
Gegen des Eroberers Schwert,
Gegen des Uebergewaltigen Wut
Hat es geschützt den häuslichen Herd,
Der Staaten Grenzen, der Menschheit Gut und Blut.
Und den unheimlichen Mächten,
Die rütteln an jedem heiligen Band,
Hat es getrotzt mit eherner Hand,
Mit den ewigen, unveränderlichen Rechten.
Es hat den Aufruhr einen Frevel stets genannt,
Hat Fluch auf den Königsmörder gerufen,
Und von des Heiligthums entweihten Stufen
Auch den stolzen, gekrönten Räuber gebannt!" [3]

„So gönn' der Menschheit doch, der hartbedrängten,
Die Wahrheit zu erforschen kühn und frei,
Den Pfad zu geh'n, den uns Titanen sprengten,
Fort aus des Aberglaubens Wüstenei!
Sind in dem Licht, das strahlend uns umflutet
Einmal erhellt die Tiefen der Natur,
So kommen wir, getrost und hochgemuthet,
Auch wohl des Daseins Räthseln auf die Spur."

„Aus des Zweifels Nacht,
Aus des Irrthums dunkeln Schlangengängen
Mag ringend empor der Geist sich drängen;
Doch es versiegt seine Macht,
Wenn nicht von oben der göttliche Strahl
In die Tiefe dringt
Und den Geist beschwingt
Und den Ausweg zeigt aus dem nächtlichen Thal.
Vernunft und Glauben,
Sie sind kein Feuer,
Das ein trotzig Geistesungeheuer
Dem Himmel kann rauben.
Ein süßes Himmelslicht sind sie,
Von Gottes Hand
In des Menschen Seele angezündet,
Und kein sterbliches Genie,
Das ew'ge Wort hat mit dem Menschen sich verbündet
Und lenkt den Geist empor zu seinem Heimatland.
Unsterblich waltet er fort,
Der Lehrer der Wahrheit,
Der Geist der ewigen Klarheit
In seiner Kirche Wort.
In ihrer schirmenden Hut
Die Weisheit der Jahrhunderte ruht,
Und erbt sich fort von Geschlecht zu Geschlecht,
Mit Gnade und Hoffnung und Liebe und Recht,
Fest, auf unverändertem Geleise,
Und doch immer weiter ziehend ihre Kreise.
Was Plato nur träumend geahnt,
Aristoteles forschend gefunden,
Hat Augustin mit Adlerschwingen gebahnt,
Thomas zum hehren Riesenbau verbunden.
Da öffnet sich der Schöpfung hehrer Plan,
Mit ihren ew'gen, unverrückten Normen.
Die Nacht entschwindet, es entflieht der Wahn,
Das Abbild Gottes strahlt aus tausend Formen.
Mit sicherm Fuß mag nun der Pilger steigen

Hinab in unerforschter Tiefen Nacht,
Empor zum unsichtbaren Geisterreigen,
Hinein selbst in des Paradieses Pracht,
Hinaus ins Meer der ungezählten Wesen,
Hinein in ihre wunderbaren Harmonien,
Er mag die Bahn der fernsten Sterne lesen
Und durch der Hölle finstre Schrecken zieh'n:
Der Schule Lehrer wird ihm nichts verriegeln,
Ihn führen nur auf sicherm, festem Grund,
Des Geistes Schwingen mächtig ihm beflügeln,
Wie Dante's Fahrt einst Beatricens Mund!" [4]

Und wieder dumpf rauscht's in des Meeres Schlünden:
„Willst du das Wissen nicht vom Joch befrei'n,
Laß unser Herz doch frei sein Glück begründen,
Laß frei die Lust, laß frei die Liebe sein!"

Da umwölkte sich die helle Stirn
Des greisen Steuermanns.
Trauernd sah er hinab
Auf den wirren Bacchantenreigen,
In dessen Freudengeheul
Jeder menschliche Ruf verhallte. —
„Schändet nicht den heiligen Namen der Liebe!
Zerreißt nicht das Band,
Auf dem der Menschheit Leben ruht.
Gott hat es geknüpft,
Geweiht mit seinem Blute,
Erhoben zum Sacrament,
Daß Gatte und Gattin,
Eltern und Kinder
Die eine hehre Liebe umfange,
Die, Gott entstammt,
Alle, alle mit Gott vereint!" [5]

Staunend lauscht der Völker Areopag
Des Greises Stimme.

„Alt ist er und schwach!“ hatten sie geflüstert,
Als er zum Steuer griff.
„Frieden will er und Ruhe!
Nicht Bannflüche schleudert er,
Wie Pius gethan.
Nur Geduld!
Er wird sich beugen!“
Doch der Greis beugte sich nicht
Und rastete nicht,
Und kein süßes Schmeichelwort
Machte ihn verstummen.
Wie Gregor und Innocenz
Stand er hoch auf der Warte,
Sprach zu den Königen
Und gebot den Völkern.

„Prahlt nicht mit Völkerwillen, Fürstenmacht!
Baut nicht der Staaten mächtige Kolosse
Auf den Flugsand wechselnder Meinung,
Der Laune morschen Boden,
Auf stolze Träumerei'n!
Einer ist König
Im Himmel und auf Erden,
Und von ihm stammt jede Gewalt.
Er hat Land und Meer geschieden,
Die Völker getrennt und versammelt.
Dort hat er Königen sein Scepter gelieh'n,
Hier freiem Volke;
Doch dort wie hier
Ruht auf seinem Anseh'n
Jedes Gesetz,
Auf seinem Willen
Jede Gewalt,
In seiner ewigen Gerechtigkeit
Jedes Recht der Erde. —
Zum Schutz den Herrschern, zum Hort den Völkern
Hat er seine Kirche gebaut,

Frei von irdischem Herrscherwillen,
Nur ihm zinspflichtig,
Dem Herrn der Welt.
Doch sein Kreuz hat er geheftet
Auf die Krone der Herrscher,
Auf das Scepter der Mächtigen.
Und sie müssen ihn hören,
Den er zum Vater den Völkern gesetzt,
Der für alle wacht, betet, opfert,
Den Höchsten mahnen darf,
Den Niedrigsten beschirmt,
Alle liebt und segnet!“ [6]

Es schwur der Herr: Mein Priester sollst du sein,
Wie einst Melchisedech mir opfern Brod und Wein!
Vom Aufgang bis zum Niedergang soll nimmer
Erstrahlen heller meines Namens Schimmer,
Als in dem Opfer, das du mir geweiht,
Das dauern soll ans Ende aller Zeit.

Ob auch im eigenen Palast gefangen,
Baut Leo kühn am heil'gen Tempelbau,
Der einst den ganzen Erdkreis soll umfangen,
Des Himmels Engeln eine Freudenschau,
Und Millionen theilen sein Verlangen;
Es ist kein Strand so fern, kein Berg so rauh,
Wo nicht der Liebe opferfrohe Spende,
Gebet und That beflügelt tausend Hände.

Der Schotten Reich sieht neu in seinem Schoße
Ersteh'n der Kirche alte Herrlichkeit,
Ersteh'n sieht Indien sie, das riesengroße,
Und rechnet freudig sich zur Christenheit.
Ob auch Italien seinen Papst verstoße,
Australien ist zu dienen ihm bereit,
Und seinen Primas schmückt die Fürstenwürde,
Des heil'gen Purpurs altehrwürd'ge Zierde.

Peking und Stambul ehrerbietig lauschen
Den Boten, die der Papst an sie entsandt,
Der Wüste Völker mit ihm Grüße tauschen,
Im kalten Nord wird Vater er genannt.
Von seinem Lob der Andes Wälder rauschen,
Der Südsee Inseln ist er wohl bekannt.
Amerika, das stolze, kühne, freie,
Ehrt liebevoll des höchsten Herrschers Weihe.

Gefesselt wohl die Kirche Gottes schmachtet
In manchem Land, das christlich noch sich nennt;
Doch keiner ist's, der ihre Macht verachtet.
Des Glaubens Licht noch hell und strahlend brennt;
In tausend Herzen still und unbeachtet
Blüht lebensvoll des Heilands Testament,
Der Liebe Geist, großmüthig, fromm, bescheiden,
Erprobt im Kampf und heldenhaft im Leiden.

Auf Leo's Mahnruf neu in allen Gauen
Der Geist des Armen von Assisi erwacht;
Dominikus weckt freudig das Vertrauen
Auf der Madonna mütterliche Macht;
In neuen Klöstern wie in altersgrauen
Zeigt Benedikt der heil'gen Künste Pracht;
In fernem Land Ignatius' Kriegerschaaren
Des Kreuzes Sieg und Lehre offenbaren.

Neu blüht empor des Aquinaten Lehre
Und haucht der Schule Kraft und Leben ein;
Das Wissen wird des Glaubens Zier und Wehre;
Die Künste, wieder heilig, fromm und rein,
Entfalten ihren Schmuck zu Gottes Ehre;
Die Schönheit wird der Wahrheit Wiederschein;
Geläutert hebt sich aus des Kampfes Ringen,
Die Braut des Herrn, ein Freudenlied zu singen.

Da staunt die Welt, die stolze, glaubenslose;
Da denkt sie einer schönern, sel'gen Zeit,
Wo segnend noch das Licht der Himmelsrose
Umfing zum Völkerbund die Christenheit:

Zum Schiedsherrn ruft sie in des Sturms Getose
Den Priestergreis, zu schlichten ihren Streit.
Er spricht sein Wort — es lautet: Frieden, Segen!
Und freudvoll tönt ihm Dankesgruß entgegen.

Festglocken klingen. Deutschland reicht zum Frieden
Nach langem Trutz der Kirche seine Hand;
Die Mächte, die bekämpft sich und gemieden,
Begrüßen sich in frohem Festgewand,
Dem treuen Volk ist Siegeslohn beschieden,
Der höchste Hirt knüpft der Versöhnung Band,
Und Papst und Kaiser in das Werk sich theilen,
Des bittern Kampfes Wunden mild zu heilen.

Kränzt die Altäre
Mit Oelzweig und Palmen,
Blättern der Rebe,
Goldenen Halmen,
Schimmernden Lilien,
Makellosen,
Passifloren,
Glühenden Rosen.
Den Fürsten des Friedens
Gilt es zu preisen,
Dem Kämpfer und Sieger
Huld zu erweisen,
Dem Priester der Priester
Freudig zu singen,
Dem Vater der Völker
Gaben zu bringen!

„Magnificat!" So tönt's von Land zu Lande,
„Gewalt'ges hat der Herr an uns gethan!"
Schon lösen sich der Knechtschaft Sklavenbande,
Dem Sturme trotzt der heil'ge Fischerkahn;
In voller Zier, in reichem Brautgewande,
Zieht unbesiegt die Kirche ihre Bahn,
Und hoffend schaut im Lied, zu Gott gewendet,
Der Priestergreis sein großes Werk vollendet:

„Weissagen will ich: Sieh! Es flammen
Am dunkeln Himmel Feuerzeichen auf,
Und der Dämonen Brut bebt jäh zusammen,
Sie flieh'n dem Abgrund zu, dem sie entstammen,
In schnellem Lauf.
Umsonst versucht das Wunder zu verneinen
Ein gottentfremdetes Geschlecht.
Es kann nicht mehr. In Klagen und in Weinen
Gesteht es das verletzte Recht.
Es sinkt der alte Groll, und friedlich legt sich
Der lange Streit.
Und in den grimmerfüllten Herzen regt sich
Der Liebe Zärtlichkeit.
Aus der Verbannung kehrt die alte Treue
Nach langer Flucht,
Die schnöd verschmähte Tugend blüht aufs neue
Und fleckenlose Zucht.
Der Friede naht, den Oelzweig in den Locken,
Und zieht die Künste groß.
Der Erde Güter schüttet mit Frohlocken
Das Glück aus seinem Schoß.
Es leuchtet wieder auf Italiens Fluren
Der alten Bildung reines Licht,
Es flieh'n des Irrthums trotzige Lemuren
Vor seinem Angesicht.
Heil dir, Italien! Keiner kann dir rauben
Die Siegespalme mehr;
Bist du dir treu und deinem heil'gen Glauben,
Strahlst mächtig du und hehr!" [7]

Noch hat das Traumgesicht sich nicht erfüllt;
Doch blüht ein Kranz von wunderbaren Rosen
Rund um die Welt. Der Himmel sich enthüllt.
Der Jungfrau Wink, der reinen, makellosen,
Die Wut des Sturmes und der Wogen stillt,
Und ob der Flut, der weiten, ruhelosen,
Ertönt ein Engelslied, gar süß zu hören,
Von unsichtbaren, tausendstimm'gen Chören:

Es schwur der Herr: Mein Priester sollst du sein,
Wie einst Melchisedech mir opfern Brod und Wein!
Vom Aufgang bis zum Niedergang soll nimmer
Erstrahlen heller meines Namens Schimmer,
Als in dem Opfer, das du mir geweiht,
Das dauern soll ans Ende aller Zeit!

---

[1] Uebersetzung der Elegie »Ad Josephum Fratrem. De se ipso«, welche Papst Leo XIII. 1877 kurz vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl verfaßte und seinem Bruder, dem jetzigen Cardinal Pecci, widmete. Für nähere Einzelheiten vgl. die Biographien.

[2] Vgl. die Encyklika Inscrutabili, 21. April 1878.

[3] Vgl. die Encyklika Quod Apostolici muneris, 28. December 1878.

[4] Vgl. die Encyklika Aeterni Patris, 4. August 1879.

[5] Vgl. die Encyklika Arcanum, 10. Februar 1880.

[6] Vgl. die Encyklika Diuturnum, 20. Juni 1881, und Immortale Dei, 1. November 1885.

[7] Uebersetzung der Distichen, welche Leo XIII. 1885 verfaßte: »Auspicatus Ecclesiae triumphus et in commune bonum restituta pax.«



# Recht und Pflicht der Staatsgewalt zum Schutz der arbeitenden Klasse.

Kaum hob mit den ersten Pilgerzügen die Weltfeier an, welche dem Jubelgreise auf dem Stuhle Petri inmitten seiner vaticanischen Gefangenschaft einen glänzenden Triumph zu bereiten bestimmt scheint: da ertönte von den Vaterlippen Leo's XIII. ein Mahnwort, welches für die gegenwärtige Lage der Dinge von hoher Bedeutung ist. Dasselbe verdient in lebendigem Bewußtsein erhalten zu bleiben. In der Ansprache an die französischen Arbeiterpilger sprach der Papst: „Freilich ist es nicht unumgänglich nöthig, daß die öffentlichen Gewalten in die Verhältnisse der Arbeiter sich einmischen oder darin eingreifen, wenn bei Arbeit und Industriebetrieb die Verhältnisse derartig geregelt sind, daß in ihnen sich nichts findet, was die Sittlichkeit, die Gerechtigkeit, die Menschenwürde, das häusliche Glück des Arbeiters verletzt. Aber wenn das eine oder andere dieser Güter bedroht oder gefährdet erscheint, dann ist ein geeignetes und maßvolles Eingreifen der öffentlichen Gewalten ein Werk socialen Heiles; denn ihnen liegt es ob, die wahren Interessen ihrer Unterthanen zu schützen und zu wahren."

Schon wiederholt ist in dieser Zeitschrift ausgeführt worden, daß einestheils die staatliche Gewalt nicht ausreicht, um die socialen Verhältnisse auf die Dauer in genügender Weise zu ordnen, sondern daß dazu auch die religiöse Macht der Kirche, und zwar mit unbehinderter Entfaltung ihrer Wirksamkeit, durchaus vonnöthen ist, daß aber anderntheils, zumal bei der gegenwärtigen Lage der menschlichen Gesellschaft, der staatlichen Gewalt ein wesentliches Stück bei der Lösung der socialen Frage zufällt. Es erhellt dieses aus dem Zwecke des Staates und der staatlichen Gewalt.

Wir sind weit entfernt, in die Vergöttlichung des Staates miteinzustimmen, oder auch alles das als Recht anzuerkennen, was die nur zu häufig gottentfremdeten Factoren der staatlichen Gesetzgebung im Namen

des Staatsgottes als der „Quelle alles Rechtes" festzusetzen belieben. Wir sehen im Staate eben nur die gottgewollte natürliche Vollendung der socialen Ordnung und die Vereinigung der Menschen zum Schutze und zur Erweiterung der individuellen sowohl wie der gemeinsamen Rechte der Menschen und der menschlichen Verbände. Zweck des Staates und Aufgabe der staatlichen Autorität ist demgemäß allseitige Förderung des Gemeinwohles durch Hebung des öffentlichen Wohlstandes, d. h. durch Herbeischaffen und allgemeines Erschließen geeigneter Mittel, welche die Fürsorge für das materielle wie geistige zeitliche Wohl zum Zwecke haben, und durch Schutz, bezw. Erweiterung und Abgrenzung der naturgemäß sich ergebenden Rechte der Einzelnen sowohl wie der organisch gegliederten Vereinigungen in der menschlichen Gesellschaft. Da nämlich die Rechte des einen mit denen des andern bei ihrer Ausübung in Widerspruch gerathen können, so ist es Sache der öffentlichen Gewalt, die Einzelrechte dem Gesammtwohl unterzuordnen, und jene so zu beaufsichtigen oder zu beschränken, daß sie in möglichst vollkommener Harmonie mit den Rechten anderer stehen. Um bestimmter zu reden, obliegt es der staatlichen Autorität: 1) Sorge zu tragen für das öffentliche Wohl und namentlich für die öffentliche Sittlichkeit, also auch die gegen die öffentliche Sittlichkeit verstoßenden Laster und Vergehen zu ahnden; 2) öffentliche Anstalten und Mittel ins Leben zu rufen, welche die Privatthätigkeit und die Thätigkeit der niedrigeren gesellschaftlichen Organismen ergänzen, um möglichst vielen diejenige Stufe zeitlichen Wohlseins zu ermöglichen, welche zu einem menschenwürdigen Leben und zur Erleichterung im Streben nach dem wahren jenseitigen Ziele des Menschen dienlich ist; 3) Schutz und genauere Bestimmung für die Rechtsordnung zu treffen, damit allen eine möglichst freie und in die Rechte anderer harmonisch sich einfügende Ausübung ihrer Rechte ermöglicht und gesichert sei.

Das letzte Glied dieser staatlichen Aufgaben erstreckt sich ganz besonders auf die Regelung und Beschützung der Contracte und der contractlichen Verhältnisse. In ihnen verkörpert sich thatsächlich die Ausübung und die Ausgleichung der verschiedenen Rechte; bei ihnen kann es, wenn irgendwo, nur zu leicht geschehen, daß bei anscheinend vollkommener Freiheit in Uebertragung und Austausch von Rechten die höchste Unfreiheit herrscht und daß unter dem Scheine freier Uebereinkunft eine Vergewaltigung des Schwächern durch den Stärkern stattfindet. Hier hat die öffentliche Gewalt einzusetzen und durch gewisse Einschränkungen der von der Natur noch belassenen Freiheit die wahre Freiheit zu sichern und zu befestigen.

Eines dieser Vertragsverhältnisse, welches nach der heutigen Weltlage eine immer wachsende Bedeutung gewinnt, haben wir in dem Verhältniß der Arbeiter zum Arbeitgeber. Die Entlohnung der Arbeit, oder wie andere sich auszudrücken belieben, die Vertheilung des Gewinnstes oder der Nutzerzeugnisse auf Arbeit und Kapital beruht formell und unmittelbar auf dem Vertrag zwischen Arbeitgeber und Arbeiter, also auf freier beiderseitiger Uebereinkunft. Allein es bedarf keines besondern Scharfblickes, um zu erkennen, wie die freie Uebereinkunft, welche sich auf Grund gerechten, wenn auch innerhalb gewisser Grenzen schwankenden Abmessens zwischen Leistung und Entlohnung vollziehen sollte, durchgängig Gefahr läuft, zu Ungunsten der bedrängteren Klasse der Arbeiter beeinträchtigt zu werden. Hat nun die staatliche Autorität das Recht und die Pflicht, Rechtsschutz zu gewähren, vor allem dem Schwächern diesen Schutz angedeihen zu lassen: so ist es in unserem Falle ihre Aufgabe, durch geeignete Anordnungen und Gesetze jene Gefahr zu entfernen, oder durch Rechtsbeschränkung des an sich stärkern und freiern Contrahenten die Beeinträchtigung des Schwächern zu verhindern. Diese Aufgabe der öffentlichen Gewalt geht schon aus der Pflicht der Fürsorge hervor, welche sie dem Privatrechte der schwächeren Klasse angedeihen lassen muß; dieselbe wird zu einer noch strengern Pflicht, wenn ohne autoritatives Eingreifen das Gesammtwohl der menschlichen Gesellschaft in einem seiner wesentlichen Theile oder gar in seiner Grundlage gefährdet und erschüttert wird. Das ist heute der Fall. Die menschliche Gesellschaft ist durch das unverhältnißmäßige Anstauen einer wandernden Arbeitermasse und durch die in Folge des Hinschwindens christlicher Gesinnung nicht minder, als in Folge schlechter Entlöhnung sich mehrende Unzufriedenheit in eine solche Gefahr gerathen, ja sie steht bereits einer beginnenden Erschütterung ihrer Grundvesten gegenüber. Die öffentliche Gewalt hat darum auf Heilung zu sinnen. Die Art und Weise der Heilung darf freilich nicht durch Verletzung erworbener Rechte, wohl aber durch Einschränkung und Regelung gewisser Rechtsbefugnisse geschehen.

Seit Jahren, ja seit Jahrzehnten steht diese Frage, die sociale Frage, auf dem Arbeitsprogramm der gesetzgebenden Factoren der verschiedenen Länder. Es wäre ungerecht, zu behaupten, daß nichts erreicht, daß speciell in der Gesetzgebung des Deutschen Reiches ein Resultat noch nicht erzielt sei, wenn auch leider noch weit mehr zu thun erübrigt. Immerhin dürfte es von Nutzen sein, einen Rückblick auf das bisher Geschehene zu werfen und auch dabei die principiellen Schwierigkeiten zu berücksichtigen,

unter welchen jenes Resultat erzielt wurde. Zwar lagen zumeist die strittigen Punkte, welche die weitgehendsten Discussionen verursachten, nicht auf dem Gebiete der Rechtsfrage. Es war die politische und wirthschaftliche Tragweite dieser oder jener Organisation des geplanten Arbeiterschutzes, welche so lebhafte Kämpfe hervorrief. Allein auch eine rechtliche Beleuchtung der bereits in Wirklichkeit und Leben umgesetzten Grundsätze dürfte nicht ohne Nutzen sein; sie wirft zugleich Licht auf manches von dem, was noch zu geschehen hat, damit jenes sociale Heil zur Wirklichkeit werde, auf welches die Wünsche und die oben angeführten Worte unseres glorreich regierenden Papstes hinzielen.

Das Hauptresultat, welches die Gesetzgebung des Deutschen Reiches zu Gunsten der Arbeiter zu verzeichnen hat, sind die verschiedenen Versicherungsgesetze, besonders die Gesetze über die Unfallversicherung. Nach vielen Debatten und nach mehrmaliger Umformung verschiedener Paragraphen ging endlich dank den vereinten Bemühungen des Centrums und der Conservativen das bekannte Unfallversicherungsgesetz in seiner jetzigen Fassung am 24. Juni 1884 aus den Debatten des Reichstags hervor. Der Reichsanzeiger vom 7. Juli machte es durch seine officielle Verkündigung perfect. Sobald dieses eine Gesetz rechtsgiltig geworden war, schien man höhern Orts alle Eile zu haben, um auf Erweiterung des eben erlassenen Gesetzes hinzuarbeiten. Die Idee der Versicherung sollte sowohl auf möglichst viele Menschenklassen, als auch auf möglichst viele Eventualitäten ausgedehnt werden. Auch die begonnene Reichstagssitzung wird sich mit einer neuen Vorlage betreffs der Alters- und Invaliden-Versicherung zu beschäftigen haben.

Die Lütticher Versammlung der belgischen Katholiken hat im verflossenen Jahre 1887 sich mit großer Entschiedenheit für die Einführung der Zwangsversicherung der Arbeiter gegen Unfälle nach dem Vorbilde des deutschen Unfallversicherungsgesetzes ausgesprochen. Als Hauptpunkte, welche im deutschen Gesetze zum Ausdruck gekommen sind und welche auch von der belgischen Katholikenversammlung zur Annahme empfohlen wurden, dürften wohl folgende bezeichnet werden:

1. Die Versicherung der in der Industrie beschäftigten Arbeiter fällt nicht diesen, sondern der Industrie zur Last. 2. Die Versicherung und deren Verwaltung wird nicht unmittelbar vom Staate in die Hand genommen, sondern von den besonderen Berufsgenossenschaften, welche sich an einzelnen Orten oder in bestimmten Kreisen bilden können, bezw. bilden müssen. 3. Die Versicherung erstreckt sich auf alle den Arbeiter bei Ausübung seines Amtes treffenden Unfälle, welche nicht nachweisbar

mit Vorbedacht von ihm selber herbeigeführt sind. 4. Die Versicherung geschieht durch Einweisung des betroffenen Arbeiters in eine je nach der Arbeitsunfähigkeit bemessenen Rente, nicht durch den Zuspruch einer einmaligen Ersatzsumme. 5. Die Versicherung soll nicht ein Gegenstand der Speculation und des Gewinnstes sein; sie wird daher nicht durch zum voraus vereinbarte jährliche Prämien geschehen, die der einzelne Industrielle an die Gesellschaftskasse zu zahlen hätte, sondern durch zeitweilige Umlagen, durch welche die einzelnen vermittelst eines Quotenbeitrags für die Gesammtkosten aller stattgefundenen Unfälle aufzukommen haben mit Berücksichtigung der verschiedenen Gefährlichkeitsgrade der verschiedenen Betriebe.

Das Anschwellen der Arbeiterbevölkerung an gewissen Mittelpunkten der Industrie, die durch Maschinenarbeit erhöhte Gefahr von Körperverletzungen und Unglücksfällen, die in Folge dessen sich steigernde Zahl der Armen und Erwerbslosen mußte dem umschauenden Blicke des Staatsmannes bald zeigen, daß es sich um eine allgemeine Nothlage handele. Sollte man die Dinge so gehen lassen und beim Eintritt der Noth die freiwillige Mildthätigkeit anrufen? Sollte der jeweilige Ort oder die jeweilige Gemeinde, in welcher sich die Noth zeigte, zur Abhilfe angehalten werden, oder sollte durch Staatsunterstützung die Sorge für jene Nothleidenden auf alle vertheilt werden? Die freie Liebesthätigkeit war nicht ohne Schuld unserer modernen Staaten und ihrer Feindseligkeit gegen kirchliche Anstalten so eingeengt, daß sie allein die Aufgabe nicht zu lösen vermochte, der Noth überall zu steuern; der Kirche war zu sehr der Besitz genommen und die Freiheit beschränkt, als daß sie allein in wirksamer Weise dem wachsenden Uebel heilend oder gar verhütend hätte entgegentreten können. Wenn für den Staat die Möglichkeit vorlag, durch Gesetzgebung das schon hereingebrochene Unheil zu mildern und das drohende abzuwehren: so war gewiß diese Nothlage eines ganzen Standes für ihn ein Gebiet, wo er seine Befugniß auszuüben, ja eine Pflicht zu erfüllen hatte. Es war nur zu verhüten, daß das Mittel kein rechtsverletzendes und kein unwirksames sei. Man griff zur Zwangsversicherung.

Nun sind freilich gegen das Versicherungsgesetz Rechtsbedenken geltend gemacht worden; auch jüngst noch auf der Lütticher Versammlung wurden schwerwiegende Einwürfe erhoben, zumal daß eine solidarische Haftbarkeit eines ganzen Standes für die Unfälle oder für die Schuld einer einzelnen Betriebsanlage der Gerechtigkeit kaum entspreche, falls diese

Solidarität aufgezwungen sei und nicht auf freier Vereinbarung beruhe. Dann erregte es Bedenken, daß ein Recht auf Vergütung festgesetzt werden sollte bei allen Unfällen, welche nur nicht vorsätzlich vom Arbeiter herbeigeführt würden; manche Schuld und Nachlässigkeit des Arbeiters erhalte auf diese Weise noch Belohnung; es würde dadurch ein Unrecht gegen diejenigen verübt, welche jene Vergütung zu leisten hätten. Letzteres Bedenken hat sich anläßlich der Verhandlungen über das deutsche Unfallgesetz dahin Geltung verschafft, daß man den Schutz des Arbeiters nicht auf die Haftpflicht des Arbeitgebers und deren Erweiterung gründen wollte: nicht die Schuld, sei es auch die bloß juridische Schuld des Arbeitgebers sollte dem Arbeiter im Fall eines Unglücks ein Recht auf Ersatz geben, sondern das Gesetz sollte dem bedrohten Arbeiter von vornherein eine Wohlthat zuweisen, welche ihm nicht so fast zu seinem Rechte verhelfe, sondern ihm eine neue Rechtswohlthat schaffe. Diese Rechtswohlthat jedoch der Industrie solidarisch zur Last zu legen, sei durchaus nicht unbillig.

Wir glauben in der That, es muß als unbestritten gelten, daß die staatliche Gewalt befugt ist, bei gefahrvollen Arbeiten die Rechtswohlthat einer eventuellen Unterstützung für alle Fälle auszusprechen, welche zwar nicht ohne alle Schuld, doch ohne durchaus schwere Schuld des Arbeiters selbst sich ereignen mögen, und die Abwesenheit solch schwerer Schuld so lange zu unterstellen, bis nicht eine vorsätzliche Herbeiführung des Unglückes erwiesen ist. Auch ein durch gewisse Fahrlässigkeit mitverschuldetes Unglück macht den Betroffenen und dessen Angehörigen immerhin unterstützungsbedürftig und unterstützungswerth. Die Kostenlast oder den Unfallsschaden so lange auf den Arbeitgeber abzuwälzen, bis nicht die schwere Schuld eines andern erwiesen ist, kann auch nicht der Ungerechtigkeit geziehen werden. Denn aus sich schon verstößt es nicht gegen die Billigkeit, daß derjenige den zufälligen Schaden einer Arbeit trage, zu dessen Gunsten die Arbeit verrichtet wird; zufällig in gewissem Sinn darf aber all jener Schaden noch genannt werden, welcher nicht durch eines andern schwere Verschuldung oder mit dessen hinlänglichem Vorbedacht herbeigeführt wird. Es mag sehr richtig sein, daß der Arbeitgeber oder Unternehmer aus sich noch nicht verpflichtet ist, für all diesen Schaden in dem bezeichneten Umfange aufzukommen; wir geben sogar gerne zu und behaupten es durchaus, daß jene Ersatzpflicht — also eine eigentliche Haftpflicht — ohne weiteres nur dann vorliegt, wenn eine schwere Schuld des Arbeitgebers vorhanden ist; allein durch Privatcontract oder durch Gesetz kann

jene Verantwortlichkeit erweitert werden, und daß sie thatsächlich erweitert werde, ist nicht nur nicht unbillig, sondern mit Rücksicht auf die allgemeine Lage der Arbeiter erwünscht.

Eine solidarische Haftbarkeit der Industrie ist damit freilich noch nicht gegeben. Allein auch deren gesetzliche Einführung läßt sich unschwer als nicht ungerecht, sondern durchaus billig erweisen. Wo eine Gefahr in der Sache selber liegt, kann zweifelsohne eben diese Sache bis zur Höhe der Gefahrvergütung besteuert werden, wenn das öffentliche Wohl eine Gefahrvergütung als nothwendig erscheinen läßt. Die Unfallversicherung der Arbeiter ist eben eine Steuer, welche der Industrie auferlegt wird. Mochte man auch in den Debatten des Deutschen Reichstages die Idee einer Besteuerung zurückweisen und die Auslagen des Arbeitgebers als eine Versicherungsprämie hinstellen: im Grunde ist und bleibt es eine Steuer, aber eine durchaus angemessene Steuer. Dieselbe hat um so weniger den Charakter einer Ungerechtigkeit zu fürchten, als schließlich nicht die Industrie, sondern die Consumenten für die Versicherungssumme aufzukommen haben, indem die durch die Versicherung hervorgerufene Mehrausgabe des Producenten zu den Herstellungskosten geschlagen und folglich bei genauer Berechnung dem Consumenten durch Preiserhöhung der Waare zur Last gelegt wird. Pfarrer Winterer hat in Lüttich kurz und bündig auf obigen Einwurf geantwortet: „Die Betreibung der Arbeit durch die Maschine ist eine Gefahr; der Staat hat mit seinem Polizeirechte die Pflicht, diese Art der Arbeit gesetzlich zu regeln; daher hat der Staat das Recht, der maschinenmäßigen Arbeitsbetreibung gewisse Bedingungen vorzuschreiben, unter diesen auch die Zwangsversicherung der zur Verwendung kommenden Arbeiter.“ Mit anderen Worten können wir diese Begründung des staatlichen Rechts auf ein Einschreiten und eine Regelung der Maschinenarbeit etwa so ausdrücken: Die Maschinenarbeit, besonders die Errichtung größerer Fabriken, zieht sowohl durch ihre Gefährlichkeit, als auch durch ihre Ansammlung von precär beschäftigten Arbeitern das Gemeinwohl stark in Mitleidenschaft; daher hat die staatliche Gewalt das Recht, über die Errichtung solcher industriellen Betriebe zu wachen, ihre Concession sich vorzubehalten und dieselbe von bestimmten Bedingungen abhängig zu machen; die öffentliche Gewalt ist befugt, als eine dieser Bedingungen die Haftbarkeit, auch die solidarische Haftbarkeit, für die Unfälle der Arbeiter aufzustellen und auf diese Weise durch Belastung der gewinnziehenden Klasse der menschlichen Gesellschaft die übrige Gesellschaft von der Sorge für die nur zu leicht

unverhältnißmäßig sich steigernde Zahl der Erwerbslosen oder Erwerbsunfähigen zu entlasten.

Der hier in Betracht gezogene Grund, in dieser Hinsicht der Berechtigung des Staates das Wort zu reden, ist von der Fürsorge für angemessene Vertheilung allgemeiner Lasten hergenommen. Ist es ja billig, daß die Kosten der Unfälle von den zunächst Interessirten eher getragen werden, als von der Gesammtheit der menschlichen Gesellschaft, welche an der betreffenden gefahrbringenden Arbeit und den Erzeugnissen der Arbeiter ein unmittelbares Interesse nicht hat. Allein dieselbe Befugniß läßt sich auch herleiten aus der Berechtigung und Pflicht der öffentlichen Gewalt, die Arbeiter als den schwächeren Theil der Contrahenten in ihrem contractlichen Verhältnisse zu den Arbeitgebern zu schützen. Diese Betrachtung liegt der schweizerischen Gesetzgebung zu Grunde und hat dieselbe veranlaßt, den Schutz der Arbeiter in das Gewand einer erweiterten Haftpflicht der Arbeitgeber zu kleiden.

Bei der Vorlage und der Discussion des deutschen Gesetzes war man dieser Auffassung durchaus abhold, weil man den Begriff nicht ändern wollte, welcher der ganzen diesbezüglichen Rechtsentwicklung zu Grunde liege, daß nämlich eine Haftpflicht ohne obwaltende Schuld logisch und juridisch unhaltbar sei; wolle man aber die Entschädigung des Arbeiters nur auf die vom Arbeitgeber verschuldeten Unfälle beschränkt sein lassen, dann sei dem Schutze des Arbeiters zu wenig Rechnung getragen. Diese Idee beherrscht die lehrreiche Rede, in welcher der Commissionsreferent Dr. Freiherr von Hertling in der Reichstagssitzung vom 16. Juni 1884 die Commissionsvorlage zur Annahme empfahl. Freilich hatte man schon beim Haftpflichtgesetz vom Jahre 1871 den Boden der Schuld im strengen Sinne des Wortes verlassen und die Ersatzpflicht des Arbeitgebers auch auf die bloß juridische Schuld gegründet, d. h. ihn haftbar gemacht auch für die Schuld und die Fehler seiner Angestellten. Allein für den verunglückten Arbeiter erwuchs schon darum ein nur geringer Vortheil, weil ihm der Schuldbeweis oblag und die langwierige und kostspielige Betretung des Weges richterlichen Urtheilsspruches zufiel.

Die Bundesgesetze der Schweiz haben alle jene Schwierigkeiten zu beseitigen gewußt — unseres Erachtens mit Glück. Wenn auch für die weitschichtigeren Verhältnisse des Deutschen Reiches vielleicht weniger empfehlenswerth, so kann doch für andere Verhältnisse jene kürzere und radikalere Methode, den Arbeiter zu schützen, sich vortheilhafter gestalten. Jenes Schutzgesetz, welches mit dem 1. November 1887 vollziehbar ge-

worden ist, stellt sich dar als Erweiterung des Haftpflichtgesetzes vom 1. Juli 1875 und 25. Juni 1881. Der Hauptinhalt liegt in folgenden Paragraphen:

1. Bezüglich der Haftpflicht werden dem Fabrikbetrieb die Baugewerbe in möglichst weitem Sinne des Wortes, und alle jene Gewerbe gleichgeachtet, in welchem explodirbare Stoffe gewerbsmäßig erzeugt oder verwendet werden. 2. Der Betriebsunternehmer haftet dem Arbeiter, bezw. dessen Hinterlassenen für die Unfälle, die der Arbeiter in den Räumlichkeiten der Fabrik oder durch den Betrieb derselben etwa erduldet, nicht nur für die, welche durch die Schuld des Betriebsunternehmers oder der Vertreter desselben eintraten, sondern auch für alle jene, welche nicht nachweisbar der höhern Gewalt, dem Vergehen eines andern oder dem vollen Verschulden des Verletzten selbst zugeschrieben werden müssen; im Falle eines theilweisen Verschuldens des Verletzten wird die Ersatzpflicht reducirt. 3. Der Ersatz soll die Kosten der Heilung oder des Heilungsversuches und überhaupt den durch Erwerbsunfähigkeit herbeigeführten Schaden für den Verletzten und dessen Hinterlassene umfassen. 4. Dieser Ersatz geschieht nur für den Fall der Zustimmung aller Betheiligten durch eine jährliche Rente, sonst durch eine einmalige Ersatzsumme, welche mit Berücksichtigung aller Umstände des jedesmaligen Unfalles richterlich festgesetzt wird, welche jedoch nie den sechsfachen Jahresverdienst des Betreffenden, noch die Summe von 6000 Frcs. übersteigen soll. 5. Die Schlichtung von Streitigkeiten muß durch möglichst raschen Proceßweg erledigt und den bedürftigen Personen muß zur Verfolgung ihrer Klage unentgeltlicher Rechtsbeistand nach allen Seiten hin gewährt werden.

Die Vergleichung dieser gesetzlichen Haftpflicht mit der Versicherung durch die Berufsgenossenschaften vom praktischen Gesichtspunkte aus können wir hier bloß flüchtig berühren. Wo eine rasche gerichtliche Behandlung und eine arbeiterfreundliche Entscheidung nicht erwartet werden kann, oder wo auch nur aus Voreingenommenheit die Arbeiterkreise eine derartige Behandlung nicht erhoffen, da dürfte die Versicherungsweise durch Berufsgenossenschaften mit Hinzuziehung der Arbeiter selbst vorzuziehen sein. Wo aber sattsames Vertrauen auf eine arbeiterfreundliche Erledigung der eintretenden Rechtsfälle herrscht — und in der Schweiz scheint man durchgängig mit der herrschenden Erledigungsweise zufrieden zu sein —, da dürfte sich eine Haftpflicht, wie sie dort festgestellt ist, für manche Fälle empfehlen. Auch principiell ist sie wenigstens ebenso berechtigt wie der oben besprochene Versicherungszwang. Letzterer stellt sich dem Arbeiter dar

als eine über die Forderungen der strengen Gerechtigkeit hinausgehende Wohlthat, welche der Staat dem Arbeiter zuweist; bei der Haftpflicht liegt mehr die Idee zu Grunde, als verhelfe der Staat im einzelnen und in bestimmter Weise dem Arbeiter zu dem Rechte, welches ihm im allgemeinen schon zustehe; wenigstens sind es diese Anschauungen, welche der vorhin angeführten Erweiterung des schweizerischen Bundesgesetzes zur Annahme verhalfen und welche die dort herrschende Ansicht wiederzuspiegeln scheinen.

Es dürfte nicht ohne Interesse sein, den Gedankengang hier auszüglich wiederzugeben, mit welchem Dr. Decurtins am 23. März 1885 vor den Nationalrath trat und in einer zündenden Rede den Anstoß zu der beregten gesetzlichen Ausdehnung gab: Das Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer wird naturgemäß durch freien Vertrag bestimmt, in den aus sich der Staat sich nicht einzumischen hat. Mit der Arbeit übernimmt der Arbeiter an sich auch die mit ihr verbundene Gefahr, wenn nicht vertragsmäßig etwas anderes ausbedungen ist. Der Lohn, den er mit dem Arbeitgeber vereinbart, soll ihm für die Arbeitsleistung mit Einschluß der in ihr liegenden Gefahr die Gegenleistung sein. Der Arbeitgeber oder ein Dritter haftet aus sich nur für die nicht in der Arbeit selbst liegende, sondern schuldvoll herbeigeführte oder vermehrte Gefahr. Allein diese naturgemäße und normale Regelung des gegenseitigen Verhältnisses zwischen Arbeiter und Arbeitgeber unterstellt, daß der Arbeitslohn sich wenigstens bis zur Höhe einer wirklichen Gegenleistung für die Arbeit und für die Gefahr erhebt. Wenn der Lohn nicht einmal die Minimalgrenze einer solchen Gegenleistung erreicht, so ist der Vertrag nur ein scheinbar freier; die eigentlich freie Vereinbarung hat bei allen derartigen Verträgen, sowie auch bei Kaufverträgen, als Gegenstand nur die Festsetzung des Preises zwischen den beiden Minimal- und Maximalgrenzen. Die Ueberschreitung dieser Grenzen ist, weil Unrecht, der freien Vereinbarung entzogen, und wo die Gefahr einer solchen Ueberschreitung vorliegt, da hat die öffentliche Gewalt einzuschreiten, um dem bedrohten Theil wenigstens bis zur untersten Grenze seines Rechtes zu verhelfen. Nun ist aber offenkundig bei unseren gegenwärtigen Arbeiterverhältnissen der Lohn durchgängig so karg bemessen, daß er kaum bis zur Minimalgrenze einer gerechten Vergütung der Arbeitsleistung kommt, geschweige denn, daß er außerdem noch eine Vergütung der mit der Arbeit verbundenen Gefahr in sich enthielte. Die obrigkeitliche Gewalt hat daher das Recht, bezw. die Pflicht, zu Gunsten des Arbeiters auf einen derartigen Zuschuß des Lohnes zu dringen, durch welchen der Arbeitgeber

die in der Arbeit liegende Gefahr dem Arbeiter vergüte: das geschieht durch die Haftpflicht, welche das Risico dem Arbeiter nimmt und dem Arbeitgeber zuwälzt.

Es sind dieses, wie der Leser sieht, einfache und klare Sätze und Schlußfolgerungen. Sobald feststeht, daß der thatsächliche Arbeitslohn die eigentliche Minimalhöhe des Werthes der Arbeit allein nicht erreicht, läßt sich an den Folgerungen nichts aussetzen. Schwer, sehr schwer ist es zwar, jenen Minimalsatz aus sich herauszufinden. Allein da, glauben wir, geht die Befugniß der obrigkeitlichen Gewalt selbst etwas weiter: sie kann durchaus nach billiger Abwägung der verschiedenen Umstände einen Satz fixiren und ihn zum Minimalsatz machen, selbst wenn er die allerdürftigsten Anforderungen, welche die ausgleichende Gerechtigkeit aus sich schon fordert, überschreiten sollte. Solange also der Arbeitslohn nicht schon aus sich so reichlich ist, daß er die Bedürfnisse des Arbeiters übersteigt und eine völlige Vergütung für die mit der Arbeit etwa verbundene Gefahr schon in sich schließt, solange ist die obrigkeitliche Gewalt befugt, eine Gefahrvergütung bezw. Unfallvergütung unter dem Begriff eines Lohnzuschlages dem Arbeitgeber zur Rechtspflicht zu machen. Bei dieser billigen Anschauung der Dinge lastet die Unfallvergütung oder wenn man will die Unfallversicherung zunächst auf dem einzelnen Arbeitgeber, nicht auf der Genossenschaft; Sache der einzelnen Arbeitgeber ist es dann, auf ihre Kosten sich gegen die Unfälle ihrer Arbeiter zu versichern und so bei etwaigem momentanen Eintreten vieler Unfälle sich die obliegenden Leistungen weniger drückend zu machen.

Der Hauptgedanke also, welcher das Haftpflichtgesetz im Unterschied zum Versicherungsgesetze durchzieht, ist der gesetzliche Einfluß auf die Regelung der Lohnfrage. Daß der Gedanke, die obrigkeitliche Gewalt habe hier mitbestimmend einzugreifen, überhaupt bereits irgend eine praktische Gestalt angenommen hat, ist ein nicht zu unterschätzender Fortschritt in der Entwicklung und Ausgestaltung der socialen Frage. Im übrigen hat ja jede der beiden Arten, dem Arbeiter Schutz bei Unfällen zuzusichern, sei es durch Haftpflicht, sei es durch Versicherungszwang, in der Befugniß der öffentlichen Gewalt ihren rechtlichen Grund. Allerdings können nicht beide Rechtsanschauungen in gleicher Weise auf beliebig ähnliche Fälle zum Schutz der Unfallbetroffenen übertragen werden. Sobald es sich daher um Ausdehnung, sei es der Haftpflicht, sei es der Zwangsversicherung handelt, so ist es Sache der Politiker, gewissenhaft zu prüfen, ob auf die in Frage stehende Kategorie die Rechtsprincipien sich anwenden

lassen, welche bei dem ursprünglichen Gesetze maßgebend waren. So läßt sich z. B. Krankenversicherung, Altersversicherung durchaus nicht nach denselben Grundsätzen aufbauen oder beurtheilen, wie die Unfallversicherung. Thatsächlich ist zwar die bestehende Krankenversicherung auch nicht in derselben Weise geregelt, wie die Unfallversicherung: aber gerade der wesentliche Differenzpunkt, daß nämlich die Versicherten selbst zur Beisteuer gezwungen werden, ist nicht ohne rechtliche Bedenken. Doch es liegt nicht in unserer Absicht, diesen Bedenken hier jetzt weiteren Ausdruck zu verleihen.

Nur sei es uns schließlich noch erlaubt, auf einige Punkte hinzuweisen, in welchen unbedenklich der öffentlichen Gewalt die Befugniß zu einem gesetzlichen Eingreifen zusteht, und welche eines solchen Eingreifens zum Schutz der bedrängteren Klassen dringend bedürfen. Wir brauchen nur Sonntagsruhe, Frauenarbeit, Kinderarbeit zu nennen, und wir haben damit Gegenstände berührt, welche ein wohlmeinender Socialpolitiker nicht ferner ruhen lassen darf, welche je eher desto besser der Ausbeutungspolitik eines hartherzigen Kapitalismus entrissen werden müssen, wenn das Werk der socialen Heilung gefördert werden soll. Vor allem aber thut es noth, daß die Staatspolitik mit der Kirche und ihrer welterlösenden Thätigkeit freundschaftlich Hand in Hand geht: sonst sinkt die ganze socialreformatorische Thätigkeit der Staatsgewalt leicht zu einer Danaidenarbeit herab.

**Aug. Lehmkuhl** S. J.

---

# Das neueste Nebelgebilde materialistischer Lebenserklärung.

Der Lebensodem ist zu fein und ätherisch, als daß er sich in den grobmaschigen Netzen der experimentalen Forschung einfangen ließe. Die vielen Versuche, welche in dieser Beziehung angestellt wurden und jedesmal kläglich fehlschlugen, haben das klar bewiesen. Schon nachdem Pasteur vor zwei Decennien einen so entscheidenden, glänzenden Sieg über seinen hartnäckigen Gegner Pouchet davongetragen, nachdem die Versuche des erstern mehrfach unter geänderten Bedingungen wiederholt worden und immer im gleichen Sinne ausgefallen waren, da hätte jeder glauben

sollen, die Materialisten würden endlich davon abstehen, die Urzeugung oder das Entstehen lebendiger Körper aus leblosen durch unmittelbare Beobachtung fernerhin erweisen zu wollen. Gebrannte Kinder scheuen das Feuer, die gelehrten Verfechter der Urzeugung aber huldigen anderen Regeln der Klugheit. Sie gingen nach wie vor, bis in die allerneueste Zeit hinein, darauf aus, Thatsachen ausfindig zu machen, welche die Urzeugung der Wahrnehmung nahe bringen könnten. Hatte das unorganische Material in Glasröhren und Flaschen sich zu spröde erwiesen, so hofften sie in letzter Zeit, Zeuge zu sein, wie wenigstens innerhalb des lebendigen Organismus das Unbelebte selbständiges Leben annehmen werde. Und in der That, bei dem guten Willen etwas zu sehen, sah man auch bald, was man wollte.

Aus leblosen Stärkekörnern sah man in lebendigen Pflanzen selbständige kleine Lebewesen hervorgehen. Woher aber hätten diese dem bewirthenden Organismus landfremden Dingerchen hergekommen sein können, wenn nicht durch Umwandlung des Stärkemehls, einer unbelebten Substanz? Also in Wirklichkeit ein eclatantes Beispiel einer Urzeugung! Doch trau, schau, wem! Ganz abgesehen davon, ob eine derartige Beobachtung dazu angethan gewesen sein würde, die materialistische Lebenserklärung durch Urzeugung zu stützen oder endgiltig zu beweisen, entpuppte sie sich bei genauerem Studium als ein Irrthum, als ein voreiliger Trugschluß. Thatsache war nur dieses. Wo man unter dem Mikroskop vorher Stärkekörner wahrgenommen, sah man nachher selbständig lebende Klümpchen. Eine Umbildung der ersteren in die letzteren aber hatte man nicht gesehen und auch nicht sehen können, denn sie war gar nicht vor sich gegangen. Mit der scheinbaren Verwandlung verhält es sich vielmehr also. Schleimige, winzig kleine Klümpchen, die in der Flüssigkeit schon vorher vorhanden waren, treten an das Stärkekorn heran, umfließen dasselbe nach Art der Amöben in Form eines dünnen Häutchens. Das Klümpchen wird so zum Magen, und das Stärkekorn zum Mageninhalt. Durch Verdauung schwindet allmählich das letztere; das Klümpchen aber, durch die aufgenommene Nahrung gekräftigt und zur Reife gebracht, geht infolge von Theilung in neue Individuen auseinander.

In allerletzter Zeit sah man dann wieder, so wurde mit Bestimmtheit behauptet, Bakterien aus leblosen Körnchen des Zellinhaltes lebender Pflanzen entstehen. Diese Kunde regte natürlich auch andere zur Beobachtung dieser merkwürdigen, sehenswerthen Erscheinung an. Als sie diese Bakteriengeburt im Mikroskop bei stärkerer Vergrößerung genauer

beschauen wollten, fanden sie allerdings in den Zellen der betreffenden Froschbißart (Trianea bogotensis) Gebilde, welche äußerlich den Bakterien glichen, reihenförmig sich aneinanderlegten, das Licht stark brachen, lebhaft hin und her sich bewegten, alles so, wie es auch Bakterien thun. Doch wehe! — ein Tropfen Salzsäure, unter das Deckgläschen gebracht, genügte, die ganze Erscheinung vollständig verschwinden zu lassen, den vermeinten Bakterien die Larve abzuziehen und sie als dasjenige erkennen zu lassen, was sie sind, stäbchenförmige Krystalle oxalsauren Kalkes, eines in Pflanzen ganz gemeinen Salzes. Ihre spontane Bewegung aber erwies sich als ein passives Bewegtwerden durch die Strömungen des Zellsaftes und die Zuckungen des Protoplasmas.

Also auch auf dieser neuen Entdeckungsbahn nur Fiasco! So wird und muß es fernerhin bleiben, wenn anders das Lebendige wesentlich verschieden ist von dem Unbelebten. Dieser Unterschied ist aber für uns und jeden, der die vorliegenden Thatsachen vorurtheilsfrei zu prüfen im Stande ist, nicht etwa bloß ein mittelalterliches Dogma, sondern ein nothwendiges Ergebniß des wirklichen Sachverhaltes [1]. Es mögen daher die Herren in ihrer dogmatischen Befangenheit über die Nothwendigkeit einer Urzeugung nur fortfahren, nach experimentalen Thatsachen zu fahnden. Die sich häufenden Mißerfolge werden nur dazu beitragen, die alte Wahrheit von dem wesentlichen Unterschied zwischen leblosen und lebendigen Körpern durch einen experimentalen, wenn auch nur negativen, Inductionsbeweis mehr und mehr zu bestätigen.

Vom materialistischen Standpunkte aus dürfte es unter sothanen Umständen denn doch das klügste sein, einfachhin und ergeben an die Dubois-Reymond'sche Devise: „Ignoramus, ignorabimus" sich zu halten, so jammervoll die in ihr liegende Bankerotterklärung die gelehrten Vertreter des Materialismus auch treffen möge. Das scheinen die Bannerträger der materialistischen Wissenschaft mehr und mehr einzusehen. Wenigstens deuten Kundgebungen hervorragender Gelehrter dieses an und ist auch eine Einlenkung in andere Bahnen auf der ganzen Linie ihres zahlreichen Gefolges unverkennbar. Zum Rückzuge wäre damit geblasen; es handelt sich jetzt nur darum, den Rückzug zu decken, ihm den Schein einer Niederlage zu benehmen, ja, im Gegentheil als einen wissenschaftlichen Triumph erscheinen zu lassen. Das materialistische Princip soll

[1] Wir haben dieses in einer eigenen Schrift, „Der belebte und der unbelebte Stoff nach den neuesten Forschungs-Ergebnissen" (Freiburg, Herder, 1883), allseitig nachzuweisen gesucht.

dabei um jeden Preis gerettet und vom Ruhm exacter Wissenschaft nichts geopfert werden. Der Kampf soll nicht aufgegeben, sondern nur auf andere Punkte verschoben werden. Wenn das greifbare Experiment und die unmittelbare Beobachtung versagen, so soll den exacten Forschern von nun an die Macht der Logik aus der üblen Lage helfen.

Der Held, welcher dieses Feldherrnkunststück auszuführen unternommen hat, ist Herr Eduard Strasburger, Professor der allgemeinen Botanik und der Pflanzenphysiologie an der Universität zu Bonn, ein Forscher ersten Ranges, der durch seine feinen, erfolgreichen Untersuchungen über die Anfänge des Lebens, über die Zellkerne, die Zelltheilung, die Zellenstructur u. a. m. wohlverdientes Ansehen genießt. Der Plan ist auch so übel nicht ausgedacht. Nur schade, daß der Herr seine Kräfte einer so schlechten, von vornherein verlorenen Sache widmet, einer Sache, der mit aller Kunst nicht mehr aufzuhelfen ist, am wenigsten aber durch die Logik. Doch prüfen wir diesen Rettungsversuch im einzelnen. Er ist ganz geeignet, den dermaligen Standpunkt der materialistischen Lebensauffassung zu kennzeichnen, sowie dessen Unhaltbarkeit und Unwissenschaftlichkeit vor aller Welt offen zu legen. Zu der langen Reihe neuerer verunglückter Lebenserklärungen, welche wir in unserer Schrift über den belebten und den unbelebten Stoff besprochen haben[1], liefert diese neue Strasburger'sche Theorie einen höchst interessanten Beitrag.

Das erwähnte Thema behandelte Herr Strasburger im Jahrgang 1887 der „Deutschen Rundschau" unter der Aufschrift: „Das natürliche System der Organismen und die unteren Grenzen des Lebens". Der Artikel beginnt mit dem etwas maskirten Bekenntniß: „Ignoramus, ignorabimus". Es wird zunächst die überaus große Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit dargethan, ein natürliches System der Organismen aufzustellen, da die wahren Verwandtschaftsgrade sich durchaus nicht endgiltig ermitteln lassen. Das natürliche System müßte, so meint der Herr Professor, die „Blutsverwandtschaft" zum Ausdrucke bringen, welche die aus einander entwickelten Organismen in solche Verbindung neben einander bringt, wie sie der Reihe nach aus einander entstanden sind. So etwas ist jedoch unmöglich; denn wir kennen die Reihenfolge der Entwicklungen nicht und werden sie auch nie kennen. Die Mittel nämlich, welche uns diese Kenntniß verschaffen könnten, sind entweder erstens directe, die Paläontologie, welche uns die Glieder der früher erfolgten Entwicklungen

[1] II. Theil, S. 121—197.

in den erhaltenen Pflanzen- und Thierresten vorführt, und die unmittelbare Beobachtung der heute noch stattfindenden Entwicklungen, oder zweitens indirecte, „die vergleichende morphologische Forschung und die aus derselben sich ergebenden Abstractionen."

Was nun die Paläontologie angeht, so hat dieselbe bereits alle Erdschichten durchwühlt und unabsehbar viel Material ans Tageslicht gebracht. Doch genauer besehen, ist alles zusammen doch nur armseliges Stück- und Flickwerk, aus welchem ein zutreffendes Bild der ganzen Stufenleiter der Entwicklung zu reconstruiren auch der kühnste Genius nie wagen darf. Auf die Zukunft kann man sich auch nicht vertrösten. Denn, nach den vorliegenden Funden zu urtheilen, wird die Paläontologie auch in alle Zukunft nie die Lücken vollständig ausfüllen, welche heute noch in so großer Zahl und Ausdehnung vorhanden sind. — Das einzige wissenschaftliche Ergebniß von allgemeiner Bedeutung, das uns die Paläontologie zu bieten vermochte, ist — so wird nebenbei bemerkt — die Erkenntniß, daß eine allmähliche Entwicklung stattgefunden hat, der Verlauf dieser Entwicklung im einzelnen ist aber aus den mangelhaften Resten früherer Organismen nicht mehr herauszulesen.

Herr Strasburger erwägt nun den Werth der indirecten Erkenntnißmittel und findet, daß auch diese den Forscher im Stiche lassen. Will man nämlich aus einer Summe von Aehnlichkeiten in Bau und Gestalt der jetzt lebenden Wesen auf den gemeinsamen Ursprung schließen, so „steht man stets vor der schwierigen Aufgabe, nach subjectiver Abschätzung entscheiden zu müssen, ob es sich um Gleichwerthigkeit oder nur um Aehnlichkeit handle". Nur die Gleichwerthigkeit, d. h. die Aehnlichkeit, welche in der Blutsverwandtschaft ihren Grund hat, könne für das wissenschaftliche System in Betracht kommen, nicht aber eine Aehnlichkeit, die rein zufällig sei, wie etwa die Aehnlichkeit in den Gesichtszügen zweier landfremden Menschen. Sichere Normen, um zwischen Gleichwerthigkeit und bloßer Aehnlichkeit zu entscheiden, gibt es aber nicht.

Es bleibt somit nur das Mittel der unmittelbaren Beobachtung. Dieser heikle Gegenstand, so lange Zeit hindurch der gewaltige Achilles der Forscher, wird von Herrn Strasburger mit auffallender Zurückhaltung und schonender Zartheit behandelt. Von dem Abgange einer jeden sicheren Beobachtung der Verwandlung einer Pflanzen- oder Thierspecies in eine andere, was doch für das behandelte Thema gewiß nicht belanglos ist, sagt er nichts. Er erörtert hier nur die eine Frage, ob eine Urzeugung durch unmittelbare Beobachtung überhaupt bestätigt werden könne. Daß

eine Urzeugung des Lebens nicht zu umgehen sei, gilt ihm von vornherein theoretisch als ausgemacht; weshalb, hütet er sich aber wohl, uns zu verrathen. Am Schlusse des Artikels sucht er freilich durch ein paar sententiöse Bemerkungen, die wir später berühren werden, den Leser hierüber nachträglich zu beruhigen. Nur das Eine ist ihm bezüglich der Urzeugung noch nicht ganz entschieden, „was logischer sei, die Urzeugung nur einmal, gewissermaßen als Ausnahme, oder eine unendliche Zahl von Malen als allgemeines Gesetz anzunehmen? Die Bedingungen für das Bestehen lebender Substanz sind heute noch wie früher vorhanden; also läßt sich annehmen, daß auch die Bedingungen für das Entstehen gegeben sind.“ Herr Strasburger stimmt also, freilich aus einem sehr fadenscheinigen Grunde, für eine fortwährend stattfindende Urzeugung. Da mußte ihm natürlich viel daran gelegen sein, den Stein des Anstoßes aus dem Wege zu schaffen, welcher mit dem fatalen Umstande gegeben ist, daß eine Urzeugung sich nirgendwo beobachten läßt. Den völligen Mangel einer jeden Beobachtung einer Urzeugung gesteht er unumwunden ein. Er geht sogar noch viel weiter — und damit beginnt das strategische Kunststück, wodurch er die bisherigen Mißerfolge des Materialismus zu decken und ihn für die Zukunft von der Seite her unangreifbar zu machen sucht — er bemüht sich nämlich, den wissenschaftlichen Nachweis dafür beizubringen, daß eine Urzeugung nie beobachtet werden könne, auch wenn sie wirklich vor sich gehe. Hiermit betritt er nun auch voll den Fechtboden der Logik, um durch ihre eiserne, unerbittliche Consequenz die Gegner für immer niederzuwerfen. Also sehen wir uns vor! Verfolgen wir behutsam diese logischen Ausfälle!

„Die Forschung hat die unteren Grenzen des organischen Lebens fort und fort verschoben. In dem Maße, als das Mikroskop verbessert, seine vergrößernde Kraft verstärkt wurde, traten immer neue, bis dahin unbekannte Lebewesen in die Erscheinung. Die kleinsten Wesen, die wir jetzt kennen, sind die Bakterien: manche kugelige Formen derselben erreichen kaum einen Durchmesser von einem halben Tausendstel mm. Solche Kügelchen erscheinen auch bei den stärksten Vergrößerungen, über die wir jetzt verfügen, noch punktförmig. Sollten diese Bakterien aber wirklich die kleinsten und einfachsten Wesen sein? Eine solche Annahme muß schon aus logischen Gründen als höchst unwahrscheinlich erscheinen.“

Zu derselben Annahme, so führt Herr Strasburger des weiteren aus, zwinge auch das Studium der Lebensvorgänge in den niedrigsten Pflanzen und Thieren: An den untersten Grenzen des Lebens treten uns,

wir mögen den Bau des Organismus, oder die Entwicklungsvorgänge, oder die Lebensäußerungen der einzelnen Individuen ins Auge fassen, Erscheinungen entgegen, welche durch ihre Mannigfaltigkeit und Complicirtheit in Erstaunen setzen und welche wir deshalb nicht „als ursprüngliche, der lebenden Substanz von Anfang an zukommende ansehen können, sondern vielmehr durch Summirung von Eigenschaften, die eine lange Reihe von einfacheren und einfacheren Ahnen voraussetzt, uns erklären müssen", natürlich nur um der unerbittlichen Logik willen. So einfache Urwesen wird es auch heute noch geben, nur können wir sie nicht sehen. Es lehrt uns nämlich die Erfahrung, daß die Organismen, wenn auch keineswegs immer, so doch der allgemeinen Regel nach um so kleiner werden, je einfacher sie sind. Die Annahme, die heutigen Organismen einfachster Art seien ihrer Kleinheit halber uns völlig unsichtbar, muß daher ganz „plausibel" erscheinen.

An der ersten Etappe des strategischen Kunststückes wären wir hiermit angelangt. Der eigentliche Gegenstand, um den sich alles dreht, der Anfang des Lebens, ist mit Geschick an das Ende unabsehbar langer Reihen von Lebewesen hinausgeschoben, wohin kein Mikroskop je den Blick des Forschers tragen kann. Nur im Bereiche dieses Unsichtbaren kann die Urzeugung liegen. Dort, an den entlegensten Enden dieser Reihen, an der zumeist unserem Gesichtsfelde entrückten Grenze, an allerwinzigsten Lebewesen von molekularer Größe, dort, wo Lebendiges mit Unbelebtem schon dem Aeußern nach in Eins verschwimmt, in nebelhafter Ferne und für immer in undurchdringlichen Nebel gehüllt, da vollzieht sich geheimnißvoll die bedeutungsvolle That der Urzeugung. — Ja, die ist allerdings gut versteckt. Selbstverständlich ist es nun, weshalb alle Versuche, eine Urzeugung zu verwirklichen oder doch wenigstens mitanzusehen, kein faßbares Resultat geliefert haben; nicht etwa, weil die Urzeugung nicht stattfindet, sondern weil ein ewiger, unzerstreubarer Nebel sie unseren Sinnen verhüllt. Keiner wage daher in Zukunft, die Materialisten für diese Mißerfolge zur Verantwortung zu ziehen, er würde sich vor der Wissenschaft nur lächerlich machen. Quos ego!

Indessen dieser Nebel behindert nur das leibliche Auge am Sehen und Beobachten. Vor dem geistigen Auge, welches, wie dasjenige des Herrn Strasburger, über die schneidige Waffe der Logik verfügt, zerstieben diese Nebel nach allen Winden, und klar schaut er die Vorgänge des Lebendigwerdens der Materie. Und hiermit gelangen wir zur zweiten Etappe; der glücklich bewirkte Rückzug gestaltet sich zum Triumph.

„Die Functionen der Organismen, wie wir sie uns jenseits der sichtbaren Reihen vorstellen, müßten sich fort und fort einfacher gestalten und so allmählich den Eigenschaften der leblosen Körper nähern. Durch Urzeugung endlich könnten nur Wesen entstehen, welchen ausschließlich die ursprünglichen chemischen und physikalischen Charaktere der lebenden Substanz zukämen. Diese Substanz müßte aber von Anfang an die Eigenschaft besitzen, sich zu ernähren und zu wachsen, nach Ueberschreitung einer bestimmten Größe in Stücke zu zerfallen und sich langsam im Laufe langer Zeiträume zu verändern; das heißt, neue Eigenschaften zu erlangen, diese zu behalten und auf die folgenden Theilstücke zu übertragen." — So das Gesicht der Urzeugung und der durch sie gezeugten Erstlinge des Lebens. Ueber den Werth desselben äußert sich Herr Strasburger selbst folgendermaßen: „Es ist klar, daß wir mit allen diesen Hypothesen den Boden der Erfahrung längst verlassen haben; doch — wir gingen von feststehenden Thatsachen aus und schlossen folgerecht aus dem Bekannten auf das Unbekannte", — mit andern Worten: unsere Urzeugung und unsere Urlinge sind nicht ein unmittelbares Ergebniß der Beobachtung von Thatsachen, wohl aber das Ergebniß einer folgerechten Schlußfolgerung aus den Thatsachen, das Ergebniß einer consequenten Logik.

Der Herr Professor wird es uns hoffentlich verzeihen, wenn wir an die Folgerichtigkeit seiner Logik nicht schon auf seine Betheuerung hin glauben, sondern bei der Wichtigkeit des Gegenstandes, um welchen es sich handelt, uns erlauben, diese Folgerichtigkeit einer genaueren Prüfung zu unterziehen, zu untersuchen, welche Sicherheit seinen Behauptungen beizumessen sei, zu sehen, ob sie wirklich durch eine eiserne Logik am Boden der Thatsachen und der objectiven Wahrheit festgeankert sind.

Der Cardinalpunkt, um welchen in der Strasburger'schen Lebensauffassung alles andere sich dreht, ist das „Postulat einer Urzeugung". Es ist uns wohl bekannt, daß der Herr Professor in diesem Punkte in vollstem Einklange sich befindet mit seinen angesehensten Fachgenossen, z. B. mit den Professoren Dubois-Reymond, Pflüger, Nägeli, Cohn. Hat ja noch jüngst im September 1887 Professor Virchow vor der Versammlung deutscher Naturforscher zu Wiesbaden in seiner Rede über den Transformismus die Urzeugung ein „Postulat der Naturphilosophie" genannt [1]. Ist nun die Urzeugung wirklich ein Postulat der Logik?

---

[1] Tageblatt der 60. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Wiesbaden 1887, Nr. 6, S. 140.

Wissenschaftliches Postulat nennt man entweder eine Annahme, die in sich so klar und selbstverständlich ist, daß sie eines Beweises nicht bedarf, oder eine Annahme, die zwar nicht selbstverständlich ist, aber doch ohne weiteren unmittelbaren Beweis hingenommen wird, weil sie von der Logik als die einzig nothwendige Vorbedingung zur Erklärung eines anderen Dinges verlangt wird, von dessen Bestehen wir uns direct überzeugen können. Im ersteren Sinne haben die Naturforscher das Postulat der Urzeugung nie verstanden; denn sonst würden sie wahrhaftig nicht so viele Mühe sich gegeben haben, die Urzeugung durch das Experiment und unmittelbare Beobachtung zu bestätigen. Sie können den Ausdruck also nur im zweiten Sinne nehmen und machen somit allgemein das Eingeständniß der Unmöglichkeit eines directen Beweises. Es handelt sich somit nur darum: fordert die Logik die Annahme der Urzeugung als die *einzig nothwendige* Vorbedingung zur Erklärung der Lebewesen?

Für alle, welche an einen Schöpfer nicht bloß glauben, sondern auch durch zwingende, folgerichtige Schlußfolgerung von der Beobachtung der sichtbaren Thatsachen aus die sicherste Ueberzeugung von dem Dasein und Walten eines Schöpfers sich verschafft haben, bietet die Erklärung des Lebens ohne Urzeugung keine Schwierigkeit. Für jeden also, der einen Schöpfer annimmt, hört die Urzeugung auf, ein Postulat der Wissenschaft zu sein. Aber das ist es ja gerade, diese Herren Naturforscher wollen von einem Schöpfer nichts wissen, für sie darf er nicht existiren. Und warum denn nicht? Etwa, weil er dem Experiment und der unmittelbaren Beobachtung nicht zugänglich ist? Aber das ist ja auch eingestandenermaßen die Urzeugung und so vieles andere nicht, was die Materialisten doch dessenungeachtet in ihre Kreise hineinziehen. Nachdem sie die Logik zu Hilfe gerufen, um darüber Auskunft sich geben zu lassen, was ihr Experiment und sinnliches Auge nicht mehr erreichen kann, ist diese plumpe Entschuldigung ganz bedeutungslos geworden. Oder erhebt etwa die Logik Einsprache gegen die Annahme eines Schöpfers? Die nüchterne, gesunde Logik ist es aber gerade, welche mit unerbittlichem Zwang alles Endliche auf *einen* Unendlichen, alles zeitlich Entstehende oder Vergehende auf *einen* Ewigen, auf Gott den Schöpfer als die einzig ausreichende Ursache zurückführt. Oder sollte etwa ihre Forschung oder das Ansehen der Wissenschaft durch die Annahme eines Schöpfers leiden? Aber ist denn nicht die Wissenschaft nur die Erkenntniß der Dinge in ihrer Beziehung zu ihren letzten Ursachen, und ist nicht die Forschung der Weg zu dieser Erkenntniß? Wie sollte also der Wissenschaft und

Forschung aus der wohl verbürgten Annahme der einzigen, allerletzten und höchsten Ursache irgend eine Einbuße erwachsen? Hat nicht der Schöpfer das Buch der Natur selbst in unsere Hände gelegt, damit wir es lesen und verstehen lernen, um daraus ihn zu erkennen und seine Macht, Weisheit und Größe zu bewundern? Erhalten so nicht Forschung und Wissenschaft Sicherheit im Verfolgen ihres Zieles, höhere Weihe und menschenwürdige Schwungkraft beim emsigen Ringen nach Einsicht in die sichtbaren Dinge?

Nein, das alles ist es nicht, was diese Naturforscher abhält, einen Schöpfer anzuerkennen. Es ist einzig und allein der zum unfehlbaren Glaubensdogma erhobene Satz: Außer der Materie und der Bewegung gibt es nichts Reales. Für dieses Dogma aber ist die Urzeugung ein nothwendiges Postulat; denn ohne Urzeugung hörte die bewegte Materie auf, der alleinige Erklärungsgrund des Lebendigen zu sein. Aber wie ist es möglich, daß diese Herren, die sonst den Dogmen in Sachen der Wissenschaft und Religion so gram sind, alle ihre Wissenschaft auf ein Dogma stellen, auf ein Dogma, das weder von der Logik gebilligt werden, noch auch sonst von irgend einer Seite her den Titel einer Existenzberechtigung erlangen kann, daß sie einem blinden Dogmenglauben huldigen, der des vernünftigen Menschen unwürdig ist? Doch dem sei, wie ihm wolle. Wenn auch sie sich täuschen, so bleibt die objective Wahrheit ungeschmälert bestehen. Wenn sie auch einen Schöpfer wegdecretiren, so bleibt seine Existenz und sein Walten in der sichtbaren Natur darum nicht weniger logisch verbürgt und gewiß. Von einem Postulat der Urzeugung von Seiten der Logik nnd Vernunft kann deshalb dem objectiven Thatbestande nach auch keine Rede sein. Für uns und jeden, der sich vom materialistischen Dogmenglauben nicht in geistige Fesseln hat legen lassen, kann somit ihre Behauptung, die Urzeugung sei ein Postulat der Naturphilosophie, nur mehr den Sinn haben: Ohne Urzeugung ist das Leben mit dem materialistischen Grunddogma nicht in Einklang zu bringen, mit der Urzeugung steht und fällt der Materialismus; der Materialismus darf aber um keinen Preis fallen. Auf solche Weise postuliren die Materialisten die Urzeugung als Existenztitel, mag Logik und Vernunft dazu sagen, was sie wolle. Stat pro ratione voluntas!

Doch nein, seien wir billig, beurtheilen wir unsere Gegner nicht zu hart! Viele derselben wollen nicht im mindesten Gottes Dasein und Walten in der Natur in Frage stellen, sie wollen ihn nur nicht als Er=

klärungsgrund in naturwissenschaftlichen Dingen anerkennen. Es zieme, so behaupten sie, der Naturforschung als Experimentalwissenschaft nicht, andere Erklärungsgründe zuzulassen, als solche, welche ihrem Gebiete, der sichtbaren Körperwelt, entnommen sind. Das klingt freilich besser, läuft aber doch thatsächlich auf das oben Gesagte hinaus. Entweder werden sie sich strenge an diesen Grundsatz halten, und dann gibt es für die Naturforschung überhaupt keine Urzeugung, keine Lebenserklärung, kein materialistisches Grunddogma, aber auch keine Wissenschaft mehr; denn alle diese Gegenstände greifen über das Gebiet des Sichtbaren hinaus. Oder aber sie bequemen sich zu einer solchen Einschränkung nicht, — und das werden sie in Zukunft eben so wenig thun, als sie es bisher gethan haben, das widerstrebt auch zu sehr ihrem Drang nach Vertiefung ihrer Wissenschaft und ihrer Sucht, alles bis zum letzten Grunde zu erklären. In diesem Falle liegt der Naturforschung als Experimentalwissenschaft die Annahme einer Urzeugung nicht näher als die Annahme eines Eingreifens von Seiten des Schöpfers. Im Gegentheil, die letztere steht mit den sichtbaren Thatsachen in einer viel innigeren, dem forschenden Geiste näher gerückten Verknüpfung. An und für sich in jeder Beziehung unwahrnehmbar, könnte die Urzeugung nur insofern mit den Beobachtungsthatsachen in causalen Zusammenhang treten, als ohne sie das Leben in keiner andern Weise zu erklären wäre, und nur insofern, als man berechtigt wäre, sie als die einzig mögliche Ursache des Lebens hinzustellen, was nicht der Fall ist. Ganz anders verhält es sich mit der Annahme des Schöpfers. Ausgehend von den sichtbaren Dingen der Welt erkenne ich klar, daß jedes einzelne und alle zusammen genommen einzig und allein nur in einem Schöpfer ihren letzten Erklärungsgrund finden können. Diese Wahrheit ist insofern weder ein Glaubensdogma, noch auch ein Postulat eines solchen [1]. Als Gott und unendliches Wesen steht der Schöpfer allerdings hoch und unerreichbar über der sichtbaren Welt; als Schöpfer hingegen greift er durch sein Werk faßlich und kenntlich überall in diese Welt ein und stellt sich mir so durch die sichtbaren, experimentalen Erscheinungen und in denselben als existirend und wirkend offenkundig dar. Weit entfernt, nur ein Postulat für die Erklärung des Lebens zu sein, steht er als schaffend und erhaltend in allen Gebilden auch

---

[1] Professor Virchow behauptet also ganz mit Unrecht: „Wer dem Drängen, den Anfang des Lebens zu suchen, nicht widerstehen kann, dem bleibt schließlich nur die Wahl zwischen dem Dogma von der Schöpfung und dem Dogma der Urzeugung.“ A. a. O. S. 140.

der unbelebten Körperwelt vor mir, allein schon deshalb, weil sie wahrnehmbare endliche Wesen sind. Ein besonderes Eingreifen seines Wirkens für das erste Entstehen des Lebens anzunehmen, sehe ich mich nur deshalb veranlaßt, weil er in der ganzen unbelebten Natur die Bedingungen zur Entwicklung des Lebens nirgendwo niedergelegt hat und außer ihm nichts da ist, was sie verwirklichen könnte. Wenn ich mich also auch ganz auf den Standpunkt eines Naturforschers stelle, bin ich weit eher darauf hingewiesen, bei meiner Erklärung des Lebens das Eingreifen des offenkundig überall wirksamen Schöpfers in Betracht zu ziehen als das Phantom einer Urzeugung.

Aber, sagen da andere, Gott hat einmal die Welt und alles andere erschaffen. Ihn nachher noch von Zeit zu Zeit herbeiziehen zu wollen zur Ausbesserung der einmal geschaffenen Welt, das hieße Gottes Unwürdiges verlangen. Alles, was nach der Erschaffung entstand, hat sich von selbst und durch die gleich anfangs in die Welt gelegten Kräfte und Triebe entwickelt, so auch das Leben aus dem Unbelebten. Wenn notorische Gottesleugner einen solchen Einwand erheben, ist nicht anzunehmen, daß es ihnen ernst damit gemeint ist. Ihnen würden wir auch nicht antworten. Denjenigen aber, die es ehrlich meinen, erwiedern wir zunächst, daß es uns nicht zustehe, Gott darüber Vorschriften zu geben, was für ihn passe und was nicht. Sodann aber ändert es im Wirken Gottes durchaus nichts, ob er tausend Welten ins Dasein ruft oder nur eine, ob er in dieser einen Welt nur einmal oder tausende von Malen nach einander eingreift. Durch einen und denselben Willensact gibt er einer und tausend Welten ihren Bestand, greift er ein oder tausend verschiedene Male in die geschaffene Welt ein. Daran allerdings halten auch wir fest, ein schöpferisches Eingreifen Gottes dort nicht anzunehmen, wo er die zur Hervorbringung der Wirkung nothwendigen Kräfte und Anlagen bereits in die geschaffene Welt niedergelegt hat. Wenn Gott also die unbelebte Materie so geschaffen hätte, daß sie sich aus eigener Kraft zum Leben hätte erschwingen können, dann würde es auch uns nimmermehr beifallen, für das Entstehen des Lebens ein abermaliges Eingreifen des Schöpfers für nöthig zu erachten. Da er aber die unbelebte Materie in Wirklichkeit so nicht geschaffen hat, wie wir alsbald zeigen werden, so wird auch dieses Bedenken grundlos. — Es bleibt somit unsere obige Behauptung in Kraft, von einem Postulate der Urzeugung kann für einen aufrichtig denkenden, vorurtheilsfreien Forscher keine Rede sein.

Indessen das Schlimmste an dieser Urzeugung ist nicht der Umstand, daß sie keinen Rechtstitel aufweisen kann. Weit verhängnißvoller ist das Verdammungsurtheil, welches gerade die Logik über dieselbe schon lange gesprochen hat. Bevor man etwas zum Postulate der Wissenschaft erklärt, sollte man sich doch vorerst darüber versichern, ob dasselbe überhaupt möglich sei und nicht ein Unding, wegen des innern Widerspruches, welchen die betreffende Annahme in sich schließt. Einen solchen mehrfachen Widerspruch muß aber, wie uns scheint, jeder in der Annahme einer Urzeugung finden, welcher den Gegenstand allseitig und vorurtheilsfrei erforscht. — Der ganze erste Theil unserer Schrift über den belebten und den unbelebten Stoff (S. 6—112) untersucht eingehend die unüberbrückbare Kluft, welche die Organismen von den leblosen Dingen trennt, er zeigt, wie die Bewegungserscheinungen des belebten Stoffes, seine Bildung, Structur, Erhaltung, wie schon der richtige Begriff des lebenden Organismus einen unumstößlichen Beweis für die wesentliche Verschiedenheit der lebendigen und der leblosen Körper liefert. So lange die Gegner die vorgebrachten Gründe nicht stichhaltig widerlegen können, bleiben wir dabei, diese Urzeugung für ein Unding zu erklären, welches unseren heutigen exacten Kenntnissen über die Lebewesen einerseits und über die leblosen Körper andererseits Hohn spricht. All das dort Erörterte wollen und können wir hier nicht wiederholen. Wir verweisen den Leser, welcher eine genauere Darlegung des Sachverhaltes im einzelnen wünscht, daher auf unsere Schrift. Wir werden im Nachstehenden nur insoweit kurz auf die dort behandelten Gegenstände zurückkommen, als es zur Beleuchtung der Behauptungen des Herrn Strasburger zweckdienlich erscheint.

Herrn Strasburger mußte viel daran liegen, die postulirte Urzeugung mit rosigem Gesichte vor die Leser hintreten zu lassen und ihre Schwächen zu verdecken. Das war bei dem Mißcredit, in welchen sie nachgerade gekommen war, nothwendig. Diese Wirkung erzielt er durch einen doppelten Kunstgriff. Zunächst bemüht er sich, die Urzeugung als Endglied unabsehbar langer Reihen von Verwandlungen eines Lebewesens in ein anderes hinzustellen; dann sucht er den Uebergang des Unbelebten zum Belebten in eine Kategorie mit diesen Verwandlungen zu bringen, indem er den Unterschied zwischen beidem so viel als möglich verwischt und unkenntlich macht. Als tändelndes Kunststück mag so etwas ja hingehen, von wissenschaftlichem Ernst und logischer Folgerichtigkeit ist es aber weit entfernt. Doch prüfen wir das Kunststück im einzelnen.

Nachdem Herr Strasburger in der Einleitung die Bemerkung hatte fallen lassen, im Lichte der Descendenzlehre habe sich die Vorstellung Bahn gebrochen, daß die lebenden Wesen langsam auseinander durch allmähliche Veränderung hervorgegangen seien, ohne auch nur den Schein eines Grundes für die Berechtigung weder der Descendenzlehre noch dieser Vorstellung beizubringen, wird dann später so gelegentlich darauf hingewiesen, „daß die Organismen um so einfacher werden, je älteren Bodenschichten sie angehören“. Diese Thatsache aber, so wird nun gefolgert, stütze in eminenter Weise die Annahme einer langsamen Veränderung der Organismen und ihrer Entwicklung auseinander. So der ganze Beweis für die allmähliche Entwicklung der Lebewesen auseinander. Aber wie sollen die paläontologischen Funde, welche doch nur das „Nebeneinander“ und „Nacheinander“ der Lebewesen bekunden, eine Stütze für das „Auseinander“ abgeben? Wenn es sich sodann mit dem Einfacherwerden der Organismenreste so verhielte, wie man glauben machen will, so würde dasselbe nur das Walten eines bestimmten Planes in der Nacheinanderfolge der Organismen verrathen, über die Ursachen aber, welche diese Nacheinanderfolge verwirklicht haben, nichts aussagen, viel weniger aber eine Entwicklung in materialistischem Sinne beweisen. Mit dem allmählichen, gesetzmäßigen Einfacherwerden muß es indessen doch seine Haken haben. Das beweisen die vielen Stammbäume, die in den letzten Decennien über die Entwicklung der Organismen aufgestellt worden sind, da sie die Lebewesen in den verschiedensten Gruppirungen aufweisen. Das zeigt ferner das Vorgehen des Herrn Strasburger selbst, der mit einigen anderen Forschern, wohl um den Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, die heutigen Lebewesen nicht mehr von einer oder wenigen Urformen durch alle Perioden hindurch herleiten will, sondern beliebig viele, voneinander ganz unabhängige Entwicklungsreihen annimmt, Entwicklungsreihen, die also nicht auseinander hervorgegangen sind. Wo bleibt da die Consequenz? Das oben behauptete allmähliche Einfacherwerden der Organismenreste in den älteren Bodenschichten ist in Wahrheit auch so wenig eine Beobachtungsthatsache, daß sie mit dem wirklichen Sachverhalt geradezu in Widerspruch steht. Sofern die Paläontologie sich an die Thatsachen hält, kennt sie — abgesehen von den kleinen Variationen innerhalb der Art — nur eine sprungweise Aenderung der Organismen; ein bestimmtes Aenderungsgesetz hat sie aber bis zur Stunde mit Sicherheit nicht aufzustellen vermocht. Ihre Folgerungen, Herr Professor, sind deshalb unrichtig oder hängen in der Luft.

Indessen legen wir auf die Möglichkeit der Entwicklung eines Organismus aus einem andern nicht viel Gewicht und wollen durch Obiges nur die Logik des Herrn Strasburger beleuchten. Wir geben die Möglichkeit der Verwandlung sogar zu. Auch liegt es uns ferne, alle die Arten, welche die Zoologen und Botaniker als solche aufführen, jede für sich direct durch den Schöpfer hervorbringen zu lassen. Für die Entwicklung verlangen wir dann nur das Eine, daß sie nicht ausschließlich vom Zufall und von äußeren Einflüssen abhängig gemacht werde, sondern in erster Linie durch den allen Organismen eigenen Entwicklungs-, Erhaltungs- und Anpassungstrieb bewirkt werde, entsprechend den in jedem vorhandenen Anlagen und Fähigkeiten. Es ist dies eine Forderung, die heute schon angesehene Freunde der Descendenzlehre, wie Virchow [1], bereitwillig zugestehen.

Wohl der Ueberzeugung sich hingebend, die Verschiedenheit der heutigen Organismen seinen Lesern sattsam „plausibel" gemacht zu haben — für das ihnen zugetraute Urtheilsvermögen allerdings ein schlechtes Zeugniß —, eilt Herr Strasburger nun rasch dem letzten Schlusse zu. Die Entwicklung besagt nach ihm eine Verwandlung des Einfachen in ein weniger Einfaches, also kann nur das Allereinfachste das Erste sein, die Urorganismen müssen den höchsten Grad der Einfachheit besitzen. Das Einfachere pflegt nun aber auch das Kleinere zu sein; also stellen die Urlinge die kleinsten Organismen dar. — Der erste Schluß bezüglich der Einfachheit hat nur Geltung, wenn man das Dogma der Urzeugung von vornherein annimmt; ohne dieses liegt, auch wenn die Möglichkeit der Entwicklung eines Organismus in einen andern zugestanden wird, keine logische Nöthigung vor, überall bis zum Allereinfachsten niederzusteigen. Etwas anderes ist es doch, irgend eine aufsteigende Entwicklung zugeben, und etwas anderes, eine Entwicklung durch alle überhaupt möglichen Grade der Einfachheit hindurch annehmen. Diese wäre also durch besondere Gründe zu motiviren gewesen. — Was den zweiten Schluß anbelangt, so deutet Herr Strasburger selbst schon an, daß öfters die Größenverhältnisse bei Pflanzen und Thieren nicht gleichen Schritt halten mit den Verhältnissen der Einfachheit. Der objective Thatbestand verlangt somit für die Urlinge eine minimale Kleinheit ganz gewiß nicht mit logi-

[1] „Atavismus und Descendenz setzen voraus, daß diejenigen Lebensvorgänge, welche durch diesen Ausdruck bezeichnet werden, nicht durch den Zwang äußerer Dinge, nicht einmal durch die Einwirkung äußerer Ursachen, sondern aus einem immanenten Triebe zu Stande kommen." A. a. O. O. 139.

scher Notwendigkeit. Noch viel weniger wird eine solche von dem Begriff der größten Einfachheit gefordert. Denn dieser richtet sich ja einzig und allein nach dem Grade der Mannigfaltigkeit der Bestandtheile des Organismus und seiner Functionen.

Gesetzt, alle bisherigen Schlüsse des Herrn Professors wären richtig gewesen, kann er glauben, damit der Urzeugung die Thore geöffnet zu haben? Kann er glauben, die Lebewesen zur spontanen Entstehung aus der unbelebten Materie passender zu machen, wenn er sie vorher zum höchsten Grade der Kleinheit und Einfachheit herabsinken läßt? Es wäre dieses arge Täuschung, grobe logische Verirrung. Für die Urzeugung gewinnt er hierdurch ebenso wenig wie Herr Nägeli durch die Manöver, welche derselbe in den letzten Jahren mit ebenso minimalen Phantasiegebilden, mit den „Micellen" und „Probien", in Scene gesetzt hat. Nicht die Größenverhältnisse, nicht der Grad der Complicirtheit bedingen die Unmöglichkeit einer Urzeugung, sondern der wesentliche Unterschied, welcher zwischen Lebendigem und Leblosem besteht. Dieser Unterschied trennt jedoch die einfachsten und kleinsten Erstlinge der Strasburger'schen Lebewelt nicht minder von der leblosen Körperwelt, als die Organismen, welche die höchste Stufe des Lebens erklommen haben. Denn es mögen die Erstlingsorganismen so klein und einfach genommen werden, als man will, sie bleiben immer lebendig, sie sind und bleiben Organismen, sie besitzen nach Strasburgers eigenen Worten „die Fähigkeit, sich zu ernähren, zu wachsen, sich durch Fortpflanzung zu vermehren". Gerade dieses aber bedingt den wesentlichen Unterschied und Gegensatz.

Ein goldenes Geschmeide und ein eisernes Werkzeug werde ich in alle Ewigkeit nicht dadurch ineinander verwandelbar machen können, daß ich beides in immer feineres und feineres Pulver verwandle, weil eben dabei das eine immer Gold, das andere immer Eisen bleibt, Gold vom Eisen aber wesentlich verschieden und damit eine Verwandlung des einen in das andere ausgeschlossen ist. Der Sprung vom Eisenpulver zum Goldpulver ist unmeßbar größer als derjenige vom Goldpulver zum goldenen Geschmeide und derjenige vom Eisenpulver zu der planmäßig zum Werkzeug ausgestalteten Eisenmasse. Genau ebenso ist der Sprung von den in nebelhafte Fernen verlegten Erstlingen der Lebewelt zu den unbelebten Atomen und Molekeln ganz anderer Art, und unmeßbar größer als derjenige von dem untersten Lebewesen zum höchsten derselben Reihe. Letzterer hält sich in den Grenzen eines und desselben Gebietes, ersterer ist ein Sprung aus einem Gebiete in ein anderes, das insofern unendlich

weit absteht, als es seiner Natur nach einen Uebergang nie zuläßt. Es kann also auch die Verwandlung des einen Organismus in den andern nie und nimmer zu der Annahme einer Verwandlung des Unbelebten in Lebendiges berechtigen. Aus einem faltenreichen Mantel lassen sich wohl Beinkleider und enge Leibröcke machen, nie und nimmer aber Lederstiefel und Filzhüte. Eine derartige Verwandlung mir nichts dir nichts voraussetzen, hieße die Naturerscheinungen auf unbegreifliche, weil unmögliche Wunder zurückführen, hieße einen Wunderglauben verlangen, welcher vor dem Richterstuhl der Logik als Verirrung der menschlichen Vernunft gebrandmarkt werden müßte.

Es gereicht jedoch dem Herrn Professor zur Ehre, wenn sein logisches Gewissen ob solch logischer Ungeheuerlichkeiten doch in einige Unruhe gerieth, wenn er die sich regenden Gewissensscrupel aus dem Wege zu räumen suchte. — In der „Reizbarkeit" jeder lebenden Substanz klafft denn doch vor seinen Augen eine „unüberbrückbare Kluft, welche bis jetzt die lebenden und leblosen Körper scheidet". Einige Ueberlegung läßt ihn jedoch mit Professor Sachs diese Reizerscheinungen auf Auslösungen von Spannkräften zurückführen, wie sie auch bei unorganischen Substanzen, z. B. in der Explosion des Schießpulvers durch einen Funken, in der Verwandlung der labilen Krystallform in die stabile beim Salpeter, vorkommen. Dabei bleibt ihm am Ende nur noch das eine Bedenken: „Alle Auslösungen von Spannkräften in der anorganischen Welt führen zu einem Zustande, der nicht von selbst rückgängig werden kann. Die aus dem Schießpulver entstandenen Gase werden sich nicht von selbst wieder zum Schießpulver sammeln. Solches erfolgt hingegen continuirlich in den Organismen. Die durch Berührung gereizte Mimose beginnt alsbald wieder ihre Blättchen zu entfalten, die Blattstiele zu heben. Sie kehrt zu dem Zustande zurück, in welchem sie sich vor erfolgter Reizung befand und in welchem sie für neue Reize empfänglich wird. Der Zustand des labilen Gleichgewichtes ist wieder hergestellt durch eigene Lebensthätigkeit des Organismus." Damit berührt der Herr Professor allerdings einen fatalen Punkt. Doch weshalb sollten starke Geister sich durch solche Kleinigkeiten ängstigen lassen? Zudem genügt ja ein Blick auf die Chemie, um jede Unruhe zu verscheuchen. Es wird mit diesem berührten Unterschiede der Reizbarkeit wohl gehen wie mit dem Unterschied zwischen organischen und unorganischen Stoffen. „Es galt früher als ausgemacht, daß die sogen. organischen Verbindungen nur durch die Lebensthätigkeit der Organismen erzeugt werden können; heute ist diese Vorstellung vollständig überwunden. Gerade aber der Nachweis, daß organische Verbindungen denselben all=

gemeinen Gesetzen wie anorganische unterliegen und nur complicirtere Bedingungen für ihre Entstehung verlangen, muß uns in der Auffassung bestärken, daß eine Kluft zwischen Lebendigem und Todtem nicht bestehen könne." Nur völlige Unkenntniß des Sachverhaltes konnte Ihnen, geehrter Herr Professor, diesen unglücklichen Gedanken eingeben, auf diese Thatsache der Chemie zu verweisen.

Es ist wahr, die Chemie weiß heute, daß organische und unorganische Substanzen Atomverbindungen nach denselben Gesetzen sind. Der Unterschied zwischen organischer und anorganischer Substanz hat aber mit dem Unterschied zwischen Lebendigem und Leblosem gar nichts zu schaffen. Oder sollten Sie die Unterscheidung der Substanzen in unorganische, organische, organisirte, lebendige nicht kennen? Erstere beiden werden nur aus Convenienzgründen in der Chemie auseinander gehalten, obgleich ein durchgreifendes Unterscheidungsmal nicht vorliegt. Die nicht lebende organisirte Substanz ist aber himmelweit verschieden von der organischen Substanz. Eine wenn auch todte Muskel- oder Nervenfaser ist doch etwas ganz anderes als ein Zuckerkrystall. Und bezieht sich schließlich der Unterschied auch nur auf die Structurverhältnisse der organischen Substanz, so sind diese Structurverhältnisse doch so eigenartig, daß ihr constantes Zustandekommen eine über allen Atomen und Molekeln liegende Ursache verlangt. Hier handelt es sich nicht bloß um eine verschieden schwierige Atomverkettung, sondern um einen Molekelverband, der über die Leistungsfähigkeit der Atome und Molekeln ganz gewiß hinausgreift und mit deren constanten Wirkungsart geradezu contrastirt[1]. Und doch steht der organisirte Stoff noch tief unter der lebenden Substanz; er trägt wohl den Stempel des Lebens aufgedrückt, besitzt aber noch kein Leben. Da nun die Chemie es nicht vermag, ich sage nicht das niedrigste aller Lebewesen oder eine lebendige Zelle, sondern selbst nicht den unscheinbarsten organisirten Stoff künstlich darzustellen, da die Chemie, auch wenn es ihr einmal gelungen sein sollte, die complicirtesten Eiweißmolekeln zu erzeugen, von der künstlichen Darstellung einer lebendigen Zelle noch gleich weit abstehen wird wie heute[2], so war es ein böser Mißgriff, auf die Er-

---

[1] Vgl. Der belebte und der unbelebte Stoff, S. 58—91. Herr Professor Reinke ist durch Prüfung gerade dieser Verschiedenheit zur Ueberzeugung gelangt, daß „die unvollkommensten Organismen in keiner Beziehung als Uebergangsglieder zwischen Thieren und Pflanzen einerseits und der organischen und belebten Substanz andererseits gelten können." Deutsche Rundschau 1882, 4. Heft, S. 51.

[2] Der belebte und der unbelebte Stoff, S. 124 ff. u. 147—172.

rungenschaft der Chemie als Trost- und Hoffnungsanker den Leser zu verweisen. Dieser Hinweis ist weit eher dazu angethan, seine Bedenken zu verschärfen als zu mildern.

Fürwahr, Herr Professor, wenn Ihnen weniger an der Wahrheit und mehr daran gelegen gewesen wäre, für Ihre Ansichten Propaganda zu machen, dann würden Sie besser gethan haben, Ihre Bedenken nicht kundzugeben; diese treffen einen jener Grundunterschiede, welche für alle Zeiten eine Scheidewand zwischen den Organismen und den leblosen Körpern aufrichten. Letztere streben von Natur aus dem relativ stabilsten Gleichgewichte zu, erstere entrücken von Natur aus den leblosen Stoff mehr und mehr dem stabilen Gleichgewichte und treiben ihn schließlich zum Gipfel der Labilität, um die starre, träge Materie ihren höheren Existenz- und Wirkungsformen dienstbar zu machen [1]. Zu diesem einen Unterschiede fügen sich aber noch andere, welche Ihre Bedenken bedeutend hätten steigern können [2].

Trotz der behaupteten Folgerichtigkeit seiner Schlußfolgerungen scheint der Herr Professor doch noch die Befürchtung zu hegen, seiner Ansicht nicht genügend zum Durchbruch verholfen zu haben. Er sucht wenigstens zum Schlusse ihr durch einen Knalleffect den Erfolg zu sichern. Er beschließt den Beweisgang also: „Die Annahme einer Urzeugung ergibt sich außerdem unmittelar aus dem Gesetze von der Erhaltung der Kraft; denn die Entstehung des Lebendigen aus dem Leblosen bezweifeln, heißt zugleich den ursächlichen Zusammenhang in der materiellen Welt in Frage stellen.“ Mit wenig Worten viel behauptet, große Hebel in Bewegung gesetzt und — nichts bewiesen! Aengstliche Gemüther mag bei diesem vom Zaune gerissenen Appell an das große Grundgesetz der modernen Physik, an den Zerfall alles ursächlichen Zusammenhanges in der Welt, allerdings eine Gänsehaut überkommen. Wer aber mit der Beweismethode dieser Herren vertraut ist und weiß, daß nicht selten die Dreistigkeit ihrer Behauptungen in demselben Verhältnisse zu wachsen pflegt, in welchem die Möglichkeit der Begründung ihnen abgeht, wird gerade umgekehrt angemuthet. In der That, ein derartiger unmotivirter Appell wie der obige gleicht weit eher einem Angstschrei als einer vertrauensvollen Behauptung. Wenn der gelehrte Herr Professor noch nicht weiß, daß das Gesetz von der Erhaltung der Kraft mit dem Leben gar nichts zu schaffen hat und aus

---

[1] A. a. O. S. 52—53.

[2] A. a. O. S. 58 ff. u. 91—112.

ihm eine Urzeugung weder mittelbar noch unmittelbar irgendwie folgen kann; wenn er nicht weiß, daß dasjenige, was nicht sehr passend Lebenskraft, sondern besser Lebensprincip genannt wird, gar nicht unter den Begriff der physischen Kraft fällt, wovon das Gesetz von der Erhaltung der Kraft allein handelt; wenn er nicht weiß, daß der Einfluß des Lebensprincipes auf die Entwicklung, Erhaltung und Vermehrung des Organismus, sowie auf die Lebensfunctionen in dem Umsatze der physischen und chemischen Kräfte irgend eine Aenderung nicht nothwendig bedingt: so bleibt eben nichts anderes übrig, als daß er über diese Gegenstände sich gründlicher belehre, und darum möge er uns erlauben, ihn auf unsere Erörterungen hierüber in der Schrift vom belebten und unbelebten Stoff [1] zu verweisen. Was dann die Gefährdung des causalen Zusammenhanges in der materiellen Welt anbelangt, so klingt es geradezu komisch, wenn diejenigen allen Ernstes genaue Berücksichtigung des Causalnexus einschärfen, die aller Logik zum Trotz die wahren Ursachen, sobald sie ihren Dogmen sich nicht fügen, ignoriren und wegläugnen, um fingirte an deren Stelle zu setzen. Gerade gestützt auf den Satz, daß jede Wirkung eine ihr entsprechende, allseitig genügende Ursache verlangt, muß das logisch consequente Denken der Urzeugung für immer die Thüre weisen.

Wir haben hiermit die Lebenserklärung des Herrn Strasburger bis zum Ende verfolgt und seine Beweis- und Erklärungsmethode mit derjenigen seiner Gesinnungsgenossen vollständig in Uebereinstimmung gefunden. Durch leicht hingeworfene Bemerkungen, durch gelegentliche Hinweise auf experimentelle Thatsachen, auf Beobachtungen und Gesetze soll der Leser zum Glauben gebracht werden, als handle es sich in der Urzeugung um eine selbstverständlich durch Wissenschaft und Logik geforderte Sache. Der Schild exacter Wissenschaft wird fortwährend imponirend hochgehalten, um das Unwissenschaftliche der Erklärung und des Beweises zu decken; das zweischneidige Schwert der Logik wird jeden Augenblick in der Luft geschwungen, um so wenigstens den Schein des Gebrauches dieser Waffe zu erwecken, während man in Wirklichkeit die Logik unter die Füße tritt. Ein solches Schminken und Uebertünchen, sollte man glauben, müßte die Urzeugung, diese jämmerliche Ruine der materialistischen Wissenschaft, in den Augen aller nur noch erbärmlicher erscheinen lassen.

Nachdem Herr Strasburger die Erklärung der Entstehung der Lebewelt beendet, erschwingt er sich noch dazu, von dem neuen Standpunkte

---

[1] A. a. O. S. 95 u. 173—178.

aus einen zusammenfassenden Ausblick sich zu gewähren über das große Heer der Organismen. Wenn die Urzeugung nicht bloß einmal, sondern jenseits der sichtbaren Lebewelt fort und fort stattfindet, „so stellen die Organismen verschiedener Vollkommenheitsstufen, welche jetzt unsern Erdball bewohnen, nicht Wesen gleich alten Ursprunges dar, vielmehr Glieder verschiedener Reihen, deren Anfang in weit auseinander liegende Zeiten fiel. Die Aehnlichkeiten aber, welche zwischen den embryonalen Zuständen höherer Organismen und den fertigen Zuständen der niederen sich zeigen, würden zum großen Theil in das Gebiet jener Analogien fallen, die sich aus den übereinstimmenden Eigenschaften der Substrate ergeben." — „Es nimmt damit zugleich das natürliche System der Organismen ein ganz anderes Bild in unserer Vorstellung an, als es dasjenige war, welches den Forschern zunächst vorgeschwebt hatte. Wir können es uns nicht mehr in Gestalt eines einzigen mächtigen Baumes denken, auch nicht in Gestalt nur einiger weniger, kaum minder mächtiger Stämme; vielmehr würde es ein ganzer Wald sein, der unserem Gedanken den besten Ausdruck gäbe. Dieser Wald müßte Bäume von sehr ungleichem Alter bergen — ungleich an Größe und Gestalt. Die ältesten und größten Stämme würden uns den Stammbaum solcher Arten vorführen, deren Ursprung bis in die ältesten Zeiten der Erdgeschichte reicht, jüngere Stämme uns minder alte Geschlechter vergegenwärtigen. Zahlreiche Bäume müßten ganz abgestorben sein als Wahrzeichen untergegangener Organismenstämme. Der Boden des Waldes wäre aber von jungem Buschwerk bedeckt, das in üppiger Entwicklung die jüngeren und jüngsten Entwicklungsreihen der Organismen uns vorzuführen hätte." Das Bild — freilich nur ein Gesicht der Phantasie — ist gut gezeichnet; es eröffnet aber der materialistischen Wissenschaft eine verzweiflungsvolle Zukunft. Die Strasburger'sche Vision versetzte uns lebhaft zurück in die Wirklichkeit der dichten ecuadorianischen Urwälder. Das wilde, üppige Wachsthum der verschiedenartigsten, um Raum und Licht miteinander kämpfenden Pflanzengebilde benimmt jedem, der einen solchen Wald betritt, alle Aussicht und macht ihm jede Orientirung unmöglich, hindert auf Schritt und Tritt das Vorankommen. Von buntbelaubten Bäumen, Büschen und Stauden, Ranken und Schlingpflanzen rings umschlossen, durch niedergestürzte, vermodernde Bäume, Aeste und Zweige, durch Dornen und Stacheln von allen Seiten gehemmt und gepeinigt, steht er da wie in einen lebendigen dunkeln Kerker hineingebannt, unfähig, das großartige, herrliche Gotteswerk, welches nur die Aequatorsonne einem jungfräulichen

Boden unter den günstigsten Bedingungen entlocken konnte, zu schauen, zu bewundern, zu genießen. Das kräftige Waldmesser ist sein einziger Trost. Mit wuchtigen Schlägen links und rechts die Gewächse niederhauend, die ihm den Weg sperren, muß er schweißtriefend jeden Schritt hart sich erkaufen, und das Resultat, das dem Wanderer am Ende einzig lebendig vorschwebt, ist eine Müdigkeit zum Sterben.

Das ist in der That auch der einzige bisherige Erfolg materialistischer Forscherwissenschaft. Ignoramus, Ignorabimus! auf der einen Seite, und auf der andern: Trösten wir uns, es bleibt uns die Arbeit der Forschung. Sollte es uns auch nie gegönnt sein, die Fragen, zu deren Lösung wir unser Leben einsetzen, wirklich zu lösen: es erhebt uns doch das erfreuliche Bewußtsein, das positive Wissen um eine Strecke weiter gebracht zu haben und unseren Nachfolgern noch Arbeit zu hinterlassen. Dies ist in Wahrheit der Grundton des heutigen Forscherhymnus, seitdem Herr Dubois-Reymond in seinen denkwürdigen Reden vor der Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Jahre 1882 und 1883 diese beiden Melodien offen anzustimmen den Muth und die Verwegenheit gehabt hat.

Arme Forscherweisheit! Wie ganz anders steht die Forschung eines Aristoteles vor unseren Blicken da [1]. Obgleich noch in den Kinderschuhen, geht sie sichern Schrittes von einem Resultat zum andern, weiß Klarheit und Ordnung in das Dunkel und scheinbare Durcheinander zu bringen. Aristoteles besaß aber auch eine andere Logik als die heutigen Forscher.

L. Dressel S. J.

---

# Zur christlichen Aesthetik.

Die Lehre vom Schönen und die Wissenschaft der schönen Künste galt lange Zeit als eine der edelsten Errungenschaften der Neuzeit, und die Einreihung der Aesthetik in den Kreis der philosophischen Wissenschaften wurde Baumgarten, Wolffs Schüler, zu hohem Ruhme angerechnet. Seitdem indessen die zahlreichen Arbeiten auf dem neuen Gebiete eine unübersehbare Zahl widersprechender Meinungen, selbst in den Grundfragen, hervorriefen und unerwartet geringe Ausbeute für die sichere Be-

[1] Vgl. diese Zeitschrift Bd. XXVI, S. 51 ff. 281 ff. 501 ff.

urtheilung der Kunstwerke und die Bereicherung des speculativen Wissens ergaben, wandte man sich mehr und mehr der empirischen Kunstbeschreibung und der Kunstgeschichte zu und begann sich für die enttäuschten Erwartungen an der jungen Wissenschaft durch grundsätzliche Verachtung zu rächen. Die Verzweiflung der Realisten an dem Erfolg der idealen Forschung gereicht nun aber dem menschlichen Geiste wahrlich nicht zur Ehre und streift mit kalter Hand die schönste Blüte der Kunstwissenschaft ab. Ist es denn möglich, daß die Philosophie das einmal aufgenommene Problem zaghaft fallen lasse und dem Schönen neben dem Wahren und Guten in ihrem System keinen Platz mehr einräume? Was soll andererseits aus der äußern Kenntnißnahme von den Werken und der Entwicklung der Kunst werden, wenn zur Wegweisung die idealen Leitsterne, zur Beurtheilung der Maßstab fehlt?

„Alles Schöne ist schwer", sagt Sokrates bei Plato und sieht die Erkenntniß dieser Wahrheit als ein lohnendes Ergebniß einer längern Untersuchung an. Ziehen wir denselben Gewinn aus der Geschichte der neuern Aesthetik, insoweit dieselbe erfolglos geblieben ist oder sein soll, und kehren wir, wie der athenische Philosoph, mit immer neuem Muthe zu der theoretischen Betrachtung der Schönheit zurück. Gewitzigt durch die greifbar gewordene Schwierigkeit der Untersuchung, werden wir vielleicht durch ein umsichtigeres Verfahren größere Erfolge erzielen. Die Arbeiten der Vorgänger sind doch auch nicht völlig verloren. Die Aesthetik hat leider, seit sie zum Rang einer philosophischen Wissenschaft erhoben wurde, ihr Haupt allzu stolz erhoben und vornehm über alles das hinweggesehen, was die griechischen und mittelalterlichen Denker bereits als sichere Kenntniß errungen hatten. Es muß wohl ihre Mutter, die neuere Philosophie, sie angeleitet und verführt haben, alles unabhängig von Grund aus neu bauen zu wollen. Und doch war jene überhaupt keine sichere Führerin, und fällt in der That die Zerfahrenheit der untergeordneten Disciplin der Mutterwissenschaft großentheils zur Last. Die Wolff'sche Philosophie neigte sich ja zu tief zum Sensualismus herab, um der idealen Schönheit mit dem Blicke zu folgen, jener „herrlichen Urania", die, wie Schiller singt, „in hehrer Majestät über Sternen geht". Der Materialismus und Darwinismus versenkt sein Auge vollends in den rohen Stoff. Der Unglaube läßt den Denker nie zur Urschönheit, in welcher alle geschaffene Schönheit ihr Maß und ihre Quelle hat, emporsteigen. Insbesondere wurde der Lehre vom Schönen die Humanitätsreligion verderblich, der vielfach auch die Dichter und Künstler huldigten. Denn die

Vergötterung der Kunst, als der höchsten Trösterin, ja berufenen Erlöserin der Menschheit, hat die Erniedrigung derselben zur unausbleiblichen Folge. Sie wird ja eben durch die ungebührliche Erhebung sowohl von der Religion und der christlichen Sittlichkeit als von der Wahrheit selbst abgelöst und verliert ihren festen Boden. Thatsächlich ist auf diesem Wege die Schönheit für viele bereits zum eitlen Scheinglanz der Wirklichkeit und zum Wahngebilde der künstlerischen Einbildung geworden, ist freilich dadurch der lästigen Bevormundung durch die objective Wahrheit der physischen, ethischen und religiösen Ordnung überhoben, kann aber auch fürder nur mehr den Anspruch machen, als Gaukelspiel für Phantasie und Empfindung zu dienen.

Der Aesthetik ist kein durchschlagender Erfolg zu sichern, wenn ihr nicht die Wahrheit, die christliche Wahrheit, zu Grunde gelegt wird. Die ästhetischen Begriffe und Urtheile sind schon von Haus aus etwas schwankend und flüchtig, wie es die zarte Beschaffenheit ihres Gegenstandes mit sich bringt. Wenn man überhaupt über philosophische Dinge nicht mit derselben Sicherheit redet, wie über sinnliche, so ist der Begriff der Schönheit und sind die Gesetze derselben erfahrungsmäßig noch um vieles schwerer zu erfassen und zu umgrenzen, als dies etwa bei der Wahrheit und Güte zutrifft. Um so zuverlässiger müssen demnach die der Philosophie entlehnten Voraussetzungen sein, wenn die ästhetischen Untersuchungen sich nicht zu luftigen Theorien ohne Halt und Werth verflüchtigen sollen. Den bemerkenswerthesten Versuch zum Aufbau einer Wissenschaft des Schönen und der schönen Künste auf christlicher Grundlage hat in der neuesten Zeit der allzu früh verstorbene Professor der Innsbrucker Universität P. Jungmann S. J. gemacht; wir denken hier an die zweite und dritte Auflage seiner „Aesthetik“ [1]. Die rasche und weite Verbreitung des Werkes gibt Zeugniß von der Bedeutung desselben und von der Größe des Bedürfnisses, dem es entgegenkommt. Wir haben uns die Aufgabe gestellt, dasselbe von dem angedeuteten Gesichtspunkte aus zu würdigen, und geben darum zunächst seinen Inhalt in freier Form wieder, erlauben uns aber, Ergänzungen und Berichtigungen unsererseits beizufügen. Letztere sollen bestimmt gekennzeichnet werden und haben den Zweck, das Recht abweichender Anschauungen den ebenso entschiedenen und einschneidenden wie geistreichen Erörterungen des Verfassers gegenüber in bescheidener Weise zu

[1] Die zweite Auflage erschien 1884, die dritte 1886, beide Freiburg im Breisgau, Herder'sche Verlagshandlung.

schützen. Niemand wird sich ja wundern, wenn sich in einem so umfangreichen Werke auch dem unparteilichsten Beurtheiler mancherlei Bedenken aufdrängen.

Wir nehmen das Schöne durch die Sinne wahr; es fragt sich also vor allem, in welchem genauern Verhältnisse es zu den Sinnen und mittelst derselben zum Geiste stehe. P. Jungmann antwortet (N. 13—28, 201—207), daß der Sinn zwar die schönen Gegenstände, aber nicht ihre Schönheit selbst wahrnehme; diese sei vielmehr auch in den körperlichen Dingen eine unkörperliche, übersinnliche Eigenschaft. Der Geist dringt ja überall tiefer, als der Sinn, in die Beschaffenheit der sinnlich erscheinenden Dinge ein, indem er z. B. das Zufällige vom Wesentlichen, das Besondere vom Gemeinsamen ausscheidet. Diese Sonderung kommt offenbar weder dem Auge, noch dem Ohre, noch der innern Empfindung, noch der Phantasie zu; der Verstand allein trennt das sachlich Zusammenfallende durch begriffliche Unterscheidung; die Vernunft allein urtheilt, was in den Erscheinungen dem Einzelding eigenthümlich, was ihm mit andern Dingen derselben Art oder Gattung gemein ist. Der Sinn nimmt zwei Bäume wahr; aber der Geist allein urtheilt, ob dieselben einander ähnlich, ob zu derselben Art gehörig, oder ob sie verschieden und in welchem Grade verschieden sind. Zu den zahlreichen übersinnlichen Beschaffenheiten der Dinge, welche nur dem vernünftigen Geiste erreichbar, aber jeder (äußern oder innern) sinnlichen Erkenntnißkraft auf immer verborgen sind, gehört nun auch die Schönheit. Der Beweis für diese Wahrheit muß alle sensualistischen und materialistischen Anschauungen bezüglich des Wesens der Schönheit über den Haufen werfen. Denn, ist diese dem Sinne überhaupt nicht erkennbar, so findet die Lehre vom Schönen in dem System des Sensualismus und Materialismus keine Stelle mehr, wenn nicht zuerst die Grundbegriffe selbst völlig verkehrt und in ihr Gegentheil umgesetzt werden. Dann hat schon der Begründer der neuern Aesthetik die Schönheit fälschlich als die „sinnlich wahrnehmbare Vollkommenheit“ der Dinge und die neue Wissenschaft als die Wissenschaft „von der sinnlichen Erkenntniß“ definirt, und der zunächst hierauf gegründete Name „Aesthetik“ selbst wird mißverständlich.

In der That braucht man nur die Entwicklung einer solchen Theorie etwas weiter zu verfolgen, um aus den unausbleiblichen Consequenzen derselben ihren Widerspruch mit der gesunden Vernunft und mit dem allgemeinen Sprachgebrauche sofort zu erkennen. Es ergibt sich nämlich aus jener Anschauung folgerichtig und wird von den verschiedensten Stimmen

auch ausgesprochen, daß alles, was den Sinnen schmeichelt, schön, und dasjenige das Schönste ist, was den höchsten Sinnengenuß bietet, daß der ästhetische Genuß in der sinnlichen Liebe und in der Befriedigung der Begierde sein eigentliches Ziel hat, dagegen die Schönheit der Seele, der geistigen und ethischen Vorzüge des Menschen, im Grunde ein Unding und es die größte Thorheit ist, die Schönheit „über den Sternen" zu suchen. Eine etwas verfeinerte Form dieser Systeme sucht die eigentliche Schönheit in allem dem, was die edle Liebe der Geschlechter durch äußere Anziehung, durch die Reize der Gestalt und des Benehmens vermittelt; in dieser Liebe triumphirt dann die Schönheit, und in der Darstellung der Liebe die schöne Kunst, zumal die Poesie. In noch abgeschwächterer Gestalt begründet die sinnliche Auffassung von der Schönheit in Sculptur und Malerei jene überwiegende Sorge für die Darstellung äußerer, körperlicher Vorzüge und die Versäumung des geistigen Ausdrucks, der seinen Sitz im Angesichte hat, jene anatomische Naturtreue in der Gestaltung der Gliedmaßen, welche die Seele kaum noch berücksichtigt, endlich die dadurch nahegelegte ungeziemende und selbst anstößige Nacktheit der Figuren. Jede einzelne der schönen Künste stand und steht je nach ihrer Eigenart unter dem Einflusse dieser ihre Würde so bedenklich gefährdenden Kunstanschauung.

Man kann nun mit vollem Recht behaupten, daß das unbefangene Urtheil der ganzen Menschheit, wie es sich im Sprachgebrauch der verschiedenen Völker kundgibt, weder dem vernunftlosen Thiere die Erkenntniß der Schönheit zuschreibt, noch das Lob der Schönheit überhaupt auf die sinnlich wahrnehmbaren Dinge beschränkt. Wenn die Sperlinge an den Trauben des Zeuxis pickten, so wurden sie gewiß nicht durch ihr Kunstgefühl dazu bestimmt, und wer wollte behaupten, daß ein Hausthier Verständniß habe für den Werth eines Gemäldes, das man ihm vorhält? Wir alle verstehen demnach unter einem schönen Gegenstande nicht einen solchen, welcher irgendwelchen Eindruck auf die sinnlichen Vermögen macht, wie sie uns mit den Thieren gemein sind, sondern einen solchen, welcher durch einen übersinnlichen Vorzug dem Menschengeiste gefällt. Der Sprachgebrauch wendet andererseits das Wort ganz allgemein auf Dinge an, welche über den Bereich der Sinne hinausliegen. Wir reden von einer schönen Seele, einem schönen Charakter, von einer schönen sittlichen That, von Engelschönheit, von himmlischer Schönheit u. dgl. Dabei sind wir uns durchaus nicht einer ungewöhnlichen Redeweise bewußt; noch weniger wollen wir mit derselben lediglich einer sinnlichen Empfindung,

welche etwa eine der genannten Schönheiten auf uns macht, Ausdruck geben. Es ist der Geist, welcher dieselben erkennt oder erschließt, und welcher zunächst durch die Vorstellung derselben befriedigt wird.

Zu demselben Ergebniß führt eine streng philosophische Betrachtung. Ebenmaß, Ordnung, Einheit und Zweckmäßigkeit sind offenbar Elemente der Schönheit. Die Erkenntniß derselben beruht aber auf der mehr oder minder bewußten Vergleichung der Eigenschaften des Dinges sowohl untereinander, als mit der Idee des Ganzen, und diese ist, wie jede Art des Selbstbewußtseins, bei einem Vermögen, das an körperliche Organe gebunden ist, undenkbar. Dasselbe gilt von jeder begrifflichen Auffassung und Aussonderung einer schönen Eigenschaft oder der Schönheit selbst an einem Gegenstande, welcher diese Beschaffenheit mit anderen Eigenthümlichkeiten verbunden und vermischt aufweist.

Daher haben schon die gefeiertsten Philosophen des heidnischen Alterthums, wie Plato und Aristoteles, ebenso Plotin, Cicero u. a., in wissenschaftlichen Untersuchungen, also durchaus im eigentlichen Sinne, die Schönheit von geistigen und ethischen Vorzügen ausgesagt. In den bedeutendsten Philosophenschulen des Alterthums herrschte die Ueberzeugung, daß der Schmuck der Seele und des Geistes in viel wahrerem und höherem Sinne, als die gewinnenden Eigenschaften des Leibes und der äußeren Dinge, schön genannt zu werden verdiene. Nur die Philosophie des Genusses setzte schon damals wie die Tugend so auch die Schönheit in die nächste Beziehung zu dem Vergnügen der Sinne und des Fleisches. Die heiligen Väter waren dagegen schon aus sittlichen Gründen veranlaßt, am stärksten die Seelenschönheit als die höchste, eigentliche und wahre Schönheit zu betonen und auf die göttliche Urquelle derselben hinzuweisen; sie thun es so häufig und so nachdrücklich, daß man es mit Händen greifen kann, wie ihnen als eigenthümliches Gebiet der Schönheit die innere Welt des Geistes, der Sittlichkeit und der übernatürlichen Vorzüge galt.

Wir rechnen es P. Jungmann zu hohem Verdienste an, den übersinnlichen Charakter der Schönheit entsprechend gewürdigt und zwingend erwiesen zu haben. Allein es gibt eine wohlberechtigte Theorie, welche unter entschiedenem Widerspruche gegen sensualistische Anschauungen dennoch den sinnlichen Vermögen, vor allem der Phantasie, einen größern Antheil an der Erkenntniß und am Genusse des Schönen zuweist. Alles, was oben gegen die Entwürdigung der Schönheit gesagt wurde, bleibt zu Recht bestehen, wenn wir in ihr eine geistig-sinnliche Eigenschaft der Dinge erkennen. Denn in dieser Voraussetzung kann dieselbe nur von

einem Wesen wahrgenommen werden, welches selbst nicht auf die Sinneserkenntniß beschränkt ist, sondern die sinnliche Erkenntniß durch die Vernunft erweitert, vertieft und verklärt; das Thier wird alsdann von der Schönheit nur gerade soviel erfassen, als es etwa von einem Menschen erfaßt, dessen äußere Erscheinung es sieht, ohne von dem, was ihn zum Menschen macht, von seiner geistigen Seele, auch nur eine Ahnung zu haben. Man wird also freilich das geistige oder richtiger übersinnliche Element der Schönheit von dem sinnlichen sorgfältig unterscheiden müssen. Aber in den körperlichen Dingen sind beide von Natur so verbunden, daß sie sich gegenseitig völlig durchdringen und zusammen ein Totalobject der sinnlich-geistigen Erkenntniß darstellen; der Sinn nimmt die Erscheinung wahr, der Verstand ergründet das Wesen und durchschaut die mannigfaltigen Beziehungen des Dinges. Die Schönheit der eigentlich unkörperlichen Dinge kann gemäß dieser Ansicht als solche nur wahrgenommen und empfunden werden, wenn sie irgendwie sinnenfällige Gestalt annimmt, z. B. wenn uns die Allmacht Gottes vom Propheten Isaias (40, 12) auf folgende Weise veranschaulicht wird: „Wer maß mit seiner Hand die Wasser aus und wog die Himmel ab? Wer trug den Erdball auf drei Fingern, prüfte nach ihrem Gewicht die Berge und legte die Hügel auf die Wage?“ Wir wissen auch ohne diese Bilder, daß Gott allmächtig ist; aber wird das bloße Wissen des Geistes uns sofort auch den Schönheitsgenuß vermitteln? P. Jungmann würde es behaupten müssen.

Zwar stellt er die Frage in dieser Form nicht so ausdrücklich, aber er bekämpft die Ansicht Taparelli's, daß die Schönheit als Gegenstand des geistigen **und** des sinnlichen Genusses aufzufassen sei (N. 208 ff.). Ebenso lehnt er (N. 96) die folgende Erklärung des hl. Basilius von der Schönheit des Lichtes ab: „Wenn die Schönheit körperlicher Dinge in der Symmetrie ihrer Theile und entsprechender Färbung besteht, wie sollen wir in Rücksicht auf das Licht das Wesen der Schönheit auffassen, da es ja seiner Natur nach einfach ist und keine verschiedenartigen Theile hat? Vielleicht so, daß wir bei demselben die Symmetrie nicht in seinen eigenen Theilen finden, sondern in seinem harmonischen Verhältnisse zum Auge, vermöge dessen es auf das letztere einen sanften, wohlthuenden Eindruck macht? Denn darin besteht ja auch die Schönheit des Goldes: es ist schön, weil es, nicht durch Symmetrie seiner Theile, sondern durch den Glanz seiner Farbe das Auge anzieht und erfreut. Dasselbe gilt in Rücksicht auf den Abendstern: er ist der schönste unter den Sternen, nicht wegen des harmonischen Verhältnisses von Theilen, aus denen er zusammengesetzt wäre,

sondern weil sein Licht angenehm ist und dem Auge wohlthut." P. Jungmann, dem die Schönheit nichts anderes ist, als die „innere Gutheit" der Dinge, kann in dem Verhältniß derselben zu einem Sinne unmöglich einen Grund der Schönheit finden. Er nennt also das Licht als schöne Erscheinung ausschließlich „eine Analogie, ein Bild für alles, was die unsichtbare Welt Vollkommenes, Liebenswürdiges und Schönes umschließt". (Vgl. noch I. Anhang N. 3 u. 4.) Wir glauben aber, daß es durchaus gegen die allgemeine Anschauung streitet, dem Lichte keine andere als eine sinnbildliche Schönheit zuzueignen. Ist wirklich die weiße Farbe nur als Farbe der Unschuld, die violette als Bild der Demuth und Buße, die blaue als Symbol für die Einfalt und den Ernst des Glaubens, die grüne als Zeichen der Hoffnung, die purpurne als Sinnbild erhabener Würde schön? Ganz verschieden urtheilt u. a. P. Th. Meyer S. J.[1]: „Das nämliche Object," sagt er, „welches vom speculativen und praktischen Verstande als wahr und gut erkannt und mit geistiger Befriedigung umfaßt wird, erkennt der ganze Mensch in der Natureinheit seines sinnlich-geistigen Wesens als schön; in demselben ruht der Mensch mit dem entsprechenden, d. h. mit sinnlich-geistigem Wohlgefallen und Genusse." Wir wüßten unsere Anschauung von der uns Menschen proportionirten Schönheit und dem aus ihr entspringenden Genusse nicht schärfer und bündiger auszudrücken. Wir haben schon oben gesehen, daß rücksichtlich des Lichtes und der Farbe schwerlich der Sinn von dem Schönheitsgenusse ganz auszuscheiden ist. Es dürfte überhaupt in zahllosen Fällen das natürliche Bewußtsein dafür Zeugniß ablegen, daß wir die Gegenstände unserer Wahrnehmung zum Theil auch deswegen schön nennen, weil sie auf unsere Sinne einen angenehmen Eindruck machen. Wenn wir ein Meisterwerk der Malerei oder ein unschuldiges Kind betrachten, wenn wir eine herrliche Landschaft überblicken oder unter dem Eindruck der Abendstille und des gestirnten Himmels stehen, sollte da wirklich unsere sinnliche Erkenntniß und Empfindung keinerlei Antheil an dem haben, was wir alle Anschauung und Genuß der Schönheit nennen?

Es ist wohl festzuhalten, daß der herrschende Sprachgebrauch für die Bestimmung der Begriffe zunächst maßgebend bleiben muß. Denn es handelt sich nicht darum, was der Philosoph etwa „schön" nennen könnte, sondern vor allem darum, was wir thatsächlich so nennen. Man stellt an den Künstler die dringende Forderung, durch anschauliche und gefällige

[1] Institutiones juris naturalis. Pars I. p. 30.

Darstellung des Stoffes auf die äußeren Sinne und die Phantasie zu wirken. Wozu das? Genügt denn nicht die scharfe Ausprägung der Idee allein, um dem Verstande die „innere Gutheit" zu offenbaren? Der Geist verlangt nichts als Klarheit der Erkenntniß; diese aber wird durch das prosaische Wort viel einfacher und rascher, als durch die poetische Bildersprache, und unvergleichlich leichter, als mittelst des Pinsels, des Meißels und des Tones erreicht. Wenn wir dennoch eine die Sinne, namentlich Auge, Ohr und Phantasie, in hohem Grade befriedigende Darstellung des Idealschönen verlangen, so ist klar, daß uns die Klarheit der geistigen Anschauung nicht genügt, so oft wir unsern Schönheitssinn befriedigen wollen. Die wissenschaftliche Darstellung, statt der künstlerischen, würde uns doch ohne Zweifel eine klarere, umfassendere und tiefere Erkenntniß der Dinge vermitteln. Der Philosoph belehrt uns rascher und vollständiger, überzeugt uns sicherer und zwingender; aber sein Wort läßt unser Schönheitsgefühl gleichgiltig. Das Lied des Dichters hingegen entzückt uns ohne Aufwand von Gelehrsamkeit. Warum? Weil er unsere Phantasie bewegt und unser Gemüth ergreift; die Fähigkeit, in dieser Weise auf uns zu wirken, ist ja gerade der Vorzug, der ihn zum Dichter macht. Man kann nicht einwenden, daß er durch solche Mittel unserem Geiste nichts als eine tiefere Einsicht vermittle. Denn so wahr es ist, daß in vielen Fällen ein treffendes Bild die Erkenntniß des Verstandes erleichtert, ebenso unrichtig ist es, daß der Dichter, um unsern Schönheitssinn zu befriedigen, nichts anderes, oder auch nur dies vorzugsweise bezwecke. Noch viel weniger läßt sich a l l g e m e i n sagen, daß es zur Erzielung geistiger Klarheit all des Aufwandes der schönen Künste bedürfe. Es müßten denn Dichter und Künstler die besten Lehrer der Wissenschaft, oder auch umgekehrt Philosophen und Gelehrte, die äußere Fertigkeit und Uebung vorausgesetzt, die trefflichsten Künstler sein. In Wirklichkeit fällt aber vielmehr die Anlage des Gelehrten mit der des Künstlers durchaus nicht zusammen, weil der letztere zugleich unsere äußeren und inneren Sinne erfreuen und zur Theilnahme an der Freude des Geistes, auf welchen er allerdings vor allem wirken will, emporheben soll. Erst dadurch erzielt er thatsächlich den eigentlichen Schönheitsgenuß, wie die Erfahrung lehrt und die allgemeine Ueberzeugung der Menschen bestätigt. Die Männer der Wissenschaft, denen es um möglichste Klarheit zu thun ist, schreiben Prosa, nicht Poesie. Die Parabeln des Evangeliums nähern sich durch ihre Bildersprache der Poesie, aber behufs größerer Klarheit bitten die Jünger den Herrn, daß er sie ihnen in prosaischen,

d. h. eigentlichen Ausdrücken erläutern möge. Man darf also keinesfalls die Sinnenerkenntniß von der eigentlichen Schönheitsbetrachtung ausschließen, ebenso wenig wie die sinnliche Annehmlichkeit vom Schönheitsgenusse. Ein Beispiel mag unsern Gedanken noch klarer veranschaulichen; es wird gewiß am ersten das natürliche Bewußtsein von einem theilweise geheimnißvollen Vorgang unsers Seelenlebens wachrufen. Der Prophet Habakuk (K. 3) schildert die Majestät Gottes in folgender Weise:

Gott zieht heran von Theman, vom Berg Pharan der Heil'ge:
Der Urzeit Berge bersten, die ew'gen Hügel sinken —
Es ist der Gang des Ew'gen. . . .
Die Erde klafft in Strömen;
Dich schau'n die Höh'n und zucken, und Wasserflut strömt nieder.
Der Abgrund hebt die Stimme, die Höhe ihre Hände;
Scheu Sonn' und Mond entweichen vorm Lichte deiner Pfeile,
Vor deines Speeres Blitzen.

Habakuk sagt uns so wenig, wie oben Isaias, etwas Neues über die Größe Gottes; aber beide machen uns den Gedanken sinnlich anschaulich, wirken auf unsere Phantasie, unsern innern Sinn, unser Gemüth; dadurch erst rufen sie nun thatsächlich in uns jene Stimmung hervor, welche wir als Freude am Schönen kennzeichnen. Wohl beschäftigt sich vor allem unser Geist mit der Idee der Hoheit und Majestät Gottes; aber der Genuß der sinnlichen Vermögen ist keineswegs gleichgiltig oder fremdartig, sondern zum Schönheitsgenuß durchaus gehörig, ja unerläßlich. Machen wir nur die Probe. Der philosophische und theologische Beweis für die Unendlichkeit der göttlichen Vorzüge verschafft uns ohne Zweifel größere Klarheit, vermittelt aber keineswegs sofort jenen Genuß, jene beglückende Befriedigung und jene lebhafte Begeisterung, welche wir aus der Betrachtung des Schönen empfangen. Dazu müssen wir entweder uns so tief in die erhabenen Wahrheiten versenken, daß die sinnlichen Vermögen, die Phantasie und der innere Sinn, in Mitleidenschaft gezogen werden und wir mit dem Psalmisten ausrufen: „Mein Herz und auch mein Fleisch jauchzt auf in Gott" (Ps. 83, 3); oder wir schlagen die inspirirten Dichter auf: ihre Flammenworte bewegen unsere Einbildung und ergreifen unser Gemüth. Ist nun ihre glutvolle Bildersprache nichts als ein Mittel, uns die Wahrheit sicherer und vollständiger begreifen zu lassen? So warten wir doch, bis die sinnlichen Eindrücke verwischt sind, und sehen wir zu, ob die abstracte Erkenntniß dieselbe Wirkung thut. Es hört ja nun jegliche der Auffassung der „innern Gutheit" des Dinges

fremde Thätigkeit auf; um so ungestörter müßte also der Geist die Schönheit genießen. Denn ist wirklich die sinnliche Erkenntniß nichts als Mittel und Bedingung für die Erfassung des Schönen, so kann es nur störend sein, wenn sie noch fortdauert, nachdem bereits der Geist durch ihre Vermittlung die Schönheit ergriffen hat. Es will uns bedünken, daß auch solche Aesthetiker, welche die Schönheit zunächst ganz allgemein als übersinnliche Eigenschaft der Dinge bezeichnen und definiren, dennoch in der Anwendung des Begriffes auf menschliche Verhältnisse, namentlich auf die schöne Kunst, stillschweigend die vorgetragene Anschauung zu der ihrigen machen. Denn sie betonen doch stets die sinnenfällige Gestaltung des Idealschönen als durchaus unerläßlich. P. Jungmann scheint aber mit sich in Widerspruch zu gerathen, wenn er so bestimmt die Wirkung der schönen Form auf unsere Sinne von der klaren Erkenntniß der innern Gutheit trennt, hinwiederum aber die äußere Form, auch wo diese zur Klarheit keineswegs das einzige oder geeignetste Mittel ist, z. B. bei der Kunst der Rede, so sehr betont. Ist etwa das Neue Testament weniger klar, weil es nicht, wie so viele Bücher des Alten, poetisch geschrieben ist?

Es scheinen uns also diese Erfahrungsgründe zu erweisen, daß das Schöne, um als solches erkannt zu werden, auch unmittelbar durch sich selbst wohlthuende Eindrücke in den sinnlichen Vermögen erzeugen oder wachrufen, daß es selbst irgendwie in sinnlicher Gestalt auftreten muß in dem Augenblicke, da es uns begeistert, und daß es nicht ohne gutes Recht als „die übersinnliche Vollkommenheit in sinnlichem Gewande“, oder besser „in sinnlichem Schmucke“ aufgefaßt worden ist. Der Geist wird mit Rücksicht auf die Schönheit nur angeregt nach Maßgabe der von den Sinnen aufgenommenen angenehmen Eindrücke, und nur, wenn Freude durch die Organe ein- und, vom Geiste verstärkt, in die Sinne zurückströmt, genießen wir die Schönheit. Aus der sinnlichen Anschauung der Idee entspringt, durch fortgesetzte Betrachtung verstärkt, und erhält sich auch der geistige Schönheitsgenuß, und er bleibt, wenn die äußeren Sinne sich schließen, doch an gefällige Bilder der Einbildung gebunden. Bei der Vorstellung z. B., wie Gott „über die Berge hinwandelt und diese schmelzen“, wie er „die Erde anblickt und diese bebt“, dauert der Genuß, solange das Bild bleibt, und schwindet mit diesem. Die Vorstellung kann demnach nicht bloß Bedingung sein, die man nach Erfüllung ihrer Bestimmung beseitigen könnte, sondern trägt dauernd zum Schönheitsgenusse bei. Das Gerüst eines Gewölbes bricht man ab, wenn dieses die nöthige eigene Festigkeit gewonnen hat; die Stützsäulen einer Decke da-

gegen müssen stehen bleiben, weil die Mauern allein die Last nicht tragen können. Ganz ähnlich verhält es sich mit der Schönheit rücksichtlich der sinnlichen Erkenntniß. Diese letztere müßte entbehrlich, ja störend werden, wenn der Geist selbständig den Schönheitsgenuß festhalten könnte, und dem Sinne weder eine dauernde Mitwirkung zu demselben, noch überhaupt irgend eine eigentliche Theilnahme zuzuerkennen wäre. Der Geist hätte ja, was er dazu brauchte und allein brauchen könnte, durch eine vorausgehende Sinneserkenntniß gewonnen; also könnte er ihrer nunmehr entrathen. Der Künstler sollte sich lieber nicht solche Mühe geben, den Stoff sinnlich angenehm zu gestalten, da gerade diese Annehmlichkeit als solche mit der Schönheit nichts zu thun hätte und eher zweckwidrig wäre. Denn wer die Sinne beschäftigt, indes der Geist die bereits gewonnene Erkenntniß der äußeren Objecte verarbeitet, vertieft und genießt, stört diese Thätigkeit, statt sie zu fördern.

Diese Erwägung nöthigt uns zu der ausgesprochenen Ansicht. Der letzte philosophische Grund dafür aber ist folgender. Die sogen. „schöne" Form der Dinge, welche allerdings zunächst nur angenehm auf die Sinne einwirkt und Gegenstand der sinnlichen Begierde, nicht aber ein gleich unmittelbares Object der geistigen Erkenntniß und Liebe ist, kann doch in den Dingen selbst nichts anderes als die Ausstrahlung ihrer innern Vollkommenheit sein (bei einem Werke der Kunst wenigstens sein sollen); sie ist also auch von jener nicht zu trennen, sondern muß als integrirender Bestandtheil, wie die Blüte am Baume, der Glanz am Edelsteine, betrachtet werden. Darum kann die vollkommene Erkenntniß der Schönheit sich unmöglich auf die „innere Gutheit" mit Ausschluß ihrer sinnenfälligen Erscheinung beschränken. Diese aber ist unmittelbares Object der Sinne; somit ergibt sich, wie für die Schönheit selbst eine geistig-sinnliche Natur, so für die naturgemäßeste Auffassung derselben die Nothwendigkeit einer sinnlich-geistigen Erkenntniß. Der Mensch hat nun seinerseits eine geistig-sinnliche Natur; ihm entspricht also vollkommen und unmittelbar die übersinnliche Vollkommenheit in sinnlichem Gewande, und ihm wird aus der harmonischen und einheitlichen Betrachtung der körperlich erscheinenden Schönheit, insofern er diese mit Sinn und Geist ergreift, die größte Befriedigung entspringen. Der Schöpfer selbst hat sich in den großen Werken, welche er zu unserer Freude bestimmt hat, dieser Eigenthümlichkeit des menschlichen Wesens angeschlossen. Die schöne Welt mit allen schönen Wesen und Erscheinungen in ihr erfreut den Menschen darum so sehr, weil dieselbe das Schönheitsbedürfniß seiner Doppelnatur, oder

richtiger, seiner einen, aber doppelseitigen Natur auf die entsprechendste Weise befriedigt. Die Menschwerdung des Gottessohnes selbst hat gewiß auch diesen Zweck, das Herz des Menschen für den zu gewinnen, den er nunmehr als seinen Bruder in der idealen Gestalt seines eigenen Wesens anschaut. Auch die Kirche Gottes verdankt einen großen Theil ihrer Schönheit der anziehenden Erscheinung, in welche sie ihre Geheimnisse zu hüllen weiß. Wozu sonst umgibt sie die heiligen Handlungen mit so zahlreichen sinnbildlichen Ceremonien und zieht sie alle Künste in ihren Dienst? Gewiß nicht ausschließlich zum Zwecke der Belehrung, noch viel weniger zum bloßen Vergnügen der Sinne, sondern damit der Mensch mit Herz und Sinn sich im Herrn erfreue und durch die wohlthuenden Bande der Schönheit zu ihm emporgezogen werde. Sogar das Wahre und Gute wird von uns nicht ohne Beihilfe der Sinne erkannt und erstrebt; viel weniger aber ist die Schönheit ausschließlicher Gegenstand der geistigen Vermögen, da sie uns in ausnehmender Weise befriedigen und beglücken soll. Denn hiermit ist die Forderung gegeben, daß sie unser ganzes Wesen (wenigstens annähernd) für sich einnehme und befriedige. Ist doch der Schönheitsgenuß eine gewisse beglückende Ruhe der Erkenntniß und des Strebens, setzt also eine vorwiegende Sättigung der augenblicklich thätigen Kräfte voraus. Von den äußeren Sinnen kommen hier zumeist nur Auge und Ohr, von den inneren vor allem die Phantasie in Betracht. Kaum zulässig wird aber die Aussonderung aller sinnlichen Kräfte sein, so daß Verstand und Wille allein ihre Befriedigung fänden; der Mensch wird als einheitlich zusammengesetztes Mittelwesen zwischen den reinen Geistern und den körperlichen Dingen sich nicht beglückt fühlen, wenn der niedere Bestandtheil seiner Natur nicht theilnimmt an der Freude des höheren. In der harmonischen Befriedigung der geistigen und sinnlichen Vermögen besteht also der eigentliche vollkommene Schönheitsgenuß.

Wir wollen nicht läugnen, daß das klar erkannte und liebend umfangene Wahre und Gute unserm Geiste eine wirkliche und nach Umständen hohe Befriedigung gewährt; diese Befriedigung scheint aber an und für sich nicht der volle Genuß zu sein, den wir nach dem herrschenden Sprachgebrauche von der Schönheit erwarten. Obwohl nämlich die übersinnlichen Dinge ohne Zweifel unvergleichlich vollkommener sind, als die körperlichen, so ist doch nicht zu verkennen, daß wir, von dem Falle der ausdrücklichen Vergleichung abgesehen, mit einer gewissen unwillkürlichen Vorliebe die Dinge der Anschauung schön nennen. Ihnen kommt eben dieses Prädicat unter einer Rücksicht eher zu, als allen anderen. Das

Wahre und Gute wird in vielen, ja zahllosen Fällen klar erkannt, ohne daß unsere sinnlichen Kräfte (etwa die Phantasie) stark in Mitthätigkeit kommen; das Schöne kennzeichnet sich aber eben dadurch. So kommt es, daß uns dieses Wort bei sinnlich erscheinenden Dingen, welche sehr leicht ein sinnlich-geistiges Vergnügen hervorrufen, viel geläufiger ist. Dabei kann bestehen, daß wir bei näherem Nachdenken doch auf den unverhältnißmäßig geringern Werth der sinnlichen Schönheit aufmerksam werden und der geistigen bei weitem den Vorzug geben. Je höher sich nun der Mensch über die Materie erhebt, desto mehr Werth wird er freilich auf die Schönheit der geistigen, ethischen und übernatürlichen Welt legen. Der idealen Anschauung P. Jungmanns möchten wir wohl auch zugestehen, daß es dann gleichsam ausnahmsweise für den Menschengeist wohl auch eine Schönheit gebe, an welcher die sinnlichen Vermögen einen sehr geringen Antheil haben. Aber durchweg wird mindestens die Phantasie sich des geistigen Bildes der Schönheit bemächtigen, und werden wir das Wort „Schönheit“ selbst erst nachträglich auf den Gegenstand unserer geistig-*sinnlichen* Anschauung anwenden. Wenn der Mathematiker die Lösung eines Problems entdeckt, so ist sein Verstand befriedigt, aber er kann dabei kalt bleiben; höchstens dann wird er sich in Worten der Bewunderung über die *Schönheit* der gefundenen Wahrheit ergehen, wenn dieselbe zugleich auf seine Phantasie eingewirkt hat.

Noch ein wichtiges Zugeständniß wollen wir gerne machen. Da es offenbar in unserer Doppelnatur begründet liegt, wenn wir nur das irgendwie sinnlich erscheinende Vollkommene schön nennen, so fällt für die vom Leibe getrennte Seele, z. B. eines Heiligen im Himmel, die Bedingung der sinnlichen Erscheinung weg. Wie sehr unsere Seele auch, solange sie den Körper belebt, in ihrer ganzen Erkenntnißweise durch die körperlichen Organe mitbestimmt wird, so ist an eine solche Einschränkung doch nicht mehr zu denken, sobald sie nach Art der Geister lebt und denkt. Die reinen Geister vollends sind in keiner Weise an körperliche Organe gebunden; für sie bedarf also die Schönheit ihres sinnlichen Gewandes nicht, es würde ihr nicht einmal anstehen. Demgemäß halten wir mit P. Jungmann dafür, daß für geistige Wesen die klar erkennbare Vollkommenheit des Erkenntnißobjectes genau mit der Schönheit zusammenfalle, daß also auch geistigen Wesen als solchen die Schönheit in eigentlichem und nicht bloß in analogem Sinne zukomme, daß wir die Engel im wahrsten Sinne schön nennen und Gott selbst die Urschönheit. Statt weiterer Beweise begnügen wir uns hier, an *Stöckls* Aeußerungen über

diese Frage zu erinnern[1]: „Wenn der Begriff der Schönheit, objectiv genommen, mit dem Begriff der Vollkommenheit zusammenfällt, so sieht man leicht, daß in erster Linie, wie zwischen absoluter und relativer Vollkommenheit, so auch zwischen absoluter und relativer Schönheit zu unterscheiden ist. Die absolute Schönheit ist Gott. . . Wir werden zwischen einer dreifachen relativen Schönheit zu unterscheiden haben, nämlich zwischen der rein geistigen Schönheit, wie sie den Engeln eigen ist, zwischen der rein körperlichen Schönheit, wie sie den Naturwesen zukommt, und zwischen der geistig-körperlichen, d. i. menschlichen Schönheit." Diese Unterscheidung läßt sich recht wohl mit der oben ausgeführten Bestimmung der Schönheit für uns Menschen vereinigen. Denn wenn der Mensch in sich selbst eine geistig-körperliche Schönheit darstellt, so kann es nicht auffallen, wenn die Schönheit, auf seine Erkenntniß angewandt, eine geistig-sinnliche Gestalt annimmt. Dadurch nämlich, daß es zum Begriff der Schönheit gehört, zu gefallen, zu befriedigen und zu beglücken, wird ihr Wesen selbst relativ, d. h. verschieden, je nachdem ich ihr gegenüber ein rein geistiges oder ein geistig-körperliches Wesen denke. Die nähere Bestimmung des Antheils, den die sinnlichen Vermögen des Menschen an der Erkenntniß und dem Genusse der Schönheit haben, wird sich später ergeben.

(Fortsetzung folgt.)

**G. Gietmann** S. J.

---

# Die Cistercienser-Abtei Bronnbach.

(Eine kunstgeschichtliche Studie.)

Zweihundert Jahre lang hatte der von Clugny ausgegangene Zweig des Benediktinerordens geblüht, da fing er an zu welken. Rasch brachte die alte Triebkraft des Ordens einen neuen, lebenskräftigern Sproß hervor. Von Molesmes ging er aus, in Citeaux zeigte er 1098 seine ersten Früchte und reifte dort bald überreichen Samen. Alles, was der ursprünglichen Strenge der Regel des hl. Benedikt widerstrebe, wollten die Cistercienser aus ihrem Kloster fern halten. Kleidung, Speise, Wohnung und Besitzthum sollten der strengsten Armuth entsprechen. Arme und reiche Wanderer, welche an die Klosterpforte kamen, wurden von den Mönchen mit aller Liebe beherbergt und verpflegt,

[1] Grundriß der Aesthetik, S. 6 f.

die vom Kloster entfernt liegenden, zum Lebensunterhalt unentbehrlichen Grundstücke aber nur von Laienbrüdern (Conversi fratres barbati) besorgt. Wie St. Benedikt wollten seine jüngsten und letzten Söhne an einsamen Orten sich niederlassen. Wie er wollten sie, wenn ein Kloster viele Mönche zähle, durch je zwölf unter einen Abt gestellte Brüder neue Pflanzschulen der Frömmigkeit errichten.

Robert, der erste Abt, mußte 1099 nach Molesmes zurückkehren; der zweite, Albericus, starb 1109. Unter dem dritten, Stephan Harding, schien die neue Ordensgenossenschaft sich einem frühen Ende zu nahen: Arbeit und hartes Bußleben hatten die Kräfte erschöpft, Nachwuchs aber fehlte. Nicht umsonst baten indessen die frommen Mönche Gott um Hilfe, denn plötzlich erschien im Jahre 1112 Bernard mit seinen Genossen vor der Klosterpforte. Dank diesem Zuwachs begann schon im folgenden Jahre die Verzweigung des Ordens von Citeaux. 1113 wurde das Kloster La Ferté (Firmitas) im Departement Saône und Loire, 1114 Pontigny bei Orléans, 1115 Clairvaux im Departement Aube und Morimond im Departement Haute-Marne gegründet. Jedes dieser vier Tochterklöster entsandte neue Kolonien. Aus Morimond kamen unter anderen die Stifter der Abteien Bellevaux in der Diöcese Besançon 1120, Camp 1123 und Altenberg 1133 im Kölnischen, Ebrach in der Diöcese Würzburg 1127 und 1135 Heiligkreuz bei Wien. Jedes dieser Hauptklöster wurde wiederum zur Mutter anderer. Von Bellevaux ging 1124 Lützel im Oberelsaß aus, von Lützel stammte Neuburg im Unterelsaß 1131. Neuburg sandte 1139 zwölf Mönche mit ihrem Abte nach Maulbronn in der Diöcese Speier.

Dem Abte Diether von Maulbronn übergaben dann 1151 Bilungus von Lindenfels aus Worms, Erleboldus von Krensheim, sowie die Brüder Sibodo und Dragebodo von Zimmern viele Güter, welche in der Umgegend des alten Schlosses Bronnbach an der Tauber lagen. Den Genannten gesellten sich Beringer von Gamburg und die drei Geschwister Wolfram, Diether und Adela von Wertheim zu. Als Bronnbach gestiftet ward, lebte der hl. Bernard noch († 1153). Weil aber die rasche Ausbreitung des Ordens — er besaß damals schon an 340 für Männer bestimmte Klöster — für die Bewahrung des innern Geistes gefährlich erschien, wurde 1152 verordnet, von nun an ohne Noth neue Stiftungen nicht mehr anzunehmen. Trotzdem war die Zahl der Citeaux unterworfenen Männerklöster 1342 bis auf 707 angewachsen. Bronnbach war ein würdiges Glied seines Ordens. Es ist hier nicht unsere Absicht, seine ganze Geschichte zu erzählen, sondern wir werden nur herausgreifen, was für ein kunstgeschichtliches Verständniß seiner Bauten und Ausstattungsgegenstände dienlich erscheint [1].

---

[1] Literatur: Die vom letzten Abte Heinrich Goebhard verfaßte Historia domestica liberae abbatiae Bronnbacensis, abgedruckt in Mone's Schriften des Alterthums- und Geschichtsvereins zu Baden und Donaueschingen. Karlsruhe 1849, II. S. 309 f.; Liber mortuorum monasterii Brunnbacensis, abgedruckt und mit guten Anmerkungen versehen von Kühles, im Archiv des historischen Vereins für

Wer hätte nicht erwartet, die von allen Seiten mit Wohlwollen begrüßte Stiftung werde rasch, ohne Hemmung aufblühen? Schon hatte Abt Diether von Maulbronn 1151 die Fundamente der Kirche gelegt, da langte Reginhart mit mehreren Genossen aus dem Kloster Waldsassen an. Diether übergab ihm die neue Stiftung unter der Bedingung, daß sie in Abhängigkeit von Maulbronn bleiben solle. Reginhart willigte in alles ein, schlug sich aber im Streite zwischen Kaiser und Papst zu Friedrich I., unterlag mit ihm und mußte abdanken. Die Wirren unterbrachen den Bau, bis ein neuer Abt von Maulbronn kam, welcher die Ordnung herstellte, sowie die Arbeiten wieder in Angriff nahm und mächtig förderte.

Spuren der Unterbrechung zeigt noch heute die Apsis der Kirche; denn sie beginnt mit einem reichen Sockel, aus dem Lisenen aufsteigen, welche bald abbrechen. Wo dies geschieht, wird die Rundung des Chores plötzlich enger und in der schlichtesten Art weiter geführt. Dem schönen Schlußgesimse fehlen in den Ecken Kapitäle, die es haben müßte, um tiefer angebrachten Säulenbasen zu entsprechen. Offenbar muß also nach Entwurf und Beginn dieses Bautheiles, aber vor seiner Vollendung eine Katastrophe eingetreten sein, welche die Aenderung des ursprünglichen Planes im Gefolge hatte.

Der Grundriß der Kirche bildet ein einfaches Kreuz. Oestlich, nördlich und südlich von der Vierung, der Kreuzesmitte, liegt je ein Quadrat; gegen Westen hin dehnt sich das Langschiff mit vier Quadraten aus. Neben die vier Quadrate des Langschiffes sind Seitenschiffe gelegt. Die Ostwand des Querschiffes ist durchbrochen und öffnet sich rechts und links vom Hauptchor in je zwei kleine, viereckige Nebenchörchen, wie dies in vielen Cistercienserkirchen der Fall ist.

Die Maße der einzelnen Theile der Kirche sind unregelmäßig; so ist das nördliche Seitenschiff um ungefähr 0,20 m breiter als das südliche, im Lichten 3,10 m oder von Wand zu Pfeiler 4,60 m. Die Gesammtlänge des

---

Unterfranken, Bd. XXI, Separatabdruck Würzburg 1870; Brief (Descriptiuncula) des Philipp Trunck an den Prior von Laach, Joh. Butzbach. Er ist in einem Codex der Universitätsbibliothek zu Bonn erhalten, und besprochen in der Festschrift der genannten Universität von 1826, sowie von Dr. A. Kaufmann (Zur Geschichte der Abtei Bronnbach) in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Karlsruhe 1882, Bd. XXXIV. S. 467. Ein Bericht über den Ueberfall der Abtei durch Turennische Truppen ist von Dr. A. Kaufmann herausgegeben im Archiv des historischen Vereins für Unterfranken, Bd. XIX. S. 193 f. Wichtige Nachrichten bieten ferner: Originum Cisterciensium tomus I. descripsit P. Leopoldus Janauschek, Vindobonae 1887, p. 128, und die dort angegebenen älteren Werke; Aschbach, Geschichte der Grafen von Wertheim, 1843, Bd. II; Katholischer Hauskalender der Diöcese Würzburg, 1886; Schnaase, Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter, 2. Aufl., III. S. 322 f.; Kugler, Geschichte der Baukunst, II. S. 462 f.; Dohme, Die Kirchen des Cistercienserordens in Deutschland, Leipzig 1869, S. 70 f.; Niedermayer, Kunstgeschichte der Stadt Wirzburg, S. 128. Außer diesen gedruckten Nachrichten wurden die ausführlichen und ergiebigen Regesten über Bronnbach im Fürstl. Löwenstein'schen Archiv benutzt.

Innern der Kirche steigt bis auf 70 m, die innere Breite des Querschiffes beträgt etwas mehr als 28 m, die Höhe etwa 17,50 m. Diese Höhe verhält sich demnach zur lichten Breite des Mittelschiffes fast wie 3:1, dagegen zur Gesammtlänge ungefähr wie 1:4, zur Breite des Querschiffes aber fast wie 2:3. Anscheinend dürfte die Länge von etwa 6 m als Grundmaß gedient haben, so daß die Breite der Seitenschiffe, des Mittelschiffes, des Langschiffes, dann weiter die Höhe des Mittelschiffes, die Breite des Querhauses und die Gesammtlänge der Kirche im Verhältniß von $\frac{1}{2}:1:2:3:4:12$ geplant ward. Nicht nur in Grund und Aufriß, sondern auch in der Entwicklung des Planes scheinen einige Grundzahlen als bestimmend festgehalten zu sein. Die Kirche hat nämlich 4 Seitenchörchen, 8 große Quadrate, 16 Seitenschiffquadrate, im ganzen also 24 Abtheilungen nebst einer Apsis. Sie ruht auf 8 großen und 8 kleinen, im ganzen auf 16 freien Stützen, besitzt 16 Fenster- oder Thüröffnungen in den Seitenschiffen, 16 Fenster oben im Mittelschiff, 8 im Querhaus und in dem Chorquadrat, also im ganzen 40, wozu noch 3 in der Apsis hinzukommen.

Wie der Grundriß, so befolgt auch der Aufbau einen durch große Einfachheit wirkenden Plan. Wuchtige Pfeiler, vor denen Halbsäulen aufsteigen, scheiden die vier Joche des Langschiffes. Zwischen je zwei Pfeilern erhebt sich eine kleinere freie Stütze, von welcher Rundbogen nach rechts und links zu jenen Pfeilern gehen. Die Zwischenstützen sind in der östlichen Hälfte des Langschiffes rund, in der westlichen Hälfte dagegen viereckig und mit je zwei vorgelegten Halbsäulen versehen. Schon dieser Unterschied in den acht kleineren Stützen zeigt, daß man hier zwei Bauperioden unterscheiden muß. Der ältern gehört die Aufführung des Chors, des Querhauses sammt zwei Jochen des Mittelschiffes an; eine etwas spätere hat die beiden westlichen Joche beigefügt. Im jüngern, westlichen Theile der Kirche sind alle Profile mehr geschwungen und fein, die Basen der Säulen haben klar entwickelte Eckblätter statt der in den älteren Theilen vorkommenden Eckstücke. Im Chor und Querschiff sind unten abgerundete, wenig verzierte Würfel als Kapitäle verwandt. Diese Würfelform ist in den ersten und älteren Jochen des Langschiffes durch breite Blätter, welche an die Wasserpflanzen des Taubergrundes erinnern, mehr oder weniger verdeckt. In den letzten Jochen hat sie der Kelchform Platz gemacht, welche von leichteren Blättern umgeben ist. Doch fehlen frei entwickelte, tief unterarbeitete Laubwerkformen auch hier noch. Nur an der westlichen Abschlußwand haben zwei Kapitäle an einer großen und an einer kleinen Halbsäule aufgerollte Blattknollen. Sie leiten zu frühgotischen Formen über und bezeichnen das Ende der Bauführung an der Kirche.

Die fünf Hauptpfeiler — vier derselben stehen, wie erwähnt, frei, der letzte ist in die westliche Abschlußwand eingebunden — tragen mit den vier kleineren, zwischen ihnen errichteten Stützen acht gleiche, runde Doppelbogen. Der innere hat an 3,30 m Durchmesser, der äußere an 4,12 m. Oberhalb dieser Bogen läuft, 10,70 m über dem Kirchenboden, ein Gesimse her. Da die Höhe der Gewölbe bis auf 17,50 m steigt, so verhalten sich die unter dem Gesimse liegenden Bautheile zu den höheren, wenigstens für das Auge, etwa wie 3:2.

Jedem der unteren, gegen die Seitenschiffe geöffneten Bogen entspricht im Oberbau ein Fenster. Doch steht die Mitte dieser Fenster nicht in gerader Linie über dem Scheitel der unter ihnen gewölbten Rundbogen. Der Grund dieser Unregelmäßigkeit erklärt sich folgendermaßen. Auf den vor die großen Pfeiler gestellten Halbsäulen liegen stark nach rechts und links ausgekragte Gesimsstücke, von denen in die Längswände eingebundene Spitzbogen ausgehen. Diese Spitzbogen tragen Gewölbe und verengen den für die hohen Fenster bestimmten Platz. Der Baumeister hat darum je zwei Fenster von dem erwähnten Spitzbogen etwas entfernt und näher aneinander gerückt. Um ihre Zusammengehörigkeit noch mehr zu betonen, hat er im ersten östlichen Joch des Mittelschiffes oben zwischen die beiden Fenster ein drittes, rundes Fenster angebracht, welches sich sehr gut ausnimmt [1].

Die Gewölbe beanspruchen die höchste Beachtung und werden von Schnaase also beschrieben:

„Fenster und Arkaden sind (in Bronnbach) rundbogig, dagegen die höchst merkwürdigen Gewölbe spitzbogig. Sie bestehen nämlich im Mittelschiffe, in den Kreuzarmen und in der Vorlage des Chores aus quadraten Kreuzgewölben mit bloßen Gräten, die man aber in der That noch als spitzbogige Tonnengewölbe mit großen Stichkappen betrachten kann, da die Gewölbefelder nicht durch Transversalgurten geschieden sind und die über den Fenstern einschneidenden Kappen wegen der großen Stärke der Pfeiler (oder vielmehr der Auflager der Säulenkapitäle) nicht völlig die Breite und Höhe des Longitudinalgewölbes haben. In den Kapellen an den Kreuzarmen sind wirkliche Tonnengewölbe, die Seitenschiffe sind aber mit halben Kreuzgewölben der erwähnten Art bedeckt. Offenbar ist es das ältere französische System der Bedeckung mit ganzen und halben Tonnengewölben, welches aber in Deutschland wegen des Bedürfnisses von größeren Fenstern und Oberlichtern und durch die Einwirkung des hier schon längst bekannten Kreuzgewölbes modificirt ist. Dieses Auftreten einer französischen Anordnung ist um so auffallender, weil sie sich in Maulbronn (dem Mutterkloster von Bronnbach) nicht findet, wo das Mittelschiff vielmehr die in Cistercienserkirchen seltene gerade Decke hat [2], die Seitenschiffe aber mit gewöhnlichen Kreuzgewölben bedeckt sind."

Die Annahme, französische Vorbilder hätten hier eingewirkt, oder die Einwölbung der in ihren Umfassungsmauern von einem deutschen Cistercienser vollendeten Kirche sei einem französischen Ordensgenossen übertragen worden, hat geringe Schwierigkeiten. Mußten doch die Aebte aller Klöster, also auch der

---

[1] Auch im Dome von Worms ist in einem Joche ein solches Rundfenster zwischen zwei andere lange Fenster gestellt, während in den übrigen Jochen die Oberwand zwischen den gestreckten Fensterpaaren undurchbrochen bleibt. Kunstdenkmäler im Großherzogthum Hessen, 1877, S. 168.

[2] Das Mittelschiff der Maulbronner Kirche hatte freilich ursprünglich eine flache Decke, ist aber nach dem Jahre 1420 mit Rippengewölben versehen worden. Paulus, Die Cistercienserabtei Maulbronn, Stuttgart 1879, S. 25 f.

Abt von Bronnbach, Jahr um Jahr nach Cisterz zum Generalkapitel kommen. Dort fanden sich Männer aus allen Ländern, besonders aus allen Provinzen Frankreichs ein. Weil gerade um das Jahr 1200 im Orden allerorts viele bedeutende Kirchen und Klöster errichtet wurden, befaßte man sich in der Unterhaltung sicher vielfach mit den Bauunternehmungen. Leicht konnte man darum auch aus einem Kloster, das einen Theil seiner Bauten eben vollendet hatte und gerade eine Pause in der Arbeit eintreten ließ, um neue Geldmittel anzusammeln oder die Hausteine zu bereiten, einen in Gewölbeconstructionen erfahrenen Mitbruder auf eine Zeitlang entleihen. Mauern aufzuführen war verhältnißmäßig leichter, als Einwölbungen weiter Schiffe zu leiten, und so wird man für letztere Arbeit sich an erprobtere Männer gewandt haben. Die in Bronnbach aufgeführten Gewölbe haben sich zwar bewährt, aber doch einen starken Druck gegen die Umfassungsmauern ausgeübt und zur nachträglichen Anlage von Strebepfeilern gezwungen. Solche freilich erst spät angefügte Streben findet man an der Westfaçade, an dem nördlichen Seitenschiff (mit den Jahreszahlen 1489 und 1498 bezeichnet) und neben dem Kreuzgang (laut den Inschriften 1617 und 1675 errichtet).

Das zu Bronnbach verwendete französische System der Einwölbung blieb in Deutschland fast ohne Nachahmung und Einfluß [1], spricht aber dennoch laut für den oft mit Recht betonten Einfluß der Cistercienser auf die Entwicklung der kirchlichen Baukunst und aller mit ihr zusammenhängenden Fertigkeiten. Sie bildeten einen internationalen Orden. In 40 Jahren erbauten sie, abgesehen von den Frauenklöstern, in allen Ländern 340 größere Kirchen und Klöster, in 230 Jahren aber über 700. Ihre Baumeister und Steinmetzen, Gesellen und Handlanger waren Mönche desselben Ordens, waren von jener begeisterten Thatkraft erfüllt, welche alle neu gestifteten, im Aufschwung befindlichen Orden der katholischen Kirche allezeit auszeichnete. Viele ihrer Bauleute hatten vor dem Eintritt ins Kloster in ihrem Fache hohe Meisterschaft erlangt; denn zumal in neu aufblühende, strenge Klöster treten durchweg nicht abgelebte Existenzen ein, sondern ideal angelegte Männer, deren Sinn auf das Höchste gerichtet ist. Ausgerüstet mit allen Kenntnissen ihres Faches, klopften sie mit jugendlicher Begeisterung an der Klosterpforte an. Dazu kamen, wie schon oben angedeutet, die Reisen der Aebte, welche in Begleitung anderer Mönche sich zum Generalkapitel, zum Mittelpunkt des Ordens, begaben. Auf der Hin- und Rückreise wurden die anderen Klöster des Ordens besucht. In Stadt und Land sahen die Reisenden, was man neu baute und was aus alter Zeit erhalten war. Sie erzählten draußen, wie man es bei ihnen mache; heimgekehrt, berichteten sie, wie in der ganzen christlichen Welt ringsumher gebaut werde. Welches Land sandte damals seine Mönche, seine Bauleute nicht nach Cisterz? Welche neuen Erfahrungen, Versuche und Erfolge im Bauwesen blieben darum den Cisterciensern unbekannt? Niemand kann es also Wunder nehmen, wenn Dohme bemerkt:

---

[1] Aehnliche Gewölbe findet man z. B. in den Seitenschiffen der Kirche Maria zur Höhe zu Soest und in der Marienkirche zu Maestricht.

„Es ist bereits im Eingang darauf hingewiesen, daß die Cistercienser bei dem steten Verkehr mit den französischen Mutterklöstern der Baukunst Frankreichs wesentlich in Deutschland Bahn brachen[1], und daß sie dies um so eher konnten, als sie dieselbe nicht als geschlossenes, fremdes System einführten, vielmehr sie nach den deutschen Gewohnheiten modificirten und so einer leichteren Verbreitung auch außerhalb des Ordens fähig machten. Fast überall treten sie als Lehrmeister in ihren Kirchenbauten auf, an denen sich die Architekturen der Umgegend heranbilden; wohin sie sich wenden, ist ihre Baukunst meist die entwickeltere und besonders für die Entstehung des Uebergangsstiles die epochemachende."

Doch wenden wir den Blick von den Bronnbacher Gewölben und ihrer kunstgeschichtlichen Bedeutung ab, um uns über den Eindruck des Innern der Kirche Rechenschaft zu geben. Derselbe ist ein ruhiger, ernster, paßt also durchaus zu der Schilderung des frommen und strengen Lebens, welches die Cistercienser führten. Dem Beschauer ergeht es übrigens in dem Bronnbacher Gotteshaus wie in der Kirche zu Klosterrath bei Aachen. Hier wie dort muß er die Einzelheiten auf das Genaueste untersuchen, um, abgesehen von anderweitig zu Gebote stehenden Nachrichten, aus rein archäologischen Gründen zu dem Ergebniß zu gelangen, daß der Bau in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts ausgeführt und erst um 1200 vollendet ward. Bei aufmerksamem Studium beweisen zu Bronnbach die großen Fenster, die weiten Verhältnisse, die leicht aufsteigenden Halbsäulen, die hohen Rundbogen der Seitenschiffe und die besonders im Chore und in der Vierung ansteigenden Spitzbogen, daß dieser Bau doch noch gleichzeitig mit den poesievollen Kathedralen des frühgotischen Stiles aufwuchs und sich, freilich in bescheideneren Verhältnissen, aber doch ebenbürtig neben die großen spätromanischen Kirchen des Rheinstromes hinstellen darf.

Die Westfaçade hat drei Portale, über welche Schnaase also berichtet:

„Besonders anmuthig ist die Ausführung der Basis an den drei ziemlich reich mit monolithen Säulen geschmückten rundbogigen Portalen."

In Wirklichkeit findet man jedoch am südlichen Portal keine Säulen, weil es in sehr einfacher Art nur von Rundstäben und Kehlleisten umrahmt ist. Weiterhin ist das nördliche Seitenportal nichts weniger als anmuthig, sondern sehr streng gebildet. Seine Basen haben noch die Form des abgeplatteten Würfels; ähnlich sind die mit Voluten verzierten Kapitäle geformt. Im halbkreisförmigen Tympanon steht ein Kreuz, worüber sich ein abwechselnd aus weißen und rothen Steinen gefügter Rundbogen wölbt. Alles ist hier so alterthümlich, daß man zur Annahme versucht wird, dies Portal dürfte ehedem entweder einer ältern Kapelle oder der vor Beginn des jetzigen Baues hier vorhanden gewesenen kleinen Kirche gedient haben. Es scheint jedenfalls vor 1200 und vor Vollendung der westlichen Hälfte der Kirche entstanden

---

[1] Wir dürfen wohl hinzufügen, daß sie aber auch hinwiederum deutsche, spanische, italienische und englische Bauart und Bauerfahrung in Frankreich und so in anderen Ländern bekannt machten.

zu sein. Das Hauptportal mag wenigstens fünfzig Jahre jünger sein. An seinen weichen Basen finden sich Eckblätter, an seinen Kapitälen frei entwickeltes Blattwerk. Es ist nach dem Kapitelsaal und den ältesten Theilen des Kreuzganges, aber vor den mit frühgotischem Blattwerk verzierten Theilen desselben Kreuzganges, etwa um 1125 erbaut.

Den über den Portalen sich erhebenden Westgiebel schließt ein kleiner achteckiger Dachreiter spätgotischen Stiles, welcher dem großen, vor der Vierung stehenden nachgebildet ist. Letzterer stützt sich auf einen doppelten, sehr breiten Gurtbogen des Mittelschiffes. Er steht also nicht dort, wo sich die Dächer des Querbaues und des Mittelschiffes schneiden, sondern mehr nach Westen. Seinen Unterbau bildet ein aus rothem Sandstein massiv gemauertes Achteck, aus dem in jeder Ecke ein leichter Stab aufsteigt zu einem obern Gesimse, welches den hölzernen Helm trägt. Zwischen den acht Eckstäben öffnen sich leichte Doppelfenster. Blätter und Stücke von Rundstäben beleben alle Profile, geben dem Thürmchen reichen Wechsel von Licht und Schatten und machen es zu einer mustergiltigen Leistung. Ein Thurm fehlt der Bronnbacher Kirche, weil die Cistercienser keine Thürme auf ihren Gotteshäusern haben durften. Wo man an alten Cistercienserbauten eigentliche Thürme findet, sind dieselben entweder ein Verstoß gegen die Regel, oder von Fremden erbaut, welche den Mönchen oder Nonnen fertig gestellte Kirchen überwiesen. Die schöne Kirche der ehemaligen Cistercienserinnen zu Roermond hat freilich, wie die ursprüngliche Anlage ihres Vorbildes, der Quirinuskirche zu Neuß, neben einer Vierungskuppel vier Thürme. Indessen dürfte ihr älterer, westlicher Theil schwerlich von einem Cistercienser, sondern von einem Meister der rheinischen, speciell der kölnischen Schule, erbaut sein, und die Thürme sind das Werk einer neuen Restauration, über deren Werth und Berechtigung viel gestritten worden ist. Wie die Cistercienser, so haben auch die Franziskaner und Dominikaner in ihrer Regel ausdrücklich auf Thürme verzichtet. Sie sahen große Thurmbauten als Verstoß gegen ihre Armuth an. Es kann niemand einfallen, zu behaupten, den von ihnen erbauten Kirchen fehle darum Würde und Schönheit. Gerade der durch die Armuth gebotenen Einfachheit, der sparsamen Verwendung von Ornamenten und der auf das Nöthige beschränkten Anlage verdanken solche Ordenskirchen ihren hohen Werth und ihre Bedeutung. Die Glocken fanden in dem Dachreiter, wo nöthig, wie in Bronnbach, in zwei Dachreitern Platz. Es dürfte wohl hier die immer zu wiederholende Frage berechtigt sein, ob es nicht in manchen armen Pfarrgemeinden, welche einer neuen Kirche bedürfen, angezeigt wäre, nach Art jener Orden, wenigstens in der ersten Bauperiode, auf alles Ueberflüssige zu verzichten, also auch auf Thurmbauten, welche oft ein Drittel der Bausumme verschlingen. Mehr als tausendjährige Erfahrung beweist, daß das Streben nach Einfachheit, weit entfernt, mit der Kunst und Schönheit in Widerspruch zu stehen, im Gegentheil oft die trefflichsten Leistungen hervorbrachte. Man kann immer noch, wenn später die Mittel reichlicher fließen, an dem Westende der Kirche einen Thurm beifügen, besonders, wenn im ersten Entwurf eine solche in Zukunft hoffentlich ins Werk zu setzende Erweiterung vorgesehen ist. Solange man

sich nicht dort, wo die Mittel spärlich fließen, entschließt, bei großen Neubauten, sowie es ehedem fast immer geschah, die Arbeit zu theilen, also einen Abschnitt des Baues solid, kräftig, einfach und in großen Verhältnissen anzulegen, der Zukunft aber die Weiterführung zu überlassen, wird unsere Zeit schwerlich viele monumentale Kirchenbauten hervorbringen. Nur zu häufig liegt der Mangel an Mitteln wie ein Alp auf den Bemühungen des Baumeisters. Er soll alles, vom Chor bis zur Thurmspitze, vom Taufbrunnen bis zum letzten Altar, ja bis zur letzten Kirchenbank berechnen und in den Kostenanschlag setzen. Wie viel freier stände er, wenn er, wie seine Vorgänger es durften, nur so viel zu unternehmen brauchte, als mit den zur Verfügung stehenden Mitteln einstweilen zu leisten ist.

In den alten freien Reichsstädten entsprach der Kathedrale ein Rathhaus: so stand in den mittelalterlichen Klöstern neben der Kirche ein Kapitelsaal. Hier übte der Abt seine innere, geistliche Gerichtsbarkeit, hier wurden von der Klostergemeinde die Geschäfte berathen und abgeschlossen, hier die Aebte gewählt und oftmals nach ihrem Tode begraben. Die Grabsteine dreier Aebte liegen noch heute im Bronnbacher Kapitelsaal. Ihre Inschriften lauten:

Anno · dni · MCCCCXVI · ipso (?) die · gregorii · o · dnus · johannes · hileprad · abbas · XIII.

Anno · dni · MCCCCLII · XII · kl · augusti · obiit · dns · joannes · sigema(n) · de · ochsenfurt · XIIII · abbas · in · brunbach · XXXVII · anno · regiminis · sui · cuj · aia · re · i · pa.

Anno dni · MCCCCCI · die · decollationis · johanis · baptistae · obiit · dnus · michael · keller · de · buche · hs · monasterii · abbas · cujus · aia · req · in pace.

„Im Jahre des Herrn 1416, am Feste des hl. Gregor, starb Herr Johannes Hilebrand, der 13. Abt."

„Im Jahre des Herrn 1452 am 21. Juli starb Herr Johannes Sigemann von Ochsenfurt, der 14. Abt von Bronnbach, im 37. Jahre seiner Regierung. Seine Seele ruhe in Frieden."

„Im Jahre des Herrn 1501, am Feste der Enthauptung des hl. Johannes des Täufers, starb Herr Michael Keller von Buchen, Abt dieses Klosters. Seine Seele ruhe in Frieden."

Die Inschriften laufen um den Rand der mannshohen Steine. Im Innern des ersten und des zweiten Denkmals ist nur ein Abtstab, im dritten aber der Abt selbst in voller Figur, in Mönchstracht mit Birett, Buch und Stab dargestellt. Auf dem ersten und dem zweiten Steine werden die betreffenden Aebte als der 13. und der 14. eingeführt. Trotzdem stehen sie im Abtskatalog an der 30. und der 31. Stelle. Dieser Unterschied in der Zählung erklärt sich durch die Sitte, welche dem Kapitel das Recht gab, nach dem Tode eines Abtes zu entscheiden, ob derselbe sich um die Abtei wohlverdient gemacht habe, ob er bene meritus sei. Wurde dies bejaht, so fügte man auf dem Grabsteine bei, der wievielte er in der Reihe jener sei, denen man in dieser besondern Weise ein dankbares Andenken bewahrte. Solche nach dem Tode abgegebenen Urtheile enden mit dem Ablauf des Mittelalters. Daraus erhellt,

wie im 16. Jahrhundert selbst in den Klöstern die persönliche Autorität über die früher in Gemeinschaft mit dem Convent geübte die Oberhand gewann. Auf das allmähliche Hervortreten der persönlichen Bedeutung des Vorstehers weist auch jener andere Umstand hin, daß auf den älteren Steinen nur ein Stab, das Zeichen der Würde, auf den jüngeren aber die ganze Figur des Würdenträgers mit all seinen Insignien erscheint.

Der Bronnbacher Kapitelsaal, in dessen Boden die ebenerwähnten Grabsteine eingelassen sind, wurde noch vor Vollendung der Kirche, vielleicht zwischen Ausbau der östlichen und der westlichen Hälfte des Mittelschiffes, errichtet. Er hat 9 Gewölbe, welche auf 4 Säulen und 12 vorgekragten halben Kapitälen, also auf 16 Stützen, ruhen, und ist 12,20 m lang, 9,50 m breit, 4,50 m hoch. Seine Thüre hat im Lichten 1,50 m. Die genannten Größen verhalten sich zu einander wie $4 : 3 : 1^1/_2 : ^1/_2$.

Der vor dem Kapitelsaal erbaute Kreuzgang ist auf 36 Gewölbe angelegt, so daß also, weil die Gewölbe in den Ecken doppelt zählen, jede seiner vier Abtheilungen 10 Gewölbe erhalten sollte. Infolge von Planänderungen hat jedoch die östliche Seite nur $9^1/_2$, die südliche nur 9 Gewölbe erhalten. Die lichte Breite von Pfeiler zu Wand beträgt in den beiden älteren Theilen im Osten vor dem Kapitelsaal und im Norden neben der Kirche ungefähr 3,90 m, im Süden vor dem Kapitelsaal 4,25 m, im Westen nur 3,75 m.

Sehr auffallend ist die Beschreibung, welche Schnaase gibt, indem er sagt: „Der Kreuzgang, obgleich etwas jünger als die Kirche, hat noch sehr primitive Formen. Jede seiner Abtheilungen besteht nämlich aus drei auf Säulen ruhenden, stumpfen, aber stark überhöhten Spitzbogen, von denen der mittlere die beiden anderen überragt und fast in die Spitze des die ganze Gruppe umfassenden Spitzbogens hineinreicht. Auch er wird daher noch aus dem 12. Jahrhundert stammen."

Der mit Recht allgemein geachtete Verfasser muß sich in diesen Sätzen auf den Bericht eines unzuverlässigen Gewährsmannes gestützt haben. In Wirklichkeit ist nämlich der Bronnbacher Kreuzgang in sehr verschiedenen Zeiten ausgebaut worden, und zwar so, daß er in höchst bemerkenswerther Art darthut, wie die Gotik sich aus dem romanischen Stil entwickelte, aufwuchs und aus dieser Gegend erst sehr spät verschwand.

Bezeichnen wir das in der südöstlichen Ecke des Kreuzganges liegende Gewölbe mit 1, die folgenden (nach Norden schreitend) mit 2—10, dann die Gewölbe des von Osten nach Westen neben dem südlichen Seitenschiffe der Kirche sich hinziehenden Theiles mit 10—19, die des westlichen Theiles mit 19—28, die des südlichen mit 28—36. Auf den ersten Blick scheidet sich das Ganze in zwei Perioden: eine frühere, der die mit 1—19 bezeichneten Abtheilungen angehören, und eine spätgotische, in der die übrigen entstanden. Die Bauthätigkeit begann bei den mit 3, 4 und 5 zu bezeichnenden, unmittelbar vor dem Kapitelsaal liegenden Abtheilungen, in denen die breiten, dem Kreuzgang Licht und Luft vermittelnden Oeffnungen von Kleeblattbogen eingefaßt sind, also dem Uebergangsstil angehören. Statt der Kleeblattbogen hat der Baumeister in den neben den drei ebengenannten ältesten Abtheilungen, also in

2 und 6, Spitzbogen verwendet. Erst nach Vollendung des Rahmens der fünf genannten Abtheilungen (2—6) schritt er zu deren Ausfüllung. In den Kleeblattbogen der dritten Abtheilung fügte er eine spitzbogige Thüre ein; die vier anderen (2, 4, 5, 6) verschloß er unten mit einer Fensterbank. Auf diese setzte er dann Säulenbasen ohne Eckblätter, aus denen er sehr leichte Säulchen aufwachsen ließ, welche Steinplatten tragen, die in Kleeblattbogen auf den Säulenkapitälen aufsitzen und von Vierpässen durchbrochen werden. Die älteren Kapitäle der in Rede stehenden Abtheilungen und die erwähnte Thüreinfassung haben breit ausgedehnte, flache, noch vollständig unter der Herrschaft des romanischen Stiles stehende Blattverzierungen. In anderen Kapitälen lösen sich die Blätter schon vom Grunde, bleiben aber an ihren Spitzen noch aufgerollt, so daß sie sich scheinbar eben aus dem knospenden Zustande entwickeln wollen, also den frühgotischen Charakter zeigen. Vielleicht haben hier deutsche und französische Mönche nebeneinander gearbeitet, erstere noch in den Formen der ältern heimischen Kunst sich bewegend, letztere der in ihren Gegenden schon frisch aufblühenden Gotik huldigend. Die Unterschiede dieser Kapitäle bieten eine merkwürdige Analogie zum Aufbau der neben ihnen stehenden Kirche, in der ja auch die Mauern und alle Einzelformen rein deutsch sind, die Gewölbe aber französische Einflüsse zeigen.

Nach Vollendung der fünf vor dem Kapitelhause liegenden Abtheilungen (2—6) schritt der Baubetrieb zu den drei folgenden (7, 8 u. 9) nach Norden vorwärts. Die bei den zuletzt vollendeten Abtheilungen (2 u. 6) verwendeten Spitzbogen wurden beibehalten, die Stützen aber verändert und nicht mehr als Säulen, sondern als achteckige, an den Seiten schwach ausgekehlte Pfeiler behandelt. Diese Pfeiler tragen nun Spitzbogen, welche der von Schnaase gegebenen, oben angeführten Beschreibung entsprechen.

Einem vierten Bauabschnitte verdanken die sechs ersten Abtheilungen des nördlichen Flügels (10—15) ihre Entstehung. Die Oeffnungen werden wie in den vorher vollendeten Theilen behandelt; die Gewölberippen behalten die birnförmige Gestalt, aber in den Abtheilungen 10, 12 und 14 ist im Kreuzungspunkt der Rippen ein kleiner Schlußstein angebracht.

Nach Vollendung der sechs zuletzt besprochenen Gewölbe (10—15) wurden im fünften Bauabschnitt die vier folgenden, die letzten, Abtheilungen des nördlichen Flügels (16—19), sowie die noch nicht in Angriff genommene erste Abtheilung des östlichen erbaut. Alle Gewölbe wurden jetzt mit Schlußsteinen versehen, die überdies eine größere Form erhielten. Die Steinmetzen erlaubten sich, in den Kapitälen neben Blättern und Blumen thierische und menschliche Figuren auszumeißeln.

In einem dieser figurirten Kapitäle sitzt ein älterer Mönch in seiner Kutte mit einem offenen Buche anscheinend vor einem ebenfalls in eine Kutte gehüllten jüngern Mönch, den er unterrichten will. Bei näherem Zusehen entdeckt man aber, daß der Lehrer einen Fuchs vor sich hat, bei dem seine Unterweisung allerdings geringe Frucht bringen wird. Als Fußschemel dient beiden ein Kopf. Solche launige Gestalten finden sich freilich in gotischen Bauten häufig. Da aber der hl. Bernard die Cluniacenser sehr scharf getadelt

hatte, daß sie ihre Kreuzgänge und Kirchen mit phantastischen und humoristischen Gebilden füllten, kann es auffallen, in seinen Klöstern nicht eben sehr lange nachher ähnliche Dinge zu finden. Aber der Drang nach solchen Bildungen lag so tief im Geiste der Zeit und beherrschte so sehr die Hand der damaligen Handwerker, daß nur zu leicht ein ins Kloster aufgenommener Steinmetz auch als Cisterciensermönch in der Art weiter arbeitete, welche er vor seinem Eintritt in den Orden erlernt und geübt hatte.

Die ältesten Theile des Kreuzganges (1—6) dürften in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, die folgenden (7—19) vor dem Jahre 1300 vollendet worden sein. Erlauben wir uns, wiederum hier zu betonen, wie ruhig die Alten arbeiteten. Fünfmal setzten sie an, um zwei Flügel, nur 19 Abtheilungen, eines Kreuzganges aufzuführen. Der erste Plan blieb maßgebend; aber bei jedem weitern Ansatz verwendeten sie freudig die neuen Fortschritte der Baukunst. Sie waren von der Schablone so weit entfernt, daß sie unbesorgt die Formen wechselten und änderten.

Ueber den Ausbau der zweiten Hälfte des Kreuzganges wird später zu berichten sein. Ihr südlicher Arm (28—36) wurde in zwei Abschnitten im Laufe des 15. Jahrhunderts, der westliche (20—27) erst 1608 errichtet, an 400 Jahre nach Beginn des östlichen. In der ältern Hälfte des Kreuzganges, im östlichen Flügel vor dem Kapitelsaal und im nördlichen neben der Kirche, fällt das Auge des Besuchers auf eine Anzahl wichtiger Grabsteine. Viele sind leider stark abgetreten, weil sie als Bodenbelag dienten. In kurzem werden alle, dank der Frömmigkeit und dem Kunstsinn des Fürsten Löwenstein, des gegenwärtigen Besitzers der Abtei, in die Wände eingelassen und so vor Untergang und Entweihung bewahrt werden. Ob alle von Anfang an im Kreuzgang lagen, läßt sich nicht bestimmen. Jedenfalls ist ihre jetzige Vertheilung nicht die ursprüngliche. Spuren von Gräbern ließen sich bei Nachgrabungen unter einigen der älteren Denksteine nicht mehr ermitteln. Jedenfalls haben sich aber Grabsteine schon von Anfang an, also seit dem 13. Jahrhundert, in den beiden ältesten Armen des Kreuzganges befunden. Weil diese Abtheilungen neben der Kirche und vor dem Kapitelsaale lagen, die Mönche aber durch sie schweigend und betend aus der Kirche zum Kapitel- und zum Speisesaal gingen, konnte sich kein Platz finden, an dem die Grabsteine eher zur Fürbitte für die Verstorbenen einluden, als eben dieser Theil des Klosters. So findet man allerorts gerade jene Theile der Kreuzgänge mit Grabsteinen bedeckt, welche die Kirche mit dem Kapitelsaale und dem Refectorium verbinden.

Versuchen wir nun kurz die ältesten und bemerkenswerthesten Bronnbacher Grabdenkmale zu beschreiben, so stoßen wir gleich vor dem Kapitel auf zwei mannsgroße, faustdicke Steinplatten ohne Inschrift. Auf jeder sind zwei Wappen erhaben ausgemeißelt; auf der erstern zwei alterthümliche Schilde mit einem aufgezäumten Pferdekopf, auf dem andern zwei ähnliche Schilde mit je einem Querbalken. Mit Freude erkannten wir bald in ihnen die Grabsteine zweier Stifter der Abtei: der erstere Stein mit dem Pferdekopf im Wappen gehört dem Ritter Erleboldus von Krensheim, der zweite dem Bilungus von Lindenfels († 1176). Freilich wird letzterem auf der im Mittel-

schiff der Kirche aufgehängten Gedenktafel ein Wappen mit zwei Querbalken gegeben. Der Maler dieser erst 1796 angefertigten Tafel hat aber wahrscheinlich die beiden Schilde des Grabsteines, in denen je ein solcher Balken erscheint, irrthümlich zusammengezogen und zu einem Wappen vereint. Der Grabstein eines dritten Stifters, des Ritters Beringer von Gamburg, liegt bisher nicht erkannt und beachtet im westlichen Theile des Mittelschiffes; die beiden erstgenannten Steine hat man bisher zwei Aebten zugeschrieben: Rudolf von Wenkheim († 1404) und Johann von Weiler († 1331 oder 1330). Das muß schon deshalb unrichtig sein, weil beide dieselbe Technik und denselben Stil zeigen, ihre Entstehung also nicht über 70 Jahre auseinander liegen kann. Ueberdies haben alle im 14. und 15. Jahrhundert zu Bronnbach und in seiner Umgegend angefertigten Grabsteine Umschriften und weit mehr entwickelte Formen.

Fünf andere Steine zeigen nur Wappenschilde, ohne jede Umschrift oder Namensbezeichnung. Einen festen Anhaltspunkt zu ihrer Datirung bietet eine Steinplatte, in deren Mitte ein Thurm vertieft in ein Wappenschild ausgehauen ist, ohne daß ein Helm auf dem Schild steht. Die Umschrift lautet:

Anno · dni · MCCXCI · quarto · kl · novenbs · o · hermann · miles · dictus · semann · de · (kennigheim).

„Im Jahre des Herrn 1291 am 29. Oktober starb Ritter Hermann, genannt Semann von Kennigheim."

Man wird kaum fehlgreifen, diesen Stein als den letzten anzusehen, auf dem ein Wappen ohne Helm ausgemeißelt wurde. Helme mit kleinen Helmzierden treten uns schon auf zwei aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts stammenden Denkmälern entgegen. Eines, noch ohne Umschrift, ist in der Mauer des südlichen Seitenschiffes eingemauert und enthält das kraftvoll modellirte Wappen des 1324 verstorbenen Frizo von Uffigheim; im andern befindet sich ein ebenso gut stilisirtes Wappen und die Umschrift:

Anno · domini · M · CCCVII + XVIII · kl · octobris ⁝ o ⁝ h ⁝ dictus ⁝ weibel de hbipoli.

„Im Jahre des Herrn 1307 am 14. September starb Heinrich, genannt Weibel von Würzburg."

Nur die Ritter haben auf den Bronnbacher Grabsteinen des 13. und 14. Jahrhunderts Wappen. Zwei für Edelfrauen hergestellte Platten blieben im Innern leer und wurden nur mit Randschriften ausgestattet, deren prächtige, gotische Buchstaben so tief ausgehauen sind, daß sie dunkeln Schatten sammeln, wodurch sie leicht lesbar werden. Sie lauten:

Anno · ab · incarnacione · dni · MCC · LXXXVIII · V · ydus · febr · o · othilia.

„Im Jahre 1288 nach Christi Geburt am 9. Februar starb Ottilie." (Sie war nach Ausweis des Todtenbuches die Wittwe des Ritters Wolfram.)

Anno ⁝ domini ⁝ MCCC ⁝ I · VII ⁝ kl ⁝ sept ⁝ o ⁝ gertrudis ⁝ de nue kirch.

„Im Jahre des Herrn 1301 am 26. August starb Gertrud von Neukirch."

Solche Umschriften, welche in classischer Kürze nur das Nothwendigste sagen, wirken viel eindringlicher als jene langathmigen Epitaphien späterer Jahrhunderte, welche selten von jemand bis zu Ende gelesen werden, weil ihre gehäuften Angaben für die meisten kein Interesse haben. Setzen wir zum Vergleich die letzte Inschrift der Bronnbacher Abtei hierhin:

Anno Domini MDCCXCIV die XImo Junii obiit Reverendissimus perillustris ac amplissimus Dominus Ambrosius Balbus de libera abbatia Bronnbacensi sacri ordinis Cisterc. abbas bene meritus. Natus est Volcaci XV. Nov. MCCIV, Profess. XXII. April. MDCCXXV, sacerdos XVII. April. MDCCXXIX, electus XXIX. Augusti MDCCLII, resignavit XXVII. Julii MDCCLXXXIII. Cujus anima Deo vivat.

Für einen Würzburger Bürger, der als Wohlthäter des Klosters in dessen Kreuzgang seine letzte Ruhestätte fand, aber kein Wappen besaß, hat man in der Mitte des Grabsteines zwei Vierpässe angebracht mit den Inschriften:

Defunctus requiescat in pace —
Et lux perpetua luceat ei an.

Die breite Randschrift lautet:

Anno dni MCCXC · II · kl · junii · o · · · curadus filius gotfridi der(ren) qui fuit civis herbipol.

„Im Jahre des Herrn 1290 am 31. Mai starb Konrad, der Sohn des Gottfried Derren, welcher Bürger zu Würzburg war. Der Verstorbene ruhe in Frieden, und das ewige Licht leuchte ihm. Amen."

Zwei weitere Steine des 14. Jahrhunderts erinnern an Grafen von Wertheim, deren hochragende Burg nur zwei Stunden von Bronnbach entfernt auf einem Hügel liegt, welcher den Einfluß der Tauber in den Main und die an den Ufern erbaute Stadt Wertheim beherrscht. Wohl erhalten ist nur der alte, viereckige Mittelthurm, während das erst im 13. Jahrhundert erbaute Wohnhaus und die im 16. Jahrhundert und später von den Grafen von Stolberg und den Fürsten von Löwenstein beigefügten Gebäude, Thürme und Bastionen in Trümmer sinken. Der Grabstein des 1374 verstorbenen Grafen Boppo liegt im Kreuzgange, ist aber so abgetreten, daß man nur mit Mühe den Rest seiner Umschrift entziffert. Eine noch traurigere Zerstörung zeigt der im nördlichen Querschiff eingemauerte Grabstein des 1373 verschiedenen Grafen Eberhard. Zwar zeigt die Umschrift gute, kräftige Buchstaben; aber es ist kaum möglich, etwas Häßlicheres zu sehen, als die Gestalt des im Innern in voller Rüstung dargestellten Ritters. Gesicht und Harnisch sind so nachlässig und stillos behandelt, daß es von vornherein unmöglich scheint, anzunehmen, das 13. Jahrhundert könne eine solche Mißgestalt hervorgebracht haben. In der That zeigt denn auch ein Actenstück des Wertheimer Archivs, daß der reformirte, bilderstürmende Graf Friedrich von Wertheim im Jahre 1631 „seiner lieben verstorbenen vetter nasen abschlagen (ließ, dasselbe) heßlich verderbt und deformirt, ja das crucifix Epitaphii praedecessorum (das in der Bronnbacher Kirche errichtete Denkmal seiner Vorfahren) nit verschonet (habe)". Man hat wahrscheinlich nach 1631 den Grabstein erneuert

und ihm die abschreckende Gestalt gegeben, worin er leider heute dem Beschauer entgegentritt. Die Entstellung berührt um so unangenehmer, weil in der Nähe die beiden schönsten Denkmäler der Abtei aufgestellt sind. Sie erinnern an zwei Ritter, welche auf der jetzt dem Grafen von Ingelheim gehörenden Gamburg, zwei Stunden oberhalb Bronnbach an der Tauber, seßhaft waren. Die Inschriften sagen:

† Anno · dni · MCCCCXXVIII · in · die · sci · marci · evangeliste · o · strenuus · vir · dnus · petrus · de · stetinbg · miles · c · aia · requiescat · in · pace · amen.

† Anno · dni · MCCCCXLI · XI · kl · apr · obiit · petrus · de · stetinberg · filius · petri · de · stetinberg · militis · de · gamburg · c · aia · reqescat · in · sancta · pace · amen.

„Im Jahre des Herrn 1428, am Feste des hl. Evangelisten Marcus, starb der tapfere Mann, Herr Peter, Ritter von Stettenberg. Seine Seele ruhe in Frieden. Amen."

„Im Jahre des Herrn 1441 am 22. März starb Peter von Stettenberg, Sohn des Ritters Peter von Stettenberg von der Gamburg. Seine Seele ruhe in heiligem Frieden. Amen."

Die Gedenksteine dieser beiden Stettenberger stehen an den mittleren Pfeilern des Langschiffes einander gegenüber. Hier und dort sieht man Vater und Sohn in voller Rüstung. Alles ist bis in die kleinsten Einzelheiten überaus wahr gebildet, bleibt aber doch weit entfernt von geistloser Nachahmung der Natur. Auf dem ältern, edler ausgeführten Denkmal ist der Gesichtsausdruck des ernst auf den Beschauer herabblickenden Recken voll hoher Würde. Auf seinem Brustharnisch sind einige hervorstehende Linien mit feinem Takte so geführt, daß sie die Gestalt und deren schöne Bildung hervorheben. Weniger gelungen ist der Gesichtsausdruck des Sohnes. Auch läßt der mit vier Wappenzeichen besetzte Panzer diesen fast wie einen Herold erscheinen und nimmt seiner Figur die plastische Ruhe. Alles hat der Künstler in diesem zweiten Denkmal reicher und feiner ausgemeißelt. Die Inschrift ist länger, die Buchstaben sind zierlicher. Ueber dem Haupte des Ritters erhebt sich ein Bogen, in dem zwei weitere Wappen stehen. Während uns im ersten Denkmal der eiserne Sinn eines tapfern Degens in ungeschminkter Kraft und deutscher Treue entgegentritt, zeigt sich hier schon der Hofmann, welcher durch Pracht und Zier zu bestechen sucht. Beiden Rittern fehlt der Helm, weil der Bildhauer die Gesichtszüge zeigen, also das Haupt nicht verhüllen wollte.

Außer den beschriebenen hocherhaben gearbeiteten, aufrecht an einen Pfeiler gestellten Grabsteinen haben Vater und Sohn je einen vor den Stufen liegenden, worauf die Umschrift der ersteren wiederholt und das Wappen in vertieften Linien eingegraben ist.

Vor und neben den letztgenannten einfachen, aber noch immer mehr als mannsgroßen Denksteinen dieser beiden Herren der Gamburg liegen diejenigen ihrer Verwandten und anderer vornehmen Bewohner des Tauberthales, welche im Laufe des 15. und im Anfange des 16. Jahrhunderts starben. Bald nach dem Jahre 1500 endet im Todtenbuche ebenso wohl als in der Kirche der

Abtei Bronnbach die Reihe der Laien, welche bei den Mönchen ihr Grab suchten, indem sie großen Werth darauf legten, daß das tägliche Chorgebet in der Nähe ihrer Ueberreste zu Gott emporsteige, um ihrer Seele die Gnade und Barmherzigkeit des Richters zu erflehen. Nur hie und da findet man in späterer Zeit noch einige Laien, welche sich im Kloster begraben ließen.

Heben wir aus der Reihe der Inschriften den Text einiger in deutscher Sprache abgefaßten aus, weil sie Zeugen des frommen Sinnes jener Zeiten sind:

† Anno · dni · MCCCCXXXVIII · am · suntag · vor · cyriac · starb · elisabeth · von · venygen · hansen · von · duttenheyms · husfrawe · der · got · gnade.

† Anno · dni · MCCCCXXXVIII · starb · hans · von · duttenheym · am · sant · bartholomeus · tag · des · sele · got · genedick · sey · amen.

† Anno · dni · M · CCCCXLII · starb · fraw · sophia · ryneckerin · am · dinstag · noch · sant · Gregorien · tag · des · heyligen · babist · der · sele · got · gnedig · sey · ame.

† Anno · dni · M · CCCC · L · VIII · sexto · idus · aprilis · starb · fraw · yrmel · schefferin · von · werthem · der · sele · got · genedig · wolle · sein · inder · ewigkeit · amen.

† Anno · domini · MCCCCLIX · am · dinstag · vor · matthei · starb · der · vest · hans · von · reinstein · dem · got · gnedig · sey · ame.

Die Frauen sind auf den Grabsteinen, welche alle die Größe eines Menschen weit übersteigen, in voller Gestalt dargestellt; auf den liegenden Denkmälern der Männer sieht man dagegen nur Wappen. Die Conturen der Figuren und Wappen wurden fast immer in die Grabplatte eingeschnitten und die Buchstaben vertieft ausgehauen. Verschiedene Grabsteine sind durch später hinzugefügte Inschriften entstellt; denn man hat zu Bronnbach im 16. Jahrhundert manche Todte in alte Gräber gelegt und dann auf deren Deckplatten die nöthigen Notizen hinzugefügt. So liest man auf dem Grabsteine des 1499 verstorbenen Heinrich Han von Uth die nachträglich eingemeißelte Inschrift:

Anno · 15 · 68 · den · 2 · Oct · starb · die · Erbar · fraw · Walpurgis · Knöllin · vo · Kulsheim · der Seel gott genedig und Barmhercig sey wolle Amen.

Hervorragenden Werth besitzt freilich keiner der Grabsteine, deren deutsche Inschriften hier geboten wurden. Und doch muthen uns diese Denkmäler so traulich an. Diese mächtigen Wappenschilde mit ihrem Helmschmuck, diese lebensgroßen Bilder der hier Begrabenen sind und bleiben immer noch Zeugen einer in kunstgeschichtlicher Hinsicht bedeutenden Zeit. Jedenfalls machen diese Grabmäler hier an Ort und Stelle einen tiefern Eindruck und erwecken eine größere Theilnahme als die aus allen Weltgegenden zusammengelesenen, an und für sich weit wichtigeren und besseren Grabsteine großer Museen. Gewiß sind diese Museen reich an Kunstschätzen. Hat man doch in ihnen die besten Werke aufgestellt, welche ehemals die Hallen der Kirchen, Klöster und Paläste schmückten. Ringsherum stehen die zu riesiger Größe angewachsenen Malereien der modernen Künstler. Und tritt man aus den mit fürstlicher Pracht ausgestatteten Treppenhäusern ins Freie, so drängen sich auch dort Werke der schönen Kunst in übermäßiger Fülle dem Reisenden auf. Wie schwer ist es

jedoch, im lärmenden Geräusch der betriebsamen Städte, im Gedränge ihrer vielgestaltigen Ausstellungen jene Ruhe zu finden, welche zum sinnigen Genuß eines Kunstwerkes unerläßlich erscheint. Wohl fesselt uns das eilige Spiel der in einer Stromschnelle sich rasch drängenden Wellen und Strudel. Wie aber nur im ruhigen Wasser die malerischen Baumgruppen und die hochragenden Thurmspitzen sich spiegeln, so vermag nur ein gesammeltes Gemüth die erhabene Sprache edler Schönheit zu verstehen. In ruhiger Einsamkeit ist der Geist auch weit mehr befähigt, jenen feinen Entwicklungsgang zu erfassen, den der Schaffensdrang vergangener Jahrhunderte verfolgte. Einsamkeit ist die Mutter tiefern Verständnisses.

Jene stillen, von weiten Wäldern umsäumten Thäler an den Ufern ruhig dahingleitender Bäche oder Flüßchen, wo die Cistercienser ihre ernsten Klöster erbauten, sind wie gemacht, um die Seelenkräfte zu sammeln, das Auge zu schärfen zur Erkenntniß der in sinnliche Formen verborgenen Wahrheit, und das Herz mit Liebe und Begeisterung zu erfüllen für die Werke der schönen Kunst. Wie die Perle in der Muschel, so liegen jene ruhigen Kirchen und Kreuzgänge inmitten eines umwaldeten Thalkessels, an hellen, gesunden Wasserbächen. Im Schatten hundertjähriger Eichen wandelnd, versteht man, warum ein hl. Bernard solche Wälder aufsuchte, um in ihnen das Herz zur Betrachtung der höchsten Gegenstände zu erheben. Das herüberschallende Klosterglöcklein mahnt zum Gebet. Im Verkehre mit Gott fanden die großen Meister des Mittelalters Kraft und Muth, Ausdauer und Entschlossenheit zu ihren Kunstwerken. Wer nicht eingedrungen ist in den Geist des Gebets, der mag die Kunstwerke des Mittelalters klassificiren, beschreiben, datiren, vielleicht auch zu deuten versuchen, aber er bleibt auf der Oberfläche, ihr Geist bleibt ihm verschlossen.

Solche Erwägungen beschäftigten meinen Geist, als ich von einem einsamen Spaziergange in die Nähe des alten Klosters zurückkehrte. Schon begannen die Schatten der Nacht sich auf das alte Gemäuer herabzusenken. Wo sind jetzt alle jene Mönche, die dort lebten, arbeiteten und beteten? Sie haben längst Axt und Schaufel, Meißel und Hammer niedergelegt. Geschlossen sind die Chorbücher, aus denen sie beteten und sangen. Das Pergament ist vergilbt, die Blätter sind zerrissen und viele hat der Wind zerstreut in alle Welt. Wie einsam ist jetzt der Kapitelsaal, wie verlassen der Kreuzgang! Andere Bewohner leben in der Abtei. Nicht mehr füllt sich die Kirche, selbst wenn ein sonntäglicher Gottesdienst alle Frommen der Umgegend in sie sammelt.

Die Mönche sind eingegangen in die ewigen Wohnungen. Uns aber haben sie die Frucht ihres Schweißes hinterlassen — die Erfolge ihrer Arbeit. Fast alle Aecker ringsumher haben sie urbar gemacht. Jene saftigen Wiesen, welche sich drunten im Tauberthale zwischen den vorrückenden oder zurücktretenden Bergesrücken hinschlängeln, sind von ihnen angelegt. Sie haben in mühsamer Arbeit jene alten Gebäude errichtet, jene Kirche aufgeführt zur Ehre Gottes und zum Nutzen kommender Geschlechter. Möge dankbare Erinnerung ihnen folgen.

(Schluß folgt.)

**Steph. Beissel** S. J.

# St. Petersburg.

Erster Blick auf die Stadt. Der Admiralitätstheil.

---

Um 4 Uhr in der Frühe verließen wir Helsingfors. Das Schiff steuerte jetzt aus dem Schärengürtel der Küste hinaus auf die offene See, über welche ein frischer Ostwind schon fast etwas winterlich dahinblies. Alles mummte sich ein. Pelzkappen und Pelzröcke erschienen ziemlich zahlreich auf dem Verdeck. Während die Gesellschaft erster Klasse noch ganz international war, zeigten sich unter derjenigen zweiter Klasse vorherrschend russische und finnische Gesichter. Man hörte die beiden Sprachen nun auch mehr als auf dem Wege bis Helsingfors. Ein schwedischer Kaufmann erzählte mir von seinen wiederholten Fahrten nach Nishnij Nowgorod, Kasan und Tobolsk, wo er ganz zu Hause zu sein schien. Ich wurde so mühelos von der skandinavisch-finnischen Welt in die russische übergeleitet, die mich als etwas ganz Fremdes und Neues mit den gespanntesten Erwartungen erfüllte. Von den beiden Küsten des Finnischen Meerbusens blieb uns jedoch die nördliche wie die südliche in ahnungsvoller Ferne. Das einzige Land, das wir im Laufe des Tages deutlicher zu Gesicht bekamen, waren die Inseln Hogland (finnisch Suursaari) und Lavansaari, die erstere ein ziemlich ausgedehntes Felseneiland von Porphyr, Granit und Diorit, von etwa 1000 Menschen bewohnt und durch eine Seeschlacht berühmt, welche sich Russen und Schweden im Jahre 1788 in ihrer Nachbarschaft lieferten.

Kronstadt erreichten wir leider erst, als es schon völlig Nacht geworden war. Ich verzichtete schon auf das Vergnügen, die berühmte Festung zu sehen, welche im Grunde zu St. Petersburg gehört und zugleich den Haupthafen und das Hauptbollwerk der Czarenstadt bildet. Denn größere Schiffe können nicht bis in die Newa vordringen; dazu ist die Kronstadter Bucht zu seicht. Bei Nacht können aber auch kleinere Dampfer nicht durchkommen, da die engen Fahrstraßen, welche ein jedes Schiff bis unter die Kanonen der Festung drängen, noch nicht genügend mit Signallichtern versehen sind. Wir mußten also auf der Rhede von Kronstadt Anker werfen. Mit einer prächtigen Rakete, die prasselnd in den nächtlichen Himmel emporfuhr, kündigte der Kapitän ergebenst unsere Ankunft an. Und nicht lange währte es, da drehte sich auf der Insel der Refraktor eines elektrischen Apparates unserm Dampfer zu und überfluthete die ganze Rhede mit blendendem Lichte. Es war eine bezaubernde Vision! Wie auf einen Zauberschlag trat aus dem tiefen Dunkel die gewaltige Meeresveste hervor, mit ihren ungeheuren Bollwerken, Forts, Plattformen, Kasematten, schwimmenden Batterien, — in langen Reihen die mächtigen Festungsgeschütze über und zwischen den granitenen Quadermauern, dazwischen ein ganzer Mastenwald und dahinter die Thürme der Stadt. Je greller das Licht war, desto schärfer und schwärzer starrten das Takelwerk

und die Masten der vielen Schiffe aus dem Meere auf, welches in weiten Silberstreifen das künstliche Meteor zurückstrahlte. Der Anker war schon bereit gemacht und rollte nach einigen Minuten knarrend in die Tiefe. Bald darauf erlosch das Licht, und das großartige Meeresbild entschwand wie ein wundersames Phantasiespiel in den Schatten der Nacht.

Zeitig am Morgen befanden wir uns auf dem Hauptarme der Newa, der sogen. Bolschaja (großen) Newa, an den Granitquais der Basiliusinsel, Wassilij Ostrow, vor uns die Nicolausbrücke, gegenüber ebenso lange und stattliche Quais, mit weit sich dehnenden Häuserlinien, darüber verschiedene goldene Kuppeln und Thürme, über welche majestätisch sich die gewaltige Goldkuppel der Isaakskathedrale in den düstern nordischen Himmel erhebt. Der Charakter des ganzen Bildes ist groß, imposant, fürstlich. Die Kaufleute mögen es bedauern, daß die Newa noch keine Themse geworden ist. Dem Handelsverkehr muß das natürlich zum Nachtheil gereichen. Doch dafür sind die beiden Ufer vorläufig schöner und vornehmer geblieben. Man würde sich in einer der feinsten modernen Städte glauben, wenn die goldenen Kuppeln nicht wären. Zu solchem religiösen Luxus ist die westeuropäische Welt nicht mehr aufgelegt.

Die Zollrevision war eine viel glimpflichere, als ich erwartet hatte. Der pelzbemützte Beamte, welcher meinen Reisesack untersuchte, zog zwar gleich den Tauchnitzer „David Copperfield" hervor, den ich obenauf gesteckt hatte, um mich dem Verdachte des Jesuitismus zu entziehen. Er traute auch richtig dem Buche nicht; er blätterte darin nach vorn und nach hinten und muß wohl auf einen der staatsgefährlichen Briefe des Mr. Micawber gestoßen sein, worin so oft die Hoffnung ausgesprochen ist, that something might turn up. Genug, er reichte das verdächtige Buch dem Obercontrolleur, der neben ihm stand. Dieser sah auf den Titel, warf dem Fragenden einen verächtlichen Blick zu, als wollte er sagen: „Dummer Junge! Mach' keinen Unsinn!" Darauf steckte der Unterbeamte das Buch so rasch als möglich wieder in den Sack und ließ mich in Frieden ziehen. Da waren wir nun auf dem Boden von Ingermanland.

Droschken standen nur einige wenige bereit, so klein und eng, daß zwei Mann kaum bequem nebeneinander sitzen können, doch dafür auch fast so leicht wie ein norwegisches Kariol. Viel fremdartiger als das Fahrzeug ist der Kutscher, der daneben steht: der Iswostschik. Eine classische Gestalt, die man sonst nirgends trifft. Der dunkelblaue Leibrock reicht wie eine Soutane bis auf die Füße und wird um die Hüften von einem breiten Gürtel derselben Farbe oder einem schwarzen Ledergurt zusammengehalten. Dazu ein niedriger, mützenartiger Hut mit seitwärts aufgestülpten Krämpen, und das Gesicht meist mit dunklem Vollbart umrahmt. Alles ungemein feierlich, einfach — fast wie eine geistliche Tracht.

Doch sehr geistlich ist der Iswostschik nicht. Obwohl ihm und seinen Brüdern die Duma, d. i. Stadtverwaltung, längst, wie in anderen Großstädten, eine bestimmte Droschkenordnung mit fixem Tarif vorgeschrieben hat, so kehren sich die dunkelblauen Brüder nicht viel daran. Sie markten mit

den Leuten wie in der guten alten Zeit, für jeden einzelnen Fall. Mein Iswostschik merkt gleich, daß ich ein Fremder bin und fordert einen Rubel für eine Fahrt, für die ein Stadteinwohner höchstens 30 Kopeken zahlen würde. Ich sage: „Njät!“ Er sagt auch: „Njät!“ Wir drehen uns den Rücken, aber nur, um uns gleich wieder umzuwenden; wir knüpfen diplomatische Unterhandlungen an. Er ging auf 90 Kopeken herab, dann auf 80, 70, 60. Weiter war er nicht zu bringen. Unterdessen drängten andere Fremde herbei. Es war keine Wahl, wenn wir nicht zu Fuß gehen wollten. Die übrigen Droschken waren schon besetzt. Also eingestiegen und voran!

So flott wie in St. Petersburg wird aber in keiner Stadt Europas gefahren. Es war eine Freude! Ich glaubte mich nach Norwegen zurückversetzt. Nur war hier alles eben und hielt kein plötzlicher „Backen“ die rasche Fahrt auf. Im Nu waren wir an der Nicolausbrücke oder, wie sie hier heißt: „Nikolajewskij Most“, der letzten Brücke, welche die große Newa vor ihrer Mündung überspannt, ein Prachtbau von Granit und Eisen, der auf sieben großen Pfeilern ruht und mit 22 gewaltigen Candelabern geschmückt ist. Aber schau! Was ist das? Vorn an der Brücke, da steht kein langweiliges Denkmal, kein Zeitungskiosk, kein Liqueurbüffet, wie in so vielen modernen Städten, sondern eine allerliebste Kapelle in russischem Stil, völlig neu, dem Patron der Brücke, dem hl. Nicolaus gewidmet, den alle braven Kinder so lieb haben. Und da bleiben die frommen Gedanken nicht sechs Tage lang hinter Schloß und Riegel verwahrt und sorgfältig beim Küster und dessen Ehehälfte aufgehoben. Nein! Die Kapelle ist den ganzen Tag offen. Den ganzen Tag brennen Kerzen und schöne Ampeln vor dem Mosaikbilde des Heiligen, das von einem der tüchtigsten Maler Rußlands, Neff, entworfen wurde. Den ganzen Tag kommen Leute vorbei und treten in die Kapelle und empfehlen sich und ihre Angelegenheiten dem hl. Nicolaus. Wer dazu nicht Zeit hat, der schlägt beim Vorübergehen wenigstens ehrerbietig ein Kreuz. Auch die vornehmen Leute in ihren Kutschen, die Bauern auf ihren Karren, die Iswostschiks — jedermann schlägt sein Kreuz. Und das geschieht nicht verschämt und schluderig, wie man das anderswo bisweilen sieht, sondern mit leichter Kopfverneigung, langsam, andächtig und ehrfurchtsvoll.

Ich kann nicht sagen, wie freudig und freundlich mich das berührte. Unwillkürlich schlug auch ich mein Kreuz und empfahl mich dem hl. Nicolaus. Jetzt öffnete sich aber der Blick nach Osten hinauf, wo die Newa sich zusehends wie zu einem See erweitert. Entferntere Stadttheile sahen wie von einem entlegenen Ufer dunstig und undeutlich zu uns herüber. Unmittelbar vor uns aber dehnte sich der lange Englische Quai und der Admiralitäts-Quai aus mit unendlichen palastartigen Fronten, der Admiralität, dem Winterpalast, der Isaakskathedrale und der Kirche Mariä Verkündigung mit ihrem vergoldeten Thurm. Nach allen Seiten Gebäude von ungeheurer Ausdehnung, einfacher Größe, fürstlicher Pracht. Man hat eine Weltstadt vor sich. Nur in der Nähe von Westminster bietet London ein so vornehmes, glänzendes Bild dar. Erst bei der weitern Fahrt wird man aber recht inne, wie groß diese nordische Hauptstadt ist, wie die Höhe ihrer stattlichsten Bauten durch die Weite der

Straßen und die ungeheure Horizontalausdehnung zusammenschmilzt, wie immer neue Stadttheile auftauchen, wenn man an ein Ende gekommen zu sein glaubt, und wie kaum einer dieser Stadttheile der imposantesten Gebäude entbehrt. Die Straßenscenerie aber entsprach Puschkins Beschreibung:

„Schon Petersburg beim Trommelschalle
Erwacht zu neuem Tagwerk nun.
Kaufleute und Hausirer gehen
Vorbei; auf ihren Plätzen stehen
Die Droschen schon; der Milchfrau Schritt
Durchkracht den Schnee, auf den sie tritt;
Die Läden glitzern schon und gleißen;
Des Morgens heit'rer Lärm erwacht,
Dampf wirbelt auf in blauer Pracht;
Der deutsche Bäcker, mit der weißen
Nachtmütze, schob zum Brodverkauf
Schon oft sein Ladenfenster auf."

An Einwohnerzahl steht St. Petersburg weit hinter London, Paris, Berlin, Wien zurück, aber an räumlicher Ausdehnung weicht es bis jetzt nur London. Die Stadt bedeckt einen Flächenraum von 62 qkm (ein Drittel von London), ihr Umfang wird auf 37 km geschätzt. Nichtsdestoweniger ist es ganz leicht, sich darin zurechtzufinden.

In weitem Bogen vom Ladogasee daherströmend, fließt die Newa in der Nähe der Stadt zuletzt von Süden nach Norden, wendet sich dann in fast rechtem Winkel westwärts und bildet endlich, sich theilend, ein weites niedriges Stromdelta. Die Theilung erfolgt allmählich, erst in zwei größere Arme, von denen der südliche den Namen Newa beibehält, der nördliche Newka heißt. Bald theilt sich die Newa in weitere zwei Arme: „Bolschaja Newa" und „Malaja Newa", d. h. große und kleine Newa. Ganz entsprechend zweigt sich aus der Newka die große und kleine Newka ab. Endlich theilen sich alle diese Arme, mit Ausnahme der großen Newa, noch einmal, und so entsteht ein Netz von sieben größeren und etlichen kleineren Inseln. Auf diesen Inseln und auf den sie einfassenden Ufern der Newa breitet sich die Stadt aus.

Die südlichste der Inseln ist die Basilius-Insel, ein großer Rhombus zwischen der großen und kleinen Newa, dann folgen nordwestlich die schmale lange Petrowskij-Insel, die breite Peterburgskij-Insel und nördlich davon die halbmondförmige Apothekers-Insel. Zwischen der großen und kleinen Newka endlich dehnen sich die Krestowskij-Insel, die Kamennüj-Insel und die Jelagin-Insel bei geringer Breite von Osten nach Westen aus.

Am Anfang des vorigen Jahrhunderts waren bekanntlich all diese Inseln, auf welchen jetzt prachtvolle Parke die stolzesten Paläste umrahmen, noch trostloses Sumpf- und Moorland, nur von Seegevögel und Wasserthieren bewohnt. Als Peter der Große im Jahre 1703, nach der Einnahme von Nyenschanz, den kühnen Plan faßte, den Schwerpunkt seines Reiches aus dem unnahbaren Moskau an die Ostsee zu verlegen und durch einen großen

bewaffneten Handelshafen sein isolirtes Rußland dem Einfluß und der Bildung des Westens zu öffnen, wählte er sich für seine Gründung die Südspitze der Peterburgskij-Insel, dem Trennungspunkt der großen und der kleinen Newa gegenüber. Hier führte er 1703 die erste Peter-Paulsveste in Holz auf, 1706 dann in Stein. Hier erstand die erste hölzerne Kirche der neuen Czarenstadt, um welche Peter dann sich, Menschikoff und anderen Freunden behagliche holländische Häuser bauen ließ. Von hier aus vollzog sich jene ungeheure Umwälzung, durch welche Rußland eine der leitenden Großmächte Europas und nächst England die einflußreichste Weltmacht wurde.

Wie die kleine Festung Peters indes in der Folgezeit bald ihre Bedeutung verlor, indem das viel wichtigere Kronstadt an ihre Stelle trat, so entwickelte sich auch die Stadt weniger auf der zuerst von Peter besiedelten Insel, als vielmehr ihr gegenüber auf dem Südufer der großen Newa. Da entfaltete sich die neue Residenz, welche an Pracht und Aufwand mit den alten Höfen Europas zu wetteifern suchte.

Dieser südliche Theil der Stadt erinnert in seiner Anlage etwas an Amsterdam, die mächtige See- und Handelsstadt des siebzehnten Jahrhunderts, in welcher Peter selbst als lernbegieriger Schüler See- und Handelswesen, Schiffsbau, Kanalbau und Wasserbauten der verschiedensten Art studirt hatte. Wie Amsterdam von vier fast concentrisch im Halbkreis laufenden Kanälen, der Singel, Heerengracht, Keysersgracht und Prinzengracht, jetzt auch noch der Buiten-Singel in ebenso viele ringförmige Quartiere getheilt wird, so besitzt auch Petersburg ein ähnliches Kanalsystem. Um den Kern der Stadt, wo an der großen Newa die Admiralität, der Winterpalast, die Eremitage, das Generalstabsgebäude und das Senatsgebäude, das Gebäude des hl. Synods und die Isaakskathedrale beisammenstehen — ganz entsprechend dem Stadthaus (Paleis), der Börse und der Nieuwe Kerk in Amsterdam —, gürtet sich in weitem Bogen der erste der Kanäle, die Moika, dann in unregelmäßiger Schlangenlinie der Katharinenkanal, in viel weiterem Bogen und bedeutend breiter die Fontanka, und endlich ganz im Süden der Nowo-Obwodnijkanal. Die St. Petersburger Kanäle sind indes lange nicht so regelmäßig angelegt, wie die Amsterdamer; sie sind auch nicht beiderseits mit Baumreihen begrenzt, wie die so malerischen Amsterdamer Grachten; dagegen sind die zahlreichen Brücken (die mit denjenigen über die Newa und zwischen den Inseln auf 150 kommen) meist viel stattlicher und schöner, von Granit und Gußeisen und in derselben Ebene wie die zugehörigen Straßen.

Eine Anzahl der bedeutendsten Straßen laufen den Kanälen mehr oder weniger parallel; die drei größten Verkehrsadern aber gehen von dem Mittelpunkt des Kanalsystems, der Admiralität, deren nadelförmige goldene Thurmspitze weithin sichtbar ist, wie Radien in gerader Linie nach Süden, Süd-Ost und Osten: der Ismailowskij-Wosnessenskij-Prospect, die Gorochowaja (Erbsenstraße) und der Newskij-Prospect. Letzterer ist 5 km lang und 35 m breit, eine der größten Straßen der Welt. Beim Moskauer Bahnhof biegt er sich etwas mehr südwärts und läuft dann noch ein paar Kilometer weiter bis zum Alexander-Newskij-Kloster am südöstlichen Ende der Stadt.

Durch die Arme der Newa, die Kanäle und Hauptstraßen wird die ungeheure Stadt in 13 Regionen (Tschassti) getheilt. Südlich von der Newa liegen ihrer neun: 1. Admiralteiskaja, 2. Kasanskaja, 3. Sspasskaja, 4. Kolomenskaja, 5. Narwskaja, 6. Moskowskaja, 7. Liteinaja, 8. Roschdestwenskaja, 9. Alexandro-Newskaja. Auf den Inseln liegen: 10. Wassiljewskaja, 11. Peterburgskaja; am rechten Ufer der Newa endlich erstrecken sich: 12. Wiborgskaja, 13. Ochtenskaja, wobei immer das Wort „Tschasst" zu ergänzen ist. Es sind fast ebensoviele Städte, von denen jede mehr oder weniger ihre eigene Physiognomie hat. Ein Gesammtbild ist nicht möglich, ohne erst etwas bei dem Einzelnen zu verweilen.

Der „Admiralitätstheil" ist in gewissem Sinne das Westminster der russischen Hauptstadt. Der Eindruck ist ein ähnlicher, wie wenn man vom Trafalgar Square zum Parlamentshaus oder von der Westminsterabtei zum Buckingham Palace wandert. Eine Abtei, welche noch ins Mittelalter zurückreicht, gibt es hier freilich nicht — kein Grab eines Heiligen, wie dasjenige Eduards des Bekenners, — da ist nicht einmal ein Poets-Corner, wie ihn das mercantile Albion wenigstens im Tode seinen vielen Dichtern gegönnt hat. St. Petersburg ist ein Kind der Neuzeit und entbehrt deshalb des Glanzes, welchen die Geschichte langer Jahrhunderte auf die Gegenwart zurückwirft. Aber was das Czarenthum seit 150 Jahren aufgeboten hat, um sich vor dem eigenen Volke, wie vor den Nationen des Westens eine möglichst glänzende Repräsentation zu verschaffen, das ist hier wirklich in hohem Grade vereinigt.

Ihren Namen hat diese Stadtregion von dem sogen. Admiralitätsgebäude, das sich, der Ostspitze der Basiliusinsel gegenüber, am südlichen Strand der Newa ausdehnt. Es ist ein Parallelogramm von 420 m Länge (um 140 m länger als das Parlamentsgebäude zu London) und 180 m Breite. Ich bin wiederholt die ganze Länge auf und ab gegangen. Respect! Man muß indes den Bau nur mit den ungeheuren Dimensionen Rußlands in Beziehung bringen, und dann wird man sich eher wundern, daß er nicht noch länger ist. Denn hier haust die oberste Marineverwaltung des ganzen Reiches, das seine Flagge nicht bloß auf dem Eismeer, dem Schwarzen und Caspischen Meer wehen läßt, sondern auch auf den fernsten Oceanen der andern Halbkugel. Die Seekadettenschule befindet sich hier unmittelbar unter den Augen des Marineministeriums; ein nautisches Museum und eine große Bibliothek steht ihr in den weiten Räumen zur Verfügung. Was Peter der Große eigentlich im Sinne hatte, war, hier eine mächtige Seefestung zum Schutze der Stadt und der Flotte zu errichten. Allein die ersten Befestigungen von Holz und Pallisaden wichen bald solchen von Fachwerk, diese einer steinernen Burg, und als die Hauptvertheidigungslinie nach Kronstadt hinausrückte, da ward die beabsichtigte Festung zum Palaste, und Gräben und Wälle verwandelten sich in den Alexander-Garten, den schönsten Park der Stadt. Weiße Säulenreihen unterbrechen geschmackvoll den hellgelben Bau, Statuen und Gruppen schmücken das Gesimse, und der 75 m hohe Thurm, dessen Kuppel in eine spitze Nadel ausläuft, ist eines der Wahrzeichen der Stadt.

Die prächtigen Gartenanlagen münden ostwärts auf den Alexandersplatz, der von allen Ansichten St. Petersburgs am meisten durch Bilder bekannt ist. Von Osten begrenzt ihn die Admiralität mit ihrem Garten, von Süden in weitem Halbkreis das Generalstabsgebäude und die Ministerien der Finanzen und des Auswärtigen, abermals ein dreistöckiges Riesengebäude mit 768 Fenstern in der Fronte, nach Norden endlich der Winterpalast, 137 m lang, ein zwar etwas schwülstiger, überladener Barockbau, der aber feingegliedert, mit seinen Statuen und Ornamenten doch den Eindruck imposanter Pracht macht. Auf der Mitte des Platzes erhebt sich die Alexanderssäule, welche Kaiser Nicolaus im Jahre 1835 seinem Vorgänger errichtete — unten ein Granitblock von 8 m Höhe, darauf ein Monolith aus rothem, finnischem Granit, 25 m hoch, darüber endlich eine goldene Kugel und über ihr ein Engel, der mit dem Fuß eine Schlange zertritt, in der linken Hand ein Kreuz trägt, die rechte aber feierlich zum Himmel hebt. Am Fuß der Säule hielt ein Gardist mit Bärenmütze Schildwache, ein wahrer Riese, der mich mit grimmigem Blicke musterte, während ich die Inschrift las: „Alexander dem I. das dankbare Rußland".

Fürst Wjäsemski treibt diesen Dank in einem Epigramm noch weiter, indem er sagt:

„Bescheiden im Triumph und fest im Sturm und Wetter,
Wie bringt man seiner werth ihm Huldigungen dar?
Weltall, beug' dich vor ihm; er war dein Retter!
Rußland sei stolz auf ihn; er war dein Sohn und Czar!"

Ich konnte mich diesem Dank nicht recht anschließen. Denn Alexander I. war es gerade, der unsere Gesellschaft im Jahre 1820 aus Rußland auswies, nachdem sie ein halbes Jahrhundert lang daselbst ein Asyl gefunden hatte. Gegen die katholische Kirche überhaupt war der Sieger über Napoleon und der Führer der heiligen Allianz nicht feindlich gesinnt; er baute in Petersburg eine ruthenisch-katholische, in Czarskoje-Sselo eine lateinische Kirche; ja es sprechen sogar nicht ungewichtige Zeugnisse dafür, daß er vor seinem Tode in den Schoß der römischen Kirche zurückgetreten ist.

Der Platz ist majestätisch, wie gemacht zur Decoration eines glänzenden kaiserlichen Festzugs. Die Farbentöne sind gelb und röthlich, die seitwärts liegende Admiralität ganz hell, das Generalstabsgebäude etwas mehr gesättigt, der Winterpalast schon in Orange hinüberspielend, mit rothem Blechdach. Die Farben nehmen sich gegen den meist etwas dunkelgrauen oder dunkelbläulichen Himmel vortrefflich aus. Die Zeichnung versetzt in die Glanzzeit Katharina's II. zurück. Unter ihr wurde der Winterpalast im Jahre 1754 vollendet. Hier empfing die nordische Semiramis den Besuch Diderots und die schriftlichen Huldigungen Voltaire's. Die Prachtliebe jener genußsüchtigen, im Grunde ideenarmen Zeit schwebt über dem kostbaren Gebäude, gemildert von der ernsten Größe der übrigen Umgebung.

Die innere Pracht des Palastes zu schauen, mit seinen herrlichen Sälen, seinen Porträts, Schlachtenbildern, Statuen, Kunstschätzen und historischen

Merkwürdigkeiten, war mir nicht vergönnt. Vergeblich erkundigte ich mich links und rechts, wie man denn Erlaubniß zum Eintritt erlangen könnte; vergeblich rief ich einen hochstehenden Diplomaten um Hilfe an; vergeblich drang ich endlich durch das Hauptthor in die Pförtnerloge und trug einem von Roth und Gold strotzenden Portier und etlichen anderen Palastbedienten meinen Wunsch vor. Ueberall hieß es: Es wird eben im Palaste gebaut und es ist strengste Ordre, niemand hereinzulassen. Die Ereignisse noch nicht sehr entfernter Jahre ließen mich diese Vorsichtsmaßregeln durchaus begreiflich finden, und ich gab endlich den fruchtlosen Wunsch auf.

Um so mehr aber machte ich mir die Freiheit zu nutze, welche dem kunstliebenden Publikum gewährt ist, die an den Winterpalast stoßende Eremitage fast täglich vier Stunden lang zu besuchen. Der Bau ist würdig, Nachbar der glänzenden Kaiserwohnung zu sein. Er ist sogar umfangreicher als diese, 156 m lang, 113 m breit, mit zwei großen inneren Höfen. Wie der Winterpalast hat die Eremitage eine glänzende Façade nach der Newa hin, eine aber noch imposantere von der Millionaja her, welche an der Ecke des Winterpalastes auf den Alexandersplatz einmündet. Zehn Riesengestalten, sogen. Atlanten, von dunkelgrauem Granit (6 m hoch) tragen Sims und Decke des breiten Vestibüls, 16 Säulen aus rothbraunem Granit die weite und hohe Vorhalle, über hundert Säulen stützen und zieren das Innere des Palastes, der durch die einfache Hoheit des streng durchgeführten griechischen Stiles zugleich Wohlgefallen und eine Art Ehrfurcht erweckt. Da ist nichts von moderner Ziererei, von gesuchten Schwindeleffekten, von erlogener Prachtdecoration. Da ist alles echt und kostbar. Die mannigfachsten Arten von Granit wechseln mit Marmor, Porphyr, Malachit, Jaspis, Manganit und anderen theuren Gesteinen, und das köstliche Material ist mit dem feinsten Geschmack, was Zeichnung und Farbe betrifft, zum Schmuck der herrlichen Räume herangezogen. Alle diese Pracht aber ist nur das Gehäuse und die Einfassung zu den Kunstschätzen, welche kaiserliche Munificenz und Prunkliebe hier seit anderthalb Jahrhunderten aufgespeichert hat. Freilich mag man dabei an Puschkins Spruch denken:

„Mein ist alles!" sprach das Gold;
„Mein ist alles!" sprach der Stahl.
„Alles kauf ich!" sprach das Gold;
„Alles nehm' ich!" sprach der Stahl.

Die ägyptisch-orientalische Sammlung, welche man zuerst betritt, ist gegen ähnliche zu London, Paris, Leyden u. s. w. klein zu nennen, aber sehr gewählt und charakteristisch. Die größeren assyrischen Basreliefs wurden 1862 von ihrem Entdecker Sir Henry Layard selbst erworben. Wir treffen da den lieben König Assurbanipal mit seinem steifgeringelten Bart und den iranischen Lichtgott Ahuramazda, die geflügelten Sturmgötter oder Maruts der Inder und den Baum des Unsterblichkeitstrankes Soma. Das Göttergesindel Aegyptens, Isis und Anubis, Thot und Neith, Chnum und Mut, Ra und Set, Ammon und die katzenköpfige Liebesgöttin Pacht, sind, nebst den heiligen

Thieren des Nillandes, in ziemlich vollständiger Gesellschaft beisammen, dazu gewaltige Sarkophage, Holzsärge, Papyrusrollen, Schmucksachen und andere Proben ägyptischer Cultur. Ungleich anziehender sind die sieben Säle, in welchen die hellenisch-römische Kunst ihren Zauber entfaltet. Die Statuen, Statuetten, Büsten und Basreliefs mehrerer ansehnlicher Sammlungen (Schuwalow, Lyde-Brown, Demidow, Laval u. a.) haben sich hier zu einem reichen Ganzen zusammengefunden; aus der Campana-Gallerie zu Rom allein 43 Kolossalstatuen. Welch' eine Versammlung der herrlichsten Köpfe war da beisammen! Cäsar, Alexander d. Gr., Antoninus Pius, Scipio Africanus, Marcellus der Jüngere, Agrippa, Marc Anton, Claudius Marcellus, Sallust, Virgil, Herodot! Dazwischen die Büsten einer Juno, Athene, Niobe, Sappho, Ariadne — oder stolze Römerinnen, wie Plotina, die Tochter Trajans — Julia, die Tochter des Titus, Faustina die Jüngere, Didia Clara. Dann wieder der meisterlich idealisirte Kopf eines Zeus, eines Hermes, eines Bacchus, eines Mars, eines Silen, eines Achilles! Da sitzt der Vater der Götter und Menschen, Jupiter Nikephoros — eine imposante Kolossalstatue, von einer Würde und Majestät, die einen jeden bezaubern muß. Dort thront Augustus, der Zeus dieser Erde, in dem Selbstbewußtsein seiner Imperatorenwürde, hier wieder ein Demosthenes — das Bild ist wohl eine seiner olynthischen Reden, mit oder ohne Anmerkungen, werth. Dort stehen Marius, Cäsar, Sokrates, Hadrian, Marc Aurelius — je ein ganzes Stück Weltgeschichte, in eine gewaltige sprechende Marmorfigur zusammengedrängt. Hier thront Agrippina die Aeltere und Faustina die Aeltere, prachtvolle Gegenbilder zu den Kaisergestalten. Die neun Musen haben ihre eigene Gallerie, wo die Poeten sie alle einzeln anrufen können.

Doch weiter! Da ist noch der ganze Saal von Kertsch zu sehen, die glänzendste Sammlung griechischer und altskythischer Kleinkunst, die es überhaupt in der Welt gibt. Die zahllosen Schmuckgegenstände, deren Beschreibung ein Prachtwerk von drei großen Bänden füllt, wurde theils in Kertsch, dem Pantikapaion der Alten in der Krim, theils in den Ruinen von Phanagoria, Theodosia, Chersones und Olbia, theils im alten Tanais, an der Mündung des Don, gefunden. Von den 2000 verschiedenen Gegenständen sind über 1000 von Gold. Einige stammen, wie die dabei gefundenen Münzen ausweisen, aus der Zeit Alexanders d. Gr., andere gehören noch früherer Zeit an. Hier erst sieht man in vollem Umfang, wie die hellenische Kunst die ganze Industrie des häuslichen Lebens mit dem Zauber ihrer harmonischen Schönheit umgeben hatte, wie sie von Griechenland aus hinüberdrang an die entlegensten Küsten des Schwarzen Meeres und die Gestade erfreute, an denen Ovid seine Trauerlieder sang, wie die Skythen aber auch ihre eigenen Kunstideen hatten und an Prachtliebe kaum hinter den feingebildeten Hellenen zurückblieben. Man hätte hier Tage lang genug zu schauen und zu studiren. Aber man wird unerbittlich weiter gedrängt. Da sind noch zwei Säle mit einer auserlesenen Kunstbibliothek, vier Säle, gefüllt mit den schönsten Vasen und Amphoren, eine Sammlung der merkwürdigsten antiken Silberarbeiten, Bronzen und Terracotten, eine Sammlung von nahezu 12 000 Handzeichnungen be-

rühmter Künstler und endlich eine Kupferstichsammlung von 200 000 Nummern. Auch nur einen geringen Bruchtheil solcher Sammlungen wie im Fluge zu durcheilen, hat etwas Betäubendes, fast Schmerzliches und Verzweifeltes. Man meint zu ertrinken. Denn man kann ja unmöglich alles sehen, noch viel weniger alles gründlich sehen. Dennoch halte ich einen solchen Rundgang durchaus nicht für verlorene Zeit. Alles ist heute monographisch und specialistisch geworden, und je länger und einseitiger man sich auf irgend einen eng abgegrenzten Gegenstand einheckt, desto leichter läuft man Gefahr, alles von diesem engen Kreise aus zu betrachten und zu beurtheilen. Wenn man aber so auf einen Schlag sich Hunderten von Künstlern, den mannigfachsten Kunstgebieten, ja Jahrhunderten und Jahrtausenden menschlicher Kunstentwicklung gegenübersieht, erweitert sich der Blick und es erstirbt der Wunsch, alles nach den eigenen Ideen regeln und messen zu wollen. Die Geschichte gibt der Philosophie ein heilsames Gegengewicht. Man fühlt, daß man doch nur ein Atom ist gegen die Tausende und Millionen, die vor uns da gewesen, gegen all' das Große, was frühere Jahrhunderte geschaffen, gegen die wunderbare Vielseitigkeit des Menschengeistes, der aus unscheinbaren Anfängen in langen Stufenreihen zum Höchsten emporringt, dasselbe Streben so mannigfaltig gestaltet, und selbst in seinen Abirrungen eine Fülle des Belehrenden darbietet.

Eine Prachttreppe, mit modernen Statuen und Vasen geziert, führt aus dem Erdgeschosse hinauf in den ersten Stock der Eremitage, welcher die Gemäldegallerie, eine der bedeutendsten von ganz Europa, beherbergt. Sie enthält etwa 1700 Gemälde, wird also an Zahl von einigen anderen Gallerien übertroffen. Aber wenn man bedenkt, daß erst vor einem Jahrhundert (1765) Katharina II. diese Sammlung begründete, daß der jetzige Bau durch den Münchener Architekten Leo von Klenze erst 1852 vollendet ward, so wird man über den Reichthum staunen müssen, den das Gold und die Kunstliebe der Czaren, der Geschmack und die Gewandtheit ihrer Diener in diesen Räumen versammelt hat. Nur der Louvre übertrifft an Bedeutung die französische Sammlung der Eremitage; an spanischen Meisterwerken steht sie nur hinter Madrid zurück; die vlämische Kunst ist so gut repräsentirt, wie an den besten anderen Gallerien; für holländische Malerei aber nimmt sie unbestritten den ersten Rang ein. Ihre einzige Achillesferse ist die deutsche Malerei und die Malerei des spätern Mitttelalters (14. und 15. Jahrh.) überhaupt.

Gerade das Jahr zuvor hatte ich den Haag, Amsterdam, Rotterdam und Antwerpen gesehen, und dabei die Vorurtheile überwunden, die ich mir früher aus Kunstbüchern gegen den niederländischen Realismus eingetrichtert hatte. Potter und Wouwermann, die beiden Teniers und Camphuysen, Ruysdael und Cuyp, Brouwer und die beiden Ostade, Maes und Ter Borch, Franz Mieris und Gerard Dow, Miereveldt und Rombouts, Franz Hals, Metsu und van der Helst, vor allem aber Jan Steen und Rembrandt waren mir herzlich lieb geworden. Ich spintisirte jetzt nicht mehr darüber, was sie etwa hätten malen können, wenn die Niederlande spanisch oder wenigstens katholisch geblieben wären, sondern dachte daran, was sie unter den gegebenen Verhältnissen wirk-

lich geleistet haben. Was konnten sie dafür, daß Philipp II. und seine Statthalter durch ihre unglückliche Politik, Wilhelm von Oranien und der mit ihm verschworene Adel durch gewaltsamen Aufstand ihre Heimath aus den Fugen der bisherigen Staatsordnung gerissen hatten, daß die alte Kunst von ruchloser Hand zertrümmert zu Boden lag, daß der starre Calvinismus die Lebensquellen idealer Kunst mit dem völligen Untergang bedrohte? Was blieb ihnen übrig, als ihr republikanisches Staats- und Bürgerthum, ihr Seewesen und ihren Handel, das Volksleben in all' seinen bunten Erscheinungen künstlerisch zu erfassen und zu verklären, zur Natur zu flüchten, in welche der mörderische Religionsconflict nicht gedrungen war, an Landschaften, Thieren, Blumen sich zu erfreuen, und das Licht, den Quell aller Farbenwirkungen und Farbenharmonie, zum Lieblingsgegenstand ihres Studiums zu machen? Und was haben sie in dieser Hinsicht zu Stande gebracht! Welch unerschöpflicher, köstlicher Volkshumor lebt in den Gestalten eines Jan Steen! Welche Poesie der Natur quillt in den Schöpfungen eines Ruysdael und Potter! Und welch' anderer Maler hat gleich Rembrandt den Zauber des Lichtes der Natur selbst abgelauscht! Welch eine freudige Ueberraschung war es mir, hier im fernen St. Petersburg die ganze gemüthliche Gesellschaft beisammen zu treffen, vollständiger als in ihrer Heimat, die einzelnen durch die auserlesensten Leistungen vertreten, Rembrandt allein durch eine ganze Gallerie von mehr als 30 kostbaren Gemälden!

Sich ganz ungestört der holländischen Gemüthlichkeit zu überlassen, wie etwa in dem herrlichen neuen Rijskmuseum von Amsterdam, das war hier nicht wohl möglich. Zwei russische Säle und ein großer französischer forderten auch ihr Recht. In wieder einen andern Saal lockten Rubens und van Dyck, in einen noch größern Murillo, Velasquez, Coello, Ribera, Zurbaran. Den größten aller Säle aber und acht Cabinette hatten die Italiener inne, neben Sandro Botticelli, Andrea del Sarto, Sebastiano del Piombo, Tintoretto, Tiepolo und Canaletto, die gefeiertsten von allen: Lionardo, Correggio, Tizian und Raffael. Eine lange Seitengallerie ist überdies mit einer Nachahmung der Loggien des Vaticans geschmückt, die schon Katharina II. hatte herstellen lassen. Man kann also von dem extremsten Realismus emporsteigen bis zu der höchsten Idealität, zu welcher sich die Kunst der Renaissance erschwang. Hier hält jedoch die Stufenreihe inne. Vier Jugendbilder Raffaels — ein hl. Georg, den Drachen tödtend, — die berühmte Madonna aus dem Hause Albani, — eine andere Madonna mit dem Jesukind, — und das Porträt eines Greises, — erinnern durch die Innigkeit des Ausdrucks und die herrliche Farbengebung an die Schule, aus der er hervorgegangen. Doch die eigentliche Blüte mittelalterlicher Kunst, Fra Angelico mit den Seinen, Rogier van der Weyden, die beiden van Eyck, die älteren Schulen Deutschlands sind merkwürdigerweise in dem sonst so reichen und allseitigen Kunstpalast nicht vertreten. Viel kunstgeschichtliche Pragmatik dürfte sich aber hieran wohl nicht knüpfen lassen. Man richtete sich in den Anschaffungen offenbar nach dem an anderen Höfen und Museen vorherrschenden Geschmack.

Die ältere russische Kunst fehlt in der Sammlung ebenfalls. Rußland hat keine „Reformation", Revolution und Säcularisation erlebt. Kirchen und Klöster sind noch im Besitz ihrer alten heiligen Bilder, an denen sich — hauptsächlich in den Klöstern — die kirchliche Kunst mit ihrer typischen Strenge weitergebildet hat bis auf den heutigen Tag. Der Profan-Malerei haben sich die Russen erst seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts zu widmen begonnen. An diese Anfänge erinnert ein Porträt Peters d. Gr. von A. Matwejew. Eine größere Fruchtbarkeit entwickelte sich jedoch erst vom Ende des Jahrhunderts an und namentlich von den vierziger Jahren des gegenwärtigen. Die religiöse Historienmalerei tritt dabei ziemlich zurück, da sie von kirchlicher Seite keine Unterstützung, sondern nur Schwierigkeiten fand. Schöne Ansätze dazu bilden indes Lossensko's wunderbarer Fischfang, eine heilige Familie und eine Geißelung Christi von Jegorow, Christus und Magdalena von Iwanow, die Kreuztragung von F. A. Moller. F. A. Bruni's Eherne Schlange ist ein ungeheures Kolossalbild, mit großer Gewissenhaftigkeit ausgeführt, aber nicht genug von jener innern Weihe durchdrungen, die allein die Typik des Alten Bundes voll beleben kann. Mit viel Glück wurde die Profanhistorie gepflegt, in der sich der originelle Volksgeist freier und leichter geltend machen konnte. Für den Fremden haben diese Bilder den Reiz des Neuen und Ungewohnten — die Belagerung von Kiew von A. J. Iwanow, Marfa Possadnitza von D. J. Iwanow, Dmitry-Donskoj auf dem Schlachtfeld von Kulikowo von Ssasonow, die Einnahme von Kasan und die Thronbesteigung des Michael Feodorowitsch Romanow von Ugrjumow. Von Brylow findet sich das große Werk, das ihm seine europäische Berühmtheit verschaffte: Der letzte Tag von Pompeji. Ein Meisterstück von Porträtmalerei ist das Bild Thorwaldsens von O. Kripenski, den man nicht ohne Grund mit van Dyck vergleicht. Von den russischen Landschaftern haben sich einige mit Vorliebe dem Ausland zugewandt. So trifft man von Schtscherbrin eine prächtige Ansicht von Rom, von F. M. Matwejew den Lago Maggiore und die Umgebungen von Bern. Von Alexejew dagegen findet sich die durch ihr glänzendes Colorit ausgezeichnete Ansicht des Kreml, von Aimasowsky, dem berühmten Seemaler, die nicht minder vorzüglichen Ansichten von Odessa und vom Schwarzen Meer. In neuerer Zeit hat, wie überall, die Genremalerei überhand genommen und den Aufschwung zurückgedrängt, den Brylow und andere Meister den höheren Aufgaben der Malerei verliehen hatten.

Man kann sich aber, bei aller Tüchtigkeit des Geleisteten, dem Eindruck nicht entziehen, daß man in dieser neueren russischen Malerei nicht wie in der niederländischen ein tiefwurzelndes, völlig selbständiges, lebensvolles Product der Volksseele vor sich hat, sondern nur ein von außen her eingeführtes, mit künstlicher Wärme gezogenes Treibhausgewächs. In den anderen Sälen kann man zum Theil die Vorbilder sehen, an denen die Künstler sich gebildet. Aber zwischen ihnen und ihren Vorbildern steht keine langsame, naturgemäße Entwicklungsreihe. Zwischen der gewaltsam durchgeführten Cultur des neueren Rußland und zwischen der Bildung des alten Hellas und Rom liegt eine unausgefüllte Kluft. Die großen katholischen Ueberlieferungen fehlen ihm.

Als es in die Reihe der entscheidenden Nationen trat, waren die Glanzzeit des Mittelalters und die besten Tage der Renaissance schon vorüber, die Revolution dämmerte heran. In dem Wirrwarr der furchtbaren Gährung, zwischen dem Widerspruch der entgegengesetztesten Richtungen, fehlte der Kunst jener triebkräftige Boden, den ihr nur eine religiöse, harmonische Bildung gewähren kann. Unwillkürlich wird man an die ergreifende Klage des Dichters Michael Lermontow erinnert, wie sie uns Bodenstedt meisterlich verdeutscht hat:

„Kalt, ungerührt läßt uns das wahrhaft Schöne,
Der Dichtung Träume und der Kunst Gestalten,
Und des Gesanges weihevolle Töne
Sind für uns nicht ein Quell der Seligkeit.
Wir suchen ängstlich in uns festzuhalten
Die Reste des Gefühls vergang'ner Zeit.

Das Gute keimt in uns'rer Brust vergebens,
Früh streift sich von uns ab der Blütenstaub des Lebens;
Wir bergen uns're Gaben nutzlos, still,
Und lieben, hassen, wie's der Zufall will.
Kalt bleibt die Seele, das Gemüth,
Derweil das Blut in unsern Adern glüht.

Wir lächeln ob der Väter derber Lust,
Seh'n spöttelnd in die alte Zeit zurück,
Dieweil wir selbst uns keines Ziels bewußt,
Zum Grabe eilen ohne Ruhm und Glück.

So leben, sterben wir, geräuschlos, unbewundert,
Und spurlos durch die Welt eilt unser Fuß,
Kein zeugender Gedanke bleibt von uns dem Jahrhundert,
Kein Denkmal eines Genius."

Nun ist noch die erste Eremitage zu besuchen, welche zwischen dem Winterpalast und der neuen Eremitage liegt, und dann die sogen. zweite Eremitage, welche von der ersten aus den Strand der Newa entlang läuft. Die letztere ist ein für sich abgeschlossener Palast, der eigentlich für den Großfürsten Thronfolger hergerichtet wurde, dann aber meist nur hohen, in St. Petersburg weilenden Potentaten als Wohnung diente, so dem Prinzen von Wales, dem Kaiser von Oesterreich, dem persischen Schah, dem deutschen Kronprinzen. Durch seine Gemälde — vorzugsweise französische — hat er aber auch den Werth einer kostbaren Gallerie. Die erste Eremitage aber ist eine Art historischer Schatz=, Raritäten= und Reliquienkammer der Czaren, von einer Pracht und einem Werth, der zugleich in den Orient und Occident versetzt. In ihrem Pfauenkabinet und in der Gallerie der Kostbarkeiten sind zahllose Schmucksachen aus allen Ländern und Zeiten versammelt; die einen für die Culturgeschichte, die anderen für die Kunstgeschichte von hohem Interesse; in der Romanow'schen Gallerie kann man mit allen Großfürsten und Czaren aus

dem Hause Romanow, von ihrem Stammvater dem Patriarchen Nikititsch bis herab auf Kaiser Nicolaus I. und dessen Kinder, in großen Porträts Bekanntschaft machen; in der Gallerie Peters d. Gr. endlich sind hunderte von Andenken und Reliquien vereinigt, welche die Geschichte dieses merkwürdigen Herrschers gleichsam aufs neue lebendig machen. Da sitzt er in Wachsfigur unter einem Thronhimmel, da sind seine Todtenmasken und verschiedene Porträts von ihm, da liegt die hellblaue Kleidung, in welcher er am 7. Mai 1724 sich krönen ließ, mit den rothen Strümpfen, mit den feinen aus Spitzen gefertigten Manchetten, da ist sein Jagdmesser, da stehen seine Spazierstöcke, seine Reiseapotheke, seine Droschke, das Modell seines Häuschens in Zaandam, da hängt ein elfenbeinerner Kronleuchter, den er selbst gedrechselt, da sind Fernröhre, durch die er geschaut, chirurgische Scheeren und Messer, mit denen er operirt, sogar Zähne, die er eigenhändig ausgezogen. Von den Wänden schauen aus alten Bildern seine Vorfahren hernieder, — dann das Soldatenmädchen, das er als Katharina I. mit sich auf den Thron erhob, — dann sein unglücklicher Sohn Alexei, den er selbst dem Tode überantwortete — seine Freunde Menschikoff, Gordon, Dolgorukij, Scheremetjew u. s. w. Wie lebendig steht Peter vor uns, eine der räthselhaftesten Gestalten der Weltgeschichte, der Schöpfer des neuen Rußlands, der Gründer St. Petersburgs — der gemüthlichste Drechsler und Schiffszimmergesell, der mit den holländischen Theerjacken auf „Du" lebte, und der unerbittliche Wütherich, der für seine Krone Ströme von Blut fließen ließ, — der kühne, geistreiche Civilisator, der alles moderne Wissen selbst lernen und seinem Volke vermitteln wollte, und der Barbar, der sich nach grausen Metzeleien in Schnaps betrank, — der geistige Riese, der dem ganzen Lauf der europäischen Geschichte eine neue Wendung gab, und der launenhafte Alltagsmensch, in dem ein verkommener Aufrührer das Bild der eigenen Leidenschaften wiederfinden könnte, — der Czar, der seine Stadt dem hl. Petrus weihte, und der Czar, welcher der Kirche des hl. Petrus das alte orientalische Schisma auf neuer Basis, einem mit Knute und Kanonen bewaffneten Cäsareopapismus gegenüberstellte, — der Gründer all der Pracht und Herrlichkeit, welche stundenlang uns geblendet, uns in die höchsten Regionen menschlicher Kunst emporgeführt, aber auch ein Bild jener zerstörenden, unheimlichen Kräfte, die, auf kein höheres sittliches Princip gestellt, alles mit Vernichtung bedrohen, was sie schaffen.

Wie betäubt von dem bunten Wirrsal all der verschiedenen Eindrücke, verließ ich das erste Mal die Eremitage und schritt an die Newa hinab, die sich hier breit wie ein See in drei Arme theilt. Der Paläste ist noch kein Ende. An die große Eremitage reiht sich ostwärts, nur durch einen Kanal geschieden, das zu ihr gehörige Theater, etwas weiter der Palast des Großfürsten Wladimir Alexandrowitsch und der Palast des Großfürsten Michael Nikolajewitsch. Wenden wir uns die Newa hinab. Die Front der Eremitage, des Winterpalastes und der Admiralität mißt zusammen allein mit den nicht sehr großen Zwischenräumen einen Kilometer. Mit den anderen genannten Palästen und dem westlich sich anreihenden Senatsgebäude aber dehnt sie sich zur Länge des römischen Corso (1500 m) aus. Man kommt hier an

einem der Hauptthore des Winterpalastes vorbei, dem sogen. Jordaneingang, mit der prachtvollen Paradetreppe, über welche jeweilen am Epiphaniefest der Kaiser mit dem Hofe zur Newa herabsteigt, um der feierlichen Wasserweihe beizuwohnen.

Am westlichen Ende der Admiralität tritt der Alexandergarten bis an die Newa heran; dem weitläufigen Marinegebäude gegenüber erheben sich die in ernstem strengen Stil gehaltenen Gebäude des Senats und des hl. Synods, durch einen großen Thorbogen verbunden; hinter dem Garten aber ragt die größte Kirche der Stadt auf, der „Isaakewsky Ssobor", die Kathedrale des hl. Isaak von Dalmatien. Wieder stehen wir an einem Platz, der seinesgleichen nur in den größten Residenzen der Welt findet. In ihrer Bauart erinnert die gewaltige Kathedrale an St. Peter in Rom. Auf einer Basis von 105 m erhebt sie sich 102 m in die Lüfte, ein majestätischer Bau, der den Eindruck der benachbarten Paläste nicht wenig verstärkt. Besonders gegen Abend, wenn die mächtige Kuppel in den letzten Strahlen der Sonne schimmert, ist der Anblick bezaubernd schön. In dem Garten, zwischen dem Senatsgebäude und der Admiralität, ziemlich nahe gegen die Newa hin, steht hier die Reiterstatue, die Katharina II. dem Gründer der Stadt errichten ließ, mit der kurzen, aber vielsagenden Inschrift: Petro primo Catharina secunda MDCCLXXXII. Das Denkmal stellt den Kaiser vor, wie er einen steilen Felsen hinansprengt. Sein Haupt ist mit einem Lorbeerkranz umwunden, sein Antlitz der Newa zugewandt; mit der ausgestreckten Rechten weist er nach der Petersinsel hinüber, wo er sich einst selbst sein Haus gezimmert und damit den Grund zu der jetzigen Weltstadt gelegt. Die Vorderfüße des Pferdes schweben frei wie zum Sprung, das ganze Gewicht der bronzenen Statue ruht darum auf den Hinterfüßen des Thieres, um dessen Hufe sich eine zertretene Schlange ringelt. Der Granitblock, der den Felsen darstellt, ist ein Monolith, 14 m lang, 6 m breit und 5 m hoch. Er wurde mit ungeheurer Schwierigkeit 12 Werst weit aus dem karelischen Dorfe Lachta hergeschleppt. Das Modell der Statue rührt von dem französischen Bildhauer Falconet her, das des Kopfes aber von Marie Collot, die später einen Sohn Falconets ehelichte. Es ist ein prächtiges Bildwerk, voll Kraft und Leben. Der Platz dazu könnte nicht schöner gewählt sein, als hier an dem Strom, dem Peter erst seine geschichtliche Bedeutung gab, zwischen dem heiligen Synod und dem Senat, der Isaakskirche und der Admiralität, gleichsam den Pfeilern des großen Reiches, zu dem er den Grund legte. Es ist eine glänzende, stolze Sicht!

Aber ach! Was ist die Isaakskirche? Ein St. Peter ohne Papst! — — Was ist der heilige Synod? Nicht ein kraft apostolischer Sendung wirkender, auf apostolischer Ueberlieferung ruhender Senat, sondern eine von Czarenwillkür errichtete Geschäftscommission, aus zwei Metropoliten, zwei Erzbischöfen und einem Exarchen launenhaft zusammengewürfelt und im Namen des Czaren von einem Laien regiert, der wirklicher Geheimrath ist und den Titel eines General-Procurators führt. Die Czaren selbst haben von diesem Kirchenregiment wenig Segen, wenig Frieden geerntet. Das russische Volk

hat unsäglich darunter gelitten. Alle Pracht des Winterpalastes, alle Kunstherrlichkeit der Eremitage macht die Klagen nicht verstummen, die Lermontow im Namen der russischen Jugend, gleichsam aus ihrer Seele heraus, erhoben hat:

„In Trauern blick ich hin auf das Geschlecht von heute,
Wie es die künstlich-frühe Reife büßt,
Früh schon des Zweifels, der Erkenntniß Beute,
In eine Zukunft schaut, die dunkel oder wüst.
Zum Guten wie zum Bösen sind wir träg',
Altkluge Kinder mit des Alters Schwächen.
Kaum aus der Wiege, haben wir schon viel
Von uns'rer Väter Weisheit und Gebrechen,
Ermüdet uns das Leben, wie ein Weg,
Der endlos-eben fortläuft ohne Ziel —
Ermüdet uns gleich einem fremden Feste,
Dem wir zuschauen, theilnahmslose Gäste;
Wir wollen fremdgereifte Früchte pflücken,
Und ohne Kampf soll uns der Sieg beglücken. —
Wir selbst sind gleich der Frucht, die ungereift
Vor ihrer Zeit vom Baume abgestreift,
Und fallend zwischen Blumen hängen bleibt,
Nicht den Geschmack erfreuend, nicht den Blick —
Und kommt die Zeit, wo alles blüht und treibt,
Trifft sie nur der Verwesung früh Geschick." —

**A. Baumgartner** S. J.

---

# Recensionen.

1. **Sanctissimi Domini Nostri Leonis Papae XIII. Allocutiones, Epistolae, Constitutiones, aliaque acta praecipua.** Volumen I. (1878—1882.) XVI et 336 p. 8⁰. Brugis et Insulis, Typis Societatis Scti. Augustini, Desclée, de Brouwer et Soc., MDCCCLXXXVII. Preis: *M.* 5.

2. **Leonis XIII. Pontificis Maximi Inscriptiones et Carmina,** cum additamentis novissimis. Cura Sacerdotum Aedis Teutonicorum Urbanae B. Mariae V. de Anima. A Sacerdotio Beatissimi Patris Anno Quinquagesimo. Potestate facta ab ipso Auctore Augusto, germanice reddidit **Edmundus Behringer.** Ratisbonae etc., sumptibus etc. Fr. Pustet, 1887.

   Inschriften und Gedichte des Papstes Leo XIII. Mit den neuesten Ergänzungen herausgegeben von Priestern der deutschen Kirche S. Maria dell' Anima in Rom. Zum fünfzigjährigen Priesterjubiläum des Heiligen Vaters. Mit besonderer Genehmigung des Erhabenen Autors. In die deutsche Sprache übertragen von Edmund Behringer. 207 S. 4⁰. Regensburg, Pustet, 1887. Preis: In elegantem Einband mit Goldschnitt *M.* 10.

3. **Leo** XIII. **Seine Zeit, sein Pontificat, seine Erfolge.** Festschrift zum fünfzigjährigen Priesterjubiläum. Nach authentischen Aufzeichnungen mit Gutheißung Sr. Heiligkeit von Dr. **Bernard O'Reilly.** Autorisirte deutsche Ausgabe, frei bearbeitet, ergänzt und weitergeführt. (Mit Farbentitel, Stahlstich-Titelbild, 23 Original-Vollbildern und vielen Text-Illustrationen.) XXIV u. 474 S. gr. 8⁰. Köln, Bachem, 1887. Preis: *M.* 12.

Das Priesterjubiläum unseres Heiligen Vaters hat in der ganzen katholischen Welt eine freudige Bewegung wachgerufen, wie wir sie seit den Jubeltagen Pius' IX. nicht mehr erlebt haben. Auch die nicht-katholischen, ja selbst nicht-christliche Kreise hat diese Bewegung ergriffen. Während Millionen von Gläubigen in dem greisen Jubelpriester das Oberhaupt ihrer Kirche, den Statthalter Christi, den Lehrer, Vater und Hirten ihrer Seelen ehren, bringen

Millionen von Nichtkatholiken ihm wenigstens als einem der größten Männer der Zeit, seiner Fürstenweisheit, seiner Milde und Liebe, seiner vielseitigen Gelehrsamkeit und Bildung, seiner erhabenen Weltstellung, seinem segensreichen Einfluß auf alle Kreise des Lebens ihre Huldigung dar. Die Ueberzeugung, daß das Papstthum den wirklichen Errungenschaften der modernen Civilisation nicht feindlich gegenüberstehe, hat sogar solche ergriffen, welche es lange Jahre hindurch im Namen der Cultur befehdeten. Wir stehen vor einem der großen Triumphe, wie sie nur die Kirche feiern kann, indem sie mit ihrem Erlöser kämpft und leidet, aber auf ihrem Leidenswege auch schon dann und wann die Glorie des Auferstandenen theilt, aus ihren scheinbaren Niederlagen nur mächtiger hervorgeht und allen feindseligen Mächten gegenüber ihre unbesiegliche Lebenskraft behauptet.

Unter den zahlreichen literarischen Huldigungen, welche diese erhebende Feier hervorgerufen, stehen drei Festschriften durch ihren Werth obenan: eine würdige Ausgabe der hauptsächlichsten Pontificalacten des großen Papstes, eine geschmackvolle Ausgabe seiner poetischen Werke und eine gediegene, sein ganzes Wirken zusammenfassende Biographie.

1. Die lateinische Actensammlung führt uns in ihrem I. Band die officielle Thätigkeit unseres Heiligen Vaters bis zum Jahre 1882 vor. Mit Recht hat der Herausgeber die Constitution des Vaticanischen Concils über den päpstlichen Primat vorangestellt. Es wird dies nicht bloß dem Gelehrten erwünscht sein, der die Sammlung für seine Studien benützt: die Zusammenstellung drückt auch den höchsten Triumph des gegenwärtigen Pontificats aus. Manche Regierungen hatten sich mißtrauensvoll, ja feindlich gegen die Lehre vom Primate gestemmt, wie sie das Vaticanische Concil auf Grundlage der allgemein kirchlichen Ueberlieferung feierlich definirte. Sie erblickten darin die tiefgehendsten Gefahren für den Staat. Und heute? Könige und Fürsten beglückwünschen den Papst, der auf Grund eben jener Lehre sein Amt als unfehlbarer Lehrer zum größten Segen der Völker und der Staaten geübt hat. Die großen Hauptactenstücke seiner Regierung bilden die glänzendste Magna Charta, die zum Schutze der Familie, zum Schutze des Eigenthums, zum Schutze der Staatsgewalt, zum Schutze wahrer Freiheit und Autorität, zum Schutze wahren geistigen Fortschrittes und des allgemeinen Völkerwohles mitten in den Wirren und den gespannten Kriegsbefürchtungen des letzten Decenniums errichtet worden ist. Die Regierungen konnten sich dem Eindruck nicht verschließen, daß der Papst seine Zeit verstehe und daß er ihren tiefgehendsten Schäden die wirksamsten Heilmittel entgegenstelle, daß er ein Hort der politischen und socialen Ordnung sei, mit dem künftig nicht wie mit einem Gegner, sondern wie mit einem Bundesgenossen gerechnet werden müsse. Eine andere herrliche Reihe von Actenstücken bezeichnet die innere Entwicklung und Leitung der Gesammtkirche vom Jahre 1878 an, die Errichtung der schottischen Hierarchie, die bedrängte Lage der Kirche in Italien, die Beilegung des armenischen und syro-chaldäischen Schisma's, die Wirksamkeit der kirchlichen Publicistik, die Pflege der kirchlichen Wissenschaft, die Schulfrage in Belgien, die Bedrängnisse der slavischen Katholiken, den Culturkampf in Frank-

reich, die gegenseitigen Rechtsbeziehungen der Bischöfe und Ordensleute in England, die Einführung der kirchlichen Hierarchie in Bosnien und der Herzegowina, die Reform der ruthenischen Klöster in Galizien, die Pflege des dritten Ordens des hl. Franziskus u. s. w. Diese wie die seitherigen Encykliken, Briefe und Erlasse des Papstes sind noch bei jedermann in lebendiger Erinnerung. Alle Völker haben einzeln sein Vaterwort vernommen, über den ganzen Erdkreis hat sich seine Thätigkeit erstreckt, überallhin hat er Trost, Licht und Freude gebracht. Wir können und dürfen das Einzelne nicht wiederholen.

Die Sammlung der Actenstücke ist eine sehr vollständige, sorgfältige und trefflich ausgestattete.

2. Bei einer so sorgenreichen, den ganzen Erdkreis umspannenden Thätigkeit sollte man es kaum erwarten, daß dem Oberhaupt der Gesammtkirche, dem ernsten Erneuerer der kirchlichen Wissenschaft, dem unaufhörlich beschäftigten Vertheidiger der kirchlichen Interessen noch ein Augenblick stiller Muße oder die Lust geblieben wäre, der schönen Kunst zu pflegen. In der universellen Bildung und Thätigkeit Leo's XIII. fehlt jedoch auch dieser Zug nicht. Der Papst ist nicht nur, wie die lange Reihe seiner Vorfahren auf dem Apostolischen Stuhle, ein Freund und freigebiger Förderer der schönen Künste, er ist selbst Humanist und Dichter. Um die ernsten und erhabenen Hirtenbriefe, die er schon als Cardinal-Erzbischof von Perugia verfaßt, und um die weltgeschichtlichen Erlasse, die er als Papst an den ganzen Erdkreis gerichtet, schlingt sich ein Kranzgewinde der lieblichsten Poesien. Einem Drama oder einer Epopöe begegnen wir da allerdings nicht. Die umfangreichen Leistungen eines Berufsdichters wird niemand von einem Mann erwarten, der schon mit 27 Jahren als päpstlicher Delegat ganze Provinzen zu regieren hatte, mit 33 Jahren die Mitra trug und als päpstlicher Nuntius nach Belgien gesandt ward, der dann über 30 Jahre lang als Erzbischof die Diöcese Perugia leitete und mit der angestrengtesten Hirtensorge die emsigste Pflege der Philosophie und Theologie verband. Aber in den spärlichen Augenblicken der Ruhe, die dem vielbeschäftigten Kirchenfürsten blieben, vergaß er seiner lieben Classiker nicht, an denen er einst seine Sprache, seinen Stil und seinen Geschmack gebildet, die in ihm selbst Lust und Liebe zur Poesie geweckt hatten. Virgil und Catull waren besonders seine Freunde und Lieblinge geworden. Er hatte sich die Feinheit ihrer Diction, die Zartheit ihres Geschmacks zu eigen gemacht. Ihrer Sprache völlig mächtig, goß er nicht nur gelegentliche Stimmungen und Empfindungen mit spielender Leichtigkeit in die abgerundete classische Form, sondern benützte auch diese wahrhaft künstlerische Fertigkeit, um Freunde und Bekannte mit den geistvollsten Gedichten zu erfreuen. Charakteristisch für einen Theil derselben ist das „Lob der Photographie“:

„Gestaltet durch den Sonnenstrahl,
Du lichtes Bild, wie treffend gibst
Der Stirne Schmuck, den Feuerblick
Du wieder und den edeln Mund!

O hocherhab'ner Geisteskraft
Ein neues Wunder! Schöner hat,
Nachahmend treulich die Natur,
Apelles kaum ein Bild gemalt."

Wie diese zwei anmuthigen Strophen, so sind viele andere Gedichte des Papstes von fast epigrammatischer Kürze: ja man wäre fast versucht, sie Epigramme zu nennen, wenn nicht tiefe, wahrhaft lyrische Empfindung die geistreiche Kürze und Prägnanz warm belebte und verklärte. Sie sind nicht vom Verstande mühsam abgezirkelt, sie strömen aus dem Herzen, dem allerdings die Feinheit und Schärfe eines hochgebildeten Künstlergeistes zur Verfügung steht. Es sind Perlen, wie die poesievollen „Inschriften", welche die Sammlung eröffnen. Aber auch größere Gedichte, Elegien und Hymnen, reihen sich denselben zum Kranze an. Nicht ohne Theilnahme wird man die tiefempfundene Elegie lesen, in welcher der jugendliche Dichter 1830 voll Gottvertrauen und heiligem Lebensernst auf die eben überstandene Krankheit zurückblickt. Nicht minder herzlich muthen uns die schönen Gelegenheitsgedichte an, mit welchen der Oberhirt von Perugia treue Priester seiner Diöcese, gottgeweihte Jungfrauen und treue Freunde beehrt, besonders die begeisterte, schwungvolle Epistel an den Canoniker Aloysius Rotelli (S. 99). Der unreinen Liebe und dem unsittlichen Verismus, die den Garten der modernen Poesie Italiens so traurig verwüstet haben, tritt der erhabene Dichter wiederholt mit erschütternder Kraft entgegen (S. 63. 89), am gewaltigsten noch als Papst in den zwei Gedichten an Florus (S. 165—169). Lieblich erklingen dazwischen die innigsten Lieder an Maria, die reinste der Jungfrauen, die Helferin der Christen, kraftvoll die Hymnen auf die beiden Patrone von Perugia, die hll. Herculan und Constantius, majestätisch die poetische Weissagung, in welcher der Papst selbst den Triumph der Kirche und die Rückkehr Italiens zum Glauben seiner Väter herbeisehnt und wie schon gegenwärtig verkündigt.

Eine eingehendere Charakteristik der gesammten Poesie Leo's XIII. gibt P. Heinrich Valle S. J. in der classisch geschriebenen lateinischen Vorrede, welche mit deutscher Uebersetzung den Gedichten vorgedruckt ist. Einige formvollendete Sonette und italienische Lieder reihen den höchsten Fürsten Italiens auch in die Schaar der italienischen Dichter ein, und bestätigen die alte Erfahrung, daß Humanismus und Nationalliteratur sich sehr wohl harmonisch vereinigen lassen. Ja wenn wir die Dichtungen des Papstes mit den berühmtesten poetischen Erzeugnissen des einen freien Italiens vergleichen, so können wir uns dem Gedanken nicht verschließen, daß Leo XIII. auch der modernen Poesie den richtigen Pfad weist, um aus dem jammervollen Sumpfe des herrschenden Naturalismus herauszukommen: Pflege der altclassischen Literatur im Sinne eines echt christlichen Humanismus.

Behringers Uebersetzung hält durchweg ein richtiges Maß zwischen allzuängstlichem Anschluß an das lateinische Original und allzu freier Behandlung. Der eigentlich classische Blütenduft der Latinität läßt sich freilich voll-

ständig dem Deutschen nicht einhauchen. Zu einer classischen Epigraphik und einer ihr entsprechenden Dichtungsweise ist die deutsche Sprache nun einmal nicht angelegt; wir müßten dazu noch die vollklingenden Formen des Gotischen und die alte Runenschrift besitzen.

3. Als herrliche Ergänzung gesellt sich den zwei Festschriften die dritte bei; denn weder die Actenstücke noch die Dichtungen des Papstes lassen sich entsprechend würdigen, ohne daß man sein gesammtes Leben genauer kennt. Die Schrift bildet aber auch für sich schon die schönste Festgabe für die weitesten Kreise. Authentische Mittheilungen in italienischer Sprache, die aus der nächsten Umgebung des Heiligen Vaters selbst stammen und die wir mehrfach im Urtext oder in sorgfältiger Uebertragung angeführt finden, haben es dem Verfasser Dr. Bernard O'Reilly ermöglicht, die bisherigen Biographien und biographischen Skizzen wesentlich zu erweitern und ein Lebensbild zu verfassen, das auf den sichersten und zuverlässigsten Grundlagen ruht [1]. Wenn der Verfasser Carpineto, die Geburtsstadt des Papstes, als einen „Adlerhorst" schildert, „der Sicherheit halber hoch über der Thalebene zwischen zwei Felsenriesen hineingebaut", so kann er sich für diese treffend kurze Lokalzeichnung auf den Bruder des Papstes, Cardinal Joseph Pecci, berufen: die Ausdrücke sind wörtlich von ihm. Die genealogischen Notizen über die Familie Pecci stammen aus den genannten schriftlichen Mittheilungen, die Charakteristik der Mutter Anna Pecci, geb. Prosperi-Buzi, von Cardinal Pecci selbst. Und so wird uns denn die Kindheit und Jugend des künftigen Papstes, seine Erziehung im Elternhause, sein Studienleben am Jesuitencolleg zu Viterbo, der Tod seiner durch Frömmigkeit und Nächstenliebe ausgezeichneten Mutter, die weitere Studienlaufbahn am Collegium Romanum, der glänzende Erfolg des hochbegabten Jünglings in den humanistischen wie philosophischen Fächern, der Entscheid zum Priesterstand, die Erlangung der theologischen Doctorwürde, der Eintritt ins adelige Colleg und die Heranbildung zur diplomatischen Laufbahn mit einer lebendigen Anschaulichkeit geschildert, wie sie nur aus der genauesten Detailkenntniß erwachsen kann. Ein Jugendleben steht vor uns, wie man es sich schöner und herzgewinnender nicht denken kann, das Vorspiel eines priesterlichen Lebens, das ganz und ungetheilt Gott und seiner Kirche gewidmet sein sollte; hervorgewachsen aus einem harmonischen Familienleben, das die innigste Religiosität weihte und beglückte; geschmückt und gehoben von all dem geistigen Gewinne, den ein ernst wissenschaftliches Streben

---

[1] Ein werthvolles Volksbuch bleibt auch jetzt noch die bis zum Jahre 1880 reichende Biographie: „Unser Heiliger Vater Papst Leo XIII. in seinem Leben und Wirken, von P. Benno Kühne O. S. B. (Mit Lichtdruck-Porträt des Papstes und 60 Holzschnitten.) Einsiedeln, Benziger, 1880." Angekündigt wird soeben: „Papst Leo XIII. Jubelschrift zur Feier des goldenen Priesterjubiläums Sr. Heiligkeit. Im Auftrage des Comité's zur Vorbereitung der Secundizfeier des Papstes herausgegeben von Dr. Jos. Galland. 184 S. 8°. Paderborn und Münster, Schöningh. Preis: *M.* 1." Der Name des Verfassers läßt etwas Gediegenes erwarten; die Schrift selbst liegt uns leider noch nicht vor.

und Ringen zu gewähren im Stande ist. Wen muß es nicht bewegen, wenn er erfährt, daß der jugendliche Prälat, eben erst wegen seiner vorzüglichen administrativen Talente bei der päpstlichen Finanzverwaltung (unter Direction des Cardinals Sala, seines persönlichen Freundes) angestellt, in der Cholera-Zeit 1837 sich mit hochherziger Selbstlosigkeit und Liebe an der Sorge für sämmtliche Cholera-Spitäler Roms betheiligte, und dabei nur einen Kummer hatte, nämlich den, noch nicht Priester zu sein und den armen Kranken persönlich die Tröstungen der heiligen Religion bringen zu können?

„Am 13. November desselben denkwürdigen Jahres empfing er aus den Händen des Cardinals Odescalchi, des Generalvikars des Papstes für Rom, die Subdiakonats- und die Diakonatsweihe, und zwar in der kleinen Kapelle des hl. Stanislaus Kostka, in St. Andreas auf dem Quirinal, der „Perle" unter den Kirchen Roms. Dem Leser wird es erleichtert, den verborgenen Quell des Lebens, dessen Beschreibung wir unternommen, aufzufinden, wenn er mit uns einen Augenblick in der Stanislaus-Kapelle verweilen will, diesem unter den schönen Heiligthümern Roms vielleicht schönsten, sicherlich für den fremden Pilger eine der lieblichsten und friedvollsten Stätten.... Am 13. November 1837 war wiederum der festliche Jahrestag des um das Jahr 1580[1] gestorbenen hl. Stanislaus Kostka, des jugendlichen Heiligen, den das katholische Polen als seinen Patron und Schützer im Himmel verehrt. Hier war es, wo er, den Todeskeim im Herzen, nach der gefahrvollen Reise aus dem fernen polnischen Heimatlande anlangte. Stanislaus hatte freudig die herrlichen Hallen des Schlosses seines Bruders verlassen, um hier sein Lebensloos im Kreise der Brüder, Bellarmins, Aloys' von Gonzaga, Franz Xavers und Franz Borgia's, zu suchen, um auch sein Leben für das Werk der Heidenbekehrung in Asien, Amerika oder Afrika zu opfern.... Verwandte Seelen- und Geistesrichtung war es, welche den Cardinal Carlo Odescalchi und den Monsignore Pecci bewog, diese entlegene Stätte, dieses liebliche kleine Heiligthum mit Vorliebe aufzusuchen. Hier war es, wo der letztere, wie einst Samuel, sich ganz dem Herrn im Dienste des Altars widmete und zu Füßen des im Grabe ruhenden polnischen Pilgers einen Theil jenes heiligen Geistes für sich erflehte, welcher den Heiligen die Liebe zur Heiligkeit, den Aposteln das Feuer des Glaubensmuthes gibt."

Von demselben Cardinal Odescalchi, der bald darauf den Purpur niederlegte, um selbst in das Noviziat zu St. Andrea einzutreten, empfing Joachim Pecci am 31. December desselben Jahres die heilige Priesterweihe.

Jetzt erweitert sich die Biographie zum großen, kirchengeschichtlichen Bilde. Als Delegat zu Benevent und Perugia tritt der junge Priester-Staatsmann den stürmischen Bewegungen gegenüber, welche der Name Mazzini's verkörpert. Als Nuntius in Brüssel und Erzbischof von Damiette i. p. i. kommt er mit der ganzen hohen Politik des liberalen Europa in Berührung, mit dem Koburger auf dem belgischen Königsthron, mit den leitenden Staatsmännern Englands, mit dem Bürgerkönig Louis Philipp. Er besucht England und

[1] Stanislaus starb 1568, und zwar am 15. August.

Deutschland, er weilt bei Dr. Wiseman in London, bei den Bischöfen Geissel zu Köln und Arnoldi zu Trier. Ohne den kirchlichen Rechten oder seiner eigenen Würde irgend etwas zu vergeben, macht er sich gründlich mit dem modernen Europa bekannt. Ueberall hebt und stärkt er das kirchliche Leben, überall gewinnt er die Herzen und überwindet alte Vorurtheile.

„Ich fühle mich verpflichtet," schreibt Leopold, der König der Belgier, an Gregor XVI., „dem gütigen Schutze Ew. Heiligkeit den Erzbischof Pecci zu empfehlen. Er verdient dies in jeder Hinsicht; denn ich habe selten eine solche Hingebung an die Pflicht, so aufrichtige Absichten und ein so geradsinniges Verhalten gefunden. Sein Aufenthalt in diesem Lande hat ihn in Stand gesetzt, Ew. Heiligkeit gute Dienste zu leisten. Ich bitte Sie, von ihm eine genaue Rechenschaft der Eindrücke sich geben zu lassen, die er in Bezug auf die kirchlichen Angelegenheiten aus Belgien mitnimmt. Sein Urtheil über alle Dinge ist ein sehr gesundes, und Ew. Heiligkeit können ihm ganz und voll vertrauen."

Schon Gregor XVI. wollte den Brüsseler Nuntius zum Cardinal erheben; nur sein Tod und die darauffolgenden Wirren verschoben die Ernennung bis zum Jahre 1854. Es folgen nun die 30 Jahre des Episkopats zu Perugia. Den großen Kampf, den Pius IX. gegen die Revolution zu führen hatte, führt der Cardinal-Erzbischof mit derselben Kraft und Entschiedenheit in seiner Diöcese[1]. An allen großen Fragen und Ereignissen der Zeit nimmt er so bedeutsamen Theil, daß die ganze Zeitgeschichte in den Rahmen der Biographie tritt. Als Camerlengo wird der ausgezeichnete Kirchenfürst noch von Pius nach Rom berufen, als Leo XIII. übernimmt er die höchste Leitung der Kirche.

Zur Darstellung hat der Verfasser mit großem Fleiße alles herangezogen, was ihm die neuere Geschichtschreibung und Publicistik an Material bot. Die 1879 erschienene Scelta di Atti Episcopali del Cardinale Gioacchino Pecci, sowie die päpstlichen Actenstücke Leo's XIII. sind mit gründlicher theologischer, wie politischer und historischer Kenntniß verwerthet und in das richtige Licht gerückt. Als Amerikaner war der Verfasser außer Gefahr, die kirchlichen Ereignisse, welche die Biographie umfaßt, von dem speciellen Gesichtspunkte einer der europäischen Nationen aus zu betrachten. Für alle Länder, für alle kirchlichen Angelegenheiten zeigt er dasselbe universelle Interesse. Das weitschichtige Material ist gründlich durchgearbeitet, gut gesichtet und gruppirt, die Darstellung lebendig und fesselnd. Der deutsche Bearbeiter hat das Verdienst, dem trefflichen Buche nicht nur in Sprache und Stil ein hochvollendetes deutsches Gepräge verliehen, sondern es auch in sehr wichtigen Punkten ergänzt, namentlich die deutschen Friedensunterhandlungen mit Rom mit ebenso viel Klarheit und Wahrheit als feinem publicistischem Takte dargestellt zu haben. Der Gutheißung des Heiligen Vaters haben sich denn auch die wärmsten Empfehlungen von seiten der Cardinäle Melchers, Hergenröther, Ganglbauer, Simeoni, sowie der Erzbischöfe von Köln, Breslau und München-Freising gesellt. „Diese Lebensgeschichte unseres Heiligen Vaters", sagt Cardinal Mel-

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift Bd. XVII, S. 333—352, 479—496.

chers, „bietet allen Gläubigen eine sehr lehrreiche und anziehende Lectüre und ist geeignet, nicht nur die ausgezeichnete Verehrung und Liebe des Verfassers gegen die Person des Heiligen Vaters zu bezeugen, sondern auch dieselben Gesinnungen in den Herzen aller Leser zu erwecken und zu beleben." Die glänzende Ausstattung ist von dem feinsten künstlerischen Geschmack geleitet und verleiht der trefflichen Festgabe auch die ihrer würdige äußere Vollendung. Von den Segenswünschen der höchsten Kirchenfürsten begleitet, wird das Werk nicht ermangeln, viel Gutes zu stiften. Möge es eindringen in Palast und Hütte, möge es zum Liebling des deutschen Bürgerhauses werden und allüberall die Liebe mehren und befestigen, die unser Heiliger Vater in so hohem Grade verdient!

A. Baumgartner S. J.

**Die Gottesmutter in der Heiligen Schrift.** Biblisch-theologische Vorträge von Dr. **Aloys Schäfer,** ord. Professor der Theologie an der kgl. Akademie zu Münster i. W. Festschrift der kath.-theol. Facultät an der kgl. Akademie zu Münster zur Feier des fünfzigjährigen Priesterjubiläums Sr. Heiligkeit des Papstes Leo XIII. VIII u. 259 S. gr. 8⁰. Münster, Aschendorff, 1887. Preis: *M.* 4.25.

Eine würdige „Festschrift" zur Feier des Papstjubiläums. In der Kirche Christi stirbt die Verherrlichung derjenigen nie aus, welche im prophetischen Geiste sprach: „Es werden mich selig preisen alle Geschlechter." Auch die Wissenschaft bringt der Hochgebenedeiten stets neue Huldigungen dar. Unter diesen wird man der vorliegenden Schrift gewiß einen Ehrenplatz einräumen müssen.

Der hochw. Herr Verfasser hat sich einen engen Rahmen gezogen, da er sich im Preise Maria's auf die heiligen Schriften beschränkt, diese aber bekanntlich, schon mit Rücksicht auf ihren nächsten Zweck, in Erzählung dessen, was die Mutter Jesu betrifft, sich große Beschränkung auferlegen. Um so verdienstlicher jedoch ist die Arbeit des Verfassers, da er es verstanden hat, alles, was sich in Vorbild und in geschichtlicher Wirklichkeit von Maria vorfindet, zu einem prächtigen Ehrenkranz zusammenzuflechten und damit die biblische Grundlage der Marienverehrung in ein helles Licht zu setzen. Er thut dies in echt katholischer Weise, sich anlehnend an die Erklärung der Ueberlieferung, wie sie uns von Anfang an durch die heiligen Väter übermittelt ist. Das Verschiedene, was die Heilige Schrift von Maria oder mit Hinweis auf sie sagt, wird unter eine Reihe von Titeln oder Vorzügen gruppirt; es ist dies dem Zwecke des Verfassers angemessener, als es die Einhaltung der chronologischen Ordnung im Leben der Gottesmutter sein würde, obgleich auch diese thatsächlich nicht erheblich verletzt wird. Auf diese Weise wird der Reihe nach Maria die Jungfrau, Maria die Mutter Gottes, Maria die Mutter des Erlösers, Maria die Begnadete, Maria die Mitwirkende, Maria die Mittlerin gefeiert.

Wir können nicht in das Einzelne der verschiedenen Vorträge eingehen und greifen daher nur beispielshalber einiges heraus. S. 135—144 hebt der

Verfasser in recht sinniger Weise die Bedeutung des Namens Maria hervor mit Hinweis auf die vorbildliche Maria, Moses' Schwester, der eine so bedeutende Rolle bei dem Zuge des israelitischen Volkes durch die Wüste zufiel. Auf solche Weise wird es ermöglicht, in dem Namen selber die volle Begnadung der Gottesmutter angedeutet zu finden. Wie die Maria des Alten Bundes „die Geheilte" war, so ist die Maria des Neuen Bundes Heil und Heilung im vollsten Sinne, sie ist diejenige, welche alles Heil im vollsten und höchsten Maß erfuhr und auch das Zeichen des Heils für die Welt ist. Der Bedeutung des Namens Maria wird dadurch eine neue Seite abgewonnen, und so hat auch diese Ausführung des Verfassers ihre Berechtigung. — Eine Einführung in ein tieferes Verständniß des Lobgesangs der seligsten Jungfrau findet der Leser auf den Seiten 155—165, wo der hochw. Verfasser in kurzer Erklärung Sinn, Bedeutung und Zusammenhang des ganzen Magnificat auseinandersetzt.

Weniger gefallen uns, wir gestehen es offen, einige Ausführungen in der Behandlung des ersten Titels „Maria die Jungfrau". Die jungfräuliche Geburt des Heilandes aus Maria wird zu sehr als Grund der Erbsündlosigkeit Christi des Herrn dargestellt. Der Grund der Erbsündlosigkeit Christi liegt anderswo. Erörterungen, wie sie S. 20, S. 40 u. 41 und S. 50 vorkommen, können zu leicht eine unzutreffende Auffassung der Erbsünde und ihres Wesens veranlassen.

Doch wir wollen nicht mit einer Bemängelung von der schönen Schrift Abschied nehmen. Unter die vielen anregenden und belehrenden Partien des Buches rechnen wir auch den Abschnitt S. 184—202, „die Begegnung Jesu mit seiner Mutter und den ‚Brüdern'". Mit Recht sagt der Verfasser, daß dieses Ereigniß oder vielmehr die Erzählung der Heiligen Schrift über diese Begebenheit von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten ganz besonders tendenziösen Erklärungen oder vielmehr Entstellungen ausgesetzt gewesen sei. In der That bot diese Stelle den Irr- und Ungläubigen Anlaß zu maßlosen Verunglimpfungen der Gottesmutter. Herr Dr. Schäfer entwickelt sehr gut die tiefe Bedeutung des an jener Stelle geschilderten Auftretens des Herrn; nicht als bloßes, geschichtliches Ereigniß, sondern als bedeutungsvolle Heilslehre ist es unserem Exegeten eine hochernste Warnung, welche der Erlöser in seiner öffentlichen Lehrthätigkeit an das Volk Israel richtet; er sieht hier den feierlichen Moment der Entscheidung, einen Wendepunkt des weitern Geschickes für das Volk Israel, je nachdem es in geistige Verbindung mit Christus treten will, oder, mit der fleischlichen Verwandtschaft zufrieden, den geistigen Anschluß an ihn verschmäht. In ihren Hauptzügen kann diese Erklärung nicht angefochten werden; in ihren Einzelheiten sie zu verfolgen, müssen wir dem Leser selbst überlassen.

**Aug. Lehmkuhl** S. J.

**Jésus-Christ** par **Louis Veuillot**, avec une étude sur l'art chrétien par E. Cartier. Ouvrage contenant 180 gravures et 16 chromolithographies d'après les monuments de l'art depuis

les Catacombes jusqu'à nos jours. 5e édition. gr. 4⁰. Paris, Firmin Didot. Preis: *M.* 24.

Die letzte Zeit hat uns mehrere Versuche gebracht, das Leben des Gottmenschen in einer entweder vorwiegend wissenschaftlichen oder erbaulich populären Weise darzustellen, und einzelne dieser Versuche sind jedenfalls als meisterhaft in ihrer Art zu betrachten. Wenn wir trotzdem heute auf das vorstehend angezeigte bereits ältere Werk aus der Feder des berühmten französischen Publicisten zurückkommen, so liegt die nächste Veranlassung dazu allerdings in dem Umstande, daß der Herr Verleger die fünfte Auflage dieses Werkes in der reichen Prachtausgabe uns zur Besprechung unterbreitet. Aber wir sind auch der Ansicht, daß ein Hinweis auf das reich illustrirte Werk gerade zur Zeit der Festgeschenke wohl am Platze ist.

Die Anregung zu diesem Leben des göttlichen Heilandes kam dem streitbaren Publicisten von außen, und zwar beim Anblick der traurigen Verheerungen, welche das infame „Leben Jesu" von Renan in der französischen Gesellschaft anrichtete. Ein erstes Mal hatte sich L. Veuillot 1863 gegen den ungläubigen Schriftsteller in seinem satirischen Gedicht „Le Rat" gewendet und ihn unter dem Bilde der Kirchenmaus, die das Evangelienbuch zernagt hat, in schärfster Weise persiflirt. Er nennt den abtrünnigen „Gerngroß"

„. . . . den Sohn der berühmten Maus,
Die einst der kreißende Berg gebar."

Allein mit einer noch so scharfen Satire war das Buch Renans nicht aus der Welt geschafft. Während andere Berufene nur mit wissenschaftlichen Waffen den Gegner zurückschlugen, glaubte Veuillot als Laie gerade für die nicht theologisch gebildete Laienwelt ein Gegengift gegen die rationalistische Schrift bieten zu sollen, und so entstand das vorliegende Werk.

„Dieses Buch", schreibt er in der Vorrede, „gehört nicht in das Bereich der Polemik. Der Verfasser widerlegt nicht, er setzt auseinander und wendet sich nicht bloß an die Gläubigen, sondern an alle, die guten Willens sind."

Der Plan der Arbeit ist ebenso einfach wie großartig. I. „Jesus Christus in der Erwartung der Völker", II. „Jesus Christus in seinem irdischen Leben", III. „Jesus Christus in seiner Kirche", das sind die drei Hauptabschnitte, welche uns das Leben des „Wortes" aus der Quelle der Zeiten bis zu ihrer Vollendung darthun. „Jesus Christus heri, et hodie, ipse et in saecula."

Ein Eingangskapitel zeigt uns „Gott und den Menschen", d. h. die verschiedenen Beziehungen Gottes zum Menschen, wie sie sich durch die Schöpfung, den Sündenfall und die Verheißung der Erlösung gestaltet hatten. Das folgende Hauptstück entwirft dann in großen Zügen die Geschichte der sich selbst überlassenen, von Gott abgewendeten Menschheit in ihrer Verblendung des Verstandes und Versunkenheit des Willens. Aber schon erscheinen, wie das dritte Kapitel ausführt, die Herolde des göttlichen Erlösers, die Propheten, häufiger, ihre Sprache wird stets genauer; die Fülle der Zeiten ist nicht mehr ferne.

Dieses erste Buch, in dem hohen Stil Bossuet'scher Geschichtsphilosophie geschrieben, ist, sprachlich genommen, wohl seines Verfassers und seiner Meister-

feder nicht unwerth. Dennoch fühlt man bei genauerer Analyse, daß der Schriftsteller sich hier auf einem Gebiete bewegt, das ihm nach der frommen Seite wohl bekannt, nach der wissenschaftlichen indeß weniger vertraut ist. Die einzelnen Ausdrücke und Behauptungen sind daher nicht auf die Goldwage zu legen. Auch will uns bedünken, daß die dem Autor sonst in so seltenem Maße eigene Durchsichtigkeit und Sicherheit der Darstellung hier nicht gleichmäßig hervorleuchtet. Man ist wenigstens bedeutend erleichtert, sobald mit dem zweiten Buch, natürlich dem Haupttheil des Werkes, der einfache Erzählungsstil anhebt. Die von den Evangelisten berichteten Thatsachen werden in einer des Erzählten nicht unwürdigen, sprachlich vollendet zum Ausdruck kommenden, oft erhabenen Einfachheit wiedergegeben, die das Herz des Lesers ganz eigenthümlich ergreift und sehr viel von der Salbung und Autorität des heiligen Textes sich zu wahren gewußt hat. Hier zeigt der große Schriftsteller wohl am besten, wie sehr er seiner Sprache Meister ist, und es zählen daher auch gerade diese erzählenden Theile zu den schönsten und allgemein anerkanntesten Seiten der Veuillot'schen Literatur. Er hält sich, was den Verlauf der Ereignisse angeht, natürlich streng an die Heilige Schrift, jedoch ohne ein ausgesprochenes System der Evangelienharmonie zu befolgen. Da es ihm nicht um ein wissenschaftliches, sondern um ein Erbauungsbuch zu thun war, dürfen wir ihm wohl in diesem Punkte nicht zu sehr jeden kleinen Verstoß anrechnen, zumal die heutigen Forschungen dieser Art damals noch nicht gemacht oder wenigstens noch nicht so allgemein bekannt waren. So läßt z. B. Veuillot die Apostel Petrus und Andreas, Jakobus und Johannes *vor* dem ersten öffentlichen Osterfest berufen werden, den Heiland von der Osterfeier direct nach Samaria gehen u. s. w. u. s. w.: alles Dinge, welche man heute nicht mehr so geben dürfte, die aber dem Zweck des Buches keinen wesentlichen Eintrag thun. Die Reihenfolge Veuillots ist darum auch weniger störend, weil er nicht fortlaufend erzählt, sondern entweder in die Darstellung der heiligen Handlung selbst oder am Schluß irgend eines größern in sich abgeschlossenen Geheimnisses belehrende oder erbauende Gedanken in Form von Anmuthungen, Nutzanwendungen mystischen oder ascetischen Inhaltes einflicht und dadurch die Lesung beständig zu einer wirklich religiösen, frommen macht, die niemals den in erster Linie angestrebten Zweck der Erbauung aus dem Auge läßt. Neben der wohlthuenden Einfachheit ist es besonders diese Einschaltung von echt kirchlichen, meist den heiligen Vätern entnommenen, daher gesunden und würdigen Gedanken, welche dem Buch seinerzeit die große Anziehungskraft gaben und auch heute noch seinen Hauptwerth verleihen. Fast nirgends drängt sich die Persönlichkeit des Schreibers oder seine subjective Eigenart in diesem Theile vor, das Ganze trägt das Gepräge mehr mittelalterlichen oder auch altkirchlichen Geistes. Dieses zweite Buch hebt sich natürlich auch äußerlich durch seinen bedeutenden Umfang gegen das erste und dritte ab und umfaßt das ganze irdische Leben des Gottmenschen in neun Kapiteln: Der Prolog des Evangeliums — Das stille oder liebliche Jahr — Der Kampf — Erziehung der Apostel — Unterhaltungen und Parabeln — Die Auferweckungen — Die Eucharistie — Das Leiden des Herrn — Die Auferstehung.

Mit dem dritten Buch: „Jesus Christus in seiner Kirche", hört auch der ruhige Ton der Erzählung auf; es beginnt wieder der anfängliche, diesmal aber viele concretere, weil mehr mit Thatsachen als Reflexionen operirende Stil der Geschichtsmalerei, in dem uns der Autor in großen Zügen die Geschichte der Kirche oder vielmehr des mystischen Lebens und Wirkens Jesu in seiner Kirche, in dem von ihr erneuten Menschengeschlecht, in den Sitten, den Gesetzen, den Wissenschaften, der Literatur und der Cultur der christlichen Zeit überhaupt vor unseren Augen entrollt. Man fühlt auf jeder Seite die Begeisterung des Verfassers für seinen erhabenen Stoff: die segensreiche göttliche Sendung des Papstthums zum ewigen Heil und zeitlichen Glück der Völker; — diese Lebensidee des katholischen Journalisten tritt in großartiger Weise auf Schritt und Tritt dieser Wanderung durch die Jahrhunderte zu Tage und bemächtigt sich des Lesers. Läugnen läßt sich dabei freilich nicht, daß eben wegen der Allgemeinheit der Linien und der Kühnheit der Pinselzüge die allseitige historische Genauigkeit bisweilen etwas leidet und das ganze Gemälde mehr auf die Perspective berechnet ist. Daß Frankreichs Mission im allgemeinen im Vordergrund steht, mag bei einem für Franzosen in erster Linie geschriebenen Buche nicht auffallen, zumal auch die Sünden Frankreichs nicht beschönigt werden.

Zum Schmucke des Buches hat die berühmte Verlagshandlung dem trefflich gedruckten Text eine Anzahl theils einfach schwarzer, theils bunter Bilder beigegeben. Dieselben bieten meist in trefflicher Art die besten Meisterwerke, welche von christlichen Künstlern aller Zeiten zur Verherrlichung des Sohnes Gottes geschaffen worden sind. Diesen Bildern entspricht ein eigenes Kapitel, wegen dessen Abfassung sich der Journalist an den Kunstkritiker wendete. So bildet E. Cartier mit seiner Abhandlung: „Jésus-Christ dans l'art" den Schluß des eigentlichen Buches, indem er uns eine gedrängte Geschichte der christlichen Kunst in ihren verschiedensten Formen und Entwicklungen gibt.

W. **Kreiten** S. J.

**Robert Grosseteste**, Bischof von Lincoln. Ein Beitrag zur Kirchen- und Culturgeschichte des dreizehnten Jahrhunderts. Von Dr. **Joseph Felten**. VIII u. 112 S. 8⁰. Freiburg, Herder, 1887. Preis: *M.* 1.60.

Mit unermüdlichem Fleiße hat ein junger Geschichtsforscher, Dr. Felten, welcher bekanntlich erst im vorigen Jahre durch eine ebenso gründliche als klargefaßte Darstellung Gregors IX. die literarische Welt Deutschlands sich zu besonderem Dank verpflichtete, der Lebensbeschreibung jenes großen Papstes die eines gleichzeitigen großen englischen Bischofs folgen lassen. Die Schrift zeichnet sich durch umfassende Kenntniß der einschlägigen Quellen und eine bei aller Objectivität doch lebendige und ansprechende Darstellung aus.

Man kann nicht umhin, dem Manne, dessen Lebensbild gezeichnet wird, ein reichliches Maß von Zuneigung und Bewunderung entgegenzubringen, sei es nun, daß der Verfasser ihn einführt als armen kleinen Knaben an der Thür des Bürgermeisters von Lincoln, wo er mit einer gewissen ehrlichen

Naivetät für ein gutes Almosen sich nicht verpflichten lassen will, niemals Bischof von Lincoln zu werden, sei es, daß er ihn als weithin hochgeachteten Bischof der großen Diöcese Lincoln in seiner Gelehrsamkeit und Beredsamkeit, seinem glühenden Seeleneifer und seiner Charakterfestigkeit schildert. Für die erstaunliche Gelehrsamkeit des „Lincolniensis" sprechen die vielen und sehr geschätzten Werke des Bischofs (außer den großen theologischen 70 andere Schriften) auf den verschiedenartigsten Gebieten des Wissens ebenso laut, als die Urtheile großer Zeitgenossen. Der Verfasser hebt mit Recht besonders die Verdienste hervor, welche sich Grosseteste um das wissenschaftliche Streben in der damals frisch emporblühenden englischen Provinz des Franziskanerordens erworben. Es ist unbeschreiblich, sagt in dieser Beziehung ein Zeitgenosse, welche Fortschritte die Brüder in kurzer Zeit unter der Leitung Grosseteste's machten.

Der Seeleneifer des Bischofs übertraf noch seine Liebe zu den Wissenschaften und zeigte sich besonders in seinen häufigen und strengen Visitationen und in der großen Sorgfalt für das Heil seiner eigenen Seele und der Seelen seiner Pflegebefohlenen. Einem Mönch, der ihm einen weltlich gesinnten Geistlichen für eine Seelsorgstelle präsentirte, gab der Bischof den strengsten Verweis und sagte: „Wie kannst du wagen, jemand zur Seelsorge zu präsentiren, der durch Tracht und Benehmen zeigt, daß sein eigenes Beispiel eher die Seelen tödten als retten wird. Ein Schaf, das du für zwölf Groschen kaufst, würdest du keinem Wolfe überantworten, aber eine Seele, welche Christus mit seinem Blute, das doch alle Creatur an Werth übersteigt, erkauft hat, willst du dem Verderber ausliefern. Ist nicht jemand, welcher so den Werth von Christi Blut verachtet, selbst auf dem Wege zur Hölle?" Treffend antwortete er auf Vorstellungen wegen der Strenge dieses Tadels, Heli sei gestraft worden, weil er seine Söhne nicht scharf genug getadelt habe.

Auch in die Geschichte der Zeit griff Grosseteste nach Maßgabe der Verhältnisse mit Entschiedenheit und Festigkeit ein. Er legte dem König von England mit Erfolg ans Herz, in dem Streite zwischen dem Papste und dem abtrünnigen Kaiser Friedrich II. fester als je zum Papste zu stehen. Als Heinrich III. dann doch einmal verboten hatte, dem päpstlichen Legaten eine Abgabe zu zahlen, gab der Bischof ihm eine Antwort so schwerwiegend und so entschieden und wahr, daß sie zu allen Zeiten, wo die Kirche in Bedrängniß ist, die höchste Beachtung verdienen wird. „Es wäre ebenso sehr zu verwundern als zu beklagen," sagte er dem Könige, „wenn wir Bischöfe nicht auch ungefragt und ungeheißen etwas der Art und auch noch Größeres thäten. Denn wir sehen unsern geistlichen Vater und unsere Mutter, die Kirche, welchen wir unvergleichlich mehr Ehre, Gehorsam und Beistand in ihren Nöthen schulden als unseren Eltern, verbannt, durch Verfolgung und Trübsal jeder Art bedrängt, ihres Patrimoniums beraubt und ohne Mittel zum geziemenden Unterhalte. Wollten wir ihnen in einer solchen Lage nicht zu Hilfe kommen, so würden wir uns gegen das vierte Gebot versündigen, ohne Furcht des Herrn sein und seinen Segen von uns weisen."

Es war nach der Rückkehr vom Lyoner Concil des Jahres 1245, als Grosseteste diese Worte sprach. Hätten protestantische Schriftsteller, die sich bemühen,

das seit Jahrhunderten tendenziös entstellte Bild Grosseteste's nach Möglichkeit festzuhalten, dies bemerken wollen, so würden sie wenigstens aus Rücksicht auf ihren eigenen Ruf wohl kaum gewagt haben, von jener Reise des Bischofs nach Lyon ohne Grund und ohne jeglichen Beleg hinzuschreiben, daß „gerade von dieser ersten Zeit seiner persönlichen Bekanntschaft mit dem Papste der erste Anfang seiner Opposition gegen denselben datirt." Ueberhaupt sind die Gesinnungen der Ergebenheit und Pietät gegen den Apostolischen Stuhl wohl selten in nachdrücklicheren Worten ausgesprochen worden, als von Grosseteste. „Ich möchte es Ew. Heiligkeit nicht verbergen," sagte er, „daß mit der Hilfe der göttlichen Gnade weder Trübsal noch Bedrängniß, noch Verfolgung, noch irgend etwas, das der Apostel (Röm. 8, 35) aufzählt, meine Wenigkeit von dem Gehorsam gegen die heilige römische Kirche, einem Gehorsam, der nicht von Furcht erzwungen ist, sondern aus Liebe hervorgeht, trennen wird. Ich rufe auch ihn, der die Herzen erforscht und das Verborgene kennt, zum Zeugen an, daß ich auf Befehl des Papstes und auf Befehl dessen, der in seiner Autorität als Legat handelt, trotz meiner schwächlichen Gesundheit und meiner Gebrechlichkeit gern und freudig zur Verkündigung und Förderung des Glaubens und der Liebe bis in die äußersten Gegenden der Sarazenen gehen und selbst mein Blut vergießen wollte." In Bezug auf die Verleihung von Beneficien seiner Diöcese fügt er dann noch hinzu: „Ich weiß es, und weiß es gut, daß dem Papste und der heiligen römischen Kirche die Gewalt, über alle kirchlichen Beneficien frei zu bestimmen, zusteht."

Mit dieser gewiß ganz außerordentlichen Ehrfurcht und Ergebenheit gegen den Heiligen Stuhl ist allerdings sehr wohl vereinbar, daß der Bischof aus praktischen Gründen gegen häufige Verleihungen von Beneficien an ausländische Geistliche, sowie gegen Geldauflagen, welche der Heilige Vater dem Erzbischof von Canterbury und dem Könige, diesem für einen Kreuzzug, bewilligte, Vorstellungen machte. Wenn dagegen, um Grosseteste's Unbotmäßigkeit gegen den Papst zu erweisen, auf Matthäus Paris zurückgegriffen wird, so weiß Herr Dr. Felten dessen „Autorität" in das richtige Licht zu setzen.

Mit derselben Entschiedenheit und Festigkeit, welche Grosseteste seinem Könige gegenüber bewahrte, verfuhr er in der Verwaltung seiner Diöcese und ging auch dann ruhig seinen Weg, als die Gemaßregelten so häufige Klagen bei dem Erzbischof von Canterbury einreichten, daß Grosseteste sich außer Stande fühlte, wegen einer jeden einzelnen Bevollmächtigte nach Canterbury zu senden, und er den Erzbischof um Angabe eines Mittels gegen diesen Uebelstand ersuchen mußte. Allerdings ist auch wohl nicht zu läugnen, daß gerade die Strenge und Festigkeit des großen Bischofs wenigstens in einigen Fällen in Schroffheit ausartete. So soll er z. B. bei einer Reise nach Hertford sich dem Kloster nicht haben anmelden und um Gastfreundschaft bitten wollen, dann abgewiesen worden sein und dafür über die Kirchen von Hertford das Interdict verhängt haben, obgleich selbst der päpstliche Legat die Klöster vorher brieflich um ihre Gastfreundschaft ersucht hatte. Grosseteste mußte später auf den Tadel des Legaten die Strafe wieder aufheben. Einen Sheriff belegte er mit dem Banne, weil dieser einen schlechten Geistlichen nicht

sogleich auf Befehl des Bischofs gefangen nahm. Ueberhaupt scheint sein sonst lobenswerther und großer Eifer nicht gerade immer mit ebenso großer Vorsicht gepaart gewesen zu sein. Wenigstens hatte er auch in dem Streit um die bürgerliche Legitimation unehelicher Kinder den Erzbischof Edmund von Canterbury, welcher später zur Ehre der Altäre erhoben wurde, gegen sich. Doch kann das die unbestrittene Größe des Bischofs von Lincoln um so weniger in nennenswerther Weise beeinträchtigen, als er in den meisten, und vielleicht in allen Fällen, von den besten Absichten geleitet wurde.

Thatsächlich haben aber solche Versehen sein Andenken auf's tiefste geschädigt und veranlaßt, daß es in den Staub gezogen wurde. Nicht wenige katholikenfeindliche Schriftsteller haben nämlich, besonders seit der sogenannten Reformation, Grosseteste als ihren Freund und Bundesgenossen im Kampfe gegen die Kirche und ihr Oberhaupt hingestellt. Andere dagegen, denen er doch allzu „papistisch" den Primat betont haben muß, möchten aus seiner Biographie eine Art Skandalgeschichte machen. Es ist hier nicht der Ort, auf all diese Fabeln einzugehen. Aber um so mehr müssen wir betonen, daß es ein großes Verdienst der von uns zur Anzeige gebrachten Schrift ist, mit der sich an den Namen Grosseteste's knüpfenden Mythendichtung gründlich aufgeräumt zu haben. Für eine wahrheitsliebende Geschichtsforschung werden bezüglich des großen „Lincolniensis" für alle Zukunft die Resultate Feltens maßgebend bleiben.

J. Niemöller S. J.

**Der Tempel von Jerusalem** und seine Maße. Von P. **Odilo Wolff** O. S. B., Mitglied der Beuroner Benediktiner-Congregation. VI u. 104 S. 4⁰ mit 12 Tafeln. Graz, Verlagsbuchhandlung Styria, 1887. Preis: *M.* 8.

Die Geschichte des Tempels Jehovah's bildet in dem vorliegenden Buche nur den Rahmen zur Darlegung der Maßverhältnisse des Baues. Die von Moses errichtete Stiftshütte bestand aus einem Allerheiligsten und einem Heiligen. Ersteres bildete einen Kubus von 10 Ellen Höhe, Breite und Länge; letzteres war doppelt so groß, also zwar je 10 Ellen breit und hoch, aber 20 lang. Das Ganze wurde von einem Vorhofe umgeben, dessen Länge sich auf 100 Ellen ausdehnte, während dessen Breite nur die Hälfte, 50 Ellen betrug. Diese Maße ergeben die Reihe: 10, 20, 50, 100, also das Verhältniß: 1 : 2 : 5 : 10.

Salomon legte seinem Tempel die verdoppelten Maße der Stiftshütte zu Grunde; denn er gab dem Allerheiligsten nach der dreifachen Ausdehnung je 20 Ellen, dem Heiligen 20 Ellen Breite, 30 Ellen Höhe und 40 Länge. Seine Vorhalle wurde so breit, wie das Allerheiligste und Heilige, 20 Ellen, halb so tief, 10 Ellen, und dreimal so hoch, 60 Ellen. Die Länge des Tempelhauses wurde dadurch auf 100 Ellen gebracht. Die Vorhöfe erhielten eine der Länge des Tempels gleich kommende Breite, 100 Ellen, und eine doppelte Länge, 200 Ellen. Der Brandopferaltar der Stiftshütte war nur 5 Ellen lang und breit gewesen, also halb so lang und breit als das Allerheiligste, vor dem er stand. Salo-

mons Brandopferaltar erhielt die Breite und Länge des vom Könige erbauten Allerheiligsten, 20 Ellen, in der Höhe halb so viel, also 10 Ellen. Stellt man die Maße des Tempels zusammen, so ergibt sich folgende Reihe: 10, 20, 30, 40, 60, 100, 200. Die Ausdehnung des Allerheiligsten, 200 Ellen, diente offenbar als Grundzahl. Es folgt daher, daß der Baumeister seine Maße in das Verhältniß: $\frac{1}{2}:1:1\frac{1}{2}:2:3:5:10$ setzte.

Der Tempel Serubabels war „nur der neuerbaute Salomonische Tempel", und behielt die Maße desselben bei. Herodes erweiterte den Serubabel'schen Tempel. Das Allerheiligste und das Heilige behielten ihre alte Breite und Länge von 20 Ellen, die Vorhalle dagegen wurde ohne Unterbau bis zu 100, mit demselben bis zu 120 Ellen Höhe emporgeführt; ihre Breite betrug 100 Ellen, die Breite ihrer Thorhalle 50 Ellen, die Tiefe nur 10, so daß der Tempel die alte Länge von 100 Ellen beibehielt. Die Höhe des Heiligsten und des Heiligen wurde auf das Doppelte gesteigert, 40 Ellen, auf das Vierfache der Höhe der alten Stiftshütte. Auch der Brandopferaltar wurde wiederum größer, im Kern je 30 Ellen lang und breit, im ganzen 10 hoch. Das Thor der Vorhalle hatte eine Breite von 20, eine Höhe von 40 Ellen. Die Vorhöfe wurden 200 Ellen breit und 300 lang. Die Maße sind demnach: 10, 20, 40, 100, 200, 300. Da 20 Grundzahl bleibt, ergibt sich das Verhältniß: $\frac{1}{2}:1:2:5:10:15$.

P. Odilo Wolff begnügt sich nicht, diese einfachen Verhältnisse als Angelpunkte der Bauanlage festzuhalten, sondern er geht tiefer. Er zieht auch die Dicke der ungeheuren Umfassungsmauern, die Höhe der Balkenlagen und der Dachconstructionen in Betracht, wodurch die angegebenen Maße im Aeußeren verändert werden. Dann sucht er durch geistreiche Combination nachzuweisen, daß alle Maße sich vermittelst einer geometrischen Construction ergaben. Der Verfasser nimmt nämlich den Brandopferaltar, nicht das Allerheiligste, als Mittelpunkt an und beschreibt um dessen quadratischen Grundriß einen Kreis. Dann legt er um diesen Kreis zwei gleichseitige Dreiecke, welche einen Stern bilden, dessen Endpunkte in den Ecken eines regelmäßigen Sechsecks liegen. Indem er um dieses Sechseck einen neuen Kreis schlägt, den er in zwei neue gleichseitige Dreiecke einschließt, die Seiten seiner Dreiecke verlängert und in dieser Art fortfährt, erhält er ein durchaus regelmäßiges geometrisches Netz, durch dessen Hauptpunkte die Grundrißlinien des Tempels ebensowohl als dessen Aufriß bestimmt werden. Ohne Zweifel ist es sehr bemerkenswerth, daß Grundriß und Aufriß des Tempels des Salomon und des Herodes sich in solche constructive Netze einfügen. Es dürfte sich aber doch fragen, ob die mathematischen Kenntnisse schon zur Zeit Salomons so weit entwickelt waren, daß dessen Baumeister seinen Plan durch so feine Constructionslinien bestimmen konnte. Sollte er sich nicht begnügt haben, die eingangs dieses Referates dargelegte Verhältnißreihe als maßgebend zu benutzen? Eine Entscheidung dürfte bei der jetzigen Kenntniß der Geheimnisse alter Baumeister schwer fallen. P. Wolff hat durch seine ansprechende und klare Darlegung eine wichtige Frage aufs neue angeregt. Die Lösung wird wohl dadurch anzustreben sein, daß man sucht, in wie weit seine Constructionsprincipien

auf andere ältere Bauwerke Anwendung finden. Immer wird indessen zu beachten sein, daß ein nach proportionaler Vervielfältigung einer Grundzahl ausgearbeiteter Plan sich nachträglich in ein geometrisches Netz eingliedern läßt, an das der erste Zeichner vielleicht nicht gedacht hat.

Für die heutige Kunstübung ist die in Rede stehende Arbeit von großer Bedeutung, weil sie, wie wir hoffen, in weiteren Kreisen zum Studium des geometrisch-regelmäßigen Aufbaues neu zu schaffender Kunstwerke anregen wird. Die Beuroner Schule, welche richtig und mit sichtbaren Erfolgen ihrem hohen Ziel, der Erneuerung alter, kräftiger Kunst nachstrebt, verdankt dem Anschluß an solche geometrische Grundlagen einen großen Theil ihres Ernstes und ihrer Würde. Das Buch über den Tempel von Jerusalem ist als ein willkommenes Glied in der Kette der schönen Leistungen anzusehen, welche dieser neue Zweig des großen Benediktinerordens uns schenkt.

St. Beissel S. J.

---

# Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

**Die socialpolitische Bedeutung und Wirksamkeit des Heiligen Vaters Leo XIII.** Von J. Albertus. 74 S. 8⁰. Münster und Paderborn, Schöningh, 1888. Preis: *M.* 1.

Der Verfasser, der sich bescheiden unter dem Pseudonym „Albertus" verbirgt, ist der katholischen Welt durch die „Socialpolitik der Kirche" und seine übrigen Schriften bereits rühmlichst bekannt. In der vorliegenden Schrift flicht er einen Lorbeerkranz um die Stirne Papst Leo's XIII. als eine Festgabe zum bevorstehenden Jubiläum. Der Kranz ist gewunden aus den zahlreichen Encykliken und sonstigen Kundgebungen des Heiligen Vaters, deren socialpolitische Tragweite besprochen wird. Diese Besprechung scheint uns zu gipfeln in dem Satze (S. 65): „Die christliche Gesellschaft muß vor allem in ihrer gottgewollten Organisation hergestellt werden, sie muß ihren Mittelpunkt wieder erhalten, ihr Herz muß wieder anfangen, nach Gottes Plan richtig in Thätigkeit zu treten, sonst können die socialen Krankheiten unmöglich aufhören, gegen die wir ankämpfen."

**Sanctissimi Domini Nostri Leonis D. P. Papae XIII. Epistolae Encyclicae.** Rundschreiben, erlassen von Unserem Heiligsten Vater Leo XIII. Zweite Sammlung: 1881—1885. 190 S. 8⁰. Freiburg, Herder, 1887. Preis: *M.* 2.

Eine Fortsetzung der von uns früher (Bd. XX, S. 327) empfohlenen Actensammlung, welche nur die Encykliken enthält. Der vorliegende zweite Band bietet deren sechs: die Encyklika Diuturnum illud über die bürgerliche Gewalt, Auspicato concessum est über den hl. Franziskus von Assisi und dessen dritten Orden, Supremi Apostolatus über die Rosenkranzandacht, Humanum genus über die Freimaurer und andere geheime Gesellschaften, Superiore anno über den Rosenkranz, Immortale Dei über die christliche Staatsordnung.

**Papst Leo XIII. Ein Blick auf seine Jugend und auf seine Dichtungen.** Zum fünfzigjährigen Priesterjubiläum des Heiligen Vaters. Von F. J. Schwerdt. 112 S. 12°. Augsburg, B. Schmid (A. Herzer), 1887. Preis: *M.* 2.40.

Manchem wird es wohl erwünscht sein, von den 39 Gedichten Leo's XIII., welche die Prachtausgabe von Behringer (Pustet) enthält, 21 und zwar in guter Auswahl, in schöner, handlicher und dabei wohlfeiler Ausgabe beisammen zu finden. Auf die Uebersetzung wollen wir nicht näher eingehen, da sie selbst bescheidenen Anforderungen nicht in allem entspricht. Die vorausgeschickte Skizze des Jugendlebens unseres Heiligen Vaters ist mit wohlthuender Begeisterung geschrieben, gibt indes gerade über seine humanistischen Studien und seine Bedeutung als neulateinischer Dichter nur unzureichenden Aufschluß. Die Verse aus Göthe (S. 2) und aus des Uebersetzers eigener Mappe (S. 40) hätten ohne jeden Nachtheil wegbleiben können.

**Kleines Leobuch.** Gedenkblätter und Lieder zur Secundiz Sr. Heiligkeit Papst Leo's XIII. Von Dr. Franz Alfred Muth. Mit dem neuesten Portrait des Heiligen Vaters und einer Ansicht von Rom. 32 S. 12°. Breslau, Goerlich, 1887. Preis: 20 *Pf.*, in Partien von 20 Exemplaren ab à 15 *Pf.*

Auf Massenverbreitung berechnet, zeichnet die kleine Volksschrift in knappster, aber lebendiger und volksthümlicher Weise: 1) Die Bedeutung des Papstthums, 2) das Leben Leo's XIII., 3) seine Bemühungen um Wiederherstellung des Kirchenstaates, 4) seine Lebensweise, 5) seine Verdienste um den Staat und die Gesellschaft. Eingestreut sind einige Proben aus den Gedichten des Papstes; beigefügt vier begeisterte Lieder zur Jubiläumsfeier auf allgemein bekannte Melodien.

**Jubelklänge aus Amerika.** Ein Gedenkblatt zum Papstjubiläum. Von Joseph Rainer. 42 S. 8°. Freiburg, Herder, 1887. Preis: *M.* 1.

Das fein ausgestattete Heft bietet eine schwungvolle lateinische Festode, eine freie deutsche Uebersetzung derselben, zwei Gedichte Leo's XIII. in ebenfalls freier deutscher Uebersetzung, drei Sonette und einen sinnigen „Kinder-Festgruß an den Jubelpriester" — zusammen ein recht frommes, herzliches Weihegeschenk.

**Petrus und Kornelius.** Biblisches Drama von Karl Weickum. Mit einem Titelbild und einer Musikbeilage. Festgabe zur Feier des 50jährigen Priesterthums des Heiligen Vaters Leo XIII. 91 S. 12°. Freiburg, Herder, 1887. Preis: *M.* 1.20.

Die Berufung der Heiden und die Errichtung des Apostolischen Stuhles in der heidnischen Weltstadt Rom selbst bildet den Vorwurf dieser poetischen Festgabe. Eine Verbindung zwischen Cäsarea und Rom stellt der Dichter dadurch her, daß er den Hauptmann Kornelius als einen Verwandten des Senator Pudens auffaßt und den hl. Petrus gleich nach seiner Befreiung aus dem Kerker nach Rom reisen läßt, wo er im Hause des Pudens den curulischen Sessel der Kornelier zu seinem Lehrstuhl erhält. Das Leben des hl. Petrus von der Berufung des Kornelius bis zur Errichtung des päpstlichen Sitzes in Rom ist mit Zuziehung der Apostelgeschichte, der Apostelbriefe, der Legende und vieler classischer Reminiscenzen zu einem ansprechenden dramatischen Bilde gestaltet, das sich recht wohl zur Festaufführung eignet und als Dichtung auch nach dem Feste noch seinen Werth behaupten wird.

**Die Vaticanische Ausstellung in Wort und Bild.** Von der Ausstellungs-Commission autorisirte deutsche Ausgabe. Complet in 40 Lieferungen. Wien, St.-Norbertus-Buch- und Kunstdruckerei, 1887. Preis: complet *M.* 16; Einzellieferungen 60 *Pf.*

Die uns vorliegende erste Lieferung dieses Prachtwerkes, welche mit dem Portrait Leo's XIII. und mit einer zweiseitigen Abbildung der St. Peterskirche und des Vaticanischen Palastes geschmückt ist, bietet auch einen Text von mehr einleitender Natur. Laut Programm wird aber in Aussicht gestellt, „mittelst der besten Sticharten die hervorragendsten und interessantesten jener Spenden zu illustriren, die in der Vaticanischen Ausstellung glänzen werden". Außerdem sollen künstlerische Abbildungen der Säle und Galerien, in denen die Ausstellung stattfindet, sowie die Portraits der hervorragendsten Beförderer und Gönner dieser die ganze katholische Welt umfassenden Kundgebung dazu beitragen, einen möglichst allseitigen Einblick in die großartige Bewegung zu ermöglichen. Demselben Zwecke sollen passende Schilderungen und literarische Erläuterungen dienen. Die durch ihre Leistungen auf dem Gebiete des christlichen Bilderschmuckes vortheilhaft bekannte Verlagsdruckerei verspricht, ihrer Aufgabe, ein würdiges literarisches Denkmal der Jubelfeier zu schaffen, in jeder Hinsicht gerecht zu werden.

**Pilgerführer nach Rom** (Frühjahr 1888). Herausgegeben vom Comité für die Secundizfeier Leo's XIII. 25 S. 12⁰. Trier, Paulinus-Druckerei, 1887. Preis: 60 *Pf.*

Das Büchlein soll zur Orientirung für die Rompilger dienen, welche sich an der im kommenden Frühjahr stattfindenden Wallfahrt betheiligen werden. Die Einleitung fordert in warmen Worten zu einem möglichst zahlreichen Anschluß an die Pilgerfahrt auf und bringt dann die hauptsächlichsten Daten aus dem Leben unseres glorreich regierenden Papstes, dem zu Ehren die Pilgerfahrt unternommen wird. Dabei werden die Tage der Priesterweihe und der Primiz nicht namentlich angegeben, indem bloß im allgemeinen bemerkt wird: „Am Schlusse des Jahres 1837 empfing er die heilige Priesterweihe." Nach jetzt vorliegenden authentischen Nachrichten feierte der junge Pecci am 1. Januar 1838 sein erstes heiliges Opfer, nachdem er am vorhergehenden Tage zum Priester geweiht war. Die Mittheilungen über die Bedingungen zur Theilnahme, das Reiseprogramm, die Organisation des Zuges, den Aufenthalt in Rom, die hervorragendsten Sehenswürdigkeiten auf der Hin- und Rückreise, sowie die Winke und Rathschläge verschiedener Art sind durchaus praktisch und kommen, soweit es auf so gedrängtem Raum geschehen kann, allen berechtigten Wünschen der Pilger entgegen. Eine Eisenbahnkarte Italiens ist dem Büchlein beigegeben.

**Missa Jubilaei Papalis,** quam primae missae Leonis XIII. Summ. Pont. festo semisaeculari recurrente ad quatuor voces inaequales cum organo comitante composuit Joannes Diebold. Op. 29. Friburgi Brisgoviae, sumptibus Herder. Preis: Partitur und Stimmen *M.* 3.40.

Wie Titel und Widmung zu erkennen geben, bringt Herr Diebold mit dieser Messe dem Heiligen Vater Leo XIII. den Tribut der ehrfurchtsvollen Verehrung und der Beglückwünschung zum 50jährigen Priesterjubiläum dar. Daß bei einer solchen Veranlassung der Componist sein Bestes zu bieten sucht, ist selbstverständlich. Die Festgabe zeichnet sich denn in der That durch echt kirchlichen Ausdruck und fleißige, gewandte Arbeit aus. Am ansprechendsten scheint uns das Kyrie mit seinem aus-

drucksvollen Thema, das später im Sanctus und im zweiten Agnus in veränderter Tonart und Durchführung wieder auftritt; ferner das innige Benedictus, welches das Motiv des Incarnatus est in wohlklingenden Imitationen zur vollen Entfaltung bringt. Das Agnus Dei findet einen schönen Abschluß in der sanften und Frieden athmenden Melodie des Dona nobis pacem. Schade nur, daß hier die D-Dur-Tonart etwas unvermittelt zurückkehrt. Die längeren Meßtheile (Gloria, Credo) weisen weniger Prägnanz in der Melodie-Erfindung auf; jedoch sind auch sie fließend und lebendig geschrieben. Der Druck ist schön und correct.

**De objectivitate cognitionis humanae ad Leonis XIII.,** Pontificis Maximi, Primae Missae Sanctae Commemorationem quinquagenariam celebrandam scripsit Dr. Joannes Straub. VII et 111 pp. in magno 8°. Friburgi Brisgoviae, Sumptibus Herder, MDCCCLXXXVII. Preis: *M.* 2.

Diese Festgabe ist zugleich eine recht nützliche Broschüre für Philosophie-Studirende. Sie setzt lichtvoll und in genügender Vollständigkeit die Erkenntnißlehre des hl. Thomas auseinander mit stetem Hinblick auf die Irrthümer der neuern Zeit, besonders auf die Kant'sche Theorie, und unter steter Benutzung mehrerer der gediegensten Erklärer des Aquinaten: speciell werden Liberatori, Kleutgen, Pesch, Plaßmann, Suarez häufig zu Rathe gezogen. Von der Sinneswahrnehmung und der durch sie vermittelten sichern Erkenntniß angefangen, läßt der Verfasser seinen Leser den Weg durchlaufen, welchen der menschliche Verstand bis zur Erkenntniß Gottes zu machen hat. Die Behandlung des Gegenstandes geschieht nicht so sehr in Form von Beweisen, als in der Form einer ruhigen fortschreitenden Entwickelung und Erörterung, die jedoch in sich und aus sich selber den Beweis der Richtigkeit zu tragen pflegt. Einiges ist ein wenig zu knapp, beispielsweise dasjenige, was der Herr Verfasser S. 97 ff. über die Gewißheit sagt; nach den kurzen Andeutungen über diejenige moralische Gewißheit, welche ihm vorschwebte, sollte man meinen, die moralische Gewißheit sei eine eigentliche Gewißheit nicht. — Uebrigens ist die Broschüre ein geeigneter Leitfaden, sowohl um nach ihr die zu behandelnden Fragen betreffs der Erkenntnißlehre eingehender zu erörtern, als auch um nach Behandlung des Stoffes denselben kurz dem Geiste wieder vorzuführen. Die Ausstattung seitens des Verlegers läßt nichts zu wünschen übrig.

**Jahrbuch der Freien Vereinigung katholischer Socialpolitiker.** Herausgegeben durch das Redactions-Comité. 198 S. 8°. Frankfurt a. M., A. Fösser Nachfolger, 1887. Preis: *M.* 2.

Schon der Titel allein deutet darauf hin, daß mit dieser Veröffentlichung der Anfang gemacht ist zu einem interessanten Sammelwerke, in welchem literarische Arbeiten verschiedenster Art dem Publikum zugänglich gemacht werden. Gegenwärtiges Heft bringt Abhandlungen über den Privatgrundbesitz, über Genossenschaftswesen und über den Handel und dessen Bedeutung für unsere heutige wirthschaftliche Lage. Letztere Frage ist diejenige, welche am eingehendsten behandelt ist, und zwar in einer Weise, die sie einer ganz besondern Beachtung werth macht. S. 1—24 theilen das Resultat der Conferenzen mit, welche durch die 29. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Frankfurt und den dort gefaßten Beschluß der Bildung eines eigenen socialpolitischen Comité's veranlaßt wurden: daselbst werden unter anderem auch die seiner Zeit so viel besprochenen Haider Thesen in ihrer letztgiltigen, zu Amberg vorgelegten Redaction mitgetheilt.

**Die deutschen Auswanderer** und der St.-Raphaels-Verein. Von P. Cahensly, Landtagsabgeordneter. Separat-Abdruck aus den Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren. 26 S. 8⁰. Frankfurt, Fösser Nachfolger, 1887. Preis: 50 *Pf.*

Der Generalsecretär des St.-Raphaels-Vereins, Herr Landtagsabgeordneter Cahensly, ist seit einer Reihe von Jahren durch Wort und That unermüdlich dafür thätig, daß den vielfachen Mißständen gesteuert werde, welche sich den Auswanderern gegenüber in so hohem Grade fühlbar machen. Auch die vorliegende Broschüre ist diesem Zwecke gewidmet. Es ist wahr, in den letzten Jahrzehnten geschah bereits verhältnißmäßig sehr viel, um die zahlreichen Gefahren, welche den Auswanderern in moralischer und materieller Beziehung drohen, nach Möglichkeit zu entfernen oder doch unschädlich zu machen. Nicht hoch genug anzuschlagende Verdienste hat sich dabei der 1868 gegründete und unter der Präsidentschaft Sr. Durchlaucht des Fürsten Carl zu Ysenburg-Birstein stehende St.-Raphaels-Verein erworben. Aber trotz der wiederholten Empfehlung dieses Unternehmens von Seiten der Katholikenversammlungen hat dasselbe noch immer nicht jene Beachtung und Unterstützung gefunden, auf die es vollen Anspruch erheben kann. Der Raphaels-Verein, so heißt es in der Broschüre, „hat es als seine nächste Aufgabe betrachtet, in den europäischen Einschiffungshäfen und in den überseeischen Landungsplätzen von ihm bezahlte, selbständige, zuverlässige Männer (Vertrauensmänner) anzustellen. Diese Vertrauensmänner, an welche die Auswanderer von Hause aus durch eine besondere Empfehlungskarte adressirt werden, geben diesen — und zwar ohne Unterschied der Confession — auf Wunsch alle für ihren Zweck nothwendigen Informationen. Der Vertrauensmann empfängt die Auswanderer bei ihrer Ankunft auf dem Bahnhofe, geleitet sie in solide, unter seiner Controle stehende Logiehäuser, überwacht ihre Einkäufe, vermittelt ihnen die Umwechslung ihres Geldes, führt sie zum Gottesdienst und geleitet sie an Bord des Schiffes.“ Es wird betont, daß die segensreiche Wirksamkeit der Vertrauensmänner, welche den Auswanderern alle Dienste unentgeltlich leisten müssen, bisher von allen betheiligten Kreisen anerkannt wurde. Um sich einen Begriff von der Thätigkeit des am meisten in Anspruch genommenen Vertrauensmannes zu machen, mögen folgende Zahlen dienen. Der Vertrauensmann von Bremen hat von 1873 bis zum Schluß des Jahres 1886 sich um 165 753 Schützlinge angenommen, für dieselben 1126mal Gottesdienst mit Predigt gehalten, 20 126 Briefe empfangen und beantwortet. Es wurden bei ihm deponirt oder unter seiner Aufsicht gewechselt 5 232 547 Mark. Im verflossenen Jahre wandten sich an ihn 13 401 Schützlinge. Alle, welchen das Wohl der Auswanderer am Herzen liegt — und das sind selbstverständlich in erster Linie auch die Pfarrgeistlichen —, mögen sich durch die in der Broschüre gegebenen zuverlässigen Darlegungen unterrichten lassen über die großen Gefahren, gegen welche die Auswanderer zu schützen sind. Dann werden sie auch die hochverdienstlichen Bestrebungen des St.-Raphaels-Vereins nach Kräften befördern.

**Lebensbilder katholischer Erzieher.** Herausgegeben von Dr. W. F. Hubert. II. Der ehrw. Johann Baptist de la Salle als Erzieher. Mit kirchlicher Approbation. XI u. 151 S. 12⁰. Mainz, Kirchheim, 1887. Preis: *M.* 1.50.

Vor einem Jahre brachten wir die erste Nummer der „Lebensbilder katholischer Erzieher“ zur Anzeige (Bd. XXXII, S. 120) und sprachen dabei die Hoffnung aus, daß die weiteren Bändchen sich ebenbürtig dem ersten anreihen möchten. Die jetzt

vorliegende zweite Nummer entspricht nicht nur dieser Erwartung, sondern übertrifft sie: so glücklich ist die Wahl des Mannes, dessen Lebensbild hier vorgeführt wird, und so trefflich und zweckentsprechend ist die Bearbeitung. Der ehrw. de la Salle hat als Gründer der Brüder der christlichen Schulen eine Schöpfung ins Leben gerufen, welche auf pädagogischem Gebiete wahrhaft Staunenswerthes geleistet hat. Seit zwei Jahrhunderten haben die Schüler des heiligmäßigen Priesters in gewissenhafter Durchführung seiner Grundsätze und seiner Anweisungen dem Elementarschulwesen die wichtigsten Dienste geleistet. Die Verbreitung dieser frommen Genossenschaft blieb nicht auf Frankreich beschränkt, sondern erstreckte sich allmählich auch auf Belgien, Italien, England, Deutschland, Oesterreich, Spanien und andere europäische Länder; außerhalb Europas wirkten die Brüder der christlichen Schulen besonders segensreich in Canada. Vor einem Jahrzehnt, also vor dem in Frankreich über sie hereingebrochenen Sturme, zählten sie in 1249 Niederlassungen 11 640 Mitglieder, 1329 Novizen und 1127 Aspiranten; die Zahl ihrer Schulen belief sich auf 2234 mit 8002 Klassen und 390 607 Schülern, unter denen 526 weltliche Lehramtscandidaten waren. Den Stifter einer solchen Genossenschaft darf man wohl einen providenziellen Mann nennen, und es hat gewiß für einen jeden, zumal für alle mit dem Erziehungsfach Betrauten, ein nicht geringes Interesse, die Lebensschicksale eines so auserwählten Werkzeuges in der Hand Gottes, insbesondere aber sein eigenes pädagogisches Wirken, sowie den Geist, die Grundsätze und Anschauungen, welche er seiner Genossenschaft mitzutheilen verstand, im einzelnen kennen zu lernen. Gerade das aber ist es, was unser Buch seinen Lesern zu ermöglichen beabsichtigt. Und es vermittelt in der That außer einem Ueberblick über das von Prüfungen und Wechselfällen vielfach heimgesuchte Leben des Ehrwürdigen auch einen Einblick in die pädagogischen Principien und die Lehrmethode, wie sich de la Salle selbst über dieselben in seinen verschiedenen Schriften für seine Genossenschaft ausführlich ausgesprochen hat. Die Lectüre des Buches kann somit für alle Erzieher nur eine höchst nutzreiche sein.

**Erinnerungen an P. Adolf von Doß S. J.,** einen Freund der Jugend. Gesammelt von Otto Pfülf S. J. VI u. 315 S. 12°. Freiburg, Herder, 1887. Preis: *M.* 2.

P. Adolf von Doß (geb. 10. September 1825, gest. 13. August 1886) ist den Lesern dieser Blätter nicht ganz unbekannt. Wiederholt haben wir seinen Schriften, insbesondere dem unvergleichlichen Buche: „Gedanken und Rathschläge, gebildeten Jünglingen zur Beherzigung", Worte der Empfehlung gewidmet. Aber P. von Doß hat sich auch selbst einigemal durch kleinere Beiträge den Lesern unserer Zeitschrift vorgestellt. Unvergeßlich wird das Andenken des unermüdlich am Seelenheile der Jugend arbeitenden Ordensmannes vorzüglich an denjenigen Orten Westfalens, des Rheinlands und Belgiens bleiben, wo er während einer Reihe von Jahren durch seinen unmittelbaren Verkehr so außerordentlich segensreich gewirkt hat. Der Verfasser des vorliegenden Lebensbildes führt im Vorwort die Worte eines dem Verstorbenen einst nahestehenden Priesters an: „Ja, ein merkwürdiges Leben war das unseres guten Paters, darum würde dasselbe allerdings verdienen, von berufener Feder der Mit- und Nachwelt geschildert zu werden; aber: omnis gloria filiae regis ab intus. P. von Doß hat in der Stille gewirkt, auf dem Gebiete der Seelen, er machte nicht viel von sich reden in der Welt. . . Was er Großes gewirkt, das läßt sich von keinem Biographen schildern, das ist Gott allein bekannt." Nichtsdestoweniger finden wir in der vorliegenden Biographie eine Fülle von Einzelheiten, welche den Lebensgang und das charakteristische Wirken des „Jugendfreundes" beleuchten, zu einem

anschaulichen, höchst ansprechend geschilderten Lebensbilde zusammengestellt. So werden gewiß nicht nur die zahlreichen persönlichen Freunde und Verehrer des P. von Doß, sondern auch Männer und Jünglinge, die demselben im Leben nicht nahe gestanden, sich mit dem Inhalte des Buches unter stets wachsendem Interesse, aber auch nicht ohne Nutzen für ihre Seele bekannt machen. Die „Erinnerungen" folgen den einzelnen Lebensphasen des Dahingeschiedenen und verbreiten sich dann in eigenen Abschnitten über seine apostolische Thätigkeit und die Hauptmittel, deren er sich dabei bediente (Congregationen und Exercitien); darauf wird sein musikalisches Schaffen und Wirken ausführlich gewürdigt und endlich eine allgemeine Charakteristik des mit Gaben der Natur und der Gnade so reich ausgestatteten Mannes entworfen.

**Illustrirte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde. Die Balkanhalbinsel** (mit Ausschluß von Griechenland). Physikalische und ethnographische Schilderungen und Städtebilder. Von A. E. Lux, k. k. Artillerie-Hauptmann. Mit 90 Illustrationen, einem Panorama und einer Uebersichtskarte. X u. 276 S. 8°. Freiburg, Herder, 1887. Preis: *M.* 6.

Das hübsch ausgestattete Buch, in welchem der Verfasser die Ergebnisse seiner Studien und wiederholten Reisen auf der Balkanhalbinsel niedergelegt hat, ist schon wegen der Zeitumstände geeignet, das Interesse zu erwecken. Griechenland bleibt wegen der Reichhaltigkeit des Stoffes von der Besprechung ausgeschlossen. Als Nordgrenze der Balkanhalbinsel nimmt der Verfasser für vorliegende Arbeit die Save-Donau-Linie an; nur Bukarest findet noch eingehendere Berücksichtigung. Der erste, physikalische Theil handelt zunächst von der Größe und Einteilung der Balkanländer, von der horizontalen Gliederung und den hydrographischen Verhältnissen; ausführlicher wird sodann die vertikale Gliederung beschrieben; daran reihen sich Bemerkungen über den geologischen Aufbau und den Mineralreichthum, über Verkehrsmittel, Klima, Verbreitung von Pflanzen und Thieren. — Der zweite, ethnographische Theil gibt die Uebersicht und Charakteristik der einzelnen Völkerschaften, die auf der Halbinsel vertreten sind. Dann folgen Bemerkungen über Bildungs- und Schulverhältnisse, besonders unter den Osmanen, eine kurze Statistik der religiösen Verhältnisse, und endlich Nachrichten über den Handel und dessen Förderungsmittel, sowie über die Industrie. — Der dritte Theil trägt die Ueberschrift: „Städtebilder und Routenbeschreibungen." Eine längere Route führt von Brod die Donau hinab bis Rusčuk, sodann nach Varna und zu Schiff nach Constantinopel. Kürzere Routen sind: von Brod nach Serajevo, von Stambul nach Adrianopel, von Adrianopel nach Philippopel, von Philippopel nach Sofia u. s. w. An die Schilderung dieser Reisen knüpfen sich belehrende und unterhaltende Ausführungen. Am längsten verweilt die Schilderung und Erzählung bei Constantinopel mit Skutari und Kadi-Köi. Andere Städtebilder sind allenthalben eingereiht, zum Theil in selbständigen Abschnitten (Serajevo, Bukarest); die Beschreibung der Prinzen-Inseln schließt sich bei Constantinopel an. Ein besonderes Interesse ist Bulgarien zugewandt. In diesem dritten Theile hat der Verfasser vor allem seine eigenen Beobachtungen und Erlebnisse verwerthet und so den Charakter der Reisebeschreibung gewahrt. An Ort und Stelle kommen auch die historischen Erinnerungen, besonders solche aus der Kriegsgeschichte, zu ihrem Rechte. Einen vorzüglichen Schmuck des Buches bilden die zahlreichen Illustrationen: Ansichten von Städten, Landschaften, Baudenkmalen; Darstellungen von Gesichtstypen, von Trachten, Sitten, Gebräuchen u. s. f. Die Uebersichtskarte der Balkanhalbinsel soll freilich nur das Nothwendigste veranschaulichen. Der Stil des Buches, im ganzen

leicht und fließend, macht öfters den Eindruck zu großer Eilfertigkeit. Vielen Lesern dürfte der schätzbare Anhang recht willkommen sein: auf acht Seiten in Kleindruck findet sich da eine chronologische Uebersicht der Geschichte des osmanischen Reiches in Europa, dann der Geschichte Bosniens und endlich der serbischen Geschichte.

**„Kommet zu mir.“** Bilder aus dem Leben des Heilandes. Festgabe für christliche Familien von Heinrich Hofmann. Folio. Breslau, C. T. Wiskott, 1887. Preis: In eleganter Mappe *M.* 25.

H. Hofmann, Professor der Kgl. Akademie zu Dresden, hat schon früher unter dem Titel „Gedenke mein“ eine erste Serie von Darstellungen aus dem Erdenleben des Heilandes veröffentlicht, welche seit etwa zwei Jahren neun Auflagen erlebte. Der hier gebotene neue Cyklus schildert in je drei großen Bildern die Kindheit, das öffentliche Wirken, die Leidensgeschichte und die Verherrlichung Christi. Die Zeichnung der zwölf Blätter ist meisterhaft, die Wiedergabe im Druck von tadelloser Vollendung. Der Künstler trifft wirklich, wie es in einer Ankündigung heißt, „warm und innig den geistigen Gehalt der heiligen Geschichte für das Empfinden unserer Tage“. Er ist ein durchaus moderner Künstler; wenn seine Schöpfungen darum die ernste Würde und den tiefen Gehalt der besten Malereien des Mittelalters auch nicht in jeder Beziehung erreichen, so sind sie dennoch in hohem Grade geeignet, den Glauben an die Bedeutung der von ihm dargestellten Ereignisse aus dem Leben unseres Erlösers zu beleben und zu kräftigen. Die Bilder verdienen in der That eine warme Empfehlung und eignen sich vortrefflich als Festgeschenke. Bei einer neuen Auflage möge die Verlagshandlung den kleinen Widerspruch heben, welcher sich auf dem vorletzten Blatte findet, wo Magdalena weinend am Grabe sitzt, während die Unterschrift besagt: „Maria aber stand vor dem Grabe und weinte“ (Joh. 20, 11).

**Gedichte aus dem Schulleben.** Von H. Hub. Mönch. Mainz, Kirchheim, 1887. Preis: *M.* 1.60.

Allen Freunden einer christlichen Erziehung ist das Büchlein gewidmet, und gewiß werden alle diese mit Freuden dasselbe lesen. Vieles werden sie darin bestätigt finden, was sie selber erfahren haben; manches wird ihnen vielleicht klar werden, was sie mehr ahnten als erkannten, auf nicht weniges werden sie vielleicht aufmerksam werden, was sie nicht genug beachteten. Die richtigen Grundsätze, nach denen der Erzieher nicht bloß die ihm Anvertrauten, sondern auch sich selber zu erziehen hat; das Gute, das im Kinde entwickelt; das Fehlerhafte, das in ihm bekämpft werden muß; Ermuthigendes für die Stunde der Trostlosigkeit, Stärkendes für die Stunde des Zweifels — alles findet der Leser in einfach edlem Ausdruck und wohlklingenden Versen besprochen. Nicht künstlich Ersonnenes, sondern wahr Erlebtes bringt der Verfasser. Das fühlt man aus dem heiligen Ernste und der wohlthuenden Wärme, die das Ganze belebt, heraus. — Räthsel und kleine Declamationen für festliche Gelegenheiten (Primizfeier, Begrüßung des Bischofs, Glückwünsche für die Eltern u. a. m.) werden für manche eine willkommene Beigabe sein.

**Aus der Welt der Maschinen.** Die Geschichte vom harten Rad und vom guten Herzen. Ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage. Von Max Steigenberger. 80 S. 16⁰. Augsburg, Huttler, 1887. Preis: 40 *Pf.*

Ueberall hört man den Ruf: Sociale Frage und sociale Noth. Sehr viele meinen, mit Aufbesserung der materiellen Lage des Arbeiterstandes sei alles gelöst.

Bei diesem verderblichen Wahn hat der Verfasser obigen Büchleins sehr Recht, die beachtenswerthen Worte in die Welt hineinzurufen: „Das Geld allein löst die sociale Frage nicht, auch die Wissenschaft wie die entwickeltste Technik allein löst sie nicht befriedigend; die Kanonen schmettern sie nicht nieder, und das Schwert zerhaut nicht diesen Knoten“ (S. 3). Die ganze mit dramatischer Lebendigkeit sich entwickelnde Erzählung ist, einige etwas zu leidenschaftlich erregende Scenen abgerechnet, eine höchst treffliche Beleuchtung der Wahrheit, daß nur auf dem Boden christlich-religiöser Erneuerung und wahrhaft christlicher Liebe seitens der Arbeitgeber wie auch der Arbeitnehmer die sociale Frage eine befriedigende Lösung und die sociale Noth eine dauernde Abhilfe erwarten darf.

**Stella Matutina.** Roman von Max Ulrich von Boehn. 189 S. kl. 8°. Mainz, Kirchheim, 1887. Preis: *M.* 1.80.

Von dem Verfasser wurde schon früher eine Erzählung unter dem Titel „Ave Maria — Der Roman eines Protestanten“ veröffentlicht. Streng genommen könnte auch die gegenwärtige so heißen, da sie im Grunde ebenfalls wieder die Bekehrung eines Protestanten unter besonderem Schutz der Gottesmutter zur Darstellung bringt. Ob diese Gleichheit der Motive bei aller löblichen Verschiedenheit der Ausführung sich noch ein drittes Mal empfehlen würde, möchten wir bezweifeln. Gerne gestehen wir jedoch, daß an Einheit der Handlung und Durchsichtigkeit des Gewebes „Stella matutina“ sich vortheilhaft gegen seinen Vorgänger abhebt, wenn auch nicht zu läugnen ist, daß eigentlich zwei Hauptpersonen ebenfalls im Vordergrund der neuesten Erzählung stehen (Cornelius und Paul) und zwei voneinander ziemlich unabhängige Handlungen sich darin entwickeln. Daneben wird für den geringen Umfang der Erzählung noch eine zu große Reihe von Persönlichkeiten mit solchem Nachdruck vorgeführt, daß man nicht weiß, auf welche, als für die künftige Entwicklung wichtigste, man sein besonderes Augenmerk zu richten habe. Das sind freilich Fehler, welche sich jedenfalls mit der Zeit verlieren werden, da Max v. Boehn im übrigen ein treffliches Können verräth und eher an einem Ueberfluß, als an einem Mangel schöpferischer Phantasie leidet. Diesen Ueberfluß erkennen wir auch darin, daß der Verfasser es verschmäht, gewisse Motive der Handlung, sogar grundlegende Voraussetzungen derselben, weiter zu begründen, und sie auch dann als selbstverständlich zu geben liebt, wenn sie näherer Erklärung sehr bedürften. Daß ein- oder zweimal eine solche Erklärung, d. h. genügende Erklärung hätte schwer fallen müssen, geben wir gerne zu, z. B. wenn es sich um das große Essen bei dem Amtsrath handelt, zu dem doch wohl am Weihnachtstage die herzogliche Familie nicht erschienen wäre — oder auch, wenn die entscheidende That des ersten Gebetes von Seiten des abgewiesenen Liebhabers so unvermittelt nach der Abweisung auftritt. Die Bekehrung erfolgt überhaupt etwas rasch, noch rascher freilich wird dem Neubekehrten die Priesterweihe ertheilt, — ein Jahr ist denn doch eine zu kurze Frist. Schließlich wollen wir nicht verhehlen, daß der Sprache eine größere Sorgfalt zugewendet werden müßte. Von manchen sehr schleppenden Sätzen abgesehen, findet sich S. 78 Z. 1 ff. ein Satz, den wir trotz mehrmaligen Lesens nicht verstanden haben. Der große Ernst, die wohlthuende Wärme und Ueberzeugungskraft, welche der kundige und hochsinnige Verfasser offenbar an die Idee setzt, sollte bei der Form, die ihm gewiß ebenso zu Gebote steht, doch gleichfalls zu Tage treten. Es will uns überhaupt bedünken, als nähmen sich unsere katholischen Erzählerinnen und Erzähler der deutschen Sprache gegenüber immer mehr verpönte Freiheiten heraus und erlaubten sich fortwährend Dinge in gedruckten Werken, die jede aufmerksame Lehrerin oder jeder halbwegs philologisch gebildete Professor in

einem Schulaufsatz mit Acht und Bann belegt hätte. Doch schließlich noch ein aufrichtiges Wort der Empfehlung dieses überaus lehrreichen und angenehm belehrenden Buches; dem Verfasser aber ein herzliches „Glück auf!" zu einem größern Gesellschaftsroman ohne allzu specifisch religiöse Tendenz, wenn auch durchweht und lebend von dem Hauche christlicher Ueberzeugung, zu deren beredtem Apostel sich v. Boehn jetzt schon zweimal gemacht hat.

**Leonie.** Familienroman mit besonderer Rücksicht auf jugendliche Leserinnen. Von Emma von Brandis-Zelion. 207 S. kl. 8⁰. Paderborn, Junfermann, 1887. Preis: *M.* 2.

Die erste Hälfte dieser Erzählung ist eine gelungene Kindergeschichte in der Art jener, deren Muster uns die Herder'sche „Sammlung reich illustrirter Jugendschriften" aus französischen Federn bringt. Beim Lesen waren wir schon fast überzeugt, das ganze Büchlein werde in demselben Tone gehalten sein und damit den Beweis neuerdings erbringen, daß wir auch für diesen Literaturzweig nicht mehr bei anderen Anleihen zu machen brauchten, als wir plötzlich mit dem XIV. Kapitel die Erzählung leider in den eigentlichen Familienroman übergehen sahen, und zwar nicht eben, wie uns scheint, zum Vortheil des Ganzen. Die behandelte Zeit, von der Kindheit bis zur Verheiratung der Helden, ist doch etwas zu lang für ein so kleines Büchlein. Trotzdem aber müssen wir sagen, daß wir dasselbe mit wirklich regem Interesse gelesen haben und durchaus der Ansicht sind, es werde auch den jugendlichen Lesern überaus gefallen. Aus praktischen Gründen hätten wir den Hinweis auf das in Aussicht genommene Publikum im Titel und das ganze sonst sehr wahre Vorwort fortgelassen. Die kleine Welt, besonders die weibliche, will sich eben nicht allzugern als „Kind" behandelt sehen, zumal nicht in dem kritischen Alter, für welches diese Erzählung bestimmt ist. Die Verlagshandlung hat dem Büchlein einen hübschen Einband gegeben.

**Kämpfende Herzen.** Erzählung von Alinda Jacoby. 230 S. 8⁰. Trier, Paulinus-Druckerei, 1887. Preis: *M.* 1.80.

Eine recht gute Erzählung mit der Tendenz, mehr durch anschauliche Ereignisse und Handlungen, als durch lange Worte die Uebelstände der gemischten Ehen klar zu zeigen. Obgleich diese Tendenz dem Leser bewußt wird, drängt sie sich doch nirgends unkünstlerisch vor, überzeugt dafür um so mehr. Noch höhern poetischen Werth als die Haupthandlung darf eine in zweiter Linie sich abspielende Geschichte beanspruchen, deren Fäden zwar schließlich mit der ersten zusammenlaufen, die sich aber sonst ganz unabhängig von ihr entwickelt. Wir können letzteres durchaus nicht als Vorzug ansehen, fühlen uns aber durch die innere Schönheit der Episode so reichlich entschädigt, daß wir sogar die eine oder andere Unwahrscheinlichkeit gerne in den Kauf nehmen. — Die vorliegende Erzählung bildet das 26. Bändchen des „Dasbach'schen Novellenkranzes". Ueber den neuen Einband, der laut Begleitzettel bei dieser Nummer in Anwendung kam, können wir hier nichts sagen, da uns derselbe nicht vorliegt. Bei dieser Gelegenheit dürfte es nicht unangemessen sein, die Eigenart einiger Verleger zu rügen, selbst dann nur broschürte Recensionsexemplare einzusenden, wenn ein Originaleinband hergestellt ist, besonders bei belletristischen Sachen. Wenn sich der deutsche Recensent so etwas ruhig gefallen läßt, was sein College in Frankreich und England einfach als Rücksichtslosigkeit betrachten würde, so zeigt das eben nur, wie wenig selbständig und sicher die deutsche Kritik im Journalismus sich fühlt.

**Ginevra Contarini.** Roman von Elisabeth von Grotthuß. 274 u. 82 S. 8⁰. Augsburg, Schmid, 1887. Preis: *M.* 3.50.

Die außerordentlich fruchtbare und fleißige Schriftstellerin Baronin v. Grotthuß scheint uns in diesem Roman wieder einen Treffer gezogen zu haben. Die Handlung ist einheitlich, spannend und flott erzählt, hat einen sehr abwechslungsreichen Horizont, klar und fest gezeichnete Charaktere und eine edle, christliche Tendenz. Der Hauptsache nach bietet sie uns die Geschichte einer armen Singlehrerin, die von ihrem ungläubigen Vater ein großes musikalisches Talent, einen traurigen Gotteshaß und einen stillen Ingrimm gegen die „Aristokraten" geerbt hat. Wir verfolgen mit Interesse die Liebe gerade eines Aristokraten zu dieser Italienerin, eine Liebe, die sich schließlich als Laune enthüllt, ehe es noch zum Aeußersten gekommen ist. Wie der Baron der böse Geist, so ist ein Arzt der gute Engel des alleinstehenden Mädchens und bringt dasselbe auch schließlich durch Werke der Nächstenliebe zu gläubigen Gesinnungen. Es will uns bedünken, als arbeite die Baronin Grotthuß etwas zu rasch. Zweimal kommt z. B. in dieser Erzählung auf einer Seite ein und dieselbe Person als Graf und dann wieder als Baron vor. Das ist nun freilich nicht schlimm an sich, aber es ist nebst anderen Flüchtigkeiten das Symptom für einen Fehler, der bei solcher Massenproduction leicht erklärlich, aber doch immer ein Hinderniß ist, sollen dauernd werthvolle, innerlich ausgereifte Werke geschaffen werden. Dem Roman angehängt ist eine Erzählung: „Unglaublich und doch wahr", welche die Heilung eines Irrsinnigen zum Gegenstand hat.

**Die Aufhebung der Klöster in Deutschtirol** (1782—1787). Ein Beitrag zur Geschichte Kaiser Josephs II. Von August Lindner (P. Pirmin) O. S. B. Drei Hefte. 446 S. 8⁰. Innsbruck, Wagner, 1884—86. Preis: *M.* 5.20.

Das Buch ist ein Separatabdruck aus der Ferdinandeums-Zeitschrift und verdient wegen seines Inhalts in allen Kreisen, die sich für österreichische Geschichte interessiren, die höchste Beachtung. Es fußt, wie der Verfasser (1, 161) bemerkt, „fast durchweg auf bisher unbenutzten Materialien", und man muß gestehen, daß er diese mit einem Fleiße, der alle Anerkennung verdient, nicht bloß aus öffentlichen Archiven, sondern auch bei Privaten von nah und fern zusammengesucht hat. Manches ist auch aus dem Besitze des Verfassers selbst (vgl. 1, 181; 191; 2, 215; 251; 3, 36; 63 u. s. w.). Besonders reiche Ausbeute gewährten natürlich das Statthalterei-Archiv und das Ferdinandeum zu Innsbruck, sowie auch das Archiv des Cultusministeriums zu Wien. Außerdem ist die gedruckte Literatur sehr sorgfältig berücksichtigt. — Die Anordnung des Stoffes ist ebenso einfach als übersichtlich und zweckmäßig. Bei jedem einzelnen Kloster wird zunächst die gedruckte und ungedruckte Literatur mit willkommener Ausführlichkeit angegeben. Dann folgt eine kurzgefaßte geschichtliche Darstellung der Stiftung und weiteren Schicksale des Klosters bis auf Joseph II. Hieran schließen sich naturgemäß die Berichte über die Aufhebung an, sowie eine genaue Angabe des Vermögensstandes, endlich Nachrichten über das Schicksal des Klosters, seiner Bewohner und seiner Güter nach der Aufhebung. Ausnahmsweise kommen noch andere Gesichtspunkte in Betracht, so u. a. die Verfassung, wo sie — z. B. beim königl. Stift zu Hall — nicht als allgemein bekannt vorausgesetzt werden kann. Wo irgend etwas besonders hervorzuheben ist, z. B. eine größere Zusammenströmung von Pilgern u. dgl., geschieht dieses ebenfalls in ganz befriedigender Weise und überdies mit sorgfältiger Angabe der einschlägigen Literatur. Besondere Anerkennung verdienen gewiß auch die

genauen statistischen Tabellen über den Personalbestand des aufgehobenen Klosters, welche der Verfasser unter häufiger Beifügung biographischer Notizen mit großer Mühe, zum Theil aus den Todtenbüchern der bedeutenderen Städte und Ortschaften Tirols (vgl. 1, 166 Note), zusammengestellt hat. Bei einigen Klöstern kann der Verfasser sogar noch die hohen Spender der Schätze und Weihegeschenke anführen, welche durch den Vandalismus der Josephiner geraubt und vergewaltigt wurden (vgl. 3, 105 ff. u. 120). In dieser ebenso einfachen als ansprechenden Weise wird über das traurige Schicksal von 21 Klöstern und Stiftern berichtet. Der Verfasser hat den unterdrückten Klöstern und den mißhandelten Ordensleuten ein unvergängliches Ehrendenkmal gesetzt.

Francisci Josephi Rudigier, Episcopi Linciensis, **Exercitia Spiritualia,** edita a Franc. Doppelbauer U. J. D. Editio secunda. 164 p. 8⁰. Lincii apud editorem, et Viennae apud Mayer & soc. Preis: *M.* 1.60.

Im Zeitraum von wenig Monaten ist der ersten Ausgabe dieses Büchleins die zweite gefolgt. Es enthält die Betrachtungen, wie sie der hochselige Verfasser bei Abhaltung der geistlichen Uebungen im Jahre 1846 vorgelegt hat. Die Wärme und Innigkeit, welche aus jeder Zeile spricht, läßt den Leser so recht hineinblicken in den Seelenadel und die ernste Frömmigkeit des Verewigten. Was aber dem Büchlein noch mehr zur Empfehlung, und zwar für den praktischen Gebrauch, dient, ist der enge Anschluß an die Reihenfolge und Methode des hl. Ignatius, nach welcher in den acht Betrachtungen die hauptsächlichsten ewigen Wahrheiten speciell den Priestern zur Selbstbeherzigung vorgelegt werden. Die ausführliche Behandlung des Stoffes hat den Verfasser nicht verleitet, aus der Form der Betrachtung herauszufallen. Wir haben für das Werk nur allseitiges Lob und allseitige Empfehlung.

**Die vier Temperamente bei Kindern.** Ihre Aeußerung und ihre Behandlung in Erziehung und Schule. Als Anhang: Das Temperament der Eltern, Lehrer und Erzieher. Von Bernhard Hellwig. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. 71 S. 8⁰. Paderborn, Verlag der Schöningh'schen Buch- und Kunsthandlung (J. Esser), 1887. Preis: *M.* 1.

Pflegt die Gnade an die Natur anzuknüpfen, so muß auch die Erziehung vom Natürlichen ausgehen. Der Erzieher muß seinen Zögling nehmen, wie er ist, mit seinen natürlichen Anlagen und seinen natürlichen Neigungen, um in den Stamm der Natur das veredelnde Reis der Uebernatur einzusenken. Von diesem Gesichtspunkte aus muß das vorliegende Büchlein aufgefaßt werden. Durchweht von religiösem Geiste, welcher überall unsichtbar die rechten Bahnen weist, behandelt es mit Geschick und tiefem Verständnisse einen der wichtigsten, wenn nicht den wichtigsten natürlichen Factor, womit die Erziehung zu rechnen hat, die Temperamente. Der Gedankengang des Büchleins ist der denkbar einfachste. Nach einer kurzen einleitenden Vorbemerkung über das Wesen und die Erscheinung der Temperamente beim Menschen und ihre Eintheilung in die vier allgemeinen Typen werden zunächst die vier Temperamente in ihrer vollen Reinheit und Unverfälschtheit dargestellt, sowie die nothwendigen Winke für ihre Behandlung gegeben. Dann folgt eine Vergleichung der Temperamente, wie sich dieselben den verschiedenen Lagen des Lebens gegenüber verschiedenartig äußern. Darauf wird von den gemischten Temperamenten und von den Veränderungen gehandelt, denen die einzelnen im Laufe des Lebens unterliegen. Der

letzte Abschnitt schildert in Kürze die Temperamente der Eltern, Lehrer und Erzieher, und legt die Bedeutung dar, welche dieselben für ihr schweres Amt als Erzieher haben. Fassen wir unser Urtheil über das Ganze kurz zusammen, so müssen wir die Schrift bezeichnen als eine Studie, die von ebenso großer Liebe zu den Kindern, als von unermüdeter Beobachtung, sorgfältiger Vergleichung und glücklicher Zusammenstellung zeugt. Auf nur wenig Seiten bietet sie einen außerordentlich reichen Inhalt dar, und sie läßt an Kürze, Klarheit und Präcision der Darstellung durchweg nichts zu wünschen übrig. Daß sie nicht das Werk aprioristischer Construction ist, sondern vielmehr die reife Frucht treuer Beobachtung und reicher Erfahrung bildet, dafür mag die langjährige Thätigkeit des Verfassers in der Erziehung sowie in der Seelsorge hinreichende Bürgschaft leisten; der praktische Charakter des Ganzen aber liefert den untrüglichen Beweis dafür. Niemand, der in dem schweren Amte der Erziehung thätig ist, wird das Büchlein studiren können, ohne reichen Nutzen für sich und die ihm anvertrauten Kinder daraus zu schöpfen.

**Der Rosengarten Unserer Lieben Frau.** Aufmunterung und Anleitung zum heiligen Rosenkranzgebet. Von M. Meschler, Priester der Gesellschaft Jesu. Vierte Auflage. 118 S. 12⁰. Paderborn, Junfermann, 1887. Preis: 40 *Pf.*

Vorliegendes Büchlein, das wir hier zum erstenmale zur Anzeige bringen, hat bereits in seinen früheren Auflagen, sowie auch in einer holländischen und zwei französischen Uebersetzungen beim katholischen Volke eine überaus freundliche Aufnahme gefunden. Dasselbe ist aber auch in der That so geartet, daß man sich hierüber nicht zu verwundern hat. Es nennt sich auf dem Titel: „Aufmunterung und Anleitung zum heiligen Rosenkranzgebet", und es bietet in dieser doppelten Beziehung trotz seines geringen Umfanges so viel fromme Anregung und Belehrung, wie man sie selten auf so geringem Raume vereinigt findet. Es werden die wichtigsten Beweggründe für die Pflege der schönen und segensreichen Andacht dem Leser nahegebracht. Und die Belehrungen über die Art und Weise, wie man dieser Gebetsübung ohne übermäßige Anstrengung und doch mit größtem Nutzen obliegen kann, enthalten so praktische Anweisungen und Winke, wie sie eben nur ein erfahrener Geistesmann zu geben im Stande ist. Die Sprache ist einfach, dabei jedoch, da der Verfasser fortwährend mit dem Leser in lebendigstem Verkehr steht, in hohem Grade eindringlich. Der Eigenart des Büchleins würden wir nicht vollkommen gerecht werden, höben wir nicht auch noch ausdrücklich hervor, daß nicht selten ein poetischer Anhauch die frommen Darlegungen würzt.

**Des Fegfeuers Schlüssel und Schild.** Ein Unterrichts- und Gebetbuch für alle, welche die armen Seelen erlösen und sich selbst gegen das Fegfeuer schützen wollen. Von einem Priester der Diöcese Paderborn. Mit kirchlicher Approbation. XVI u. 364 S. 16⁰. Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1887. Preis: *M.* 1.

Das Büchlein bietet durchaus, was es verspricht. Insbesondere gibt es einen trefflichen Unterricht über das Fegfeuer, über dessen Leiden und Tröstungen, und über die geeigneten Mittel, sich selbst möglichst vor dem Fegfeuer zu schützen und den leidenden Seelen wirksame Hilfe zu bringen. Da das Büchlein somit ein in hohem Grade empfehlenswerthes ist, so gestatten wir es uns um so freier, einige wenige Punkte namhaft zu machen, wo eine noch größere Genauigkeit uns wünschenswerth

scheint. S. 77 ist wohl mit zu großer Bestimmtheit die Abkürzung des eigenen Fegfeuers dem heroischen Liebesact für die armen Seelen zugeschrieben. Die Hoffnung zu solcher Abkürzung ist berechtigt, allein die Sicherheit dazu beanspruchen und die Gefahr eines längern Fegfeuers ausschließen hieße das Heroische von jenem Schenkungsacte wegnehmen und das Verdienstliche desselben herabdrücken. — S. 115 dürfte hinzuzufügen sein, daß das Ablegen des Scapuliers in dem Einen Falle eine neue Aufnahme nöthig mache, daß jemand des Scapuliers mit dem Willen, der Bruderschaft nicht mehr anzugehören, sich entkleidet hätte. — Die S. 129 gegebene Gebetsformel für die göttlichen Tugenden scheint in etwas gar dürftiger Weise der Absicht der Kirche zu entsprechen. — S. 250 möchte es bei der Formel für den Vorsatz vor der Beichte nicht unnütz sein, die Meidung jeder schweren Sünde vor allem zu betonen, und diesen Willen nicht bloß in dem häufig nur halben Willen, alle Sünden zu meiden, einschlußweise zu erwähnen.

---

# Miscellen.

---

**Eine überflüssige „Lebensfrage".** Die „Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart" brachte in ihrem siebenten Hefte des verflossenen Jahres aus der Feder Moritz Carriere's einen Artikel mit der Ueberschrift: „Eine Lebensfrage des Christenthums." Carriere nimmt in diesem Artikel Stellung zu einem Lebens- und Charakterbild Papst Leo's XIII. von Sigmund Münz, das in Paul Lindau's katholikenfeindlichem „Nord und Süd" gegen Ende des vorigen Jahres erschienen war. Wie von vornherein einleuchtet, ist es eine gegenstandslose Rede, von einer Lebensfrage des Christenthums zu sprechen. Aber als Antwort auf die Abhandlung von Münz zeigt die Ueberschrift auch, daß die Zeitenzeichen, welche in „Nord und Süd" durch vielfache Vorurtheile hindurch die Zukunft erleuchtend hervorblitzen, dem Münchener Gelehrten unverstanden geblieben sind.

Münz bringt manche Anschauungen zum Ausdruck, wie man sie freilich selten genug in den Spalten jener liberalen Blätter antrifft, welche der Führung des Zeitgedankens wie der Herrschaft über die öffentliche Meinung sich rühmen. „Was wollen jene unwissenden, modernen Menschen," schreibt Münz, „die die Kirche stets nur beschimpfen? Da darf doch ein Leo XIII. mit vollem Recht und Stolz aufgerichtet und erfüllt von heiligem Eifer die Geister Montesquieu's oder Macaulay's citiren." Und ebendaselbst: „Gewiß ist die Entrüstung Leo's XIII. wohl begründet, wenn er derjenigen gedenkt, die von der Kirche nie anders als in beleidigendem Tone sprechen, in dem Tone — ich möchte sagen: des modernen Salon-Nihilismus. Gibt es ja wirklich viele Menschen, die alles Erhabene in den Staub zerren; und wie sollte solcher zersetzende Geist nicht jedermann, der ein Ideal hat, tief antipathisch sein?"

Was an der hehren Gestalt des Papstes die Bewunderung des Mitarbeiters von „Nord und Süd“ zumeist auf sich lenkt, ist die Eigenart des Geistes- und Gemüthslebens Leo's XIII., wie sie sich in den Hirtenbriefen und Encykliken ebensowohl als in den geistlichen Gedichten des Vaters der Christenheit offenbart. Als solche Eigenart erscheint der volle Einklang von einer dem Jenseitigen zugewandten Geistesrichtung mit offenstem Sinne für alles diesseitig Große und Schöne; von tief wissenschaftlichem und ernst ascetischem Streben mit thatkräftiger Schlagfertigkeit und nimmermüdem Eingreifen, wo es Hohes und Edles zu fördern gilt; von vornehmster hohepriesterlicher Würde, die allem den Stempel heiliger Weihe gibt, und von erbarmungsvollem Mitgefühl, das alles Herzenselend und Menschenleid der Individuen, der Stände, der Völker wie eigenes trägt. Dieser Einklang von Geist und Gemüth, Gebet und Arbeit, Hoffnung und Ergebung, Sehnsucht und Daseinsfreude, von Glaube und Liebe: solcher friedreiche, segensvolle Einklang — das weiß jeder Katholik — ist die gereifteste Frucht kirchlichen, geistlichen Lebens, die praktische Ausgestaltung des schöpferisch machtvollen christlichen Ideals. Diesem huldigt die moderne Welt, wenn sie vor Leo XIII. etwas wie längst vergessene Ehrfurcht anwandelt: Christus vincit. Wohlthuend berührt die wahrhaft tiefe Sympathie, ja das edle Verständniß, das Münz der Person des Papstes entgegenbringt und dem er nicht selten einen ergreifenden Ausdruck verleiht, wie wenn er z. B. den Papst in dem herrlichen Rahmen seiner Perugianer Diöcese zeigt, umflossen vom Lichte umbrischer Sonne, verklärt von der Hoheit seiner Aufgabe, in den Spuren des Franziskus wandelnd, betend am Grabe des dritten Innocenz, erfüllt vom Geiste des Thomas und Bonaventura.

Versucht auf solche Weise der offene Sinn und die ehrliche Sprache der Würde des Gegenstandes gerecht zu werden, so wird freilich auf der andern Seite der Größe des Gegensatzes in den Anschauungen die schärfste Fassung verliehen.

„Christliche Civilisation“, dieser Begriff, der dem Papste so werth ist, gilt Herrn Münz als traumhafter Gedanke, ja als widersinnige Formel. Von vornherein wird die Ansicht des Christenthums über die Arbeit, die gerade der Papst mit Entschiedenheit vertritt, als „thöricht“ und „veraltet“ abgelehnt. Die Beweise für das Dasein eines persönlichen Gottes sind dem Mitarbeiter von „Nord und Süd“ Erzeugnisse kleinlicher Geister, und „viel natürlicher“ fände er es, wenn der Papst sich zum Pantheismus bekännte! Da ihm aus den Hirtenbriefen des Erzbischofs von Perugia klar wird, daß dieser das Gebet seiner Heerde empfiehlt und vor dem Irrthum warnt, Gebetserhörungen durchbrächen den causalen Zusammenhang des Alls und störten die Geltung der Naturgesetze, so sieht er vollends alle Versöhnungsträume zerrinnen: „Was du anbetest, verbrennen wir, und was du verbrennst, beten wir an.“

Daran anknüpfend, schreibt Professor Carriere: „Es ist in den Gegensätzen zwischen den Ansichten, die wir aus dem Munde von Leo XIII. und von Münz als dem Sprecher heutiger vielverbreiteter Aufklärung vernommen haben, eines klar geworden: der Widerspruch nicht des Christenthums, wohl

aber der Kirchenlehre mit der Naturwissenschaft, die eine herrschende Macht unserer Zeit ist; und dadurch wird eine Spaltung aufgerissen und eine Kluft befestigt in unserem Volke von höchst gefährlicher Art; es bilden sich gesonderte Lebenskreise, die einander nicht mehr verstehen, und unsere ganze Cultur droht zu zerbrechen." Was da zu thun sei, heißt es weiter, das sei eben die Lebensfrage des Christenthums. Wovon nun der neueste Lebensretter des Christenthums Hilfe erwartet, das ist nicht so ganz leicht zu fassen. Sagt er doch selbst, er habe ein Buch darüber geschrieben und sehe darin sein Lebenswerk. Carriere stimmt mit nichten der Münz'schen Weltanschauung zu; es muß diese sich vielmehr gefallen lassen, die Etiquette „verschwommene Naturansicht" davonzutragen. Der Strauß'sche „neue Glaube" wird als „Thorheit und Schwäche" bezeichnet. Auch der Behauptung, das Gebet sei kläglich, tritt Carriere entschieden entgegen. Er wünscht nicht minder Versöhnung anzubahnen: „Wir müssen das Wort Jesu, die Predigt vom Gottesreich und das sittliche Lebensideal in Zusammenhang bringen mit der Natur- und Geschichtserkenntniß der Gegenwart und so die christliche Lehre wieder zum Culturträger für das Volk machen, wie sie es im Alterthum und im Mittelalter war." Sehr erbaulich! Ließe er sich nur nicht unmittelbar vorher dahin vernehmen, der Geistliche könne bei seinen Predigten sich damit begnügen, die symbolische Auffassung, den mythischen Inhalt der evangelischen Wahrheiten durchscheinen zu lassen. Aber das war es ja gerade, woran Strauß sich zumeist stieß. Ein solches Spiel mit heiligen Wahrheiten schien ihm für einen ehrlichen Mann Unmöglichkeit. Carriere im Gegentheil meint allen Ernstes, das Christenthum solle aus angeblicher Lebensgefahr sich dadurch retten, daß man das Bild Christi, das scharf gezeichnete Ideal der Christenheit, im Mythus verdämmere, die Gnadenmacht Christi, das allgewaltige Lebensprincip der Christenheit, zu einem vagen Symbol eines vagen Gottesreiches abgeblaßt werden lasse.

Der monistische Materialismus S. Münz' ist ebenso oft widerlegt worden wie der rationalistische Naturalismus Carriere's. Solange immer wieder die alten Trugschlüsse vorgebracht werden, bedarf es keiner neuen Widerlegung. Aber das verdient stets erneute Beachtung, daß beide Richtungen Symptome einer Doppelbewegung im Geistesleben sind, welche zurücktreibt zum ganzen, lebendigen Christus. Ungerechtfertigt ist es, wenn Carriere den monistischen Materialismus „verschwommen" nennt. Die durchgebildete Klarheit, welche allen eingeht und die Massen zu beherrschen vermag, eignet überhaupt nur zwei Weltansichten: dem vollendeten Materialismus und der Lehre des Katholicismus. Münz hat durchaus Recht und spricht aus dem tiefsten Drängen der Zeit, wenn er auf die Alternative zutreibt: vollster Materialismus oder vollste Kirchlichkeit. Carriere irrt aber sehr, wenn er meint, nun sei das Christenthum in Gefahr; er irrt noch mehr, wenn er dafür hält, es sei nur zu retten, indem es sich aller Dogmen und Normen entledige, mit Mythen und Symbolen zufrieden, als freie Gemeinde der naturwissenschaftlichen Weltanschauung sich in die Arme werfe, um ein Mittelding zwischen beiden zu züchten. Da aber der consequente Fortgang im geistigen Leben dahin treibt,

daß jene Alternative sich immer mehr zuspitze, so fehlt es auch in den Bekenntnissen Carriere's nicht an diesbezüglichen Symptomen. Er hält die Furcht für nicht unbegründet, daß Millionen vor der trostlosen Theorie des Materialismus in den Schoß der katholischen Kirche flüchten. Ganz richtig betont er, die Stärke der Ultramontanen sei das Bekenntniß des Christenthums, sowie der religiöse Sinn des deutschen Volkes, den der aufgeklärte Liberalismus viel zu wenig verstanden habe. Ferner schreibt er: „Die große Gefahr der Socialdemokratie ist nicht der Gedanke der Brüderlichkeit, der Solidarität der Menschen, denn dieser Gedanke ist ein christlicher, sondern die Irreligiosität, der Atheismus und Naturalismus, der sich schon einmal in den Tagen der Commune erschreckend geoffenbart hat, als der praktische Materialismus die Folgerungen des theoretischen richtig zog." Und von sich selbst versichert Carriere: „Wenn die Alternative bestände: theoretische und praktische Selbstverthierung oder der Anschluß an den unfehlbaren Papst, so würde ich um der christlichen Wahrheit willen die Dogmen der Concilien in den Kauf nehmen." Das ist also die Doppelbewegung im Geistesleben; die Consequenz und die Logik zerstört alle Halbheiten mit ihren intellectuellen und sittlichen Schwächen, sie arbeitet immer mehr die Alternative heraus: katholischer Glaube oder vollendete Gottlosigkeit.

**Merkwürdige Gebisse und darwinistische Gelüste.** Am 26. August 1880 fand man in einer Höhle in Mähren ein der Mammuthzeit angehöriges Bruchstück eines menschlichen Unterkiefers; dasselbe erhielt von jener Höhle den Namen Sipka-Kiefer. Ueber dieses altersgraue Fragment entspann sich alsbald zwischen den ersten anthropologischen Größen Europa's eine lebhafte wissenschaftliche Debatte, die heute noch nicht abgeschlossen ist. Das Merkwürdige an jenem Gebiß ist, daß seine Zahnentwicklung auffallende Aehnlichkeit mit derjenigen eines Kindes von 8—12 Jahren besitzt; es ist jedoch so groß, daß es heutzutage kaum noch in dem Munde eines Erwachsenen Platz finden könnte. Zur Lösung dieses Räthsels wurden verschiedene Hypothesen aufgestellt. Die Mehrzahl der Gelehrten entschied sich für den „kindlichen Charakter" des Bruchstückes; daraus ergab sich mit Nothwendigkeit die Annahme, es habe einem Riesenkinde angehört. Das Kind mußte aber auch Vater und Mutter, wahrscheinlich auch Brüder und Schwestern, Vettern und Basen von derselben Größe gehabt haben; hieraus entstand die Wankel'sche Hypothese von der Existenz eines diluvialen Riesengeschlechtes zur Mammuthzeit. Aber die neue Riesentheorie kam kaum über ihr Kindesalter hinaus, weil ihr Entdecker sie selbst wieder fallen ließ. Dagegen betrachtete man das Gebiß immer noch als das eines unmäßig großen vorsintflutlichen Kindes. Schaaffhausen wollte an demselben sogar affenähnliche, pithekoide Merkmale entdecken; doch wurde diese Ansicht von dem österreichischen Anthropologencongreß in Salzburg 1881 für unhaltbar erfunden. Dafür vervollständigten andere das unglückliche Bruchstück wenigstens zu einer diluvialen Rasse von rudimentärer Zahnentwicklung, die natürlich erheblich tiefer stehen mußte als die tiefste Menschenrasse der Gegenwart.

Allen diesen Theorien stellte sich Virchow gegenüber; er suchte nachzuweisen, daß die merkwürdige Bezahnung des alten Kieferstückes nicht als „kindliches Merkmal", sondern nur als eine zufällige Mißbildung, als eine pathologische Erscheinung aufzufassen sei. Anfangs stand er mit dieser Erklärung so ziemlich allein da; seine neuesten Publikationen in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft scheinen ihm jedoch mehr Anhänger zu verschaffen. Dadurch sind seine allzu heißblütigen entwicklungslustigen Collegen wiederum etwas abgekühlt. Sollte sich jedoch schließlich herausstellen, daß der fragliche Kinnbacken wirklich einem vorsintflutlichen Riesenkinde angehört habe, so wäre damit nur ein naturwissenschaftlicher Beweis für die Richtigkeit der Worte der Genesis (6, 4) gewonnen: „Gigantes autem erant super terram in diebus illis . . . viri famosi."

Si parva licet componere magnis, haben auch einige Ameisenkinnbacken vor kurzem entwicklungstheoretisches Aufsehen erregt, allerdings nur in engeren Kreisen. Mrs. Mary Treat hatte in Florida die Beobachtung gemacht, daß bei der unseren Lesern bereits bekannten Ernte-Ameise von Florida (Pogonomyrmex crudelis) die Oberkiefer manchmal fast oder völlig zahnlos seien; dies war namentlich bei alten Königinnen und großköpfigen Soldaten der Fall. Da der normale Kieferflügel sieben Zähne zählte, war die Erscheinung merkwürdig. Die Entdeckerin sandte also eine Anzahl Exemplare an verschiedene Naturforscher zur Begutachtung ein. Einige derselben waren der Ansicht, die zahnlosen oder zahnarmen Kinnbacken seien das Ergebniß einer rückschreitenden Metamorphose in der Kieferbildung von Pogonomyrmex. Der schweizerische Ameisenforscher Forel brachte jedoch den ernüchternden Nachweis, daß die vermeintlichen Uebergangskiefer alten Individuen angehörten, die ihre Zähne durch die Erdarbeiten abgenützt hatten. Später bestätigte McCook diese Erklärung auch für die Ernte-Ameise von Texas (Pogonomyrmex barbatus). Solche entwicklungstheoretisch interessante Kiefer finden sich übrigens nicht bloß bei alten Königinnen und Soldaten der Ameisen, sondern auch bei alten Individuen in anderen Reichen der Schöpfung.

**Annamitische Prüfungsnöthen.** Allen Doctoranden sei es zum Troste gesagt: Das Mandarinat des siebenten Grades ist auch keine Kleinigkeit. A. Bernier beschreibt in einem der letzten Hefte der „Annales de l'extrême Orient et de l'Afrique" die Drangsale, welche den Candidaten desselben beschieden sind (10. Jahrg. Nr. 110 S. 86). Hue ist das Gelehrten-Centrum, wohin die hoffnungsvollsten Söhne des Landes strömen. Allein die Zahl der Zugelassenen ist eine beschränkte. Nur die Auserwählten begeben sich mit der Prüfungscommission in ein umfangreiches Gebäude, das sie fast anderthalb Monate lang nicht verlassen dürfen. Da werden die Jünglinge in Einzelhaft gebracht, indem einem jeden eine winzige Zelle angewiesen wird. Aller Verkehr, nicht bloß der „wissenschaftliche", ist strenge verpönt. Soldaten bewachen die Durchführung dieses Gesetzes. Fünf Prüfungstage in Zwischenräumen von je 10 Tagen haben sie zu bestehen. Es sind lediglich schriftliche Arbeiten, die über das Schicksal der Jugend entscheiden. Doch werden keinerlei

Hilfsmittel zur Verfügung gestellt, ein jeder ist vielmehr bloß auf sein Gedächtniß angewiesen. Vernier durfte während dieser bösen Tage den Ort der Pein betreten. 48 Stunden lang hatte es geregnet; in jeder Zelle stand ein Bodensee. Allein was fragt der Philosoph nach nassen Füßen! Allem Irdischen entfremdet, stiert der Blick in die wasserspendenden Höhen, folgt der Gedanke dem Flug der Upanischaden. Es gibt vier Noten; drei davon öffnen die Thore zum Tempel der Weisheit, die vierte aber „lasciate ogni speranza". Wer ohne „schlecht" davonkam, kann Tu-tai werden, etwa Baccalaureus. Mit äußerster Strenge wird gerichtet. Von 1300 Candidaten haben jüngst bloß 86 bestanden. Man denke nur: 1214, die durchfielen! Eine wahre Epidemie. Ja sogar der Sohn des Ministerpräsidenten und der des Vicekönigs kehrten als durchgefallene Mandarine zu ihren hohen Herren Vätern zurück. Findet sich in zwei Abhandlungen ein völlig gleicher Satz, ist über beide Verfasser der Stab schon gebrochen. Denn dies wird als hinreichender Beweis für verborgene Umtriebe angesehen. Von dreierlei Art sind die Aufgaben. Sie verlangen die Erörterung eines philosophischen Satzes; die Erklärung einer Stelle aus den heiligen oder classischen Schriftstellern, endlich muß irgend ein Sprichwort oder eine Sentenz in Verse gebracht werden. In diesem Jahre war der Vorwurf des poetischen Versuches die nachstehende Lebensregel: „Gehst du aus, denke stets, du gingest unter anständige Leute." Von den philosophischen Arbeiten sind viele vernünftiger als manches europäische Erzeugniß in diesem Fache: „Die Tugend der Bürger wird bedingt durch die Tugend des Staatsoberhauptes" — „Der echte Philosoph muß auch die Kunst des Herrschens in den Kreis seiner Wissenschaft ziehen" — „Gibt es wahrhaft für Tugend und Laster himmlischen Lohn und jenseitige Strafe?" u. a. m. Man kann hieraus entnehmen, daß die Bewohner Annams durchaus nicht den Ruf geistiger Beschränktheit verdienen, in den man sie vielfach gebracht. Vernier schließt seinen Bericht mit der Bemerkung, Frankreich habe freilich in diesem Lande eine großartige Mission, um ihr aber gerecht zu werden, müsse es vor allem darauf verzichten, einen thörichten und schmählichen Krieg führen zu wollen: den Krieg gegen Gott, Gottes Gesetz und Gottes Reich; umgekehrt müsse es die Männer, welche das Reich Gottes zu verbreiten und zu vertreten sich dahin begäben, als seine treuesten Verbündeten ansehen und behandeln.

**Das Bergbesteigen** hat sich in der jüngsten Zeit zu einem Sport ausgebildet, welcher in seinen Auswüchsen ebenso lächerlich ist, wie in seinen traurigen Folgen beklagenswerth. Gerade das verflossene Jahr war Zeuge so zahlreicher Katastrophen, zu denen der leidige Bergerklimmungssport führte, daß hoffentlich die Zeit nicht mehr ferne ist, wo die öffentliche Meinung diesen Unfug mit aller Entschiedenheit verurtheilt. Da war es doch vor hundert Jahren noch ganz anders. Von „Bergfexen" war damals noch keine Rede. Die Vergnügungsreisenden wußten sich noch zu beschränken und zu bescheiden. An muthwilliges Aufsuchen der Gefahr dachte niemand. Gefährliche Bergbesteigungen aber wurden höchstens im Interesse der Wissenschaft, und dann stets mit den nothwendigen Vorkehrungen gegen die Gefahr unternommen.

Der Plinius der Schweiz, so hat man J. Scheuchzer genannt, veröffentlichte 1723 vier Bände „Itinera alpina“. Außerordentlich groß ist der Gegensatz zwischen seinem Standpunkt, seinen Schilderungen und dem, was wir heute erwarten, gewohnt sind. Auf Landstraßen und auf ausgetretenen Pfaden hält sich seine Reiseroute, er bewundert und beschreibt von unten her. Keine Spur von dem Zug nach verborgenen Thälern, unwegsamen Einöden, steilen Höhen, leuchtenden Gletschern, dem jeder Tourist jetzt wenigstens gefolgt zu sein behauptet, wenn er glücklich heimgekehrt. Das verflossene Jahr hat insbesondere an die erste Besteigung des Montblanc erinnert. H. B. de Saussure kam als zwanzigjähriger Jüngling 1760 zum erstenmal in das Thal von Chamounix. Es war erst vor kurzem durch die Berichte Windhams und Pococke's (1741) gewissermaßen entdeckt worden. Schon damals ließ der junge Geolog in allen Pfarreien verkündigen, hohen Lohn solle derjenige empfangen, der einen Weg auf den Gipfel des Montblanc zu finden vermöchte. Im Land galt dieser für durchaus unersteigbar. Viele fruchtlose Versuche wurden unternommen. Unermüdlich war namentlich Jakob Balmak, ein Führer aus Chamounix. Schon meinte er seiner Sache sicher zu sein und begann mit Saussure im September 1785 den Aufstieg. In einer Höhe von 3700 m mußten sie umkehren. Im folgenden Jahre fand er aber wirklich den Weg, den viele seitdem gewandelt. Mit einem einheimischen Arzt machte er zunächst einen Probemarsch. Am 1. August 1787 zog dann eine ganze Karawane, J. Balmak und Saussure an der Spitze, von Prieuré aufwärts. Achtmal hatte Saussure schon das Thal durchforscht, dreimal den ganzen Montblanc umkreist, wie der Habicht seine Beute. Ziemlich schwer war die wissenschaftliche Fracht an Instrumenten, viel leichter das Gepäck für die Lebensbedürfnisse. Der Proviant, ein schwarzer Schleier für jeden, eine kleine Kohlenpfanne, ein mächtiges Zelt, das war alles. Wir entnehmen diese und die nachstehenden Angaben einem kleinen Broschürchen, das man gegenwärtig selten antrifft: „Relation abrégé d'un voyage à la cime du Montblanc“ (Genf 1787, 31 S. 8°). Saussure veröffentlichte es unverzüglich nach seiner glücklich vollendeten Besteigung. Heute, wo nichts anderes als gute Kräfte und viel Geld zu demselben Unternehmen erforderlich ist und wo dasselbe daher zum Sport ward, berührt der Bericht ganz eigenthümlich, der von dem berechtigten Bewußtsein getragen ist, daß eine That von hervorragender wissenschaftlicher Bedeutung da geschah. Der erste Tag verlief ohne große Beschwerden. Der zweite ohne große Gefahren. Gegen Abend brach heftige Meinungsverschiedenheit in Bezug auf den Standort des Nachtquartieres aus. Saussure wollte inmitten der Schneefelder campiren, um dem Gipfel möglichst nahe zu kommen und die Mittagshöhe des folgenden Tages sicher auf des Berges Höhe zubringen zu können. Die Führer wollten nichts davon wissen und vermeinten sicher zu erfrieren. Saussure erklärte, man müsse eine Vertiefung in den Schnee graben, eben groß genug, um sie alle aufzunehmen, das Zelttuch darin ausbreiten und dann wieder über sich zuschließen, so sei nichts zu besorgen. Diesem Vorschlage glaubte man sich fügen zu können. Allein die stärksten Führer, denen sonst acht Stunden beschwerlicher Arbeit eine Kleinigkeit sind, vermochten, ohne auszu-

ruhen, nicht mehr als fünf Schaufeln Schnee aufzunehmen. Man begnügte sich mit geringer Vertiefung, und bald lag alles „zum Knäuel geballt" im Zelt. Eine mondhelle Nacht glänzte über dem schimmernden Schnee. Der Widerschein war so gewaltig, daß man nur Sterne erster und zweiter Größe wahrnehmen konnte. Die Führer hatten das Zelttuch gar enge geschlossen. Saussure meinte, dem Ersticken näher zu sein, als dem Erfrieren. Die Schwüle war arg und Saussure herzlich froh, als Lawinendonner den Dienst der Weckuhr versah. Um 11 Uhr war der Gipfel erreicht. „Mein erster Blick galt Chamounix", schreibt Saussure (a. a. O. S. 14). „Dort wußte ich meine Frau und deren Schwestern, die in banger Sorge das Auge vom Fernrohr nicht abwenden mochten. Erst dann konnte ich in Ruhe an meine Beobachtungen gehen, nachdem ich das Fähnlein flattern sah, das sie zu hissen versprochen hatten, sobald sie meiner ansichtig wurden. Nun konnte ich den Anblick ohne Gleichen bewundern, der sich vor mir ausbreitete. Leichter Dunst verhüllte zwar die weitesten Fernen, wie die Ebene der Lombardei, aber darüber grämte ich mich wenig. Was ich anstaunte, in heller Klarheit vor mir sah, war das großartige Gesammtbild aller dieser Spitzen und Gipfel, deren Zusammenhang zu erkennen ich schon lange begehrte. Ich wollte meinen Augen nicht trauen. Ein Traum däuchte es mir, herabsehen zu können auf die dräuenden Spitzen und mächtigen Scheitel, zu denen ich oft voll Sehnsucht emporgesehen: die Aiguille du Midi, de l'Argentière, den Géant. Ein Blick war lehrreicher als jahrelange Forschung." Vier Stunden verweilte man auf dem Gipfel. Bis dahin waren natürlich nur trigonometrische Messungen des Montblanc vorgenommen worden; und zwar viermal: in den Jahren 1720, 1770, 1775, 1778. Saussure's barometrische Messung ergab ein Resultat, das verhältnißmäßig nur wenig von der abschließenden Messung im Jahre 1844 sich unterschied: 4824 m gegen 4810 m. Ausführlicher als in dem gedachten Schriftchen, hat sich Saussure über seine Beobachtungen in dem mehrbändigen Werk „Voyages dans les Alpes" (Neufchatel 1779 ff.) ausgesprochen (Band 4. 1796. S. 141 ff.). Als es galt, der Verdienste Saussure's um die physikalischen und geologischen Wissenschaften ehrenvoll zu gedenken, hat kein Geringerer als Cuvier eben diese Eroberung des Montblanc für die Forschung besonders hervorgehoben. In der Sitzung des „Institut de France" vom 10. Januar 1810 rühmte Cuvier in seinem Nachruf die Gelassenheit und Umsicht, mit welcher Saussure mehrere Stunden lang dem Beobachten oblag, obwohl die dünne Luft den Puls zu brennendem Fieber steigerte und die Ermüdung zur völligen Erschöpfung. In diesen Stunden, sagte Cuvier, habe er im Dienste der Wissenschaft alles Ungemach der Polhöhe und der Tropenregion ausgestanden, und nicht weniger gelitten, als auf einer ganzen Weltreise.

# Protestantischer Religionsunterricht.

Wenn es mit Glaube und Sittlichkeit an den modernen Schulen so traurig bergab geht, so erklärt sich das zum großen Theile aus der Emancipation der Schule von der Kirche. Wenn ferner dieser religiöse und sittliche Niedergang bei den Protestanten größer ist als bei den Katholiken, so liegt das unzweifelhaft daran, daß sie sich von der sichtbaren, durch Christus gestifteten Kirche getrennt haben; denn Kirche und Glaube verhalten sich wie Becher und Wein; zerbricht man den Becher, so zerrinnt der Wein. Ein ganz besonderer Grund aber für diese Abnahme des Glaubens bei der protestantischen Jugend scheint uns in der Art zu liegen, wie der protestantische Religionsunterricht ertheilt wird. Dieser Punkt bedarf einer näheren Beleuchtung. Es handelt sich da um einen Uebelstand, welcher nicht bloß die protestantischen Schüler angeht, sondern auch die katholischen Schüler in traurige Mitleidenschaft zieht. Denn bei dem nahen Zusammenleben der protestantischen und katholischen Jugend, wie dasselbe nach dem modernen Schulsystem, namentlich an den Gymnasien sich gestaltet, ist es unmöglich, daß die Mißstände des protestantischen Religionsunterrichtes nicht auch auf die katholischen Schüler ihre schädliche Rückwirkung ausüben, daß der künstlich erzeugte Unglaube der einen nicht auf die andern, z. B. durch gelegentlichen Spott, verhängnißvoll einwirkt. Und wenn die katholischen Schüler, wie wir früher gezeigt, sehr häufig protestantischen Lehrern unterstellt sind, wäre es auch nur in der Geschichte, den Naturwissenschaften oder der Literatur: so liegt die Gefahr nahe, daß der Unglaube, zu welchem diese Lehrer früher durch ihren Religionsunterricht gebracht wurden, jetzt auch dem Glauben der katholischen Schüler gelegentlich den Untergang bereite.

1. Wohl der wundeste Fleck am protestantischen Religionsunterricht ist die weitverbreitete Ansicht, das Dasein Gottes lasse sich nicht beweisen. Die wohlmeinendsten, gläubigsten Protestanten bekennen sich zu dieser Ansicht, glauben auch wohl gar, sich durch sie in einen be-

rechtigten Gegensatz zum Rationalismus zu befinden; in Wirklichkeit aber zerstören sie hierdurch die einzige Grundlage, auf welcher das Christenthum wissenschaftlich aufgebaut werden kann. Da die positivere protestantische Theologie dieser Ansicht huldigt, so findet dieselbe naturgemäß ihren Weg in die Lehrbücher, nach welchen die Jugend unterrichtet wird. Ein Beispiel hiervon lieferte uns schon früher das Leimbach'sche Lehrbuch für höhere Schulen [1]. Dasselbe erklärt (S. 9): „Die sogen. Beweise für Gottes Dasein sind . . . nicht als strikte Beweise zu bezeichnen;" „der Glaube an Gott ist innerhalb des Christenthums selbstverständlich;" die einzelnen Gottesbeweise (der kosmologische, teleologische u. s. w.) werden dann, als angeblich unhaltbar, der Reihe nach abgethan.

Wir ließen uns nun aus den übrigen officiell vom preußischen Cultusministerium zugelassenen Lehrbüchern auf gut Glück einige kommen. Aber bei keinem derselben fanden wir die Gottesbeweise. Allerdings war gesagt: man erkenne Gott aus der Natur, aus dem Gewissen u. s. w.; aber es blieb dahingestellt, ob hiermit wirkliche Beweise, oder (wie bei Leimbach) bloße Wahrscheinlichkeitsgründe, oder etwas Aehnliches, gemeint seien.

Da fiel uns zunächst in die Hände: „Katechismuslehre, Auslegung des kleinen Katechismus Dr. M. Luthers, von Dr. Johannes Crüger, königl. Seminardirector a. D., zehnte, verbesserte Auflage" (Leipzig, Körner 1883). Das Buch ist vom Cultusminister zugelassen, und ist eingeführt in vier Lehrerseminarien [2]. Es ist also kein Elementarbuch für Kinder, sondern bestimmt, den späteren Lehrern ihren geistigen Bedarf zu bieten. Dieser Charakter ergibt sich auch aus dem Umfang des Buches (es zählt 422 Seiten) und aus den zahlreichen philologischen Untersuchungen, z. B. über das Wort „Gott" (S. 35), „beschicken" (S. 48), „Narrenteiding" (S. 86), „Leumund (S. 102), „abspannen" (S. 111) u. s. w.; es werden dabei philologische Autoritäten citirt, wie Adelung, Weigand, Bopp, Müller, Zarncke; auf acht Seiten wird entwickelt: „Gott ist Geist, Leben, Licht, Liebe" (S. 11—18). Aber nach Beweisen, daß Gott überhaupt existirt, suchten wir vergebens. Zur Zeit Luthers, bei dem damals noch allgemein herrschenden Glauben, mochten solche Beweise eher überflüssig erscheinen. Jetzt aber, da der Atheismus und Materialismus bis in die niedrigsten Volksschichten vorgedrungen ist, und dem Socialismus

[1] Siehe „Stimmen" Bd. XXX, S. 345—348.
[2] Centralblatt 1886, S. 517.

seine zahlreichen Anhänger liefert, wüßten wir keine geistige Ausrüstung, welche sogar den Elementarlehrern nothwendiger wäre als die Kenntniß der Beweise für das Dasein Gottes, und als die Fähigkeit, dieselben in einfacher, populärer Weise vorzutragen. Denn ohne die festbegründete Ueberzeugung vom Dasein Gottes ist keine Ueberzeugung von der verpflichtenden Kraft der zehn Gebote und dem ewigen Lohn und der ewigen Strafe, welche sich an sie knüpfen, denkbar. Diese Ueberzeugung aber im Volke zu begründen, scheint uns wichtiger als die Verbreitung von allerlei chemischen und physiologischen Kenntnissen.

Ein anderes Lehrbuch ist: „Der Katechismusunterricht. Skizzen zur Entwicklung des Lehrinhalts des lutherischen Katechismus, . . . Ein Handbüchlein und Leitfaden für die Lehrenden, sowie ein Lern- und Wiederholungsbuch für die Lernenden, von F. A. Block, Rector der höheren Töchterschule, der ersten und zweiten Bürgerschule und der vorstädtischen Schulen zu Merseburg, dritte verbesserte Auflage (Leipzig, Merseburger 1883). Es ist eingeführt in einem Lehrerseminar und zwei Präparandenanstalten[1]. Seine Stellung zu den Gottesbeweisen zeichnet es ungemein einfach durch die Worte: „Die Grundlage aller Religion ist das anerschaffene Gottesbewußtsein, das Gefühl der Abhängigkeit von einem höhern Wesen." (S. 54.) Danach sind also die Gottesbeweise ungefähr ebenso überflüssig wie der Beweis, daß man essen müsse, wenn man hungrig ist; denn beides sagt uns ein anerschaffenes Gefühl. Ob dem wirklich so ist, möchten wir allerdings bezweifeln.

Keinerlei Ansatz von Gottesbeweisen konnten wir entdecken bei „Luthers Kleiner Katechismus in entwickelnder Methode erklärt für Geistliche und Lehrer von H. Kietz, Königl. Regierungs- und Schulrath. Ausgabe A, zweite Aufl." (Berlin, Hofmann 1886). Das Buch umfaßt 292 Seiten; es ist in zwei Lehrerseminarien eingeführt. Außer diesem größern gibt es auch ein kleineres Buch von Kietz („Ausgabe B für die Hand der Schüler"); daß sich in ihm keine Gottesbeweise finden, ist selbstverständlich. Wir wollen das auch nicht tadeln; denn bei kleineren Kindern darf man verlangen, daß sie den Eltern und dem Lehrer alles aufs Wort glauben, auch ohne Beweise. Nur stimmt das freilich schlecht zu dem protestantischerseits so kräftig betonten Grundsatz, daß keinerlei menschliche Lehrautorität sich zwischen Gott und den Einzelnen eindrängen dürfe. In dem größern Buche von Kietz durften wir indes um so mehr die Gottesbeweise erwarten.

[1] Centralblatt 1886, S. 517.

Ausführlicher behandelt unsere Frage die „Christliche Religionslehre. Nach dem Lehrbegriff der evangelischen Kirche. Von Johann Heinrich Kurtz, Doctor und emeritirtem Professor der Theologie, dreizehnte, revidirte Auflage" (Leipzig, Neumann 1883). Eingeführt ist es in einem Lehrerseminar, sechs Gymnasien oder Progymnasien, fünf Realschulen oder höheren Bürgerschulen [1]. Professor Kurtz also erklärt:

§ 148. „Nichts ist gewisser als die Existenz (das Dasein) eines höchsten und vollkommensten Wesens, das wir Gott nennen, eines Urhebers aller Dinge, der seines eigenen Daseins Grund nicht in einem andern, sondern in sich selbst hat. Denn obgleich diese Existenz nicht mit den Sinnen wahrnehmbar ist, so ist sie doch die Grundvoraussetzung jeder andern sinnlichen und übersinnlichen Existenz. Das Dasein Gottes bedarf also keines Beweises, weil es über allen Beweis erhaben ist.

§ 149. „Das Gottesbewußtsein ist als ursprüngliche Anlage im menschlichen Geiste vorhanden und beruht darauf, daß der menschliche Geist selbst göttlichen Ursprungs ist. Doch bedarf auch diese Anlage wie jede andere der Entfaltung und Pflege durch Erziehung und Unterricht. Geweckt und genährt wird außerdem das Gottesbewußtsein durch die Betrachtung der Werke Gottes in der Natur und des Waltens Gottes in der Geschichte. Die Anerkennung Gottes als des einzigen und persönlichen Schöpfers, Erhalters und Lenkers aller Dinge bezeichnet man als Theismus. Vollendete und bewußte Verleugnung oder Ableugnung des ursprünglichen Gottesbewußtseins (Atheismus) ist gar nicht oder nur als Selbstbelügung vorhanden. Wohl aber ist das ursprüngliche Gottesbewußtsein durch Irrthum und Lüste vielfach verdunkelt und verkehrt.

§ 150. „Da das natürliche Gottesbewußtsein auf diese Weise so vielfach entartet ist, kann es durchaus nicht mehr als völlig zuverlässige Quelle der Gotteserkenntniß angesehen werden. Rechte und sichere Gotteserkenntniß können wir vielmehr nur aus der Heiligen Schrift schöpfen, in welcher Gott sich selbst von neuem den Menschen offenbart hat."

Und wie, wenn der Ungläubige nun Herrn Professor Kurtz erklärt: „Ihr Christen sagt also selbst, daß man sichere Gotteserkenntniß jetzt nur aus der Heiligen Schrift schöpfen kann. Aus der Heiligen Schrift schöpft ihr sie nur deshalb mit Sicherheit, weil ihr die Heilige Schrift für Gottes Wort haltet. Für Gottes Wort könnt ihr sie nur dann mit Sicherheit

---

[1] Centralblatt 1886, S. 519; 1880, S. 6. Es wird hier die elfte, zu Mitau 1875 erschienene Auflage genannt.

halten, wenn ihr zuvor wißt, daß Gott existirt. Somit gelangt ihr nie zu sicherer Gotteserkenntniß. Denn aus der Bibel könnt ihr sie nur dann schöpfen, wenn euch das Dasein Gottes zuvor feststeht; dieses kann euch aber nicht zuvor feststehen, weil es nach eurer Angabe erst aus der Bibel, und aus ihr allein, geschöpft werden kann." Der Ungläubige zieht dann weiter seine Schlüsse — und er zieht sie jenem Religionslehrbuch gegenüber mit Recht —: „Also beruht das ganze Christenthum auf einem Kreisschluß; es bietet keinerlei Gewißheit, sondern steht vollständig in der Luft! Also kümmere ich mich nicht um die zehn Gebote! Also thue ich, was mir beliebt!" Der arme Fabrikarbeiter insbesondere zieht den Schluß: „Also fort mit den Kapitalisten! Alles muß getheilt werden, damit wir alle genießen, und nicht die einen die Sklaven der andern sind!"

Wenn die künftigen Lehrer in den Seminarien, wenn die Gymnasiasten, die Realschüler und die Mädchen aus solchen Religionslehrbüchern solche Schlüsse zögen, so wäre ihre Schlußfolgerung richtig. Die Verantwortung für derartige Folgerungen aber fiele zurück auf die Verfasser jener Lehrbücher und auf die Schulverwaltung, welche dieselben einführt.

Um noch sicherer festzustellen, ob dieser Mangel jeder vernünftigen Begründung des Christenthums in den protestantischen Lehrbüchern der Religion wirklich so allgemein herrsche, verschafften wir uns noch ein weiteres Lehrbuch, welches nach den Notizen im Centralblatt (1880 S. 7 und 1886 S. 519) wohl das verbreitetste zu sein scheint. Es ist Noack, Hilfsbuch für den evangelischen Religionsunterricht in den oberen Klassen höherer Schulen." Dasselbe ist eingeführt in 27 Gymnasien oder Progymnasien, 46 Realschulen oder höheren Bürgerschulen und zwei Lehrerseminarien. Gegenwärtig liegt es uns vor in der 21. Auflage (Berlin, Nicolai 1887). Wie nun gibt dieses Buch den Gymnasiasten, Realschülern und künftigen Lehrern Gewißheit über das heute so vielfach geläugnete Dasein Gottes? Herr Noack erklärt (S. 106): „Nicht mit dem Verstande ist Gott zu erkennen; sein Dasein ist vielmehr eine dem Glauben gewisse Thatsache, bestätigt durch Gottes Selbstoffenbarung." Wir staunten und fragten: soll ich denn Gott etwa mit dem leiblichen Auge erkennen? Denn wenn ich ihn erkennen soll, so muß ich ihn doch mit einem Erkenntnißvermögen erkennen; solcher Erkenntnißvermögen besitze ich aber nur zweierlei: den Verstand für das geistige Gebiet und die Sinne für das leibliche. Doch Herr Noack hat sich vermuthlich nur ungeschickt ausgedrückt; er hat sagen wollen: Nicht mit dem bloß natürlichen, durch den Glauben nicht erleuchteten Verstand ist Gott zu er=

kennen. Er fährt nämlich (S. 107) fort: „Beweise für das Dasein Gottes sind zwar für den Herzensglauben an Gott unnöthig und für den Zweifler unwirksam, aber doch Zeugnisse von dem Streben nach Befestigung des Gottesbewußtseins."

Wohlan denn, was soll nun der arme Zweifler beginnen? Was soll der arme Primaner thun, welchen der im Lehrpersonal der deutschen Gymnasien und Universitäten so weit verbreitete Atheismus in seinem Glauben wankend macht? Man erklärt ihm, die Gottesbeweise seien „unwirksam" für ihn, man verweist ihn also an die Offenbarung Gottes, wie sie in der Bibel vorliegt. Er fragt: „Gibt es denn wirklich einen Gott?" Antwort: „Ja!" Frage: „Wie beweisen Sie das? Denn es wird von namhaften Gelehrten bestritten!" Antwort: „Das läßt sich nicht beweisen, das müssen Sie glauben." Frage: „Wem soll ich es glauben?" Antwort: „Dem Worte Gottes in der Bibel." Frage: „Aber wie kann ich dem Worte Gottes glauben, wenn ich noch gar nicht weiß, ob Gott existirt, viel weniger, ob er Glauben verdient?" So dreht man den armen Zweifler im Kreise. Er soll der Bibel glauben, weil sie Gottes Wort ist, und er soll an Gott glauben, weil die Bibel es sagt. Es ist, als sollte der Luftschiffer den Luftballon halten, damit er nicht sinkt, während er selbst im Luftballon sitzt und von ihm getragen wird. Unter den sämmtlichen Lehrbüchern der Religion, welche wir uns auf gut Glück hatten kommen lassen, fand sich kein einziges, welches Gottesbeweise brächte; die bedeutenderen unter ihnen stellten die Stichhaltigkeit dieser Beweise sogar förmlich in Abrede. Welche Wirkungen muß dies Verfahren bei der Jugend hervorbringen? Die irgendwie Befähigteren werden gedrängt, das Christenthum als eine in der Luft schwebende Hypothese abzuwerfen, zumal, wenn sie merken, daß die Mehrzahl der Lehrer sich nicht mehr zum Apostolischen Symbolum bekennt, daß die gepriesensten deutschen Philosophen, und auch ein Göthe, Schiller und Lessing ihm den Rücken gewandt haben.

2. Nehmen wir indes an, der protestantische Schüler habe das außerordentliche Glück gehabt, durch die Behandlung der Gottesbeweise im Religionsunterricht nicht gleich anfangs seinen Glauben zu verlieren. Da zeigt sich alsbald eine zweite Gefahr, welche in ähnlicher Weise einen Conflict zwischen seinem Religionslehrbuch und der gesunden Vernunft nahelegt. Wie das Dasein Gottes (die gemeinsame Grundlage aller Religion) ohne Beweis vorausgesetzt wird, so wird auch das besondere

Fundament des Christenthums und namentlich des Protestantismus, nämlich die Echtheit und Inspiration der Bibel und ihrer einzelnen Theile, ohne jeden stichhaltigen Beweis hingestellt.

Crüger z. B. beginnt seine „Katechismuslehre“ mit einer Abhandlung von zehn Seiten über die Heilige Schrift. Mit Recht; denn sie ist ja die Grundlage für alles Weitere. Aber wie beweist er, daß ihre Bestandtheile wirklich von den angeblichen Verfassern herrühren, und besonders, daß sie auch von Gott eingegeben, daß sie „Gottes Wort“ sind? Wir Katholiken beweisen es aus der Tradition und der Lehre der Kirche. Aber als Protestant darf Crüger auf diese Quellen nicht greifen, weil die Heilige Schrift die einzige Quelle seines Glaubens ist. Er muß also nach andern Beweisen suchen und erklärt (S. 3), „daß die Schrift göttlichen Ursprungs ist, erkennen wir zuerst aus den Aussprüchen Jesu Christi“. Aber die Aussprüche Christi kennen wir ja nur aus dem, was wir die Heilige Schrift nennen, und die Echtheit und Glaubwürdigkeit dieses Buches ist ja eben noch zu beweisen! Außerdem: wo gibt uns Christus ein Verzeichniß, z. B. der echten Evangelien, und der echten Briefe (die nach seiner Himmelfahrt erst noch geschrieben werden sollten)? Wo lehrt er uns, dieselben von den vielen unechten, die gleichfalls in Umlauf waren, zu unterscheiden? Herr Crüger muß also bessere Beweise vorbringen. Er sagt also: „Daß die Lehre der Schrift von Gott ist, erkennen wir zweitens aus den Wundern, welche die Verfasser der Schrift gethan haben“ (S. 4). Aber hiermit dreht sich ja Herr Crüger abermals im Kreise! Denn die bezeichneten Wunder werden uns ja wiederum nur durch die Schrift bezeugt. Und sollte etwa eines oder das andere durch die Tradition erhärtet werden, so darf sich Herr Crüger, als Protestant, auf die angeblich so unzuverlässige Tradition nicht berufen! Sodann drittens: wo steht geschrieben, daß alles, was ein Mann, der irgend einmal ein Wunder verrichtet hat, schreibt, göttlich inspirirte Schrift ist? Und viertens: werden uns denn wirklich von allen Verfassern der Heiligen Schriften Wunder berichtet, z. B. von sämmtlichen vier großen und zwölf kleinen Propheten? Manche jener Verfasser sind uns ja nicht einmal dem Namen nach bekannt! Endlich fünftens: wie beweist Herr Crüger, daß die einzelnen Theile der Bibel wirklich von jenen Männern herrühren, die er als Wunderthäter für genügend beglaubigt erachtet?

Herr Crüger greift also zu einem dritten Beweise und spricht (S. 5): „Diese Vorherverkündigungen, die sich in der Schrift finden, sind eingetroffen, oder diese Weissagungen der Schrift sind erfüllt. Da nur

Gott die zukünftigen Begebenheiten vorherweiß, müssen die Weissagungen der Schrift, die erfüllt sind, von Gott herrühren. Einen Beweis für den göttlichen Ursprung der Heiligen Schrift nehmen wir daher drittens aus den Weissagungen der Schrift, die erfüllt sind." Aber die Weissagungen in der Heiligen Schrift und die Heiligen Bücher selbst sind doch zweierlei Dinge! In einer ganzen Reihe von Büchern, z. B. in den meisten Briefen des hl. Paulus, kommen gar keine derartige Weissagungen vor. Wie soll denn die Echtheit und Inspiration dieser Bücher durch Erfüllung von Weissagungen feststehen? Und wenn z. B. in einem Evangelium das Wort Christi erzählt wird, daß vom Tempel zu Jerusalem kein Stein auf dem andern bleiben werde, und wenn dieses Wort einige Zeit später erfüllt ward, so folgt doch höchstens nur, daß das Evangelium eine göttliche Weissagung Christi berichtet, nicht aber, daß das ganze Evangelium ein von Gott inspirirtes Buch ist, so wenig, wie jede Kirchengeschichte, die Weissagungen erzählt, darum inspirirt ist. Es folgt nicht einmal, daß das Buch von seinem angeblichen Verfasser herrührt, oder daß es überhaupt von einem Zeitgenossen geschrieben ward. Auch mit diesem Beweise ist es also nichts. Herr Crüger greift daher zu seinem vierten und letzten Beweise und sagt (S. 5): „Aus ihrer göttlichen Kraft erkennen wir viertens den göttlichen Ursprung der Schrift." Sonderbar! Und doch nannte Dr. Martin Luther (welcher für Herrn Crüger gewiß eine gute Autorität ist) den Brief des hl. Jakobus (welchen Herr Crüger für einen Theil der Heiligen Schrift ansieht) eine „stroherne Epistel"! So verschieden und so unzuverlässig ist der subjective Eindruck, welchen die einzelnen von dem göttlichen oder nicht göttlichen Charakter eines Buches erhalten oder zu erhalten wähnen! Wir rathen also Herrn Crüger, uns bessere Argumente zu bringen als den subjectiven Eindruck von der „göttlichen Kraft", welchen er aus den Heiligen Schriften empfangen haben will. Jedenfalls wird er damit nicht viel ausrichten, z. B. bei manchen historischen Büchern der Heiligen Schrift, oder beim Brief an Philemon, der wesentlich nichts enthält als eine Empfehlung für einen entlaufenen Sklaven.

Hiermit sind die Beweise des Herrn Seminardirectors Crüger zu Ende. Eine so unwissenschaftliche Begründung der Heiligen Schrift, dieser einzigen Grundlage des gesammten Protestantismus, muß doch jeden etwas nachdenkenden Tertianer in Erstaunen setzen; den Sekundaner und Primaner muß sie allmählich dahin bringen, daß er Christenthum und wissenschaftliches Streben für unvereinbare Dinge hält.

Sehen wir indes auch, wie Leimbach sich hilft. Er macht es sehr einfach. In seinem „Hilfsbuch für den evangelischen Religionsunterricht in höheren Schulen, II. Theil. Für die oberen Klassen der Gymnasien und Realschulen. Zweite Abtheilung (Prima): Evangelische Glaubens- und Sittenlehre“ (S. 6) erklärt er: „Die einzige Quelle der göttlichen Offenbarung im engern Sinne ist die Heilige Schrift Alten und Neuen Testamentes, d. h. der hebräische und griechische Grundtext der canonischen Bücher. Von ihnen setzt die christliche Kirche voraus, daß sie inspirirt, d. h. unter Mitwirkung des Heiligen Geistes abgefaßt worden seien.“ Also: „setzt voraus“; mit welchem Grunde? Wir stehen somit wieder in der Luft!

Allerdings bringt Leimbach in Abtheilung 1 seines Buches („Bibelkunde und Kirchengeschichte“) auf 60 Seiten Näheres über die Heilige Schrift. Aber die Echtheit und namentlich die Inspiration derselben zu beweisen, versäumt er. Er spricht von den Streitfragen über die Echtheit und Göttlichkeit der einzelnen Bücher; er berichtet, wie die vielen unechten oder doch nicht inspirirten allmählich von den inspirirten ausgeschieden wurden; dann schließt er S. 31: „Erst am Ende des vierten und Anfang des fünften Jahrhunderts ist der Canon des Neuen Testamentes auf einigen Synoden (Laodicea 364, Hippo 393, Carthago 419 n. Chr.) definitiv festgestellt und sind alle jetzt im Neuen Testament befindlichen Schriften für inspirirt und canonisch erklärt worden.“ Aber wie können derartige Zeugnisse der Tradition irgendwelche Garantie bieten für einen Protestanten, welcher die ganze Tradition, weil sie unzuverlässig sei, verwirft und seine ganze Religion lediglich aus der Heiligen Schrift schöpfen will? Und wie ist es für den gesunden Menschenverstand faßlich, daß Leimbach die genannten drei Concilien hier als definitive Feststellung des biblischen Canons bezeichnet, während er selbst für das Alte Testament sich an diese Feststellung nicht hält? Diese Concilien nämlich erklären das Buch Judith, das Buch der Weisheit, das Buch Tobiä, die zwei Bücher der Makkabäer u. s. w. für echt und inspirirt[1]. Leimbach aber erklärt sie (S. 2) für nicht inspirirt und nennt sie „Apokryphen“. Es bleibt also dabei: Leimbach setzt die Echtheit und Inspiration einfach voraus, ohne sie zu beweisen.

Aehnlich wie Leimbach macht es Schulz, „Biblisches Lesebuch“, 24. Aufl., Berlin, Oemigke, 1887 (eingeführt an einem Lehrerseminar,

---

[1] Vgl. Cornely, Introductio in U. T. libros sacros (Parisiis, Lethielleux 1885), vol. 1, p. 84. 85.

elf Gymnasien oder Progymnasien, sechs Realschulen oder Höheren Bürgerschulen). Was er an Beweis für Echtheit und Inspiration der Heiligen Schrift bringt, ist Tradition, somit eine Verläugnung des protestantischen Princips; auch begeht er obendrein die Inconsequenz, daß er (S. 215) die Synode von Hippo (393) mit ihrem Canon der Heiligen Schrift für das Neue Testament als Grundlage nimmt, es dagegen verwirft für das Alte Testament.

Bei Noack, Block und Kietz suchten wir ebenso vergebens nach eigentlichen Beweisen für Echtheit und Inspiration der Heiligen Schrift, namentlich nach solchen, die unabhängig wären von der Tradition.

Kurtz (S. 4) äußert sich, wie folgt: „Die Heilige Schrift ist durch Menschen und für Menschen geschrieben und von Menschen gesammelt und überliefert worden. Dennoch aber verdient sie mit vollem Rechte den Namen Wort Gottes. Denn die heiligen Männer Gottes (Propheten und Apostel), welche sie aufgezeichnet haben, haben nicht ihre eigene, menschliche Weisheit darin niedergelegt, sondern die Weisheit und Erkenntniß, welche der Geist Gottes durch unmittelbare Erleuchtung (Inspiration) in ihrem Geiste erzeugt hat. Die Abfassung der christlichen Religionsurkunden mußte, wenn sie anders die untrügliche Quelle aller christlichen Erkenntniß und die unbedingte Richtschnur alles christlichen Glaubens und Lebens sein sollten, zur Abwehr alles menschlichen Irrthums und zur vollen unverkürzten Darstellung der göttlichen Wahrheit, unter die unmittelbare Aufsicht und Mitwirkung des Heiligen Geistes gestellt werden. Und derselbe Geist, durch dessen Fürsorge die Heilige Schrift als unwandelbare Grundlage der Verkündigung und Erkenntniß des Heiles für alle kommenden Jahrhunderte entstand, mußte auch dafür sorgen, daß sie denselben wesentlich unverfälscht und unverkürzt überliefert werde. Beides gilt sowohl vom Alten wie vom Neuen Testamente."

Kurtz beruft sich also auf den Glaubenssatz, daß das Christenthum uns mit untrüglicher Gewißheit die Wahrheit bieten soll. Diese könne uns aber nicht anders geboten werden als durch ein Buch, bei welchem der Heilige Geist mitgewirkt habe: also seien die Bücher, die wir jetzt unter dem Namen „Bibel" zusammenfassen, das Wort Gottes. Aber woher weiß denn Herr Professor Kurtz, daß wir für unsere christliche Erkenntniß eine „unbedingte Richtschnur" verlangen dürfen? Woher weiß er, daß das Christenthum mehr ist als irgend eine veraltete Fabel? Offenbar weiß er es wiederum nur aus der Heiligen Schrift. Denn sie ist ihm ja die einzige Quelle des Glaubens. Also beweist auch er die

Heilige Schrift aus dem Glauben, und den Glauben aus der Heiligen Schrift. Wie aber mag dem gesunden Menschenverstand des Schülers bei solcher Logik zu Muthe werden?

Unwillkürlich erinnert uns das Vorgehen aller dieser Religionslehrbücher an den indischen Mythus, nach welchem die ganze Erde auf einem großen, weißen Elephanten ruht. Die einfacheren Seelen beruhigen sich hierbei und fragen nicht weiter: Worauf steht denn der Elephant? Aber die klügeren wissen auch hierfür noch eine Antwort und erklären: Der Elephant grast in einer Gegend jener Erde, die er auf seinem Rücken trägt!

3. Ist nun der Schüler unbeschadet seines aus dem elterlichen Hause ererbten Christenthums auch über diese Klippe hinweggekommen, so wartet seiner eine dritte. Allmählich nämlich muß sich ihm die Frage aufdrängen: In welcher Confession finde ich die echte christliche Lehre und die richtigen Sacramente? welches ist also die wahre Kirche: die preußisch-unirte? die katholische? die calvinische? die lutherische u. s. w.? Wollte er auf eigene Hand sich in allen Einzelfragen die Wahrheit heraussuchen, so müßte er zuvor Theologie studiren. Das geht also nicht. Er muß sich einer der bestehenden Confessionen anvertrauen, um von ihr die rechte Lehre und die richtigen Sacramente zu empfangen. Aber welcher? Sein Religionslehrbuch (Kurtz S. 161, 162) antwortet ihm mit der Augsburger Confession (Art. 7): „Die wahre Kirche ist da, wo ‚nach reinem Verstande das Evangelium gepredigt und die Sacramente, dem göttlichen Worte gemäß, gereicht werden‘. Diesen Anforderungen entspricht vollkommen unsere evangelisch-lutherische Kirche. Denn sie ist die Kirche der reinen Lehre, welche die Heilswahrheit im Worte Gottes voll und tief, klar und wahr erkennt und bekennt, predigt, lehrt und übt. Darum ist sie auch die Kirche des reinen Sacramentes, welche die Bedeutung der Sacramente in ihrer ganzen Tiefe und Fülle erkennt und sie, der Einsetzung völlig getreu, ohne Wegfall und Zuthat spendet. In beidem stellt sie sich deshalb auch dar als die Kirche der rechten, wahren Mitte zwischen den kirchlichen Extremen, indem sie den Irrthum nach der einen wie nach der andern Seite hin abweist und die Wahrheit, die auf beiden Seiten ist, voll- und allseitig festhält.“

Aber wie, wenn jetzt die übrigen Confessionen ebenso beanspruchen, „die Kirche der rechten, wahren Mitte“ zu sein? Der Schüler ist dann so klug wie zuvor. Keinen bessern Aufschluß erhält er bei Crüger, welcher (S. 261) erklärt: „Unser Heiland spricht (Joh. 8, 31): ‚So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger.‘ Wir

sind dann seine rechten Jünger, wenn wir bei seiner Rede bleiben; seine Rede enthält seine Lehre und seine Vorschriften über die Sacramente. Die übrigen Confessionen (Bekenntnisse) oder Kirchen außer der evangelischen sind nicht bei den Worten des Herrn geblieben; sie haben manche Lehren und Gebräuche, welche von Menschen herrühren, und dadurch, daß sie nicht reine Lehre und nicht die Sacramente nach Christi Einsetzung haben, machen sie es den Leuten sehr schwer, zum rechten Glauben und zur Seligkeit zu gelangen. Die evangelische Kirche dagegen bleibt bei den Worten des Herrn, sie hat reine Lehre und die Sacramente nach Christi Einsetzung. Wir bekennen uns deshalb zur evangelisch-lutherischen Kirche, weil dieselbe reine Lehre und die Sacramente nach Christi Einsetzung hat."

Nach Beweisen für diese grundlegende allgemeine Behauptung forscht der Schüler abermals vergebens.

4. Aeußere Gründe, aus welchen die lutherische (bezw. die calvinische, anglikanische u. s. w.) Kirche vor allen übrigen die reine Lehre besitze, werden dem Schüler also nicht geboten. Es wird ihm z. B. nicht gesagt: „Christus hat die sichtbare lutherische Kirche gestiftet, ihr sichtbares Lehramt eingesetzt und mit der Unterweisung aller Völker beauftragt, ihr den Gnadenbeistand verheißen, daß er sie in alle Wahrheit leiten werde." So etwas ließe sich allerdings von der lutherischen oder einer andern protestantischen Kirche auch schwerlich behaupten. Der Schüler muß daher, um in den einzelnen Punkten die Wahrheit zu finden, auf die Führung durch die äußere Autorität eines Lehramtes verzichten und selbst den Weg freier Forschung betreten, um mittelst eigener theologischer Studien die Wahrheit überall zu entdecken.

Bei diesem Unterfangen springt ihm nun zunächst die Frage von der wirklichen Gegenwart Christi im Abendmahle entgegen. Um gründlicher voranzugehen, greift er nach dem größern (für Geistliche und Lehrer bestimmten) Buche des königl. Regierungs- und Schulraths Kietz und findet hier die Sache dargestellt, wie folgt:

„Ueber das Verhältniß des Leibes und Blutes Christi zu dem Brod und Wein des Abendmahls haben sich vier verschiedene Ansichten geltend gemacht:

a) Die katholische Kirche sagt: Brod und Wein verwandeln sich durch die Consecration des Priesters in Leib und Blut Christi, so daß nach der Consecration nur eins da ist, nämlich Leib und Blut.

b) Zwingli lehrt im schroffsten Gegensatze gegen die katholische Kirche: Das Abendmahl sei kein Gnadenmittel zur Förderung unseres

Glaubens und unserer Heiligung. Brod und Wein seien nur Zeichen des Leibes und Blutes Christi, nicht Träger derselben, sondern nur Mittel dankbarer Erinnerung an den Tod Christi. Brod und Wein bleibe Brod und Wein und weiter nichts. Es solle nur Leib und Blut abbilden und daran erinnern. Christus sei darin weder gegenwärtig noch wirksam.

c) Luther hat die rechte, wahre und biblische Mitte, wenn er lehrt, daß im Abendmahl beides, das Himmlische in, mit und unter dem Irdischen wahrhaft vorhanden und sacramentlich vereinigt sei und genossen werde.

d) Calvin sucht zwischen Luther und Zwingli zu vermitteln, indem er lehrt, daß der verklärte Leib des Herrn beim Abendmahl wirksam gegenwärtig sei, aber nicht in, mit und unter dem Brod und Wein, sondern nur bei und neben demselben. Brod und Wein seien nur Wahrzeichen und Unterpfänder, nicht Mittel des Genusses der übersinnlichen, himmlischen Speise; darum empfinge nur der Gläubige Leib und Blut Christi; der Ungläubige dagegen genösse nur Brod und Wein."

Also kurz: Nach katholischer Lehre heißt es: „Dies ist mein Leib"; nach Zwingli: „Dies bedeutet meinen Leib"; nach Luther: „In, mit und unter diesem ist mein Leib"; nach Calvin endlich: „Bei und neben diesem ist mein Leib". Und nun soll der arme Junge wählen, welche Lehre der Heiligen Schrift, insbesondere den Einsetzungsworten Christi, entspreche! Herr Schulrath Kietz versichert ihn freilich (S. 247), gegen die katholische Auffassung „sprechen nicht nur die Einsetzungsworte, sondern auch die Schriftstellen, in denen Paulus vom Brod und von der Gemeinschaft mit dem Leibe redet" (I Kor. 11, 27—28. 10, 16). Aber der Schüler sagt sich unwillkürlich: Warum hat denn Christus beim letzten Abendmahle gesagt: „Dieses ist mein Leib", und nicht vielmehr: „In, mit und unter diesem ist mein Leib"?

5. Der arme Schüler kommt also durch die inneren theologisch-exegetischen Gründe so wenig zur Gewißheit über die Lehre seiner Confession, wie die äußere Lehrautorität derselben ihm Gewißheit verschafft. Und nun soll er sich — etwa bei der Confirmation oder bei einer spätern Gelegenheit — zur Augsburger Confession (bezw. zu den calvinischen oder anderen Bekenntnißschriften) bekennen und auf sie verpflichten lassen! Man verwirft ihm jeden Autoritätsglauben; denn der sei „römisch"; man verlangt, er solle selbst in der Schrift forschen. Aber wehe ihm, wenn er etwas anderes aus der Schrift herausfindet, als die Lehren der von Melanchthon abgefaßten Augsburger Confession (falls er nämlich

Lutheraner ist), oder als die Behauptungen des Heidelberger Katechismus u. s. w. (falls er reformirt ist).

6. Wir haben uns, um nicht zu ausführlich zu werden, bei dieser unserer Blütenlese aus protestantischen Lehrbüchern auf eine kleine Zahl derselben beschränkt, und zwar auf solche, wie wir sie auf gut Glück herausgriffen. Die Berücksichtigung einer größern Zahl würde vermuthlich noch manche neue Schwierigkeiten für den gesunden Menschenverstand bieten. Die vorliegenden aber summiren sich, wie folgt: Man erklärt dem Schüler, das Dasein Gottes lasse sich nicht beweisen, er solle es aber annehmen, obgleich es von namhaften Gelehrten bestritten wird. Man fordert, daß er eine Sammlung von Büchern, „Bibel" genannt, als Gottes Wort verehre und glaube; aber daß es Gottes Wort sei, beweist man ihm nicht. Man verlangt von ihm, daß er (falls seine Eltern lutherisch sind) in jenem Buche dieselben Lehren finde wie Luther; falls seine Eltern aber calvinisch sind, dieselben Lehren wie Calvin u. s. w. Kommt es dann zu einzelnen Lehren, wie der vom Abendmahl, so beruft man sich auf Bibeltexte, die man ebenso gut und besser auch für das Gegentheil anführen könnte.

Bei einer solchen Vergewaltigung des gesunden Menschenverstandes ist es denn freilich kein Wunder, wenn sich die Befähigteren und wenn sich überhaupt die gebildete Welt, der man in ihrer Jugend solchen Religionsunterricht gab, mit Verachtung vom Christenthum abwendet. Wir brauchen daher nicht zu erstaunen, wenn Geheimrath Wiese zweifelnd fragt, ob unter tausend Gymnasiallehrern wohl noch Einer mit Ueberzeugung das apostolische Glaubensbekenntniß unterschreibe. Er selbst weist auf den Mißstand hin, daß „der für berechtigt geltende Anspruch des protestantischen Individualismus" die Einheit und Uebereinstimmung zerstöre zwischen den verschiedenen Religionslehrern und obendrein zwischen Religions- und Confirmandenunterricht. Dann fährt er in bitterer Klage über den protestantischen Religionsunterricht fort:

„Nimmt man dies alles zusammen, so sieht man darin einen heillosen Zustand vor sich, in welchem sich bei der Jugend positive religiöse Ueberzeugungen weder anbauen noch befestigen könne. Die protestantische Freiheit schreckt bei einigen Lehrern auch davor nicht zurück, vom unverhehlten Standpunkte der Skepsis und des Unglaubens christlichen Religionsunterricht zu ertheilen und, uneingedenk der übernommenen Aufgabe, welche sie verpflichtet, die Jugend auf Grund der Offenbarung in den Rathschluß Gottes mit dem Menschengeschlechte einzuführen, das alles für problematisch

zu erklären, wie ein mir genannter Lehrer bei Tisch zu einer Dame gesagt haben soll: In der ersten Stunde lehre ich griechische, in der andern christliche Mythologie. Derselbe hat es als ein Recht in Anspruch genommen, die ihm anvertrauten Schüler auf die Höhe des von ihm in der Kritik der biblischen Bücher und der christlichen Lehre erreichten freien Standpunktes zu erheben. In Schulprogrammen kann man lesen, daß unser Verhältniß zum Christenthum eine offene Frage geworden sei; und in dem einer Mädchenschule fand ich kürzlich eine Untersuchung, wie dem in sich selbst nicht mehr haltbaren Christenthume durch platonische Philosophie aufzuhelfen sei. Ein so ungescheut offenes Hervortreten des Unglaubens kann auf die Schüler nicht ohne Wirkung bleiben. Hat doch u. a. im vorigen Monat ein Gymnasiast aus * direct an den Minister eine Eingabe des Inhaltes gerichtet: er sei zu dem Einsehen gelangt, daß es mit dem Christenthum nichts sei; er bitte deshalb, ihn von der Theilnahme am Religionsunterricht zu dispensiren." [1]

Jener Gymnasiast hatte möglicherweise so unlogischen Religionsunterricht erhalten, wie wir ihn oben kennen lernten, und dann die Folgerung gezogen, welche jeder logisch denkende Kopf daraus ziehen muß. Nur der Eine Gedanke hätte ihn dann vor dieser Folgerung bewahren können, der Gedanke, daß etwa nicht überall das Christenthum mit so ungereimten Widersprüchen vorgetragen werde, wie es bei ihm geschehen. Der Versuch hätte ihn retten können, im Katholicismus ein Religionssystem zu finden, welches sich mit wissenschaftlichem Denken vereinigen lasse. Jene Verfasser der protestantischen Religionslehrbücher mochten daher wohl fühlen, daß sie die protestantische Jugend vor dieser Gefahr, „römisch" zu werden, recht gründlich bewahren müßten. Sie haben es denn auch gethan. Mit welchen Mitteln? Davon später.

[1] Wiese, Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen. Bd. II, S. 209 (Berlin, Wiegand und Grieben, 1886).

L. v. Hammerstein S. J.

---

# Concilienleben im fünfzehnten und beginnenden sechzehnten Jahrhundert.

Die Reichstagsgeschichte ist zum guten Theile die Reichsgeschichte selbst. Das gilt in seiner Weise auch vom Reiche Christi. Im Leben der Kirche sind wenige Erscheinungen so lehrreich und so folgenschwer, wie ihre Reichstage, die Concilien. Auf den Concilien — allgemeinen Kirchenversammlungen, Provinzialconcilien, Diöcesansynoden — tritt klarer und stärker als sonst die Hand des göttlichen Geistes hervor, der seine Kirche leitet und schirmt. Aber auch für das rein irdische Auge sind diese Versammlungen von hohem Reize. Es trifft dort in den Fürsten der Kirche und in ihren Räthen den Geistesadel der Zeit, die schönsten Blüten, welche Bildung und Gesittung des Jahrhunderts getrieben. In den Concilien spiegeln sich die Irrthümer und Gebrechen der Geschlechter, fließen ihre Schmerzen und Wünsche zusammen, gewinnen ihre kühnsten Gedanken ein festes Gepräge. Allerdings kann man auch den Begriff des Concils fälschen, seine Bedeutung über Gebühr emporschrauben, den Concilsnamen zum Deckmantel der Unbotmäßigkeit herabwürdigen. Das Concilium artet dann zum Conciliabulum aus. Wir erinnern, um von Basel zu schweigen, an die „Räubersynode“ des christlichen Alterthums und an das jansenistische Concilszerrbild von Pistoja. Doch die trüben Wasser verlaufen sich im Sande, der Fels Petri zerbröckelt nicht; auch hier siegt immer wieder die Kirche.

Das Unternehmen, eine Geschichte der Concilien zu schreiben, ist fürwahr eine Mannesthat. Wir haben den Mann gefunden, der es gewagt und jahrelang unverdrossen fortgeführt, auch dann noch, als ihn die Vorsehung auf die Höhe eines bischöflichen Stuhles gesetzt; wir Deutsche sind stolz auf die „Conciliengeschichte“ des hochw. Herrn Karl Joseph von Hefele, Bischofs von Rottenburg. Mehr als ein fremdes Volk hat durch Uebersetzungen das Werk von uns geborgt. Eben darum konnte man aber auch des Gefühles tiefer Wehmuth sich nicht erwehren, als Bischof Hefele im Jahre 1874 bei der Veröffentlichung seines siebenten Bandes ankündigte[1], er müsse auf die Herausgabe weiterer Bände verzichten. Sollte das herrliche Werk unvollendet liegen bleiben? Wir sind

[1] Vorrede zu Abtheilung 2.

aus dieser bangen Furcht erlöst worden. Kein Geringerer als Cardinal Hergenröther hat die schwierige Aufgabe übernommen und bereits jetzt uns mit dem achten Bande der Conciliengeschichte beschenkt [1]; derselbe behandelt in zwei Büchern die Zeit vom Basler und Florentiner Concil bis zum fünften lateranischen und dann dieses selbst.

„Ich war bemüht," schreibt Se. Eminenz in der Vorrede, „der Form wie dem Geiste nach mich möglichst enge an den berühmten Vorgänger, den hochverdienten Begründer dieses Werkes, anzuschließen." Gewiß mit bestem Erfolge! Da freuen wir uns vor allem der breiten Grundlage von Quellenstoff: an die alten classischen Concilien-Folianten reihen sich in reicher, bunter Mannigfaltigkeit die Quellen-Ausgaben und darstellenden Arbeiten, welche die neuere und neueste Zeit in Sammelwerken, Monographien, Zeitschriften bietet. Das vaticanische Archiv leistet seine Beisteuer zunächst insoweit, als es durch den Verfasser selbst bereits weiteren Kreisen erschlossen ist in dessen musterhaft gearbeiteten und vom Verleger würdig ausgestatteten Regesten Leo's X. [2] Aber auch manche andere, bisher verborgene Schätze werden herangezogen, mehrere im Anhange vollständig herausgegeben (S. 810—867); dieselben werfen insbesondere neues, helles Licht auf den heftigen Kampf, welcher beim Lateranconcil zwischen Bischöfen und Ordensleuten tobte. Viel Leben und Reiz gewinnt die Geschichte dieser allgemeinen Kirchenversammlung aus dem Tagebuche des damaligen päpstlichen Ceremonienmeisters Paris de Grassis, welches Döllinger vor einigen Jahren veröffentlicht hat.

Die Concilien sind aus ihrer Zeit herausgewachsen und befruchten ihrerseits wieder den Boden der Zeit. Man erfaßt sie nur aus den Ereignissen und Personen heraus, welche damals die Welt bewegten. Diesen Grundsatz hat der Bischof von Rottenburg zuerst entschieden durchgeführt. Cardinal Hergenröther ist auch nach dieser Richtung in seine

---

[1] Conciliengeschichte. Nach den Quellen bearbeitet von Karl Joseph von Hefele, der Philosophie und Theologie Doctor, Bischof von Rottenburg. Fortgesetzt von J. Cardinal Hergenröther. Achter Band. (Der Fortsetzung erster Band.) VII u. 896 S. gr. 8⁰. Freiburg i. B., Herder, 1887. Preis: *M.* 9.60.

[2] Leonis X. Pontificis Maximi Regesta gloriosis auspiciis Leonis D. P. PP. XIII. feliciter regnantis e tabularii Vaticani manuscriptis voluminibus aliisque monumentis adjuvantibus tum eidem archivio addictis tum aliis eruditis viris collegit et edidit Jos. S. R. E. Cardinalis Hergenroether, S. Ap. Sedis archivista. Friburgi, Herder, 1884 sqq.

Das epochemachende „Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte" desselben Verfassers liegt seit kurzem in „dritter, verbesserter Auflage" vollendet vor.

Fußstapfen getreten. Man muß bei ihm, wie bei Hefele, sagen: Die Conciliengeschichte ist wie von selbst zur Kirchen- und Weltgeschichte geworden.

Das 15. und das beginnende 16. Jahrhundert ist des Glanzes keineswegs bar: es ist bestrahlt von der Heiligkeit eines Antonin, Johann von Capistran, Nicolaus von Flüe, vom Heldenmuthe des Skanderbeg, des Matthias Corvinus, des Peter d'Aubusson von Rhodus. Aus den Meeren tauchen neue Welten auf; Humanismus und Renaissance feiern ihre Siegesfeste; Nicolaus V. gründet die Bücherei des Vaticans; Julius II. legt den Grundstein zu St. Peter; in Spanien zerbricht das maurische Joch unter den Schlägen der „katholischen Könige"; die alte Kaiserherrlichkeit scheint in Max I. wiederzukehren. Aber wie viele düstere Schatten fallen hinein in das heitere Bild! Fürsten wie der doppelzüngige, reichsverrätherische Georg Podiebrad von Böhmen, und wie jener Ladislaus von Ungarn, der schon mit 18 Jahren seinen Ausschweifungen erliegt! In England herrscht der schwache, mißachtete Heinrich VI., nach ihm Eduard IV., der Mörder seines eigenen Bruders. Ludwig XII. von Frankreich trachtet ganz Italien dem französischen Scepter zu unterjochen und hat sich zeitweilig in einen solchen Papsthaß verloren, daß er Münzen prägen läßt mit der Umschrift: „Ich will Babylons Namen vertilgen" (431—432). Dabei ruhte die Kaiserkrone vier Jahrzehnte hindurch auf dem Haupte des thatenlosen, reichstagsscheuen Friedrich III., und sein Erbe, der edle Maximilian, ließ sich vom abenteuerlichen Traumbild des „Kaiser-Papstes" berücken; von den Fuggern wollte er 300 000 Ducaten borgen, die Stimmen der Wähler zu kaufen (452—453). Die arme Christenheit! Von außen schlagen ihr Türken und Tataren Wunde um Wunde; in ihren Eingeweiden wühlen Husiten, heimliche Juden, platonische Neuheiden. Die christlichen Fürsten und Völker zerfleischen sich in unablässigen Kriegen. In Italien insbesondere bilden Neapel, Genua, Mailand den ständigen Zankapfel auswärtiger Mächte, drehen sich Orsinis und Colonnas, Schweizer-Söldner und eingesessene Ritter, Fürstenbastarde und päpstliche Neffen im tollen Waffentanze; ein wirrer Knäuel schlingt sich zusammen: Bündnisse, geschlossen und wieder gelöst; Burgen, die man aufbaut und schleift; Heiraten zum Zwecke des Ländergewinnes, Eidbruch und Verrath, Gift und Dolch, Interdict und Bann. Hat der Verfasser, so frägt man sich bisweilen, nicht des Guten zuviel gethan? Hat er uns nicht zu tief hineingeführt in die Irrgänge dieses weltlichen Treibens? Aber gerade in diesem Gewirre liegt der Schlüssel für viele Räthsel verborgen. Warum konnten in jenen Tagen die Päpste trotz ihres glühenden Eifers kein Kreuzheer mehr nach Jerusalem führen? warum die Kirchenversammlungen trotz so vieler, heiliger Beschlüsse die Schäden der Kirche nicht heilen? Jetzt verstehen wir es. Wir begreifen, was Julius II. gemeint mit der Erklärung: er habe der Konstanzer Verordnung nicht entsprechen können, welche für alle zehn Jahre ein allgemeines Concil forderte; er habe den Wahleid nicht halten können, in welchem er ein solches binnen zwei Jahren versprochen; es habe keiner Lösung des Eides bedurft, die Zeitläufte selbst hätten die Er-

füllung unmöglich gemacht (454). Auch wenn so edle, sittenreine Päpste, wie Sixtus IV. und Leo X., den Vater der Christenheit oft zurücktreten lassen hinter den italienischen Fürsten, wenn sie verstrickt sind in staatliche Händel, eifrig bedacht auf Erhöhung ihres eigenen Geschlechtes, in gewissem Sinne selbst verweltlicht: wir hören auf, zu staunen, sobald wir die Erscheinungen betrachten im Rahmen ihrer Zeit. Es ist eine schwüle, gewitterschwangere Zeit: auf dem Dache der Sophienkirche zeigt sich der Halbmond; Deutschland liegt anbetend auf den Knieen vor dem Verfasser des „Lobes der Narrheit“[1]; Italiens Himmel ist geröthet vom Flammenschein des Scheiterhaufens, der die Leiche Savonarola's verschlingt.

Unser Heiliger Vater Leo XIII. hat am 18. August 1883 an den Geschichtschreiber die Anforderung gestellt, daß er die Wahrheit nicht entstelle durch das Verschweigen unbequemer Thatsachen, und daß er „frei sei von allem Verdacht der Zuneigung, von allem Verdacht der Feindschaft“. Der Cardinal hat das Wort des Papstes verstanden.

Nichts wird verschleiert, weder die Neffenwirthschaft Sixtus' IV.[2], noch der Berner Wunderbetrug, nicht der lebhafte Sinn für Geldgebühren, welchen päpstliche Ceremonienmeister in ihren Aufzeichnungen bekunden, noch die falschen Texte von Berosus und Manetho, welche der Mönch Nannius (wohl selbst getäuscht) von Rom in die Welt hinaus schleudert. Wir lernen Beispiele von Pfründenhäufung kennen (732—733), welche an die Grenze des Märchenhaften streifen. Döllinger hat eine spanische Denkschrift für das Lateranconcil herausgegeben; unser Verfasser macht sie in deutscher Uebersetzung uns zugänglich (466—470); sie klingt grauenerregend. Hat der Mann nicht übertrieben? Offenbar, aber Cardinal Hergenröther selbst zeigt uns im Collegium der Cardinäle Männer, denen das Verständniß ihrer hehren Aufgabe fremd war, Männer, welche die Ehre des Purpurs befleckten. Die Sintflut sollte noch höher steigen. Gott ließ es zu, daß auf dem Stuhle des hl. Petrus Alexander VI. sich niederließ. Man hat in unseren Tagen sich bemüht, diesen schmachbedeckten Namen vollständig rein zu waschen. Auf einen solchen Versuch verzichtet der Cardinal-Archivar des Heiligen Stuhles. Alexander, gesteht er, hat den päpstlichen Thron „zwar durch glänzende Gaben, Geschäftsgewandtheit, Leutseligkeit und Herablassung, ja überhaupt durch Herrschertugenden zu zieren vermocht, aber durch befleckten sittlichen Wandel entweiht“ (304). „In seinen Erlassen als Papst hat er seiner Würde nichts vergeben, seines Lehramts eifrig gewaltet“ (389). „Es sollte der Beweis geliefert werden, daß die

---

[1] In seinem Urtheile über Erasmus schließt der Verfasser (773—774) sich an Janssen (Gesch. des deutschen Volkes. II. 1. Buch, 1. Kap.) an.

[2] Natürlich erfahren wir auch, was der Papst zu seiner Entschuldigung anführen konnte (194).

Kirche auch unter einem unwürdigen Oberhaupte nicht zu Grunde gerichtet werden kann"[1] (302).

Wie hat sich unter solchen Häuptern das Concilienleben der Kirche gestaltet? Wir finden darin einen zweifachen Pulsschlag; der eine weist auf das Basler Concil, der andere auf das florentinische zurück. Zu Basel hatten kurz vorher einige Bischöfe und Doctoren sich an das Steuerruder der Kirche gesetzt, man hatte — natürlich, nachdem die Versammlung zum hauptlosen Conciliabulum geworden — die Oberherrlichkeit des Concils über den Papst als Glaubenslehre erklärt und nach diesem selbstgemachten Glaubenssatz den einzigen, zweifellos rechtmäßigen Papst Eugen IV. seines Amtes entsetzt. Dem gegenüber erneuerte die Kirchenversammlung von Florenz die alte Lehre von der Obergewalt des päpstlichen Stuhles und hob die Befugniß des „Stellvertreters Christi" hervor, „die ganze Kirche zu regieren". Seitdem gehen zwei Strömungen, die päpstliche und die papstfeindliche, lange Zeit nebeneinander. Das Concil war nun einmal zum Schoßkinde der öffentlichen Meinung geworden; sein Name besaß Zauberkraft; im Concil fanden viele das einzige Heilmittel der Kirche, manche — eine willkommene Waffe wider das Papstthum.

Wenn im Conclave die Cardinäle durch Wahlverträge die päpstliche Gewalt zu ihrem Vortheil zu beschneiden suchten, erschien mehr als einmal das allgemeine Concil unter den Versprechungen, welche der neue Papst beschwören mußte (394. 396). Aus rein staatlichen Gründen drohte der Franzosenkönig Karl VIII. dem Papste mit einer „allgemeinen Kirchenversammlung" (310—312), und als Paul II. zu Rom den Epikuräer Pomponio Leto und seine katakombenschänderischen Gesellen zur Verantwortung zog, hielten diese das „Concil" als Schreckbild ihm vor, ehe sie zur Verschwörung gegen sein Leben schritten (169). Wollte die „gallikanische" Geistlichkeit kein Geld für den Türkenkrieg geben, wollten die Bentivoglios ihre Zwingherrschaft über Bologna behaupten oder Savonarola den kirchlichen Befehlen trotzen: sie deckten sich alle mit dem nämlichen Schilde: Berufung vom Papste an ein zukünftiges allgemeines Concil. Damit suchten sich die Aufrührer in Castilien zu schützen, so gut wie Erzbischof Dietrich von Mainz, nachdem er die Annaten verweigert, und Herzog Sigismund von Oesterreich, als er den edlen Cardinal Nicolaus von Cues in den Kerker geworfen (124. 126.

---

[1] Nicht einmal sein eigenes Geschlecht konnte Alexander gänzlich verderben. Die Borjas gaben noch im 16. Jahrhunderte der Kirche einen großen Heiligen. Ob der hl. Franziskus Borgia mit seinen Fasten und Almosen, seinem Verzicht auf das Herzogthum und seinem Tode im Dienste der Kirche auch die Sünden seines Urgroßvaters Alexander VI. sühnen wollte?

164. 332—333. 342. 413); der Basler Concilsposse des Jahres 1482 nicht zu gedenken, wo ein unglücklicher Bischof als Cardinal und kaiserlicher Gesandter auftaucht, den Papst schmäht, das Concil verlangt, einen hochweisen Rath betrügt, um bald darauf mit Selbstmord zu enden (246—252). — Die Päpste verzagten nicht. „Der Papst beruft und leitet die Concilien; er hat die Gewalt über sie." So erklärte Sixtus IV. im Jahre 1479 den französischen Gesandten auf ihre Forderung einer allgemeinen Kirchenversammlung (224—225). Als vier Jahre später Venedig wider seine Strafverfügungen ein allgemeines Concil anrief, wies er in feierlichem Erlasse die Nichtigkeit und Sträflichkeit des Schrittes nach. Die erste Friedensbedingung, welche am 15. Februar 1510 der siegreiche Julius II. dem übermüthigen Freistaate setzte, war diese: Verdammung der Berufung vom Papste an ein allgemeines Concil (422). Beide Päpste gingen damit den Weg, den ihnen ein gefeierter Vorgänger gewiesen. Hohn des Schicksals! Aeneas Sylvius Piccolomini hatte stets mit mehr als der Hälfte seines Herzens Deutschland angehört; er war seiner Zeit ein ganzer Basler, ein Stern am Himmel von Basel gewesen. Dieser Mann sollte als Papst Pius II. vor der Fürstenversammlung von Mantua jene herrlichen Worte sprechen von der Bedeutung des römischen Bischofs, „dessen Pfarrei der Erdkreis", dessen Gewalt durch kein Concil beschränkt werde (113. 118); von ihm stammt der hochwichtige Erlaß vom 18. Januar 1460, der jede Berufung vom Papste an eine zukünftige allgemeine Kirchenversammlung strenge verbietet (123); von ihm erhielt die Hochschule Köln[1] jene Retractationsbulle, in welcher Pius verdammt, was Aeneas gelehrt (128—129). — Das Gespenst der Concilsherrschaft begann sich in sein Nichts aufzulösen. Wohl wagten noch im Jahre 1478 die Florentiner auf ihrer Aftersynode, Sixtus IV. den „Vikar des Teufels" und „Diener der Ehebrecher" zu schelten; aber am ersten Adventssonntage des zweitfolgenden Jahres lagen ihre zwölf Abgeordneten in der Vorhalle von St. Peter reuig auf dem Boden und ließen sich vom Papst die Schultern mit der Ruthe streichen (218—238). — Noch einmal flackerte die Concilswut in wildem Ingrimme auf, um eben damit sich selbst zu verzehren. Zu Bologna war im Jahre 1511 durch Pöbelhände das wundervolle eherne Standbild Julius' II. gestürzt und zertrümmert worden, welches Michel Angelo über das Thor von San Petronio gesetzt (431). Zu Pisa-Mailand-Lyon versuchte das sogen. zweite Pisaner Concil Julius II. selbst und in ihm die päpstliche Gewalt zu Boden zu werfen. Mit Meisterhand zeichnet unser Verfasser diese Versammlung in ihrer ganzen Unrechtmäßigkeit und Erbärmlichkeit: ein Schachzug französischer Staatskünstler gegen den Papst, ein matter Abklatsch des Trauerspieles von Basel. Eine Handvoll abtrünniger Cardinäle, die Minderheit des heiligen Collegiums, wie sie selbst gestanden, maßte sich die Berufung eines allgemeinen Concils an, setzte sich zu Gerichte über einen

[1] Der Kölner Gratius hieß Ortuin, nicht Alcuin (780 A. 3). Offenbar nur ein Druckfehler, wie 752 „Urban VI." statt Urban VIII. Einige Sätze däuchten uns etwas verwickelt, z. B. 701, Z. 4 ff.

zweifellosen Papst, überlieferte den Kirchenstaat den Franzosen (436—492). Wir gewahren mit Hochgefühl, wie in Deutschland Trithemius und Jakob Wimpheling vor dem Unternehmen warnten und der edelste der deutschen Fürsten, Herzog Georg von Sachsen, es ausdrücklich verdammte (481—560). Schließlich zieht auch Ludwig XII. die Hand von der Strohpuppe zurück, die er mühsam gehalten; der Vorsitzende von Pisa, Cardinal Carvajal, bringt als reuiger wiedergefundener Sohn der Kirche das Meßopfer dar, welches die Eröffnungsfeier bildet für die letzte öffentliche Sitzung des Laterenconcils (572. 727).

Diesem Concil, dem achtzehnten allgemeinen[1], wird die kirchliche Wissenschaft von jetzt an mehr Ehre zollen müssen, als bisher. Hatte man dasselbe früher nur stiefmütterlich behandelt, so führt nun Cardinal Hergenröther, aus reichen Quellen schöpfend, den ganzen Verlauf der Versammlung in vielen farbenreichen Bildern uns vor Augen. Wir lernen die Theilnehmer der einzelnen Sitzungen mit Namen kennen, die Feierlichkeiten und Förmlichkeiten, welche die Sitzungen umschlossen und begleiteten, Ausschüsse, Anträge, Entwürfe, vorbereitende Zusammenkünfte, sammt vielem andern, was dazwischen spielt.

An Einladungen hatten es Julius II. und Leo X. nicht fehlen lassen. Man sah einen Jacovazzi, Ugoni, Cajetan, Paul von Middelburg kommen. Aber viele, so klagte mit Recht in der dritten Sitzung der Bischof von Melfi, hatten das Concil gewünscht und angerufen, und jetzt, obschon zum Kommen aufgefordert, vernachlässigten sie es gänzlich (527). Die Zahl der Väter war stets gering. Doch die wenigen blieben nicht müßig. Gleich am Thore des Concils tritt ein reformeifriger Mann uns entgegen: der Augustinergeneral Aegidius von Viterbo, von den Humanisten Sadolet und Bembo ob seiner Bildung und Tugend hoch gepriesen, hielt die Eröffnungspredigt. Er sprach dabei den berühmten Satz aus, der seither als geflügeltes Wort die Welt durcheilt, ein Verdammungsurtheil für die „Kirchenverbesserer" des 16. Jahrhunderts: „Die Menschen müssen durch das Heilige, nicht das Heilige durch die Menschen geändert werden." Man wird einen Papst keiner Mißachtung der Synoden beschuldigen können, welcher dieselben in der Einleitungsrede seines Concils als die Nahrung der Kirche bezeichnen läßt, so nöthig für die Kirche, wie der Regen für die Wiesen, die Bebauung für die Aecker, das Beschneiden der Reben für die Weinberge. So oft man sie unterließ, ward „die göttliche Braut gleichsam vom Bräutigam verlassen", „erlosch das Licht des Heiligen Geistes" (501—506). Die Kirche, fügt Aegidius bei, müsse

---

[1] Ueber dieses Concil als allgemeines s. Hefele, Conciliengeschichte. 1. Bd. 2. Aufl. S. 68. 60.

wieder die ihr eigenthümlichen Waffen ergreifen: „Frömmigkeit, Religiosität, Rechtschaffenheit, Gebete, Gelübde, Glauben, kurz die Waffen des Lichtes". Zu allererst sei dies der Bischöfe Pflicht, erklärte in der sechsten Sitzung, der ersten vor Leo gehaltenen, der Prediger, ein kroatischer Bischof. Die Väter, sagte er, müßten „bei sich die Reformation beginnen, das eigene Haus vor allem säubern" (564—565). Solche Mahnungen verhallten nicht fruchtlos. Wir greifen aus den Reformbeschlüssen nur einige heraus. Die päpstlichen Kanzleigebühren wurden erheblich herabgesetzt, die Häufung der kirchlichen Pfründen eingeschränkt, die Erhaltung der Baulichkeiten an Kirchen und Klöstern sicher gestellt, Gotteslästerung mit Verlust des Adels und der geistlichen Aemter, „Schandmütze", Kerker, Galeere bedroht, der Geistlichkeit die Strafen in das Gedächtniß zurückgerufen, welche das Kirchenrecht für Verächter des Cölibates bestimmt. „Keine entgegengesetzte Gewohnheit kann entschuldigen, keine Ausrede gelten" (609). Strenge Rüge trifft auch die Prediger, welche die Kanzel durch Verdrehungen der Heiligen Schrift, falsche Prophezeiungen, Wundermärchen entweihen (708). Die Cardinäle müssen ein Hort der Armen, der Unterdrückten, der Ordensleute sein; in ihrem Hause sollen verarmte Adelige und gelehrte Männer eine gastliche Freistätte finden. Die vor kurzem entstandenen „Berge der Mildigkeit", die Leihhäuser unserer Tage, werden gebilligt und der ganzen Christenheit empfohlen; wer in Predigten oder gelehrten Vorträgen sie angreift, ist dem Banne verfallen (645—646). Die Buchdruckerkunst ist als „Gunst des Himmels" willkommen; vor dem Drucke aber soll jedes Buch der Kirche vorgelegt werden, „damit nicht mit dem guten Samen die Dornen sich verbinden, unter die Arzneimittel das Gift gemischt werde" (650—651). Der wissenschaftlichen Forschung aller Zeiten gab das Concil einen sichern Kompaß in der Erklärung: nichts könne philosophisch wahr sein, was theologisch unwahr; falsch sei alles, was dem Glauben zuwider (585). Janus spricht von der „Schmach der lateranischen Synode"[1], und in den bekannten Concilsbriefen wird sie das „schimpfliche Zerrbild einer Synode" genannt[2]. Die Kirche braucht ob solcher „Schmach" nicht zu erröthen.

Vor allem bezeichnet das fünfte Laterancocil einen mächtigen Fortschritt auf der Bahn, welche ausmünden sollte in die Concilshalle des Vaticans mit ihrer Glaubensentscheidung von der Fülle der päpstlichen Lehr- und Regierungsgewalt. Schon in die zweite Sitzung der lateranischen Synode warf der Dominikanergeneral Thomas de Vio den kühnen Satz hinein: Dem Papste haben alle Christen zu gehorchen „nicht bloß einzeln für sich, sondern auch alle zusammengenommen". Es fand sich kein Ritter, den Fehdehandschuh aufzuheben. Noch glänzender ging die Sonne des 19. December 1516 über den Gräbern der Apostelfürsten auf. Das fünfte Evangelium der Gallikaner, die pragmatische Sanction von Bourges, war von König Franz I. preisgegeben worden. Nun ward in der elften öffentlichen Concilssitzung „die

[1] Der Papst und das Concil, von Janus. Leipzig 1869. S. 384.

[2] Römische Briefe vom Concil, von Quirinus. München 1870. S. 431—432.

französische Verderbniß" förmlich zu Grabe getragen[1]. Vom Papste bemerkte die Aufhebungsbulle: es gehöre „zur Nothwendigkeit des Heiles, daß alle Christen ihm unterworfen seien"; er habe „Autorität über alle Concilien" (713—714). Sämmtliche Väter stimmten bei. Papst Leo X. hatte Grund genug, die Sitzung mit dem Te Deum zu schließen und unter frohen Glockenklängen einem Sieger gleich zum Vatican zurückzureiten. „In der That", sagt unser Verfasser, „hatte das Papalsystem vollkommen gesiegt" (714—719).

Noch andere Freudentage hatten die Väter zu verzeichnen. Sie sahen die Vertreter des tapfern Maronitenvolkes dem Papste den Fußkuß leisten, konnten das Werk der Kalenderverbesserung durch die Arbeiten ihres Ausschusses fördern; in Hieronymus Alexander, Bischof von San Domingo in Westindien, fand Amerika zum erstenmal Zutritt zum hohen Rathe der Kirche (619—621. 681—687. 703). Anderes wurde angestrebt, aber nicht erreicht; so die Zurückführung der Husiten und der allgemeine Friede der Christenheit. „Ueberhaupt", sagt Cardinal Hergenröther, „konnte das Concil eben nur Gesetze geben, und es gab deren viele, sehr heilsame; auf seinen Bestimmungen über das Predigtamt und über das Verhältniß der Regularen zu den Bischöfen hat nachher das Concil von Trient weiter gebaut." „Die Beschlüsse der Lateransynode hatten in vielen, zumal in den südlichen Ländern ihre heilsame Wirkung. Freilich vermochten sie die vorhandene revolutionäre Strömung nicht zu beseitigen, die ihre Früchte noch zeitigen sollte. Eine gewaltige Erschütterung mußte die Gemüther erst für die sittliche Reform reif machen, die Noth der Kirche sich steigern, ehe ein neuer Aufschwung erfolgte; der Krankheitsstoff mußte durch eine schmerzliche Operation ausgeschieden werden. Thatkräftige Männer, große Heilige waren nöthig, die Gebrechen und Mängel nach und nach zu beseitigen" (733—734).

Auch eine Kreuzzugsbulle hat Leo X. auf dem Lateranconcil erlassen. Wir gewahren überhaupt bei ihm und bei allen übrigen Päpsten dieser Zeit einen regen Eifer für den Türkenkrieg. Daß das 15. Jahrhundert kein Lepanto sah, das haben wahrhaftig nicht die Päpste verschuldet. Auch hier wieder grelle Gegensätze: Fieberkrank zieht Pius II. aus Rom, um selbst die Kreuzfahrer in das Heilige Land zu begleiten; er läßt sich bei Ancona an das Meeresufer tragen und segnet die Flotte mit der zitternden Hand des Sterbenden (149—150). Der deutsche Kaiser Friedrich III. nimmt vom Papste den geweihten Hut und Degen in Empfang, um dann — wider den

---

[1] Das französische Concordat trat an ihre Stelle. Es gab dem Könige die „Benennung" der Bischöfe und vieler Klostervorstände, enthielt aber auch manche sehr heilsame Bestimmungen; so wurden die „Anwartschaften" und Pfründenvorbehalte abgeschafft, die höheren Studien gefördert durch die Bevorzugung jener, welche an den Hochschulen Grade erhalten. Ergötzlich ist es, das Sträuben der Gallikaner zu sehen. Parlament und Sorbonne legten Berufung ein an eine zukünftige Kirchenversammlung und „an alle, an die man appelliren kann". Sogar die Unbefleckte Empfängniß Mariens ward gegen das Concordat ins Feld geführt (736—744).

christlichen Ungarnkönig zu streiten. Rom rüstet Flotten wider den Halbmond, ruft die Fürsten auf durch Briefe und Boten, verheißt Ablässe, leert seine Schatzkammern; Pius II. allein hat 200 000 Goldstücke gespendet (192). Auf deutschen Synoden klagt man über Rom, welches „dem deutschen Schäflein unter dem Vorwande des Kirchenzehents das Fell über die Ohren ziehen“ wolle. Deutsche Reichsversammlungen sehen ruhig zu, wie die Türken in Steiermark und Kärnten einfallen, Dörfer zerstören, Menschen rauben; die „Beschwerden der deutschen Nation“ sind immer wieder die erwünschte Decke, die Schande deutscher Thatenlosigkeit zu verbergen (90. 197 u. s. w.).

Zum Glücke waren Synoden wie die eben erwähnten keineswegs zahlreich. Wir machen vielmehr die frohe Wahrnehmung, daß die Provinzial- und Diöcesansynoden jener Zeit die schönsten Blätter unserer Conciliengeschichte bezeichnen. Provinzialconcilien, hatte man zu Basel und wiederum im Lateran bestimmt, sollten alle drei Jahre, Diöcesansynoden jedes Jahr gefeiert werden. Diese Verordnungen wirkten wie zündende Funken: die Synoden wurden zu Feuerherden kirchlichen Eifers. Durch Deutschland, von Salzburg bis nach Minden hinauf, zogen sich, einer strahlenden Goldkette gleich, die Reformsynoden, welche Nicolaus von Cues, der deutsche Cardinal, um sich versammelte; da riß sich die Priesterschaft aus unwürdigen Banden los, gestalteten sich die Augustiner nach dem Muster von Windesheim um, belebten die Benediktiner sich neu mit dem Hauche des Bursfelder Geistes (40—51). Es ist ein wahres Werk der Barmherzigkeit, was unser Verfasser thut durch seine eingehende Darstellung dieser und vieler anderer Synoden. Das sind Oasen in der Wüste. Das Herz, gepreßt durch so viele Aergernisse, erweitert sich wieder. Nein, auch in jenen bösen Tagen schliefen nicht alle Wächter auf Sions Zinnen! Die Braut Christi war auch damals nicht blind für die Flecken und Runzeln, welche ihr Antlitz entstellten. Wohl mochten in Frankreich — das Concordat gesteht es — gewissenlose Träger kirchlicher Gerichtsbarkeit öffentliche Aergernisse übersehen, von schmutzigem Golde geblendet, und in Rom selbst hinter des Papstes Rücken frevle Buben Gnadenbriefe fälschen, welche das Unmögliche erlaubten[1]: an den echten Urkunden der Kirche, den Beschlüssen ihrer Synoden, klebt keine Makel. Sie brandmarken die Lehre, daß einfache Unzucht keine Todsünde sei, wachen mit Eifersucht über die Oeffentlichkeit und Feierlichkeit der Eheschließung (156. 255. 294. 373. 548), verpönen unablässig die Unenthaltsamkeit im „Erbtheil des Herrn“ (38. 39. 49. 51 u. s. w.). In diesen Versammlungen

[1] Innocenz VIII. ließ zwei solcher Schurken hinrichten (297).

fühlte sich die Kirche als die freie Himmelstochter; immer wieder erklang hier das Wort, das auf der Straßburger Synode vom Jahre 1482 Geiler von Kaisersberg mit seiner Donnerstimme in die Welt hineinrief, das Klage- und Strafwort gegen die weltlichen Fürsten und Räthe, welche der Kirche Gut und Freiheit rauben (12—14. 64. 68. 72. 89. 97 u. s. w.). Man eifert wider den Wucher und die Strandräuberei, sorgt für Krankenhäuser, Aussätzige, arme Studenten, bestraft die Zauberei und Wahrsagerei, den Mißbrauch der Heiligen Schrift und der heiligen Bilder, der Ablässe und der Reliquien, regelt die Aufbewahrung und Aussetzung des heiligen Altarssacramentes und vieles andere im Gottesdienste (51. 53. 64 u. s. w.), gründet Archive an den Domkirchen und stellt Geschichtschreiber an (27. 204—205), sichert den religiösen Unterricht des Volkes, bald durch die Katechismustafeln, die in jeder Kirche hängen müssen, bald durch das Glockenzeichen, das am Sonntag Abend zur Christenlehre ruft, bald durch die sonntägliche Erklärung des Evangeliums in der Muttersprache (546. 370. 374 u. s. w.).

Und mit welcher Muttersorge wacht nicht die Kirche auf diesen Synoden über die Diener des Heiligthumes! Die Bischöfe sollen bei Tisch aus der Schrift sich vorlesen lassen (37. 200). Wie ein hundertfaches Echo klingt es von allen Himmelsstrichen wieder: die Geistlichen möchten doch das Wirthshaus meiden, möchten sich fernhalten von Schmausereien und von Zechgelagen! Vermeiden sollen sie das Abkürzen und Verschlingen der Silben beim Breviergebete (752), das Waffentragen, die Theilnahme an Tänzen und an Stiergefechten. Sie sollen sich nicht in rothe und grüne Seide kleiden, keine Goldzieraten am Gewande tragen, keine Pferde und Maulesel mit sammtenen Decken benützen, sich nicht vermummen u. s. w. (200—201. 606—607. 746).

Mit Freude und Weh zugleich erfüllt uns die Synodalgeschichte der nordischen Reiche. Wir finden die ersten Wurzeln der Hochschule Upsala im Schoße einer schwedischen Kirchenversammlung (18), treffen eine Reihe von Concilien in Dänemark, dessen König Christian I. noch im Jahre 1474 in Rom als Pilger erscheint (209), und selbst das ferne Island zählt binnen 90 Jahren nicht weniger als zehn Synoden; es waren für die unglückliche Insel die letzten lichten Sommertage vor langem, starrem Geisterwinter!

Dies alles zeigt zur Genüge, welch starke Waffen zur Vertheidigung der Kirche in unserer Conciliengeschichte aufgespeichert liegen. Nicht als ob der Verfasser auch nur ein einziges Mal in leidenschaftlichen Kampfeston sich verirrte! Die Thatsachen zeigen sich in ihrer ungeschminkten Wahrheit und zerstreuen so viele Vorwürfe, welche in

unseren Tagen ein Brosch, Geiger, Gregorovius, Hammer, Schmarsow, Zöpffel u. a. auf das Andenken jener Geschlechter geladen (36. 194. 214. 191—192. 315. 321 u. s. w.).

Ein Beispiel: Beim fünften Lateranconcil, versichert im Tone des Eingeweihten der Schreiber der Quirinusbriefe [1], hätten sich die „längst an die Bedientenrolle gewöhnten italienischen Bischöfe" dazu gebrauchen lassen, einfach das zu bestätigen, was ihnen vom Papste vorgelegt wurde; sie wurden, sagt er, seitens des Papstes „wie Bediente behandelt, die man zu bestimmter Knechtsarbeit kommen ließ" und nach gethaner Arbeit wieder entließ. Wir schlagen die Geschichte unserer Kirchenversammlung auf und lernen darin eine Reihe von Bischöfen kennen — Jeremias von Trani scheint ihr Bannerträger zu sein —, welche in Gegenwart des Papstes ihre Unzufriedenheit mit den päpstlichen Vorschlägen äußern, ja geradezu das Placet verweigern (533—534. 570. 588—589. 611. 704. 731). Der Bischöfe wegen wird dieser Gesetzentwurf geändert, jener ganz fallen gelassen (720—722. 730). Die Cardinäle wollten mehrere Vorrechte behalten oder erwerben; aber die Bischöfe drohten mit „displicet" oder gänzlichem Wegbleiben von der Sitzung (594—595). Vor allem sei jetzt nöthig, rief am 27. April 1613 der Bischof von Modruß, daß das Haupt des Glaubens, die römische Kirche, reformirt werde, und in der 10. öffentlichen Sitzung bekam Leo X. aus dem Munde des Erzbischofs von Patras das ernste Wort zu hören: „Auch wer auf dem Apostolischen Stuhle sitzt, wird der Strafe nicht entgehen, wenn er Gott nicht gehorcht; Gott wird ihn richten!" Ein Vorgänger Leo's, Sixtus IV., hatte den Ordensleuten — zunächst den Franziskanern — das „Große Meer" von geistlichen Vorrechten verliehen. Die lateranischen Bischöfe reichten gegen die wackeren Kämpen des Heiligen Stuhles nicht weniger als 80 Anträge ein. „Ein furchtbarer Sturm", schrieb der Augustinergeneral Aegidius, „hat uns ergriffen." „Es ist die größte Gefahr, daß wir auf dem ‚Großen Meere' Schiffbruch leiden." Man verhandelte lange mit den Bischöfen und legte endlich einen Entwurf vor, fand aber solchen Widerspruch bei ihnen, daß der Papst in vielen Stücken einfach nachgab (622—717). Bedienten-Siege!

Auch auf die Papstgeschichte im engern Sinne fällt aus unserer Conciliengeschichte manch kostbarer Lichtstrahl. So sind wir z. B. bisher von L. von Ranke [2] belehrt worden, Sixtus IV. habe „den Verdacht auf sich geladen", als habe er um die Verschwörung der florentinischen Pazzis wider das Leben der Mediceer gewußt, „um den Mordanfall, den diese vor dem Altare einer Kathedrale ausführten, als habe er um so etwas mitgewußt, er, der Vater der Gläubigen — —". An die Stelle dieser Gedankenstriche tritt nun die trostreiche Wahrheit: Sixtus hatte sich entschieden gegen einen Meuchelmord erklärt und ward bei der Kunde von dem Verbrechen schmerzlich ergriffen (Hergen-

[1] A. a. O. S. 179.

[2] L. v. Ranke, Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten. 6. Aufl. 3 Bde. Leipzig 1874. I, 31.

röther 214—215). Daß Cesare Borgia, Alexanders VI. Sohn, seinen Bruder Johann, Herzog von Gandia, habe ermorden und in den Tiber werfen lassen, ist von Ranke als sichere Wahrheit uns vorgerückt worden[1]; doch trotz der Handschrift, auf welche er hinweist, wird fortan ein Zweifel erlaubt sein; denn Hergenröther erklärt uns, daß die Beschuldigung „sicher falsch“[2] (375). Ueber Alexander selbst hat Ranke[3] ein handschriftliches „fliegendes Blatt“ gefunden, welches klagt, der Papst bahne „dem Antichrist den Weg; er sorge für die Erfüllung des satanischen, nicht des himmlischen Reiches“. Es gibt im Buche der Geschichte noch andere Blätter, welche den Namen dieses Papstes tragen; Raynald, Hardouin, Hefele haben sie treulich gesammelt; wir erfahren aus ihnen durch unsern Verfasser, was Alexander gethan für die religiöse Belehrung der Litthauer, der Georgier, der Griechen, für die Reinerhaltung des Glaubens im Abendlande, für den Ordensstand, die Vereinfachung des päpstlichen Kanzleiwesens, die Unterdrückung falscher Urkunden und unechter Ablässe, den Glanz des Gottesdienstes, für Ungarn, Polen, Rhodus, denen er Geld und Schiffe zum Türkenkrieg sandte (341—342). Gegen die Türken hatte Alexander schon als Cardinal auf eigene Kosten ein stattliches Schiff ausgerüstet. Spanien verdankt ihm seinen Ximenez, Deutschland seinen zweiten Nicolaus von Cues, den herrlichen Cardinallegaten Raimund Perauld (344. 359—362). „Eine übergroße Zahl noch der Bekanntgabe harrender Actenstücke zeigt die unabläßige Wirksamkeit auch dieses Pontificates“ (389—391). Möchte recht bald der Gelehrte sich finden, welcher mit diesen Schätzen uns vertraut macht! Solche Quellen der Papstgeschichte würden reiner fließen, als jene Handschriften und Drucke, deren Gewährsmann Platina ist mit seinem racheschnaubenden Leben Pauls II., oder Stephan Infessura, der schmähsüchtige römische Stadtschreiber, oder gar jener traurige Deutsche an Alexanders Hof, der sein biederes Deutschthum so schnell vergessen: Burchard von Straßburg wird von seinem Amtsgenossen Paris de Grassis als ein überaus neidischer, ganz gemeiner Mensch gekennzeichnet (389). Auch ein Alexander fordert mit Recht, erlöst zu werden aus dem Gewebe von Märchen, mit welchem die Verleumdungssucht und Leichtgläubigkeit früherer Zeiten ihn umsponnen[4]. „Will man eine Charakterschilderung? — Man denke sich den Teufel — einen Tiger — den Catilina — Nero — mit allen ist er verglichen.“ So antwortete man vor 70 Jahren in einem für Deutschland tonangebenden Werke[5]. Es ist seitdem lichter geworden. Man hat Alexander von der Blutschande mit seiner Tochter Lucretia freigesprochen, hat ihm verschiedene Giftbecher aus der Hand

---

[1] A. a. O. S. 33.

[2] Näheres geben wir unten in der „Miscelle“.

[3] A. a. O. S. 34.

[4] Die Schmähsucht gehört zu den Krankheiten jener Zeit. Vgl. Prof. Pastors Besprechung von Schmarsows Melozzo da Forli, im Histor. Jahrb. der Görresgesellschaft. VIII, 730.

[5] Ersch und Grubers Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. III. Leipzig 1819. S. 37.

genommen, wie den des Prinzen Dschem und den des Cardinals Orsini [1]; die Briefe, laut welcher er den Sultan nach Italien gerufen haben sollte, sind in den Papierkorb gewandert. Auch der Bericht über das Ende des Papstes wird seinen nervenkitzelnden Reiz verlieren müssen, um die Wahrheit zu gewinnen. „Er beabsichtigte einst, wie es nur allzu gut bezeugt ist," versichert uns Ranke [2], „einen der reichsten Cardinäle mit Gift aus dem Wege zu schaffen: aber dieser wußte durch Geschenke, Versprechen und Bitten den päpstlichen Küchenmeister zu erweichen. Der Confect, den man für den Cardinal zubereitet, ward dem Papste vorgesetzt: er selber starb an dem Gifte, mit dem er einen andern umbringen wollen." Thatsache ist, daß der Papst im August des Jahres 1503 eines Abends bei Cardinal Hadrian im Freien speiste; er erkältete sich und holte sich ein tödtliches Fieber. Damals, wie jetzt noch, forderte in dieser Jahreszeit das Fieber zu Rom manche Opfer. Alexanders Vergiftung ist eine „Fabel" [3] (388—389).

Bischof v. Hefele's Conciliengeschichte gibt in ihren sieben Bänden [4], welchen jetzt dieser achte von Cardinal Hergenröther vollkommen ebenbürtig sich anschließt, die Acten und den Verlauf einer Menge von deutschen Kirchenversammlungen. Trotzdem sucht man vergebens den Namen der Conciliengeschichte in Waitz-Dahlmanns Quellenkunde der deutschen Geschichte; derselbe fehlt sogar in der neuesten Auflage des Buches (Göttingen 1883). Vielleicht werden jetzt, nachdem Waitz in das Grab gestiegen, weniger katholikenfeindliche Hände sein Werk weiterführen und die klaffende Lücke ausfüllen. Des Herrn von Wessenberg „Große Kirchenversammlungen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts" (Konstanz 1840) wird man dann ohne Nachtheil für die Wissenschaft aus Dahlmanns Buch streichen können.

Cardinal Hergenröther gibt uns in seiner Vorrede die frohe Kunde, daß vom folgenden (dem neunten) Bande der Conciliengeschichte der größte Theil handschriftlich bereits vollendet sei. Der Band soll von der Trienter Kirchenversammlung die Vorgeschichte und den ersten Abschnitt — die Zeit Pauls III. — bringen. Bekanntlich hat in den letzten Jahren die

[1] An dieses letztere Gift glaubt noch Prof. R. Zöpffel in der neuen Auflage der Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, herausgegeben von Herzog und Plitt. I. Leipzig 1877. S. 275.

[2] A. a. O. S. 34—35.

[3] Die Fabelhaftigkeit dieser Erzählung erkennt auch der neueste Lebensbeschreiber Cardinal Hadrians an (Adrian von Corneto. Ein Beitrag zur Geschichte der Curie und der Renaissance, von Bruno Gebhardt. Breslau 1886).

[4] Eine vermehrte und verbesserte Auflage des Werkes, zunächst vom fünften Bande an, wird bekanntlich im Auftrage des Verfassers von Herrn Universitäts-Professor Dr. Aloys Knöpfler besorgt.

geschichtliche Forschung wiederum mit Vorliebe den Weg nach Trient eingeschlagen. Es ist höchst wünschenswerth, daß hier nicht außerkirchliche und unkirchliche Geister der Richterstühle sich bemächtigen. Die Sarpis sind schon emsig an der Arbeit. Möchte Trient recht bald in Cardinal Hergenröther seinen Pallavicini erneut und übertroffen sehen!

**Otto Braunsberger S. J.**

---

# Zur christlichen Aesthetik.

(Fortsetzung.)

---

Die sensualistische Auffassung der Schönheit macht dieselbe mehr oder minder der Begierde dienstbar, da der sinnlichen Erkenntniß naturgemäß das sinnliche Begehren nachfolgt. Wir müssen aber den so erzielten Genuß von dem Schönheitsgenusse scharf absondern. Das Begehren der leiblichen Natur hat nämlich vor allem die Erhaltung derselben, sei es im Einzelwesen, sei es in der Gattung, also Ernährung, Wachsthum und Fortpflanzung zum Ziele. Wie wenig aber dieses Streben mit der Schönheit des erstrebten Gegenstandes zu thun hat, erhellt daraus, daß wir den vegetativen Kräften niemals den Genuß der Schönheit zuschreiben. Dieser setzt wenigstens eine Erkenntniß voraus. Doch auch den drei niederen Sinnen eignen wir die Erfassung des Schönen nicht zu. „Die Rose riecht schön"; „Der Wein schmeckt schön", „Der Sammet fühlt sich schön an", sind offenbar uneigentliche Ausdrücke, die vielleicht einmal vernommen werden, aber fast zum Lachen reizen. Die genannten Sinne stehen nämlich in nächster Beziehung zum Selbsterhaltungstriebe, welcher keine Berührung mit der Schönheit hat. Von den Erscheinungsdingen heißen darum durchweg nur diejenigen schön, welche durch das Auge und das Ohr wahrgenommen werden. Trotzdem nun sagen wir nicht, daß die Thiere mit den höheren äußern oder mit den inneren Sinnen die Schönheit erfassen; wir haben gesehen, wie der Sprachgebrauch und zwingende Gründe dies nicht gestatten. Vom Menschen hingegen sagen wir ganz häufig: „Das Auge urtheilt über die Schönheit der Farben, das Ohr über die Schönheit der Töne, und die Phantasie erfreut sich an schönen Bildern." Obschon also die sinnlichen Fähigkeiten des Menschen nicht wesentlich von denen des Thieres verschieden sind,

müssen dieselben doch, nach dem Sprachgebrauche zu urtheilen, ein näheres Verhältniß zur Schönheit haben. So unmittelbar ist dieses nun freilich keineswegs, daß wir unsern Sinnen die ausschließliche oder die volle Erkenntniß des Schönen zuschreiben dürften. P. Jungmann schien uns den Antheil derselben allerdings einigermaßen zu verkürzen; allein da diese Meinungsverschiedenheit von geringerer Bedeutung ist, so haben wir die weitere Ausführung oder Erklärung unserer Ansicht noch verschoben, um ihm in seinem weiteren Streite gegen die unchristliche Aesthetik zu folgen [1].

Die wesentlich übersinnliche Schönheit hat nach P. Jungmann noch folgende zwei Merkmale: sie gewährt keinen anderen Genuß, als den der geistigen Anschauung und der eigentlichen Liebe (N. 29 ff. 74 ff.). Daß Erkenntniß und Besitz des Schönen Genuß, Freude, Wohlbehagen erzeugen, liegt so augenfällig im Wesen und Begriff desselben, daß es eines Beweises nicht bedarf, ja eigentlich nicht einmal fähig ist. Aristoteles soll auf die Frage, warum wir uns gern und lange mit dem Schönen abzugeben pflegen, erwiedert haben, „nur ein Blinder könne so fragen". Die zuerst und unmittelbar empfundene Wirkung des Schönen ist in der That die des Gefälligen, Befriedigenden und Beglückenden; eher kann uns jede andere Eigenschaft, als diese, verborgen bleiben; sie wird von jedem anerkannt, der überhaupt weiß, was „schön" heißt. Es kann sich also nur um die Bestimmung der Art dieses Genusses handeln. Genuß, Freude und Zufriedenheit kommen im eigentlichen Sinne dem Strebevermögen [2] zu, und zwar sowohl dem geistigen als dem sinnlichen; im uneigentlichen Sinne, welcher in unserm Falle wohl nicht allein verstanden werden darf, fühlt sich jedes Vermögen der sinnbegabten Wesen beglückt, wenn es das ihm zusagende Gut besitzt, also z. B. der Verstand, sobald er die Wahrheit erfaßt, das Auge, sobald Licht und Farbe wohlthuend auf dasselbe einwirken. Aristoteles definirt den Genuß oder die

---

[1] Im Vorbeigehen sei bemerkt, daß Cardinal Franzelin, De Deo Uno thes. XXX, nicht ansteht, die Schönheit im Anschluß an Thom. S. I. 5, 4. ad I geradezu auch unserem sinnlichen Erkenntnißvermögen als Object zuzuweisen; doch sei dies die unterste Art der Schönheit, über die hinaus eine geistig-sinnliche und eine geistige Schönheit unterschieden werden müsse. Das eigentliche Wesen der „schönen" Dinge sei also je nach dem Grund ihrer Schönheit durchaus verschieden. — Wie viele Gelehrte mit uns eine geistig-sinnliche Schönheit als die unserer Natur entsprechende annehmen, braucht nicht erinnert zu werden.

[2] Die neuere Philosophie unterscheidet mit Unrecht das Gefühlsvermögen vom Strebevermögen. Für unsere Frage macht es wenig Unterschied, wenn man den Schönheitsgenuß auch dem Gefühlsvermögen zueignet.

Lust als „eine Aufregung (Affection) der Seele, welche die Versetzung derselben in den ihr naturgemäßen Zustand empfinden läßt" (Rhet. 1, 11, 1). Diese Erklärung paßt zugleich auf den uneigentlichen Genuß; daher bringt der Philosoph alsbald auch Beispiele dieser Art bei. Uebrigens nimmt er (Eth. 10, 3) den Ausdruck „Aufregung" in dem Sinne von „Bewegung" zurück und erklärt den Genuß für die endgiltige Vollendung des Strebens und des Lebens, die in sich keiner Steigerung mehr bedürfe oder fähig sei. Ganz übereinstimmend gilt dem hl. Augustin und dem hl. Thomas der Genuß als die Freude und Ruhe in dem Besitz des erstrebten Gutes. Ist von dem uneigentlichen Genuß, etwa des Verstandes, die Rede, so muß man selbstverständlich das „Streben" als die natürliche Tendenz der Erkenntnißkraft, und die Erreichung des „Guten" als die Einsicht in die Wahrheit verstehen, welche eben das den Verstand vervollkommnende Gut ist.

Was nun P. Jungmann beweisen will, ist, daß der Schönheitsgenuß ein auf die geistige Anschauung gegründeter Genuß aus eigentlicher Liebe sei. Der letztere Ausdruck bedarf zuvörderst einer kurzen Erläuterung. Liebe ist Zuneigung; Zuneigung aber gilt sowohl der Person oder Sache, der man etwas wünscht, als auch dem Gute, das man ihr wünscht. Wenn der Freund dem Freunde Gesundheit und Glück wünscht, so wendet er seine Liebesneigung zunächst und vor allem dem Freunde zu, doch in gewissem Sinne auch jenem Gute, das er ihm wünscht; denn er würde, wenn es in seiner Macht stände, dasselbe durch mühevolle Arbeit erwerben und um große Opfer erkaufen. Das letztere wird noch deutlicher, wenn das Gut, das man einem wünscht, der Besitz einer Person ist. Wenn der Diener seinem Herrn langes Leben, Reichthum, Ehre und Macht wünscht, um selbst durch ihn beschützt und beglückt zu werden, so will er zunächst sich selber wohl und wünscht sich einen einflußreichen Herrn; man sieht aber, daß er doch auch in wahrem Sinne jenem, wenn auch um seiner selbst willen, sein Wohlwollen zuwendet. Die herrschende und übergeordnete Liebe verdient schlechthin und an und für sich Liebe genannt zu werden. Die ihr untergeordnete und auf sie bezogene Liebe verdient nur beziehungsweise und in zweiter Linie diesen Namen; sie ist unvollkommener, weil sie nicht ausschließlich und unabhängig ihrem nächsten Gegenstande gilt [1]. P. Jungmann unterscheidet

---

[1] S. Thom. I. II. 26, 4 c.: Amare est velle alicui bonum. Sic ergo motus amoris in duo tendit, scilicet in bonum, quod quis vult alicui, vel sibi vel

beide Arten der Liebe als eigentliche und uneigentliche; wir wollen uns vorläufig derselben Ausdrücke bedienen. Es ist klar, daß die uneigentliche Liebe sich der Begierde nähert, welche den Gegenstand ihres Strebens lediglich sich selbst dienstbar macht; ob trotzdem noch ein Unterschied zwischen beiden bestehen bleibt, werden wir unten sehen. Die eigentliche Liebe beruht, wie sich aus der gegebenen Erklärung von selbst ergibt, auf den Vorzügen des Gegenstandes, insofern sie ihn selbst zieren und vervollkommnen, die andere dagegen, insofern dieselben einem anderen Wesen, nämlich entweder dem Liebenden oder einem Dritten, dem man die eigentliche Liebe zuwendet, zu seiner Vervollkommnung dienlich sein können. Die „innere Gutheit", sagt P. Jungmann, ist Gegenstand der eigentlichen Liebe, die „äußere Gutheit" Gegenstand der uneigentlichen Liebe. Auch leblose Dinge können solche Objecte der Liebe sein: der Kenner liebt ein Gemälde um des inneren Kunstwerthes, mancher andere vielleicht nur um des äußeren Geldwerthes willen. Nun fragt es sich also, ob die Schönheit lebender und lebloser Wesen die eigentliche Liebe um ihrer eigenen, inneren Vollkommenheit willen, oder die uneigentliche wegen ihrer Dienlichkeit und Unterordnung rücksichtlich anderer Wesen in uns hervorruft, ob uns ihre absoluten Vorzüge an sich, oder die relative Befähigung für eine Wirkung auf andere Wesen, namentlich auf uns selbst, gefällt und Genuß bereitet.

P. Jungmann stellt uns vor allem das Zeugniß des griechischen und christlichen Alterthums vor Augen. Wir erkennen aus einer jener herrlichen Stellensammlungen, die eine vorzügliche Zierde des trefflichen Werkes sind, wie von Alters her die Schönheit als Grund der edelsten Liebe und als mit der Gutheit oder Vortrefflichkeit gleichbedeutend galt. Das Wort der Schrift über die Weisheit steht an der Spitze: „Ich liebte sie von meiner Jugend an und erkor sie mir, sie heimzuführen als Braut, in Liebe für sie entbrannt ob ihrer Schönheit" (Weish. 8, 2). „Schön" und „Lieb" verband auch ein Sprüchwort der Griechen, „Schön" und „Gut" wuchs ihnen sogar zu einem Wort zusammen, und Plato schrieb,

---

alii, et in illud cui vult bonum. Ad illud ergo bonum, quod quis vult alteri, habetur amor concupiscentiae; ad illud autem, cui aliquis vult bonum, habetur amor amicitiae. . . . Id quod amatur amore amicitiae, simpliciter et per se amatur; quod autem amatur amore concupiscentiae, non simpliciter et secundum se amatur, sed amatur alteri. . . . Amor, quo amatur aliquid, ut ei sit bonum, est amor simpliciter; amor autem, quo amatur aliquid, ut sit bonum alterius, est amor secundum quid.

das „Schönste“ sei auch immer das „Liebenswürdigste“. „Ist es denn möglich, sagt auch der hl. Augustin, „daß wir etwas lieben, das nicht schön ist?“ Und wiederum findet er in der Schönheit Gottes den eigentlichen Grund der Liebe zu Gott: „So spät habe ich angefangen dich zu lieben, du ewige Schönheit, uralt und dennoch immer neu!“ Ebenso nennt Clemens von Alexandrien den Erlöser um seiner Schönheit willen liebenswürdig: „Der Heiland übertrifft alle menschliche Natur; er ist so schön, daß er allein von uns geliebt zu werden verdient, die wir ja nicht anders können, als die wahre Schönheit lieben.“ Unser eigener alltäglicher Sprachgebrauch bestätigt es vollauf, daß wir das Schöne als solches und um seiner innern Vortrefflichkeit willen lieben. Das ist die eigentliche Liebe, um die es sich handelt.

Zur näheren Darlegung des Grundes dieser Liebe wird nun eingehend und tief die Verwandtschaft der Schönheit und ihrer einzelnen Elemente mit dem vernünftigen Geiste erörtert. Dem menschlichen Geiste ist die Liebe zu sich selbst und zu seiner eigenen Vervollkommnung anerschaffen; all sein Streben leitet sich aus diesem Grundtriebe her. Weiterhin erkennt der Mensch in allem, was ihm ähnlich ist, was verwandte Vorzüge aufweist und somit auch zu seiner Vervollkommnung geeignet erscheint, mit Freuden sein eigenes Bild. Die Neigung also, welche er naturgemäß zu sich selbst trägt, schenkt er diesem seinem Gleichbild; er liebt es wegen der in demselben erkannten Vortrefflichkeit. Selbst leblose Dinge und deren Eigenschaften können Gegenstand dieser eigentlichen Liebe werden. In der Gestalt der körperlichen Dinge liebt der vernünftige Geist die Regelmäßigkeit, in der Einrichtung die Zweckmäßigkeit, in dem Stoffe die Festigkeit, in der Farbe die Klarheit, in der Zusammenstellung die Ordnung, das Ebenmaß, die Harmonie, in der Bewegung die Thätigkeit und Zielstrebigkeit, überall die entdeckte Vollkommenheit und das Gesetz. Denn der Geist kennt die Vorzüge seines eigenen Wesens, und das Gesetz gilt ihm allzeit als Ausfluß der ordnenden Vernunft. Die ihrer Natur nach übersinnlichen, dem geistigen, ethischen und übernatürlichen Gebiete angehörigen Dinge vollends sucht und liebt er als seinen schönsten Besitz und die edelsten Gegenstände seiner Betrachtung und Bewunderung, weil er in denselben die schon erwähnten und ähnliche Vorzüge gesteigert und verklärt wiederfindet. Es bedarf nun aber keines Nachweises, daß ebendieselben Vorzüge, gemäß dem Zeugnisse unseres eigenen Bewußtseins und des Sprachgebrauches, die Schönheit begründen und zusammensetzen. Nennen wir nicht ein Kunstwerk schön,

wenn darin die Gesetze der Natur und des Geistes angemessen verkörpert sind, wenn Umrisse, Anordnung und Färbung der treffende Ausdruck für die Idee des Ganzen sind, wenn diese Idee selbst unsere Betrachtung gleichsam in eine höhere Welt emporzieht, wenn wir mit Entzücken alles das ideal verwirklicht schauen, was der Natur unseres Geistes, innerhalb eines bestimmten Gesichtskreises, in welchem eben das Kunstwerk liegt, am nächsten verwandt ist und am meisten zusagt? Wie sehr wir bemüht sind, unser Ebenbild in allen Wesen, die wir schön nennen, zu sehen, erhellt erst recht aus dem Bestreben, alles, was über uns erhaben ist, zu uns herab-, alles, was unter uns steht, zu uns emporzuziehen, alles Körperliche zu vergeistigen und alles Geistige zu versinnlichen. Diese Umgestaltung wird gerade da am augenfälligsten, wo uns die Schönheit der Dinge zu lebhaftem Bewußtsein gebracht werden soll, wie es bei der Kunst geschieht.

Das geringste Bedürfniß der Umbildung ihrer Gegenstände hätte an und für sich die Dichtkunst, da sie von allen schönen Künsten am ungehindertsten dem Geiste ihre Ideen vermittelt. Dennoch ist sie beständig auf die sinnenfällige Ausgestaltung des Geistigen bedacht. Eine kurze Stelle des Propheten Nahum möge das Gesagte veranschaulichen. Um den furchtbaren Zorn Jehovas zu schildern, läßt er Gott gleich einem zornentflammten Herrscher scheltend, feuerathmend und zerstörend sein Reich durchwandeln, läßt die leblosen Dinge, als ob sie menschliches Gefühl hätten, vor Schrecken beben und vergehen, stellt die geistigen Begriffe, wie Majestät, Grimm, Furcht, in den körperlichen Bildern von Sturmgewölk, Feuersglut, Blütenabfall und Verschmachtung vor Augen, und umgekehrt erkennt man aus der Schilderung des Propheten leicht, wie nahe es ihm gelegen haben muß, die wirklichen Naturerscheinungen durch geistige Betrachtung zu verklären und so erst recht bedeutsam zu machen. Durch solche Umgestaltung wird nun alles in die Sphäre des Menschen gerückt, wird uns verwandter und zusagender und erzielt eben jene Wirkung, welche wir den Schönheitsgenuß nennen. Die Worte des Propheten bringen uns diese Wahrheit zum Bewußtsein: „In Sturm und Wetter ist des Herrn Weg. Donnergewölk ist der Staub seiner Füße. Er schilt das Meer — es trocknet aus; er schafft Ströme in Steppen um; Basan und Carmel werden fahl, und die Blüte des Libanon verwelkt. Die Berge erbeben vor ihm und die Hügel vergehen. Die Erde schrickt auf vor seinem Antlitz, die Welt und all ihre Bewohner. Wer hält sich aufrecht angesichts seines Grimmes, wer hält Stand bei der Glut seines

Zornes? Sein Grimm ergießt sich wie Feuer, daß die Felsen vor ihm zersplittern."

Höher aufsteigend findet P. Jungmann den Grund unserer Liebe zum Schönen in dessen Verwandtschaft mit Gott, dem Urschönen. Der Mensch ist ein Ebenbild Gottes; es sind aber auch alle wirklichen Dinge, ja alle Gegenstände der geistigen Vorstellung, welche vom Schöpfer einmal verwirklicht werden können, Abbilder der göttlichen Wesenheit und Vollkommenheit. Kein Wunder also, wenn der Menschengeist, der von Gott stammt, nach Gott gebildet ist und zu Gott strebt, so gut wie der Schöpfer selbst, in den Dingen der Wirklichkeit und selbst in jenen der Möglichkeit die jedem eigenthümlichen Vorzüge als Ausstrahlungen der unendlichen Schönheit liebt. Er thut dies sogar unbewußt, weil die Norm der göttlichen Weisheit und Liebe naturgemäß sein Denken und Streben beherrscht; auch der Böse sucht und schätzt ja immer nur das Wahre, Gute und Schöne; er täuscht sich aber schuldbar in seiner Richtung auf das sinnlich Schöne, dort wo Gottes Gebot den Genuß desselben verbietet, oder fällt auch ganz von der Liebe zur wahren Schönheit ab, nicht als ob ihn diese nicht mehr anzöge, sondern nur weil er sich von der stärkern Anziehung der Begierde fortreißen läßt. Die Beziehung der geschaffenen Schönheit auf ihre göttliche Quelle liegt demnach in ihrem innersten Wesen begründet; ja der reinste und edelste Genuß der Schönheit sieht auch mit bestimmtem Bewußtsein in ihr einen Ausfluß der Urschönheit, und ein solcher in der Anschauung Gottes dereinst zu vollendender Genuß ruht im letzten Ziele.

Es bedarf nunmehr keines weiteren Nachweises für die Wahrheit, daß das Schöne uns nicht anders als durch die geistige Betrachtung fesselt und beglückt. Die „eigentliche Liebe" geht eben nur aus der Erkenntniß der „innern Gutheit", nicht aber aus der Rücksicht auf eine äußere Beziehung oder Wirkung der Dinge hervor; es genügt also dem Beschauer die wonnige Erkenntniß ihrer Vorzüge, ohne daß er diese seiner Begierde oder auch einem andern Zwecke, es sei denn dem höchsten seines ganzen Daseins, dienstbar machte. Freilich soll der Mensch ja im Genuß der Schönheit letztlich Gottes Ehre suchen und sich selbst vervollkommnen; aber das thut er gerade auch auf dem Wege der bloßen Anschauung der Schönheit. Wir erstreben diese nicht wie das Nützliche, das wir als solches nur um des Zweckes willen lieben, dem es dienen kann, auch nicht wie das sinnlich Angenehme, insofern durch dessen Gebrauch und Verbrauch die niedern Vermögen des Menschen befriedigt werden, sondern

wir lieben und suchen sie (soweit das überhaupt möglich oder statthaft ist) um ihrer selbst willen, wir ruhen in ihren Vorzügen, insofern diese ihr eigen, und nicht, insofern dieselben durch irgend eine Wirkung übertragbar sind. Darüber ja werden alle von vornherein einig sein, daß es keine Liebe zur Schönheit ist, wenn einer ein Gemälde liebt, weil er es theuer zu verkaufen hofft, oder eine seltene Frucht, weil sie sehr wohlschmeckend ist. Vielmehr hat der hl. Thomas Recht, wenn er das Schöne im Gegensatz zum Guten im allgemeinen als das bezeichnet, was nicht schlechthin dem natürlichen Streben zusage, sondern gerade in der Erkenntniß allein gefalle [1].

Nach diesen näheren Bestimmungen der Schönheit unterbrechen wir P. Jungmanns Darstellung, um einige ergänzende oder berichtigende Bemerkungen beizufügen. Sowohl die Benennung der „eigentlichen Liebe", als die ausschließliche Berechnung der ganzen Beweisführung auf den Nachweis derselben will uns wenig befriedigen; auch die „innere Gutheit" ist mißverständlich. In einem wissenschaftlichen Werke wird allerdings niemand die Freiheit in Umgrenzung und Anwendung der schwankenden Ausdrücke, welche die Sprache darbietet, beschränken wollen; aber von derselben sollte doch nur zu größerer Klarheit Gebrauch gemacht werden, und das scheint uns in dem vorliegenden Werke nicht immer der Fall zu sein. Beginnen wir die Untersuchung mit dem letztern Ausdrucke. Die „Gutheit" gilt dem Verfasser anfangs (N. 34. 35) als der Gegenstand der allgemeinen Naturtendenz, also nicht bloß des Begehrungsvermögens, sondern aller unserer Vermögen, als die Richtung eines „jeden Geschöpfes" auf das, was ihm zusagt und zu höherer Vollkommenheit verhilft; freilich nennt er es in irreleitender Weise sofort ein „Streben", ein „Lieben". Man muß aber nach dem hl. Thomas (S. I. II. 26, 1 c.) wohl unterscheiden zwischen einer dreifachen Naturtendenz oder Liebe: die eine setzt im Subjecte keine Erkenntniß, die andere eine sinnliche Erkenntniß, welcher das Streben mit Nothwendigkeit folgt, die dritte eine geistige Einsicht und Freiheit voraus. Der Stein strebt nothwendig zur Tiefe, das Thier strebt nothwendig nach dem, was seiner Erkenntniß als das größere Gut erscheint, der Mensch endlich strebt frei zu Gott empor. Dem entsprechend gibt es eine dreifache „Gutheit". P. Jungmann bezieht nun in der Folge dieses Wort einzig auf den Gegen-

[1] Bonum dicitur id, quod simpliciter complacet appetitui, pulchrum autem dicitur id, cuius ipsa apprehensio placet. (Summ. I. II. 27, 1 ad 3.)

stand des der Erkenntniß folgenden Strebevermögens, während er dasselbe doch häufig im weitern Sinne nehmen müßte. Denn sowohl der gewöhnliche, als der philosophische Sprachgebrauch redet von der Wahrheit als dem „Gute“ des Verstandes, noch öfter aber schlechthin von der Vortrefflichkeit eines Dinges als von seiner „Güte“, ohne daß besonderer Bezug auf unser Strebevermögen oder auf unsere Erkenntnißkraft genommen würde. Wie wichtig die Unterscheidung dieser Begriffe in unserer Frage sei, erhellt aus der Thatsache, daß manche das Schöne mit dem Wahren, andere allgemeiner mit dem Vollkommenen, P. Jungmann aber und seine Meinungsgenossen mit dem Guten im eigentlichsten Sinne, d. h. mit dem Gegenstand des geistigen Strebevermögens, identificiren. Beweise also, in denen das „Gute“ in anderem Sinne zu nehmen ist, sind nicht geeignet, jene abweichende Anschauung des Verfassers zu stützen. Derart sind nun aber die oben ausgeführten Beweise aus der Uebereinstimmung der Schönheitselemente mit dem vernünftigen Geiste oder mit der Wesenheit Gottes (N. 85 ff., 103 ff.). Denn viele dieser Elemente, z. B. die Symmetrie, die Ordnung, die Klarheit, stehen offenbar in nächster Verwandtschaft mit dem Verstande und müssen billig vor allem ein Gut der Erkenntnißkraft genannt werden. Insofern also P. Jungmann in solchen Eigenschaften die „innere Gutheit“ findet in seinem Sinne, ist dieser Beweis unvollständig; die beiden entgegenstehenden Meinungen werden sich des Beweises mit gleichem Glücke bedienen.

In der That kann man jene Eigenschaften theils als Objecte des Verstandes und Elemente des Wahren, theils als die den Gegenstand vervollkommnenden Vorzüge betrachten. Der zuerst aufgestellte Beweis, welcher aus der Autorität hergenommen wurde (N. 76 ff.), leidet an ähnlichen Schwächen. Es finden sich zunächst unter den hier angezogenen Stellen einige, welche von dem „Guten“ im Sinne des „Vollkommenen“ reden. Das vierte Kapitel des Pseudoareopagiten „über die Namen Gottes“ z. B. spricht vom Urguten als der Quelle aller Vorzüge, ja der Existenz der Dinge selbst (Ausg. v. Migne § 1—4), als des Urlichtes und der Urwahrheit (§ 5 u. 6) und erst später auch als der Urschönheit (von § 7 an). Somit beweist, was Dionysius von der Identität des Guten und Liebenswürdigen mit dem Schönen sagt, gar nichts für die Meinung, die Schönheit sei unmittelbar Gegenstand des Strebevermögens. Vielmehr hat das „Gute“ in jener Abhandlung durchaus eine allgemeine Bedeutung; es bezeichnet den Inbegriff aller

Vollkommenheit, wie auch der weitere Verlauf der Darstellung unzweideutig lehrt. Wenn nun der hl. Thomas (I. II. 27, 1 ad 3) in ausdrücklicher Beziehung auf Dionysius das Schöne und Gute für sachlich identisch und nur begrifflich unterschieden erklärt, so gebraucht er eben zur Rechtfertigung des verehrten Schriftstellers das „Gute", wie jener, im allgemeinsten Sinne. Das lehrten aber auch seine eigenen Worte unmißverständlich. Verweist er doch in dem angezogenen Artikel zweimal auf jenen andern, welchen wir oben erwähnt haben, wo er das Streben, die Liebe und das Gute in dreifacher Bedeutung gebraucht und erklärt. Nun sagt er zwar weiter, „Gut" und „Schön" seien sachlich identisch und nur begrifflich unterschieden, ja das nämliche bemerkte er, gleichfalls mit Rücksicht auf eine Stelle des Dionysius, schon früher (I. 5, 4 ad 1); allein ganz dasselbe läßt sich von „Schön" und „Wahr" behaupten. Denn da auch nach P. Jungmann (N. 121 ff.) alle drei genannten Begriffe philosophisch zu den höchsten, auf alles Seiende anwendbaren Begriffen zählen, so fallen das Wahre und das Gute und das Schöne stets in der Sache zusammen und sind nur begrifflich zu sondern. Somit ist es schwer erklärlich, wie P. Jungmann sich auf diese Aeußerungen mehr als einmal und mit solchem Nachdruck als auf eine Bestätigung seiner Ansicht berufen konnte.

Die Mehrzahl der übrigen Beweisstellen ist auf den ersten Blick allerdings sehr überzeugend; denn daß das Schöne von jeher als das Liebenswürdige gepriesen wurde, springt bei Lesung jener Stellen sofort in die Augen. Demnach erscheint das Schöne in der That als vorzüglicher Gegenstand des Strebevermögens. Soweit ist die Beweisführung durchschlagend. Allein unser Aesthetiker will mehr beweisen; er will darthun, daß es unmittelbarer Gegenstand des Strebevermögens sei; denn mittelbar ist dies auch das Wahre. Zur Erläuterung diene ein Beispiel. Der Schüler selbst strebt offenbar die Wahrheit an, wenn er dem Studium obliegt; dennoch bleibt die Wahrheit unmittelbar das eigenthümliche Gut des Verstandes; denn die Erkenntniß kommt zunächst in den vollen Besitz derselben. Nun nehmen wir an, der Schüler begeistere sich in mehr als gewöhnlichem Grade für die Wissenschaft und kenne schließlich nichts Schöneres, nichts Entzückenderes mehr. Ist damit die zur Schönheit umgestaltete Wahrheit weniger unmittelbares Object der Erkenntnißkraft? Dieselbe wird immer noch zunächst voll und ganz vom Verstande erfaßt, obwohl nachträglich auch der Wille in Erstrebung derselben beglückt wird. Vielleicht gehört diese Nachwirkung zwar zu den unausbleiblichen

Früchten, welche aus der Erkenntniß gewisser Wahrheiten erwachsen; aber ergibt sich denn sofort, daß die von dem Schüler mit Begeisterung umfangene Wissenschaft nicht mehr Wahrheit, sondern Gutheit zu nennen sei? Dann gibt es keinen Gegenstand mehr, dem die erste Benennung noch eigenthümlich zukäme; denn alle Wahrheit eignet sich auch, Gegenstand unseres Strebens zu sein, und die schönsten und erhabensten Wahrheiten werden naturgemäß im Willen Liebe, Streben und Genuß hervorrufen. Mit vollem Recht kann und muß man sagen, gerade das Schöne sei besonders liebenswürdig. Allein daraus folgt nichts weiter für P. Jungmanns Ansicht. Es würde jedenfalls eines ganz eigenen, nicht leicht zu führenden Beweises bedürfen, um die beigebrachten Stellen den Vertretern der beiden abweichenden Ansichten siegreich entgegenhalten zu können. Vielmehr werden sich diejenigen, welche die Schönheit in die Vollkommenheit der Dinge, d. h. in die Gutheit und Wahrheit setzen (wie z. B. Dr. Stöckl), noch leichter mit den Zeugnissen abfinden; diejenigen aber, welche die Schönheit mit der Wahrheit identificiren, werden gern zugeben, daß eine vorzüglich klare Erkenntniß, die eben nach ihrer Ansicht die Wahrheit als Schönheit empfinden läßt, nothwendig eine große Liebe und Befriedigung im Willen erzeuge. Es beweist also wenig, wenn das Schöne stets als das Liebenswürdige gepriesen wurde; keine der drei Meinungen wird sich durch diese Thatsache in ihrer Berechtigung gefährdet glauben, keine sie ohne besondere Erläuterung für sich in Anspruch nehmen dürfen.

Das Ergebniß unserer Untersuchung ist also die Erkenntniß, daß die Beweise P. Jungmanns trotz ihres hohen anderweitigen Werthes doch nicht gerade davon überzeugen, daß das Wesen der Schönheit die „innere Gutheit" sei, insofern dieselbe die „eigentliche Liebe" erzeugt. Es wäre angemessener gewesen, in allgemeinerem Ausdruck von der innern Vollkommenheit als dem Gegenstande des naturgemäßen Wohlgefallens zu sprechen. Daß aber die Beweisführung in Wirklichkeit viel höher zielte, wird keinem aufmerksamen Beobachter zweifelhaft sein können. Nebenher erinnern wir noch, daß die neue Bezeichnung „eigentliche" Liebe, statt anderer hergebrachten, kaum eine glückliche sein dürfte. Dieselbe weckt nämlich die Vorstellung, und P. Jungmann spricht sie sogar offen aus (N. 52. 53 u. s. f.), daß die uneigentliche Liebe nicht wirklich und wahrhaft Liebe genannt zu werden verdiene. Es wäre also die sogen. unvollkommene Liebe Gottes eigentlich nur Selbstliebe. Das ist aber nach dem herrschenden Sprachgebrauche der Wissenschaft und des gewöhnlichen Lebens gleich

unrichtig [1]. Der hl. Thomas begründet außerdem treffend die gebräuchliche Ausdrucksweise (I. II. 4 ad 3). Mit Recht, sagt er, unterscheidet Aristoteles eine dreifache Liebe der Freundschaft, je nachdem dieselbe auf dem Nutzen, auf der Annehmlichkeit oder auf den innern Vorzügen des Geliebten beruht. Denn wenn die Bezeichnung auch bei der letzten Art im vollsten Sinne zutrifft, so gilt doch auch von den beiden anderen Arten, daß dabei der Freund „dem Freunde wirklich wohl will, und insofern wird der Begriff der Freundschaft dabei nicht aufgehoben". Es liegt daher zwischen der vollkommensten Art der Liebe und der eigentlich selbstsüchtigen, welche den geliebten Gegenstand ausschließlich auf den eigenen Vortheil bezieht und demselben völlig unterordnet, eine andere, welche dem Geliebten wirklich wohl will, wenn auch aus Anlaß selbstsüchtiger Absichten. Die Zweideutigkeit also, welche mit so großem Nachdruck den allgemein gebrauchten Bezeichnungen vorgeworfen wird, kehrt in der neuen in anderer Gestalt wieder [2].

Auffallend war uns in dem besprochenen Abschnitte der „Aesthetik" noch der Wegfall jeder Rücksichtnahme auf die sinnliche Verkörperung der Schönheit, welche in den schönen Künsten eine so große Rolle spielt. P. Jungmann scheint dem Vorwurfe von vornherein begegnen zu wollen, wenn er sagt (N. 45), bei der Frage nach der Uebereinstimmung der schönen Gegenstände mit der Natur des Beschauers komme die geistig-sinnliche Natur des Menschen nicht in Rechnung. Nun beruht aber die stärkere Wirkung der anschaulich verkörperten Schönheit gerade auf unserer geistig-sinnlichen Doppelnatur. Denn die übersinnliche Schönheit in sinnlichem Gewande entspricht ihr eben am vollkommensten. Die geistige Schönheit wird aus dem gleichen Grunde von unserer Einbildungs-

[1] Das lateinische amor paßt wenigstens ganz gut auf die unvollkommene Liebe, und mehr besagt das deutsche Wort durchaus nicht.

[2] Zu unserer eigenen Rechtfertigung merken wir noch folgende allzu ängstliche und dadurch störende Anfeindung des gewöhnlichen Sprachgebrauchs an. P. Jungmann tadelt sehr scharf (N. 4. 5. 12) die Anwendung des neutralen „Das Schöne" für das abstracte „Die Schönheit". Es ist aber unrichtig, daß jenes nur das collective „Die schönen Dinge" vertreten soll; es bezeichnet auch die Schönheit in ihrer concreten Gestalt. Die peinliche Sonderung der Ausdrücke führte in der Uebersetzung des hl. Thomas zu erheblicher Ungenauigkeit (z. B. N. 80). Der Heilige will durchaus nicht sagen, die abstracte Schönheit und die abstracte Gutheit seien sachlich identisch, aber begrifflich verschieden; denn die begriffliche Verschiedenheit läßt sich doch nur mit der concreten Identität „des Schönen und des Wahren" vereinigen; durch letztere Uebersetzung schwindet aber auch der Schein einer Beweiskraft der Stelle für den beabsichtigten Zweck.

kraft in körperliche Bilder gekleidet. Durch solche Erwägungen kommen wir dann aber wieder zu jener oben besprochenen Ansicht von der Schönheit als der auf Geist und Sinn befriedigend einwirkenden Vollkommenheit der Dinge, als der den ganzen Menschen beglückenden Wahrheit oder Gutheit. Die „Annehmlichkeit" des erkannten Vollkommenen wird demgemäß wohl nicht so schroff von der Schönheit abzusondern sein, wie es in der „Aesthetik" (N. 47 und 49) geschieht. Wenn die Uebereinstimmung der Dinge mit unserm eigenen Wesen die Liebe ihrer innern Gutheit und somit die Schönheit begründet, so ist dieselbe nicht minder die Grundlage für ihre Annehmlichkeit. In der That wird zur Erklärung derselben auf denselben Grundtrieb unserer Natur nach höchster Vollendung verwiesen, aus welchem früher die Liebe zur Gutheit abgeleitet wurde (vgl. N. 47 mit N. 34 und 36). In beiden Fällen entspringt also unsere Neigung zu dem Gegenstande aus unserer Liebe zur eigenen Vollendung. „Diese Liebe zu uns selbst ist die ausschließliche Wurzel, von welcher alle Strebethätigkeiten, deren der Mensch fähig ist, ausgehen; sie ist die Bedingung, ohne welche keine Strebung in ihm entstehen kann; sie ist der letzte Grund, auf welchen sämmtliche Aeußerungen seines Strebevermögens sich zurückbeziehen, und von welchem gelöst keine weitere Liebe, auch nicht die ‚uneigennützigste' und selbstloseste, kein Verlangen, keine Hoffnung, kein Schmerz, kein Haß, keine Furcht, keine Freude denkbar ist." Wir folgern daraus, daß unsere Liebe zum Angenehmen an sich nicht mehr und nicht weniger vollkommen, nicht mehr und nicht weniger selbstsüchtig, nicht mehr und nicht weniger auf uns selbst oder auf die Gegenstände gerichtet ist, als die Liebe zur innern Gutheit. Darum liegt auch kein Grund vor, jene von dem Schönheitsgenusse auszuschließen, wogegen ja auch der Sprachgebrauch und unser natürliches Bewußtsein streiten. Die Annehmlichkeit ist in Wirklichkeit auch eine objective Vollkommenheit der Dinge und würde somit, streng genommen, auch unter die innere Gutheit selber fallen. Dasselbe gilt sogar von der Nützlichkeit (worüber N. 48). Darum haben wir schon oben bemerkt, daß der Schönheitsgenuß nicht dadurch aufhört zu sein, was er ist, daß wir denselben auf einen höheren Zweck, d. h. auf unsere geistige Vollendung oder auf Gottes Ehre beziehen. Die wohlgeregelte Unterordnung der Schönheit thut ihrer Würde keinen Eintrag. Wie alle existirenden Dinge, so können auch alle ihre absoluten und relativen Eigenschaften an und für sich Gegenstand unseres Schönheitsgenusses sein, wenn nur die bloße Erkenntniß derselben das edle Wohlgefallen unserer Natur erweckt. Denn

diese Wirkung allein kennzeichnet im Grunde durchschlagend die Eigenart des Schönen. Nun ist es wahr, daß rücksichtlich der Nützlichkeit und der Annehmlichkeit der Dinge unser geistig-sinnliches Wohlgefallen leicht ganz auf die Wirkung abgelenkt wird, statt auf die wirkende Ursache selbst gerichtet zu bleiben. Aber der hl. Franziskus z. B. feiert in seinem „Sonnenliede" die wohlthätigen Wirkungen der Geschöpfe mit so inniger „eigentlicher" Liebe zu diesen, daß er sie voll entzückender Freude über ihre Schönheit seine Brüder und Schwestern nennt. Der gegenwärtige Genuß der wohlthätigen Wirkungen der Geschöpfe soll in der That nach göttlicher Anordnung jene reine Liebe nur fördern und steigern, also auch den Schönheitsgenuß nur erhöhen. Welche Norm wird uns nun aber den Abfall von der Liebe der Schönheit zur selbstsüchtigen Begierde erkennen lassen? Wir glauben, es kommt alles auf die strengste Unterordnung des Genusses der Schönheit unter die Vernunft an. So lange die sinnliche Freude an den schönen Dingen, welche aus ihrer Annehmlichkeit, und jene geistige Freude, welche aus ihrer Nützlichkeit entspringen mag, der höhern Freude, welche die Vernunft an der Vollkommenheit der Dinge selbst hat, streng untergeordnet und dienstbar bleibt, kann diese durch jene nur verstärkt werden. Die Freude der Sinne selbst wird unter der Herrschaft des Geistes von aller unedlen Begierde geläutert und nach Art des geistigen Genusses zu einem gewissen uneigennützigen Wohlgefallen umgestaltet. Ein solches mag man immerhin dem Thiere ganz und gar absprechen, wie es der gewöhnliche Sprachgebrauch allerdings thut; es steht doch sicher in der Macht der Vernunft, die sinnliche Erkenntniß und Freude auf das dem geistigen Wohlgefallen dienliche Maß einzuschränken und so einen einheitlichen sinnlich-geistigen Genuß zu erzielen. Gerade diese harmonische Thätigkeit unserer niederen und höheren Kräfte wird nun als Gesammtwirkung jene volle Befriedigung hervorrufen, welche der Schönheit eigenthümlich ist.

(Schluß folgt.)

G. Gietmann S. J.

# Die Cistercienser-Abtei Bronnbach.

Eine kunstgeschichtliche Studie.

(Schluß.)

---

Im Jahre 1509 trat Philipp Trunk (latinisirt Haustulus genannt) zu Bronnbach als Novize ein. Johann Butzbach, der berühmte Prior von Laach, hatte den talentvollen Jüngling, seinen Verwandten, während der Studienzeit mit Rath und That unterstützt und lebte der Hoffnung, derselbe werde in seinem Kloster das Kleid der Benediktiner nehmen. Diese Erwartung schlug fehl; denn Trunk wurde Cistercienser. Kurz nach seiner Aufnahme benützte der junge Novize die erste Gelegenheit, den unerwarteten Entschluß bei seinem Laacher Onkel vermittelst eines ausführlichen Schreibens zu rechtfertigen. In demselben beschreibt er auch die Gebäude und das innere Leben von Bronnbach.

Außer der großen Kirche, worin im Jahre 1510 nicht weniger als sechzehn Altäre und zwei Orgeln standen, besaß die Abtei noch fünf Kapellen. Weil Frauen die Kirchen der Cistercienser nicht betreten durften, fanden sie mit den Bediensteten der Abtei neben der Klosterpforte eine zu ihrem Gebrauche eingerichtete Andreaskapelle. Eine Johanneskapelle lag hinter dem Chore der Abteikirche, drei weitere Kapellen befanden sich im Krankenhause, im Conventsbau und bei der Wohnung des Abtes. Im gewöhnlichen Speisezimmer, dem Remter (Refectorium), der hoch und geräumig wie eine Kirche und durch bemalte Gewölbe geschlossen war, reichte man bei Tisch eine Kanne und eine Schüssel herum, in die jeder Mönch einen Theil der ihm nach der Regel genau zugemessenen Portionen je nach Belieben für die an der Klosterpforte versammelten Armen hineinlegen konnte. Ein zweiter, vorzüglich im Sommer benützter Speisesaal befand sich im Abtbau. Seine Mitte war durch einen Springbrunnen verziert, dessen sechzehn Wasserstrahlen angenehme Kühlung verbreiteten. Zur Zeit des Trunk wurde in ihm vorzüglich an jenen Tagen gegessen, an denen die Cistercienser mit einer vom Papste gewährten Dispens von ihrer alten Ordensregel Abstand nahmen, welche den Genuß von Fleisch aufs strengste und für immer untersagt hatte. Im ältern Refectorium befolgte man sie damals noch genau. Wie streng die Bronnbacher Mönche im Anfange des 16. Jahrhunderts lebten, erhellt nicht nur daraus, daß sie von der allgemein für den Orden bewilligten Dispens spärlich und mit großer Vorsicht Gebrauch machten, sondern auch aus dem Umstande, daß die Zellen und Räume des Klosters, mit Ausnahme eines Zimmers, während des Winters ungeheizt blieben. Nur im „Wärmhaus“ durften sie, besonders zur Nachtzeit, vor und nach den Metten einigen Schutz gegen die bitterste Kälte suchen. In dem Kapitelsaal ward an Festtagen eine Predigt für die Conventualen gehalten, der auch die Knechte und die Gäste beiwohnen durften. Jeder Mönch hatte seinen bestimmten Sitz im Kreuzgange, wo er jeden Tag die vorgeschriebene geistliche Lesung zu halten hatte. Die Fenster des Kreuzganges waren

nur unter den drei, wahrscheinlich kurz nach 1461, unter Abt Vogel erbauten Gewölben (36, 35 u. 34), in der Nähe des Speisesaales, durch geschmackvolle Glasgemälde verschlossen. Weil es selbst hinter diesen Fenstern zur Winterszeit sehr kalt blieb, durfte jeder eine Matte unter seine Füße ausbreiten, um sich wenigstens einigermaßen gegen Frost und Feuchtigkeit zu schützen.

Neben den mit Fenstern geschlossenen Gewölben des Kreuzganges, vor dem Eingang ins Speisezimmer, befindet sich ein hohes, wohlerhaltenes Brunnenhaus. Eine im Innern erhaltene, jedoch nicht leicht zu entziffernde Inschrift berichtet über den Erbauer und die Zeit der Entstehung. Sie lautet also:

Anno · dni · M · CCCC · XI · Kl · julij · incepta · est · hec · struct(ur)a · sub · venerabili · dno Johane · hilprado · abbi et eode · anno consumata · fr(ater) Conradus Ze(n)tgref (?).

„Im Jahre des Herrn 1411 am 1. Juli wurde dieser Bau unter dem ehrwürdigen Herrn, dem Abte Johann Hildebrand begonnen und in demselben Jahre vollendet (durch den) Bruder Konrad Zentgref."

In allen Cistercienserklöstern befand sich ein solches Brunnenhaus vor dem Speisesaal. Im Bronnbacher Brunnenhaus steht heute noch eine später eingefügte, im Geschmacke des verflossenen Jahrhunderts gearbeitete Schale, deren Quell versiegte, als die Mönche in die Verbannung ziehen mußten. Der Oberbau des Brunnenhauses diente ursprünglich als Bibliotheksraum, nach der durch Abt Wundert († 1699) veranstalteten Erneuerung aber als Aufbewahrungsort für die werthvolleren Kirchensachen.

Schon durch die Lage ihrer in fruchtbaren Thälern erbauten Klöster wurden die Cistercienser auf Wasserbauten angewiesen. Die an ihren Bächen gelegenen Wiesen mußten mit Gräben durchzogen werden, welche sie nach Belieben und Bedarf entweder trocken legten oder bewässerten. Weil ihnen der Genuß von Fleischspeisen durch die alte Regel untersagt wurde, waren sie darauf hingewiesen, der Fischzucht Aufmerksamkeit zu schenken, also auch große Fischteiche anzulegen. Demnach war die ausgiebige Verwerthung des Wassers bei ihnen etwas Althergebrachtes. Darum versteht man um so leichter, daß zu Bronnbach schon im Jahre 1509 vor dem alten Speisesaal, im neuen Speisezimmer des Abtes, in der Kirche und im Garten Brunnen eingerichtet waren. Neben dem Springbrunnen des Gartens stand ein mächtiger Baum, der seine Aeste über drei Steintische ausbreitete, an denen die Klosterbrüder Platz nahmen, wenn der Abt ihnen eine außergewöhnliche Erholung bot.

Vor dem Abtsbau befand sich eine geräumige Halle, von der aus man die Wirthschaftsgebäude übersah. Letztere waren mit einer weiten Mauer umringt, welche sich um den Abteibau und seine Gärten hinzog, so daß die Mönche nur selten ihr Kloster zu verlassen brauchten und jeder seine Arbeit innerhalb der Clausur besorgen konnte.

So standen die Verhältnisse nach Ausweis des im Jahre 1510 von Trunk nach Laach gesandten Berichtes. Sieben Jahre später ließ Abt Johann VI. von Boefsheim über den drei mit Glasfenstern versehenen Gewölben des Kreuzganges einen neuen Speisesaal erbauen, dessen Stirnmauer dicht vor die Pfeiler des Kreuzganges gestellt ward. Spricht schon der neue Bau an

und für sich für den blühenden Zustand des Klosters, so redet die vortreffliche Technik noch lauter. Zahlreiche Steinmetzenzeichen sind über die Sandsteinblöcke verstreut und zeigen, daß nicht mehr die Mönche hier als Bauleute dienten, sondern daß geschulte Steinmetzen von außen berufen wurden.

Als weiteres Zeichen für die günstigen Verhältnisse, deren sich die Abtei noch kurz vor der Reformation erfreute, darf wohl die Nachricht gelten, der 1518 verstorbene Bruder Matthias von Waldhüren habe die Bücher des Conventes neu geschrieben. Da 1478 Bruder Michael Beumann dem Grafen Johann von Wertheim eine aus 20 Büchern bestehende naturhistorische Encyklopädie schrieb und unter Abt Johann I. (1320—1330) Bruder Heinrich als Schreiber eines größern ascetischen Buches beglaubigt ist, so muß in Bronnbach die edle Schreibekunst eifrig gepflegt worden sein. Leider ist die ehedem an Handschriften reiche Bibliothek durch den gleich zu erwähnenden Einfall protestantischer Fanatiker zerstört worden.

Kurz vor Eintritt dieser verhängnißvollen Katastrophe erhielt Abt Marcus vom Cardinallegaten Hieronymus für sich und seine Nachfolger das Recht, eine Mitra zu tragen und manche, gewöhnlich den Bischöfen vorbehaltene Segnungen und Weihen vorzunehmen. Er war der erste Abt, dessen Grabstein in die Mauern der Kirche aufrechtstehend eingelassen ward. Nach ihm hat man fast allen Aebten große Grabsteine errichtet, welche sich an die Form des ihm gesetzten anschließen. So sieht man denn heute im Querarm und im nördlichen Seitenschiff der Bronnbacher Kirche die lebensgroßen Steinbilder von elf Aebten, welche von 1548 bis 1752 das Kloster regierten. Auf den frühesten, 1548, 1563 und 1583 angefertigten Denkmälern behalten die Aebte zwar noch ihre Cistercienserkleidung, sie tragen aber schon die ihnen gewährte Mitra und haben ein Wappen, während auf den älteren Grabsteinen nicht nur eine solche Mitra, sondern auch das Wappen fehlt.

Die Erhöhung der äußern Stellung des Abtes, welche sich durch Aufnahme jener beiden Insignien anzeigt, scheint dem Kloster in keiner Weise genützt zu haben. Nach dem Tode des ersten infulirten Abtes fanden sich beim Wahlacte nur neun Stimmberechtigte. Die Wahl fiel sehr unglücklich aus, denn sie traf den Clemens Leusser. Der neue Abt schloß sich sogleich eng an den Grafen Michael von Wertheim an, dem er wohl seine Erhebung verdankte, und kam so zum Abfall vom katholischen Glauben. Im Jahre 1553 theilte er in der Abtei das Abendmahl in beiden Gestalten aus. 1554 verließ er Bronnbach, um nach Wertheim zu ziehen, wo er heiratete. Seine Freunde berichten, er habe sein „Ehemensch“ schon nach 23 Wochen durch den Tod verloren. Protestantisch wurden mit ihm der Prior, der Vorsteher des Bronnbacher Klosterhofes zu Würzburg, der Verwalter (Granarius), der Krankenwärter (Infirmarius), der Kellermeister (Cellarius) und ein sechster Mönch, welcher die Pfarrstelle zu Büttelbronn versah. Nur zwei, der Priester Johann Pleitner und ein Laienbruder, blieben ihren durch die Gelübdeablegung übernommenen Pflichten treu und widerstanden der Versuchung.

Das Kloster schien rettungslos verloren. Die Verhältnisse lagen doppelt schlimm, weil Maulbronn, von dem es ausgegangen und von dessen Abt es

noch immer einigermaßen abhing, zum Protestantismus übergetreten war. Trotzdem brachte eine wunderbare Verkettung der Umstände unverhoffte Rettung. Graf Michael von Wertheim, der Beschützer des abtrünnigen Abtes Leusser, starb ohne männlichen Erben. Die Lehensgüter, welche sein Geschlecht vom Bisthum Würzburg besaß, fielen also zurück. Seine Tochter hatte den Grafen Ludwig von Stolberg geheiratet, der freilich auch protestantisch war, sich aber bereit erklärte, dem Bischofe wichtige Zugeständnisse zu machen, wenn dieser ihm die heimgefallenen Lehen seines Schwiegervaters verleihen wolle. Infolge einer Kapitulation erhielt Bischof Friedrich 1556 die geistliche Gerichtsbarkeit über Bronnbach. Sofort ernannte er den einzigen aus der Klostergemeinde übrig gebliebenen Priester Johann Pleitner zum Abt, benedicirte ihn am 15. August 1558 und führte ihn 1559 mit bewaffneter Hand in die Abtei ein.

Die Klostergemeinde bestand nur aus drei Mitgliedern: dem Abte, dem treu gebliebenen Laienbruder Martin Schäfer und dem 1549 eingetretenen Johann Knolle. Indessen starb Martin 1562, der Abt folgte ihm 1563, und so war Knolle allein übrig geblieben. Er übernahm auf Geheiß des Abtes von Ebrach, auf den die Rechte des abgefallenen Mutterklosters Maulbronn übergegangen waren, die Verwaltung des Klosters. Nur mit bewaffneter Hand und mit Hilfe des Bischofes von Würzburg vermochte er sich der Conventsgebäude zu bemächtigen. Abt Johann VIII. sorgte nun vor allem durch Aufnahme von drei Novizen für Nachwuchs. 1568 bat er seinen Bischof um Reconciliation der entweihten Kirche und des Hochaltares, sowie um die Erlaubniß, das vorgeschriebene Chorgebet wiederum in der Kirche verrichten zu dürfen. Seine Bittschrift trug neben seiner Unterschrift die des Priors, des Bäckers und Verwalters (Pistrinarius et Granarius) und die des Kellermeisters (Cellarius). Als im Jahre 1578 die Anzahl der Klosterbewohner auf sieben gewachsen war, legte der Abt († 1583) seine Würde nieder. Sein Nachfolger Wigand Mayer sah glücklichere Tage. Bronnbach erhob sich aus seinen Trümmern zu neuem Leben. Der große, mit der Kirchenfaçade in gleicher Linie liegende Flügel des Klostervierecks, der zum Beherbergen vornehmerer Fremden bestimmte „Gastbau", wurde errichtet, die „hinter dem Convent stehende alte Abtei", sowie das Haus des Rentmeisters (Bursarius) und die Kellerei erneuert. Das Todtenbuch gibt in einer kurzen Notiz eine leider nur sehr dürftige Nachricht über die Vollendung dieser Bauten, indem es sagt:

„Am 16. August 1597 starb N., die Frau eines Arbeiters. Sie ward von einem Haufen Ziegel erdrückt, als man den neuen Abteibau deckte."

Als der Bauherr Abt Wigand am 23. November 1602 gestorben war, fanden sich zwanzig Professen zur Wahl ein, an dreimal so viel, als bei der letzten Wahl zugegen gewesen waren. Der Erwählte hatte eine gefährliche Erbschaft anzutreten. Die Kasse war durch die noch nicht vollendeten Bauten sehr angegriffen. Leider besaß der neue Abt Udalrici nicht das nöthige Verwaltungstalent, um unter langsamer Weiterführung der Arbeit das Vermögen der Abtei in Stand zu halten. Im Jahre 1614 war er in solche Geldnoth gerathen, daß die unentbehrlichsten Mittel für seine Reise zum Generalkapitel

und für den Unterhalt der Mönche fehlten. Auf Betreiben des hochverdienten Bischofs Julius von Würzburg und auf Veranlassung seiner Obern dankte er 1615 ab. Sein Kloster zählte damals 21 Mitglieder, von denen 18 Priester waren, drei die Weihe als Diakon oder Subdiakon empfangen hatten. Einer seiner Untergebenen war am 21. November 1614 im Collegium Germanicum zu Rom gestorben, als er sich der Vollendung seiner theologischen Studien nahte, und erhielt einen noch heute im Bronnbacher Kreuzgang vorhandenen Gedenkstein. Er hieß Wilhelm Moll.

Drei Jahre verwaltete dann Jakob Hoeffer die Abtei, bis sie 1618 in Johann Feilzer einen tüchtigen Oberen erhielt. Dieser würde bald alles in beste Ordnung gebracht haben, wenn nicht 1631 ein gefährlicher Sturm die größte Verwirrung angerichtet und das kaum gerettete Kloster von neuem dem Untergange nahe gebracht hätte. Zu Bronnbach hatte man sich gefreut, als Magdeburg gefallen war. Bald aber hörte man, Tilly habe bei Leipzig eine schwere Niederlage erlitten, und Gustav Adolph nahe, um über Wertheim nach Nürnberg zu ziehen. Der protestantische Graf zu Wertheim frohlockte. Jetzt endlich schien die Gelegenheit gekommen, Bronnbach mit allen seinen Besitzungen zu reformiren und in seine Hand zu bekommen. Nur ungern hatten seine Vorfahren es 1556 wieder herausgegeben. Jetzt sollte es endgiltig gewonnen werden. Mitte September erschien er mit seinen Töchtern im Kloster. Man hatte sich vorgesehen und die Kirchenschätze zum Theil nach Köln gerettet. Ein anderer Theil war nach Miltenberg geflüchtet worden, wo er den Schweden in die Hände fiel. Der Graf zürnte, daß ihm das Kirchengeräth entgangen war und ließ seinem Unwillen freien Lauf. Voll Trauer und Entrüstung klagen die Augenzeugen über die blinde Wuth, womit er Kirche und Kloster verheerte.

Die Wertheimer haben, so berichten sie, alle Altäre entweiht und von Grund aus zerstört. Der Graf legte selbst Hand an, um sie zu zerbrechen. Alle geschnitzten und gemalten Bilder ließ er zerschlagen, die Trümmer in die Mitte der Kirche zusammentragen und ein großes Feuer anzünden. Seine Töchter halfen ihm, und als die Flammen aufloderten, kochten sie einen Brei, den die Troßbuben in der Kirche verzehrten. In den Kreuzgängen wurde ein Saufgelage gehalten, getanzt und allerlei Unfug getrieben. Die Statue des hl. Johannes des Täufers haben sie in die Küche neben den Heerd gestellt und verkohlen lassen, das Bild des hl. Vitalis, eines Soldaten, unseres Kirchenpatrons, gleich einer Schildwache an die Klosterpforte aufgepflanzt, einer Figur der Mutter Gottes das Gesicht mit Messern zerschnitten. Unsere beiden Orgeln, die Uhr und die Chorstühle wurden zertrümmert und in die Flammen geworfen; die Bibliothek ist verwüstet, die Bücher sind zerrissen, die gemalten Fenster des Kreuzganges vernichtet, alle Scheiben zerbrochen, die Zellenverschläge aus dem Schlafsaale herausgeworfen und verbrannt. Einen Theil der Abteigebäude rissen sie nieder. Die Bausteine, aus denen es aufgeführt war, schleppten sie nach Wertheim. Aus der 1408 erbauten, über die Tauber führenden Steinbrücke, der schönsten und besten ringsumher, haben sie eine Menge großer Quadersteine herausgerissen, das in ihrer Mitte aufgestellte

Bild des Gekreuzigten aber ist zuerst entstellt und dann ins Wasser geworfen worden.

Bald nachher rückten die Schweden in Wertheim ein. Der Graf ließ sich von ihnen die Abtei schenken und verschreiben. Drei Jahre dauerte das schwedisch-wertheimische Interregnum im Kloster, bis die Schlacht von Nördlingen die Verhältnisse änderte. Der Sieg der Kaiserlichen gab dem Fürstbischof von Würzburg freie Hand. Mit seiner Hilfe traf Abt Johann Feilzer wiederum in Bronnbach ein, eifrig bemüht, den Greuel der Verwüstung zu entfernen, und sein Kloster in gute Ordnung zu bringen.

Eine der ersten Arbeiten des Abtes war die Errichtung neuer Altäre. Somit werden die beiden ältesten Altaraufsätze der Bronnbacher Kirche, welche in zweien der an die östliche Wand des Querschiffes gelehnten Kapellchen stehen, wohl von ihm herstammen. In beiden wird gemäß der Sitte jener Zeiten die Liebe betont. Im ersten umarmt Magdalena die Füße des Gekreuzigten, im andern steigt der Herr vom Kreuze herab, um mit seinem Arme den hl. Bernard zu umfangen. Dort stehen über und neben der Hauptscene vier Statuen weiblicher, hier diejenigen männlicher Heiligen. Alle Figuren sind in vortrefflicher Technik aus Alabaster, das Rahmenwerk des Altars dagegen ist aus feinem Sandstein verfertigt. Leider hat ein unwissender Anstreicher die beiden werthvollen Altärchen mit seinen Farben überschmiert und ihnen so einen großen Theil ihres Ansehens genommen.

Als Abt Johann Feilzer, der Erbauer dieser Altäre, 1637 starb, fanden sich nur neun Wähler zur Erhebung seines Nachfolgers, Johannes Thyrlauf ein. Der Erwählte starb schon 1641. Jetzt war die Zahl der Mönche auf sieben herabgesunken. Ihr Erwählter, Friedrich Gros, resignirte nach sechsjähriger Amtsdauer, weil er das verschuldete Kloster nicht zu leiten vermochte, ging auf Reisen, kehrte nach mehreren Jahren zurück und starb 1657. Sein auffallend einfach gehaltener, kleiner Grabstein liegt im Mittelschiff unter der Kanzel. Wie arm das Kloster damals war, erhellt aus dem Todtenbuche, indem daselbst Melchior Eigenbrod, Pfarrer in Nowbron und Böttigheim, dankbar erwähnt wird, weil er ihm „seine kleine Bibliothek und drei Kaseln" vermacht habe.

Die Zahl der Professen war erfreulicherweise bis auf 17 gestiegen, welche dem Valentin Mammel den Abtsstab überreichten. Mit seiner Regierung beginnt 1647 der letzte, glanzvolle Abschnitt in der Geschichte der Abtei. Schon der von ihm errichtete hohe Kreuzaltar zeugt laut für bessere Zeiten. Ursprünglich stand er wohl im Mittelschiff an der Stelle des alten Lettners, vor den Chorschranken. Als man später den Blick aus dem Schiff zum Hochaltar des Ostchores freizugeben wünschte, ist er nicht zerstört, sondern in conservativer Pietät an die nördliche Wand des Querschiffes gerückt worden. Seinen Kern bildet eine große in Rundbogen geschlossene Nische, worin das überlebensgroße Bild des Gekreuzigten zwischen dem seiner Mutter und seines Lieblingsjüngers angebracht ist. Neben dem Rahmenwerk der Nische stehen zwei straff aufsteigende Säulen, deren Kanellirung etwa $^{2}/_{3}$ m über der Basis beginnt. Sie tragen korinthisirende Kapitäle und ein Architravstück, worauf

eine über die Nische durchlaufende Leiste ruht. Eine zweite im Oberbau befindliche Nische enthält ein aus Holz geschnitztes Bild des über den Tod triumphirenden Heilandes. Neben ihr ruht rechts und links auf bald endigenden Giebelansätzen je ein als Diakon gekleideter Engel, welcher in freudigem Siegesjubel die Leidenswerkzeuge vorweist. Zwei halbnackte Engel füllen die beiden Bogenzwickel zwischen der untern Nische und der über sie hinlaufenden Leiste. Nicht weniger als acht Engelsköpfe sind auf dem Untersatz, dem Anfange der Säulen und dem Scheitel der Bogen der beiden Nischen angebracht. Laut der Inschrift ward der Altar 1667 aufgestellt. Da sich aber auf seinem Untersatz neben dem Wappen des Abtes Mammel († 1672) auch das seines Nachfolgers Wundert († 1699) findet, muß er erst einige Jahre später seine Vollendung erlangt haben.

Die Grabsteine der oben genannten Aebte stehen an einem Ehrenplatz, beim Eingange zum Ostchore, am Fuße der beiden Pfeiler, welche den Triumphbogen tragen. Die Aebte sind auf diesen Denkmälern in überreicher, mit aufliegenden Blumen gestickter Prälatentracht, mit Mitra, Stab, Albe und Kasel abgebildet. Ihre um die Steine laufenden Inschriften sind weitläufiger als die der früheren Abtsgräber und versuchen alle wichtigen auf das Leben des Dargestellten bezüglichen Zeitangaben zu bieten.

Neue Symbole beginnen allmählich häufig zu werden. Engel, deren sich schon so viele auf dem Kreuzaltar fanden, erscheinen in den ihnen durch die Künstler der Renaissance neu geschaffenen Gestalten an allen Ecken und Enden. Auf dem ersten der eben erwähnten Grabsteine ist ein Engel in der obern Ecke und ein Engelskopf über dem Wappen angebracht; auf dem zweiten schwebt ein mit den fünf Wunden des Herrn bezeichneter Seraph neben dem Abte, hinter dessen Haupt eine Inschrift hinläuft, die besagt: „In den seraphischen Wunden ist meine Ruhe und Auferstehung." Das Volk erzählt zur Erklärung dieses Seraphs eine hübsche Legende. Der Abt hatte lange Zeit an schwerer Krankheit darnieder gelegen. Eines Tages glaubte er, eine kleine Besserung zu verspüren und ließ sich auf einen das Kloster beherrschenden Berg tragen. Eben ging die Sonne unter, als er oben anlangte. In ihren letzten Strahlen erschien ihm plötzlich Christus, wie er sich mehr als 450 Jahre vorher dem hl. Franziskus gezeigt hatte. Das Herz des Abtes ward von brennender Liebe entzündet und verließ bald diese Erde, um mit seinem Gott aufs innigste vereinigt zu werden. Auf den Grabdenksteinen der folgenden Prälaten, Joseph Hartmann († 1724) und Engelbert Schäffner († 1752) sind Kasel, Tunicella und Handschuhe in noch höherm Maße mit erhaben gesticktem Blumen- und Rankenwerk besetzt. In der Mitte des Kaselkreuzes ist auf dem ältern Denkmal ein Marienbild, auf dem jüngern ein Auge Gottes gestickt. Die Symbole fangen an, alles zu überwuchern. Neben dem Haupte des Abtes Hartmann schwebt ein Engel mit einem Kelch, zu seinen Füßen ist rechts eine Sanduhr, links ein Leuchter hingestellt, während das Wappen auf einem Todtenkopf ruht. Ein vollständiger Rebus ist somit auf dem Grabstein ausgemeißelt, dessen Auflösung etwa lautet: Der Tod hat hier das Licht des Lebens ausgelöscht, den Lauf der Zeit geendet; der dargestellte Abt konnte darum nicht länger Gott

den Kelch des Lebens opfern. Im Wappenbild wird diese Symbolik fortgesetzt; denn in Anspielung auf den Namen des Abtes „Hartmann" steht dort ein in Eisen gepanzerter Mann. In auffallendem Gegensatz zu seiner kriegerischen Tracht hält er eine Blüte in der Hand, um anzuzeigen, Abt Hartmann sei ein großer Blumenfreund gewesen. Auch die Wappenfigur seines Nachfolgers, des Abtes Schäffner, ein buntgekleideter Mann, welcher in jeder Hand einen ihn als Kellermeister oder Schaffner kennzeichnenden Schlüssel emporhält, ist eine Anspielung auf den Namen. Auf seinem Grabstein hält Schäffner ein offenes Buch mit den Worten: „Selig die Todten, welche im Herrn sterben." Ein zur Rechten schwebender Engel berührt mit der Linken die Mitra des Abtes, die er ihm wegnehmen soll, und trocknet sich mit der Rechten die Thränen von den Augen. Unten stehen rechts und links auf Todtenköpfen eine Sanduhr und ein Birett. Beide Aebte, Schäffner und Hartmann, halten ihren Hirtenstab in der linken Hand und zwar so, daß dessen Krümmung einwärts gewandt ist. Auf den ältern Denkmälern steht sie meist nach außen, weil sie vom Hirten benützt wird, um die Schafe vom Abgrund zurückzuziehen, demnach diesen Schafen zugekehrt werden soll. Ehedem wurde der Hirtenstab als wichtigste Insignie angesehen und deshalb auch von den Aebten auf den vor 1583 errichteten Grabsteinen in der Rechten gehalten. Jetzt haben sie denselben in die andere Hand genommen. Wenn dies geschehen sein sollte, um die Rechte für das Evangelienbuch frei zu machen, welches seit der Reformation von seiten der Katholiken mehr gezeigt und betont werden mußte, so mag das zutreffend sein. Oft aber änderte man die Sitte der alten Symbolik, weil die neumodischen Spielereien die ernste Sprache der früheren Sinnbilder in Vergessenheit gebracht hatten. Man verstand die Symbolik des Mittelalters nicht mehr und benützte sie darum nicht weiter.

Abt Hartmann († 1724) ließ nicht weniger als fünf große Altäre im Mittelschiff der Kirche erbauen, den Hochaltar und vier an die Pfeiler gelehnte, den hll. Johannes, Stephanus, Bernardus und der allerseligsten Jungfrau mit ihrem Bräutigam gewidmete Seitenaltäre. Alle befolgen dasselbe System, entwickeln es aber weiter. Die feste Würde des Kreuzaltares ist verloren. In langsamen Windungen aufsteigende Säulen heben kümmerliche Reste eines in der Mitte unterbrochenen Architravs (Querbalkens) und rahmen ein großes Oelbild ein. Der Oberbau sucht durch schneckenförmige Verzierungen einen leichten Abschluß. Zahlreiche Engel beleben die Gesimse; in übergroßer Gefühlsseligkeit breiten sie ihre Arme aus gegen Himmel oder gegen das vor dem Altare versammelte Volk. Auf den beiden ältern der genannten fünf Altaraufsätze findet man noch einige feste Linien hinter den gewundenen Säulen; bei den folgenden gewinnt man schon darum keinen ruhigen Eindruck, weil auf ihnen doppelt so viele gleich einem nassen Tuch gedrehte Säulen ohne festen Hintergrund verwendet sind und die geschnitzten, jeder plastischen Würde entbehrenden Gruppen des Oberbaues in keinerlei Beziehung zum gemalten Mittelbilde stehen.

Unserer Zeit fehlt jener begeisterte, frisch und froh ausgesprochene katholische Glaube, aus dem solche Altäre hervorgingen. Wir sind zu verstandes-

mäßig erzogen, um an solchen Werken, in denen das übersprudelnde Gefühl sich hervordrängt, Freude zu finden, und ziehen mit gutem Recht eine ernstere, plastischere Kunsteinrichtung vor. Jedenfalls hat Abt Joseph Hartmann nach bestem Wissen und Können seine Ersparnisse dazu verwandt, die Zierde des Hauses Gottes zu heben. Unsere Zeit würde mit denselben Mitteln etwas anderes machen; ihre Altäre würden dann einen besseren Stil, schwerlich jedoch eine größere Handwerkstüchtigkeit zeigen. Aber gewiß wäre es unbillig, auf das, was jener Abt hinstellen ließ, woran er sich mit seinen Zeitgenossen freute, nur mit Verachtung und Geringschätzung herabsehen zu wollen.

Leider zerstören die fünf hohen Altäre des 18. Jahrhunderts den Eindruck, welchen der Besucher in der großen Kirche zu gewinnen vermöchte, wenn kleine, romanische oder frühgotische Altäre sich an deren Stelle befänden. Jetzt erhält das Auge einen so bedeutenden Maßstab, daß die architektonischen Glieder und der Raum der Kirche bedeutend kleiner erscheinen, als sie sind. Die Ueberfülle ungebrochenen, durch die weiß verglasten Fenster ungehemmt einfließenden Lichtes und der in Weiß und hellem Blau durchgeführte Anstrich passen zudem wenig zu den wuchtigen Bautheilen, aus denen dies alte Gotteshaus in gemessener Würde zu ruhiger Größe aufwächst. Freilich sind die Farben mit anerkennungswerthem Geschick vertheilt. Alle großen Flächen erhielten einen weißen Kalkanstrich, der sie als Mauern und Gewölbe kennzeichnet, die tragenden Glieder: Säulen, Pfeiler und Bogen einen hellblauen, die Kapitäle und Bogenkanten einen dunkelblauen. Etwas Gold und Schwarz heben in den Profilen und Kapitälen die feiner ausgearbeiteten Steine hervor. Die Farbe dient somit der Architektur, unterscheidet deren wesentliche Theile von den minder bedeutenden und bleibt immer nur etwas Untergeordnetes. Das hier durchgeführte System der Polychromie beruht auf den Grundsätzen der Alten. Wahrscheinlich haben die Anstreicher, welche im Jahre 1769 hier arbeiteten, sich an eine ältere Pplychromirung angeschlossen und darum im Wesentlichen das Richtige getroffen, obgleich Einzelheiten ihnen mißlangen, vor allem ihre blauen Töne zu weich wurden.

Auch die Ausstattung der fünf eben besprochenen Altäre zeugt für guten Farbensinn. Ihr Grund ahmt die Färbung des Eichenholzes nach, alle kunstreich behandelten Theile: die Säulen, Gesimse und Verzierungen sind vergoldet. Auf dem Hochaltare sind die Leuchter und Kanontafeln, also die eigentlichen Altargeräthe, versilbert. Das Altarkreuz ist mit feinstem weißen und hellblauen Lack behandelt. Den vielen großen und kleinen Holzfiguren haben die Künstler nur zwei Töne gegeben, Gold für die Kleidung und Fleischfarbe für die Körpertheile. In den die Mitte der Altäre füllenden Oelgemälden herrschen Braun, Gold und Fleischfarbe, so daß sie sich mit dem Rahmenwerk zu einem harmonischen Ganzen einen.

Das Bronnbacher Todtenbuch erwähnt zum Jahre 1712 eines aus Bozen stammenden Klosterbruders, des Schreiners Benedikt Gamuths. Er wird wohl die Herstellung der Altäre überwacht und geleitet haben. Ueber die Anfertigung der Altargemälde bietet der Johannesaltar eine Notiz; denn man liest dort die Inschrift:

„Under mahlung dieses blats ist der berihmter herr Oswaldus Onghers (zu) Würtzburg gestorben 24. December 1706."

Das Tabernakel des Hochaltars wurde erst nach Vollendung der übrigen Theile errichtet; es trägt die Jahreszahl 1750 und das Wappen des Abtes Schäffner. Während die in Holz geschnitzten Blätter und Verzierungen sich in den frühern Theilen noch an den Grund anschlossen, lösen sie sich jetzt mehr und mehr los, um sich in krauser Willkür aufzurichten und zu selbständigen Gestaltungen zu erheben. Diese Tendenz steigert sich in den drei jüngsten Altären der Kirche bis zum Uebermaß. Zwei derselben, neuern Heiligen, den hll. Nepomuk und Karl Borromäus gewidmet und 1785 angefertigt, stehen hinter den vier vom Abte Joseph Hartmann erbauten Seitenaltären, der dritte ist in einem der kleinen Choranbauten des Querschiffes aufgestellt. In allen dreien ist der Altaraufsatz nur als möglichst leichter Rahmen des Mittelbildes entwickelt und darum ohne architektonischen Halt in Schnecken- und Wellenlinien aufgelöst.

Ernst und würdig ist, im Gegensatz zu diesen Spielereien, ein zweistöckiger 1705 ausgeführter Rahmen, in dessen größerer Nische ein hübsches Marienbild steht, an das sich eine unten angebrachte Inschrift wendet:

SIs patrona reIs, aDsIs spes aMpLa reLICtIs.

„Sei Patronin der Schuldigen, mächtige Hoffnung biete den Verlassenen."

Werfen wir noch einen Blick auf die weitläufigen Abteigebäude. Der alte Merian hat uns in seinem großen topographischen Werke eine treffliche Abbildung hinterlassen, welche zeigt, wie das Kloster unter dem Abte Wundert († 1699) aussah. Eine gute Landstraße führte die von Wertheim kommenden Fremden zum Haupteingange, der untern nördlichen Pforte, wo sie eine Schmiede für ihre Pferde fanden, und das äußere Wirthshaus ihnen Erquickung bot. Zur Rechten sahen sie weite Ställe, welche sich bis zur Tauber und längs deren Ufer ausdehnten und vor dem dort erbauten Brauhause endeten. Zur Linken der Pforte erhob sich die für das Gesinde des Klosters bestimmte äußere Kapelle. Neben ihr stand „das innere Gasthaus". Der Weg führte dann weiter zur Westfaçade und zum Haupteingange der großen Abteikirche, an deren Südseite sich der alte Kreuzgang mit seinem nördlichen Arme anlehnte. Neben und über seinen drei andern Seiten erhoben sich zweistöckige Gebäude, im Osten über der Sakristei und dem alten Kapitelssaal der vom Abte Franz Wundert aus seinem väterlichen Vermögen 1674 vollendete Bau mit den Zellen der Mönche. Im Süden befanden sich Noviziat, Bibliothek, Winterrefektorium und der über einem Theile des Kreuzganges liegende Sommerspeisesaal, „das Saletgen", worin der Abt 1684 den Bischof von Würzburg bewirthete. Im Westen dehnte sich der Gastbau aus, dessen erster Stock Abt Wundert mit neuen Stuckdecken versehen ließ. Die Ausführung dieser Stuckaturen ward im Jahre 1671 mit „Andreas und Adam Tridtlein, Malern zu Kühlsheim", verabredet. Die Meister sollten laut dem nach vorhandenem Vertrag zwei lange Gänge und zwei große Vorsäle mit saubern Kalkdecken versehen und ausweißen. Als Lohn versprach man ihnen außer der täglichen Kost 60 Gulden und je zwei Malter Korn, Dinkel und Hafer.

Vor der Westfaçade lagen ein Brunnen und ein Garten mit einem Gartenhaus, hinter den Klostergeländen, nach Südost die sogen. „alte Abtei", das Krankenhaus und eine Johanneskapelle. Alle Gebäude waren noch immer mit hohen, starken Mauern umgeben, die nur im Norden durch die erwähnte Hauptpforte, und an der gegenüberliegenden Seite durch ein kleineres südliches Thorhaus unterbrochen waren.

Die von Merian in seinem Stiche gebotene Ansicht des Klosters wurde bald durch Abt Hartmann verändert und nach Ansicht der damaligen Zeit verschönert. Der Abt begnügte sich nicht, das Innere der Kirche durch jene fünf neuen Altäre auszufüllen, sondern suchte auch die Abteigebäude zu verbessern. Im Jahre 1705 ließ er ein Krankenhaus errichten, das man heute in eine Bierbrauerei verwandelt sieht. In der ehemaligen Kapelle ist die Decke zur Hälfte herabgefallen. Mit Mühe erkennt man noch in den Resten die in Stuck ausgeführten Bilder der hll. Kirchenväter Augustinus und Hieronymus. Auch ein Bild der hl. Barbara ziert noch jetzt den hohen Giebel.

Nach Vollendung des Krankenhauses begann Abt Joseph Hartmann den Bau eines neuen, den Bedürfnissen seiner prachtliebenden Zeit entsprechenden Doppelrefektoriums. Er starb indessen vor Vollendung desselben infolge einer Verletzung an der Stirne, die er sich durch einen Fall von der Treppe des Neubaues zugezogen hatte. Der Bau enthält zwei große übereinanderliegende Säle; der untere sollte als Winterrefektorium, der obere als Sommerrefektorium (sala æstivalis) oder, wie die Cistercienser auch sagten, als „Rebenthal" dienen. Das zur ebenen Erde gelegene für den Winter eingerichtete Speisezimmer ist gewölbt. Es steht an der Stelle, vielleicht auf den Grundmauern des mittelalterlichen. Das oben gelegene Sommerrefektorium umfaßt zwei Stockwerke. Seine Wände sind unten durch drei Thüren und elf große Fenster, oben durch ebensoviel kleinere Fenster durchbrochen. Zwischen diesen Oeffnungen tragen sechszehn in Atlanten endigende Pilaster ein breites Gesimse, worauf die flachgewölbte Decke ruht. In ihrer Mitte zeigt ein großes Bild, wie Joseph, dessen Namen der Erbauer des Saales trug, die Träume des Pharao auslegt. Rechts und links berichten zwei unter dem Bilde angebrachte Inschriften über die Baugeschichte des Ganzen. Sie enthalten nach dem Gebrauche jener Zeit, welche die Chronogramme leidenschaftlich liebte, die Angabe der betreffenden Jahreszahlen in ihren Buchstaben und lauten also:

IosephVs CoepIt aeDIfICare et heV eI InopIna Mors InterrVpIt.

FInIVIt CoronIDeM posVIt praesVL EngeLbertVs.

„Joseph begann den Bau, aber ein ihm unvorhergesehener Tod unterbrach denselben. 1724."

„Abt Engelbert beendete das Werk und legte den Schlußstein. 1725."

In vier kleinern in den Ecken der Decke und in drei auf den Wänden angebrachten Gemälden findet das Auge sieben weitere Scenen aus dem Leben Josephs. Die übrigen Wandflächen sind mit kleinern und größern Darstellungen aus der Geschichte Salomo's und Esthers bemalt. Unter den Fenstern hat man die Höfe und Besitzungen der Abtei abgebildet. Reicher

Stuck, häufige Vergoldung und maßvolle Verwendung heller Farben, die sich leicht vom weißen Grund abheben, verleihen dem Saal ein prächtiges, vornehmes Aussehen. Es wäre zu bedauern, wenn ein so charakteristisches Denkmal des vorigen Jahrhunderts verloren ginge. Die Façade der neuen Speisesäle ist durch drei Horizontalgesimse und zwei aufgehende Mittelpfeiler in zwölf Abtheilungen zerlegt, von denen jedoch oben je zwei zur Seite liegende durch den Giebel verkürzt sind. In der Mitte des Erdgeschosses öffnet eine Thüre den Eingang zum Winterspeisesaal; das zweite Stockwerk ist durch drei Doppelfenster des Sommerrefektoriums durchbrochen, im dritten sind in drei Nischen die als Frauengestalten symbolisirten göttlichen Tugenden aufgestellt. In der Mitte des vierten Stockwerks steht ein Bild der Gerechtigkeit, oben auf dem First Mars als Symbol der Tapferkeit. Vor diesem neuen Bau ist im ansteigenden Terrain mit vielem Geschick eine mit Blumenbeeten, Rasenplätzen, Ballustraden, Steinfiguren und Gartenhäuschen ausgestattete Anlage hergestellt. Eine noch reichere und vornehmere Gartenanlage befindet sich vor der westlichen Hauptfaçade des Abteibaues, in deren Mitte ein hoher, steinerner Brunnen mit doppelter Schale steht und die gegen die Tauber hin in einer von Steingeländern eingefaßten, langen Terrasse endet.

Abt Schäffner († 1752), der Erbauer dieser Anlage, ließ auch neue Ställe und Oekonomiegebäude aufführen, fand aber in seinen Unternehmungen vielen Widerspruch. Die Zahl seiner Conventualen war auf mehr als 40 angewachsen, obgleich sein Vorgänger, Abt Franz Wundert, ein tüchtiger Verwaltungsmann, nach langjähriger Erfahrung bestimmt ausgesprochen hatte, aus den Einkünften der Abtei könnten mehr als 37 Mönche nicht erhalten werden. Neben der großen Menge der Untergebenen brachten auch die übertriebenen Bauten nicht nur Unordnung im religiösen Leben, sondern auch drückende Schulden. Die Pracht der neuen Speisesäle und Gartenanlagen war nicht dazu angethan, den Geist der Armuth und des Gehorsams zu stärken. Die Unzufriedenen suchten nach einem Vorwand zu Klagen und behaupteten, alle vom Abte errichteten Bauten litten an bedeutenden Fehlern. Um Geld zu sparen, habe er sich gescheut, tüchtige Baumeister herbeizuziehen. Unerfahrene Leute, denen er sein Vertrauen schenkte, hätten schlecht und dazu noch theurer gebaut, als die verschmähten bessern Meister gethan haben würden. Der Abt konnte sich nicht von jeder Schuld freisprechen und starb nach einem geschäftigen Leben in Sorge und Kummer.

Sein Nachfolger Ambrosius Balbus gab trotzdem das Bauen nicht auf. Es lag so sehr in der Zeit, daß ein Prälat ohne dasselbe nicht leben konnte. Die Ideale seiner Kunstanschauungen findet man in den Prachtsälen des zweiten Stockes des westlichen Gastbaues, besonders in einer sehr bemerkenswerthen Thürumrahmung verwirklicht. Wie auf den drei oben besprochenen von ihm errichteten Altaraufsätzen, so wuchert auch hier das Laubwerk in üppiger Fülle kraus hervor. Der Meister, welcher diese Arbeit geschnitzt hat, verdient aber doch unsere Achtung. Obgleich beide Seiten seines Rahmens anscheinend übereinstimmen, sind doch nicht zwei Blätter desselben gleichmäßig geformt. Wie die absterbende Gotik Werke höchster Meisterschaft

hervorzauberte, so feiert auch hier das tüchtige Handwerk einen Triumph. Die nie versiegende Schaffenskraft talentvoller Männer bethätigt sich in jeder Zeit, auch in der des Verfalls, wo die Kunst rettungslos verloren scheint.

Die Stuckdecken des Saales, worin sich diese Thürumfassung findet, sind in einem ihr gleichem Stile ausgeführt. Das gebrechliche Material wurde hier mit so geschickter Hand in die mannigfaltigsten Formen gepreßt, daß man neben der Anerkennung vor einer solchen Leistung den Wunsch nicht zu unterdrücken vermag, soviel Arbeitskraft und Fleiß möchten in dauerhafterer Art verwendet worden sein. Welcher Unterschied, wenn man hier in den Treppengewölben und in den untern Räumen die einfachen Stuckarbeiten der im Jahre 1671 aus dem Dorfe Kühlsheim berufenen „Maler" angesehen hat, und dann hinaufsteigt, um die üppigen Verzierungen der Prunkgemächer des obern Stockwerkes zu betrachten. Dort unten herrscht noch der biedere, conservative Sinn echt deutscher Arbeit, die in ruhigem, anspruchslosem Fleiße selbst noch mittelalterliche Formen verwendet, hier eine in fürstlichen Bauten großgezogene, bewunderungswürdige Geschicklichkeit, welche der augenblicklichen Mode zwar gefügig dient, deren Formen aber an die ruhelos brandende See erinnern, welche mit ihren Wogen alles zu verschlingen droht.

Was die überzierlichen Stuckdecken in plastischer Beziehung bieten, das versuchte die Malerei in einem gewaltigen, wohl mehr als 10 m langem, an 4 m hohem Bilde zu erreichen, welches Abt Balbus 1775 zur Erinnerung an das fünfzigste Jahr seiner Gelübdeablegung als Bekrönung der Façade eines Gewächshauses ausführen ließ. Den Platz für sein Treibhaus gewann er durch Abbruch der alten, an der Hauptpforte stehenden Andreaskapelle, welche vielleicht auf den Fundamenten der Kapelle des alten, freiadeligen Hofes Altbrunbach stand, aus dem das Kloster sich entwickelte.

In der Mitte des Kolossalbildes sitzen zwei überlebensgroße Frauengestalten neben einer Pyramide, über die ein Thierkreis angebracht ist. Sie halten Blumen und Früchte in den Händen und lassen sich von Sklaven und Dienern Vögel und Pflanzen bringen. In den Ecken des Bildes erheben sich luftige Säulenhallen; aus der einen schauen Männer in einen mit wilden Thieren gefüllten Garten, in der andern singen und musiciren gepuderte Herren. Mit leichten Farben ist das fröhlichen Genuß der Kunst und Natur feiernde Bild auf gebrechliches Fachwerk hingeworfen. Es bröckelt ab und wird bald verschwunden sein, obwohl es ein geschichtliches Interesse hat, weil es eine Stelle der Klosterchronik erläutert, die besagt, Abt Ambrosius, welcher es herstellen ließ, sei „ein fast unersättlicher Freund der Musik gewesen". Diese spielte bei seinem Jubelfest sicher eine große Rolle, und darum haben auf der Schildnerei jene musicirenden Herren einen so hervorragenden Platz gefunden.

Abt Ambrosius Balbus hielt auch viel auf feierlichen Gottesdienst. Ihm verdankt die Kirche die noch heute erhaltenen großen Chorstühle. Drei Inschriften belehren uns über deren Zweck und Entstehung. Die erste sagt:

LaVDent noMen eIVs In Choro atqVe In psaLterIo IVbILent eI.

„Lobet seinen (des Herrn) Namen im Chore und in Psalmen singet ihm Preis. 1777."

Auf der Epistelseite steht:

D · O · M ·
B · V · M · Os · SS · H
eXstrVebat hoC anno Rss · D ·
AMbrosIVs BaLbVs abbas BronnbaCI.

„Zu Ehren des besten und höchsten Gottes, der jungfräulichen Gottesmutter und aller Heiligen errichtete der hochwürdigste Herr Ambrosius Balbus dies in diesem Jahre 1777.“

Darunter ist in kleiner Schrift die Anzahl der damaligen Conventmitglieder angegeben: „48 Geistliche und 2 Brüder 1778.“ Auf der Rückseite findet man dann die Nachricht:

Totius structurae architectus erat F. Daniel Schaiferlenc Furthensis convers · hujus loci.

„Erbauer des ganzen Gestühles war der Laienbruder dieses Klosters Daniel Schaiferlenk aus Fürth.“

Auch eine neue Orgel wurde damals in Auftrag gegeben, und ein Mönch schrieb neue Chorbücher. Der Schwanengesang des Klosters erscholl aus dem neuen Chorgestühl, und die neue Orgel begleitete das letzte Lied, welches die scheidenden Mönche aus den eben vollendeten Büchern sangen. Wahrlich, mit Lob Gottes konnten sie den Untergang der alten Abtei begleiten: denn nicht ruhmlos und ohne Ehren ist sie zu Grunde gegangen nach mehr denn sechshundertjährigem Bestand.

War es eine prophetische Ahnung, welche den letzten im Kloster sterbenden Abt bei der Wahl seines Wappens leitete? Er ließ in dasselbe zwei Sparren, das Bild eines Dachgiebels, malen und auf deren Spitze einen Adler setzen, der die Krallen in das Holz eingehakt hat und sich im Fluge erhebt, als wolle er den Giebel des Hauses wegtragen.

Bei der letzten Abtswahl erhielt der Erkorene, Heinrich Goebhard, schon im ersten Wahlgange 43 Stimmen. Vor dem Eintritt ins Kloster hatte er zu Bamberg Philosophie, zu Würzburg Theologie studirt. Nach der Gelübdeablegung (1766) setzte er seine theologischen Studien zu Würzburg fort und erwarb sich dort in öffentlicher Disputation den Grad eines Licentiaten. Dann widmete er sich auf zwei Jahre der Rechtswissenschaft und verbrachte, nach Bronnbach zurückgekehrt, zehn weitere Jahre in ernster wissenschaftlicher Arbeit. Als Abt drang er auf Studium, hielt die jüngern Mönche ernst dazu an, kaufte viele Bücher und wiederholte häufig den Satz, wissenschaftliche Beschäftigung sei ein Angelpunkt des Klosterlebens.

Ein vom Geiste der Illuminaten erfülltes Buch, die geographische Beschreibung von Franken, gab seinem Kloster ein herrliches Zeugniß, indem sie (1799) schrieb: „Die Klosterschule (zu Bronnbach), welche zwei Lectoren hat, ist beynah noch ganz peripatetisch. Kants Philosopheme dürfen sich nicht über die Schwelle wagen. Es gilt hier noch vielen Glauben an Teufelsbesitzungen u. s. w., doch auch ganz versteckt einige Aufklärung.“

Dreimal mußte der wackere Abt wegen der Kriege aus seinem Kloster fliehen. Die Aufklärung drang vor. Auch in seiner Abtei trat sie bei

einigen Mönchen aus dem Versteck heraus; denn der Geist des Ungehorsams und der Revolution wuchs allerorts. Die Klosterchronik sagt, der Abt habe wiederholt geklagt, die aufsteigende Fluth des Elendes komme aus der Aufhebung der Gesellschaft Jesu [1].

In Würzburg hatten die Mitglieder dieses Ordens als Professoren der Philosophie und Theologie, als Prediger und Beichtväter mit großem Erfolg gearbeitet. Ihnen hatte die Abtei seit vielen Jahren ihre jungen Mönche zur Erziehung und zum Unterricht anvertraut. Jetzt waren sie geopfert und verschwunden.

Im Jahre 1796 ließ der Abt ein neues Thor in der Westfaçade seiner Abtei einsetzen. Es zeigt die letzte Jahreszahl, welche wir auf den Klostergebäuden fanden.

Im Jahre 1802 zählten die fünf fränkischen Cistercienserklöster, Bildhausen, Bronnbach, Ebrach, Langheim und Schönthal noch 200 Priester, 7 Novizen und 22 Brüder, also 229 Mönche. 1803 ward Bronnbach aufgehoben. Vergebens versuchte sein Abt die Güter wenigstens zur Stiftung eines Gymnasiums verwendet zu sehen. Durch den Reichsdeputationshauptschluß kamen sie an das fürstliche Haus Löwenstein.

Ernst gestimmt verließ ich die alte Abtei. Viel Schönes hatte sie erzählt. Wir kamen nach Wertheim. Aus einsamer Höhe schaute die Ruine der einst so stolzen Burg herab ins Land. Kein Band verknüpft sie mit dem lebenden Geschlecht. Aber die alte vor 700 Jahren erbaute Kirche von Bronnbach dient heute, wie ehedem, dem Gottesdienst. Tag um Tag sieht sie in ihren Mauern das Opfer erneuert, das die Erbauer dort zu feiern sich freuten.

Der Weg führte vorbei an Aschaffenburg, an Mainz, Bonn und Brühl mit den großartigen Bauten ihrer früheren Bischöfe und Kurfürsten. Auch sie haben ihre ehemaligen Herren verloren, sind herabgesunken von alter Höhe.

Gewiß, vieles hat die Kirche verloren im Anfange dieses Jahrhunderts! Was ist aber auch aus all den stolzen Burgen des Mittelalters geworden, deren Trümmer an den Ufern des Maines und Rheines den Blicken begegnen? Wo sind jene alten Ritter, welche dort oben hausten? Selbst ihre Nachkommen halten es so oft nicht für der Mühe werth, den Stammsitz vor Verfall zu bewahren. Unten aber am Fuße der Berge, auf denen die Schlösser und Burgen zu Ruinen geworden, erheben sich fast allerorts neue oder erneuerte Kirchen. Der Sturm bricht manchen noch lebenskräftigen Ast, aber im kommenden Frühling treibt der Stamm neue, frische Zweige. So sieht auch die Kirche bei ihrer stets frischen Jugendkraft immerfort neue Kirchen, Klöster und Stiftungen emporwachsen und gedeihen, wo der Verfall des Alten ihnen Raum schafft.

[1] Totam hanc calamitatum congeriem ex suppressa Societate Jesu tanquam equo Trojano cumulate profluere saepe plangens comminiscebatur.

Steph. Beissel S. J.

# Calderons Autos.

Wie bei den Griechen, so hat sich auch bei den neueren Völkern Europa's das Drama in engem Anschluß an den religiösen Cultus entwickelt. Die kirchliche Liturgie mit ihren Hymnen, Sequenzen, Antiphonen, Wechselgesängen, symbolischen Handlungen erweckte den Gedanken und die Lust, die christlichen Festgeheimnisse erst in Dialogen, dann in kürzeren und längeren Festspielen poetisch zu gestalten. So sind die Oster- und Weihnachtsspiele, die Spiele zu Ehren der Heiligen, die Spiele zu Ehren des allerheiligsten Altarssacraments entstanden. Aus dem religiösen Stoff, der theils geschichtlicher, theils dogmatischer und moralischer Natur war, ergaben sich zwei Grundformen: die sogen. Mysterien und die sogen. Moralitäten. Jene stellten geschichtliche Geheimnisse aus dem Leben Christi und seiner Kirche dar, diese kleideten Glaubens- und Sittenlehre in das Gewand der Allegorie. Das erbauliche Element waltete dabei über das künstlerische vor. Das letztere hob sich nur langsam, und ehe es zu wahrhaft classischer Höhe gelangen konnte, knickte die große kirchenpolitische Revolution des 16. Jahrhunderts Stamm und Blüte zugleich. In England, Deutschland und den Niederlanden wurden die alten Mysterienspiele als papistische Greuel unterdrückt, in Frankreich und Italien wurden sie aus Scheu vor Profanation des Heiligen preisgegeben. Das biblische Drama, das Luther und dessen Anhänger an ihre Stelle zu pflanzen suchten, gedieh nicht, weil die religiöse Anarchie, alles mit Polemik vergiftend, schon den tiefsten Verfall der Poesie, des Geschmackes, der Sprache herbeigeführt hatte [1]. Nur in Spanien entwickelte sich das religiöse Drama auf seiner mittelalterlichen Basis ruhig weiter und gelangte, ein volles Jahrhundert nach Luthers Tod, in Calderon zu seiner höchsten classischen Vollendung. Was man in der ganzen deutschen Dramatik jener Zeit vergebens sucht, das besaß der spanische Priester im höchsten Grade: eine vollendete Kenntniß der Bühnentechnik in modernem Sinn, eine poetische Erfindungsgabe, Sprachgewandtheit, Phantasiefülle, welche jene der griechischen Tragiker und Shakespeare's erreicht, eine dramatische Kunst, welche dem alten Göthe den Ausruf abnöthigte: „Calderon ist dasjenige Genie, was zugleich den größten Verstand hatte."

Die grenzenlose Verrohung, Geschmacklosigkeit und Barbarei, welche infolge der religiösen Anarchie und des dreißigjährigen Krieges über Deutschland hereingebrochen war, machen es vollkommen erklärlich, daß ein solcher Dichter daselbst über ein Jahrhundert lang so gut wie unbekannt blieb. Ein paar verballhornte Stücke, die durch französische Bearbeitung über die Grenze

[1] R. Prölß (Geschichte des neuern Drama's, Leipzig 1881) widmet diesen Dramatikern über 200 Seiten (IIIa 25—268), der armseligen „Susanna" Paul Rebhuhns fünf volle Seiten (69—75), während er die sämmtlichen 73 Autos Calderons auf ungefähr anderthalb Seiten (I. 352. 353) abfertigt.

drangen, kann man nicht rechnen. Als die Wasser der „reformatorischen" Sündflut zu verlaufen begannen, da war in Paris schon die Glanzepoche Ludwigs XIV. aufgegangen, in deren streng abgemessenen Classicismus die Poesie Calderons ebenso wenig paßte. Rasch folgte die Aufklärung und die Revolution, die ohne Federlesen mit dem Christenthum auch alle Dichtung der katholischen Vergangenheit über Bord warf. An die Stelle des hohen Liedes und des mittelalterlichen Minnesangs trat Voltaire's Pucelle. Dieselben nationalen Lebemänner und Aufklärungsphilister, welche die politische Macht Spaniens völlig zerrütteten, schafften 1765 auch die Aufführung der Autos oder geistlichen Schauspiele ab, in denen sie den katholischen Glauben gar lästig und verderblich verkörpert fanden [1]. Es schien nun um die Poesie Calderons ziemlich geschehen zu sein. Denn seine weltlichen Bühnenstücke (Comedias) waren schon längst durch minderwerthige Fabrikate im französischen Reifrockgeschmack verdrängt. Die Autos waren verboten und zur Lesung ohnehin erst in zwei Ausgaben vorhanden [2].

Während das Andenken und die Werthschätzung Calderons in Spanien selbst zu erlöschen drohte, tauchte der große Dramatiker plötzlich jenseits der Pyrenäen, im protestantischen Deutschland wieder auf. Derselbe A. W. von Schlegel, der in Schillers „Horen" zuerst das von Voltaire verhöhnte Weltgedicht Dante's wieder zu Ehren brachte und Shakespeare das deutsche Bürgerrecht verlieh, entdeckte auch in Calderon ein diesen beiden ebenbürtiges Genie und übersetzte einige Stücke, darunter den „Standhaften Prinzen". Gries setzte das begonnene Werk der Uebersetzung mit Geschmack fort. Göthe lernte Calderon schätzen und lieben und brachte einige seiner schönsten Dramen, „Der standhafte Prinz", „Das Leben ein Traum" [3], „Die große Zenobia", auf die Weimarer Bühne. Bei der Aufführung des „Standhaften Prinzen" ward er selbst bis zu Thränen gerührt. Die Anerkennung des Altmeisters schlug alle Bedenken nieder, welche gegen einen so streng katholischen Dichter hätten erhoben werden können. Das sonst so empfindliche „protestantische Bewußtsein" beruhigte sich. Die Amerikaner George Ticknor [4] und H. W. Longfellow [5] trugen Calderons Lob hinüber nach England und Amerika. Graf Schack stellte in Spanien selbst sorgfältige Forschungen über Calderons Leben und Werke an und entwarf eine Charakteristik von ihm, die selbst ein Katholik kaum liebevoller und begeisterter fassen könnte. Auch in Spanien erwachte allgemach wieder die Erinnerung an den großen heimischen Dichter. Der Deutsch-Spanier Hartzenbusch, der Sohn eines Kölners, gab die „Comedias" neu heraus, wor-

---

[1] Decret Karls III. vom 11. Juni 1765.

[2] Die erste von Pando y Mier, Madrid 1717, die zweite von Apontes, Madrid 1760.

[3] Nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen, später zu erwähnenden Auto.

[4] Ticknor, Geschichte der schönen Literatur in Spanien, übersetzt von Julius. Leipzig 1867. II. 1—58.

[5] Longfellow in seinen Reiseskizzen: Outre-Mer. The devotional poetry of Spain.

auf die Spanier selbst nicht zurückbleiben wollten, sondern wieder ihren Dramatiker zu studiren und über ihn zu schreiben begannen. Bei allen gebildeten Völkern, Franzosen, Engländern, Italienern, Ungarn, Polen, Holländern, fing man nun an, einzelne Stücke Calderons zu übersetzen; am meisten geschah in Deutschland, wo von den 108 Comedias schon weit über die Hälfte übersetzt sind [1]. Mehrere Stücke, besonders „Der Alcalde von Zalamea", kamen auf größern deutschen Bühnen zur Aufführung; andere wurden mehrfach übersetzt und commentirt, so besonders „Der wunderthätige Magus" als Seitenstück zu Göthe's „Faust".

Nicht gleicher Gunst wie die „Comedias" haben sich die „Autos" Calderons in Deutschland zu erfreuen gehabt, obwohl es an sich kein treffenderes Gegenstück zum „Faust", dieser merkwürdigsten aller deutschen Dichtungen, gibt, als eben diese Autos. Erst 1826 hat Cardinal Diepenbrock das erste derselben, „Das Leben ein Traum", in seinem „Geistlichen Blumenstrauß" herausgegeben [2]. In den Jahren 1846—1853 veröffentlichte Joseph von Eichendorff dann elf andere [3], welchen sich 1855 die Uebersetzung eines einzelnen (der „Geistlichen Ritterorden" [4]) durch Lorinser und 1856 eines andern (des „Gastmahls des Belsazar") durch Braunfels [5] anschloß. Als Lorinser von 1856—1872 es unternahm, die sämmtlichen Autos zu übersetzen und mit einem gründlichen Commentar zu versehen, war das öffentliche Interesse so gering, daß er nach Vollendung von zwei Bänden zu dem Mittel der Subscription mit Selbstverlag greifen mußte, um den Druck der noch übrigen Stücke zu erzielen. Erst in den letzten Jahren wagte es die Verlagshandlung von Manz endlich, das bedeutsame Werk in achtzehn Bänden zum zweitenmal der Oeffentlichkeit zu übergeben [6]. Ein Lieblingsgedanke Joseph von Eichendorffs, ja eine der schönsten Aufgaben, welche sich die Romantik überhaupt gestellt hatte, ist hiermit in würdiger Weise erfüllt. Diese Aufgabe lag darin, die bedeutendsten Leistungen katholischer Poesie, welche durch die „Reformation", den französischen Classicismus und die revolutionäre Aufklärung außer Curs gesetzt worden oder gar nicht aufgekommen waren, zum lebendigen und befruchtenden Eigenthum des deutschen Volkes zu machen. Daß zu diesem werthvollsten Schatz der Weltpoesie gerade Calderons Autos gehören, hat schon A. W. von Schlegel erkannt und in begeisterter Weise dargelegt:

---

[1] Vgl. meinen Aufsatz „Calderon-Literatur" in der „Literarischen Rundschau", Freiburg 1881, Nr. 11.

[2] Sulzbach 1829. 2. Ausg. Sulzbach 1852.

[3] Stuttgart, Cotta, 1846. Die 2. Aufl., Leipzig 1864, hat eines mehr, „den Ehezwist" (El pleyto matrimonial).

[4] Regensburg, Manz, 1855. [5] Frankfurt 1856.

[6] Don Pedro Calderons de la Barca Geistliche Festspiele. In deutscher Uebersetzung, mit erklärendem Commentar und einer Einleitung über Bedeutung und Werth dieser Dichtungen, herausgegeben von Dr. Franz Lorinser, Domkapitular. Zweite, wesentlich umgearbeitete Ausgabe. Regensburg, Manz, 1882—1887. 18 Bde. kl. 8°.

„Calderons Gemüth spricht sich am meisten in der Behandlung der religiösen Gegenstände aus. Die Liebe schildert er nur mit allgemeinen Zügen, er redet ihre dichterische Kunstsprache. Die Religion ist seine eigentliche Liebe, das Herz seines Herzens. Nur für sie erregt er die erschütterndsten, bis in die innerste Seele dringenden Rührungen. Bei bloß weltlichen Begebenheiten scheint er dies vielmehr nicht gewollt zu haben. Sie sind ihm, so trübe sie auch an sich sein mögen, schon durch die religiöse Ansicht bis zur Klarheit aufgehellt. Dieser Glückselige hat sich aus der labyrinthischen Wildniß der Zweifel in die Burgfreiheit des Glaubens gerettet, von wo aus er die Stürme des Weltlaufs mit ungestörter Seelenruhe anschaut und schildert; ihm ist das menschliche Dasein kein düsteres Räthsel mehr [1]. Selbst seine Thränen, wie die im Sonnenglanz blitzenden Thautropfen an einer Blume, spiegeln den Himmel in sich ab. Seine Poesie, was auch scheinbar ihr Gegenstand sein möge, ist ein unermüdlicher Jubelhymnus auf die Herrlichkeiten der Schöpfung, darum feiert er mit immer neuem freudigem Erstaunen die Erzeugnisse der Natur und der menschlichen Kunst, als erblickte er sie eben zum erstenmale in noch unabgenützter Farbenpracht. Es ist Adams erstes Erwachen, gepaart mit einer Beredsamkeit und Gewandtheit des Ausdrucks, mit einer Durchdringung der geheimsten Naturbeziehungen, wie nur hohe Geistesbildung und reife Beschaulichkeit sie verschaffen kann. Wenn er das Entfernteste, das Größte und Kleinste, Sterne und Blumen zusammenstellt, so ist der Sinn aller seiner Metaphern der gegenseitige Zug der erschaffenen Dinge zu einander wegen ihres gemeinschaftlichen Ursprungs, und diese entzückende Harmonie und Eintracht des Weltalls ist ihm wieder nur ein Widerschein der ewigen, alles umfassenden Liebe." [2]

Durch dieses begeisterte Lob hat Schlegel zuerst wieder für die Autos Bahn gebrochen, nicht minder durch seine Uebersetzung „des standhaften Prinzen", der durch und durch von demselben Geiste durchweht ist, wie die Autos selbst. An eine umfassendere Uebersetzung dieser hat erst Eichendorff Hand angelegt, indem er in liebenswürdiger Bescheidenheit seine eigene Production zurücktreten ließ, um Deutschland mit den erhabenen Kunstschöpfungen des spanischen Dichters zu bereichern [3]. Seine Uebersetzungen sind die eines Dichters, der nicht mit philologischer Aengstlichkeit jedes Tüpfelchen des Originals wiederzugeben sucht, sondern, völlig in den Geist desselben eingedrungen, es gleichsam nachschafft, mit demselben Formenzauber, demselben Wohllaut, demselben poetischen Duft. Freudig begrüßte es Eichendorff, als ihm 1855 in Lorinser ein Bundesgenosse und Theilnehmer an dem großen Werke erwuchs.

---

[1] Man vgl. dazu das Orakel, das Prölß (I. 353) über Calderon losläßt: „Um freilich heute diese Werke genießen zu können, muß man sich ebenfalls auf den Standpunkt des strenggläubigen Spaniers stellen, dem nicht Sittlichkeit (!!), sondern Rechtgläubigkeit Quelle aller Seligkeit und der einzige Weg zu einer Verbindung mit Gott war."

[2] Schlegels Werke. Leipzig 1846. IV, 397.

[3] Jos. von Eichendorff, Calderons geistliche Schauspiele. Stuttgart, Cotta, 1846—1853. 2 Bde.

„Es war immer mein sehnlicher Wunsch", schrieb er ihm, nach Empfang der „Geistlichen Ritterorden"[1], „und meine eigentliche Absicht, durch meine schwachen Versuche jüngere und frische Kräfte zu einer Uebersetzung der Calderon'schen Autos anzuregen. Und dies ist mir, wie ich nun sehe, über alle Erwartung vollkommen gelungen. Ein tiefes Gefühl, nicht nur des kirchlichen, sondern auch des poetischen Elementes, eine Treue, die anstatt ängstlicher Nachbildnerei überall den eigentlichen Sinn kühn erfaßt, eine große Sprachgewandtheit endlich, so daß es scheint, als hätte Calderon, wenn er ein Deutscher gewesen wäre, es ebenso sagen müssen — alles das hat mich in Ihrer Uebersetzung wahrhaft überrascht, da ich allerdings die seltene Schwierigkeit einer solchen Arbeit genugsam erfahren."[2]

In dem ersten Band von Lorinsers Gesammtausgabe fand er seine Erwartungen völlig bestätigt. „Auch die Einleitung", sagt er, „ist mir aus der Seele geschrieben und gewährt eine klare, besonnene und doch begeisternde Umschau über das ganze wunderbare Gebiet. Die Anmerkungen zum Text endlich sind eine wahre Wohlthat, die ich während meiner Uebersetzung nur zu oft schmerzlich vermißte, denn diese Autos sind eine Poesie der Theologie, die, gleich Dante, für den Laien eines Commentars bedarf."

Nach Erscheinen des zweiten Bandes aber schrieb er an Lorinser: „Ich habe mich nicht enthalten können, sogleich darin zu lesen, und erstaune von neuem über die Leichtigkeit und Anmuth, womit Sie die vielen, sehr großen Schwierigkeiten zu lösen gewußt haben. Ja, ich kann gar nicht sagen, wie tröstlich es mir ist, das Unternehmen, zu welchem weder meine Jahre, noch meine theologischen Kenntnisse hinreichen, in so guten Händen zu wissen. Gott schenke Ihnen ferner Kraft und Muth dazu! Es ist wahrlich eine würdige und segensreiche Aufgabe, unseren zerstreuten Landsleuten auch die tiefsinnige Schönheit unserer Religion vor Augen zu stellen."

Eichendorff hat die Vollendung des Werkes nicht mehr erlebt; doch noch vor seinem hundertsten Geburtstag ist die schöne, von ihm unternommene Aufgabe völlig gelöst, wesentlich in demselben Geiste, mit dem er sie einst begonnen und den er in den ersten Bänden Lorinsers wiederfand. An poetischer Schönheit erreicht Lorinsers Uebersetzung zwar nicht immer diejenige Eichendorffs, dafür gibt sie aber den Text ungemein genau und sorgsam wieder, während der beigegebene Commentar nicht nur keine schwierigere Stelle unerklärt läßt, sondern auch über die Quellen, die Anordnung, den Zusammenhang, die Personen, die Handlung und die dichterischen Schönheiten der 73 Stücke die reichsten Aufschlüsse bietet[3]. Lorinser hatte dabei keine Vorarbeiten anderer

---

[1] Dr. Franz Lorinser, Die geistlichen Ritterorden. Regensb., Manz, 1855.

[2] Dr. Franz Lorinser, Don Pedro Calderons de la Barca Geistliche Festspiele. Zweite Ausgabe. Regensburg, Manz, 1887. Bd. XVIII. Vorrede S. VI ff.

[3] Die ältere Ausgabe in sechs Bänden von Pando y Mier enthält nur 72 Stücke, die spätere von Apontes dagegen noch eines mehr: La protestacion de la Fé (Das Glaubensbekenntniß). Daher rührt die Verschiedenheit der Angaben über die Anzahl der Autos.

zur Verfügung; er war ganz auf sich selbst angewiesen, hat aber die Heilige Schrift und deren Erklärer, die Patristik, die scholastische Philosophie und Theologie, Kirchen- und Profangeschichte in einem Umfang herangezogen, der seinen Commentar auch für den Theologen zu einer überaus interessanten Lectüre macht. Jedermann sind jetzt die nöthigen Hilfsmittel geboten, um jedes einzelne Auto richtig zu verstehen und zu würdigen, und Sprache und Ausdruck, Assonanz und Reim sind vielfach so gewandt nachgebildet, daß auch der poetische Genuß dieser Meisterwerke annähernd ermöglicht ist. An einzelnen Reimen, Ausdrücken oder Wendungen zu nörgeln, würde bei einer Uebersetzungsarbeit von diesem Umfang nicht schwer sein, müßte aber wirklich als Kleinigkeitskrämerei erscheinen. Das gesammte Werk ist eine der bedeutendsten literarischen Leistungen der letzten Zeit und gibt dem gesammten Calderon-Studium eine wissenschaftliche Basis von bleibendem Werthe. Um von der Großartigkeit derselben eine entsprechende Vorstellung zu geben, müßte eigentlich auf jedes der 73 Werke näher eingegangen werden. Da dies indes in einem kurzen Aufsatz nicht möglich ist, so will ich wenigstens durch eine systematische Gruppirung der Titel die Fülle und Mannigfaltigkeit derselben anzudeuten versuchen[1].

### I. Stoffe aus dem Alten Testament.

1. Des Menschen Unterhalt. (Adams Verstoßung aus dem Paradiese.)
2. Der Thurmbau von Babel. (Die Sündflut, die Rettung des Noe und die Zerstreuung der Völker.)
3. Erster und zweiter Isaak. (Das Opfer Abrahams und die Ehe Isaaks.)
4. Träume gibt's, die Wahrheit sind. (Geschichte des Patriarchen Joseph.)
5. Das Lamm der Wegzehrung. (Das Pascha und der Auszug aus Aegypten.)
6. Die eherne Schlange. (Der Zug des Volkes Israel durch die Wüste.)
7. Das Vließ des Gedeon.
8. Wo ist ein starkes Weib zu finden? (Geschichte der Deborah.)
9. Die Aehren der Ruth.
10. Die gefangene Bundeslade. (Samuel, Ophni und Phinees.)
11. Die erste Blume des Carmel. (David, Nabal und Abigail.)
12. Der Baum der bessern Frucht. (Salomo und die Königin von Saba.)
13. Mystisches und wirkliches Babylon. (Nabuchodonosor und Daniel.)
14. Das Nachtmahl des Balthasar.

### II. Stoffe aus dem Neuen Testament.

1. Der verborgene Schatz. (Geschichte der hl. drei Könige; Weihnachtsspiel.)
2. Berufene und Auserwählte. (Gleichniß vom Hochzeitsmahle, Matth. 20, 1—14.)

---

[1] Lorinser selbst hat eine solche leider in seiner sonst überaus reichhaltigen Gesammteinleitung (Bd. I) nicht gegeben. Der spanische Historiker Menendez-Pelayo theilt in einer Rede über die Auto's dieselben in sieben Gruppen: 1) alttestamentliche, 2) neutestamentliche, 3) rein allegorische, 4) mythologische, 5) Gelegenheitsstücke, 6) Bearbeitungen weltlicher Stücke, 7) profangeschichtliche. Eine andere Theilung findet man in der Einleitung zu meinem Festspiel „Calderon“ (Freiburg, Herder, 1881) S. XLVII und XLVIII, und darnach bei Engelb. Günther, Calderons Dramen aus der spanischen Geschichte. Rottweil 1885. S. 35.

3. Die Saat des Herrn. (Die Parabeln vom Weinberg und vom Unkraut verbunden.)
4. Was von Gott den Menschen trennt. (Die Parabeln vom unbankbaren Knecht und vom armen Lazarus verbunden.)
5. Same und Unkraut. (Parabel vom Säemann.)
6. Der Weinberg des Herrn. (Parabel vom Weinberg, Matth. 21, 33—41.)
7. Lieb' deinen Nächsten wie dich selbst. (Parabel vom barmherzigen Samaritan.)
8. Der stumme Teufel. (Luc. 11, 14.)
9. Des Menschen erste Zuflucht. (Die Heilung des achtunddreißigjährigen Kranken am Teiche Bethesda.)
10. Der Tage größter Tag. (Die Parabeln vom Weinberg, vom Säemann und von den Talenten verbunden.)
11. Das Lamm des Isaias. (Philippus und der Kämmerer, Apg. 8.)

### III. Stoffe aus der Legende und Kirchengeschichte.

1. Zu Gott aus Staatsklugheit. (Legende des hl. Dionysius Areopagita.)
2. Der Aussatz des Constantin. (Legende des hl. Sylvester.)
3. Der heilige Parnaß. (Die Bekehrung des hl. Augustin.)
4. König Ferdinand der Heilige. I. Theil. (Spanische Legende.)
5. König Ferdinand der Heilige. II. Theil. (Spanische Legende.)
6. Die Andacht zur Messe. (Spanische Legende.)
7. Das Herz gehört Maria. (Legende des heiligen Hauses zu Loretto.)
8. Der zweite Ruhm Oesterreichs. (Maximilian an der Martinswand.)
9. Lilie und Narzisse. (Chlodwigs Bekehrung und Rudolf von Habsburg.)
10. Das Glaubensbekenntniß. (Bekehrung Christine's von Schweden.)

### IV. Stoffe aus dem kirchlichen Leben.

1. Die Geheimnisse der Messe. (Erklärung des Ritus der heiligen Messe.)
2. Das Festungswerk des Speichers. (Das Kampfesleben der Kirche während der Maurenkriege.)
3. Die Ordnung des Melchisedech. (Concurs zum Priesterexamen.)
4. Das heilige Jahr in Rom. (Jubiläum und Ablaß.)
5. Das heilige Jahr in Madrid. (Jubiläum und Ablaß.)
6. Die Ritterorden. (In Verbindung mit der Lehre von der Unbefleckten Empfängniß Mariä.)
7. Das Großmeisteramt des Vließes. (Religiöse Deutung des Ordens vom Goldenen Vließ.)
8. Die allgemeine Vacanz. (Concurs zur Vertheilung der Kirchenämter.)
9. Die Erlösung der Gefangenen. (Thätigkeit des Trinitarierordens.)
10. Das neue Armenhospiz. (Das charitative Leben der Kirche.)
11. Kein Moment ist ohne Wunder. (Beständiges Wirken der Gnade und der Sacramente.)
12. Die allgemeine Provision. (Die Ausrüstung der Kirche in ihrem Kampfe wider das Böse.)

### V. Allegorien aus Natur und Menschenleben.

1. Das große Theater der Welt.
2. Die göttliche Philothea.
3. Das Schiff des Kaufmanns.

4. Der Schutz des Heiligthums.
5. Gekrönte Demuth der Gewächse.
6. Der Maler seiner Schande.
7. Der große Markt der Welt.
8. Die zweite Braut.
9. Krankheit und Heilung.
10. Der Eheproceß.
11. Die allgemeine Amnestie.
12. Das neue Lustschloß.
13. Gift und Gegengift.
14. Das Thal des Dornenstrauches.
15. Das Edelfräulein des Thales.
16. Kein anderes Glück als Gott.

### VI. Allegorien aus Mythologie und Sage.

1. Der göttliche Orpheus.
2. Psyche und Cupido. I.
3. Psyche und Cupido. II.
4. Andromeda und Perseus.
5. Das Labyrinth der Welt. (Theseus und Ariadne.)
6. Die Zauberei der Schuld. (Odysseus und Circe.)
7. Der wahre Gott Pan.
8. Falerina's Garten. (Nach Calderons gleichbetitelter Comedia.)
9. Der treue Hirt. (Nach Guarini's Pastor fido.)
10. Das Leben ein Traum. (Nach Calderons gleichnamiger Comedia.)

Jeder dieser Titel bezeichnet nicht etwa ein Fragment oder eine flüchtige Skizze, sondern ein tiefdurchdachtes, liebevoll ausgeführtes Kunstwerk, einheitlich angelegt, voll spannender Handlung, von einfacher, aber treffender Charakteristik, von einer Schönheit der Sprache und des Ausdrucks, die in der spanischen Literatur unübertroffen dasteht. Sie sind sämmtlich auf Mitwirkung der Musik und auf reiche theatralische Ausstattung berechnet, doch so, daß beide Hilfskräfte sich der Dichtung unterordnen, diese aber weder sich als bloße Folie dem religiösen Gehalte anschmiegt, noch überwuchernd denselben verdrängt oder gar profanirt, sondern mit ihm harmonisch zusammenschmilzt. Während die weltlichen Schauspiele der Spanier (Comedias) gewöhnlich in drei Acte (Jornadas = Tagewerke) getheilt waren, hatte das Auto oder geistliche Festspiel nur einen Act, der aber zur Aufführung eine bis zwei Stunden in Anspruch nahm[1].

Die materielle und technische, theilweise auch die formelle Seite seiner Aufgabe hat sich Calderon nicht selbst gestellt, er hat sie von der Vergangenheit überkommen. Nachdem Spanien schon längst gleich anderen Nationen seine Weihnachts- und Osterspiele gehabt, die im Anschluß an die liturgische

[1] Menendez-Pelayo gibt folgende Definition: El auto sacramental puede definirse representacion dramatica en un acto, la cual tiene por tema el misterio de la Eucaristía. Esta, á lo menos, es la ley costante en los autos de Calderon e de sus discipulos. Conferencia p. 12.

Festfeier entstanden waren, kamen nach der Einsetzung des Frohnleichnamsfestes (1264) auch die Sacramentsspiele oder Autos auf, d. h. dramatische Vorstellungen zu Ehren des allerheiligsten Altarssacraments. Die älteste bestimmte Nachricht darüber stammt aber erst aus dem Jahre 1360. Anfangs in den Kirchen aufgeführt, wurden diese Spiele wegen der dabei vorkommenden Unzuträglichkeiten auf die Kirchplätze und Märkte verwiesen, wo man sie aber mit dem größten Pompe gab. Einige der von Calderon behandelten Stoffe, wie das Opfer des Isaak und der Traum des Joseph, werden schon bei den frühesten Nachrichten erwähnt. Eine Ausbildung von höherem künstlerischem Werthe erhielten diese geistlichen Festspiele aber erst gegen das Ende des 16. Jahrhunderts. Gil Vicente (1460—1536), Juan de Timoneda (Ende des 16. Jahrhunderts) und Lope de Vega (1562—1635) bezeichnen einige Hauptstadien der Entwicklung. Noch bei Lope wird die Allegorie nur in einigen Hauptumrissen aufgefaßt und dann dramatisch lebendig, ohne weitere psychologische Vertiefung und feinere Ausarbeitung entwickelt.

Was Calderon auszeichnet, ist, daß er an das bisherige Mysterienspiel die höchsten künstlerischen Anforderungen stellte und dieselben mit genialer Meisterschaft befriedigte. Ganz ähnlich, wie auf dem Gebiete der profanen Bühne, begnügte er sich auch beim Autos nicht, den gegebenen Stoff nach seinen pathetischen Seiten aufzugreifen und durchzuführen, er disponirte ihn erst nach feinem, wohlerwogenem Plan, verfolgte die Allegorie ins Einzelne, soweit das zwanglos geschehen konnte, und ließ dann erst Herz und Phantasie spielen, so daß die bezaubernde Fülle seiner Scenen und Affecte, seiner Bilder und Verse, seiner farbenprächtigen Diction und seines rhythmischen Wohlklangs nicht bloß aus einer dogmatisch klar gegliederten Lehranschauung, sondern zugleich aus einem bühnengerechten und darum immer maßvollen Plan hervorquoll, ein Kunstgebilde, das bei dem überströmenden Reichthum stets die Signatur des Genies — das Einfache, Natürliche an sich trug. Auf diese Weise hat Calderon das alte Mysterienspiel auf den höchsten Grad künstlerischer Vollkommenheit gehoben. Indem er aber die fruchtbarsten der schon behandelten Stoffe und zahlreiche eigener Wahl so meisterlich bearbeitete, hat er einen Cyclus von Autos hinterlassen, der die Werke seiner Vorgänger weit hinter sich zurückläßt, und obwohl nicht als einheitliches Ganzes entworfen und ausgeführt, sich doch zum herrlichsten Gesammtbilde dieser Kunstgattung vereinigt. Den gesammten Autos Calderons läßt sich auf dem Gebiete religiöser und theologischer Poesie nichts einigermaßen Gleichwerthiges gegenüberstellen, als etwa Dante's Divina Commedia.

So freundlich Graf Schack in seinem classischen Werke über die dramatische Poesie in Spanien auch die Autos behandelt und sie „mit allen ihren Fehlern zu den außerordentlichsten Werken der Poesie" gerechnet haben will [1], sucht er doch einer „einseitigen Bewunderung" derselben entgegenzuwirken. Drei Vorwürfe erhebt er sowohl gegen Calderon als Lope: erstlich, daß die

[1] Schack, Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien. Frankfurt 1854. III. 251—256; II. 398—400.

Allegorie, vom Verstande zu weit ausgesponnen, sie mitunter in trockene Verstandsregionen entführt; zweitens, daß dieselbe, zu sehr der Phantasie überlassen, dann und wann in unklare Nebelgebilde verschwimmt; drittens, daß die Dichter, um sich über die Allegorie zu erklären, zuweilen in ellenlange dogmatisch-mystische Auseinandersetzungen verfallen [1].

Von diesen drei Vorwürfen ist wohl der dritte am ehesten begründet, doch nicht ganz in dem Sinne, in welchem Schack ihn macht. In jedem der Autos begegnen wir wirklich einer oder der andern unverhältnißmäßig langen Rede, die um so schärfer hervortritt, als der Dialog vor- und nachher gewöhnlich sehr knapp, gedrängt, oft von lakonischer Kürze ist. Das ist aber nicht bloß in den Autos der Fall, sondern auch in den Comedias, und nicht nur bei Calderon, sondern auch bei den übrigen spanischen Dramatikern. Diese Reden gehören in den berühmtesten Comedias gerade zu den Glanzstellen. Man vergleiche nur „Das Leben ein Traum", „Der wunderthätige Magus", „Die Kreuzerhöhung", „Der Alcalde von Zalamea", „Der standhafte Prinz" [2]. In den Autos haben diese längeren Reden gar nicht die Aufgabe, die Allegorie näher zu erklären, sie sind wie in den Comedias glänzenden Schilderungen, pathetischen Ausführungen, entscheidenden Hauptmomenten der Handlung gewidmet; so die prachtvolle Schilderung des Weltgebäudes in dem Auto „Das große Theater der Welt" [3], die grandiose Zeichnung der Sündflut in dem Auto „Der Thurmbau von Babel" [4], die ergreifenden Klagen der Menschenseele über ihren unglücklichen Ehebund mit dem Körper in dem Auto „Der Eheproceß" [5], die oft wiederkehrende Darstellung des Falles der Engel, zu dem Zwecke, den Haß Lucifers gegen das Menschengeschlecht zu begründen [6]. Es handelt sich hier also nicht um einen Fehler, den ein so genialer Künstler leicht hätte vermeiden können, sondern um eine absichtlich festgehaltene Eigenthümlichkeit der spanischen Bühne. Derselbe breitströmende Redefluß, der uns stört und verdrießt, gefiel offenbar den Spaniern. Dem Dichter wie dem Schauspieler ward da Gelegenheit geboten, seine ganze Kraft wie in einem Guß zu entwickeln. In der Regel sind diese längeren Stellen ein wahres Feuerwerk der glänzendsten Diction, ebenso poetisch als rhetorisch, wohl vorbereitet durch die vorhergehenden Scenen oder als ruhige Exposition am Beginne des Stückes wohl gerechtfertigt, immer aber kunstvoll in das Ganze eingegliedert.

Auch die zwei anderen Vorwürfe Schacks mögen sich mitunter bewahrheiten. Es liegt in der Natur der Allegorie, daß sie auf das Gemüth weniger lebhaft wirkt, als die unmittelbare Wirklichkeit. Mit Recht bemerkt indes Eichendorff, daß das im Grunde mit allem rein Geistigen, Uebersinnlichen,

---

[1] Das. II. 396. 397.

[2] Lorinser, Calderons größte Dramen. Freiburg 1875. I. 27 ff. 101 ff.; VI. 140 ff. 165 ff.; V. 28 ff. 51 ff. 104 ff.; I. 139 ff. 153 ff. 166 ff. 175 ff. 214 ff.

[3] Lorinser, Geistliche Festspiele. I. 82—90.

[4] Das. III. 179—183. [5] Das. XIV. 304—308.

[6] Das. XIV. 241—245; II. 339—351.

Göttlichen der Fall ist, daß aber alle Poesie schließlich auf nichts Geringeres geht, als auf das Ewige, das Unvergängliche, das absolut Schöne, das wir hienieden beständig ersehnen und nirgends erblicken.

„Alle echte Poesie ist daher schon ihrer Natur nach symbolisch oder mit anderen Worten eine Allegorie im weitesten Sinne. Es kommt dabei nur auf die künstlerische Vermittelung, d. h. darauf an, daß das Ewige nicht als metaphysisches Abstractum, das verhüllende Irdische nicht als bloße todte Formel dafür erscheine, sondern daß beide einander innig durchdringen und also die Allegorie lebendig wird, die poetischen Gestalten nicht bloß bedeuten, sondern wirkliche, individuelle, leibhaftige Personen sind. Und eben dieses Außerordentliche ist hier dem bewunderungswürdigen Genie dieses Dichters fast überall vollkommen gelungen."

Wenn Schack nun von „ellenlangen Vorträgen" spricht, „in denen die christliche Dogmatik mit der ganzen Subtilität scholastischer Afterweisheit vorgetragen wird", von „Hin- und Widerreden über die subtilsten Fragen der Gottesgelehrtheit — Uebelständen, die ein Drama auch bei den größten sonstigen Vorzügen entstellen müssen": so wird dadurch das Gewicht seiner beiden andern Vorwürfe schon bedeutend herabgestimmt. Denn in eigentliche scholastische Controversen, wie über die Natur der Gnade, über die Wirkungsweise der Sacramente, über den göttlichen und menschlichen Willen in Christus u. s. w. verliert sich Calderon niemals. Was Schack „scholastische Afterweisheit" nennt, ist die einfache katholische Lehre, wie sie der römische Katechismus enthält und wie sie jedem gebildeten Katholiken geläufig ist. Die Subtilität aber beschränkt sich auf eine klare und präcise Kenntniß der Elemente der scholastischen Philosophie. Er ist bei weitem einfacher, klarer, leichter verständlich als Dante. Hätte Schack mit derselben Liebe, die er dem spanischen Theater entgegenbrachte, auch den Glauben und die scholastische Philosophie der Spanier studirt, so würde er bei Calderon weder „eiskalte Höhen der Verstandesabstraction", noch „unklare und nebelhafte Vorstellungen" entdeckt haben, sondern eine lebendige Harmonie zwischen Wissen und Glauben, zwischen Verstand und Phantasie; jene erhabene Idealität, welche A. W. von Schlegel so schön als „Burgfreiheit des Glaubens" mitten „in den labyrinthischen Wildnissen des modernen Zweifels" bezeichnet hat.

Was Göthe in seinem „Faust" angestrebt, aber nicht erreicht, das hat Calderon, ebenso großartig wie Dante, vollkommen durchgeführt — ein poetisch verklärtes Bild der „großen und der kleinen Welt", eine Wanderung durch Erde, Himmel und Hölle, eine großartige Zeichnung des gesammten Weltschauspiels nach allen Seiten hin. Wenn Schack sich von dieser Welt so fremdartig angeweht fühlt, wie von den Wundern der Sternenwelt, welche das Teleskop erschließt, wie von den Herrlichkeiten der Tropenwelt, die sich zum erstenmal vor dem Seefahrer aufthun, so zeigt dies nur, wie wenig in protestantischen Kreisen die katholische Glaubenslehre bekannt sein muß, daß sie, in Dichterworte gekleidet, ein solches Erstaunen hervorzurufen vermag. De te fabula agitur, muß sich jeder sagen, der diese Autos liest. Es ist die Geschichte der Menschheit, allerdings nicht vom Standpunkte eines Skeptikers

aus, dem das Höchste die Kunst, alles Uebrige nur eine bunte Phantasmagorie der werdenden und wieder entschwindenden Natur ist; nicht vom Standpunkt eines zürnenden Politikers aus, der nach schmerzlichem Schiffbruch seiner irdischen Ideale aus den trüben Wogen der Zeitgeschichte in die lichten Höhen der Philosophie und Theologie flieht: nein, von dem Standpunkt eines Priesters aus, der, erfüllt vom Geiste des großen Versöhnungsopfers, dankbar, selig zu Gott empor und von ihm mild, gütig, liebevoll auf Natur und Menschheit, auf die Welt und ihre Geschichte herniederblickt, ja auf dieser Erde, der Menschheit eingegliedert, die Gottheit in der Person Jesu Christi wiederfindet, gegenwärtig in dem erhabensten Sacrament, sich mittheilend als Speise an jeden Gläubigen, sich unaufhörlich opfernd für das Heil der Welt.

So wenig, wie die Verfasser der älteren Mysterienspiele, hat Calderon Bedenken getragen, zwei der göttlichen Personen im Gewande jener Gleichnisse auftreten zu lassen, welche die Heilige Schrift selbst der dramatischen Dichtung dargeboten hat: Gott den Vater als den Hausvater des gesammten Weltalls, den Herrn der Ernte, den höchsten König u. s. w., Gott den Sohn als Erben des Weltreiches, als Sohn des Hausvaters, als Bräutigam der Menschenseele, als Kaufmann, der um die kostbarste Perle wirbt u. s. w. Eine platt realistische Inscenirung des Neuen Testaments hat Calderon dabei völlig gemieden; die Geschichte selbst wird allegorisch aufgefaßt und die menschliche Gestalt Christi durch den Schleier des Geheimnißvollen und Sinnbildlichen über das Gewöhnliche erhoben. Unter demselben Schleier tritt auch die göttliche Natur mit ihren Attributen, Allmacht, Weisheit, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Liebe, in das Weltschauspiel ein. Im Strahl der Ewigkeit, der alle Zeiten in eine lebendige Gegenwart zusammenrückt, erscheint auch der himmlische Hof, der die göttlichen Personen umgibt. Als prophetische Morgenröthe leuchtet die Mutter Gottes der ganzen vorchristlichen Zeit voran, in den Typen des alten Bundes zeichnet ihr Bild das Gnadenwirken des neuen schon zum voraus. Johannes der Täufer erscheint als Morgenstern, das Nahen der ewigen Sonne verkündend. Die Patriarchen, Propheten, Richter und Könige verheißen ahnungsvoll denselben Bund zwischen Gottheit und Menschheit, den die Apostel, Kirchenväter, Martyrer, Bekenner und Jungfrauen als vollendet dankbar feiern.

Wie im Leben des Weltheilandes und in den geschichtlichen Vorbildern des Alten Bundes gewinnt die Erlösung, die große Haupthandlung des Weltschauspiels, auch in der Geschichte der Kirche ihre plastische, dramatische, individuelle Gestaltung. Aber die strenge geschichtliche Behandlung wird auch hier dem Theologen und Philosophen wie dem Dichter zu enge. Die großen allgemeinen Gesichtspunkte scheinen ihm dabei verloren zu gehen, und so verläßt er den Kreis der historischen Gestalten, dringt in die unsichtbare, übernatürliche Welt ein und formt aus ihren unsichtbaren Gestalten sichtbare, redende, handelnde Wesen. Es erscheint die Menschenseele, die auserwählte Braut des ewigen Wortes, mit dem Gefolge ihrer Fähigkeiten, ihrer Thätigkeiten, ihrer Vorzüge, ihrer Laster. Alle werden unter der schaffenden Hand faßbare Charaktermasken: das Gedächtniß, der Verstand, der Wille, die Weis-

heit, die Unwissenheit, der Zweifel, der Geist, der Gedanke, die Laune, die Verachtung, die Ehre, die Unschuld, die Einfalt. Als übernatürliche Gesellschaft der Seele tritt vor allem die Gnade auf, dann die drei theologischen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe, die Cardinaltugenden Klugheit, Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Stärke, die übrigen sittlichen Tugenden Religion, Buße, Keuschheit u. s. w. Die zum ewigen Himmelsthrone berufene Seele aber ist hienieden an den Leib gekettet, der mit seinen fünf Sinnen ihr wohl dient, aber oft genug den Verräther an ihr spielt und sich selbst zum Herrscher aufzuwerfen sucht.

Seine Verwicklung erhält das Weltdrama durch dieses rebellische Gelüste und durch die Sünde, welche der Dichter bald als Sünde, bald als Schuld, bald als Lucifer, bald unter diesen drei Figuren zugleich personificirt. Auch Lucifer und die Schuld haben ihren ganzen Hof an den sieben Hauptsünden: Stolz, Neid, Habsucht, Wollust, Zorn, Unmäßigkeit, Trägheit, und an den großen weltbewegenden Formen des Irrthums: Götzendienst (Heidenthum), Mohammedanismus (Alkoran), Ketzerei, Apostasie, Atheismus. An die Ferse der Sünde heftet sich der mit dem Leben ringende Tod. Schlaf, Traum und Schatten begleiten den Leib, auf dem der Fluch der Schuld ruht. Die Tageszeiten, die Jahreszeiten, die vier Elemente, Pflanzen- und Thierreich sind durch die Verschwörung des Dämon mit dem Willen und der Sinnlichkeit in den gewaltigen Kampf zwischen Gut und Böse hineingezogen, sie nehmen am Fluche der Sünde theil, sie werden aber auch von der Gnade befreit und durch ihre Triumphe verklärt. Wasser und Oel werden Symbole der Sündenvergebung. Weinstock und Weizenähre bereiten die sacramentalen Gestalten, unter die sich der Erlöser selbst verbirgt, um die ganze Menschheit an seine Tafel zu laden.

Drei Gesetze verkörpern das Verhältniß Gottes zum Menschen, das Naturgesetz, das geschriebene Gesetz, das Gesetz der Gnade. Gegen alle drei kämpft der Dämon und mit ihm die sündige Menschheit an, und so scheidet sich der große Weltkampf in drei Epochen, die diesen Gesetzen entsprechen. Gegen das Naturgesetz wie gegen das geschriebene Gesetz hat die Macht des Bösen scheinbar Glück; die Synagoge verwirft den Erlöser, da er in der Fülle der Zeiten erscheint; doch die Kirche, die nun an ihre Stelle tritt, führt den Auftrag Gottes siegreich aus und triumphirt über alle feindlichen Mächte. Mit dem glänzenden Gefolge der sieben Sacramente überwindet sie Judenthum, Heidenthum, Alkoran, Häresie und Atheismus. Die vier Welttheile huldigen ihr. Geistliche und weltliche Gewalt legt sich ihr zu Füßen. Als besseres Ich der Menschheit triumphirt sie in ihrem Bräutigam, wie dieser glorreich über die Feinde der einzelnen Menschenseele siegt.

Der Mittelpunkt dieser wunderbaren, übernatürlichen, aber wirklichen Welt, die im Sichtbaren das Unsichtbare verkörpert, ist das allerheiligste Sacrament des Altars — die Gestalten des Brodes und Weines, unter deren Hülle Christus, das ewige Wort des Vaters, wahrhaft und wesentlich, mit Gottheit und Menschheit zugegen ist — das Mahl, von dem die Kirche singt: „O heiliges Mahl, in dem Christus genossen, das Andenken seines Leidens gefeiert, die Seele mit Gnade erfüllt und uns das Unterpfand des ewigen Lebens gegeben wird“ — Christus selbst, von dem es im Hymnus heißt:

Se nascens dedit socium,
Convescens in edulium,
Se moriens in pretium,
Se reguans dat in praemium.

Hier berührt und vereint sich Gottheit und Menschheit, Natur und Gnade, die sichtbare und unsichtbare Welt. Hier gelangt die Heilsökonomie auf dieser Erde, die Vereinigung des Menschen mit Gott, zu ihrem Höhepunkt, zu einem Vorspiel der ewigen Seligkeit. Hier findet der Cultus, das kirchliche Leben, die geoffenbarte Lehre Christi ihren wunderbaren Mittelpunkt. Alle großen Dogmen von der Schöpfung, der Menschwerdung, der Erlösung, der Rechtfertigung, der Kirche lenken uns auf den Gottmenschen hin, das ewige, menschgewordene Wort, den Erlöser, den Gründer der Kirche, den Spender aller Gnade und Glorie. Die sieben Sacramente gipfeln in jenem der heiligen Communion, in welchem er wesenhaft uns zur Speise und zum Tranke wird. Alle Gottesverehrung endlich findet ihre Krone in dem Opfer der heiligen Messe, das, unblutiger Weise das Opfer des Kreuzes erneuernd, Gott selbst eine unendliche Anbetung zollt, für unsere Sünden einen Lösepreis von unendlichem Werthe darbringt, Gottes Wohlthaten mit einem ihnen entsprechenden Danke erwiedert und vermöge seines unendlichen Werthes uns alle Gnaden erschließt.

So vielfach hat Gott das Wirken der Gnade, der Doppelnatur des Menschen entsprechend, an sinnliche Zeichen geknüpft, so wunderbar auch die sichtbare Schöpfung mit dem unsichtbaren Reiche seiner Gnade verkettet, daß Bild und Gleichniß für das Auge des Glaubens einen ganz andern Werth erhalten, als der ungläubige Forscher darin erblicken kann. Die Zeichen der Sacramente und Sacramentalien, die Typen des Alten Bundes, die symbolischen Handlungen der kirchlichen Liturgie, die Parabeln des Erlösers, die überreiche Bildersprache der Heiligen Schrift, Prophetien und Wunder vereinen sich zu einem sichtbar-geistigen Ganzen, das weit über die Bedeutung einer bloß künstlerischen Allegorie hinausgeht. Dieser wunderbare Bilderschatz hat Leben und Wesen. Er ist nicht von einem Künstler erfunden. Der Geist Gottes selbst waltet darin, in mittelbarer oder unmittelbarer Weise[1].

Aus den innersten Tiefen des katholischen Glaubens hat also Calderon seine wunderbar erhabenen Gedanken, zugleich aber jene Begeisterung geschöpft, welche ein Schlegel und Schack entzückt bewunderten; ebenso aus den Wurzeln des katholischen Glaubens sind aber auch Keime, Umrisse und Grundformen jener wunderbaren Typologie hervorgesproßt, in welcher er die höchsten und unerschöpflichen Hauptlehren des Christenthums verkörpert hat. Seine Stoffe selbst weisen uns auf die großen Kreise zurück, in welchen das Reich Gottes hienieden sichtbare Gestalt angenommen und aus welchen die christliche Kunst von der Zeit der Katakomben an beständig geschöpft hat.

Den ersten dieser Kreise bildet der Alte Bund, die Erziehung des Menschengeschlechtes für die Ankunft des Erlösers, die viertausendjährige Adventszeit mit ihrem sehnsuchtsvollen „Rorate". In vierzehn meisterhaften Dramen führt

[1] Vgl. Lorinser, Einleitung zu den geistlichen Festspielen. I. 37—40. 47—53.

uns Calderon die Hauptmomente dieser Zeit vor. Einige, wie „Der erste und zweite Isaak", „Das Lamm der Wegzehrung", „Die Aehren der Ruth", „Die eherne Schlange", „Die gefangene Bundeslade", entwickeln in sinnigster Weise die dargebotenen Typen der Eucharistie; andere, wie „Das Vließ des Gedeon", feiern die verheißene Mutter des Erlösers, die makellos Empfangene; noch andere endlich, wie „Des Menschen Unterhalt", „Der Thurmbau von Babel", zeichnen in grandiosen Zügen die Urgeschichte der Menschheit mit stetem Hinblick auf Christus und seine wunderbare Gegenwart im Sacrament.

Ein zweiter Kreis (elf Autos) schließt sich an das Neue Testament. Vier davon sind der biblischen Erzählung entnommen, die übrigen führen eine Reihe der schönsten neutestamentlichen Parabeln aus. Ganz naturgemäß schließt sich daran der dritte Kreis, Kirchengeschichte und Legende, in zehn höchst wirksamen Stücken dargestellt. Das erste führt uns die Legende des hl. Dionysius des Areopagiten vor, das letzte reicht noch in die Zeitgeschichte des Dichters hinein; denn es feiert die Bekehrung der Königin Christine von Schweden. Bekehrung, Heiligkeit, die wunderbare Umwandlung der einzelnen und der Völker erscheinen hier als Triumphe der Eucharistie oder des eucharistischen Glaubens.

Der vierte Kreis (zwölf Autos) umfaßt die immer wiederkehrenden Erscheinungen des kirchlichen Lebens: die Kirche mit ihrem beständigen Kampf gegen Judenthum und Heidenthum, Islam, Häresie und Unglauben, ihre innere Gestaltung, ihr Opfer, ihre Sacramente, ihre Riten, Ablaß und Jubiläum, das Ordensleben, besonders die Ritterorden, die charitative Wirksamkeit der Kirche, die Wahl, Bildung und Aufgabe ihrer Diener. In ihrer Gesammtheit geben diese Stücke ein wundersames Bild von den hundertfachen Beziehungen, in welchen die Eucharistie zu dem ganzen kirchlichen Leben steht, wie sie der Pulsschlag ist, der alles belebt, der große Grundgedanke, der alles lenkt.

Während der Dichter sich in diesen vier Kreisen vorwiegend auf historischem, dogmatischem und liturgischem Boden bewegt, hat er sich aber auch zwei Kreise von Autos gestaltet, in denen seine Phantasie sich freier ergehen konnte. Ein fünfter Kreis von Autos (16 an der Zahl) zieht auch Natur und Menschenleben in den Cultus des heiligsten Altarssacramentes hinein. In den verschiedensten Beziehungen findet sein andachtglühendes Herz seine Lieblingsgedanken wieder verkörpert. Er personificirt die Gewächse, um Weinstock und Weizenähre durch die Consecration über alle bloß natürliche Schönheit triumphiren zu lassen[1]. Körper und Seele bekämpfen sich in schmerzlichem Eheproceß, weil der Leib nur die Güter dieser Erde zu kosten weiß, die Seele aber nur in dem himmlischen Gastmahl Speise des Lebens findet[2]. Als liebeerfüllter Bräutigam zieht der Erlöser aus, um den Mächten der Finsterniß seine erkorene Braut, die Menschenseele, abzugewinnen[3]. Die Welt selbst wird dem Dichter zum großen Theater, auf dem der Herr die verschiedenen Stände der Menschen ihre Rolle spielen läßt, um den unbarmherzigen Reichen, der

---

[1] Lorinser, Geistliche Festspiele. III. 199 ff.

[2] Das. XIV. 231 ff. [3] Das. II. 331 ff.

seine Rolle verfehlt, der Strafe zu überantworten, alle anderen aber schließlich erbarmend an sein himmlisches Gastmahl zu ziehen[1].

In einem sechsten Kreis von Autos (zehn) geht Calderon noch weiter. Als feingebildeter Humanist und Theaterdichter mit der antiken Mythologie wie mit weltlichen Sagen späterer Zeit wohl vertraut, steht er nicht an, auch solche Stoffe zu ergreifen, künstlerisch umzugestalten und zu christianisiren. Die Zauberin Circe wird ihm zu einem Bild der Sünde, welche den Menschen mit seinen Fähigkeiten entwürdigend umstrickt; Perseus, Theseus, Orpheus, Pan, ja selbst Amor werden ihm zu symbolischen Bildern des Erlösers, welcher seine geliebte Braut, die Menschenseele, der List und Gewalt finsterer Mächte siegreich entreißt, um sie mit ewiger Seligkeit zu beglücken. Die moderne Literatur und Kunst hat diese Mythen zu sehr wiederum paganisirt, zu sehr ins Unreine und Sinnliche herabgezogen, als daß die Wahl solcher Stoffe heute jedermann befriedigen könnte. Manchen, die sich nicht in die künstlerische Unbefangenheit Calderons hineinzuversetzen vermögen, werden diese Stücke nicht zusagen, vielleicht fast ungeziemlich erscheinen. Orpheus als Symbol des Heilandes steht indes in den Katakomben gemalt, und Calderon hat alle diese Mythen so rein, keusch, erhaben durchgeführt, so mit den tiefsinnigsten religiösen Gedanken der Bibel und der Tradition durchwoben, daß von dem heidnischen Bilde fast nur der Name übrig bleibt, der Zauber der hellenischen Sage völlig in den Dienst des christlichen Gedankens tritt. Und so reiht sich denn in den Autos des Calderon nicht bloß der Alte und der Neue Bund, Kirchengeschichte und Legende, das Leben der Kirche mit seinen vielfachen Gestaltungen, sondern auch die Natur, das profane Leben, ja selbst die antike Bildung und die moderne Bühnenkunst, zu einem Kranz von unvergänglicher Schönheit und bezaubernder Mannigfaltigkeit um das Wunder aller Wunder, um die heilige Eucharistie.

Es begreift sich, daß Calderons Autos, trotz seines großen Ruhmes, bis heute auch in katholischen Kreisen wenig gelesen und studirt worden sind. Nur wenigen war der Urtext zugänglich; Eichendorffs Uebersetzungen entbehrten des oft

[1] P. Norrenberg rechnet diese letztere Fiction zu den „Geschmacklosigkeiten": „Gott Vater als Theaterdirector zu personificiren, der die Regie über das große Theater der Welt führt, ist schon wenig tactvoll." (Allgem. Gesch. d. Literatur. II. 267.) Lorinser dagegen (I. 75. 76) hat das betreffende Auto (El gran teatro del mundo) an die Spitze aller übrigen gestellt, weil er es für den geeignetsten Prolog zu den anderen, „von unübertroffener Schönheit" und wegen seiner Einfachheit und Klarheit für vorzüglich geeignet hält, „Calderon beim Publikum einzuführen und ihn, soweit dies heutzutage möglich ist, wieder populär zu machen". Ich kann nicht umhin, Lorinsers Ansicht für die richtigere zu halten. Der Vergleich der Weltgeschichte mit einem Schauspiel hat für Gott ebenso wenig etwas Entwürdigendes, als der Vergleich derselben mit einem Haushalt oder einem Königreich. Calderon nennt übrigens Gott durchaus nicht Theaterdirector, sondern el autor, was eher den Dichter und in poetischem Doppelsinn den Urheber des Weltschauspiels bezeichnet. Damit ist aber auch schon die erhabene Würde der Auffassung angedeutet, welche das ganze Stück beherrscht und es ermöglicht, eine Fülle der tiefsten Ideen zu lebendiger Anschauung zu bringen.

nöthigen, immer wenigstens willkommenen Commentars. Die allgemeine Entwicklung des modernen Geschmacks war einer richtigen Würdigung Calderons nicht günstig. Ganz entschuldbar ist es jedoch nicht, daß die erste Ausgabe von Lorinsers Uebersetzung auf einen engen Subscribentenkreis beschränkt blieb, während Dichtungen von weit minderwerthigem Gehalt zu 30, 70, ja 100 Auflagen gelangten.

Nachdem die zweite Auflage es aber für jedermann leicht gemacht hat, den großen spanischen Dichter zu lesen und zu studiren, wäre es gewiß sehr zu bedauern, wenn diese Blüte katholischer Poesie wie bisher nahezu brach liegen bliebe, wenn die flachste Genredichtung im katholischen Deutschland mehr gelesen und praktisch geschätzt würde, als diese eucharistischen Dramen. Es ist ein vollständiger Irrthum, zu glauben, Calderon schließe weniger Bildungsstoff in sich, als etwa Shakespeare oder Dante. Als Meister der Bühnentechnik hat ihn Göthe selbst über Shakespeare gestellt. Als religiöser Dramatiker aber hat er seinesgleichen nicht. Außer Dante gibt es keinen berühmtern Dichter, welcher mit so hellem, klarem Verstand das ganze Gebiet der scholastischen Philosophie und Theologie beherrscht. Ja, Calderon ist dem großen Florentiner nicht nur in der poetischen Darstellung derselben religiösen Wahrheiten überlegen, erfindungsreicher, phantasievoller, freundlicher und gewinnender; er ist auch klarer, schlichter und in gewissem Sinn katholischer als Dante. In seinem reformatorischen Eifer wider kirchliche Mißbräuche, wie in seiner Ueberschätzung des Cäsarismus hat dieser den Protestanten, wenn auch keinen vollwerthigen Anhaltspunkt, so doch manchen scheinbaren Anlaß gegeben, in ihm wie in Savonarola einen Vorläufer der „Reformation“ zu erblicken. Bei Calderon ist das ganz und gar unmöglich. Er steht dem Protestantismus ebenso unversöhnlich gegenüber als dem Heidenthum und Judenthum. Jede Faser an ihm ist durch und durch katholisch, ohne die leiseste ghibellinische oder liberale Beimischung, ohne den geringsten Zug, den man als moderne Aufklärung deuten könnte. Die Weltanschauung eines hl. Thomas von Aquin, die Lebensrichtung eines hl. Ignatius von Loyola sind in ihm zu dramatischer Poesie geworden.

Seine Autos werden so leicht nicht wieder die Bühne betreten. Die Welt ist dazu zu prosaisch, realistisch und skeptisch geworden. Wer sich aber in einer freundlichen Stunde der Erholung aus dem prosaischen Getriebe des Tages in die lichtesten Höhen religiöser Poesie versetzen will, der nehme seine Autos zur Hand. Da weht die Pracht und Herrlichkeit, die Liebe und Freude des schönsten Frohnleichnamsfestes. Die erhabensten Inspirationen der Bibel, die anziehendsten Väterstellen, die tiefsten philosophischen Ideen, Legende und Geschichte vereinen sich zum wunderbaren Lobgesange auf das allerheiligste Sacrament. Wenn ein Dichter es verdient, der Liebling des katholischen Priesters zu sein, so ist es dieser priesterliche Sänger, dessen Poesie vom Altare ausgeht und zum Altare zurückkehrt, durch und durch von übernatürlichem Glauben beseelt ist. Man kann sich nicht mit ihm beschäftigen, ohne mit der schönen Kunst auch den Erlöser, sein Opfer, seine Kirche, seine Gnade inniger lieben und verehren zu lernen.

A. Baumgartner S. J.

---

# Recensionen.

---

**Handbuch der katholischen Liturgik.** Von Dr. Valentin Thalhofer, Domdekan und Professor der Theologie in Eichstätt. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Ersten Bandes erste und zweite Abtheilung. XII u. 917 S. gr. 8⁰. Freiburg, Herder, 1883 u. 1887. Preis: *M.* 10.

Die kürzlich erschienene zweite Abtheilung genannten Werkes hat den ersten Band, die allgemeine Liturgik, abgeschlossen.

In der ersten Abtheilung bietet der hochw. Verfasser nebst den einleitenden Fragen über Begriff, Stellung und Eintheilung der Liturgik zuerst eine eingehende Behandlung der Quellen der Liturgik und dann die Theorie der katholischen Liturgie oder des katholischen Cultus. Beide Punkte werden mit einer Ausführlichkeit und einer Sachkenntniß behandelt, wie sie in der noch jungen Disciplin in einem andern derartigen Werke schwerlich sich vorfinden dürften. Eigentliche Quellen der Liturgik sind diejenigen Bücher und Schriften, in welchen die rituellen Vorschriften und Gebräuche der Kirche niedergelegt sind, also die officiell liturgischen Bücher und die über irgend einen Punkt der Liturgie handelnden Erlasse der kirchlichen Obern, sowohl die Erlasse der Päpste als auch die Verordnungen von Concilien und Particularsynoden. Im weitern Sinne des Wortes können auch die über Liturgie oder Liturgik handelnden Werke, wenn sie auch an sich nur einen Privatcharakter tragen, zu den Quellen gerechnet werden. Dr. Thalhofer sondert sie in verschiedenen Paragraphen als Quellen (§ 5) und Literatur und Literaturgeschichte (§§ 6—10) der Liturgik. Beide Abtheilungen dürfen gewiß auf genügende Vollständigkeit Anspruch machen. Die Werke und Quellen, welche von irgend welcher allgemeinen Bedeutung sind, wurden mit großem Fleiße verzeichnet.

Nach den einleitenden §§ 1—10 erörtert das erste Hauptstück (§§ 10—20) das Wesen des Cultus, speciell des allein wahren kirchlichen Cultus, der Liturgie der katholischen Kirche; es dient somit der theologisch-wissenschaftlichen, sagen wir der dogmatischen Behandlung liturgischer Fragen. § 11 bildet den Untergrund für die Erörterungen über die positiven göttlich-kirchlichen Anordnungen des öffentlichen Gottesdienstes; es werden in ihm die naturgesetzlichen Forderungen bezüglich der Gottesverehrung entwickelt und an der Hand der Geschichte beleuchtet. Das Resultat gipfelt in den Worten S. 153: „Es ist ein Verstoß gegen das Naturgesetz, wenn man einem Menschen, der in der

Tiefe seiner Seele gottesdienstliche Handlungen vollzieht, zumuthet, denselben keinen sinnenfälligen Ausdruck zu geben. Wo immer Cult stattgefunden, haben die Menschen sich nicht aufs Beten beschränkt, sondern auch verschiedene sinnenfällige Handlungen vollzogen, unter welchen die Opfer obenan stehen." S. 161: „Die Gemeinsamkeit des religiösen Cultes und die durch sie bedingte Bindung des Einzelnen an bestimmte Cultformen oder an eine gemeinsame Liturgie und deren Leiter wurzelt so gut im Naturgesetz, wie das Vorhandensein sinnlicher Cultformen überhaupt." S. 169: „Bei allen Völkern erscheinen als die vorzüglichsten Acte des Cultes, des öffentlichen zumal, Gebete und Opfer: sie machen die sogen. ‚ordentliche Gottesverehrung' aus, den Cult in dem Sinne, in welchem er Gegenstand der Liturgik ist." Nachdem alsdann in § 12 für den thatsächlich bestehenden Stand der Erhebung der menschlichen Natur die Nothwendigkeit der Erhebung des Cultes in die übernatürliche Ordnung dargethan ist, erörtern §§ 13—15 die wirklich durch Christus als Wiederhersteller des Menschengeschlechtes begründete Liturgie. Der Herr Verfasser steht nicht an, Christus selbst als den eigentlichen Vollzieher der wahren Liturgie, wie sie in der katholischen Kirche besteht, zu bezeichnen, und spricht demgemäß von dem Cultus des gottmenschlichen Mittlers 1. in den Tagen seines Erdenlebens, 2. in seiner Verklärung im Himmel, 3. in seiner Kirche auf Erden. Die beiden folgenden §§ 16 und 17 haben zur Vorlage, das Verhältniß der sichtbaren Priester und der ganzen sichtbaren Kirche zu Christus als unsichtbarem Hohenpriester und dessen liturgische Thätigkeit zu besprechen. Augenscheinlich ist diese ganze Partie von § 13—17 die dogmatisch wichtigste. Die folgenden sind mehr der Controverse mit Protestanten gewidmet; sie zeichnen den wesentlichen Unterschied zwischen dem wahren katholischen Begriff vom Gottesdienst und dem abgeschwächten protestantischen Begriff, und rechtfertigen dann in schöner Weise den Cult der Heiligen und der Reliquien und Bilder als secundärer Gegenstände, welchen nach Gott und mit Bezug auf ihn eine niedere Art von Verehrung erwiesen wird.

Man sieht es dieser Abtheilung sowie auch der folgenden an, daß der Verfasser bei einem ihm lieben Thema verweilte. Alles, was er über das heilige Meßopfer, diese Centralsonne aller liturgischen Handlungen, sagt, ist so tief durchdacht und so erhaben fromm, daß neben der Befriedigung des Verstandes auch eine Fülle von Anregung für das Herz geboten wird, und daß die Lesung des Buches für Priester und Priestercandidaten den Charakter einer zugleich recht erbaulichen Lectüre annimmt.

Nachdem nun in der ersten Abtheilung das innere Wesen des Cultes, wie er gemäß der Anordnung Christi und gemäß der natürlichen folgerichtigen Entfaltung der gottmenschlichen Anordnungen vollzogen werden muß, allseitig beleuchtet ist, wird in dem folgenden weitaus größten Theile des Werkes das Aeußere des katholischen Cultes besprochen, soweit es unter den Begriff der allgemeinen Liturgik gebracht werden kann. Also dasjenige, was den verschiedenen liturgischen Handlungen oder doch vielen derselben gemeinsam ist (die äußere Form des Wortes und der Ceremonien, die Anwendung materieller Gegenstände, die Cultstätten, die liturgischen Gefäße und Gewänder), bildet

den Gegenstand der Hauptstücke 2—8. Es ist unmöglich, all diese Außenseiten der kirchlichen Liturgie gründlich zu behandeln, ohne manche Einzelheiten mit hineinzuziehen: darum hat sich auch der Verfasser nicht scrupulös abwehrend gegen die Behandlung eines jeden Details verhalten, wiewohl er dabei stets irgend welchen gemeinsamen Gesichtspunkt festzuhalten bestrebt war. — Das zweite Hauptstück: „Von der Form des katholischen Cultus im allgemeinen", bespricht kurz den geschichtlichen und canonistischen Verlauf der Liturgie, vornehmlich der heiligen Opferfeier und der Spendung der Sacramente, und das jetzt geltende Recht, dann die liturgischen Sprachen und die Verwendung der Kunst im Dienste des Cultes. Vom dritten Hauptstück an geht der Verfasser vom Allgemeinen zum Besondern über, zu den einzelnen Arten der äußeren Erscheinungen des Cultes. Zunächst bespricht er die in den verschiedenen liturgischen Handlungen und Verrichtungen häufig wiederkehrenden Gebete und Gebetsformen, die Doxologie, das Glaubensbekenntniß, das Gebet des Herrn, den Englischen Gruß u. s. w., ebenso den liturgischen Gesang, die Kirchenmusik, den Volksgesang; ferner (im vierten Hauptstück) die verschiedenen Arten ceremonieller Zeichen, das heilige Kreuzzeichen, das Kniebeugen und die anderen körperlichen Haltungen bei liturgischen Feierlichkeiten. Alsdann nimmt er die Verwendung der verschiedenen Naturalobjecte, Wasser, Brod, Oel, Licht, Weihrauch u. s. w., zum Gegenstand geschichtlicher und symbolischer Erörterung (fünftes Hauptstück); bespricht (im sechsten Hauptstück) unter dem Titel „Die kirchliche Cultusstätte und ihre Einrichtung" eingehend den Kirchenbau und die verschiedenen Kirchenbaustile, die Structur des Altares, der Kanzel, des Taufsteines u. dgl., und ebenso in den letzten Hauptstücken, dem siebenten und achten, die wichtigsten liturgischen Gefäße und Gewänder.

Wenn wir sagen, daß die einzelnen Partien mit einer solchen Reichhaltigkeit an historischen Notizen und symbolischen Erklärungen ausgeführt sind, wie es, ohne zu einem Sammelwerk von Monographien anzuwachsen, ein Handbuch der Liturgik nur zuläßt, so haben wir damit bloß einen Theil des Verdienstes gewürdigt: ein weiterer Vorzug besteht in der sorgfältig erstrebten und glücklich durchgeführten Vermeidung von Einseitigkeit und von extremen Anschauungen. Dieses bekundet sich einmal in den Erklärungen so mancher sinnreicher Ceremonien und Gebräuche bei der Liturgie. Weit entfernt zwar, den geschichtlichen Hintergrund und die geschichtliche Entwicklung zu vergessen und einer gezwungenen symbolischen Deutung nachzujagen, steht der hochw. Verfasser aber auch nicht an, einer verflachten Deutung entgegenzutreten, welche die reiche Pracht der katholischen Liturgie fast nur aus Schicklichkeits- oder Nützlichkeitsrücksichten entstehen lassen möchte; er weist der Symbolik und tiefern Ausdeutung der einzelnen Gebräuche ihr volles Recht zu. Sodann hält der Verfasser bei der Besprechung der verpflichtenden Kraft verschiedener liturgischer Anordnungen eine große Mäßigung ein. Ohne die Bedeutung der autoritativen Vorschriften zu verflüchtigen, ist er doch sehr zurückhaltend, wenn es sich darum handelt, irgend einen unwesentlichen Brauch als unkirchlich oder unberechtigt zu bezeichnen. Der Sondergewohnheit legt er mit Recht ihre Bedeutung bei, um verschiedene Vorschriften und die Tragweite ihrer Ver-

pflichtung zu modificiren. Daß wir in dieser Beziehung nicht gerade allen Einzelentscheidungen, welche im Verlauf des Werkes vorkommen, vollständig beistimmen können, ist für die Gesammtbeurtheilung des Werkes etwas Nebensächliches. Beispielshalber möchten wir beanstanden, daß die „äußerste Armuth" (S. 841) einen Grund abgeben könnte, um bei der Feier der heiligen Messe einen unconsecrirten Kelch zu gebrauchen. Die Wollflocken, welche man bei der heiligen Taufe zum Abwischen der Salbungen gebraucht (S. 817), werden schwerlich sofort ins Sacrarium zu werfen sein; vielmehr sind sie wohl nach Analogie der Vorschrift des römischen Rituals betreffs der heiligen Oelung (cap. 2, n. 8) zuerst zu verbrennen und dann als Asche dem Sacrarium zu übergeben. Ferner muß wohl nach der Entscheidung der Ritencongregation vom 31. August 1867 (in una Sancti Hippolyti) ein Altarstein mit hölzernem Verschluß des sepulchrum (vgl. S. 772) als unbrauchbar angesehen werden. — Gleichfalls gestatten wir uns einige Ausstellungen betreffs des dogmatischen Theiles des Buches. Daß z. B. die Eingliederung der Christen in Christus als Haupt eine mehr als moralische, eine real-physische Verbindung mit der Menschheit Christi sei (S. 10), ist uns unerfindlich. „Den Heiligen Geist, den unsichtbar wirkenden Consecrator" bei der heiligen Messe zu nennen, dürfte nicht so bedenklich sein, wie der Verfasser (S. 17) meint. Warum im Alten Bund die übernatürlich guten Werke der Gerechten nur de congruo verdienstlich sein sollen (S. 181), ist nicht einzusehen. Die Erörterungen über das sogen. „himmlische Opfer" (S. 203) haben dessen wirkliche Existenz unseres Erachtens noch immer nicht dargethan. Die Anwendung des Grundsatzes: cessante causa cessat effectus (S. 209), um die Fortdauer des Opfers Christi zu beweisen, dürfte zu weit gehen. Die Anmerkung (S. 260) über das Genügen der sogen. intentio externa für die Giltigkeit der Sacramente beruht wohl auf einem weiter genommenen Begriff der intentio externa; jedenfalls kann das vom hochw. Verfasser Gesagte nicht eine sichere praktische Norm abgeben. Wenn S. 640 den Sacramentalien eine Wirkung ex opere operato zugeschrieben wird, so bedürfte der mindestens ungebräuchliche Ausdruck einer nähern Erklärung.

Vielleicht findet der hochw. Herr Verfasser bei der Fortsetzung des Werkes Gelegenheit, einige der hier berührten Punkte in näherer Erläuterung zur Sprache zu bringen. Wir scheiden von dem trefflichen Handbuche mit dem aufrichtigen Wunsche, daß es seinem Verfasser bald gelingen möge, durch die specielle Liturgik das Ganze ebenbürtig abzuschließen.

Aug. Lehmkuhl S. J.

**Chronica Provinciae Helveticae** Ordinis S. P. N. Francisci Capucinorum, ex annalibus ejusdem provinciae manuscriptis excerpta. 791 p. fol. Solodori, Typis et Sumptibus Burkard et Froelicher, 1884—1887. Preis: *M.* 30.

Das Werk, über dessen Plan und Bedeutung wir schon nach Erscheinen der ersten Lieferung berichtet hatten (Bd. 28, S. 323. 324 dieser Zeitschrift), liegt nunmehr vollendet vor, und rechtfertigt in hohem Grade die Erwartungen,

welche der Beginn desselben hervorzurufen geeignet war. Wir haben eine höchst interessante, fleißig gearbeitete und gut gegliederte Chronik der schweizerischen Provinz des Kapuzinerordens vor uns, vom Jahre der Gründung 1581 bis zum letzten Generalkapitel 1884, mit den sorgfältigen Regesten des Provinzialarchivs, aus dem die Darstellung hauptsächlich geschöpft ist, und guten Indices versehen, und von der Verlagshandlung mit der geschmackvollen Eleganz einer modernen Festschrift ausgestattet. Dem Titel einer Chronik entsprechen eine Menge Einzelangaben über die innere Entwicklung der Ordensprovinz, deren Statuten, Ordensbeschlüsse, Privilegien, Klostergründungen, Einrichtungen und Uebungen, hervorragende Mitglieder, deren Verdienste und Tugenden u. s. w. Doch sind diese Einzelheiten keineswegs im eigentlichen Chronikstil aneinandergereiht, sondern gut gruppirt und in trefflicher historischer Darstellung mit der sie berührenden allgemeinen Zeitgeschichte verbunden. Da aber die Thätigkeit der Provinz sich weit über die Grenzen der Schweiz hinaus in das südliche Deutschland hinein erstreckt, so bildet die Chronik zugleich einen höchst werthvollen Beitrag zur deutschen, ja zur allgemeinen Kirchengeschichte selbst. Durch die schweizerischen Kapuziner ist der katholische Glaube nicht nur in vielen Kantonen der Schweiz, sondern auch in einem ansehnlichen Theil des heutigen Vorarlberg, Württemberg, Baden, Elsaß erhalten und neu belebt worden; in der Schweiz selbst haben sie nicht nur den großen Sturm der französischen Revolution, sondern auch den seither fast unausgesetzt waltenden Guerillakrieg gegen die katholische Kirche siegreich überdauert und unermeßlich viel Gutes gestiftet.

Der dreihundertjährige Zeitraum, welchen die Chronik umfaßt, ist zunächst in drei Hauptperioden gegliedert: 1. von der Gründung der Provinz bis zur Abtrennung der österreichischen Vorlande von derselben, 1581—1668; 2. von dieser Abtrennung bis zur Abzweigung der elsässischen Klöster, 1668—1729; 3. von dieser Abgrenzung bis zum letzten Generalkapitel des Kapuzinerordens, 1729—1884.

So heldenmüthig die acht katholischen Orte den Zwinglianismus von sich wiesen und den Glauben ihrer Väter im politischen Leben wie auf dem Schlachtfeld behaupteten, so wenig gelang es ihnen, alle nachtheiligen Einflüsse des gewaltigen kirchenpolitischen Umsturzes von sich abzuwehren. Als der hl. Karl Borromäus die katholischen Kantone besuchte, fand er in Altdorf, dem Hauptort von Uri, den Dechanten, den ersten Geistlichen des Kantons, nicht nur beweibt, sondern der Lehre vom Cölibat so ganz entwöhnt, daß derselbe sich nicht schämte, dem hohen Kirchenfürsten seine zahlreichen Kinder vorzuführen, damit er sie segne. Ernste Rüge erfolgte anstatt des Segens; zugleich aber ward dem Heiligen klar, daß die Kirche hier dringend neuer Hilfskräfte bedürfe, wenn die vom Trienter Concil beschlossene Reform wirksam durchgeführt werden sollte. Wackere Männer aus dem Laienstand, besonders der Ritter und Hauptmann Walter von Roll, förderten die Ausführung des Entschlusses. Im Jahre 1578 wurden Kapuziner aus Mailand verlangt; in den Jahren 1581—1583 kamen sie und gründeten ihre erste Niederlassung in der Schweiz, das freundliche Klösterchen von Altdorf, das

jeder Besucher der Urkantone kennt. Nach Stanz in Unterwalden berief sie bald darauf Melchior Lussi, der Schweizer-Orator auf dem Trienter Concil, eine der Hauptstützen der katholischen Schweiz. In Luzern wurde 1584 der Grund zu dem jetzt noch bestehenden Klösterchen auf dem Wesemlin gelegt, hauptsächlich auf Betreiben der Brüder Kaspar und Jodok Pfyffer. Diese drei Klöster — zu Altdorf, Stanz und Luzern — waren der Ausgangspunkt der katholischen Reformation und des Neuauflebens des kirchlichen Lebens in der Schweiz. Fast in jedem der folgenden Jahre entstand ein neues Kloster, 1589 konnten ihrer schon 7 zur Ordensprovinz constituirt werden; 1618 waren ihrer 30, zum Theil in der Schweiz, zum Theil in den österreichischen Vorlanden und im Elsaß. Der erste Gründer der Provinz war der P. Franz von Bormio, der zuvor als Prediger in Mailand, Venedig, Cremona und Vercelli überaus segensreich gewirkt hatte. Im Jahre 1602 nahm auch der hl. Laurentius von Brindisi, General des ganzen Ordens, an den apostolischen Arbeiten in der Schweiz theil. Zwanzig Jahre später erhielt die Provinz ihre Bluttaufe durch den hl. Fidelis von Sigmaringen, den seeleneifrigen Obern der rhätischen Missionen, der, nachdem er Protestanten aus den angesehensten Familien, so aus den Geschlechtern derer von Salis und Planta zurückgeführt hatte, am 24. April 1622 zu Seewis den Martyrtod erlitt. Durch sein Martyrblut geweiht und befruchtet, entwickelte die rhätische Mission die erfolgreichste Wirksamkeit. An dem Bischofssitz Chur selbst übernahmen Kapuziner die Pfarre als Station. In dem ausgedehnten Bisthum Konstanz fanden sie an Bischof Jakob Fugger († 1626) einen hochsinnigen Gönner, der ihre unermüdliche Arbeit zum Heile des Volkes zu schätzen wußte. In der letzten Hälfte des dreißigjährigen Krieges brachen harte Zeiten über die süddeutschen Klöster zu Biberach, Breisach, Ravensburg, Oberehnheim, Rottweil, Kienzheim und Rottenburg herein. Diejenigen zu Freiburg im Breisgau und zu Ueberlingen wurden zerstört; diejenigen zu Baden-Baden und Engen entgingen mit genauer Noth diesem Schicksal. Zu Stuttgart hatten sich in den Jahren 1634—1636 sowohl Jesuiten als Kapuziner niedergelassen; beide Communitäten mußten indes nach der Schlacht von Rheinfelden (1638) das Feld räumen. Mitten in all diesen Leiden wuchs und erstarkte jedoch die Ordensprovinz. Aus allen Ständen, auch aus den höheren, verließen hochgesinnte Männer die Welt, um im Kleide des hl. Franziskus Lehrer, Rathgeber und Tröster des armen Volkes zu werden. So war z. B. P. Chrysostomus ein Schenk von Castell, Fr. Johannes aus der Familie der Schenk von Stauffenberg. Sehr merkwürdig ist der Lebenslauf des P. Georgius von St. Gallen, der ursprünglich Daniel Wetter hieß und, obwohl einer ganz fanatisch protestantischen Familie angehörig, in den Schoß der katholischen Kirche zurücktrat und ein begeisterter Nachfolger des hl. Franziskus wurde. In den St. Gallischen Stiftslanden wirkten die Kapuziner mit den Benediktinern, in Luzern mit den Jesuiten segensreich zusammen. Als im Jahre 1655 ein neuer Religionskrieg drohte und der Apostolische Nuntius Federigo Borromeo eine theologische Berathung hielt, ob die Katholiken den Protestanten durch gütlichen Vergleich freie Religionsübung zugestehen könnten, erklärten sich der

Bischof von Lausanne, der Guardian der Franziskaner-Conventualen und der Rector des Jesuitencollegs zu Luzern, mit Rücksicht auf die früheren Bundesverträge, für Zugeständnisse, der Guardian der Kapuziner zu Luzern dagegen trat sehr energisch gegen jegliche Nachgiebigkeit auf und rieth den katholischen Kantonen, die protestantischen Forderungen nöthigenfalls mit Waffengewalt abzuwehren. Im Jahre 1665, also nach kaum vierundachtzigjährigem Bestande war die Ordensprovinz auf 60 Klöster mit 732 Mitgliedern angewachsen, welche in drei sogen. Custodien vertheilt waren:

Custodie Luzern: 1) Luzern, 2) Altdorf (Noviziat), 3) Stanz, 4) Schwyz, 5) Baden (im Aargau), 6) Solothurn, 7) Zug (Noviziat), 8) Rapperschwyl, 9) Sursee, 10) Freiburg (im Uechtland), 11) Bremgarten, 12) Sarnen, 13) Olten, 14) Lauffenburg, 15) Waldshut, 16) Schüpfheim, 17) Arth (Hospiz), 18) Bulle (Hospiz).

Custodie Konstanz: 1) Konstanz, 2) Appenzell, 3) Frauenfeld, 4) Feldkirch (Noviziat), 5) Biberach, 6) Ueberlingen, 7) Engen, 8) Rottenburg, 9) Radolfzell, 10) Ravensburg, 11) Rottweil, 12) Bregenz, 13) Bludenz, 14) Mels, 15) Wangen, 16) Riedlingen, 17) Immenstadt, 18) Wyl, 19) Bezau, 20) Marchdorf, 21) Villingen, 22) Mößkirch, 23) Chur (Missionsstation), 24) Weilerstadt (Mission).

Custodie Freiburg im Breisgau: 1) Freiburg im Breisgau, 2) Rheinfelden, 3) Ensisheim, 4) Neuburg, 5) Kienzheim, 6) Thann, 7) Breisach, 8) Delsberg, 9) Haslach, 10) Hagenau, 11) Baden-Baden, 12) Offenburg, 13) Sulz, 14) Landser (im Sundgau), 15) Schlettstadt, 16) Molsheim, 17) Pruntrut, 18) Oberehnheim.

Wenn man bedenkt, daß jeder dieser Namen nicht nur eine Ordensfamilie bezeichnet, in welcher mit dem Chorgebet und den Strengheiten der Franziskanerregel alle Tugenden des Ordenslebens mit regem Eifer geübt wurden, sondern auch den Mittelpunkt eines unermüdlichen Apostolats, das in weitem Kreise die Städte und Dörfer der Umgegend umfaßte, so wird man die Segensfülle nicht genug bewundern können, welche in so kurzer Zeit aus dem unscheinbaren Senfkörnlein emporreifte. Messe und Priesterthum, Beichte und Ablaß, hierarchische Ordnung und Cölibat, Empfang der sieben Sacramente und christliche Sitte, Heiligenverehrung und Selbstheiligung im Welt- und Ordensleben — alles, was Zwingli ausgerottet zu haben wähnte — lebte schon ein Jahrhundert nach seinem Tode im Heimatlande seiner Irrlehre neu und blühender auf als je, und zwar gerade durch das Ordensleben, das die „Reformation" in Acht und Bann gethan hatte. Der Clerus erneuerte sich im Geiste seines Berufes, das Volk umfing den Glauben seiner Väter wieder mit liebender und praktischer Begeisterung, die Decrete des Trienter Concils gingen in Leben und That über.

Das außerordentliche Wachsthum der Provinz führte nach vielen Unterhandlungen im Jahre 1668 eine Theilung herbei. Die vorderösterreichischen Klöster wurden als eigene Provinz von der schweizerischen abgezweigt, welche nach der Theilung noch 33 Klöster mit 427 Mitgliedern behielt. Von diesen Klöstern lagen 10 im Elsaß, die übrigen wurden in zwei neue Custodien, Luzern und Baden, getheilt. Die Anregung zu einer weitern Theilung ging

1721 von der französischen Regierung aus, welche keine Schweizer in den elsässischen Klöstern und keine Elsässer in Schweizerklöstern mehr dulden wollte. Unter Dazwischenkunft Papst Benedikts XIII., welcher den französischen Forderungen nachgab, wurden die elsässischen Klöster 1729 zu einer eigenen Provinz vereinigt. Die schweizerische Ordensprovinz hatte jedoch unterdessen schon wieder so zugenommen, daß ihr 33 Klöster und Hospize mit 521 Mitgliedern blieben. Sie wurden abermals in drei Custodien vertheilt:

Custodie Luzern: 1) Luzern, 2) Altdorf, 3) Stanz, 4) Schwyz, 5) Zug, 6) Sursee, 7) Sarnen, 8) Schüpfheim, 9) Arth, 10) Ursern, 11) Rigi, 12) Realp.

Custodie Baden: 1) Baden, 2) Appenzell, 3) Frauenfeld, 4) Rapperschwyl, 5) Bremgarten, 6) Mels, 7) Wyl, 8) Näfels, 9) Chur, 10) Zizers, 11) Untervaz, 12) St. Antoniberg.

Custodie Solothurn: 1) Solothurn, 2) Freiburg, 3) Delsberg, 4) Olten, 5) Pruntrut, 6) Bulle, 7) Dornach, 8) Landeron, 9) Romont.

Die Thätigkeit der Ordensprovinz beschränkte sich auch in den letzten zwei Zeiträumen keineswegs auf die Schweiz. Am Anfang des vorigen Jahrhunderts übernahm sie die katholischen Missionsstationen, welche Peter der Große in Rußland zu errichten gestattete. Von 1720—1733 wirkten acht Patres, von 1738—1759 sieben andere auf diesem schwierigen und im ganzen wenig lohnenden Arbeitsfeld. Weit erfreulicher dagegen gestaltete sich das Missionsunternehmen, das die schweizerischen Kapuziner 1857 in Nordamerika begannen. Nach zehnjähriger Missionsarbeit konnte schon 1867 ein Kloster in New-York errichtet werden, 1869 eines in Milwaukee, 1876 in Fort Lee, 1877 in Appleton. Die Zahl der Ordensniederlassungen wuchs 1886 auf acht an und gestattete die Errichtung einer neuen Provinz, so daß im ganzen vier Ordensprovinzen aus dem ersten Klösterchen zu Altdorf hervorgegangen sind. Mit der Missionsgeschichte Indiens aber ist es durch den P. Anastasius Hartmann verknüpft, welcher 1843 als Missionär nach Agra ging und schon zwei Jahre darauf zum Apostol. Vikar von Patna erhoben wurde. Im Jahre 1849 betraute ihn die Propaganda mit dem schwierigen Apostol. Vikariat zu Bombay, wo er der jetzt blühenden Jesuitenmission die Pfade vorbereitete.

Von dem Geiste der Aufklärungsperiode wurden die Kapuziner fast gar nicht berührt. Während der Abt von St. Gallen das Schulwesen nach den humanitären Forderungen der neuen Zeit umzugestalten versuchte, andere infulirte Reichsfürsten noch viel weiter gingen, fuhren die Söhne des hl. Franziskus fort, in aller Demuth den einfachen Christenglauben beim Volke zu predigen und zu erhalten. Ihrer seelsorgerlichen Thätigkeit ist es hauptsächlich zu danken, daß in ganzen Landschaften das katholische Leben weiter blühte, während in den sogen. gebildeten Kreisen Voltaire und Rousseau an die Stelle des Evangeliums traten. Der Sturm der Revolution vertrieb für einige Zeit die seeleneifrigen Väter aus vielen ihrer Klöster. Große Erbitterung gegen sie erweckte besonders der patriotische Heldenmuth des P. Paul Styger, der, ähnlich wie später P. Haspinger in Tirol, den nationalen Widerstand gegen die französischen Revolutionsheere mitleitete. Der Kampf war indes bald entschieden, und die meisten Klöster konnten ihre Thätigkeit wieder aufnehmen.

Eine neue Gefahr drohte von seiten der helvetischen Centralregierung, welche auf friedlichem Wege die Ordensleute aus ihren Klöstern zu locken suchte, wobei sie bei Dalberg und Wessenberg das freundlichste Entgegenkommen fand. Nur wenige Ordensmitglieder erlagen indessen dieser Gefahr. Während der folgenden vierzig Jahre konnte sich die Provinz und ihre Thätigkeit wieder ruhig entwickeln. Dagegen erlagen zwei Klöster, Baden und Bremgarten, dem aargauischen Klostersturm im Jahre 1841. Der Guardian von Baden, P. Theodosius Florentini, wurde von den Radikalen als Hochverräther proscribirt und mußte sich durch die Flucht ihren Nachstellungen entziehen. Während des Sonderbundskrieges wurden die Patres zeitweilig von Berner Truppen aus dem Kloster Schüpfheim verjagt, von den anderen Klöstern aber hatten nur Sursee und Arth ernstlicher zu leiden. Nach dem Sieg des Liberalismus machte sich die Freiburger Regierung das josephinische Vergnügen, sämmtliche Klöster einer staatlichen Visitation zu unterwerfen und in den Freiburger Klöstern künftig nur Freiburger Kantonsangehörige zu dulden: eine lächerliche „Kantönli"-Tyrannei, die glücklicherweise nur zehn Jahre vorhielt. Die merkwürdigste Gestalt unter den „fratres illustriores" der letzten Zeit ist unstreitig der genannte P. Theodosius, ein großartig angelegter Mann, der schon durch seine äußere Erscheinung, weit mehr aber durch sein Wirken auch den Protestanten und Liberalen imponirte. „Man hat die Klöster zu Fabriken umgewandelt; wir müssen die Fabriken in Klöster umwandeln" — das war der Lebensgedanke, der ihn begeisterte und den er aufs segensreichste ausgeführt hat. Die von ihm begründeten charitativen Institute und Genossenschaften haben in weite Kreise des Industrialismus hinein wieder religiöses Leben, Trost und Hilfe gebracht, das Loos von unzähligen Armen und Nothleidenden gelindert und handgreiflich gezeigt, wie viel gerade das Ordensleben und dessen Walten zur praktischen Lösung der socialen Frage beitragen kann.

Gewiß sehr verdienstvoll wäre es, wenn der Verfasser der Chronik den Hauptstoff derselben in einer kurzen Volksschrift auch dem größern Publikum zugänglich machte.

A. Baumgartner S. J.

1. **Joh. Fr. Herbarts Sämmtliche Werke.** In chronologischer Reihenfolge herausgegeben von **Karl Kehrbach.** Erster Band. Mit einer literarischen Tafel. LXXII u. 367 S. 8⁰. Langensalza, Hermann Beyer und Söhne, 1887. Preis: *M.* 5.
2. **Die Lehre Herbarts von der menschlichen Seele.** Ein Versuch, dieselbe nach ihren wesentlichsten Beziehungen allgemein verständlich darzustellen und vom Standpunkt der christlichen Erziehungslehre zu beurtheilen. Dem christlichen Lehrer dargeboten von **J. Jos. Wolff,** Lehrer in Koblenz. Mit einem Vorworte von Dr. Matth. Schneid, Seminarregens und Rector des Lyceums in Eichstätt. 64 S. 8⁰. Düsseldorf, Schwann, 1887. Preis: *M.* 1.20.

1. Die moderne Pädagogik bewegt sich, wie bekannt, zum großen Theile in den Geleisen der Philosophie Herbarts und Beneke's. Insbesondere ist es

Herbart, der auf solche Weise in der Gegenwart einen unberechenbaren Einfluß auf die weitesten Kreise ausübt. Aber auch Herbarts Philosophie selbst erfreut sich noch fortwährend, zumal an den Hochschulen Oesterreichs, einer eifrigen Pflege. Nur so ist es erklärlich, daß die oben angezeigte, auf zwölf Bände berechnete Gesammtausgabe der Werke Herbarts in Angriff genommen werden konnte. In der That ist die Nachfrage nach der bisher einzigen Gesammtausgabe dieser Werke, der Hartenstein'schen, eine so große, daß dieselbe nur mehr antiquarisch und zwar unter Preisaufschlag zu erlangen ist.

Wenn wir die neue Ausgabe einer Prüfung unterziehen, so ist es dabei selbstverständlich nicht unsere Aufgabe, uns zugleich auf eine Kritik der Philosophie Herbarts einzulassen oder auch nur die Hauptschwächen dieses Systems aufzuzeigen. Von einigen derselben wird unter Nr. 2 die Rede sein. Es kann sich vielmehr hier für uns nur fragen: Welche Zwecke verfolgt die neue Ausgabe, nach welchen leitenden Gesichtspunkten wird sie veranstaltet, und wie entspricht sie den billigerweise zu stellenden Anforderungen? An Vollständigkeit wird dieselbe ihre Vorgängerin übertreffen, indem nicht nur die nach Abschluß der Hartenstein'schen Ausgabe von Bartholomäi, Ziller, Zimmermann und anderen Gelehrten aus Herbarts Nachlasse veröffentlichten Schriftstücke der neuen Ausgabe einverleibt werden, sondern auch eine Anzahl Recensionen, die Herbart für verschiedene Zeitschriften verfaßte, sowie einige bisher noch nicht gedruckte Schriftstücke aus der Feder Herbarts beigefügt werden sollen. Außerdem will der Herausgeber eine Auswahl von Aufzeichnungen verschiedener Art zum Abdruck bringen, welche einen Einblick in Herbarts wissenschaftliche Entwicklung gestatten und für seine Biographie im engeren Sinne von Wichtigkeit sind. Die Ausgabe soll nämlich vorzugsweise ein Hilfsmittel für die Geschichte sein; der Herausgeber selbst nennt sie eine „historische Ausgabe" und bezeichnet als Ziel, das er anstrebe: „in möglichster Vollständigkeit das Quellenmaterial für die Entwicklungsgeschichte Herbarts zu liefern." Dementsprechend wird bei der Anordnung der einzelnen Werke und Schriftstücke die chronologische Reihenfolge innegehalten. Der gleiche Gesichtspunkt war für eine andere Maßregel entscheidend. Es wird bei den von Herbart selbst edirten Werken, welche in mehreren inhaltlich von einander abweichenden Auflagen vorhanden sind, immer der Text der ersten Auflage zu Grunde gelegt, natürlich mit philologisch genauer Beifügung der Varianten der übrigen Auflagen. Angesichts des Zweckes, den der Herausgeber verfolgt, ist dieses Verfahren unseres Erachtens durchaus zu billigen. Weil dasselbe jedoch von den in ähnlichen Fällen gemeiniglich befolgten Grundsätzen abweicht, glaubt der Herausgeber sich darüber ausführlich verantworten zu müssen; die von ihm vorgebrachten Gründe dürften in der That jeden Vorurtheilsfreien von der Zweckmäßigkeit des angewandten Verfahrens vollauf überzeugen. Die Treue in der Wiedergabe des Textes ist eine mustergiltige. Ueberall gewahrt man das von der feinsten Akribie geleitete Bestreben, einen Text zu bieten, welcher die Herbart'schen Originalien zu ersetzen bestimmt ist. Gerade die Treue gegen den Autor, auch bis ins Kleinste, sieht der Herausgeber offenbar als ein Haupterforderniß seiner Arbeit an. Dieselbe erstreckt

sich nicht nur auf den sprachlichen Ausdruck, sondern auch bis auf die Orthographie und Interpunction. Nur da glaubte der Herausgeber kleine Aenderungen vornehmen zu dürfen, wo ihm unzweifelhaft Schreib- und Druckfehler vorzuliegen schienen, also Fehler, die Herbart selbst bei erneuter und genauer Durchsicht verbessert haben würde. Aber selbst in solchen Fällen wird der ursprüngliche Wortlaut stets unter dem Texte angegeben, so daß der Leser die Thätigkeit des Herausgebers controliren kann. Auch alle Abweichungen der Hartenstein'schen Ausgabe sind genau angemerkt. Ein besonderes Verdienst erwirbt sich der Herausgeber durch die Einleitungen zu den einzelnen Bänden. Sie ermöglichen — da wir ja wohl aus dem vorliegenden ersten Bande auf die folgenden schließen dürfen — eine zuverlässige und rasche Orientirung über die näheren Umstände der Entstehung, sowie über die etwaige von Herbart ausgesprochene Tendenz der betreffenden zur Herausgabe gelangenden Schriftstücke. Aus dem Gesagten ergibt sich zur Genüge, daß die neue Gesammtausgabe der Werke Herbarts den Anforderungen der wissenschaftlichen Kritik in vorzüglicher Weise gerecht wird. Von Herrn Dr. Kehrbach, dem umsichtigen Leiter der im Erscheinen begriffenen Monumenta Germaniae paedagogica, war übrigens von vornherein etwas anderes nicht zu erwarten.

Dieser erste Band umfaßt Herbarts selbständige Schriften von 1794 bis 1805. Die Verlagshandlung verspricht, jährlich drei Bände auszugeben, so daß das ganze Werk innerhalb vier Jahren vollständig vorliegen soll.

2. Der große Anklang, den Herbarts Philosophie allmählich gefunden, erklärt sich zum Theil schon daraus, daß Herbart den idealistisch-pantheistischen Systemen eine nach seinem eigenen Ausdrucke mehr „realistische" Philosophie entgegengesetzt hat. Dazu kommt, daß manche seiner Lehren der christlichen Weltanschauung sich zu nähern scheinen. So erblickt Herbart in der Religion eine Hauptstütze der Moral und ein wesentliches Mittel der sittlichen Erziehung. Dem Gottesgedanken will er somit einen praktischen Werth durchaus zuerkannt wissen. Freilich beruht jene Annäherung häufig nur auf Schein. Dringt man tiefer in sein System ein, so öffnet sich manch klaffender Abgrund, welcher Herbarts Philosopheme von der christlichen Wahrheit trennt. So schon beim Gottesgedanken. Die theoretische Begründung des Daseins Gottes, welche Herbart mittelst der ästhetisch-teleologischen Naturansicht unternimmt, will ihm nicht in befriedigender Weise gelingen. Und es ist dies nicht zu verwundern, da seine eigene Metaphysik ihn zwingt, überhaupt auf jeden Gottesbeweis zu verzichten; denn dieselbe ist nicht nur ohne den Gottesbegriff aufgebaut, sondern schließt ihn auch nothwendiger Weise aus. Die absoluten Realen seines Systems lassen für einen absoluten Gott keinen Raum. Diese für das ganze philosophische System Herbarts verhängnißvolle Thatsache kann nicht stark genug hervorgehoben werden, zumal es das angelegentlichste Bestreben mancher Herbartianer ist, dieselbe zu vertuschen oder sie in ihrer Tragweite abzuschwächen. Für unbefangene Beurtheiler aber liegt der Thatbestand zu klar vor Augen. So sprechen sich Stöckl und Haffner mit aller Bestimmtheit in diesem Sinne aus. Aber auch Erdmann erklärt: „Herbarts System ist ein neuer Beweis dafür, daß in individualistischen

Systemen für das, was der religiöse Mensch, weil er in ihm auch den Grund alles Realen sieht, Gott nennt, kein Platz ist". Ueberweg sagt: „Mit Herbarts Metaphysik steht sein Gottesglaube mehrfach in Widerstreit." Und Zeller meint: „Der Gottesbegriff würde Herbarts Metaphysik ganz besondere Schwierigkeiten dargeboten haben." Uebrigens gesteht auch Herbart selbst, daß seine Metaphysik sich ihm unwillkürlich entfremde, sobald er den Versuch mache, sie zu theoretischer Bestimmung des höchsten Gegenstandes zu „mißbrauchen".

Auch das an zweiter Stelle genannte Schriftchen berührt diesen Punkt. Als seine Hauptaufgabe sieht es indessen den Nachweis an, daß insbesondere die Psychologie Herbarts mit der christlichen Lehre in mannigfachem Widerspruche steht. Zu diesem Zwecke werden zunächst Herbarts Ansichten über das Sein, über Wesen, Leben und Thun der Seele, über Selbstbewußtsein und über die Unsterblichkeit der Seele in ihren wesentlichen Grundzügen dargelegt. Dann folgt die Kritik der einzelnen Lehren vom christlichen Standpunkte aus, indem eine Reihe von Verstößen gegen die Anschauungen des Christenthums zur Sprache kommt. Um nur Weniges namhaft zu machen: Herbart will keinen wesentlichen Unterschied zwischen Menschen- und Thierseele anerkennen, ja auch zwischen den letzten Bestandtheilen des Stoffes und der Menschenseele besteht nach ihm keine eigentliche Verschiedenheit; die thatsächlich gegebene Einheit der Menschennatur wird geläugnet; der Unsterblichkeitsbegriff Herbarts wird der christlichen Lehre nicht gerecht. Auch die rein wissenschaftlichen Unzulänglichkeiten in diesen und anderen Punkten werden kurz erläutert. Die klaren Darlegungen werden gewiß in den Kreisen, für welche sie bestimmt sind, manches Gute stiften. Der Verfasser hat sich mit anerkennenswerthem Fleiße und mit erfreulichem Erfolge in seinen Gegenstand hineingearbeitet; seine Ausführungen sind sachgemäß und zutreffend. Nur die S. 44 gegebenen Erklärungen über das Verhältniß der Thätigkeit zum Wesen der Seele können wir nicht billigen. Daß es „zum innersten Wesen der Seele" gehöre, „thätig zu sein", und zwar durch „Erkennen und Streben", ist nicht richtig; nur die Fähigkeit dazu ist der Seele wesentlich. S. 59 Z. 6 v. o. heißt es — wohl infolge eines Druckversehens — möglich statt unmöglich. Für eine neue Auflage möchten wir dem Herrn Verfasser zu bedenken geben, ob nicht statt der Eintheilung der ganzen Schrift in zwei getrennte Theile — Darlegung der Lehre Herbarts und Kritik derselben — eine Verbindung beider Theile vorzuziehen wäre, so daß den einzelnen Lehrpunkten Herbarts jedesmal die Prüfung bezw. Kritik derselben unmittelbar folgte. Auf solche Weise würden jedenfalls manche sonst nicht leicht zu vermeidenden Wiederholungen in Wegfall kommen.

Aug. Langhorst S. J.

**Leben und Briefe von Johannes Theodor Laurent,** Titularbischof von Chersones, Apostolischer Vikar von Hamburg und Luxemburg. Als Beitrag zur Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts zusammengestellt von seinen Freunden und mit einem Vorwort herausgegeben von **Karl Möller,** Professor der Geschichte an der kathol. Universität

zu Löwen. I. Theil, 1804—1840. XXXII u. 592 S. 8⁰. Preis: *M.* 4.50. II. Theil, 1840—1856. XXIV u. 694 S. 8⁰. Trier, Paulinus-Druckerei, 1887 u. 1888. Preis: *M.* 5.

Johannes Theodor Laurent begegnete während seiner bischöflichen Amtsführung Feinden, denen er unbedingt entgegentreten mußte. Sie haben im Kampfe kein Mittel verschmäht und vermochten so, ihn im Jahre 1848 mit Hilfe der Revolution aus der Bahn des öffentlichen Lebens hinauszudrängen. Seitdem gehörte der Bischof zur „Schaar der besiegten Streiter, die einer Ungerechtigkeit unterlagen". Seine Freunde haben es darum im vorliegenden Buche unternommen, die im Nachlaß des Verstorbenen gefundenen Actenstücke mit Briefen, die er schrieb oder empfing, zusammenzustellen, um dadurch eine urkundlich gesicherte Antwort auf die oftmals gestellte Frage zu bieten: Warum ist dieser Hirt nicht bei seiner Heerde geblieben? Warum mußte er fünfunddreißig Jahre als Verbannter ein vereinsamtes Privatleben führen?

Schon als Student der Theologie wurde Laurent so tief in die Hermesianischen Händel verwickelt, daß er sich gezwungen sah, die Universität Bonn zu verlassen und ins Lütticher Seminar einzutreten, wo er versichert war, echt katholische Doctrinen zu erlernen. Man verdächtigte ihn, wegen „sittlicher Vergehen die Diöcese verlassen" zu haben; ja „Hermes hatte dem Erzbischof die Anzeige gemacht, daß Laurent gewisser Verhältnisse wegen nicht ohne weiteres geweiht werden dürfe". Im Jahre 1840 sah darum Clemens August sich veranlaßt, zu erklären: Laurent hatte „nur, um dem Hermesianismus und dessen Treiben zu entgehen, meine Diöcese verlassen, welches meine gute Meinung von ihm nicht mindern konnte". In der Lütticher Diöcese erwarb er sich im Priesterseminar, dann als Kaplan zu Heerlen 1829—1835 und als Pfarrer zu Gemmenich 1835—1839 bei immer weiteren Kreisen Achtung und Liebe, weil er mit wachsenden Kenntnissen und eifriger, erfolgreicher Wirksamkeit in der Seelsorge einen umfassenden Blick verband, der ihn an allen Leiden und Kämpfen der heiligen Kirche Antheil nehmen ließ.

Wie die zweifelsüchtige Verstandeskälte der Hermesianer ihn zu Bonn zurückgestoßen hatte, so sah er mit Bedenken De Lamennais und seine Freunde in der Zeitschrift Avenir Grundsätze vertheidigen, welche zwar von jugendlicher Begeisterung für eine gute Sache getragen, aber doch sehr von revolutionären Ideen durchsäuert waren. Seine Ansicht fand vielen Widerspruch, zuletzt aber eine glänzende Rechtfertigung; denn er konnte am 9. September 1832 seinem Bruder berichten, der Bischof habe den im Lütticher Seminar zu Exercitien versammelten Priestern die Encyklika, wodurch Gregor XVI. die Ideen des Avenir verurtheilte, vorgelesen und beigefügt: Roma locuta est, causa finita est. Er selbst bemerkte dann: „Da sind schwere Quästionen der Zeit entschieden und etwas anders, als der belgische Clerus es mag gedacht haben; darum erregte es Bestürzung, wobei jedoch alle bereit waren, ihre liebste Ueberzeugung dem Ausspruche des unfehlbaren Richters ganz und unbedingt zu opfern."

Clemens August suchte bald nach seiner Erhebung zum Erzbischof von Köln den Pfarrer von Gemmenich in seine Nähe zu berufen und ließ ihm die erste in der Stadt frei werdende Pfarrstelle oder, „wenn es sich irgend machen läßt, eine Stelle im Seminar" anbieten. Die Unterhandlungen scheiterten jedoch an der Weigerung des Bischofes van Bommel zu Lüttich, welcher die Erlaubniß zum Verlassen seiner Diöcese nicht ertheilen wollte. Laurent suchte darum durch die Feder seine persönliche Anwesenheit beim Erzbischof zu ersetzen und thätig in den Kölner Kirchenstreit einzugreifen. Zuerst vertheidigte er den verleumdeten Erzbischof im Journal historique et littéraire de Liège so geschickt, daß er ihm das durch Mißverständnisse erschütterte Vertrauen der belgischen Geistlichkeit wiedergewann. Als dann der glaubenstreue, muthige Prälat nach Minden abgeführt war, hat Laurent die ersten und ausführlichsten Berichte über den Verlauf der hochwichtigen Angelegenheit theils verfaßt, theils angeregt und durch Professor Möller dem Heiligen Stuhl übermittelt. Sie wurden so wohl aufgenommen, daß er von nun an fortwährend in lebendigem Verkehr mit dem römischen Stuhle und seinen Vertretern, besonders mit Mgr. Fornari, dem Nuntius zu Brüssel, blieb. Letzterer schlug ihn 1839 dem Cardinal Fransoni als Apostolischen Vikar für Norddeutschland und Dänemark mit festem Sitz zu Hamburg vor. Die Ernennung erfolgte am 17. September 1839, die Bischofsweihe am 16. December.

Im Januar 1840 besuchte der neue Bischof seine Verwandten in Aachen, wo sich jene Episode abspielte, welche im 29. Band dieser Zeitschrift S. 25 ff. erzählt und mit den betreffenden Actenstücken belegt worden ist. Weil man vernommen hatte, daß der Hamburger Senat sich „zur eventuellen Entfernung des Bischofes aus Hamburg nicht befugt hielt", beabsichtigte man in Rom, der Neuernannte solle sein Amt ohne Aufsehen antreten und mit der Zeit festern Boden zu gewinnen suchen. Indessen wurden von seiten des preußischen Gesandten Schritte gethan, infolge deren der Senat seine Meinung änderte. Laurent mußte nach Rom reisen, um dort, wo möglich, diplomatische Unterhandlungen zu veranlassen, welche ihm den gegen alle Erwartung nun entschieden verwehrten Eintritt in seinen Wirkungskreis ermöglichen sollten. Kurz nach der Ankunft empfing Gregor XVI. ihn mit großem Wohlwollen, das ständig stieg und den Bischof während seines ganzen Lebens, auch in den traurigsten Tagen der Verfolgung und Verbannung mit Begeisterung und Trost erfüllte. Die nordischen Regierungen wurden indessen durch Dänemark und Preußen in ihrem Widerstand bestärkt; die Propaganda hielt es darum für klüger, ihren Plan aufzugeben und vor dem 26. Februar 1841 die Abdankung des neuernannten Apostolischen Vikars anzunehmen. Laurent blieb 1840—1842 in Rom, um der mit der Ordnung der Kölner Wirren betrauten Congregation und den leitenden Prälaten eingehende Berichte und Einsicht in die deutschen Verhältnisse zu vermitteln.

So lehrreich die Ausführungen des in Rede stehenden Buches sind in Schilderung der rheinischen Verhältnisse, besonders während der eben genannten Jahre, drängt sich doch dem Leser die Frage auf, ob sich der Verlauf der Begebenheiten nicht erzählen ließ, ohne kaum vernarbte Wunden in schmerzen-

der Weise zu berühren. Um den entschiedenen Ton und die starken Ausdrücke mehrerer Briefe zu verstehen, muß man den Schreibern lange nahe gestanden und ihr Wesen genau gekannt haben. Alle, welche die Ehre und das Glück hatten, den hochwürdigsten Herrn als väterlichen Freund und treuen Rathgeber zu verehren, wissen, daß sich in seinem Charakter zwei anscheinend widersprechende Eigenschaften vereinten: Härte und Weichheit.

„Es darf uns daher", wie Möller richtig bemerkt, „nicht befremden, wenn manche dieser [in dem hier zu besprechenden Buche abgedruckten] Briefe sich wie Schlachtrufe ausnehmen und mehr an die Kriegssprache der Helden des Alten Bundes als an die evangelische Sanftmuth des Neuen Testamentes erinnern. Mag man immerhin den Ton derselben hin und wieder beinahe leidenschaftlich finden —". Der Eifer richtet sich gegen das, was Laurent als Verläugnung echt katholischer Grundsätze ansah, oder gegen solche, die er als Feinde der Kirche und der heiligen Sache Gottes betrachtete. Als allezeit kampfbereites Glied der streitenden Kirche ging er nie einer Schwierigkeit aus dem Weg, kannte er weder Opferscheu noch Menschenfurcht. Immer stand er in edler Ritterlichkeit, voll freier Offenheit ein für das, was er als einzig richtig zu erkennen glaubte. Sobald er jedoch einsah, daß der Eifer ihn vielleicht weiter hingerissen hatte, als Klugheit oder Sanftmuth gestatteten, scheute er es nie, seinen Fehler einzugestehen und in rührender Demuth mehr als gut zu machen. So hart er gegen die Widersacher der guten Sache auftreten vermochte, ebenso liebevoll und gutherzig zeigte er sich gegen seine Freunde. Das wohlwollende Gemüth und die in ihm schon während der Jugend hervortretende Ueberzeugung von seiner Schwäche und Sündhaftigkeit stimmte ihn bald wiederum weich und theilnahmsvoll. Darum konnten die feuersprühenden Worte, mit denen er selbst seinen Vertrautesten begegnete, wo er sie auch nur im Entferntesten von katholischen Principien abweichen sah, deren Liebe und Hochachtung auf die Dauer nur vermehren. Seine Güte und Demuth heilte die Wunde und legte den Grund eines großen Herzens klar, welches immer doch nur das Gute wollte. Es war eine Natur, wie sie uns in den großen Männern des Mittelalters entgegentritt, leicht erregbar, fast leidenschaftlich in der Bekämpfung des Bösen und in der Beschützung des Guten. Möller trifft darum das Rechte, wenn er solche kräftige Lebensäußerungen vertheidigt und zur Begründung beifügt: „In der Leidenschaft zuckt ja das Leben, und wo kein Leben, da gibt es auch keine wirkliche Geschichte."

Das Gesagte mag durch folgenden Vorfall erläutert werden. Eines Tages äußerte Laurent sich zu Rom beim Staatssecretär Lambruschini, welcher ihm großes Vertrauen schenkte, in heftiger Art gegen den Unterstaatssecretär Capaccini, dem man vorwarf, in Berlin die Unterhandlungen über Clemens August in nachgiebiger Art geführt zu haben. Bald sah der Bischof indessen ein, daß er zu weit gegangen sei. Er begab sich zum Unterstaatssecretär, welchem die Klagen hinterbracht worden waren, wiederholte ihm alles, worin er ihn getadelt habe, und bat dann mit solcher Wärme und Demuth um Verzeihung, daß der Prälat ihn umarmte und sprach: „Es ist mir auf

meiner langen Laufbahn und inmitten so verschiedenartiger Geschäfte oft begegnet, angeklagt und verdächtigt zu werden; aber es ist das erste Mal, daß man mir mit so großer Offenheit und Demuth Abbitte thut. Nehmen Sie die Versicherung entgegen, daß Sie an mir einen Freund haben, und bei vorkommender Gelegenheit will ich mich auch als solchen erweisen."

Capaccini hielt Wort, indem er Laurent als Apostolischen Vikar von Luxemburg in Vorschlag brachte und ihn 1841 angelegentlichst dem König Wilhelm II. von Holland empfahl. Am 23. Januar wurde Laurent dem Könige vorgestellt, dessen Gunst er sich bald erwarb; am 30. Januar 1842 langte er in Luxemburg an, wo niemand etwas von seiner Ernennung ahnte oder wußte. Als man ihn für Hamburg bestimmt hatte, war der Plan vereitelt worden, weil die Absichten der Propaganda vor Eintreffen des Apostolischen Vikars bekannt geworden waren. Jetzt wollte man vorsichtiger sein und wünschte darum, der Ernannte solle plötzlich in Luxemburg erscheinen und sein Amt antreten, bevor jemand protestiren könne. War schon dies Vorgehen den Regierungsmännern unangenehm, so wurde die Lage durch einen andern wichtigern Umstand sehr schwierig. Capaccini hatte in seinen persönlichen Unterhandlungen mit dem Könige die Abschaffung des auch auf Luxemburg ausgedehnten französischen Concordates von 1801 und der Organischen Artikel erlangt. Die Luxemburger Regierung aber handelte so, als ob ihr davon nichts mitgetheilt worden sei. Der Bischof mußte sich also nach Instructionen richten, welche den geheimen, dem Unterstaatssecretär bewilligten Königlichen Versprechen entsprachen, während die bureaukratische, von Freimaurern geleitete Regierung jenes aufgegebene Concordat festhielt und selbst dann, als sie von dessen Hinfälligkeit Kunde erhalten hatte, seinen Geist trotzdem als Norm ihres Verhaltens hinstellte. Oft gerieth der Bischof mit der Regierung in Conflict, von beiden Seiten ward dann an den König appellirt; dieser gab gemäß seinen Zugeständnissen dem Bischof Recht, wodurch die Beamten zur äußersten Erbitterung gereizt wurden.

Die wichtigsten Beschwerdepunkte des Streites waren das Recht des Bischofes auf den Unterricht der Jugend, dessen Disciplinargewalt über den Clerus, die Errichtung eines Priesterseminars und die Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses für Freimaurer. Die Loge entsandte sogar zwei ihrer Mitglieder nach Rom, um dort „die Ermächtigung zu erlangen, die Freimaurer katholisch zu begraben". Das einzige Ergebniß ihrer Conferenz mit den Vertretern der Propaganda war die Erklärung, daß sie „Unrecht hätten, sich zu beklagen, da der Apostolische Vikar nur die Befehle seiner Obern vollziehe". Kurz nachher starb der Meister vom Stuhl der Luxemburger Loge, welcher als ältester Regierungsrath großes Ansehen genossen hatte. Der Bischof verweigerte das kirchliche Begräbniß. Da veranlaßte der Bürgermeister der Stadt eine von 50 Gesinnungsgenossen und Untergebenen gezeichnete Adresse, worin der König gebeten wurde, den herrsch- und streitsüchtigen Prälaten zu entfernen. Es war am 16. März 1847. Am 11. April starb der erste Unterzeichner der Adresse, ein Richter. Auch er war Freimaurer und erhielt kein kirchliches Begräbniß. Der König wies die Forderung einer

Absetzung des Bischofes ab, weil die Verweigerung der Vornahme kirchlicher Ceremonien keinen Grund zur Klage bei der Civilbehörde biete.

Das Ende des Jahres brachte Ereignisse, welche den Muth der Gegner wachsen ließen. Der Sonderbund unterlag in der Schweiz, die Revolution erhob ihr Haupt; im Februar brach zu Paris der Thron des Bürgerkönigs zusammen; im März stand ganz Europa in Flammen, auch in Luxemburg bereitete man die Revolution vor. Eine von Freimaurern geleitete Volksversammlung verlangte Entfernung des Bischofes, „des Uebertreters der Staatsgesetze", Emancipation des niedern Clerus, Schließung des Priesterseminars, Ausschluß der Kirche von der Leitung des Unterrichts und dann, erst an zweiter Stelle, jene Zugeständnisse, welche der Freiheitsschwindel allerorts verlangte. Die Führer hatten Leute gedungen, welche den Bischof zur Flucht zwingen sollten. Als das Volk von diesem Plane hörte, sammelte es sich zum Schutze seines Oberhirten und zog singend durch die Straßen. Das wurde benutzt zur Anklage, der Bischof habe die Revolution veranlaßt, das Land könne nicht zur Ruhe kommen, bis er es verlassen habe. Der König glaubte den Verleumdungen und sandte einen Vertreter nach Rom. Der Staatssecretär Antonelli antwortete, er könne die durch den Stellvertreter des Königs vorgebrachte Anklage nur für einen Vorwand halten, den man benutze, um die Entfernung des Bischofes zu erlangen; indessen wolle der Papst dem König nicht abschlagen, ihn aus der Verlegenheit zu ziehen und den Apostolischen Vikar einstweilen abberufen. Am 30. April 1848 brachte der Gouverneur das Abberufungsschreiben dem Bischof, welcher am folgenden Tage in aller Stille seinen Sprengel verließ, den er nie wieder sehen sollte.

Die Geistlichkeit richtete nun eine Adresse an den Papst, worin sie ihren Bischof mit Freimuth vertheidigte und um dessen Rückkehr bat. In einer dem König übersandten Bittschrift forderte sie strenge gerichtliche Untersuchung der Anklagen. Der König entsprach ihrer Bitte. Ende Mai erfolgte das gewünschte Urtheil des Gerichtes: „der Bischof sei an den störenden Ereignissen des 16. und 17. März völlig unbetheiligt". Als der Spruch nach Rom gemeldet war, schrieb Pius IX. dem ausgewiesenen Bischofe: „Wir wissen, mit welcher Ehrfurcht du Uns anhängst, und daß dir nichts Erfreulicheres widerfahren kann, als ein offenkundiges Zeugniß Unserer Gewogenheit von Uns zu erhalten. So wünschen Wir denn, dich zu überzeugen von der guten Meinung, die Wir allezeit von deiner Tugend und deinem ausgezeichneten Eifer für die Hebung und Ausbreitung der heiligen Religion gehegt haben; und diese gute Meinung hast du noch bestätigt durch die Folgsamkeit, womit du auf Unser Verlangen dich auf eine Zeit lang von deinem Vikariate entfernt hast. Wir zweifeln nicht daran, du werdest, in dein Vikariat zurückkehrend, alle deine Bestrebungen und Bemühungen auf die Förderung des Wohles der Religion daselbst verwenden, wie du es vorher gethan hattest." Auch das Wohlwollen des Königs war bald wiedergewonnen. Schon am 18. Juli hatte er Laurent im Haag eine sehr gnädige Audienz gewährt. Der bald nachher erfolgte Tod des Königs Wilhelm II. gab aber den Feinden wiederum Macht.

Der neue Herrscher wollte in einer von der revolutionären Bewegung so tief erregten Zeit nicht entschieden auftreten. Die Diplomaten verhandelten hin und her. Anfangs forderte Pius IX. entschieden die Rückkehr des Bischofs, zuletzt gab er nach und nahm die freiwillig angebotene Abdankung an unter der Bedingung einer von der Luxemburger Regierung auszustellenden Ehrenerklärung. Auch Laurent wurde ein „Opfer der Versöhnung".

Der Univers schrieb: „Der Ausgang entsprach so wenig der Erwartung der Katholiken als dem Wunsche unseres Heiligen Vaters." Laurent aber erklärte in dem am 3. November 1883 geschriebenen Testament, er vergebe allen, die ihm je Leid zugefügt und Unrecht gethan hätten, „insbesondere denen, welche durch falsche Berichte an den König und an den Papst meine einstweilige Entfernung von meiner geliebten Heerde verschuldeten und meine vom Heiligen Vater beabsichtigte Rückkehr verhinderten".

So weit führen die bis jetzt erschienenen Bände. Der dritte wird zeigen, mit welchen Arbeiten und in wie großer Tugend der verbannte Bischof die langen Jahre seiner Verbannung auszufüllen suchte. Der Herr preist nicht die selig, welche in der Gunst der Großen lebend von Stufe zu Stufe aufsteigen und in Ehren sterben, sondern jene, welche Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen und gegen die man alles Böse redete mit Unrecht. Niemand wird unseres Erachtens die beiden vorliegenden Bände ohne Nutzen lesen; denn fehlt auch dem Luxemburger Culturkampf die Ausdehnung und Bedeutung des deutschen, so ist der Kern dort wie hier der gleiche, und darum bleibt das eingehende Studium der einzelnen Episoden des einen großen Kampfes gegen die Kirche sehr lehrreich; man erkennt ja dadurch um so klarer die Absichten und Mittel der kirchenfeindlichen Partei und ihrer Führer.

Die Darstellung ist lebendig und fließt meistens so ruhig und eben, daß man kaum merkt, welche großen Vorarbeiten erfordert waren; sind doch für den „zweiten Band nicht weniger als 2300 ungedruckte Briefe excerpirt oder benutzt" worden. Mit Recht ist die Arbeit auf ihrem Titel „als Beitrag zur Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts" bezeichnet. Die Freunde des hochwürdigsten Bischofes haben ihm in dieser Biographie einen reichen Ehrenkranz auf das Grab gelegt und bewiesen, daß sie seinen Geist erfaßt haben, den Geist der unbedingten Hingabe an die heilige Kirche und ihr sichtbares Oberhaupt, den Papst. St. Beissel S. J.

**Vollständige Enthüllungen über die Freimaurerei.** Von Leo Taxil. **Die Drei-Punkte-Brüder.** Ausbreitung und Verzweigung, Organisation und Verfassung, Ritual, geheime Zeichen und Thätigkeit der Freimaurer. Autorisirte Uebersetzung und Bearbeitung aus dem Französischen. I. Band XIV u. 421 S. II. Band VII u. 582 S. Freiburg (Schweiz), Buchdruckerei des Werkes vom hl. Paulus, 1886 u. 1887; Paderborn, Bonifaciusdruckerei. Preis: I. Band *M.* 3, II. Band *M.* 4.

Vom 20. April 1884 ist die bekannte Encyklika Leo's XIII. „Humanum genus" datirt, in welcher dieser große Papst von neuem zur Be=

kämpfung des Freimaurerbundes auffordert. Gerade ein Jahr darauf traf der Strahl der göttlichen Gnade einen bis dahin atheistischen und im höchsten Grade kirchenfeindlichen Publicisten, welcher vielleicht mehr als irgend ein anderer geeignet war, die Aufforderung des Statthalters Christi auf Erden zu verwirklichen.

Es war am 23. April 1885, als Gabriel Jogand-Pagès, bekannter unter dem Pseudonym Leo Taxil, einer der wüthendsten Feinde der katholischen Religion, der Stifter und Leiter der französischen Freidenker-Vereine, der Gründer und die Seele der „Antireligiösen Buchhandlung in Paris", welche mit ihren gottlosen Schriften ganz Frankreich überschwemmte, — plötzlich umgewandelt wurde. Am folgenden Tage bereits suchte er einen Priester auf und that nach dessen Anleitung die nöthigen Schritte zur Aussöhnung mit der Kirche. Bald darauf legte er, nachdem er Exercitien gemacht, seine Beichte ab. Seit jener Zeit ließ er es sich nach Kräften angelegen sein, das von ihm angestiftete Böse wieder gut zu machen.

Taxil war auch Freimaurer gewesen. Er begann seine publicistische Thätigkeit im Dienste der guten Sache mit Enthüllungen über diesen Geheimbund. In den seit seiner Bekehrung verflossenen zwei Jahren sind nicht weniger als vier verschiedene Werke gegen die Freimaurerei aus seiner Feder erschienen. Drei dieser Schriften enthalten die Documente. Es sind dies die Werke: „Les Frères Trois-Points" 2 vol., „Le Culte du Grand Architecte" und „Les Soeurs Maçonnes". Um die in diesen Quellenwerken enthaltenen Enthüllungen mehr unter das Publikum zu bringen, veranstaltete er davon auch ein kurze Volksausgabe: „La Franc-Maçonnerie dévoilée et expliquée", und eine große illustrirte Ausgabe: „Les Mystères de la Franc-Maçonnerie". Alle diese Bücher sind bei Letouzey & Ané in Paris erschienen.

Das wichtigste der Werke Taxils: „Les Frères Trois-Points" liegt nun auch in einer, im ganzen vortrefflichen deutschen Bearbeitung vor. Taxil berücksichtigt fast nur die französische Freimaurerei. Der deutsche Bearbeiter ließ es sich angelegen sein, den Leser nach Möglichkeit auch über die außerfranzösische, namentlich über die deutsche Freimaurerei zu unterrichten und selbst die Angaben über die französische durch Benutzung anderer Quellen aus der neuesten Zeit zu vervollständigen.

So enthält die deutsche Ausgabe der „Frères Trois-Points" ein überaus reichhaltiges, vielfach ganz neues Actenmaterial zur Beurtheilung des Freimaurerbundes. Eine nähere Skizzirung des Hauptinhaltes derselben wird dies darthun.

Im 1. Kapitel (I, 1—66) erzählt uns Taxil seine persönlichen Erlebnisse in der Loge. Taxil kam, trotzdem er, was gottlose Gesinnungen anbelangt, den Geist der Loge hatte, wie irgend einer, dennoch mit den maurerischen Behörden in Conflict, weil er sich nicht zu dem in der Loge geforderten Cadaver-Gehorsam verstehen wollte. Daher spann man Intrigue auf Intrigue gegen ihn, bis er endlich dem „brüderlichen" Bunde den Rücken kehrte.

Im 2. Kapitel (I, 66—135) folgt eine statistische Uebersicht über den Bestand und die Organisation des Geheimbundes über die ganze Erde.

Alle Großlogen werden mit ihren Hauptwürdenträgern namentlich angeführt. Es wird ferner nach den neuesten Quellen die Zahl der Mitglieder der einzelnen Großlogen angemerkt. Auch die quasi=diplomatischen Verbindungen, welche unter den Großlogen bestehen, werden uns anschaulich vorgeführt. Es gibt im ganzen 140 Großlogen, 16 800 Logen und 1 075 000 Freimaurer.

Im 3. Kapitel (I, 137—271) lernen wir die Verfassung der Freimaurerei kennen. Es wird der ganze Gesetzes=Codex des sehr verbreiteten „Alten angenommenen schottischen Ritus" vom Jahre 1875 zum Abdruck gebracht und darauf noch auf Grund der besten maurerischen Quellen eine Uebersicht über die Verfassung des Freimaurerbundes im allgemeinen geboten. Es dürfte kaum eine maurerische Einrichtung geben, welche hier nicht besprochen wäre.

Im 4. Kapitel (I, 271—289) werden die verschiedenen Riten (Systeme) und Grade der Freimaurerei besprochen. Wir erfahren von allen Großlogen, welchen Systemen sie huldigen. Die in diesem Kapitel gegebenen Mittheilungen sind größtentheils, soweit uns bekannt ist, noch in keinem Nichtfreimaurern zugänglichen Werke enthalten.

In den Kapiteln 5—10 (I, 292—II, 390) folgt der wichtigste Theil der Enthüllungen. Es werden uns hier mit relativer Vollständigkeit die Aufnahmerituale und die Katechismen der gebräuchlichsten Grade der Freimaurerei dargelegt. Die genaue Kenntniß der Aufnahmerituale und Katechismen ist für das Verständniß des eigenthümlichen Wirkens des Geheimbundes das allerwesentlichste Erforderniß. Die Freimaurerei bedient sich für den Unterricht und die Erziehung, durch welche sie sich ihre Adepten stufenweise in den verschiedenen Graden heranbildet, der symbolischen Lehrart.

„Die symbolische Lehrart und das Gradwesen mit der strengen Verschwiegenheitspflicht", so bemerkt mit Recht der deutsche Bearbeiter (II, 363), „ist den geheimen Gesellschaften immer unentbehrlich gewesen. So können sie sich in jenes geheimnißvolle Dunkel hüllen, welches von jeher die Hauptursache ihrer Anziehungskraft bildete. . . . Durch diese symbolische Lehrart in Verbindung mit vieldeutigen Schlagwörtern hat man es ferner in der Hand, das Geheimniß . . . nur soweit zu enthüllen, als es für den Augenblick zweckdienlich erscheint. . . So kann die geheime Gesellschaft ihre Leute auskundschaften, ohne sich selbst zu verrathen, sie allmählich stufenweise verderben oder, wenn dies zu wenig Aussicht bietet, sie für immer in den niederen Graden zurückhalten."

Bevor Taxil die Aufnahmeceremonien mittheilt, führt er uns die freimaurerische Propaganda (I, 293—314) vor. Er schildert in lebendiger, anschaulicher Weise, wie die Loge bei Auswahl und Anwerbung neuer Candidaten verfährt. Was uns da erzählt wird, nimmt sich wie ein wahrer Gimpelfang aus. Jede Aufnahme ist, nebenbei gesagt, nur durch einen Geldbeitrag zu erlangen. Die Aufnahmen in die drei ersten Grade kosten je nach den Logen 300—600 Franken. Die Aufnahme in den 33. Grad kostet in Frankreich 600 Fr., in England 3000 Fr., in Amerika 6000 Fr. (II, 356).

Was die Aufnahmeceremonien selbst anbelangt, so ist in denselben Gottlosigkeit mit Possenhaftigkeit gepaart. Es mögen hier einige Andeutungen

über die Aufnahme in einzelne der Grade folgen, wenn auch in Deutschland die Hochgrade weniger cultivirt werden.

Im 1., dem Lehrlings-Grad, überwiegt das Possenhafte. Ist der Neuaufgenommene fünf Monate lang Lehrling gewesen, so darf er eine „Lohnerhöhung" nachsuchen, d. h. sich gegen Zahlung einer neuen namhaften Summe in den Gesellengrad aufnehmen lassen.

Die wahre Tendenz der Freimaurerei tritt schon deutlich im Meistergrade hervor. Das Ceremoniell dieses Grades hat die Kernlegende der Freimaurerei, die Hiramlegende zum Gegenstande. Hiram, als dessen Söhne sich die Freimaurer betrachten, stammt nach der freimaurerischen Dichtung nicht von Adam ab, sondern von Eblis (diabolus), dem Lichtengel (Lucifer). „Wir wollen Lucifers sein par excellence", so spricht neuestens Br.·. Carlos von Gagern das freimaurerische Programm aus (vgl. Schwert und Kelle. Leipzig 1888, S. 191 u. 149). Die Freimaurerei will eine Aufklärung aufstellen im Gegensatz zur Offenbarung. Sie erklärt mit Lucifer dem Offenbarungsgott den Krieg und sucht die profane Welt, ihre in der „Geistesfinsterniß des Aberglaubens" seufzenden Halbbrüder auf jede Weise mit ihrem Licht zu beglücken, d. h. um den christlichen Glauben zu bringen. Die Hiramlegende wird außerdem zur Darlegung der naturalistischen und politischen Lehren der Loge ausgebeutet.

Der nächste wichtigere Grad ist der 18., der Rosenkreuzgrad (II, 192 bis 259). In diesem Grad kommt besonders der platteste Naturalismus der Loge in ekelhaftester Hineinziehung christlicher Symbole (Kreuz, Abendmahl) zum Ausdruck. Das Symbol dieses Grades ist das Rosenkreuz, ein Kreuz mit einer Rose im Durchschnittspunkt seiner Balken. Die Rose bezeichnet die Fruchtbarkeit. „Dieser mystische Symbolismus", sagt das Ritual, „enthält das Geheimniß, welches die Menschheit unsterblich macht" (II, 235, vgl. 256).

Im 30. Grade, dem des Ritter Kadosch (II, 280—305), tritt der Haß der Freimaurerei gegen Monarchie und Papstthum, sowie der satanische Charakter der Loge in voller Klarheit hervor. Das heilige Wort dieses Grades bedeutet „Rache Dir, Adonai!" Beim Aussprechen desselben führt der Kadosch einen Dolchstoß gegen den Himmel. Der Aufzunehmende wird vor drei Schädel geführt. Der mittlere, mit Immortellen bekränzte, ruht auf einem sammtenen Kissen; er stellt das Haupt des Großmeisters der Templer, De Molay's, vor. Der Schädel rechts trägt eine Königskrone (Philipp der Schöne), der Schädel links eine päpstliche Tiara (Clemens V.). Vor dem mittlern Schädel muß der Neuaufzunehmende eine Kniebeugung machen, auf die anderen Schädel hingegen einen Dolchstich führen mit dem Rufe: Fluch dem Betrug (Priesterthum)! Fluch der Tyrannei (dem Königthum)! — Hierauf wird er, da er als Kadosch Vollstrecker der maurerischen Rache ist, an einem lebendigen Schafe, das er erdolchen muß, auf die Erdolchung verrätherischer Brüder eingeschult. In den vier Eiden, welche er schwört, verspricht er vollständigen Gehorsam gegen seine Vorgesetzten in der Freimaurerei, Ausführung aller ihrer Befehle, Hilfeleistung für verfolgte Brüder selbst mit Lebensgefahr, Aufbietung aller seiner Kräfte, um der Loge den größtmöglichen Antheil an der Regierung zu sichern, und erklärt, sowohl die päpstliche Tiara, als auch die Königskrone, kurz alle „unverantwortliche Tyrannei" mit Füßen zu treten. Bezeichnend für den Geist des Grades ist eine satanische Gotteslästerung, welche II, 311—314 mitgetheilt wird. Sie hat den Muster-Kadosch, Br.·. Proudhon, zum Urheber. Derselbe hat auch eine Hymne auf den Teufel verfaßt (II, 311).

Im 32. Grad (II, 322) wird Luther als der große Vorläufer der Freimaurerei bezeichnet.

Der höchst lesenswerthe Unterricht für den 33. und höchsten Grad (II, 335—355) gewährt einen Ueberblick über das ganze schottische Gradsystem, wie es dem vollkommen Eingeweihten, frei von allem Schleier der Embleme, erscheint. Darnach ist die Freimaurerei „die permanente Verschwörung gegen den politischen und religiösen Despotismus" (350). Als der Hauptfeind wird die Religion (354) oder der Katholicismus (384) bezeichnet. In diesem Kampfe sind alle Mittel erlaubt (384. 355. 304. 296).

Im 11. Kapitel werden (II, 391—517) hier zum erstenmale die Freimaurer-Zeichen verschiedener Systeme aufs genaueste und ausführlichste beschrieben, es wird ferner der Schlüssel zu einigen Freimaurer-Geheimschriften mitgetheilt. Auch diese Enthüllungen sind von großer Wichtigkeit, da sie das Geheimniß in einem Punkte zerstören, in welchem es den Brüdern am allerungelegensten ist.

Das 12. und letzte Kapitel endlich (II, 517—575) behandelt die vorgebliche Wohlthätigkeit der Loge, die Spionage unter den Brüdern, die Meuchelmorde der Loge, die landesverrätherische Verpflichtung der Brüder, sich auch in Kriegszeiten gegenseitig beizustehen, und endlich die Schwesternlogen. Die letzteren Enthüllungen, in welchen die Quintessenz des Taxil'schen Werkes „Les Soeurs Maçonnes" wiedergegeben wird, lüften den Schleier von einer bis jetzt noch wenig gekannten Seite des Logenlebens. Der am Ende des 2. Bandes als Beilage beigegebene authentische geheime Schlüssel zu den Freimaurersymbolen krönt diese Enthüllungen, welche für die Loge die vernichtendsten sind. Eine Gesellschaft, welche von der Offenbarung sich abkehrt und einem neuheidnischen Naturalismus huldigt, muß wohl schließlich im Moraste frivolen Sinnengenusses endigen.

Das Schlußwort fordert in kerniger Sprache zur Bekämpfung der Loge auf allen Gebieten auf, besonders auf dem der Schule. Diese Aufforderung, sowie das entrollte Programm in Bekämpfung des Geheimbundes verdient alle Beachtung. Es ist dies das von Papst Leo XIII. selbst gutgeheißene Programm [1].

Zum Schlusse noch ein Wort über die Zuverlässigkeit dieser Enthüllungen. Taxil war, wie bereits bemerkt, selbst Freimaurer, und er stützt sich bei seinen Enthüllungen auf die officiellen Logen-Documente. So compromittirend seine Angaben für die Loge auch sind, so war den officiellen Freimaurer-Blättern eine Widerlegung derselben nicht möglich. Sie jammerten nur darüber, daß ihre Zeichen nun den Profanen bekannt und sie daher in ihren eigenen Logen vor Eindringlingen nicht mehr sicher seien. Das ohnmächtige Gebahren der Logen-Blätter ist um so beredter, als die zwei Bände der „Frères Trois-Points" bereits in etwa 100 000 Exemplaren abgesetzt wurden. Zudem finden

[1] Vgl. „Handbuch des Anti-Freimaurerbundes", beehrt mit einem Breve Sr. Heiligkeit Papst Leo's XIII. 56 S. 8⁰. Freiburg (Schweiz), Paulus-Druckerei, 1887. Preis: 16 *Pf.* Vgl. diese Zeitschrift Bd. XXXI. S. 582 ff.

die Enthüllungen Taxils in anderen Werken ihre Bestätigung. So im „Cours de Maçonnerie pratique" (2 vol. Paris). Das in Rom schon 1874 bei Chiapperini erschienene Werkchen: „Rituali massonici", welches das Aufnahmeritual vom 1. und 30. Grad gibt, stimmt auch ganz mit den betreffenden Angaben Taxils überein. Auch was wir persönlich über das Aufnahmeceremoniell in den deutschen und schweizerischen Logen gelegentlich erfuhren, ist nur geeignet, die Mittheilungen Taxils zu bestätigen.

Das Werk „Die Drei-Punkte-Brüder" (freilich keineswegs eine Lesung für die Jugend) scheint uns auf Grund des Gesagten in vorzüglicher Weise geeignet, den so oft und dringend ausgesprochenen Wunsch des Heiligen Vaters, es möchte die Freimaurerei entlarvt werden, zu verwirklichen. Die Verlagshandlung hat durch die gefällige Ausstattung des Buches bei geringem Preise das Ihrige dazu beigetragen, die Verwirklichung jenes Wunsches zu fördern.

H. Gruber S. J.

---

# Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

**Papst Leo XIII.** Festschrift zum goldenen Priester-Jubiläum des Heiligen Vaters. Im Auftrag des deutschen Comité's zur Vorbereitung der Secundizfeier Sr. Heiligkeit herausgegeben von Dr. Joseph Galland. Mit Portrait in Stahlstich. 180 S. 8°. Paderborn und Münster, Ferd. Schöningh, 1888. Preis: *M.* 1.

Gedrängte Kürze bei ungemeiner Reichhaltigkeit, warme Begeisterung bei klarer, einfacher Darstellung, ein großer weiter Blick bei einheitlicher, schlichter Gruppirung — das sind wohl die Hauptvorzüge dieser Festbiographie, die als tüchtige Volksschrift auch nach der herrlichen weltbewegenden Feier ihren Werth behalten wird. Nicht ganz die Hälfte des Raumes (S. 1—87) ist der Jugend des Papstes im Elternhause und im Jesuitencolleg, seiner Thätigkeit als Priester, Delegat, Nuntius und Cardinal-Bischof in Perugia gewidmet; nach einem kurzen Abschnitt über „Conclave und Papstwahl" (S. 88—95) folgt dann die Schilderung des Pontificats in fünf Kapiteln: „Leo XIII., seine Person und sein Regierungsprogramm — Des Papstes apostolische Thätigkeit — Leo XIII. und die Wissenschaft — Der Friedenspapst — Leo XIII. und Deutschland" (S. 89—180). Sonderbar und leicht dem Mißverständniß ausgesetzt erscheint uns die S. 42 ausgeführte Parallele zwischen König Leopold I. von Belgien und Papst Leo XIII. Bei all den gegebenen Einschränkungen möchten wir weder die beiden Fürsten „congeniale Naturen" nennen, noch ohne weiteres Leopold I. als „das Muster eines Regenten der modernen constitutionellen Zeit" bezeichnen. Der priesterliche, ja hohepriesterliche Charakter des Papstes, seine völlige principielle Klarheit und Festigkeit, sein consequenter Kampf gegen den modernen Liberalismus, seine theologische, philosophische und humanistische Bildung, seine tiefe politische Umsicht und Weisheit, seine liebevolle Rücksichtnahme

auf die modernen Verhältnisse, seine weltumfassende Thätigkeit als oberster Hirt der Gesammtkirche ist sonst in der kurzen Schrift so treffend, kraftvoll und begeisternd gezeichnet, daß es einer weitern Empfehlung nicht bedarf. Die Ausstattung ist für den geringen Preis eine wahrhaft glänzende.

**Täglicher Ehrenpreis der Mutter Gottes.** Aus den Ehrentiteln der heiligen Väter, Lehrer und frommer Dichter gewoben von P. Joseph von Llevaneras aus dem Kapuzinerorden. In freier Bearbeitung für Deutschlands Clerus und Volk von einem Mitglied der bayerischen Provinz desselben Ordens. XVI, 790 und 80 S. gr. 8°. Augsburg, Huttler, 1887. Preis: *M.* 12.

Eine herrliche Festgabe, welche von der bayerischen Kapuzinerprovinz der „Erinnerung an das fünfzigjährige Priester-Jubiläum Sr. Heiligkeit Leo's XIII., des hohenpriesterlichen Minnesängers der Hochgebenedeiten", gewidmet wird. Das Buch bietet eine erstaunliche Mannigfaltigkeit von Gebeten und Andachtsübungen zur Gottesmutter und eine sehr reiche Blütenlese von Lobsprüchen und Ehrentiteln, mit denen die heiligsten und hervorragendsten Männer der christlichen Vorzeit die Hochbegnadigte überhäuft haben. So kann das Werk über seinen nächsten Zweck hinaus auch zur ascetisch-literarischen und homiletischen Verwerthung recht dienlich sein. Sein nächster Zweck ist eben Privatandacht. Für jeden einzelnen Tag des Jahres ist eine Reihe von Lobeserhebungen oder kurzen Denksprüchen zu Ehren Maria's, ein Lobgesang, ein eigenes Gebet und eine eigene Tugendübung ausgewählt. Um der persönlichen Frömmigkeit mehr Nahrung zu bieten und nebst Geist und Herz auch die Phantasie in den Dienst der Andacht zu ziehen, wird vor der täglichen Gebetsübung eine geistige Wallfahrt verzeichnet, welche es dem Andächtigen nahe legt, sich mit all denen zu vereinigen, die thatsächlich an den bezeichneten Orten Maria ihre Huldigungen und Gebete darbringen. — Sehr werthvoll ist auch das als Anhang auftretende, 80 Seiten engen Druckes füllende Verzeichniß der angezogenen Schriftsteller, oder vielmehr die biographischen und bibliographischen Notizen über dieselben: sie bieten jedem, der sich mit Mariologie beschäftigt, ein schätzbares Hilfsmittel. — Papier und Druck und die ganze äußere Ausstattung sind prächtig; auch in dieser Hinsicht tritt das Werk den sonstigen Publicationen des Huttler'schen Instituts würdig an die Seite.

**Der heilige Peter Claver,** Apostel der Neger und Cartagena's. Festgabe zur Heiligsprechungs-Feier. Von Ferdinand Höver, Priester der Gesellschaft Jesu. 224 S. 8°. Dülmen, Laumann (Fr. Schnell), 1888. Preis: *M.* 1.50.

Soeben hat Rom inmitten der Jubelfeier des Heiligen Vaters Leo XIII. eine andere Festlichkeit gesehen, die Canonisation einer Zahl neuer Heiligen. Auf die Bedeutung dieser wichtigen Handlung der höchsten kirchlichen Autorität können wir an diesem Orte nicht des nähern eingehen. Wir erwähnen nur Einen der Hochgeehrten, den hl. Peter Claver, dessen Biographie uns hier vorliegt: eine kurze und doch reichhaltige Lebensbeschreibung eines Heiligen, dessen Heroismus in Bethätigung der christlichen Nächstenliebe seinesgleichen sucht, dessen langes Leben die Verwirklichung des Einen Wortes war, mit welchem er, kaum zum Priester geweiht, sich selbst Gott dem Herrn durch ein besonderes Gelübde aufopferte: „Petrus Claver, Sklave der Negersklaven". Da der geschichtliche Gang bei der Beschreibung eines so gleichförmigen Lebens ohne viele Wiederholungen kaum möglich war, so hat der Verfasser mit vielem

Geschick die verschiedenartigen Arbeitsfelder des Heiligen, doch aber mit möglichster Wahrung der geschichtlichen Reihenfolge, in einzelnen Abschnitten näher gezeichnet. Die Darlegung und Ausmalung der geschichtlich beglaubigten Züge bezweckt zunächst Erbauung, ist aber zugleich anziehend und selbst spannend für den christlichen Leser; dem unchristlichen, ins Sinnliche und Selbstische versunkenen Menschen wird freilich das meiste unverständlich und verschlossen bleiben. Das Leben des Heiligen bildet eben, man möchte sagen, den denkbar höchsten Gegensatz zum Materialismus, zur Genußsucht, zum Klassenhaß unserer Zeit. Aber gerade deshalb möchten wir der Erhebung dieses heiligen Mannes unter die Heiligen der Kirche Gottes eine providentielle Bedeutung beilegen und die vorliegende Schrift, die sich auch in ihrer äußern Ausstattung als wahre Festgabe darbietet, einem weitern Leserkreis recht empfehlen.

R. P. **Leonhard Goffine's Handpostille.** Katholisches Unterrichts- und Erbauungsbuch mit Erklärungen der Episteln und Evangelien. Neu bearbeitet und vermehrt durch die neueren Leidensofficien, Betrachtungen auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres, Erklärung der heiligen Messe, der kirchlichen Gebräuche 2c. Von W. Cramer. Mit einem feinen Farbentitel und Titelbildern. Mit kirchlicher Approbation. XVI u. 688 S. gr. 8⁰. Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1888. Preis: *M.* 2.40.

Diese neue Goffine-Bearbeitung unterscheidet sich von den zahlreichen anderen Ausgaben hauptsächlich dadurch, daß der Erklärung des Evangeliums und der Epistel auch durchgängig eine Betrachtung beigefügt ist, die sich vielfach an einen Punkt des jeweiligen Evangeliums anschließt. Die recht gedankenreichen Betrachtungen führen tiefer in die wichtigsten Lehren des Glaubens ein und befassen sich eingehend mit den Hauptanforderungen unserer heiligen Religion an das Leben des Christen. Eine dankenswerthe Erweiterung liegt auch in der Erklärung der Leidensofficien für die heilige Fastenzeit. Ueber die der Bearbeitung zu Grunde gelegten Goffine-Ausgaben und überhaupt über die literarischen Hilfsmittel wird S. IV genauere Rechenschaft abgelegt.

1. **Betrachtungen auf alle Tage des Jahres** für Priester und Laien. Von Joh. Bapt. Lohmann S. J. Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage des Handbuches der wahren Frömmigkeit von Bruno Vercruysse S. J. Mit einer Karte von Palästina. Mit oberhirtlicher Approbation. I. Bd. 828 S. 8⁰. II. Bd. 830 S. 8⁰. Paderborn, Junfermann, 1888. Preis: *M.* 9.

2. **Entwürfe zu Betrachtungen** nach der Methode des hl. Ignatius von Loyola, zunächst für Cleriker. Von P. Julius Müllendorff, Priester der Gesellschaft Jesu. Mit Genehmigung der fürstbischöfl. Ordinariate von Brixen 2c. und Erlaubniß der Ordensobern. Innsbruck, Rauch, 1886—1888. I. Bändchen: Die Bergpredigt. VI u. 230 S. kl. 8⁰. Preis: *M.* 1.20. II. Bändchen: Das Ziel des Gerechten. VIII u. 288 S. kl. 8⁰. Preis: *M.* 1.60. III. Bändchen: Weihnachts-Festkreis. XVI u. 448 S. kl. 8⁰. Preis: *M.* 2.30. IV. Bändchen: Begebenheiten aus dem öffentlichen Leben Jesu. XVI u. 360 S. kl. 8⁰. Preis: *M.* 1.80.

**3. Betrachtungen für Priester,** oder: Der Priester geheiligt durch die Uebung des Gebetes. Von P. Chaignon S. J. Mit Autorisation des Verfassers aus dem Französischen nach der neunten Auflage von Dr. J. C. Mitterrutzner, regul. lateran. Chorherrn von Neustift, fürstbischöfl. Brixen'schen Geistl. Rath. Dritte, genau revidirte Auflage. Mit fürstbischöfl. Approbation. 5 Bände. 296, 304, 330, 350, 339 S. 8°. Brixen, A. Weger, 1884 u. 1885. Preis: *M.* 12.

So schwer es ist, ein allseitig befriedigendes Betrachtungsbuch zu schreiben, so schwer ist es auch, ein allgemein giltiges Urtheil über Betrachtungsbücher zu fällen. Bedürfniß und Geschmack sind da sehr verschieden, so daß, was dem einen zusagt, dem andern mißfällt, was der eine sucht, dem andern überflüssig scheint. Die hier angegebenen Werke haben alle drei durch die günstige Aufnahme, die ihnen zu theil ward, den Beweis geliefert, daß sie in ihrer Art Treffliches leisten.

Das erste der genannten Werke, welches soeben die Presse verläßt, hat die Umarbeitung des vielverbreiteten Vercruysse'schen Betrachtungsbuches jetzt vollständig nach der Anlage durchgeführt, wie sie für die dritte Auflage bereits im zweiten Bande vorgenommen war. Bei letzterem Bande hat daher der Verfasser weniger an Erweiterung gedacht, als sich vielmehr auf eine sorgfältige Durchsicht beschränkt. Der erste Band jedoch ist großentheils ein inhaltlich anderer geworden. Was bei der vorigen Auflage (vgl. Band XXVI, S. 457 dieser Zeitschrift) rühmend hervorgehoben wurde, gilt in erhöhtem Maße von dieser neuen. Der Hauptzweck des Werkes geht sichtlich dahin, außer der Verwerthung des heiligen Schrifttextes zur Betrachtung, ein richtiges Verständniß der heiligen Evangelien, aus welchen der Betrachtungsstoff genommen ist, zu vermitteln und den geschichtlichen Gang der Ereignisse des Lebens Jesu darzulegen. Dieses hebt die Bedeutung des Werkes über die eines einfachen Betrachtungsbuches hinaus und gibt, zumal den Priestern, eine feste, sichere Unterlage und reichlichen Stoff auch für homiletische Vorträge, und zwar nicht einen Stoff, der sich gezwungen an die evangelischen Berichte anlehnt, sondern einen Stoff, der sich naturgemäß aus denselben entwickelt. Was dogmatische Schärfe und Genauigkeit und eingehende Exegese des biblischen Textes angeht, so dürfte darin schwerlich ein anderes Betrachtungsbuch dem hier besprochenen gleichkommen[1].

Die an zweiter Stelle genannten Bändchen von P. Müllendorf, welche auch zu einer Betrachtungssammlung für's ganze Jahr auswachsen sollen, begnügen sich hinsichtlich der exegetischen Erklärung der Heiligen Schrift mit einigen kurzen voraufgeschickten Notizen. Aber die einzelnen Bändchen bieten in ausgiebigerer Weise einen Anhang von dogmatisch-moralischen, auf die Tugendlehre bezüglichen Anmerkungen. Da die Betrachtungen selbst vorzugsweise für Priestercandidaten berechnet sind, so bieten jene erläuternden Anmerkungen den jungen Theologen eine sehr vortheilhafte An-

---

[1] Als Separat-Abdruck aus dem ersten Bande ist in demselben Verlage als Fastenbüchlein herausgegeben: „Betrachtungen über das bittere Leiden unseres Herrn für die heilige Fastenzeit, von Joh. Bapt. Lohmann S. J." VII u. 247 S. 8°. Preis 2 *M.* Gerade diese Partie dürfte zu den gediegensten und ansprechendsten zählen: sie ist völlig neu ausgearbeitet. Anregung des Gemüthes und Willens, nicht so sehr durch directe Affecte, als durch einfache Zeichnung und praktisch reflectirende Durchdringung der Leidensgeheimnisse des Erlösers, ist mit gediegener Exegese gepaart. Den Priestern und Laien ist es ein werthvolles Hilfsmittel für die Privatandacht, ersteren außerdem für seelsorgerliche Zwecke.

leitung, ihre theologischen Kenntnisse nicht nur zu erweitern, sondern dieselben auch ascetisch für ihre eigene Heiligung zu verwenden. Doch die Betrachtungen sind nicht ausschließlich für angehende Theologen; jeder Priester wird sie mit großem Nutzen gebrauchen können. Die Diction ist die einer einfachen und herzlichen Ansprache und Belehrung; es durchdringt das Ganze eine salbungsvolle Würde, welche durch passendes Heranziehen von Schrifttexten und Aussprüchen der heiligen Väter den praktischen Lehren und Anwendungen die Kraft einer nachhaltigern Wirkung verleihen.

An die Priester, als ausschließlichen Leserkreis, wendet sich das dritte oben genannte Werk. Es zerfällt in zwei Theile. Der erste Theil gibt in erweiterter Form die Betrachtungen des Exercitienbüchleins des hl. Ignatius in besonderer Anpassung an den priesterlichen Stand. Der zweite Theil ist im Grunde genommen eine Ergänzung der vorhin nur in ihren Hauptzügen behandelten sogen. zweiten Woche des Ignatianischen Exercitienbüchleins: er enthält eine Reihe von Betrachtungen für die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres, zumeist aus dem Leben des Erlösers. So bietet auch dieses Werk ohne Mühe Betrachtungsstoff für die einzelnen Tage eines Jahres. Im Gegensatz zu den beiden vorigen Werken ist die Darstellung bei den Betrachtungen selber oratorischer gehalten, auf directen Affect und directe Ermahnung und Anregung berechnet. Wenn dabei bisweilen die Genauigkeit und dogmatische Schärfe ein wenig beeinträchtigt wird, so ist doch nicht zu verkennen, daß die Behandlungsweise auch ihr Gutes und für manche ihr Anziehendes hat. Wo nicht, wie es bei einigen wenigen Betrachtungen der Fall ist, der Zweck bloß in Belehrung über einen besondern Gegenstand besteht, da hat der Verfasser durchgängig für reichlichen Betrachtungsstoff gesorgt. Eine sehr praktische äußere Einrichtung wollen wir hier noch lobend hervorheben: nach jeder Betrachtung ist auf fast weniger als einer halben Seite engen Druckes zur Wiederholung der ganze Betrachtungsstoff noch einmal kurz zusammengefaßt; dieses dient nach aufmerksamem Durchlesen der längern Ausführung sehr dazu, den Stoff für die folgende Morgenbetrachtung dem Gedächtnisse recht einzuprägen. Die vielen Auflagen, durch welche das Werk in seiner ursprünglichen Sprache sowohl wie in verschiedenen Uebersetzungen überallhin Verbreitung schon gefunden hat, überheben uns jedes weitern Lobes. Die vorliegende Uebersetzung, treffend und gewandt geschrieben, schließt sich eng an das Original an.

**Anleitung zur christlichen Vollkommenheit,** insbesondere nach der Lehre des heiligen Kirchenlehrers Thomas von Aquin. Von Bernhard Heinrich Grundkötter, Pfarrer an der Kirche zum heiligen Servatius zu Münster in Westfalen. Mit Erlaubniß der Obern. Zweite, durchgesehene Auflage. XXVIII u. 625 S. 8⁰. Regensburg, Manz, 1887. Preis: *M.* 4.

Schon der ersten Auflage dieses vortrefflichen Buches wurde von seiten mehrerer hohen Kirchenfürsten Lob und Anerkennung zu theil. Für die vorliegende zweite Auflage aber ist der hochw. Herr Verfasser sogar durch ein huldvolles Schreiben des obersten Hirten der Kirche selbst ausgezeichnet worden. „Wir wünschen dem Buche", heißt es in demselben, „die von Dir zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen ersehnten Früchte in reicher Fülle. Du aber, geliebter Sohn, fahre fort, durch Wort und Schrift und durch das Beispiel eines heiligen Lebens möglichst viele zur Frömmigkeit und zu jeglicher Tugend zu entflammen." Von den vielen Vorzügen des Buches verdienen besonders die folgenden hervorgehoben zu werden. Es umfaßt in großer Vollständigkeit das ganze ascetische Gebiet, indem es die Lehren von den Tugenden

und von den Tugendmitteln in ausgiebiger Weise zur Darstellung bringt. Die Anordnung sodann ist eine durchaus systematische. Auf die einleitenden Erklärungen über das Streben nach christlicher Vollkommenheit folgt die Behandlung der drei göttlichen und der vier Cardinal-Tugenden, sowie der übrigen mit den letzteren jedesmal in Verbindung stehenden Tugenden. Nur die Gottesverehrung (virtus religionis) kommt, zum Theile wenigstens, erst später zur Sprache. Die zweite Hälfte des Buches beschäftigt sich mit den Tugendmitteln. Dabei wird nach Gebühr dem vorzüglichsten unter ihnen, dem Gebete, der größte Raum und die sorgfältigste Behandlung gewidmet; recht eingehend werden zum Schlusse auch die Stufen des höheren (beschaulichen) Gebetes behandelt. Ein weiterer Vorzug erwächst dem Buche aus dem gewissenhaften Bestreben des Verfassers, bei seinen Belehrungen nach Möglichkeit nur durchaus Zuverlässiges und mit der kirchlichen Doctrin Uebereinstimmendes zu bieten. Die Darstellung ist daher durchweg von Aussprüchen der Heiligen Schrift und von Erklärungen gotterleuchteter Schriftsteller, insbesondere des hl. Thomas von Aquin, getragen. Die Wahrheiten selbst aber werden nicht nur dem Verstande nahe gebracht, sondern unsere „Anleitung" weiß sie auch in sehr anregender Weise auf das Herz einwirken zu lassen. Züge aus dem Leben der Heiligen veranschaulichen wiederholt die einzelnen Lehrpunkte und geben neue praktische Impulse. Die Darstellung ist einfach und allgemeinverständlich. Und so kann das Werk nicht nur Priestern und Ordensleuten, sondern auch weniger gebildeten Laien — gerade sie werden stets in besonderer Weise berücksichtigt — bestens empfohlen werden.

**Kirchengeschichte für Schulen.** Von Franz Xaver Schulte, Domcapitular. Sechste Auflage. 128 S. kl. 8⁰. Paderborn, Junfermann, 1888. Preis: 60 *Pf.*

Man kann es nur billigen, wenn heutzutage sogar in den Elementarschulen dem Katechismusunterricht und der Biblischen Geschichte auch eine kurze Darstellung der Hauptereignisse aus der Kirchengeschichte beigefügt wird. Dieses Verfahren ist nicht nur geeignet, die Hochschätzung und Liebe unserer heiligen Kirche in den jugendlichen Herzen zu vermehren, sondern bietet auch für das spätere Leben einen gewissen Schutz gegen die Angriffe der Kirchenfeinde unserer Zeit, die ihre Waffen mit Vorliebe gerade dem Gebiete der Geschichte entnehmen. Noch weniger können die sogen. Bürger- und Rectoratschulen, ja auch höhere Töchterschulen eines solchen Unterrichtes entrathen. Gerade für diese Art Schulen ist der vorliegende Leitfaden bestimmt. Wie schon die Höhe der Auflagen bezeugt, hat er auch in denselben bereits eine ansehnliche Verbreitung gefunden. Das ist um so weniger zu verwundern, als das Büchlein, was Auswahl des Stoffes und Art der Darstellung betrifft, gerade den Bedürfnissen jener Schulen mit Verständniß und Geschick entgegenkommt.

**Staatslexikon.** Herausgegeben von der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. Erscheint in 3 Bänden von je 9—10 Heften à 5 Bogen Umfang. Freiburg, Herder. Preis pro Heft: *M.* 1.50.

Nach langen und sorgfältigen Vorbereitungen, in welche die Jahresberichte der Görres-Gesellschaft einen Einblick gestatten, hat der Druck des „Staatslexikons" nunmehr begonnen. Indem wir uns ein näheres Eingehen auf das hochwichtige Werk bei Vollendung des ersten Bandes vorbehalten, sei heute nur darauf hingewiesen, daß das ursprüngliche Programm, welches bei der Ausarbeitung maßgebend blieb, die höchsten Erwartungen als berechtigt erscheinen läßt. Das „Staatslexikon" soll zu-

nächst durchaus „auf katholischen Grundsätzen" beruhen. Und zwar soll nicht etwa bloß jeder Verstoß gegen katholische Dogmen vermieden werden, nein, auch die sich an die kirchliche Lehre anlehnende Wissenschaft, wie sie unter dem Schutz der Kirche und unter hervorragender Mitwirkung der großen Lehrer des Mittelalters sich entwickelt und ausgebildet hat, soll auf dem hier zu bearbeitenden Gebiete zur vollen Geltung gebracht werden. So lesen wir mit großer Genugthuung: „Das Recht ist auf seinen ewigen Urgrund, den Schöpfer selbst, zurückzuführen, das Naturrecht als Grundlage und Norm der positiven Rechtsbildung zur Anerkennung zu bringen; es sind die sittlich-rechtlichen Momente zu betonen, welche die Verbindlichkeit menschlicher Gesetze für das Gewissen der Individuen bedingen." Man braucht bloß daran zu denken, wie noch in jüngster Vergangenheit selbst katholische Schriftsteller unter vollständigem Absehen von der Vergangenheit der katholischen Wissenschaft in Büchern und Zeitschriften eine direct polemische Stellung gegen das Naturrecht einnahmen, um das entschiedene Einstehen für die von der Kirche geschirmte Wissenschaft, wie die Görres-Gesellschaft es hier in Anwendung bringt, mit hoher Freude zu begrüßen. Daß aber das „Staatslexikon" den bewährten und gesicherten Resultaten auch der heutigen Wissenschaft vollauf Rechnung tragen wird, ergibt sich aus folgenden Sätzen desselben Programms: „Mit strenger Wahrung des katholischen Standpunktes ist sorgfältiges Eingehen auf die besonderen Bedürfnisse der modernen Gesellschaft unter genauer Würdigung der jedesmal einschlagenden thatsächlichen Verhältnisse zu verbinden. Es sind ebenso die sämmtlichen Artikel den strengen Anforderungen der heutigen Wissenschaft gemäß zu bearbeiten. Wo der Gegenstand dazu Veranlassung bietet, ist die Statistik heranzuziehen." Den Stoff, welcher in dem „Staatslexikon" überhaupt bearbeitet werden soll, faßt das ausführliche systematische Programm, welches auf der Generalversammlung des Jahres 1880 vorgelegt wurde, in folgende acht Gruppen zusammen: 1. Der Staat im allgemeinen. 2. Die Grundlagen des Staatslebens. 3. Das specifisch staatliche Leben. 4. Die verschiedenen Lebenskreise im Staate. 5. Staat und Kirche. 6. Die Beziehungen der Staaten untereinander. 7. Positive Staatenkunde. 8. Zur Geschichte der Staatswissenschaften. Die beiden bereits ausgegebenen Hefte bringen recht wichtige und werthvolle Artikel, z. B. Absolutismus (v. Hertling); Advocatur (Fösser); Arbeit (Bruder).

**In Sachen Thümmel.** Ein aufklärendes Wort für Christgläubige. Von Dr. Joseph Rebbert, Professor der Theologie, Redacteur des „Leo". 32 S. 12°. Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1887. Preis: 10 *Pf.*

**„Das Wort sie sollen lassen stahn!"** Lebende Bilder für protestantische Christgläubige. Von Dr. Joseph Rebbert, Professor der Theologie, Redacteur des „Leo". 32 S. 12°. Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1887. Preis: 10 *Pf.*

Beide Schriftchen sind Separatabzüge der vielgelesenen und um die katholische Sache hochverdienten „Bonifacius-Broschüren", auf die wir einmal wieder (vgl. Bd. XXX, S. 234) die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken möchten. Wenn irgend einer befugt war, „in Sachen Thümmel" ein Wort mitzureden, so war es Professor Rebbert, der beim Thümmel-Proceß als theologischer Sachverständiger zu der Gerichtssitzung in Elberfeld berufen wurde. Der Prediger von Remscheid ist freilich von der öffentlichen Meinung längst gerichtet. Nichtsdestoweniger ist es höchst zeitgemäß, daß das katholische (und auch das gläubig protestantische) Volk in zuverlässiger Weise darüber aufgeklärt werde, wer denn jener Rufer im Streite ist, welcher sich als ein

zweiter Luther aufspielen möchte und dabei vor den gröbsten Beschimpfungen unseres heiligen katholischen Glaubens nicht zurückscheut. Diese Aufklärung bietet die erste Broschüre. Eine besondere Erwähnung verdient das Kapitel, welches dem theologischen Standpunkte Thümmels gewidmet ist. Der Mann läugnet die Grundwahrheiten des Christenthums und steht außerhalb der Bibel und des Apostolischen Glaubensbekenntnisses. Er verwirft, wie Professor Rebbert darthut, die Erlösung durch Jesu Leiden und Tod, sowie die Auferstehung Jesu aus dem Grabe.

Einem ähnlichen Nachweise ist die zweite Broschüre gewidmet. Im Gegensatz zu Luther, der es mit dem Glauben an die Gottheit Jesu noch ehrlich meinte, gibt es heutzutage zahlreiche protestantische Prediger, welche mit Hintansetzung der Bibel den Glauben an die Gottheit Christi über Bord geworfen haben, dabei aber noch den Ausspruch Luthers: „Das Wort sie sollen lassen stahn!“ mit Pathos im Munde führen. An zwei Beispielen („Excellenz Hase, Kirchenrath und — Christusläugner“ und „Dr. Bender, protestantischer Dogmatiker — ohne Dogma“) wird gezeigt, wie gegenwärtig protestantische Professoren der Theologie die angehenden Prediger systematisch zu Läugnern der Gottheit Christi heranbilden. Solche Thatsachen müssen in ihrer erschreckenden Wirklichkeit auch von der Masse des Volkes erkannt und gewürdigt werden. Und dazu werden die in kerniger und gewandter Sprache geschriebenen Broschüren des geschätzten Volksschriftstellers gewiß in wirksamer Weise beitragen.

**Biographie des jungen Ludwig Florian Anton Colle.** Eine Anleitung zur Kindererziehung, veranschaulicht an dem tugendhaften Leben eines musterhaft erzogenen Knaben. Von Johann Bosco, Priester. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. 80 S. 12⁰. Donauwörth, Auer, 1888. Preis: 45 *Pf.*

Vorliegendes Büchlein entstammt der Feder des berühmten Jugendapostels Don Bosco, dessen höchst segensreiches Wirken den Lesern dieser Blätter (vgl. Bd. XXIV, S. 329 und Bd. XXV, S. 406) nicht unbekannt ist. Die deutsche Ausgabe hebt mit Recht auf dem Titel hervor, daß die kleine Schrift thatsächlich eine Art „Anleitung zur Kindererziehung“ bietet. Die Mittheilungen über das erbauliche Leben des gottbegnadeten Knaben sind nämlich von einer Reihe der schätzenswerthesten pädagogischen Belehrungen und Winke begleitet. Die Uebersetzung ist gut; nur hätte für manches Fremdwort auch ein deutscher Ausdruck gewählt werden können.

Ein Dominikaner-Künstler. **Leben des hochwürdigen Pater Besson** aus dem Orden des hl. Dominikus. Nach dem Englischen des H. L. Sidney Lear von Natalie von Wolff. 252 S. kl. 8⁰. Münster und Paderborn, F. Schöningh, 1888. Preis: *M.* 2.

Charles Jean Baptiste Besson, 1816 bei Besançon geboren, erlernte zu Paris die Malerei und ließ sich 1838 zu Rom nieder, um dort ganz der Kunst zu leben. In seiner Jugend von revolutionären Ideen angesteckt und der Uebung der Religion entfremdet, wandte er sich bald wieder so entschieden Gott zu, daß er 1840 in den Dominikanerorden eintrat und einer der bedeutendsten Mitarbeiter Lacordaire's wurde. Mit letzterem führte er den Orden in Frankreich ein. Bald gewann er einen so entscheidenden Einfluß auf die Leitung seines Ordens, daß ihm zu Rom die wichtigsten Aemter übertragen wurden. Der Kunstübung entsagte er nach seinem Eintritt gänzlich, indem er in priesterlicher Arbeit eine höhere Beschäftigung fand. Freilich begann er 1852 die Kapitelhalle zu San Sisto, der ersten römischen Niederlassung

des hl. Dominikus, auszumalen. Indes schritt das Werk bei manchfacher Unterbrechung nur langsam voran. P. Besson wurde zum Visitator ernannt und 1856 nach Constantinopel und Mosul, 1858 nach Frankreich gesandt. 1859 ging er zum zweiten Male in den Orient, wo er am 4. Mai 1861 starb. Gottes Wege sind verschieden: Fra Angelico ward im Orden des hl. Dominikus groß durch die Kunstübung, Besson durch Verzicht darauf. Das hier empfohlene Werk entspricht also nicht ganz dem Titel. Der Leser findet, statt eines im Kloster sich reich entfaltenden Künstlerlebens, die entsprechende Schilderung der Thätigkeit eines frommen, in der Seelenleitung erprobten Priesters. Die Uebersetzerin des lehrreichen und erbaulichen Buches hat die rührenden Züge des Herzens, P. Bessons Liebe zur Mutter, seinen versöhnlichen und vermittelnden Charakter, sowie alles, was zum Gemüthe spricht, besonders hervorgehoben. Vielleicht hätte das Bild Lacordaire's mit etwas helleren, leuchtenderen Farben ausgemalt werden können. P. Bessons ruhiges, bescheidenes Wirken würde dann noch schärfer hervorgetreten sein. Der Leser aber hätte deutlich erkannt, daß die beiden Männer unter den schwierigsten Verhältnissen mit Erfolg daran gearbeitet haben, den alten Ruhm ihres Ordens zu erneuern.

**Deutsche Elfenbeinsculpturen** des frühen Mittelalters. Von Dr. Friedrich Schneider. Mit zwei Abbildungen. 12 S. kl. Folio. Leipzig, Seemann, 1887.

Zwei Elfenbeinwerke des 10. Jahrhunderts werden hier bekannt gemacht: eine große, aus Mettlach stammende, in schönem Lichtdruck mitgetheilte Tafel mit dem Bilde des hl. Petrus, und eine kleinere, durchbrochen gearbeitete, mit den Darstellungen des letzten Abendmahles und der Fußwaschung. Die eingehende, meisterhafte Beschreibung erläutert an den beiden vorliegenden Beispielen Stil und Technik der Elfenbeinwerke der Zeit um 1000 und gibt darum der an sich zwar kleinen Arbeit eine allgemeinere Bedeutung.

**Clodoald.** Drama in drei Acten von Ferd. Heitemeyer. 112 S. kl. 8°. Paderborn und Münster, F. Schöningh, 1888. Preis: *M.* 1.20.

Mit diesem Büchlein begibt sich der bekannte Balladendichter auf ein neues Feld. Er will uns ein dramatisches Gemälde aus dem Jahre 772 nach Christus vorführen, dessen Stoff der dänischen und sächsischen Geschichte entnommen ist. Des Königs Clodoald verstorbene Gemahlin hatte die Taufe empfangen und sich christlich beerdigen lassen. Die Götzenpriester fürchten, der seiner Gattin von Herzen ergebene König möge dem Christenthum schließlich noch freien Eintritt in sein Reich gewähren und besonders die Kinder ebenfalls taufen lassen. So entschließt sich der Oberpriester, die zwei ältesten Kinder zu rauben, den Sohn in die Sklaverei nach Afrika zu verkaufen, das Mädchen als Priesterin auf die Eresburg zu schicken. Dabei soll in dem Vater der Glaube geweckt werden, die Christen (der hl. Ludgerus) hätten die Kinder geraubt. Im ersten Act nun entschließt sich Clodoald, die Kinder aufzusuchen; im zweiten findet er den Sohn, im dritten die Tochter; den Aufenthalt des Sohnes in Tunis erfährt er aus einem Traume seines jüngsten Kindes, den der Tochter aus einem Worte, das der geraubte Sohn behalten hatte. Die Entwicklung der Handlung im allgemeinen ist gut; sie hat in der Anlage etwas von griechischer Einfachheit. Im einzelnen freilich müßte der Wahrscheinlichkeit und dem Culturzustand mehr Rechnung getragen werden, z. B. das Alter des geraubten Knaben im ersten und zweiten Act nicht gar so verschieden angegeben sein; die Begleitung Faustins müßte ganz fortfallen u. dgl. Dann ist auch hier wieder die Figur des Götzenpriesters gar zu stereotyp, was freilich

ein gemeinsamer Fehler von derlei Dramen ist. Die Darstellung ist im ganzen natürlich, edel, fließend; bisweilen indes wünschten wir sie kürzer, kräftiger und Zeit und Umständen mehr angepaßt. Mit einigen Kürzungen läßt sich das Stück leicht aufführen.

**Der Spinnlehrer von Carrara.** Eine Künstlernovelle. Der Wirklichkeit nacherzählt von Ferdinande Freiin v. Brackel. 312 S. kl. 8°. Köln, Bachem, 1888. Preis: *M.* 3.

Ein neues Werk der Freiin von Brackel wird allen Freunden echter und gesunder Literatur willkommen sein. Dem eben angezeigten wohnt indes noch ein eigenthümlicher Reiz bei, indem es uns in gelungener Mischung von Wahrheit und Dichtung eine entscheidende Episode aus dem Leben eines unserer größten modernen Bildhauer vorführt. Daß dieser Künstler ein Landsmann der Dichterin, ein Westfale war, hat jedenfalls mitgeholfen, die psychologische Darstellung des Hauptcharakters so kraft- und lebensvoll zu gestalten. Ja, so können und müssen wir uns den Schöpfer der münsterischen Pieta und Kreuzabnahme denken, so muß er sich bewegt, so gesprochen und gehandelt haben. Die Aufgabe war nicht leicht. Die Scene auf dem Marktplatz von Carrara, wo der baumlange Künstler hinter einem Spinnrad sitzt, um den Frauen des Städtchens die Kunst des Spinnens mit der nordischen Maschine beizubringen, ist typisch für die ganze Geschichte. Nur einige wenige Striche weiter, und das Ganze würde der Komik — ja noch mehr: der Lächerlichkeit verfallen. Es zeugt vom Selbstbewußtsein der Dichterin, ohne Zittern an den spröden Stoff herangetreten zu sein, bei der Idealisirung des thatsächlich überlieferten Materials auch keinen noch so problematischen Baustein verworfen zu haben. Und mit welcher Kraft hat sie die Parallele der doppelt getäuschten Liebe durchgeführt! wie symbolisch die ganze Tendenz des Buches in die erste Frage Achtermanns an die Marchese gelegt: „Wo liegt Rom?" Wir sind überreich an Künstlernovellen, welche uns beweisen sollen, wie der Mann durch eine irdische Liebe zum großen Künstler wird; hier ist auch einmal, und zwar mit vollstem Erfolge dargethan, wie die „Liebe" im Begriff war, die Welt um einige Dutzend Meisterwerke ärmer zu machen, den Künstler zum Wiesen- und Mühlenbauer hinabzuziehen. Die Figuren sind alle prächtig, einheitlich und klar aufgefaßt; nur Alessandro scheint uns, wenigstens nach der einmaligen Lesung, nicht ganz verständlich in allem. „Der Spinnlehrer von Carrara" ist wieder einmal ein durchaus gesundes und schönes Buch; es kann in Westfalen sogar populär werden. Die Ausstattung in Papier und Druck ist fein und solid vornehm.

**Lieder und Balladen** von Seb. Longard. 124 S. kl. 8°. Aachen, Barth, 1888. Preis: *M.* 1.50.

Die 32 Lieder dieses sehr angemessen ausgestatteten Büchleins zerfallen in vier Gruppen: Aus jungen Jahren — Aus glücklichen Tagen — Dahin — Erbauliches. Der Balladen sind sieben. Betrachtet man den Umfang der Sammlung und bringt man in Anschlag, daß der Verfasser ein Siebenzigjähriger ist, so wird gleich ein günstiges Vorurtheil für den Inhalt und die strenge Auswahl geweckt. In der That tritt uns aus den Liedern, mehr aber noch aus den Balladen eine große Beherrschung der Sprache, etwas von dem Formgefühl des eigentlichen Fachgermanisten entgegen, die weit entfernt sind von der heutigen Hüpf- und Holpermanier nachheinischer Dilettanten. Man fühlt, daß Longard seine Muttersprache ehrt und danach sie auch behandelt, ja sogar gern den einen oder andern unserer Ansicht nach verpönten Archaismus beibehält, nicht aus Reimnoth, sondern aus wirklich subjectiv künstlerischer Absicht. In den Liedern herrscht diese historische Richtung der Sprache nicht so sehr

vor, dafür aber gewahrt man mit Freuden eine große Mannigfaltigkeit harmonisch gebildeter Strophenformen, wirklich singende Verse. Was nun den Inhalt anlangt, so ist derjenige der Lieder ein zwar beschränkter und einfacher, aber doch oder vielleicht gerade deshalb ein herzlicher und poetischer. Der Dichter gibt uns eben die poetischen Blüten, wie sie die verschiedenen Tage auf seinem Weg aus dem jedesmal Erlebten aufblühen ließen. Im Grund ist es ein Cyklus von durchlebten Minneliedern, welche den Zeitraum vom ersten Erwachen der Liebe bis zum Begräbniß der Gattin umfassen. Es ist in den Liedern ebenso wenig Gemachtes als Ungeziemendes; eine edle und reine Natur leuchtet aus jeder Zeile hervor, und es überrascht gar nicht, wenn diese Minneklänge in dem „Erbaulichen“ d. h. Religiösen ausklingen. Unserer Ansicht nach sind die Balladen jedoch das Werthvollste der kleinen Sammlung. Drei derselben treffen sehr gut den Volkston, „Rolands Tod“ dagegen und „Der Marienritter“ den alten Balladenton, während die zwei übrigen als scherzende Erzählungen recht zutreffend behandelt sind. In ihrer schlichten edlen Art muthet uns die Sammlung wie ein Bekannter aus den dreißiger oder vierziger Jahren an, wo die Poesie noch nicht in den gewaltigen Kampf der Zeit hineingezogen war und still-zufrieden ihre blumigen Waldpfade ging.

**Erzählungen aus dem Wasgau.** Von Hermann Ludwig. 144 S. 8⁰. Leipzig, Grunow, 1887. Preis: *M.* 3.

Der Verfasser verwahrt sich in einem Vorwort gegen den freilich nicht so fern liegenden Verdacht, als sollten diese Erzählungen zu reichsländischen Tagesfragen in Beziehung stehen. Wer die Erzählungen gelesen, wird in der That keinen Anhalt zu solchem Verdacht gefunden haben. Man sieht es fast jeder Seite an, daß die einzige Absicht des Dichters dahin ging, Natur und Menschen des Wasgaus in ihrer Eigenthümlichkeit, ihren Vorzügen und Mängeln zu schildern, also moderne Cultur- und Landschaftsstudien in künstlerischer Form zu bieten. Die Zahl der Erzählungen ist fünf: Der Kreisspiel-Schatz — Der St.-Gangolfs-Brunnen — Durchs Wasser ausgeglichen — Die Augräfin — Die Rose von Mariastein. Mit Ausnahme der ersten sind alle diese Geschichten außerordentlich, ja gewaltsam tragisch; nur durch den Sieg des sittlichen und religiösen Princips tritt bei einigen eine Verklärung des traurigen Ausgangs und daher eine ästhetische Lösung des Knotens ein. Uns scheint, daß der Dichter mit ganz einfachen Mitteln oft die stärksten Wirkungen erzielt und er ein ganz besonderes Talent für „Bauerngeschichten“ besitzt. Die Anlage der Fabel ist freilich einigemal stark gewagt und problematisch. So im „Gangolfsbrunnen“, wo der Vater die dem verschollenen Sohn zugedachte Braut selbst heimführt und dieser dann schließlich ganz unerwartet zurückkommt, woraus sich wohl Situationen ergeben, die dem Dichter und Psychologen den reichsten Stoff liefern, die aber doch auch zu bedenklichen Verwicklungen führen. Eine ähnliche Lage scheint in der letzten Erzählung eintreten zu sollen, indem dort der erste, todtgesagte Mann plötzlich vor dem Leser auftaucht, aber noch vor der eigentlichen Peripetie wirklich stirbt. Am unversöhntesten schließt „die Augräfin“; hier kann nur als Lösung der etwas kurze, nicht genug zum Bewußtsein gebrachte Spruch dienen, daß die Kinder oft die Fehler der Eltern sühnen müssen. Die unserer Ansicht nach am meisten harmonisch wirkende Erzählung ist die dritte: „Durchs Wasser ausgeglichen“. Die zum Schluß wie Kinder in einer Wiege versöhnt nebeneinander schlummernden Brüder sind ein überwältigendes Friedensbild nach all den Scenen des Aufruhrs in Natur und Gemüth. Wenn auch, wie oben bemerkt, in der Fabel einiges Bedenkliche enthalten ist, so muß dem Verfasser doch zugestanden werden, daß er in der Ausführung sich die allerstrengste Zurückhaltung

der Sprache und Schilderung auferlegt hat. Was in der Lesung etwas stört, sind die wissenschaftlichen Einleitungen zu den einzelnen Erzählungen. So einfach und malerisch der Stil in den eigentlichen Geschichten ist, so abstract und periodenmäßig ist er in diesen Einleitungen, so daß man ihn kaum derselben Feder zumuthen möchte. Auch glauben wir, daß es künstlerischer gewesen wäre, diese Einleitungen in die Erzählung selbst zu verweben. — Die Ausstattung des Buches ist überaus vornehm, starkes Papier und feinste Elzevierschrift, die nur den einen Fehler hat, für vielbeschäftigte Augen etwas klein zu sein.

---

# Miscellen.

**Zur „Entwicklungshöhe" der neuesten deutschen Geschichtschreibung.** „Es ist ein erhebender Vorzug, welchen die (neuere) deutsche Geschichte der Historiographie vor so mancher andern Wissenschaft voraus hat, daß sie in dem zuletzt verflossenen halben Jahrhundert, ja man möchte sagen, innerhalb der Gegenwart, jene Höhe ihrer Entwickelung erstiegen hat, von welcher aus man auf den zurückgelegten Weg mit stolzer Befriedigung zurückblicken und die zugleich als der ruhmvolle Abschluß der Anstrengungen eines Jahrhunderts betrachtet werden darf." Mit diesem nicht allzu gelenken Satze wird uns der gegenwärtige Stand der deutschen Geschichtschreibung gekennzeichnet von Professor Franz Xaver von Wegele in seiner „Geschichte der deutschen Historiographie" [1]. Zuvörderst schwebte ihm der Meister vor Augen, der, wie er sagt, „den höchsten Anforderungen [2] der Kunst wie der Kritik in gleichem Maße gerecht wurde": Leopold von Ranke [3].

Es wird Ranke's Ruhm bleiben, daß er die Wissenschaft mit der Kunst vermählt, über das Geschichtswerk den Zauber der künstlerischen Schöpfung ausgegossen hat. Am meisten ist ihm dies in seiner Papstgeschichte gelungen [4].

Aber ist dieser Zauber stets der Zauber der Wahrheit? Mit aller Bestimmtheit versichert uns der Berliner Meister, Cesare Borgia, Alexanders VI. Sohn, habe seinen Bruder Johann, Herzog von Gandia, ermorden und in den Tiber werfen lassen [5]. Er führt seine Zeugen vor: Sebastian de Branca und Paolo Capello. Sebastian schrieb auf 93 Blätter ein Tagebuch, welches

---

[1] Geschichte der deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus. Von Dr. Franz X. von Wegele. Auf Veranlassung Sr. Majestät des Königs von Bayern herausgegeben durch die historische Commission bei der Königlichen Akademie der Wissenschaften. München und Leipzig 1885. S. 1042.

[2] Diese Worte sind von uns gesperrt. Das Gleiche gilt für alle Fälle dieser Art.

[3] A. a. O. S. 1041.

[4] Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten. 6. Aufl., 3 Bde., Leipzig 1874. Früherer Titel (vor Erweiterung des Werkes): Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert.

[5] A. a. O. 1, 33.

Ranke selbst als eine unbedeutende Arbeit bezeichnet; man kann sie nicht einmal zur Verbesserung des Burchardus gebrauchen[1]. Der Franzosenkönig Karl VIII. ist diesem de Branca der häßlichste Mensch, den er je gesehen, sein Volk dagegen das schönste Volk der Welt. „Man muß ihm das nicht auf das Wort glauben", bemerkt Ranke. Aber, so fragen wir, muß man, darf man auf das Wort ihm glauben, daß Cesare Borgia „der grausamste Mensch war, der je gelebt hat"? daß er niemandem Audienz gab als seinem Henker Michilotto? daß er seinen Bruder mordete? Aber, sagt Ranke, dieser Mord ist auch erwähnt in dem Berichte Paolo Capello's, des venezianischen Gesandten in Rom! Also ein Gesandtschaftsbericht. Gesandtschaftsberichte spielen überhaupt eine wichtige Rolle bei Ranke; er baut auf sie einen bedeutenden Theil seiner Papstgeschichte. Und doch hat schon im Jahre 1705 J. P. Ludewig mit schlagenden Gründen dargethan, welch gewaltige Vorsicht die Benützung derartiger Schriftstücke erheischt[2]. Das Gleiche betont mit großem Nachdrucke der neueste englische Geschichtschreiber der Päpste, der Protestant Creighton[3]. Auch in Deutschland hat man neuestens geltend gemacht, daß es nicht gerechtfertigt sei, Gesandtschaftsberichte als geschichtliche Quellen zu bevorzugen und schrankenlos zu benützen. Den Geschichtsforscher, welcher in einem Aufsatz über Ranke dies hervorgehoben hat, wird sicher niemand der confessionellen Bitterkeit oder des Mangels an Ranke-Verehrung beschuldigen: es ist Alfred von Reumont[4]. „Man kann doch nicht," schreibt im gleichen Sinne Constantin von Höfler[5], „von entschiedenen Parteimännern Parteilosigkeit oder immerwährende genaue Kenntniß der Verhältnisse, am wenigsten Unbefangenheit voraussetzen." So macht gerade auch unser Capello gleich am Eingange seines Berichtes das Geständniß, sein Venedig stehe nicht gut mit dem Papste. In Rom war er nur vom 23. Mai 1499 bis zum 16. September 1500[6]; den Bericht, auf welchen Ranke sich stützt, hat er am 28. September 1500 zu Venedig erstattet. Der Herzog von Gandia aber erlag in der Nacht vom 14. auf den 15. Juli 1497 dem Dolche des Meuchlers[7]. Capello kannte

---

[1] A. a. O. 1, 33 Anm. 2; 3, 5*—11*.

[2] Gesamte kleine teutsche Schrifften. Halle 1705. S. 373—386.

[3] „There are no questions which require more consideration in the present condition of historical studies than the use to be made of, and the weight to be attached to, the letters of ambassadors. Really an ambassador requires as much criticisme as a chronicler. The political intelligence of the man himself, the source of his information in each case, the object which he and his government had in view, and the interest which others had in deceiving him — these and other considerations have to be carefully weighed." Creighton M., A History of the Papacy during the period of reformation. Vol. III. London 1887, p. V sq.

[4] Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft. VII. Bd. S. 612—613.

[5] Ebenda VI. Bd., S. 549—550.

[6] Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. VII. Bd. Stuttgart 1870. S. 406 Anm. 3; Civiltà cattolica, Ser. X. Vol. 9, 716.

[7] A. v. Reumont, Gesch. d. Stadt Rom. III. Bd. 1. Abth. Berl. 1868. S. 223—224.

also das Ereigniß nur vom Hörensagen; er berichtete von demselben erst nach Verlauf von drei Jahren.

Etwas Entsetzliches ist gewiß ein Brudermord. Wenn aber ein Papst Gift mischt, um einen Cardinal zu tödten, und selbst vergiftet wird von einem Cardinal, dann hat ohne Zweifel die Bosheit ihren Gipfelpunkt erreicht. Es bedarf der gewichtvollsten, zwingendsten Beweisgründe, um auf irgend jemanden einen derartigen Vorwurf wälzen zu können. Ranke bezeichnet mit Bestimmtheit Papst Alexander VI. und Cardinal Hadrian als die Scheusale, welche solcher Verruchtheit fähig gewesen. Seine Beweise? Er gibt uns „den glaubwürdigsten" unter den Berichten[1] und bemerkt am Schlusse desselben, das sei „eine, wo nicht authentische, doch bemerkenswerthe Nachricht über den Tod Alexanders: von allen, die wir haben, vielleicht die beste". Also die Authenticität nicht sicher! Vielleicht die beste Nachricht! Und doch der Giftmord sicher! Diese Logik ist kühn; man muß sie bewundern. Oder wird für unsern Geschichtschreiber die Unthat etwa sicher durch die anderen, weniger glaubwürdigen Nachrichten?[2] Ranke fühlt sich mächtig angezogen von Francesco Vettori und dessen handschriftlicher Arbeit über italienische Geschichte; er bedauert, ein Werk nicht zum Drucke befördern zu können, in welchem es heißt: „Die Päpste nennen sich zwar Stellvertreter Christi, haben aber eine Religion eingeführt, die von Christus nichts hat als den Namen"[3]. Man möchte wünschen, der deutsche Forscher hätte über ein anderes Wort seines Freundes Vettori Betrachtungen angestellt. „Fast immer," gesteht der Florentiner, „sagt man von den großen Herren, sie seien an Gift gestorben; besonders geschieht dies, wenn die Krankheit einen heftigen Verlauf nimmt." Aber deckt sich hier nicht das Urtheil des Berliner Gelehrten mit der „einmüthigen Behauptung der Zeitgenossen"? Ranke sagt es; in der Wirklichkeit besteht die Einmüthigkeit nicht[4]; der Meister konnte sie gar nicht feststellen: es war ihm nicht vergönnt, das vaticanische Archiv für seine Zwecke auszunützen; selbst in der vaticanischen Bibliothek hat er nur wenige Handschriften eingesehen[5]. „Der Confect", mit dem nach Ranke Alexander den Cardinal vergiften wollte und schließlich selbst vergiftet wurde, verdankt den Gluten einer überreizten Einbildungskraft seinen Ursprung und ist vom Papsthasse uns überliefert worden; er muß unter dem Hammer der Kritik zerstäuben.

Zwei Monate nach Alexanders Tod bestieg sein Gegner Julian de la Rovere als Julius II. den päpstlichen Thron. In ihm herrschte und siegte

---

[1] Die römischen Päpste 3, 6*—7*.

[2] Andere malten die Sage dahin aus, daß Cesare Borgia beim Abendessen im vaticanischen Garten einigen reichen Cardinälen vergifteten Wein zugedacht hatte, der Kellner aber durch Zufall die Flaschen verwechselte. Reumont a. a. O. S. 247.

[3] Die römischen Päpste 3, 16*—18*.

[4] Hergenröther, Conciliengeschichte. VIII. Bd. Freiburg 1887. S. 388—389 Anm. 8.

[5] Die römischen Päpste 1, VIII—IX; 3, 3*—58*.

die Renaissance. Man erlaube uns, hier der Darstellung zu gedenken, welche die neueste deutsche Geschichtschreibung uns von der Renaissance geboten. Das Buch hat zum Verfasser einen Amtsgenossen Ranke's, den Berliner Universitäts-Professor Dr. Ludwig Geiger [1], und bildet einen Theil der „Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen", durch welche Wilhelm Oncken die Errungenschaften unserer Geschichtsforschung aus der Gelehrtenstube hinaustragen will in weitere gebildete Kreise. Professor Geiger sieht in Julius II. „den Begründer des Kirchenstaats. Er war ein kraftvoller Mensch, für die verrotteten Zustände Italiens eifrig und erfolgreich thätig, nicht ein Fürst des Friedens, und nicht ein kirchlicher Führer, sondern ein streitbarer weltlicher Herrscher", sehr kunstfreundlich, aber „weder ein Wahrheitsheld, noch ein Kämpfer von unbeugsamem Muth, noch ein Charakter, unnahbar dem Gemeinen, grausam und blutgierig, unsittlich und unredlich, mehr ein Diener seines Eigenwillens und seiner Lüste als ein Vollzieher himmlischer Befehle und ein Knecht Gottes" [2]. „Grausam und blutgierig!" Sollte wirklich Huber Recht behalten? Wir meinen jenen Samuel Huber, welcher im Jahre 1589 dem deutschen Volk auseinandersetzte, welch „bluttriefende Kirchenschergen" die Päpste gewesen, besonders Julius II., der „in seiner Metzgerzunft" „sieben Jahre oberster Spießmeister, Kappenkönig, Geier-Hauptmann gewesen ist". „Der hat", versichert der württembergische Gottesgelehrte, „in Zeit seiner währenden Regierung durch seine Krieg, welche er gemacht und selbs persönlich bei- und mitgewesen ist, selbs mit seinen allerheiligsten päpstischen Fingern, damit man den Pfaffen auf der Hirnschalen eines Thalers breit das Haar verderbet, bei 200 000 helfen erschlagen." [3] Kein Wunder dann, daß die Jesuiten bei der Weihe ihrer Königsmörder das Messer denselben überreichten mit der Mahnung, dies sei „das Schwert Papst Julii des andern" [4]. Wir mögen getrost sein. Cardinal Hergenröthers neueste Forschungen machen es klar, wie der Freund Michel Angelo's und Bramante's ein geschworener Feind des Zweikampfes, der Strandräuberei, der Simonie gewesen; voll des Eifers für das Concil, für welches er als Cardinal schon Verbannung ertrug, übt Julius II. doch Langmuth und Milde an den Widersachern seiner lateranischen Kirchenversammlung; er will den abtrünnigen Pisaner Cardinälen volle Verzeihung gewähren; „den geistlichen Orden war er besonders geneigt". Sein Wandel ist frei von Aergernissen, wie sie Alexander gegeben, und Hutten, Zwingli, Kurfürst Johann Friedrich, Philipp von Hessen und manche andere sie bald reichlich geben sollten. Die 18 000, die bei Ravenna fielen, sind „weit eher" auf französische und schismatische Rechnung zu setzen, als auf Rechnung des Papstes. Den Moses hat ihm Michel Angelo auf das Grabmal gemeißelt. Julius glich dem Heldenpropheten an eisernem Muthe. Im heiligen Kampf

---

[1] Renaissance und Humanismus in Italien und in Deutschland. Berlin 1882.

[2] Geiger a. a. O. S. 276—281.

[3] Widerlegung des Büchlins, welches Jörg Scherer, ein Jesuit, von einer newen vnnd vnerhörten Monstrantzen hat außgehn lassen. Tübingen 1589. S. 33.

[4] Vgl. Janssen, Gesch. des deutschen Volkes. V. Bd. Freiburg 1886. S. 552—554.

für die Freiheit der Kirche geht er selber zum Heere, bei eisiger Winterkälte. Feindliches Geschütz trifft das päpstliche Zelt; Julius zittert nicht; durch eine Bresche der Stadtmauer zieht er in Mirandola ein. Er kämpfte, sagt Hergenröther, „nur in gerechter Sache, stellte den Kirchenstaat wieder her und schützte seine Unterthanen, wie das auch andere edle und heilige Päpste gethan haben; ... er behandelte seine Unterthanen gut und weise" [1]. Andere Päpste hatten für ihre Neffen gesorgt. Julius II., das gesteht selbst Ranke [2], „ließ es seinen ganzen Ehrgeiz sein, den Staat der Kirche zu erweitern ... Seine neuen Unterthanen behandelte er gut und weise: er erwarb ihre Zuneigung und Ergebenheit". Papst Leo XIII. gedenkt in seinem Sendschreiben über die geschichtlichen Studien jener Päpste, welche in pflichtgemäßer Vertheidigung ihrer Fürstenrechte mehr als einmal Italien vor der Fremdherrschaft bewahrten. Wir täuschen uns nicht, wenn wir sagen: Julius II. hat ihm vorgeschwebt [3].

---

[1] Hergenröther a. a. O. S. 408—409. 478. 492. 536—538. 427. 535.

[2] Die römischen Päpste 1, 35—37.

[3] Papst Julius II. erscheint bei Geiger als würdiger Erbe seiner nächsten Vorgänger. Wir meinen zunächst Innocenz VIII. und Alexander VI., „diese Menschen, einen berechnenden Schwächling und einen zügellosen Verbrecher", Innocenz überdies noch „ungebildet" (Geiger 154—155). Ihnen geht voran der „furchtbare" Sixtus IV., mit manchen Tugenden und Verdiensten geschmückt, aber „kein Gelehrter, weder ein Kenner der classischen Schriftsteller, noch ein Verehrer der mittelalterlichen Theologen" (Geiger 152). Immerhin ist er viel besser als sein Vorfahr Paul II., der trotz seiner Liebhaberei für Alterthümer ein „Wissenschaftshasser und Humanistenverfolger" gewesen (Geiger 148—152). War der „Barbar" Paul vielleicht in die Schule Calixts III. gegangen? Calixtus bedeutete zwar „für die Geschichte des Papstthums wenig" und „für die Geschichte der Renaissance nichts", aber um so mehr für die vaticanische Büchersammlung Nicolaus' V., die er in wenigen Tagen zerstreute (Geiger 139). Glücklicherweise ist der Bücherfrevel durch Pastors vortreffliche Ausführungen in das Gebiet der Sage verwiesen, und von dem gleichen Gelehrten dargethan worden, wie viel Calixt III. für die Türken „bedeutet" (Geschichte der Päpste 1, 505—507. 513—585). Einen gewissen sprachlichen Fortschritt müssen wir übrigens in Geigers Papstbildern dankbar anerkennen. Der Geschichtschreiber Flacius drückte sich seiner Zeit noch dahin aus: Die Päpste seien meist „die dümmsten Esel" gewesen, und erklärte das berühmte „Saw"-Reiterbild, genannt die „Figur vom Antichrist", damit, daß das Papstthum „der allergarstigste Teufelsd...." sei, der „vor Gott und seinen heiligen Engeln st...." (vgl. Janssen 5, 312—313). Auf die kleineren Irrthümer, welche durch Geigers Werk zerstreut sind, brauchen wir nicht einzugehen. Professor Pastor hat für den ersten Theil desselben eine Anzahl in der Literarischen Rundschau (9. Jahrg. 113—118) nachgewiesen. Wir erinnern nochmals daran, daß Geigers Buch in das Unternehmen Onckens eingegliedert ist. „Oncken", sagt St. zu Puttlitz in den Preußischen Jahrbüchern (Bd. 52, 103), „will eine Weltgeschichte in Einzeldarstellungen für Gebildete schreiben lassen. In jedem Bande müßte daher die Geschichte einer bestimmten Epoche behandelt werden. Statt dessen gibt Geiger in dem vorliegenden Bande nichts als eine recht mäßige Literaturgeschichte des 14. und 15. Jahrhunderts in Italien und Deutschland." An Geiger schließt sich bei Oncken Martin Philippson an mit seinem „Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV." (Berlin 1882). In Heinrich v. Sybels Historischer Zeitschrift (Bd. 53, 518—523) erhebt Max Lossen

Wir kommen auf Leo X. Die Leibesgestalt dieses Papstes ist uns in lebensvoller Frische von Raphaels Meisterhand überliefert. Das geschichtliche Bild seines Denkens und Strebens ward von den „Meistern" nicht immer mit gleicher Treue gezeichnet. Man zeigt uns den Staatsmann und den Mäcen, erzählt von seinen Liebhabereien für Musik und klassische Lustspiele; wir sehen ihn jagen und fischen und das alte Ceremoniell zuweilen etwas auf die Seite schieben [1]; wir lächeln über die Raben- und Affenbraten, mit welchen er seine Gäste neckt. Selbst seine Lupe und sein Taschentuch weist man uns vor, mit welchem er beständig bemüht ist, „von Kopf und Händen den Schweiß zu trocknen" [2]. Aber ist das der ganze Leo X.? Die Antwort gibt uns ein deutscher Forscher, für welchen der Würzburger Universitäts-Professor Herr von Wegele keinen Raum gefunden hat in seiner Walhalla deutscher Geschichtsforscher: Cardinal Hergenröther zeigt uns den Hohenpriester Leo, in seiner Sorge für das Seelenheil der Hussiten, für die Freiheit der französischen Kirche, für die Reinheit der Lehre und den Glanz des Gottesdienstes bei den Maroniten, für die Wiedervereinigung der Russen und der Aethiopier mit der Kirche. Er ist jetzt mit Heiligsprechungen und gottesdienstlichen Anordnungen beschäftigt, jetzt thätig für die Abschaffung des Duells oder die Erneuerung der geistlichen Orden oder die Kalenderverbesserung [3]. Aber unter Leo X. gehörte es doch in Rom „zum guten Ton der Gesellschaft, den Grundsätzen des Christenthums zu widersprechen?" „Am Hofe", sagt Ranke [4], „sprach man von den Satzungen der katholischen Kirche, von den Stellen der Heiligen Schrift nur noch scherzhaft; die Geheimnisse des Glaubens wurden verachtet." Der Meister besitzt auch hier wieder eine Handschrift für sein vernichtendes Urtheil. Thatsachen gehen über Handschriften: Das fünfte Lateranconcil, für dessen zahlreichen Besuch und glücklichen Fortgang Leo X. unermüdlich arbeitete, verkündete der Christenheit in feierlicher Glaubensentscheidung: Jede Behauptung sei falsch, welche dem Glauben zuwider. Niemanden war es gestattet, anders zu lehren. An den Hochschulen mußten die Lehrer bei Besprechung philosophischer Sätze die Scheingründe heidnischer Weltweisen zu entkräften bedacht sein. Kein Geistlicher der höheren Weihen durfte fünf Jahre Weltweisheit oder Dichtkunst studiren, ohne zugleich auf Gottesgelehrtheit oder Kirchenrecht sich zu verlegen. Hier sollte er „die Mittel finden, die Wurzeln der Weltweisheit und der Dichtkunst von dem Gifte zu reinigen, von welchem sie angefressen". So wollten es die Väter, und der Papst, den man noch kürzlich „frivoler Verachtung des Heiligen und der Hinneigung zum Heidenthum" geziehen hat [5], drückte sein Siegel auf ihren Befehl. Ausdrücklich ward im gleichen Erlasse verworfen, was Pietro Pomponazzo von der Sterblichkeit der Menschenseele gelehrt. In

---

gegen den Verfasser den Vorwurf der „Phrasenmacherei", „mangelhafter Kenntniß der behandelten Zeit und flüchtiger Arbeit".

[1] Ranke a. a. O. 1, 42—47. [2] Geiger 283—285.

[3] Conciliengeschichte. VIII. Bd., 575. 578. 584. 617—620. 687—690. 767—770.

[4] Die römischen Päpste 1, 48—49. [5] Geiger 304—305.

den Schulen, verfügte Leo in der folgenden Sitzung, sollte nicht nur Sprach- und Redekunst, sondern auch Glaubenslehre vorgetragen werden; an den Festtagen überhaupt nur, was sich auf Glauben und gute Sitten beziehe. Auf Gotteslästerung ließ er die strengsten Strafen setzen. Bald nach der Kirchenversammlung nahm der Papst barfuß an dem großen römischen Bittgange theil und gab den Purpur drei ausgesprochenen Kirchenverbesserungs-Männern; es waren der strenge Hadrian von Utrecht, später Papst Hadrian VI., dann Aegidius von Viterbo, der fromme Augustiner und gewaltige Volksprediger; endlich eine Säule der Scholastik: Thomas de Vio, genannt Cajetan [1]. Das ist der Papst, welcher „von religiösen Sachen nichts wissen wollte", und von dem man es dahingestellt läßt, „ob er das berüchtigte Wort von dem Märchen von Christus, das er gelten lassen wolle, weil er Vortheil daraus ziehen könnte, wirklich gebraucht, ob er das leichtfertige und wohlfeile Scherzwort, die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele erscheine ihm zwar wahr, aber das Leugnen derselben sei geeigneter, seinen Leibesumfang zu vermehren, ausgesprochen hat." [2] Italienischer Pöbel hat einst dem todten Leo X. nachgerufen: „Wie ein Fuchs hast du dich eingeschlichen; wie ein Löwe hast du regiert; wie ein Hund bist du dahin gefahren." Deutsche Geschichtschreiber haben uns diese Worte neuestens wieder in Erinnerung gebracht [3]. Den wahren Leo X. werden wir einer andern Grabschrift würdig erachten.

Man hat oftmals Ranke's Meisterschaft in der Porträtmalerei gepriesen. Anschaulich fürwahr und unverschleiert und bis ins Kleine gemalt sind die Bilder, welche der Meister uns bietet von Alexander VI., Leo X., Pius IV., Cesare Borgia und so vielen anderen hervorragenden Gestalten der damaligen und der spätern römischen Welt. Aber nicht immer gestattet sich seine Feder solch' behagliche Breite. Von Landgraf Philipp von Hessen, dem Vorkämpfer der deutschen Kirchenneuerung, wird uns gemeldet, er sei „dann und wann" in grobe Ausschweifungen verfallen, und sei seiner Gemahlin untreu geworden. Man wird Mühe haben, hieraus zu entnehmen, daß Philipp, seinem eigenen Geständnisse zufolge, nicht einmal drei Wochen die eheliche Treue hielt, und daß er durch seine Lüste die Lustseuche sich zuzog [4]. Man spricht nicht gerne offen von gewissen Dingen. Als Philipp den Plan seiner Doppelehe gefaßt hatte, bestärkte ihn darin sein Hofprediger und „Beichtvater" Dionys Melander; derselbe vollzog auch die „Trauung" im Beisein Melanchthons und Bucers. Auch dieser Melander war ein merkwürdiger Herr. Aus einem Ulmer Dominikaner hatte er sich umgewandelt in einen protestantischen Prediger zu Frankfurt am Main; dort schlug er einmal eigenhändig einen Stiftsherrn des Bartholomäus-Münsters zu Boden, vergriff sich ein andermal an einem geistlichen Würdenträger, und verließ endlich die Stadt „mit keinem guten Gerüchte"; als hessischer Hofprediger hatte

---

[1] Hergenröther a. a. O. 585—587. 765. [2] Geiger 304.
[3] Ranke a. a. O. 1, 58; Geiger 306.
[4] Vgl. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes. III. Bd., 2. Aufl. S. 403.

er drei Frauen zu gleicher Zeit[1]. Ranke drückt dies so aus: Melander habe gleichfalls „manche ungewöhnliche Verhältnisse durchgemacht“[2]. Immerhin ist der Mann noch deutlicher gekennzeichnet als die französischen Hugenotten und ihr Treiben in den Jahren 1560—1562. Dieselben verwüsteten ungezählte Kirchen und Klöster, gossen Glocken in Kanonen um, schlugen Münzen aus dem Gold und Silber von Kelchen und Reliquienbehältern, tödteten oder peinigten Priester und Mönche; die Bibliothek von Clugny mit ihren 5000 bis 6000 Handschriften fiel der hugenottischen Brandfackel zum Opfer; sie rissen das Herz des Königs Franz II. aus dem Grabgewölbe, in dem es vor kaum zwei Jahren beigesetzt worden, und luden consekrirte Hostien in ihre Büchsen[3]. Nun ist in Ranke's französischer Geschichte der größte Theil des ersten Bandes (Buch 3 und 4 ganz) den hugenottischen Bewegungen gewidmet. Was werden wir über jene Greuel erfahren? Daß in Paris einmal „das Hochwürdigste verletzt“ wurde, wohl in einem Anfalle von „wiedertäuferischem Wahn“[4]. Das ist alles. Der französische Protestant Sismondi, den Ranke kennt und schätzt, war im Jahre 1834 ehrlich genug gewesen, über die Bilderstürmereien seiner Landsleute ausführlich zu berichten[5]. Auch deutsche Protestanten, welche vor Ranke schrieben, haben derselben gedacht[6]. Dagegen vergißt der Berliner Gelehrte nicht, zu betonen, daß in Paris einmal die Kanzeln der protestantischen Prediger und die Bänke ihrer Zuhörer verbrannt wurden[7]. Natürlich macht Ranke aus Frankreich auch einen Ausflug hinüber nach Genf und führt bei Calvin uns ein. Im Jahre 1852 las man in der „Französischen Geschichte“[8]: „Calvin lebte in beschränkten Verhältnissen von einem unbegreiflich geringen Gehalte, jedoch mit dem Stolze, niemals eine Unterstützung annehmen zu wollen, auch nicht zur Heizung seines Zimmers: die Fremden erstaunten, wenn er ihnen die Thüre seiner Wohnung selbst eröffnete.“ Zehn Jahre später durchforschte der protestantische Professor J. B. G. Galiffe zu Genf die städtischen Urkunden, und stellte fest: Calvin hatte an regelmäßigem Einkommen jährlich 500 Gulden — nach Galiffe's Schätzung wenigstens 6000 Francs unseres Geldwerthes — dazu ein hübsches Haus mit einträg-

---

[1] Janssen a. a. O. 3, 322. 323. 408.

[2] Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 4. Bd., 4. Aufl. Leipzig 1868. S. 187. Auf diese und auf andere, schon in der ersten Auflage auftretende Verhüllungen und Entstellungen wurde zuerst hingewiesen im Jahre 1843 in den Historisch-politischen Blättern, Bd. 12, S. 569—581. 677—686.

[3] Kervyn de Lettenhove, Les Huguenots et les Gueux. T. I. Bruges 1883. p. 77—80.

[4] Französische Geschichte, in der Gesammtausgabe der Werke. 1. Bd. Leipzig 1868. S. 115.

[5] Sismondi F. C. L., Histoire des Français. Vol. 18. Paris 1834. p. 205—306.

[6] K. Friedr. Beckers Weltgeschichte. 7. Aufl. Herausg. von J. W. Loebell. 8. Theil. Berlin 1837. S. 90; H. Leo, Lehrbuch der Universalgeschichte. 3. Bd. 2. Aufl. Halle 1840. S. 125.

[7] Französische Geschichte 1, 179.

[8] Erste Auflage, 1. Bd. Stuttgart und Tübingen 1852. S. 181.

lichem Garten, Brennholz, Getreide, Wein, und überdies viele außerordentliche Gefälle, Entschädigungen, Verehrungen, Reiseunterstützungen [1]. Professor Herzog übersah dies nicht: er gestand in seinem protestantischen Kirchenlexikon, der Genfer Reformator habe „einen sehr hohen Gehalt“ besessen [2]. Bei Ranke dagegen behielt Calvin nach wie vor seinen „unbegreiflich geringen Gehalt“ und seinen „Stolz, niemals eine Unterstützung annehmen zu wollen“, nicht einmal Brennholz [3]. Das ist einer von den vielen Belegen, welche man für die Behauptung anführen kann, dem Greisen-Auge des Berliner Meisters sei eine Menge von Veröffentlichungen entgangen, durch welche in den letzten Jahrzehnten die geschichtliche Erkenntniß erweitert und geläutert wurde.

Dies mag den Geschichtsfreund zur Vorsicht mahnen. Noch befremdlicher muß ihn die Stellung anmuthen, welche Ranke zu den ehrwürdigsten Urkunden der Menschengeschichte einnimmt. Nach Gen. 14, 1—20 zog Abraham mit seinen 318 hausgeborenen Knechten in den Kampf wider die Fürsten von Kanaan, schlug sie und befreite so seinen Brudersssohn Lot aus der Gefangenschaft. Der Verfasser des Hebräerbriefes (Hebr. 7, 1) weist zurück auf das Ereigniß. Ranke erklärt [4]: „Ich wage nicht, das alles für geschichtlich zu erklären, da dadurch zu viel des Wunderbaren und Unglaublichen bestätigt sein würde. Das Wesentliche der Sage ist die großartige Stellung des Erzvaters inmitten der eingebornen und eingewanderten Kanaaniter.“ Auch über den ägyptischen Joseph haben wir vornehmlich Kunde durch „die Sage“, d. i. durch die Heilige Schrift [5]. Kommen wir zu dem Mittelpunkte, um welchen die ganze Weltgeschichte sich dreht, zu unserem Heiland Jesus Christus. „Indem ich diesen Namen nenne,“ schreibt Ranke, „muß ich, obwohl ich glaube, ein guter evangelischer Christ zu sein, mich dennoch gegen die Vermuthung verwahren, als könnte ich hier von dem religiösen Geheimniß zu reden unternehmen, das doch, unbegreiflich, wie es ist, von der geschichtlichen Auffassung nicht erreicht werden kann. So wenig wie von Gott dem Vater, kann ich von Gott dem Sohne handeln“ [6]. Demgemäß werden die Wunder des Heilandes von Ranke nicht erwähnt [7]; er vermeidet ängstlich das Wort „Auferstehung Christi“ und behauptet die Thatsache selbst mit so peinlichen Umschreibungen, daß man beinahe sagen möchte: Er behauptet sie und behauptet sie nicht; sofort folgt überdies die Betheuerung:

---

[1] J. B. G. Galiffe, Quelques pages d'histoire exacte. Procès Perrin et Maigret. Genève et Bâle 1868, p. 89. Zuerst veröffentlicht im Jahre 1862, im 8. Theile der „Mémoires de l'institut Genevois“.

[2] Zweite Auflage, 3. Bd. Leipzig 1878. S. 85.

[3] Französische Geschichte, in der Gesammt-Ausgabe der Werke. 1, 127.

[4] Weltgeschichte, 3. Aufl., 1. Theil, 1. Abtheilung. Leipzig 1883. S. 31—34.

[5] A. a. O. S. 31—32.

[6] Weltgeschichte, 3. Aufl., 3. Theil, 1. Abtheilung. Leipzig 1883. S. 161.

[7] Nur einmal spricht Ranke schüchtern von den „Heilungen“ Jesu am Sabbath, an welchen Hohepriester und Schriftgelehrte Anstoß genommen. Welcher Art die Heilungen waren, erfährt man nicht. A. a. O. S. 168.

„Ich vermeide auf das Geheimniß einzugehen.“[1] Derartige Vorkommnisse gehören ihm „in das Gebiet des religiösen Glaubens“ und nicht in das „des historischen Wissens“. Man frägt sich unwillkürlich: Sind diese Schlüsse richtig? Gott der Vater ist nicht Mensch geworden; das Wort aber „ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.“ Christi Wunder, besonders seine Auferstehung, sind sinnenfällige Ereignisse gewesen, deren Wirklichkeit aus den Berichten der Zeugen sich feststellen läßt, gleich jeder andern Thatsache, die man sieht und hört. Sie stellen der Vernunft sich dar als Siegel, von Gottes Hand auf Christi Lehren aufgedrückt; so erkennt unser Verstand die Glaubwürdigkeit der christlichen Geheimnisse, wenn ihm auch ihr „Wie?“ ein Räthsel bleibt. Gäbe es keine übernatürlichen Thatsachen, deren Vorhandensein philosophisch und geschichtlich nachgewiesen werden kann, so wäre der christliche Glaube ein blinder Köhlerglaube, die christliche Theologie ein sinnloser Kreislauf.

In der Heiligen Schrift scheint Ranke manches „Unglaubliche“ zu finden. Für seine Handschriften nimmt er großen Glauben in Anspruch. „Wir kehren“, schreibt er an einer Stelle seiner Papstgeschichte[2], „zu unseren Handschriften zurück, in denen sich, wenn gleich fragmentarisch, doch auf jeden Fall eine echte und unverfälschte Belehrung bietet.“ Es wird niemanden zum Vorwurfe gereichen, wenn er über die „Echtheit“ und „Unverfälschtheit“ dieser Belehrung in jedem einzelnen Falle durch sorgliche Prüfung sich zu vergewissern trachtet. Auch auf die getreue Wiedergabe der Quellen und deren richtige Deutung muß die Untersuchung sich ausdehnen.

Stellen aus des P. d'Orleans Geschichte der englischen Revolutionen, hat man geklagt[3], seien von Ranke verstümmelt und entstellt worden.

Den gleichen Vorwurf könnte Mariana erheben. Der spanische Thukydides hat bekanntlich dem Königsmörder Clement ein bedauerliches Lob zu theil werden lassen; durch einen Nebensatz jedoch, welcher sofort beigefügt ist, wird dasselbe wenigstens eingeschränkt[4]. Der Nebensatz war für Ranke unbequem; er ließ ihn weg und ersetzte ihn durch Punkte[5]. Dagegen bietet er mit aller Zuversicht und ohne jegliche Bemerkung als Worte Mariana's mehrere Stellen einer Klageschrift gegen die Gesellschaft Jesu, welche unter Mariana's Namen in dessen Todesjahr erschienen ist[6]. Der beste

---

[1] A. a. O. S. 163—171. [2] Die römischen Päpste 3, 42*.

[3] B. Duhr, Die Anklage gegen Edward Petre S. J., Staatsrath Jakobs II., 3. Abtheil., in der Innsbrucker „Zeitschr. für kath. Theologie“, Bd. 11, S. 231, Anm. 2.

[4] „Clemens periit aeternum Galliae decus, ut plerisque visum est.“ Mariana J., De rege et regis institutione libri tres. Toleti 1599, p. 69. Ein Exemplar der seltenen Originalausgabe befindet sich in der Staatsbibliothek zu München. Die späteren Ausgaben wurden geändert. So fehlt z. B. die Stelle in der Wechel'schen Ausgabe vom Jahre 1611 (p. 53—55).

[5] Ranke, Abhandlungen und Versuche, 1. Sammlung. Leipzig 1872. S. 236 Anm. 1. Zuerst hat auf diese Verstümmelung hingewiesen Janssen, Geschichte des deutschen Volkes, V. Bd., 1.—12. Aufl. Freiburg 1886. S. 546 Anm. 1.

[6] Discurso de las enfermedades de la compañia de Jesus. Ranke, Die römischen Päpste 2, 187 Anm. 2. 188 Anm. 1; 1, 146 Anm. 1.

Kenner der Schriftwerke des Ordens, Augustin de Backer, erklärt, die Schrift sei wahrscheinlich durch Einschiebungen verfälscht worden, und schon die Geschichte ihres Erscheinens legt eine solche Vermuthung sehr nahe[1].

Eine andere Unwahrheit ward von Ranke selbst widerrufen; wir meinen die haarsträubende Uebersetzung des „obligare ad peccatum“, welche er in der ersten Ausgabe seiner Papstgeschichte geliefert. Nicht eine Sünde zu befehlen, gesteht er, sei der Obere in der Gesellschaft Jesu bevollmächtigt; er könne Befehle ertheilen, die unter Sünde, schwerer oder läßlicher, verpflichten[2]. „Eine sehr außerordentliche Befugniß“, fügt er bei, „bleibt das immer.“ Aber kann nicht auch der deutsche Kaiser, kann nicht der Mikado, können nicht deren Beamte Gesetze und Befehle erlassen, deren Uebertretung für jeden Unterthan, auch für jeden katholischen Bischof und Ordensmann ihrer Staaten läßliche oder auch schwere Sünde wäre? Muß ich nur dann dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, wenn ich sonst meinen Ruf als Ehrenmann verlöre oder mit dem Staatsanwalt Bekanntschaft machte?

„Der Werth der protestantisch-deutschen Wissenschaft“, meint Ranke, „ist nicht hoch genug anzuschlagen: sie ist nicht allein in sich selbst so fest begründet, daß jeder Angriff von ihr abprallt; über alle kleinlichen Feindseligkeiten sich erhebend, übt sie einen täglich wachsenden Einfluß auf die Gelehrsamkeit der Katholiken.“ Die Katholiken haben Grund genug, diesen Einflüssen und Einflüsterungen gegenüber sich mit einiger Vorsicht zu waffnen; das zeigt am besten Ranke's „Kirche und Kirchenstaat unter Pius IX.“ und seine Darstellung des vaticanischen Concils[3]. Die im Jahre 1856 (!) verkündigte Lehre von der Unbefleckten Empfängniß der Gottesmutter ist „in den Zeiten der hierarchischen Allgewalt entstanden“. Die Piemontesen bleiben ehrenwerthe Leute, auch wenn sie die rechtmäßigen Fürsten von Neapel, Parma, Toskana stürzen und dem Papst den Kirchenstaat entreißen; „die italienische Idee“ gibt ihnen den Freibrief für Raub und Treubruch. Das vaticanische Concil zeigt sich in altkatholischer Beleuchtung. Pius wollte den Bischöfen „keinerlei Selbständigkeit gestatten“. Deutschlands Siege über Frankreich waren „die göttliche Entscheidung gegen die Anmaßung des Papstes“, der sich unfehlbar nannte[4]. So verwirklicht unser Geschichtschreiber den Vorsatz, welchen er in der Vorrede kundgegeben: Er habe es „rathsam befunden“, dem Pontificate Pius' IX. „unter Wahrung des objectiven Standpunktes“ „seine Aufmerksamkeit zuzuwenden“[5]. Doch drücken wir ein Auge zu! Es war das Jahr 1874, als Ranke die Zusätze über Pius und das Vaticanum an seine Papstgeschichte fügte; jeder deutsche Biedermann hielt sich damals für verpflichtet, in die Trompete des Culturkampfes einige mannhafte Stöße zu thun; um wie viel mehr ein angestellter Historiograph des preußi-

---

[1] De Backer, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Nouv. éd. Tom. II. Liège-Lyon 1872, col. 1090.

[2] Die römischen Päpste, I. Bd., 6. Aufl., S. 144—145 Anm. 5.

[3] A. a. O. 162—208. [4] A. a. O. S. 173. 183. 190. 207.

[5] A. a. O. S. XI Anm.

schen Staates! Später hat auch Ranke dem Frieden das Wort geredet[1]. Sein schriftstellerisches Unrecht auch schriftstellerisch wieder gut zu machen, wie es Staatsmänner auf staatlichem Gebiete gethan, dazu hat der Berliner Meister sich nicht entschlossen.

Wir übergehen manches andere, z. B. die Märchen von päpstlichen Ueberstürzungen und Ränken bei der Bekehrung und Thronbesteigung des russischen Demetrius[2] — Pierlings Quellenforschungen haben sie widerlegt[3] — und die Menge von sachlichen Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten, welche sich in Rankes Schilderung der Verfassung und Geschichte der Gesellschaft Jesu eingeschlichen haben: die Blumenlese wäre allzu reichlich. Eines genüge: Nach Ranke hätten sich in der Mitte des 17. Jahrhunderts durchgreifende Umwälzungen im Innern des Ordens vollzogen. Für die Darstellung derselben dienen ihm als vorzüglichste Grundlage nicht etwa die Beschlüsse der Generalversammlungen, die Verordnungen und Rundschreiben der Generale und Provinziale, die „Jahresbriefe" der einzelnen Ordenshäuser — zu München, Wien, Karlsruhe liegen sie in hellen Haufen —, sondern ein etwa 400 Blätter umfassender Aufsatz eines ungenannten, aber „augenscheinlich tief eingeweihten Mannes"[4]. Dem italienischen „Eingeweihten" oder seinem deutschen Freunde fehlt das Verständniß selbst der Grundgesetze des Ordens, seiner Constitutionen und päpstlichen Bullen.

Doch genug! Man sieht: Werke wie die von Cardinal Hergenröther, von Janssen, Hefele, Pastor u. a. sind doch eben nicht so ganz überflüssig und „unerfreulich". O. B.

---

[1] Reumont, Nekrolog Ranke's, im Histor. Jahrb. d. Görres-Ges. VII. Bd. S. 614.

[2] Die römischen Päpste 2, 256—257.

[3] Rome et Démétrius d'après des documents nouveaux. In den Études religieuses, philosophiques, historiques et littéraires, T. XI. p. 546—576. 689—722. 830—856.

[4] Die römischen Päpste 3, 82—89. 204*.

---

## Bitte.

Nach dem Berichte des P. Agricola (Hist. Prov. S. J. Germaniae superioris I. p. 21 § 180) übersetzte der sel. P. Canisius bei seiner Anwesenheit zu Ingolstadt 1550 die lateinische Elementargrammatik des P. Hannibal Codret S. J. ins Deutsche und fügte als Zugabe die Hauptstücke der christlichen Lehre bei. Dies ist die früheste Spur des kleinen Katechismus von P. Canisius. Die Codret'sche Grammatik hat den Titel: „Grammatica latinae institutionis seu brevia quaedam istius linguae rudimenta"; der deutsche Titel ist unbekannt, das Büchlein selbst in den Bibliotheken nicht aufzufinden. Bei seiner Wichtigkeit für die Geschichte der Canisischen Katechismen bitten wir um gütige Nachricht, wenn sich irgendwo noch ein Exemplar vorfinden sollte.

Exaeten bei Roermond, Niederländ.-Limburg, 7. Januar 1888.

G. M. Pachtler S. J.

# Ein Ausblick auf die Geschichte der norwegischen Kirche in der katholischen Zeit.

---

Wie in Deutschland, so hat auch in Norwegen im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts eine ernstere, objectivere und wissenschaftlichere Beurtheilung des katholischen Mittelalters Platz gegriffen. Große Quellensammlungen haben eine Fülle urkundlichen Materials eröffnet, gründliche Specialuntersuchungen manche wichtige Punkte aufgehellt, umfangreiche größere Geschichtswerke der tüchtigsten Forscher, wie P. A. Munch, Keyser, Lange u. a., die alte, beschränkte, protestantische Auffassung des Mittelalters in den bedeutendsten Momenten überwunden. Jeder gebildete Norweger weiß heute, daß er sich der fünf Jahrhunderte, während welcher seine Väter dem katholischen Glauben angehörten, im Grunde nicht zu schämen braucht. Die ärgsten Schaudermärchen und Schreckgespenster sind in die Romanliteratur und in die niedere Journalpolemik verwiesen. Ganz haben sich jedoch die protestantischen Vorurtheile nicht verloren, und wenn die neuesten Historiker auch wirklich keine Scheu mehr empfinden, das Gute aus den alten, katholischen Tagen unbefangen, oft sogar liebevoll an der Hand der Quellen mitzutheilen, so können sie es sich doch nicht versagen, die daran grenzenden Schattenlinien mehr als nöthig hervorzuheben, oder durch subjectivistische Deutungen und Bemerkungen den günstigen Eindruck abzuschwächen, immer das Eine im Auge: nützlich, heilbringend, ja nothwendig war die Reformation doch! So entsteht ein scheinbar objectives, aber doch theilweise unrichtiges und verzeichnetes Bild. Ein augenfälliges Beispiel solcher Darstellung bietet der neueste Abriß der norwegischen Kirchengeschichte des Mittelalters, welchen Dr. theol. A. Chr. Bang, Professor der Kirchengeschichte zu Christiania, Ende vorigen Jahres erscheinen ließ [1]. Er hat es sich, wie die Vorrede besagt, haupt-

[1] Udsigt over den Norske Kirkes Historie under Katholicismen. Kristiania 1887. — 362 S. 8⁰.

sächlich angelegen sein lassen, das kirchliche Leben in seinem Zusammenhang mit der allgemein-europäischen Entwicklung, wie in seinen inneren Einrichtungen näher zu beleuchten. Das geschieht denn auch bis zu einem gewissen Grade[1], aber immer mit vorsichtigster Reserve. Theilt er uns ausführlich die Gebete des alten Missale von Throndhjem mit, so bemerkt er gleich, das Volk hätte doch nichts davon verstanden; übersetzt er uns das Festofficium des hl. Olav aus dem Breviarium von Throndhjem in modernes Norwegisch, so erblickt er doch gleich darauf in der Reliquienverehrung einen ungeziemlichen Aberglauben. Und das wiederholt sich überall. Wir wollen darum versuchen, das wirklich sachliche, objective Ergebniß seiner Darstellung in einigen Hauptzügen zusammenzustellen und dann einige der Haupteinwendungen zu beseitigen, welche dieselbe beeinträchtigen.

## I.

Die erste Kunde des Christenthums brachten die Vikinger nach Norwegen. Ihnen folgten dann die ersten angelsächsischen Missionäre, von welchen Bang mit Recht sagt: „Man braucht sich die religiöse Literatur dieses Volkes nur flüchtig anzusehen, und es wird einem schon warm ums Herz, wenn man sieht, wie der heilige Geist des Christenthums den nordischen Riesengeist verklärt hat“[2]. Ehe sich diese Verklärung indes auch in Norwegen vollzog, verging ungefähr ein Jahrhundert. Haakon der Gute (936—961), welcher das Christenthum in England kennen gelernt hatte, ward mit seinen Glaubensboten von den heidnischen Unterthanen abgewiesen[3]. Unter Olav Tryggvessön, der von 995 an das Heidenthum gewaltsam bekämpfte, gewann das Christenthum Boden im Lande[4], hatte indessen unter Olav Haraldssön (1014—1030) noch einen großen Kampf mit dem Heidenthum zu bestehen. Erst der Martyrtod des energischen Königs machte das Christenthum national und populär[5]. Nachdem bereits der hl. Olav aus politischen Gründen sich mit dem erzbischöflichen Stuhl von Bremen in Verbindung gesetzt hatte, anerkannte Olav Kyrre (1066 bis 1093) unbedingt dessen Oberhoheit über die norwegische Kirche[6]. Im Jahre 1104 kam Norwegen dann unter den Erzbischof von Lund zu stehen, aber auch dieses Verhältniß dauerte nicht lange. Um Norwegen eine eigene hierarchische Organisation zu geben, entsandte Rom 1152 den

---

[1] Vgl. das. S. 146. 148. 184. 271 ff. 293. 298. 308. 309.
[2] Das. S. 37. [3] Das. S. 38—40. [4] Das. S. 48.
[5] Das. S. 54. 55. 81. [6] Das. S. 83—85.

ausgezeichneten Cardinal Nikolaus Brekspeare dahin ab. Die Wahl war nach Bangs Urtheil eine sehr glückliche: „Begeistert für die hierarchischen Anschauungen der Curie, war er ein Mann ernsten Charakters, freundlich im Umgang, in seinem Auftreten zugleich bestimmt und biegsam. Unsere Vorfahren nannten seinen Namen auch später stets mit Hochachtung und Verehrung." [1] Der Legat erhob Throndhjem (Nidaros) zur Metropole und überreichte das Pallium dem bisherigen Bischofe von Stavanger, Jon Byrgesön. Unter Nidaros standen Bergen, Stavanger, Oslo und Hamar. Wunderschön ist die Ermahnung, welche Papst Hadrian IV. im November 1154 an den neuen Erzbischof richtete: „Dein Leben sei ein Vorbild für deine Untergebenen, so daß sie daraus lernen können, was sie nachahmen, was sie fliehen sollen. Trachte mehr dahin, den Menschen zu nützen, als über sie zu herrschen. Sorge dafür, daß dein Leben deine Lehre nicht niederreiße, aber auch, daß die Lehre nicht mit dem Leben streite. Denk' daran, daß die Regierung der Seelen eine Kunst ist. Vor allem verlege dich darauf, treu dich nach den Befehlen des Apostolischen Stuhles zu richten und in Demuth ihm als deiner Mutter und Herrscherin zu gehorchen." [2] Eine Zeit der Blüte entstand nun bald für die Kirche Norwegens: „Die Verbindung mit Rom bringt sie in Berührung mit den gleichzeitigen Lebensströmungen des Auslandes. Norwegische Cleriker ziehen an die Studienanstalten Italiens und Frankreichs. Man verbindet sich mit dem Kloster St. Victor in Paris, diesem Mittelpunkte, der so schön christliches Leben und kirchliches Wissen in sich vereinigte. Daheim entfaltet sich eine Predigtwirksamkeit, die, was innern Gehalt betrifft, in den späteren Zeiten kein Seitenstück mehr gefunden hat. Zur selben Zeit erblüht eine lateinische national-historische Literatur. Die Legende des hl. Olav wird sowohl in Latein als in der Volkssprache bearbeitet. An der Spitze der Kirche stehen Prälaten von hoher Abkunft, in denen Stoff zu Kirchenfürsten und Martyrern ist." [3]

Auch der norwegischen Kirche wartete der Kampf der Königsmacht gegen die Hierarchie. Gut war es, daß ein echt kirchlicher Mann, Eystein Erlendssön (1157—1188), auf dem erzbischöflichen Stuhl von Nidaros saß. „Von hoher Abkunft und hervorragender Begabung, verband er mit einem eisernen Willen unbeugsamen Muth. Er kann als der typische Repräsentant der kirchlichen Religiösität jener Zeit gelten. Frommen Sinnes, bewandert wie wenige in der heiligen Schrift, ein begeisterter

[1] Das. S. 86. [2] Das. S. 88. [3] Das. S. 93.

Verehrer des hl. Olav, des nationalen Martyrers, der ‚durch die Vergießung seines kostbaren Blutes Norwegens Reich heiligte‘, schlägt sein Herz warm für den Gedanken, daß Gott, der Herr aller, auch alle Verhältnisse beherrschen soll. Aber zur selben Zeit, da er hierin die große Aufgabe der Kirche erblickt, kann er sich doch ihre Lösung nicht denken, ohne daß die Kirche mit einer dieser geistigen Mission entsprechenden weltlichen Macht und Herrlichkeit ausgerüstet sei.“ [1]

Bemerkenswerth sind die nun folgenden Worte Bangs: „Wir sind von unserem protestantischen Standpunkt aus oft versucht, ein ungerechtes Urtheil über das unersättliche Streben der mittelalterlichen Hierarchie zu fällen, womit sie die Macht und Glorie der Kirche zu mehren suchte. Wir müssen aber nicht vergessen, daß jedenfalls die besten Vorkämpfer der Hierarchie sich nicht von persönlichen Interessen leiten ließen, sondern von der falschen Anschauung ihrer Zeit, Gottes Reich könne seine Aufgabe in der Welt nicht lösen, ohne daß die Kirche in den einzelnen Ländern eine Großmacht werde. Diese Kirchenfürsten, die in ihren bischöflichen Burgen thronten, die prachtvolle Dome erbauten und mit einer fast orientalischen Pracht auftraten, diese Prälaten, die da träumten, von der Kirche ströme die Quelle aller Macht und alles Rechtes aus, die sich deshalb berufen glaubten, je nach den Umständen Könige und Fürsten ab- und einzusetzen, — dieselben Männer lebten in ihrem Privatleben oft sehr eingeschränkt und trugen kein Bedenken, all diese äußere Herrlichkeit daranzugeben, ja sogar Martyrer zu werden, wenn das Wohl der Kirche es verlangte. Sie kannten nur einen Ehrgeiz: den Sieg der Kirche; sie hatten nur ein Ziel: die Vermehrung der Macht und des Glanzes der Kirche. Die Kirche war für sie, was der Staat für einen altrömischen Republikaner, ihr Eins und Alles. Aber unter diesen Prälaten, welche uns in der Reihe der katholischen Kirchenfürsten unseres Landes begegnen, ist Erzbischof Eystein [2] unbedingt die edelste, feinste, begabteste und am meisten sympathische Gestalt.“ [3] Diesem Erzbischofe stand nun König Sverre (1177—1202) gegenüber, „ein genialer Abenteurer, der als Priester begann und als König endete. Mit Recht hat man ihn den personificirten Conflict zwischen Staat und Kirche genannt“ [4]. Mit einer gewissen Sympathie sagt unser Gewährsmann von ihm: „Indem

---

[1] Das. S. 94.

[2] Ueber Erzb. Eystein vgl. Keyser, Den Norske Kirkes Historie under Katholicismen. Kristiania 1856. I. Bd. S. 261—270.

[3] Udsigt S. 94. 95. [4] Das. S. 97.

Sverre mit dem Programm auftritt, das freie, selbständige, von der Kirche unabhängige, unmittelbar auf göttlichem Rechte fußende Königthum zu verfechten, wird er zu einer welthistorischen Persönlichkeit, ein norwegischer Hohenstaufe, der an der Spitze einer europäischen Bewegung steht." [1] Wir können uns für Sverre nicht sonderlich begeistern, weshalb wir mehr dem folgenden, etwas klareren Urtheile Dr. Bangs beistimmen: Er ging zu radikal voran und „scheint weder die Stärke seines Gegners genügend gewürdigt, noch klar die Folgen seines oft wenig rücksichtsvollen Auftretens überschaut zu haben" [2].

Einundvierzig Jahre dauerte der große kirchenpolitische Kampf, dessen Einzelheiten wir hier nicht verfolgen können. Er führte über die Kirche schwere Bedrängnisse herein, dem Königthum aber brachte er wenig Vortheil. Auf dem Todesbette gab König Sverre seinem Sohne Haakon (1202—1204) den Rath, sich mit der Kirche auszusöhnen, was denn auch geschah [3]. In einem Schreiben, welches dem Volke den lang ersehnten kirchlichen Frieden mittheilte, beklagte der König all die Folgen dieses traurigen Streites: Die Gesetze werden verachtet, Raub ist an der Tagesordnung, die Unsittlichkeit wächst, gute Sitte geht zu Grunde, Kirchen werden niedergerissen, jeder lebt, wie es ihm gefällt, das Christenthum ist dem Untergange nahe [4].

Kaum waren indes die Fesseln gefallen, welche die Kirche eingeschnürt hatten, so entfaltete sie zum Segen des Volkes eine neue, frohe Thätigkeit. Die Regierung Haakon des Alten (1217—1263) gestaltete sich zu einer wahren Blütezeit, besonders unter Sigurd Eindridessön, welcher von 1231 bis 1252 den erzbischöflichen Sitz von Throndhjem inne hatte [5]. Während seiner Amtsverwaltung sandte Papst Innocenz IV. 1247 den Cardinal Wilhelm von Sabina [6] nach Norwegen. Dieser krönte am Olavstag (29. Juli) Haakon zum Könige und vollendete die kirchliche Organisation, welche ein Jahrhundert zuvor der erste päpstliche Legat begründet hatte. Erst jetzt gelangte das Königthum ganz und voll zu der ihm gebührenden Stellung. Aber auch die Kirche konnte sich nun aufs segensreichste entwickeln, die kurze Verfolgung abgerechnet, welche ihr 1280 der junge König Erich bereitete. Von den ausgezeichneten Kirchenfürsten dieser Zeit verdienen der Erzbischof Jon Raude von Throndhjem [7]

---

[1] Das. S. 98. [2] Das. S. 99. [3] Vgl. Keyser l. c. S. 319.
[4] Udsigt S. 112. [5] Keyser l. c. S. 418. [6] Das. S. 383.
[7] Keyser l. c. Christiania 1858. II. Bd. S. 4 ff.

(1267—1282) und der Bischof Arne Sigurdssön von Bergen hervorgehoben zu werden [1].

Auch unter der Union des Reiches mit Schweden, welche 1319 nach dem Tode des Königs Haakon Magnussön erfolgte, dauerte die Blüte der norwegischen Kirche noch bis in die Mitte des Jahrhunderts fort. Ausgezeichnete Prälaten regierten die Kirchenprovinz, ein Provinzialconcil folgte dem andern, christliche Bildung und Sitte nahm den erfreulichsten Aufschwung. Die auf den Concilien angenommenen Statuten Paul Baardssöns wie die Hirtenbriefe Arne Vade's legen ein schönes Zeugniß ab für die Tüchtigkeit und den Eifer der damaligen Prälaten [2].

Gegen Ende des 13. Jahrhunderts besaß Norwegen 25 Klöster [3], deren Mitglieder sich auf folgende Orden vertheilten: Benedictiner und Benedictinerinnen, Augustiner, Cistercienser und Cisterciensérinnen, Prämonstratenser, Johanniter, Franziskaner, Dominikaner. Im 15. Jahrhundert kamen noch die Birgittiner hinzu. Obschon Bang im Lobe der Klöster ziemlich karg ist, so kann er doch nicht umhin, die Volksthümlichkeit der Dominikaner und Franziskaner anzuerkennen [4]. Ihre Armuth machte sie zu Heiligen in den Augen der Landleute; ihr Betteln trug in hohem Maße dazu bei, die Anschauung festwurzeln zu lassen, daß die Werke der Barmherzigkeit ein unfehlbares Mittel seien, die Thüren des Himmels zu öffnen; ihre Predigt beförderte jedenfalls die katholisch-christliche Aufklärung des Volkes [5]. Ebenso gesteht Bang, daß die Verbindung der norwegischen Klöster mit dem übrigen Europa „nicht nur dazu beitrug, dem Volk neue Culturelemente zuzuführen, sondern auch die kirchliche Entwicklung in Zusammenhang mit dem übrigen Europa zu fördern; es waren nicht nur neue Kräuter, welche die Mönche mit aus dem Auslande heimbrachten, es waren auch neue Gedanken". Obschon nur wenige Nachrichten über den „intellectuellen Standpunkt" der Mönche auf uns gekommen, so kann doch der Verfasser nicht in Abrede stellen, daß Franziskaner und Dominikaner sich mit der Wissenschaft befaßten [6].

Eine gewaltige Prüfung verhängte 1349 der Schwarze Tod (den store Mandedöd) über die norwegische Kirche. Der dritte Theil der Bevölkerung wurde dahingerafft. In Bergen wurden an einem Tage 80 Leichen zur Kirche gebracht, darunter 14 Priester und 6 Diakonen.

---

[1] Udsigt S. 145. 146. [2] Das. S. 297. 298.

[3] Lange, De norske Klostres historie. 2. Ed. Kristiania 1852.

[4] Udsigt S. 192—201. [5] Das. S. 121. [6] Das. S. 201. 202.

In Throndhjem starb der Erzbischof Bade mit sämmtlichen Domherren bis auf einen; ebenso raffte die Seuche die Bischöfe von Bergen, Stavanger und Hamar dahin. Der Welt- wie der Ordensclerus standen in dieser Zeit muthig auf ihrem Posten [1]. „Es waren sicher", bemerkt Bang, „die eifrigsten Religiosen, welche die Pest dahinraffte." [2] Rom kam alsbald dem schwergeprüften Land zu Hilfe. Auf den erzbischöflichen Stuhl wurde durch päpstliche Provision Olav erhoben, der Abt des Klosters Nidarholm, ein sittenreiner, in geistlichen wie weltlichen Dingen wohl erfahrener Mann. Auch die übrigen bischöflichen Stühle wurden mit tüchtigen Leuten besetzt. Als indes 1371 noch einmal die Pest die Geißel über das arme Land schwang, da wurde die Lage bedenklich. Erzbischof Olav fiel ihr zum Opfer und mit ihm der größte Theil seines Clerus. Von 300 Priestern fand sein Nachfolger nur noch 40 vor.

Dänemark nützte diese traurige Nothlage aus, um ohne Rücksicht auf geistliche Befähigung königliche Parteigänger auf die norwegischen Bischofsstühle zu bringen. So erhielt z. B. Throndhjem an Nikolaus Ruser einen durchaus untüchtigen Erzbischof. Schon sein Nachfolger, Vinald Henrikssön (1386—1402), war dem hohen Amte wieder gewachsen [3]; Erzbischof Aslak Bolt (1428—1450) war ein ausgezeichneter Oberhirt, und auch die Stühle von Oslo und Bergen waren bei Beginn des 15. Jahrhunderts mit trefflichen Männern besetzt [4]. Im Jahre 1450 versuchte die dänische Regierung einen gewissen Marcellus auf den erzbischöflichen Stuhl zu bringen. Rom verwarf ihn und schlug an seine Stelle den deutschen Dominikaner Heinrich Kalteisen aus Koblenz, einen ebenso gelehrten als eifrigen Priester, vor. Es gelang demselben jedoch nicht, sich in Throndhjem zu halten, und von dieser Zeit an bildet die norwegische Kirche, wie Bang meint, ein wenig erfreuliches Bild [5]. Die Schuld dafür trifft aber nicht die Kirche, sondern die ihr Wirken durchkreuzende Staatsgewalt.

## II.

Wir kommen nun zu den Einschränkungen, durch welche Dr. Bang den gewonnenen freien Ausblick auf das katholische Mittelalter an mehreren Punkten wieder einengt, hemmt und umnebelt, wohl nicht absichtlich, aber unter dem Drucke alter Vorurtheile, welche sich durch die Reformationslegende in allen protestantischen Ländern mehr oder weniger eingewurzelt

---

[1] Das. S. 298. 299. [2] Das. S. 301. [3] Keyser l. c. I. Bd. S. 406.
[4] Udsigt S. 304. 305. 308. 316. 317. [5] Das. S. 317—320.

haben. Es ist nicht schwer, in diesen seinen Einschränkungen genau dieselben Vorwürfe gegen die katholische Kirche wiederzufinden, welche die Kritiker Janssens mit so viel Ingrimm, aber so wenig Glück gegen dessen Geschichtswerk geltend gemacht haben. Mangel an wahrem, innerem Glaubensleben, Verfall der Predigt und des religiösen Unterrichts, Mißbrauch des Ablasses, Unsittlichkeit des Clerus in Folge des Cölibats, Verfall des Ordenslebens — das sind die düsteren Schattenseiten, welche Dr. Bang an dem katholischen Norwegen des Mittelalters, namentlich an der letzten Periode desselben hervorhebt, und durch welche er offenbar die gewaltsame Losreißung von der Kirche hinreichend gerechtfertigt glaubt. Allerdings macht er in Bezug auf die Quellenzeugnisse die Bemerkung: „Man muß wohl bedenken, daß die Schattenseiten einer entschwundenen Zeit stärkere Spuren hinterlassen, als die Lichtseiten. Selten spricht man davon, daß alles so ist, wie es sein soll; aber wenn Unregelmäßigkeiten eintreten, dann klagen die Männer der Kirche und rüsten sich zum Kampfe. Darüber kommen dann die Nachrichten auf die späteren Zeiten." [1] In mehr als einem Punkt lassen sich seine Vorwürfe aus seinen eigenen Geständnissen widerlegen, in anderen werden wir weitere Quellen zuziehen müssen, um sie zurückzuweisen.

1. Die altprotestantische Vorstellung, daß es dem katholischen Glaubensleben an wahrer, lebendiger Innerlichkeit gefehlt habe, dehnt Dr. Bang schon auf die Zeit aus, in welcher das Christenthum zuerst in Norwegen gepredigt wurde. „Die Missionspraxis jener Zeit", sagt er [2], „fragte nur wenig nach einem wirklich lebendigen, religiösen Glauben und einem neuen christlichen Leben." Merkwürdigerweise widerlegt er diesen Vorwurf, nachdem er ihn kaum vorgebracht. Denn fast unmittelbar darauf gesteht er schon, daß das Wirken der Glaubensboten doch „nicht ohne Frucht für Sitte und Leben" blieb [3], daß mit dem Christenthum eine früher ungekannte Auffassung vom Werthe des Lebens in dieses Land kam [4], daß mit dem Siege des neuen Glaubens eine früher nicht gekannte Sorge für Arme und Nothleidende erstand [5], daß man die Norweger wegen ihrer fleißigen Gottesverehrung und opferwilligen Schenkungen an Kirchen und Priester lobte [6]. Und das soll kein wahrer, lebendiger Glaube gewesen sein? Die Kirche soll bloß auf das Aeußere Gewicht gelegt haben? [7] Und doch gesteht Bang hinterher: „Der Zweck des ganzen kirchlichen Einflusses war,

[1] Das. S. 293. [2] Das. S. 71. [3] Das. S. 72.
[4] Das. S. 73. [5] Das. S. 75. [6] Das. S. 80. [7] Das. S. 150.

das Volk abzuhalten, Böses zu thun, und es zum Guten anzutreiben."[1] Wie wäre ein Volksleben möglich gewesen, wie er es[2] schildert, außer auf der Grundlage eines wahren, lebendigen Glaubens? Alles war ja vom Geiste des Glaubens durchdrungen, wie es das norwegische Landesgesetz so schön sagt: „Das ist der Anfang, daß Jesus der Gekreuzigte, Gottes wahrer Sohn, geboren aus der Jungfrau Maria, der König aller Könige ist und von ihm alle Macht und Herrschaft stammt. Er sei unsere Wehr und aller Norweger Schutz auf ewig."[3] So ruhte das Staatsleben auf dem sichern Fundamente des christlichen Glaubens[4], wie das bürgerliche Leben in den Gilden seine Weihe und seinen Halt empfing[5].

Wie Leib und Seele des Menschen, so hängen in der Lehre und Praxis der Kirche das Aeußere und Innere aufs lebendigste zusammen, und Dr. Bang thut darum den wackeren Bischöfen der alten Zeit Unrecht, wenn er ihre Sorgfalt für den äußern Gottesdienst sich im Gegensatz zur Pflege innerer Frömmigkeit denkt. Aeußere Ehrfurcht und Andacht ist eine Bedingung der innern, wie diese wieder nothwendig in äußeren Formen sich zeigt. Man lese nur den schönen Hirtenbrief des Bischofs Arne aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, den Bang mittheilt[6]. Schon für den Kirchgang fordert er innere Vorbereitung des Gemüths. Man soll sich zu Hause vorbereiten, indem man Haß, Neid und jede Bosheit ablegt. Man soll sich innerlich sammeln und nicht noch an der Kirchthür Geldforderungen und Proceßsachen besprechen. Wohl soll man sich an der Kirchthür niederwerfen, dieselbe küssen, dann den Umgang um die Kirche halten und sich beim Eintritt in dieselbe mit Weihwasser besprengen, aber nicht mechanisch und gedankenlos. Im Gegentheil! „Man kniee vor dem Kreuz nieder, bitte um Gottes Gnade und denke an seine Leiden, durch welche er die verlorenen Menschen aus der Macht des Teufels befreite." Was kann ein Protestant mehr thun, um Christus den Erlöser innerlich zu verehren? Wohl setzt Bischof Arne nun das äußere Verhalten während der heiligen Messe auseinander, aber er bleibt beim Aeußerlichen durchaus nicht stehen: „Wenn aber der Priester zuerst Gottes Leib und dann sein Blut" emporhebt, sinkt jeder Christenmann auf seine Kniee mit entblößtem Haupte und emporgehobenen Händen und schlägt dreimal an seine Brust; „denn dreifach sündigt man gegen Gott: in Gedanken, Worten und Werken". Man soll bedenken, daß hier der-

[1] Das. S. 277. [2] Das. S. 206—297. [3] Das. S. 225.
[4] Das. S. 288. 289. [5] Das. S. 290. [6] Das. S. 225 ff.

selbe mächtige Gott zugegen, der Himmel und Erde und alles erschaffen, was dazwischen, oben und unten liegt, derselbe Gott, der alle seine Freunde aus der Gewalt des Teufels befreite und einst am jüngsten Tage das ganze Menschengeschlecht, jeden nach seinen Werken, richten wird. „Das ist ja auch der unerschütterliche Glaube aller Christenmenschen, daß, während der Leib Gottes geweiht, dargebracht und genossen wird in der heiligen Messe, in Kraft der göttlichen Worte und der Handlung des Priesters die Himmel sich öffnen und Gottes Engel herabsteigen, um sich vor ihrem Schöpfer zu neigen. So vereinen sich da die himmlischen und irdischen Geschöpfe in aller Demuth und Freude, um dem wahren Gott zu dienen, wenngleich wir sündigen Menschen wegen unserer vielfachen Bosheit und der Schwäche unseres Leibes dies nicht mit leiblichen Augen sehen können." Da sollen nun die Ceremonien der heiligen Messe dem Volke „ganz unverständlich gewesen sein"? „Nur das Gefühl und die Seelenstimmung", meint Bang, „wurden durch den Gottesdienst bearbeitet; deshalb konnte der ganze Erfolg höchstens darin bestehen, daß einem eine unverständliche, aber tiefgefühlte Ehrfurcht für das Ueberirdische, Heilige beigebracht wurde."[1] Der Hirtenbrief Arne's enthält aber nicht nur genügende Auskunft über die heilige Messe, sondern auch einen vollständigen Unterricht über die heiligen Sacramente und das christliche Leben[2], und Bang selbst sieht sich als Historiker genöthigt, alsbald zu widerrufen, was er als protestantischer Theologe gegen den katholischen Gottesdienst einwenden zu müssen geglaubt. „Man darf doch nicht vergessen," so gesteht er[3], „daß man jedenfalls zeitweilig versuchte, dem Volke sowohl die Bedeutung der kirchlichen Ceremonien zu erklären, als auch die Art und Weise darzulegen, wie und in welcher Gesinnung man dem Gottesdienst folgen sollte. Daß manch' fromme Seele erbaut aus dem Gotteshause heimging, freimüthig in ihrem Glauben und freudig bereit, gute Werke zu üben, darüber kann kein Zweifel herrschen." Warum sollte man das aber nur „zeitweilig" versucht und warum sollte sich ein so intelligentes Volk wie die Norweger sonst ganze Jahrhunderte lang es sich haben gefallen lassen, unverständliche und unverstandene Ceremonien mitzumachen? Das begreift sich schwer, zumal wenn man die treue fromme Anhänglichkeit der Norweger an ihre Verstorbenen[4] und ihre unermüdliche Opferwilligkeit für religiöse Zwecke mit in Betracht zieht[5].

---

[1] Das. S. 269. 270. [2] Keyser l. c. I. Bd. S. 309 ff.
[3] Udsigt S. 270. [4] Das. S. 255. [5] Das. S. 282.

2. Ueber den Segen der „evangelischen Predigt" scheint Dr. Bang schon viel ruhiger zu denken, als Ebrard, Kawerau und alle die kühnen Recken, welche Janssens Geschichte unwiderleglich zu widerlegen versuchten. Ganz unbedenklich rühmt er schon an den ältesten, eingebornen Geistlichen Norwegens, „sie hätten von ihren angelsächsischen Vorgängern gelernt, die Muttersprache hoch in Ehren zu halten und ebenso eifrige als tüchtige Volksprediger in ihrer Muttersprache zu sein"[1]. Als Zeuge des glänzenden Aufschwungs, welche die Predigt schon nach einem Jahrhundert genommen hatte, nachdem die hierarchischen Verhältnisse kaum eben geordnet worden, steht das Homilienbuch aus dem 12. Jahrhundert da[2], eines der schönsten Prosadenkmale der altnordischen Literatur[3]. Jeden Sonntag wurde während des Hochamtes gepredigt, wie aus einer Verordnung des Provinzialconcils von Throndhjem (29. August 1290) folgt[4]. Ebenso wurde in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts den Geistlichen wiederholt die Pflicht der sonntäglichen Predigt eingeschärft[5]. Neben dem Weltclerus aber entfalteten die Franziskaner, Dominikaner und Birgittiner eine unermüdliche Kanzelthätigkeit[6]. Bang sieht sich deshalb auf den Vorwurf zurückgedrängt, daß wenigstens kurz vor der Reformation „die Predigt sicher wohl (vistnok) ganz verstummte und der Gottesdienst sich ausschließlich auf die Messe beschränkte". Vistnok! Sicher wohl! Das glaube wer da will! Denn Beweise gibt Bang keine. Da nun die sonntägliche Predigt nachweislich bis kurz vor der Reformation allgemein vorgeschrieben und früher stets im Gebrauch war, so sind wir, bis gegentheilige Beweise erbracht werden, vollständig berechtigt, die Fortdauer der Predigt anzunehmen, zumal Norwegen bis zur Einführung der neuen Lehre noch mehrere sehr eifrige Bischöfe besaß: so den Erzbischof Walkendorf († 1522), seinen Nachfolger Olav Ingebrigtssön, und Mogens Lauritssön, Bischof von Hamar (seit 1513)[7]. Mit der Predigt verband die Kirche aber auch andere Erziehungs- und Zuchtmittel, unter welchen Bang besonders die Beicht und den Bann hervorhebt[8]. Seine Schilderung könnte von einem Katholiken kaum besser gegeben werden.

---

[1] Udsigt S. 37.

[2] Gammel norsk Homiliebog. Ed. Unger. Kristiania 1864. Im Auszug und Uebersetzung: Theol. Tidskrift (norsk). Ny Raekke. Kristiania 1876. IV. Bd. S. 298—359. [3] Udsigt S. 93. [4] Das. S. 284. [5] Das. S. 284.

[6] Das. S. 120. 121. 309. — Man lese, was der Protestant Fr. Hammerich (Den h. Birgitta og Kirken i Norden. Kjöbenhavn 1863. S. 301) über das fleißige Predigen der Birgittiner aus dem 15. Jahrhundert mittheilt.

[7] Udsigt S. 330. 331. 335. [8] Das. S. 213—217. 285—288.

3. Was den Ablaß betrifft, so bezeichnet Bang denselben als „Nachlaß der kirchlichen Strafen“ [1], wobei er aber unrichtiger Weise die übrigen zeitlichen Sündenstrafen übergeht. Schlimmer ist jedoch, daß er — ohne irgend einen Beweis — an dem alten Ablaßmärchen der Reformationslegende festhält: daß nämlich der gemeine Mann, trotz aller Correctheit der kirchlichen Ausdrücke, geglaubt habe, für sein Geld auch „Vergebung seiner Sünden“ zu erhalten. Ohne Beweis. Denn der „einzige Ablaßbrief“, den er aufgefunden zu haben glaubt, ist gar kein „Ablaßbrief“, sondern das Aufnahmedocument in eine Bruderschaft, mit Ermächtigung, einem selbstgewählten Beichtvater zu beichten, und mit Hinzufügung der Absolutionsformel, welche dieser gebrauchen soll [2].

4. Die landläufigen Ausfälle auf die Unwissenheit des mittelalterlichen Clerus hat Bang glücklich gemieden; er bringt sogar manches bei, was auf einen seiner Stellung entsprechenden Bildungsgrad des Clerus oder wenigstens ein ernstes wissenschaftliches Streben hinweist. „Wie die ältesten eingeborenen Priester herangebildet wurden,“ sagt er, „wissen wir nicht. Das Wahrscheinlichste ist doch, daß die aus dem Ausland gekommenen Priester Knaben vom Land zu Mitgehilfen, Subdiakonen (!) nahmen; dies war dann die Schule, aus der die frühesten eingeborenen Priester hervor-

[1] Udsigt S. 216.

[2] Der angebliche „Ablaßbrief“ lautet nach Bang (S. 217): „Ich absolvire dich von allen Strafen und Sünden und Uebertretungen, welche du reuigen Herzens bekannt hast oder bekannt haben würdest, wenn du dich selber erinnertest.“ So zu lesen im Diplomatarium Norvegicum II. 1036. Schlagen wir also auf II. Bd. Nr. 1036. Was lesen wir da? Olav Steinssön, Provisor des Klosters Nonneseter in Bergen, nimmt Helge Dyresdatter in die Bruderschaft des St. Antonius-Ordens auf und läßt sie Antheil nehmen an allen guten Werken des Ordens, erlaubt ihr, jährlich bei einem selbstgewählten Beichtvater zu beichten. Sie ist verpflichtet, einen jährlichen Beitrag für arme Ordensbrüder und Kranke zu entrichten. Dieser Beichtvater soll nun bei der Absolution sich folgender Formel bedienen. Die Ueberschrift dieses „Bang'schen Ablaßbriefes“ lautet: Forma absolutionis. Dann folgt: „Misereatur tui etc. dominus noster Jesus Christus, qui scit fragilitatem tuam, per piissimam suam misericordiam dignetur te absolvere. Et ego auctoritate ejusdem domini nostri Jesu Christi ac beatorum (apostolorum) ejus Petri et Pauli, et auctoritate sanctissimi domini nostri Innocentii papae octavi, ordinis sancti Anthonii et sedis apostolicae in hac parte tibi concessa et mihi commissa, absolvo te ab omnibus et singulis excommunicationis, suspensionis et interdicti ac ecclesiasticis sententiis, censuris et poenis, nec non ab omnibus aliis peccatis tuis, criminibus (et) excessibus, de quibus corde contritus et ore confessus (es) vel quae libenter confiteri volueris, si tibi ad memoriam redirent, et restituo te in gremium sanctae matris ecclesiae absolutum. In nomine“ etc.

gingen."[1] Der Hauptunterricht, so theilt er weiter mit, bestand in der Einübung der kirchlichen Ceremonien, des Gottesdienstes und im Studium der christlichen Lehre. Bischöfliche Visitationen und Priesterconferenzen sollten dafür sorgen, daß der Clerus seinen Obliegenheiten mit Würde und Tüchtigkeit vorstände[2]. Solchen, welche sich weiter ausbilden wollten, war in den Domschulen Gelegenheit geboten, die sich in jedem Stifte fanden und aus denen wohl die meisten Pfarrer hervorgegangen sind. Wem die wissenschaftlichen Hilfsmittel der Heimat nicht genügten, der suchte reichlichere im Auslande auf. Schon zur Zeit König Sverre's begegnen uns Geistliche, die in Bologna und Paris studirt haben. Später zogen die Norweger mehr nach Canterbury, Orleans und besonders nach Rostock, wo die norwegische Kirche ein eigenes Studienhaus besaß: Regentia St. Olavi. Gegen Schluß des 13. Jahrhunderts wird ein gewisser Oblaud Vegardssön als Magister bezeichnet, Erzbischof Paul Baardssön hatte seinen Doctor in Orleans gemacht und führte den Titel: utriusque juris professor, ebenso hatte Bischof Audfinn in Orleans promovirt. In der Zeit kurz vor der sogen. Reformation hatten sämmtliche Bischöfe bis auf einen im Auslande studirt und besaßen bis auf zwei akademische Grade. Unter acht Domherren von Throndhjem waren 1532 drei Magistri[3]. Daß sich auch weniger Befähigte in die Reihen des Clerus eindrängten, ist nicht zu bestreiten. Das war besonders der Fall, als die Kirche im Kampfe mit der Königsmacht sich nicht frei zu entwickeln vermochte und als der Schwarze Tod die Schaar ihrer Hirten aufs bedenklichste lichtete. Sobald jedoch die Zeit des Nothstandes vorüber war, richtete die Kirche immer wieder ihr Hauptaugenmerk auf die Heranbildung des Clerus, so u. a. auf dem Provinzialconcil, welches Erzbischof Olav 1351 zu Throndhjem abhielt. Es wurde auf dieser Versammlung sehr geklagt, daß wegen Priestermangels Leute zu den heiligen Aemtern zugelassen worden, welche in der Ausübung derselben nicht genügend unterrichtet seien, und es wurde deshalb beschlossen, daß die besser gebildeten Priester sich derselben annehmen und sie bestmöglichst in allen Obliegenheiten ihres Amtes gründlich unterweisen sollten[4]. Bang erkennt diese Sorgfalt der Kirche um die Bildung ihrer Diener einigermaßen an; doch bleibt das Bild, das er von der wissenschaftlichen Bildung des Clerus entwirft, bedeutend hinter der Uebersicht zurück, welche vor ihm Keyser[5] (in seinen hinterlassenen Schriften)

[1] Udsigt S. 63. [2] Das. S. 183. [3] Das. S. 181. 182. [4] Das. S. 299. 300.

[5] Nordmaendenes Videnskabelighed og Literatur. Kristiania 1866, bes. im Artikel Theologie, S. 530—539.

und Lange (speciell über die wissenschaftlichen Verdienste der Klöster) gegeben haben [1].

5. Wir gelangen nun zu dem Punkte, der den protestantischen Polemikern und den in ihrem Geiste arbeitenden Tendenzhistorikern immer am meisten zu schaffen gemacht hat: zum Cölibat. Hier ist es Dr. Bang am wenigsten geglückt, sich von den hergebrachten Vorurtheilen loszureißen und gegen die katholische Kirche billig zu sein. In ziemlich grellen Ausdrücken erhebt er gegen den norwegischen Clerus den Vorwurf sträflichster Unsittlichkeit und knüpft daran eine Reihe von Zeugnissen, welche offenbar darauf berechnet sind, den Cölibat anzugreifen, die Glaubensänderung aber als eine Sache heilsamster Reform erscheinen zu lassen. Ehe wir die Thatsachen prüfen, haben wir uns erst die Frage zu beantworten: wie stand es mit dem Cölibat in Norwegen?

Bang nimmt an, der älteste norwegische Clerus habe sich den Cölibat einfach nicht gefallen lassen, später hätten die Päpste durch die Erzbischöfe von Throndhjem ihn erzwungen, aber eben dadurch den Grund zur traurigsten Unsittlichkeit gelegt [2]. In dem ältern Eidsivatings-Christenrecht steht wirklich die Verordnung, daß bei Todtenmahlen (Sjaelegilde) der Priester mit seiner Frau (hans hustru) den Ehrenplatz haben sollte [3]. Es gab also in Norwegen anfänglich beweibte Priester, und das ist trotz der längst bestehenden Verbote wohl denkbar, da bekanntlich Gregor VII. die schärfsten Maßregeln ergreifen mußte, um der Mißachtung der Cölibatsvorschrift wirksam zu steuern. Daß indes der gesammte norwegische Clerus verheiratet war, läßt sich aus jener Stelle nicht folgern. Von höchst zweifelhaftem Gewicht ist die Versicherung einiger verheirateten Cleriker aus dem 12. Jahrhundert, welche behaupteten, der erste päpstliche Legat Brekspeare habe ausdrücklich die Priesterehe für Norwegen gestattet. Das Document, worin dies erwähnt wird, ist ein Brief Papst Gregors IX. vom Jahre 1237 an den Erzbischof Sigurd von Nidaros; der Papst erklärt darin, daß jene Priester für ihre Behauptung kein schriftliches Zeugniß beizubringen vermochten. Daß Cardinal Brekspeare eine solche Erlaubniß gegeben haben sollte, widerspricht völlig seinem streng

[1] Lange l. c. S. 13. 80. 139—145. Mit Recht bemerkt er, daß schon zur Zeit der Reformation viele der „papistischen Bücher“ vernichtet wurden, viele später einem unerhörten Vandalismus zum Opfer fielen, und deshalb so wenig Zeugnisse von der Wissenschaft der Mönche auf uns gekommen.

[2] Udsigt S. 91.

[3] Das. S. 65. Norges gamle Lool. I. S. 391.

kirchlichen Charakter. Es ist also leicht möglich, daß jene Cleriker die Erlaubniß einfach erfunden haben. Ganz gewiß steht aber fest, daß durch den Brief Gregors IX. der Cölibat für ganz Norwegen ausdrücklich wieder eingeschärft und dann auch allgemein durchgeführt wurde [1]. Ihm folgte das ergreifende Mahnschreiben Alexanders IV. (1259) [2]; vom Beginn des nächsten Jahrhunderts an aber schärft ein Provinzialconcil ums andere (1320, 1327, 1334, 1351) die Beobachtung des allgemein kirchlichen Gesetzes ein. Die katholische Kirche hat also auch in Norwegen an ihrem idealen, des neutestamentlichen Priesterthums so würdigen Standpunkt festgehalten und den Clerus dazu vermocht, im großen und ganzen treu sein gegebenes Gelöbniß zu halten. Zur Zeit der Pest hat dieser Clerus gezeigt, welche Kraft und Aufopferung gerade der Cölibat verleiht. Die Klagen, Mahnungen und Strafbestimmungen der Bischöfe gegen beweibte Priester berechtigen keineswegs zu der Annahme, daß Norwegens Clerus zum größten Theil sich dem Cölibatsgesetz nicht gefügt habe; sie beweisen nur, daß die Durchführung desselben noch immer da und dort auf Schwierigkeiten stieß, die Kirche aber standhaft die hohen sittlichen Forderungen festhielt, welche sie an ihren Clerus stellte.

Wir haben nun die Zeugnisse und Thatsachen zu prüfen, welche Bang anführt, um wahrscheinlich zu machen, daß an Stelle des Cölibats die größte Sittenlosigkeit und der Concubinat allgemein eingerissen sei.

Das bekannteste und scheinbar gravirendste dieser Zeugnisse ist wohl dasjenige des Dietrich von Niem, welcher in seinem Nemus unionis (Tract. IV. c. 35) erzählt, in Norwegen hätten Bischöfe und Priester nach alter Väter Sitte ihre Concubinen gehabt und ungescheut mit sich herumgeführt [3]. Das Citat ist vollkommen richtig; aber eine andere Frage ist, ob Dietrich von Niem Glauben verdient.

Wir bestreiten dies aus folgenden Gründen. Ueberhaupt lassen Dietrichs Schriften gar oft die Unparteilichkeit und Genauigkeit des Historikers vermissen; er ist in Darstellung wie Urtheil oft maßlos. Zweitens ist gar nicht sicher, ob Nemus unionis so aus seiner Feder geflossen, wie es gedruckt [4]. Drittens widersprechen die Thatsachen geradezu der düstern Schilderung, welche Dietrich

---

[1] Diplomatarium Norvegicum. I. Bd. n. 19. — Nach dem Verbot der Priesterehe konnte in Norwegen auch staatlicherseits, wie Bang S. 187 meint, diese Ehe nicht mehr als giltig angesehen werden. Keyser l. c. I. Bd. S. 413.

[2] Diplomat. Norv. VIII. Bd. n. 8.

[3] Nemus unionis, ed. Basilea 1556.

[4] Wetzer und Welte's Kirchenlexikon. 2. Aufl. Freiburg 1884. Art. D. v. Niem. — Pastor, Geschichte der Päpste. Freiburg 1886. I. 151.

von Norwegen entwirft. Schon der Eingang des cap. 35 ist übertrieben und unwahr: „Clerus ut communiter humili cultu ornatuque vestium incedit, caeremoniis paucis et solemnitatibus nullis ad divinum cultum peragendum adornatus: nec liberalibus artibus aut aliis scientiis saltem eminenter imbutus est.“ Alles, was Dr. Bang von der Feier der göttlichen Geheimnisse (S. 225), Spendung der heiligen Sacramente (S. 159. 217—224), besonders des schönen St.-Olavstages (S. 257—267) sagt, wie das von ihm über die Ausbildung des Clerus Mitgetheilte, widerlegt Obiges vollständig. Ebenso unhaltbar ist, was Dietrich von Niem von dem ärgerlichen Leben der Bischöfe und Priester sagt. Nemus unionis ist gegen 1408 geschrieben, schildert also den Schluß des 14. Jahrhunderts. Wer sollte nun glauben, daß nach den vier Provinzialconcilien von 1320—1351, die alle gegen das Concubinat der Geistlichen eiferten, die Bischöfe so ausgeschämt gewesen sein sollen, „suam dilectam secum ducere ad domos et hospitia eorundem subditorum presbyterorum“? Das Ende des 14. Jahrhunderts weist außerdem tüchtige Kirchenfürsten auf, wie Erzbischof Olav († 1372)[1], Erzbischof Thrond († 1381)[2], unter dem zwei Provinzialconcilien, 1376 in Bergen und 1380 in Hamar[3], abgehalten wurden, den tüchtigen, gegen die Laster seiner Zeit so eifernden Bischof Jakob von Bergen († 1407)[4], Erzbischof Vinalde Henriksſön († 1402)[5] u. a. Wenn also im Nemus unionis l. c. steht: „Juxta consuetudines patriae licet Episcopis et Presbyteris tenere publice concubinas“, so ist das einfach unwahr.

Daß es Zeiten gab, in welchen die norwegische Kirche mit großen Schwierigkeiten zu ringen hatte, haben wir bereits zugegeben. Im Jahre 1253 erlaubte Papst Innocenz IV. dem Erzbischof von Nidaros, hundert Priesteramtscandidaten a defectu natalium zu dispensiren[6]; als nach der großen Pest von 1371 von 300 Geistlichen nur noch 40 übrig waren, ertheilte Gregor XI. dem Erzbischof Thrond eine ähnliche Vollmacht, aber nur für 30 Candidaten[7]. Gegen diese Angaben haben wir nichts einzuwenden, wenn nur festgehalten wird, daß eine Vollmacht zur Dispens noch keineswegs die wirklich erfolgte Dispens beweist. Wohl aber müssen wir eine seltsame Rechnung berichtigen, welche Dr. Bang nach anderen Documenten anstellt.

„Wir können uns einen Begriff machen,“ sagt er[8], „wie es [mit der Moralität der Geistlichen] am Anfange des 14. Jahrhunderts aussah, wenn wir hören, daß von 80 unehelich geborenen Priestern in den Stiften Bergen und Hamar 40 Priestersöhne waren.“ Bang erblickt hierin offenbar eine geradezu zermalmende Anklage. Aber wie steht es damit? In der Urkunde vom Jahre 1311, auf welche er sich stützt, stehen weder die 80 unehelich geborenen Priester, noch die 40 Priestersöhne. Es wird uns darin nur berichtet, daß Papst Clemens V. auf den Wunsch König Haakons den Bischöfen (Arne) von Bergen und (Ingjald) von Hamar die Vollmacht ertheilt,

---

[1] Keyser l. c. II. Bd. S. 391. [2] L. c. S. 399. [3] Das. S. 395.
[4] Das. S. 425. Bang S. 304. [5] Keyser S. 406.
[6] Diplom. Norv. VI. n. 271. [7] Das. V. n. 268. [8] Udsigt S. 188.

80 norwegische Priesteramtscandidaten, unter ihnen 20 Priestersöhne, a defectu natalium zu dispensiren. Wie jeder sieht, handelt es sich hier nicht um eine actuelle Dispens, sondern um die Vollmacht, gegebenen Falls zu dispensiren. Nun verwandelt Bang aber nicht nur die Vollmacht in eine wirklich gegebene Dispens, nein, er multiplicirt noch die 20 Priestersöhne, von welchen gar nicht feststeht, ob sie je existirten, herzhaft mit zwei — und bekommt nun die „vierzig“ Priestersöhne heraus, deren er bedarf, um sich einen Begriff zu machen, „wie es am Anfange des 14. Jahrhunderts aussah“!!! Anstatt dabei nur allgemein auf den Erlaß Bischof Arne's[1] zu verweisen, hätte er die Zahl der Priester genau angeben sollen, an welche der keineswegs schonende Bischof Arne seine Mahnung richtete. Im einen Falle (n. 74) waren es fünf Priester, im zweiten (n. 84) ein einziger Priester, in einem dritten, den Bang nicht citirt (n. 85), drei Priester. Der Concubinat war also nicht, wie man aus Bangs Anklage schließen sollte, allgemein verbreitet und straflos, er war Ausnahmefall, von der Kirche geächtet und wirksam bestraft.

Ein zweites Rechenexempel, das sich zwar nicht direct auf den Cölibat bezieht, durch welches Bang aber doch seine Sittenstatistik erweitern zu müssen glaubte, betrifft die Domschule von Oslo. „Im Jahre 1360“, erzählt er[2], „war ungefähr die Hälfte der Schüler an der Osloer Domschule uneheliche Kinder.“ Abermals schrecklich! Schlagen wir indes die Urkunde nach, auf welche Bang sich stützt[3], so finden wir, daß Papst Innocenz IV. darin dem Bischof Halland von Oslo die Erlaubniß ertheilt, zehn Schüler der Osloer Domschule, die das canonische Alter noch nicht hatten, aber sonst würdig waren, zu weihen[4]. Von unehelicher Geburt kein Wort!

Ein Analogon zu diesem seltsamen Mißverständniß finden wir an einem andern Beispiel, an welchem Bang zeigen will, wie das Ablaßwesen die Kirchenzucht überhaupt erschlafft habe. „Im Jahre 1510 hatte der Propst von Gjerpen einen Mord begangen. Für diese Sünde wurde ihm keine strengere Buße auferlegt, als in den ersten drei Jahren die Kirche nicht mehr zu betreten (interdictum ingressus ecclesiae); zur selben Zeit mußte er sich aller Fleischspeisen enthalten, in den vier darauffolgenden Jahren jeden Freitag fasten und dazu noch an bestimmten Tagen des Jahres. Während dieser sieben Jahre sollte er außerdem nie Fisch essen.“ Zunächst erlauben wir uns die schüchterne Bemerkung, daß diese Kirchenstrafen doch nicht gerade mild zu nennen sind. Aber der arme Propst von Gjerpen! Wir haben die citirte Belegstelle — Diplom. Norv. vol. 1. n. 1029 — wieder und wieder

[1] Diplom. Norv. III. S. 74. 84. [2] Udsigt S. 293.

[3] Diplom. Norv. VI. n. 241.

[4] „Item cum pauci a tempore mortalitatis guerris eciam mediantibus convaluerint ibidem clerici quod ipse episcopus aliquos scolares maiores tamen viginti annis alias tamen habiles ad presbiteratus ordinem licite promovere et cum eis dispensare valeat eidem concedere dignemini facultatem. Fiat usque ad numerum decem.“

gelesen; die Strafen finden sich wirklich dort, aber nichts vom Propst! Vielmehr steht da mit nackten Worten zu lesen, daß Sigurs Thornssön, Domherr in Oslo und Propst in Gjerpen, gemäß Befehl des Bischofs dem Halvard Thorbjörnssön obige Buße ffór mansskadaa (Todtschlag) auferlegt!

Die ganz allgemein hingeschleuderte Behauptung, daß „der höhere Clerus sich mit adeligen Damen verband", stützt Bang auf ein einziges Document aus dem Jahre 1338, welches nichts weiter besagt, als daß Margaretha Filippusdatter ihrem Sohne, als dessen Vater der Domherr Haldor Jonssön genannt wird, einen Hof Teitsfjörd in Syfylke übertrug[1]. Kann denn Haldor nicht verheiratet gewesen sein, ehe er in den geistlichen Stand trat? Ganz unglaublich ist es, daß der eifrige Bischof Arne das Aergerniß einer unerlaubten Verbindung unter seinen Augen geduldet haben sollte, während er nachweislich streng gegen den Concubinat einschritt. Dr. Bang erklärt einfach: „Das Ganze scheint eine gewöhnliche Alltagsbegebenheit gewesen zu sein, die niemand mehr auffiel." Ja, an diesen einen, unhaltbaren Strohhalm knüpft er die ganz allgemeine Behauptung: „Weder Volk noch Priester sahen das Sündhafte oder Ungeziemende in diesem Verhältniß (Concubinat)." [2]

Auf ganz ähnliche Beweise hin wirft Dr. Bang dem niedern Clerus zum Concubinat auch noch Trunksucht und die rohesten Gewaltthaten vor. „Es ist schon auffallend für uns," sagt er[3], „daß unter der niedern Geistlichkeit nicht so wenige sich finden konnten, die unversehens (d. h. in der Trunkenheit) Todtschlag begangen hatten und doch in ihrem Amte blieben." Er beruft sich dafür auf drei Fälle: eine Schlägerei in der Marienkirche in Oslo 1517, auf ein Document vom 28. Juni 1539 und auf eine Schlägerei in der Apostelkirche zu Bergen im Jahre 1320[4]. Die zwei ersten Fälle gehören schon der „Reformationsperiode" an und mögen als Vorboten derselben betrachtet werden. Die Klageschrift, aus welcher der erste Fall geschöpft ist, wurde schon von Keyser hinlänglich zurückgewiesen. Sie ist, wie er bemerkt, „ihrem Inhalte nach so verworren und so angefüllt mit losem Klatsch, daß man sich schwer darin zurechtfindet, wer denn eigentlich der Anstifter der geschilderten Auftritte war oder wie das alles in der Wirklichkeit zusammenhing"[5]. Der zweite Fall betrifft nockre prester, einige Priester, von welchen der lutherische Superintendent von Bergen, Geble Pederssön, an den König meldet, daß sie ohne eigentliche Schuld Todtschlag begangen hätten, ob sie „in officio evangelico" verbleiben dürften[6]. Der einzige Fall, der dem Mittelalter angehört, ist die Schlägerei zu Bergen 1320. Sie ist verbürgt. Ein Domherr Namens Botolf Haakonssön fiel über den Scholasticus der Domkirche her, als dieser eben während des Hochamtes einen Brief des Bischofs Audfinn verlesen wollte, und es entstand eine Schlägerei[7]. Es war sicher nicht die einzige, welche während des Mittelalters vorkam. Aber Bang

---

[1] Diplom. Norv. I. 253. [2] Udsigt S. 189.
[3] Das. S. 188. [4] Das. S. 185 ff.
[5] Keyser l. c. S. 627. [6] Diplom. Norv. I. n. 1091.
[7] L. c. VIII. n. 51 sqq.

theilt leider nicht mit, daß der Fall keineswegs unbestraft blieb, daß der Bischof Audfinn vielmehr nach strenger Untersuchung den leidenschaftlichen Domherrn excommunicirte, also mit der schwersten Kirchenstrafe belegte. Ob er auf Dazwischenkunft des Erzbischofs Eilif, an den sich Botolf um Gnade wandte, die Strafe zurückzog, wird in den erhaltenen Documenten nicht berichtet[1]. Das ist aber das einzige Beispiel roher Gewaltthat, das Bang aus sechs vollen Jahrhunderten aufzuspüren wußte, um die alten Vorurtheile gegen den einstigen katholischen Clerus seines Heimatlandes aufrechtzuhalten.

6. Aehnlich ergeht es ihm mit den Vorurtheilen gegen das katholische Ordensleben des Mittelalters. Der größte Theil der Schaudermärchen, welche man im Interesse der „Reformation" verbreitet hatte, wurde schon von Lange[2] preisgegeben. „Man kann überhaupt gerne einräumen, daß die Zeugnisse für die Unsittlichkeit in unseren Klöstern sehr gering an Zahl und dazu noch ungewöhnlicher Art sind." Und: „Man hat die Klöster oft mit Unrecht angeklagt. So gehören z. B. die Sagen von unterirdischen Gängen zu den Nonnenklöstern, die man überall nennt und doch nirgendwo durch einen entsprechenden Gang bestätigt findet, die Sagen von Kinderskeletten, die man in Klostergärten ausgegraben haben will u. s. w., wahrscheinlich in eine spätere Zeit, da die Klöster schon aufgehoben waren und mancherlei Gerüchte sich herumtrugen."

Anstatt mit solchen Fabeleien weiter aufzuräumen, hat sich Dr. Bang bemüht, denn doch „mehrere bedenkliche Vorkommnisse" zusammenzutragen — aber mit wenig Glück.

Im Jahre 1310 wird sehr über den Abt des Augustinerklosters Halsnö geklagt[3]; es wurde gegen denselben auch eine bischöfliche Untersuchung geführt; aber was dieselbe ergab, ist unbekannt[4].

„Im Jahre 1326 hatte ein Mönch des Klosters Hovedö seine Gelübde gebrochen, das Kloster verlassen und dem Banne des Bischofs getrotzt." Die Thatsache ist verbürgt[5]; beweist aber nichts weiter, als die Existenz eines Judas im Apostelcollegium.

Im Jahre 1333 führt sich der Abt des Klosters Utstein schlecht auf, lebt unkeusch, läßt seine Brüder durchprügeln und steht sogar im Verdacht, einen todtgeschlagen zu haben. Bang gibt dafür keine Quellen an. Lange erwähnt[6] den Proceß, welchen Bischof Eirik von Stavanger gegen den

---

[1] L. c. VIII. n. 52—66.
[2] Lange, De Norske Klostres historie. 2. ed. Kristiania 1856. S. 149.
[3] Udsigt S. 144. [4] Lange l. c. S. 361.
[5] Diplom. Norv. IX. n. 97. [6] Lange l. c. S. 380 ff.

Abt Eirik in Rom führte und welcher nicht zu Ungunsten des letztern ausfiel. In der ersten Auflage seiner Kirchengeschichte fügt Lange hinzu, also schienen „die oben angeführten Anschuldigungen des Bischofs (gegen Abt Eirik) unwahr oder doch unbeweisbar gewesen zu sein" [1].

Im Jahre 1339 verleideten die Mönche zu Halsnö mit Streiten und Schelten einem der Klosterbrüder das Leben so, daß er sich an den König wandte, um seine Entlassung aus dem Kloster zu erlangen. Ob er allein aber im Recht gegen alle war, oder ob es ihm an christlicher Geduld fehlte, ist nicht verbürgt [2].

Das ist alles, was Bang aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts „Bedenkliches" zu vermelden weiß: ein ausgesprungener Mönch, ein klostermüder Mönch, ein angeklagter Abt, über den kein kirchliches Urtheil vorliegt, und ein Abt, der, verschiedener Ausschreitungen zu Rom angeklagt, seinen Proceß gewonnen hat! Das ist doch wahrhaftig nicht genug, um ganz allgemein über „geistlichen Verfall" zu klagen!

Aus dem folgenden Jahrhundert führt er nur ein Beispiel vor, welches den allgemeinen Verfall des Birgittiner-Ordens darthun soll, aber nicht darthut [3], und schon stehen wir an der Schwelle der Reformationszeit. Daß in dieser Zeit der Gährung Unordnungen vorkamen, und zwar gerade zu Bergen, das die meiste Verbindung mit Deutschland hatte, ist wohl nicht zu verwundern. Gegen 1500 war das Nonneseter Kloster daselbst so heruntergekommen, daß der Reichsrath die Nonnen daraus vertreiben zu müssen glaubte, doch nicht alle, wie Bang sagt [4]. Eine Anzahl Schwestern hatte sich an den Ausschreitungen nicht betheiligt, und sie durften bis zu ihrem Tod im Kloster bleiben [5]. Schon vollständige innere Auflösung herrschte um 1529 in dem Dominikanerkloster zu Bergen. Darüber

---

[1] S. 596. In der zweiten Auflage ließ er diesen Schlußsatz weg. Weshalb, ist nicht ersichtlich.

[2] Udsigt S. 202. Diplom. Norv. VI. n. 166.

[3] Im Kloster Munkeliv bei Bergen soll der Beichtvater Ingemund selbst einen Mönch todtgeschlagen haben. So berichtet Lange auf zwei Briefe hin, deren erster nicht datirt ist und deren zweiten er nur in Abschrift vorfand (S. 297). Die Thatsache klingt geradezu unglaublich, da das Kloster noch vier Jahre später in so hohem Ansehen stand, daß Herr Hans Kruchow, Ritter und norwegischer Reichsrath, ihm mit königlicher Bestätigung Christians I. am 9. October 1453 seine sämmtlichen beweglichen und unbeweglichen Güter in Norwegen vermachte (das. S. 299). Oder kann Herr Bang im Ernste glauben, daß ein frommer und gottesfürchtiger „norwegischer Reichsrath" eine solche Stiftung gemacht und der König sie bestätigt hätte, wenn das Kloster eine solche Mördergrube gewesen wäre? Udsigt S. 309.

[4] Udsigt S. 203. [5] Lange l. c. S. 319.

kann kein Zweifel sein[1]. Bang vergißt uns jedoch mitzutheilen, daß der Prior Jens Mortenssön, nach Lange „ein schlechter Kerl"[2], bereits von der neuen Lehre angesteckt war, im Einverständniß mit dem Lehnsmann Vincent Lunge Feuer an sein eigenes Kloster legte, die gerettete Beute mit diesem theilte und dann nebst anderen entarteten Predigerbrüdern dänischer Schreiber im Dienste der neuen Lehre ward[3].

Wenn Bang die Zustände im Kloster Tautra (Tuterö) um das Jahr 1525 als „ein typisches Bild" der herrschenden Zuchtlosigkeit bezeichnet, so geht er offenbar darin zu weit, da er gleich darauf sagt, es scheine in anderen Klöstern noch etwas besser gestanden zu haben[4]. Dabei verschweigt er, daß sowohl der Erzbischof als der Abt von Sorö, der Vorstand der Cistercienserklöster von Norwegen, sich Mühe gaben, das Kloster zu retten, indem die Leitung dem unwürdigen Abt Matthias genommen und in bessere Hand gelegt ward. Es wurde 1537 gewaltsam säcularisirt, und Jens Bjelke, der es erhielt, klagte nicht etwa über „Zuchtlosigkeit", die er daselbst zu beseitigen gehabt hätte, sondern darüber, daß das Kloster von allen im Norden die schmalsten Einkünfte bot. Dieser letztere Zug ist allerdings „typisch" für die Einführung der neuen Lehre.

Endlich bringt uns Dr. Bang noch einen Franziskanermönch aus Bergen, der bei einer Schlägerei am zweiten Weihnachtstag 1530 einen Mann todtgeschlagen haben soll[5]. An der Stelle, die er citirt[6], findet sich nichts von einem Franziskaner. Dagegen wird an einer andern Stelle des Norwegischen Urkundenbuchs berichtet, daß Bruder Matthiis, der Kaplan in Makur (Finnmarken) war, am zweiten Weihnachtstag den Schreiber Jon erschlagen habe[7]. Ob mit Schuld, oder in Ausübung berechtigter Nothwehr, ist nicht vermerkt.

Wenn wir von diesem Todtschlag absehen, den Bang ohne hinlängliche Gründe den Franziskanern auf Rechnung schreibt, so müssen wir gestehen, daß die anderen von ihm angezogenen Thatsachen wirklich auf Mißstände, auf die Nothwendigkeit einer Reform hinweisen. War aber der Ruf danach nicht längst schon überall, im ganzen christlichen Europa erschollen? Waren die Kräfte dazu nicht in der Kirche selbst vorhanden? Besaß das Nonneseter Kloster in Bergen nicht noch gute Elemente und war also der Rettung fähig? Stand das Kloster Tautra nicht im Be-

---

[1] Udsigt S. 204. Diplom. Norv. IX. 597.
[2] L. c. 337. [3] Lange l. c. S. 343.
[4] Udsigt S. 204. Vgl. Lange S. 241—246. [5] Udsigt S. 204.
[6] Diplom. Norv. VII. n. 623. [7] L. c. VIII. n. 623.

griff, nach Beseitigung seines unwürdigen Abtes, sich wieder aufzuraffen? Oder sollen die angeführten Thatsachen ausreichen, um die gewaltsame Zerstörung aller Klöster und der katholischen Kirche selbst zu rechtfertigen? Sollten sie ausreichen, um die unschätzbaren Verdienste moralisch zu vernichten, welche sich einst fünfundzwanzig Klöster um die religiöse, sittliche und selbst materielle Bildung des norwegischen Volkes im Laufe von fünf Jahrhunderten erworben haben?

So leichten Kaufs ließ sich das norwegische Volk des Mittelalters an der Kirche denn noch nicht irre machen. Es war zu ernst und besonnen dazu. Trotz der Mißstände, die dann und wann beim Welt- und Ordensclerus sich zeigen mochten, vergaß es über der Schwäche oder Unwürdigkeit einzelner die göttliche Einsetzung des Priesterthums und das segensreiche Walten der meisten Priester nicht. Mit inniger Treue hing es an seinen Bischöfen und Geistlichen, es war, wie Bang selbst zugesteht, „kirchlich gesinnt, gehorsam den Geboten der Kirche ... Zugleich sehen wir, wie Hohe und Niedere den Gottesdienst in Ehren halten und andächtig an den heiligen Ceremonien sich betheiligen, in großem Maßstab freigebig gegen Priester und Kirchen; wir stoßen mehrere Male auf Züge, die uns zeigen, wie man Barmherzigkeit gegen die Armen und Gastfreundschaft gegen die Reisenden übte, wie man nach dem Geiste der Zeit für seine und anderer Seele sorgte und seine Gebete für Lebende und Abgestorbene verrichtete“ [1].

Man war nicht, wie Bang meint, „von demjenigen abgefallen, der immerdar der Grund- und Eckstein der Kirche sein wird; mit ihrer fest durchgeführten Organisation, ihrer äußeren Herrlichkeit, ihrem großen Reichthum, ihrer gewaltigen Macht“ [2] ruhte die Kirche nicht auf der Privatwillkür der einzelnen oder eines vielköpfigen Staatskirchenraths, sondern auf dem einen Fundament, das Christus gelegt hat, als er sprach: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen.“ Nur mit Gewalt ist Norwegen von dieser Kirche losgerissen worden. Ihre Arbeit aber war, das gibt Bang zu [3], keineswegs verloren. „Der Schatz von Gottesfurcht“, den das norwegische Volk mit sich in die Neuzeit hinübernahm, „war eine Frucht der Jahrhunderte langen Wirksamkeit der Kirche.“

[1] Udsigt S. 296. [2] Das. S. 148. [3] Das. S. 362.

**W. Plenkers** S. J.

# Zur christlichen Aesthetik.

(Schluß.)

---

Es erübrigt noch die eigentliche Wesenserklärung der Schönheit, mit welcher die allgemeinsten Schlußfolgerungen aus derselben sich angemessen verbinden lassen (N. 109 ff.). Der Verfasser der „Aesthetik" nimmt seine Erörterungen wieder auf mit einem schönen Worte des Proclus: „Einem jeden muß es einleuchten, daß die Schönheit ihrer Natur nach Gegenstand der Liebe ist, indem ja auch die mindeste Schönheit, weil in ihr ein Schimmer der Schönheit Gottes glänzt, durch ihre bloße Erscheinung unsere Liebe gewinnt, unser Herz einnimmt und fesselt. Denn also spricht im ‚Phädrus' Sokrates: Der Schönheit Antheil ist es, daß sie mehr als alles andere die Augen auf sich zieht und die Liebe." Demgemäß erklärt P. Jungmann das Wesen der Schönheit als die innere Gutheit, welche Genuß aus eigentlicher Liebe gewährt: „Die Schönheit der Dinge ist deren innere Gutheit, insofern sie durch diese dem vernünftigen Geiste Gegenstand des Genusses zu sein sich eignen." Da aber, so heißt es weiter, die Bedingung des geistigen Genusses die „klare Erkenntniß" sei, so könne man nach Belieben auch dieses Moment in die Definition aufnehmen, wobei dann die „Gutheit" ihres nun selbstverständlichen Beiwortes entbehren könne. Endlich bestehe die letztere thatsächlich in der innern Verwandtschaft oder „Uebereinstimmung der Dinge mit dem vernünftigen Geiste", könne also in der Wesenserklärung der Schönheit durch diese Umschreibung ersetzt werden. Drei Merkmale kennzeichnen also die Schönheit: die Aehnlichkeit mit dem Geiste, die klare Erkennbarkeit dieses Vorzuges und die hieraus fließende geistige und genußreiche Liebe. Es springt in die Augen, wie hier die Würde der Schönheit gewahrt bleibt; wird sie doch der Befleckung durch sinnliche Lust und Begierde so weit als nur möglich entrückt. Unser Aesthetiker erklärt dies Ergebniß mit Recht für den Triumph der älteren, besonders der christlichen Wissenschaft und jeder ihr sich anschließenden Untersuchung gegenüber der vom Sinnlichen ausgehenden und im Bann der Sinnlichkeit befangenen Aesthetik der letzten Jahrhunderte. „Gerade das ist der Vorzug der älteren Wissenschaft, daß sie in der Untersuchung über das Wesen der Schönheit den rechten Standpunkt einnahm; gerade das ist das Versehen der Neuzeit, daß sie diesen verlassen hat. Die

Schönheit erscheint nur in der Ordnung der mit Vernunft und Freiheit begabten Wesen in ihrer ganzen Vollendung; ihre eigentliche Sphäre ist die geistige Welt, und in dieser namentlich das ethische Gebiet. Nun ist es aber doch ein unbestrittener Grundsatz, daß wir einen Gegenstand in seiner Vollendung ins Auge fassen müssen, in jenem Zustande, wo alle seine Eigenthümlichkeiten vollkommen ausgebildet erscheinen, wenn wir uns über denselben richtige Urtheile bilden, wenn wir sein Wesen ganz verstehen wollen" (N. 85). P. Jungmann verdient mit Vorzug den Namen des idealen Aesthetikers. Daher er denn seine Anschauungen stets auf die idealen Ansichten der sokratischen und der scholastischen Philosophie und die erhabenen Aussprüche der heiligen Väter stützt. Auch an der Stelle, von der wir ausgehen, beeilt er sich, sein Einverständniß mit dem englischen Lehrer nachzuweisen (N. 112 ff.). Die aufgestellte Definition hat außerdem den hohen Vorzug, die genußreiche Wirkung der Schönheit auf ihre tiefsten Gründe, nämlich die Natur des Geistes und die ihr verwandte Beschaffenheit der schönen Dinge, zurückzuführen; das Entzückende des Schönheitsgenusses insbesondere findet seine Erklärung vor allem in einer mehr als gewöhnlichen Leichtigkeit, Tiefe und Klarheit der Erkenntniß. Hier hat der Verfasser der „Aesthetik" sein Versprechen eingelöst (N. 33), den einen objectiven Grund nachzuweisen, welcher über die Wirkung aller Schönheit die genügende Rechenschaft gibt; er hat ihn in ihrer Uebereinstimmung mit dem vernünftigen Geiste und in ihrer vorzüglichen Erkennbarkeit gefunden.

Es bleibt noch das begriffliche Verhältniß der Schönheit zur Gutheit näher zu bestimmen; denn beide galten bisher als sachlich identisch, sind aber jetzt doch begrifflich zu unterscheiden. Die Gutheit, heißt es also weiter (N. 116 ff.), erzeugt Liebe, die Schönheit aber Genuß aus Liebe. Das Wesen des Genusses besteht nach Aristoteles in der Vollendung, in dem befriedigenden Abschluß der Thätigkeit. Dieser besagt nun gemäß dem hl. Thomas einmal eine gewisse angenehme Beruhigung, sodann aber auch eine erneute Steigerung des Strebens. Liebe und Genuß sind folglich Stimmungen der Seele, von denen die erste in der zweiten enthalten ist und abgeschlossen oder gekrönt, die zweite durch die erste vorbereitet und wesentlich begründet wird. Dementsprechend ist die Gutheit als Gegenstand der Liebe an und für sich noch nicht die Schönheit, welche Gegenstand des Genusses ist. Die klare Erkenntniß der Gutheit ermöglicht ihr erst jene volle Wirkung, welche wir der Schönheit zuschreiben. Wie der Glanz die Vortrefflichkeit des Goldes und das blühende Aus=

sehen die Gesundheit des Leibes nicht nur erkennen läßt, sondern wirklich vollendet und abschließt: so ermöglicht uns die Schönheit die wonnige Erfassung der Gutheit, bedeutet aber objectiv nichts als den Strahlenglanz und gewissermaßen die natürliche, geistige Färbung jener. Auch hier begegnen wir wieder einer trefflichen philosophischen Vertiefung der geläufigen Begriffe. Das Verhältniß beider zu einander ist das der Ueber- und Unterordnung. Daher führt die Metaphysik unter den höchsten Benennungen alles Seienden die Schönheit nicht besonders auf, da dieselbe durch die Gutheit mitvertreten wird. Denn da eben alles Gute thatsächlich auch schön ist, und, gemäß der Philosophie, alles Seiende irgendwie oder unter irgend einer Rücksicht gut ist, so gilt dasselbe rücksichtlich der Schönheit. Alles, was ist, vermag deshalb an und für sich, wie in seiner Wahrheit und Gutheit, so auch in seiner Vollkommenheit und Schönheit erkannt zu werden und wird thatsächlich von Gott in solcher Eigenschaft erkannt; auf vollkommener Erkenntniß beruht aber die genußreiche Freude; auch diese kann demnach, die klare Erkenntniß vorausgesetzt, aus der Betrachtung eines jeglichen Dinges gewonnen werden. Ueber die sich an diese Behauptung anschließenden Fragen verweisen wir auf P. Jungmann selbst (N. 127 ff.). Es hängt jedoch mit der Definition der Schönheit noch die nähere Bestimmung der Elemente derselben eng zusammen. P. Jungmann geht kurz darüber hinweg, da er die Elemente der Gutheit, nämlich die Verwandtschaftszüge derselben im Vergleich zum vernünftigen Geiste, bereits eingehend erörtert hat. Aristoteles und Thomas nennen an verschiedenen Orten: Ganzheit, Bestimmtheit, Ordnung, Verhältnißmäßigkeit und Klarheit. Auf alle Fälle ist denselben noch eine Beziehung auf den Geist beizufügen, da die Schönheit zwar eine objective, d. h. außer uns wirkliche, aber doch eine relative, d. h. auf die Vermögen des erkennenden Geistes zu beziehende Eigenschaft ist. „Gut“ und „Schön“ begegnen sich auch in dieser nothwendigen Beziehung auf den Betrachter.

Sehr lehrreich, unterhaltend und erhebend sind weiterhin P. Jungmanns Aufführungen über die nach der Schönheit zu bestimmende Rangordnung der Dinge. Alle Schönheit fließt aus ihrer Urquelle, aus der göttlichen Vollkommenheit; ihr Maß wird durch die Theilnahme an derselben bestimmt. Es gibt nun zwei von Gott selbst gesetzte Rangordnungen, die natürliche und die übernatürliche. Die letztere, obwohl die vorzüglichere, ist uns im allgemeinen nicht bekannt, da uns das Gnadenmaß der einzelnen verborgen bleibt. Doch wissen wir unter anderem, daß die

übernatürliche Schönheit der Menschheit des Erlösers weitaus die höchste ist, die Gott geschaffen hat, und daß die Mutter des Herrn alle Engel und Heiligen an innerer Schönheit weit überragt. Die Heiligkeit erhebt auch jeden einzelnen Menschen über alle Vorzüge der Natur hinaus; das freie Verdienst wirkt hier mit der Gnade zusammen, um die Natur über sich selbst zur Theilnahme an der göttlichen Schönheit emporzutragen.

Nach einem kurzen Worte über das Ideal der Schönheit, das nicht gerade im Menschen zu suchen sei, sondern ein Gedankenbild von überaus hoher Vollendung genannt werden müsse, schildert P. Jungmann in warmer Rede die Schönheit Gottes, des Erlösers, seiner Kirche und des sichtbaren Universums (N. 147 ff.).

Endlich behandelt die „Aesthetik" als von der Schönheit abzusondernde Vorzüge der Kunst oder der Kunstwerke die Erhabenheit, die Anmuth, die Wahrheit, die Neuheit und die Mannigfaltigkeit, das Wunderbare und Komische und das sinnlich Angenehme. Die Beispiele, welche für die Erhabenheit beigebracht werden, sind nicht nur eine prächtige Sammlung von poetischen Glanzstellen, sondern zeugen durch Zahl und Wahl auch für den erhabenen Schwung, der den Geist des Aesthetikers kennzeichnete; diese Stellen und die vorausgehende Abhandlung über den „Wiederschein der Schönheit Gottes im sichtbaren Universum" lagen im Neudruck auf dem Tische des verewigten Verfassers, als ihn ein plötzlicher Tod zu Gott, dem letzten Ziele seiner Sehnsucht, abrief.

Es folgt die Besprechung der Anmuth, der Wahrheit nebst den mit dieser zusammenhangenden Reizen der Kunstwerke, dann des Lächerlichen und Komischen, endlich des Angenehmen. Der erste Band der „Aesthetik" schließt mit der Abfertigung abweichender Theorien über das Wesen der Schönheit. Wir unsererseits wollen nunmehr auch dieselbe Freiheit bescheidener Polemik in Anspruch nehmen. Zunächst wenige Worte über die letzten Abschnitte.

Wir halten es für minder angemessen, daß die Erhabenheit und die Anmuth nicht als Arten der Schönheit gefaßt werden; so ausdrücklich N. 10, 107, 228. Es wird ja mehr als einmal zugegeben, daß das Erhabene und das Anmuthige schön seien; warum erscheinen denn beide nicht, wie sonst gewöhnlich, als Species des Schönen? P. Jungmann scheint vorauszusetzen, die Schönheit des Erhabenen und Anmuthigen werde durch eine andere, hinzukommende Eigenschaft ganz in den Schatten gestellt. Eben das aber leuchtet uns nicht ein. Denn wenn die Erhabenheit Be-

wunderung, Staunen, heiligen Schauer und gleichsam das Gefühl von der Nähe des Unendlichen weckt, so sind diese Stimmungen in der That vielmehr mit erhöhter Freude verbunden, als daß sie ihr, wie behauptet wird (N. 160), im Wege stehen; denn warum sonst ist uns das Erhabene im allgemeinen viel willkommener als das einfach Schöne? Auch das sagt uns nicht zu, daß das Gefühl der Erhabenheit wesentlich an eine unwillkürliche und minder klare Erkenntniß des Unendlichen geknüpft wird (N. 159); hört denn das Gefühl wirklich auf, wenn ich mit Muße und erhöhter Klarheit etwa die Größe Gottes betrachte? — Bei der Anmuth haben wir noch schwerere Bedenken. Dieselbe soll ihrem Wesen nach unsern untergeordneten, mehr oder minder selbstsüchtigen Neigungen schmeicheln (N. 179, 183). Wir können aber unmöglich glauben, daß dies der wesentliche Reiz sein soll, den der Anblick der leidenden, schwachen Unschuld, eines frischen Knaben, einer zarten Blüte auf uns ausübt. Vielmehr ruft die Zartheit, Bescheidenheit, Kleinheit oder Schwäche der liebenswürdigen Anmuth gerade unsere edelsten Gefühle wach. Die Liebe zum anmuthigen Jesuskinde scheint uns keineswegs die „uneigentliche", sondern durchaus die „eigentliche", ja die innigste und edelste zu sein, und nicht zufällig lag dem seraphischen hl. Franziskus die Krippenfeier so sehr nahe. — Wir hätten auch gewünscht, es wären die genannten Vorzüge, welche zunächst den Gegenständen der schönen Kunst zukommen, nicht mit denen zusammengestellt worden, welche, wie die Wahrheit und das Komische, in erster Linie die künstlerische Darstellung angehen. Das Reizende wird wohl unpassend mit dem Anmuthigen verwechselt (N. 182); das Komische und das Tragische hat der Verfasser nicht mit der gewohnten Gründlichkeit erörtert.

Wir kehren nun zur Begriffserklärung der eigentlichen Schönheit zurück, da diese uns vorzugsweise beschäftigen muß. Zuvörderst einige Bedenken gegen die Jungmann'sche. Die Schönheit soll sich von der Gutheit nur durch die genußreiche Wirkung und die klare Erkennbarkeit unterscheiden. Genuß gilt als jene Befriedigung, welche die Vollendung eines Actes unseres Strebevermögens gewährt. Also wäre die Liebe zur Gutheit an und für sich ohne Genuß; denn P. Jungmann sagt nirgends, die Schönheit gewähre nur den größern Genuß. Wir wollen die Ungewöhnlichkeit dieser Ausdrucksweise nicht rügen, ziehen aber den unausweichlichen Schluß, daß der ganze Genuß der Schönheit kein anderer sei, als die aus Liebe zum Guten von selbst entspringende Befriedigung (N. 117). Den letztern Ausdruck muß man natürlich nicht so ver-

stehen, als folge der Genuß zeitlich auf die Liebe; beide durchdringen sich vielmehr vollkommen und sind getrennt nicht einmal denkbar; Liebe und Genuß aus Liebe verhalten sich genau wie die Jugendfrische und die Schönheit, welche mit ihr gegeben ist, wie die Gesundheit und die gesunde Farbe. Die objective Schönheit kann dann aber durch das Merkmal der genußreichen Wirkung in der That gar nicht mehr unterschieden werden; Schönheit und Gutheit sind außer dem Geiste ganz und vollkommen identisch. Denn es ist genau und in jeder Beziehung derselbe Gegenstand, welcher die eigentliche Liebe und den daraus nothwendig hervorgehenden Genuß begründet. Dies mag rücksichtlich der Schönheit im philosophischen Sinne, wie sie allem Seienden zukommt, richtig sein; die Schönheit im gewöhnlichen Sinne muß dagegen auch objectiv anders gestaltet sein, als die Gutheit schlechthin. Es mußte aber vor allem diejenige Schönheit erklärt werden, welche für die schöne Kunst in Betracht kommt und welche nach allgemeinem Urtheil nicht mit der Gutheit sofort schon gegeben ist. Auch im Geiste selbst sind Schönheit und Gutheit in keiner Weise verschieden, da die ganze Wirkung beider sachlich durchaus die gleiche ist, nämlich Liebe und Genuß. Es gibt also auch in dieser Beziehung zwischen beiden keinerlei realen, sondern nur einen vom Verstande gesetzten Unterschied (distinctio rationis). So könnte ich etwa auch die Wahrheit mit verschiedenen Namen benennen, insofern sie vom Geiste erstrebt wird oder insofern sie denselben befriedigt. Die öfter betonte „klare Erkenntniß" der Schönheit (N. 69, 70, 113, 114) bringt auch keinen Unterschied. P. Jungmann sagt nie die „klarere", sondern immer schlechthin die „klare", welcher der Genuß nothwendig folge (N. 116). Demnach würde der Gutheit nur die unklare Erkenntniß zukommen und kein Genuß entsprechen, oder sie muß auch in dieser Beziehung mit der Schönheit ganz und vollkommen identisch sein. N. 113 wird anfangs erklärt, daß die Gutheit auch erst erkannt und dann geliebt werde; wir können aber nicht begreifen, was dann bald nachher die „klare Erkenntniß" für einen Unterschied mache, es sei denn, daß die erstere Erkenntniß eben in keiner Weise eine klare ist. Wer wird aber dies behaupten? Es folgt also, daß die vom Verfasser erstrebte Unterscheidung doch eigentlich keine sachliche Grundlage hat. Noch mehr: wenn der Grad der Klarheit in der Erkenntniß den Unterschied wirklich begründet, so ergibt sich, daß sachlich die größere Erkennbarkeit das Schöne vom Guten trennt. Diese aber ist die Wahrheit des Gegenstandes; so würde also das Gute nur dann als schön betrachtet werden können, wenn es als wahr

aufgefaßt würde, mit anderen Worten, die Schönheit wäre vielmehr mit der Wahrheit als mit der Gutheit identisch[1].

Dieses ist in der That die Anschauung des hl. Thomas, so sehr der Verfasser der „Aesthetik“ sich auch in diesem Punkte mit dem Heiligen einer Meinung glaubt. Die Deutung, welche P. Jungmann (N. 112—114 und 151) den hauptsächlichsten Aussprüchen desselben über unsere Frage gibt, können wir nicht anerkennen. Ein einziges Wort des englischen Lehrers spricht scheinbar für die Identität der Schönheit und der Gutheit. Die Stelle in der Summa I. II. 27, 1 ad 3[2] beginnt nämlich mit den Worten: „Das Schöne ist identisch mit dem Guten und nur begrifflich unterschieden.“ Es wurde indessen schon bemerkt, daß man strenggenommen nicht, wie P. Jungmann, „Schönheit“ und „Gutheit“ übersetzen darf, sondern „Gut“ und „Schön“, da die Worte (so wird auch ausdrücklich N. 80 anerkannt) nicht abstract, sondern concret zu nehmen sind. Daher heißt es anderswo (S. I. 5, 4 ad 1), beide seien im „Subject“ oder „Träger“ eins; natürlich, es ist derselbe Gegenstand, von welchem man „gut“ und „schön“, aber nicht minder auch „wahr“ prädicirt, da in der philosophischen Sprache die transcendentalen Bezeichnungen jedem Dinge zukommen und der ganze Unterschied, aber, wohlgemerkt, zwischen allen drei genannten Begriffen, auf der bloßen Auffassung beruht. Daraus folgt schon, und es ist von uns eigens nachgewiesen worden, daß der Heilige hier nicht, wie P. Jungmann will, von jener Gutheit redet, die im Gegensatz zur Wahrheit steht, sondern von jener, welche nach des hl. Thomas Commentar zum Lombarden (I. dist. 31 q. 3 ad 4) in gleicher Weise wie die Wahrheit erstrebt wird, d. h. Gegenstand der allgemeinen Naturtendenz, nicht des eigentlichen Strebevermögens, des Willens, ist. Wir haben gleich anfangs unserer Besprechung der „Aesthetik“ auf die verhängnißvolle Verwechslung der zweifachen Gutheit hingewiesen. Auf die Stelle aus dem Commentar zum Lombarden müssen wir bald wieder zurückkommen. Die Stelle der Summa aber, von der wir ausgingen, spricht in ihrer Fortsetzung ganz gegen die Ansicht P. Jungmanns. Es heißt da sofort, „zum Wesen des Guten gehöre es, daß das Streben in demselben Ruhe finde“. Eben dies soll ja das Wesen der Schönheit kennzeichnen; denn diese allein führt nach P. Jungmann zu jener genußreichen Ruhe des Strebens (N. 114. 117). Wiederum sagt der Heilige: „dagegen gehöre es zum Wesen der Schönheit, daß im Anblick oder in der Erkenntniß das Streben zur Ruhe komme.“ Der Gutheit entsprechend wird hier das „Streben“ im allgemeinen Sinne als Naturtendenz genommen[3]. Der wahre Sinn der Unter-

[1] Vgl. P. Jungmanns eigene Beweisführung gegen andere Gelehrte N. 220. Die ganze Kraft derselben richtet sich gegen ihn selbst, zumal die Worte: „daß die Erkenntniß entweder minder oder mehr vollkommen ist, begründet in keiner Weise die Unterscheidung von zwei besonderen Beschaffenheiten.“

[2] Pulchrum est idem bono sola ratione differens. Cum enim bonum sit, quod omnia appetunt, de ratione boni est, quod in eo quietetur appetitus. Sed ad rationem pulchri pertinet, quod in eius aspectu seu cognitione quietetur appetitus . . . Sic patet quod pulchrum addit supra bonum quendam ordinem ad vim cognoscitivam; ita quod bonum dicatur id quod simpliciter complacet appetitui, pulchrum autem dicatur id cuius ipsa apprehensio placet.

[3] Auch in dem erstern Ausdruck war dies der Fall; aber wir argumentirten eben gegen P. Jungmann aus seiner Auffassung des appetitus.

scheidung ist also: Das Gute, insofern es nicht eins ist mit dem Schönen, sondern in der ihm eigenthümlichen Beziehung auf das natürliche Streben genommen wird, beruhigt irgendwie das Streben, das Schöne dagegen das Streben des Verstandes nach Wahrheit (vgl. die letzten Worte im lateinischen Texte). Das gerade Gegentheil also von dem, was in der Stelle gesucht wird, liegt darin ausgesprochen.

Dasselbe gilt von der andern aus der Summa, nämlich I. 5, 4 ad 1. Es heißt: „Dem Guten ist die Beziehung auf das Streben eigenthümlich ... Dagegen bezieht sich das Schöne auf die Erkenntnißkraft.“ [1] Keine Deutung kann aus diesen Worten den Gedanken entfernen, daß der wesentliche Unterschied der Schönheit von der Gutheit in ihrer Erkennbarkeit, also in ihrer Wahrheit besteht, d. h., nur insofern ich die Gutheit als Gut oder Gegenstand des Erkenntnißvermögens fasse, kann ich in ihr die Schönheit finden; auch hier also muß „Gut“ wieder im allgemeinen Sinne genommen werden, wenn man anders die Schönheit noch „Gutheit“ nennen will. Das ist demnach der Fehler in P. Jungmanns Definition, daß er die Gutheit, wenn er einmal das Wort gebrauchen wollte, so entschieden in Gegensatz zur Wahrheit setzte. Wer statt „Gutheit“ „Vollkommenheit“ in die Definition aufnimmt, geräth mit dem hl. Thomas nicht in Widerspruch, obwohl „Wahrheit“ die Meinung des Heiligen richtiger wiedergibt.

Was nun die Art und Weise angeht, wie die beiden besprochenen Stellen dennoch als Beweise für die Identität der innern Gutheit mit der Schönheit verwerthet werden, so können wir darin nur einen Widerspruch des Aesthetikers mit dem Texte und mit sich selbst finden. Aus der erstern Stelle wird der Sinn gewonnen, bei der Gutheit gefalle „das Ding selber“, bei der Schönheit aber etwas anderes, nämlich „die Erkenntniß des Dinges“. Das wäre nach N. 56, 53 nicht eigentliche, sondern uneigentliche Liebe, also nicht die Liebe zur Schönheit, und hier soll sie nun geradezu die Schönheit im Gegensatz zur Gutheit kennzeichnen.

Die andere Stelle wird N. 114 so erklärt, daß nur der Gutheit, nicht der Schönheit die Finalcausalität zukomme. Es soll aber dennoch das Wohlgefallen an der Schönheit aus eigentlicher Liebe entspringen, und diese hat nach N. 50 zum eigentlichen Gegenstand und letzten Ziele die innere Gutheit des Objectes; sie kann also in dem sie begleitenden und abschließenden Genusse unmöglich eine andere als finale Causalität haben. Formalcausalität wird dagegen, wie der hl. Thomas an eben dieser Stelle ausführt, den Gegenständen des Erkenntnißvermögens zugeeignet. Der hl. Lehrer sagt ausdrücklich, nur das Gute sei Gegenstand des Begehrens und habe Finalcausalität, das Schöne nicht; wie kann man nun die Schönheit Gutheit nennen, wenn man dabei läugnet, sie sei Gegenstand des Begehrens, d. h., sie habe Finalcausalität? Die Erklärung hätte mindestens so lauten sollen: Das Schöne habe auch Finalcausalität, insofern es ja mit dem Guten identisch sei, aber daneben Formalcausalität, insofern die Schönheit als Schönheit sich doch

---

[1] Pulchrum et bonum in subiecto quidem sunt idem, quia super eandem rem fundantur, scilicet super formam, et propter hoc bonum laudatur ut pulchrum; sed ratione differunt. Nam bonum proprie respicit appetitum: est enim bonum, quod omnia appetunt et ideo habet rationem finis; nam appetitus est quidam motus ad rem. Pulchrum autem respicit vim cognoscitivam: pulchra enim dicuntur, quae visa placent ... Et quia cognitio fit per assimilationem, assimilitudo autem respicit formam; pulchrum proprie pertinet ad rationem causae formalis.

lediglich durch die Beziehung auf den Verstand unterscheiden lasse. Das heißt aber, die Schönheit als Schönheit müsse als mit der Wahrheit identisch aufgefaßt werden. Zudem darf nicht ein und dasselbe Object, hier die Schönheit, als unmittelbarer und eigenthümlicher Gegenstand zweier Vermögen gedacht werden, indem sie wesentlich Gutheit sein und doch wieder wesentlich durch die Beziehung auf den Verstand von derselben verschieden sein soll.

Gehen wir zu der dritten Stelle über, welche in der „Aesthetik" N. 14, 112, 113 behandelt wird; sie ist dem Commentar zu Dionysius entnommen (de Div. Nom. c. 4 lect. 5 [1]). Der natürliche Sinn der Worte springt in die Augen: „Das Schöne und das Gute sind in ihrem Träger (fundamental) eins und dasselbe, weil sowohl die Klarheit als die Harmonie (die vorzüglichsten Merkmale der Schönheit) mit unter den Begriff der Gutheit fallen; dennoch ist ein Unterschied in der Auffassung von Gut und Schön; dieses ist das Gute, insofern man noch die Beziehung auf die Erkenntniß der Gutheit als solcher hinzufügt." Sobald man die Gutheit in jenem allgemeinern Sinne nimmt, der keinen Gegensatz zur Wahrheit, sondern nur die Uebereinstimmung mit der Natur überhaupt besagt, erkennt man folgenden einfachen Gedanken: Das Schöne und das Gute sind identisch, insofern die Schönheit nach ihren wesentlichen Elementen doch immer irgendwie ein Gut genannt werden muß; aber bei dem Schönen muß die Gutheit dahin näher bestimmt werden, daß es ein Gut des Verstandes ist und von diesem als solches erkannt wird. Daß diese Deutung der Gutheit unzweifelhaft die richtige sei, erhellt erstens aus der Beziehung des Heiligen auf Dionysius, der es in gleichem Sinne nimmt (siehe weiter oben); zweitens daraus, daß „Klarheit und Harmonie" hier als „gut" bezeichnet werden, da sie doch offenbar zunächst und unmittelbar den Verstand angehen; endlich daraus, daß als Wesensmerkmal der als Schönheit näher bestimmten Gutheit die Erkennbarkeit angesetzt wird. Man beachte auch, daß in dieser wie in den obigen Stellen der heilige Lehrer nicht durch die klare Erkennbarkeit, sondern schlechthin durch die Erkennbarkeit die Schönheit von der Gutheit unterscheidet. Die Unterscheidung lautet also: Die Schönheit geht die Erkenntnißkraft an, die Gutheit geht dieselbe (unmittelbar) nicht an; d. h. jene ist als Wahrheit auf den Verstand zu beziehen, diese aber, insofern sie von jener unterschieden, also in ihrem engern Sinne genommen wird, muß als Object eines andern Vermögens betrachtet werden. P. Jungmann übersetzt (N. 14) die ersten Worte des Heiligen wieder unzutreffend mit Abstracta: Schönheit und Gutheit; sodann nennt er selbst die Beziehung auf die Erkenntniß ein wesentliches Merkmal, was mit seiner Theorie, daß die Schönheit nicht Formalobject des Verstandes sei, unmöglich zu vereinigen ist. Anderswo ist ihm jene Beziehung nur Bedingung und psychologischer Erklärungsgrund des Genusses (N. 110). Der hl. Thomas sagt an derselben Stelle des Commentars zum Pseudo-Areopagiten etwas vorher, das Wesen der Schönheit (pulchritudinis ratio) bestehe in der Klarheit und in der Harmonie, und wiederum, in der Klarheit und in der Verhältnißmäßigkeit, und Gott theile die Schönheit durch Ergießung seines ewigen Lichtes mit: alles Ausdrücke, welche unmittelbar nur auf die Wahrheit, nicht auf die Gutheit im engern Sinne passen. Von jeher hat man aber diese und ähnliche die Erkenntniß

---

[1] Quamvis autem pulchrum et bonum sint idem subiecto, quia tam claritas quam consonantia sub ratione boni continetur, tamen ratione differunt: nam pulchrum addit supra bonum ordinem ad vim cognoscitivam, illud esse huiusmodi.

betreffende Merkmale der Schönheit aufgestellt. Dieselben können natürlich mittelbar auch Gegenstand des eigentlichen Strebens sein; aber das ist gerade das Versehen in der „Aesthetik", daß bewiesen werden soll, die Schönheit sei unmittelbar und zunächst Object des Willens und die nothwendig vorausgehende Erkenntniß nur „Bedingung und psychologisches Moment". Dagegen erklärt der englische Lehrer dort, wo er eben diese Frage behandelt, auf das bestimmteste, die Schönheit sei nicht anders Gegenstand des Strebens, wie die Wahrheit; wolle man so reden, so müsse man die Schönheit nicht in ihrer wesentlichen Eigenthümlichkeit, sondern allgemeiner als ein Gut auffassen: „Die Schönheit fällt nicht unter die Gegenstände des Begehrungsvermögens, außer insofern sie an der Gutheit theilnimmt; so kann nämlich auch die Wahrheit Gegenstand des Begehrens sein; aber ihrer wesentlichen Beschaffenheit nach ist ihr die Klarheit mit den anderen erwähnten Merkmalen eigenthümlich." [1] Diese Worte sind nicht mißzuverstehen. Wir müssen aber über diese ganze Stelle noch einige wenige Bemerkungen beifügen, weil P. Jungmann dieselbe (freilich nicht gerade die angeführten Sätze) in seinem Sinne zu deuten sucht (N. 151).

Die Absicht des Heiligen ist dort der Nachweis, daß die Schönheit vorzugsweise der zweiten Person in der Gottheit zuzuschreiben sei. Was wir eben citirten, war die Antwort auf den Einwurf: dem Heiligen Geiste werde die Gutheit zugeeignet; nun seien aber die Begriffe von Gut und Schön aufs engste miteinander verbunden und forderten sich gegenseitig (inter se consequuntur): also müsse der Heilige Geist vorzugsweise schön genannt werden. Darauf folgte die gegebene Lösung: Schön und Gut gehörten nicht anders zusammen, wie Schön und Wahr, insofern nämlich sowohl die Schönheit als die Wahrheit auch ein Gut seien. Daraus erhellt, daß an dieser Stelle gerade die uns beschäftigende Frage ihre Beantwortung findet, und zwar ganz gegen P. Jungmann. Aber wie erklärt nun Thomas die eigenthümliche Anwendung der Schönheit auf die zweite Person? Er sagt, als vollkommenes Wort des Vaters erscheine sie vorzugsweise mit Licht umkleidet und Licht verbreitend; die Leuchtkraft sei aber der Schönheit eigenthümlich. Durch die Selbsterkenntniß erzeugt ja der Vater den Sohn; darum ist dieser das „Wort", d. h. die vollkommene Aussprache der klaren Selbsterkenntniß des Vaters. Also im Gegensatz zur Liebe eignet der zweiten Person zunächst die Klarheit der Erkenntniß und darum auch die Schönheit. Beruht demnach diese auf der Gutheit oder auf der Wahrheit, bewirkt sie unmittelbar Liebe oder Erkenntniß, Genuß aus Liebe des Willens oder Genuß aus Befriedigung des Verstandes? P. Jungmann gibt nothgedrungen zu, daß hier der Unterschied in die Erkenntniß gesetzt werde (N. 151), bemerkt aber, eben dies sei ja auch der Unterschied, den er selbst zwischen der Gutheit und die Schönheit mache. Das bleibt uns völlig räthselhaft, da die „klare Erkenntniß" nach seinen Erörterungen nur „Bedingung und psychologisches Moment" zur Erklärung des aus der Liebe entspringenden Genusses ist; nur durch Liebe, eigentliche Liebe zur Gutheit genießt man die Schönheit, und doch ist das göttliche Wort nur durch Erkennbarkeit schön. Diese Behauptungen sind so lange unvereinbar, als die Liebe im Willen und die Erkenntniß im Verstande ihren Sitz haben. Stände in der Definition der Schönheit statt „Gutheit" „Vollkommenheit", oder würde jene

---

[1] In libr. I. Sent. dist. 31 q. 3 a. 1: Pulchritudo non habet rationem appetibilis nisi inquantum inducit rationem boni; sic enim et verum appetibile est; sed secundum rationem propriam habet claritatem et ea quae dicta sunt supra.

ohne die ausschließliche Beziehung auf das eigentliche Begehrungsvermögen in allgemeinerem Sinne gedeutet, so fiele alle Schwierigkeit fort; aber der Verfasser der „Aesthetik" bekämpft auf das entschiedenste solche Anschauungen, und darin können wir ihm nicht beistimmen. Wie nebensächlich ihm selbst die „klare Erkenntniß" bleibt, ergibt sich augenfällig daraus, daß dieselbe in der ersten Auflage ganz zurücktrat, und daß noch in der dritten Auflage zwei Definitionen als vollgiltig hingestellt werden, in denen sie weder ausdrücklich noch dem Sinne nach enthalten ist (N. 109 und 111).

Es sei uns jetzt gestattet, kurz unsere eigene Ansicht über das Wesen der Schönheit im Zusammenhang vorzulegen. Die Schönheit hat nicht eine ausschließliche directe Beziehung zum Willen als dessen Formalobject. Dagegen spricht unverkennbar das Ansehen des hl. Thomas; dagegen ihre Wesensmerkmale, als welche Aristoteles, Basilius, Augustinus, der Pseudo-Dionysius und die meisten Auctoritäten vor allem die lichtvolle Klarheit und die gute Proportion bezeichnen; dagegen auch die sehr verbreiteten uralten Definitionen der Schönheit als „Einheit in der Vielheit" (schon bei Augustin und Bonaventura) und als „strahlende Vollkommenheit". Letztere gibt schon Albert der Große (bei Jungmann, Anmerkung 269* zum I. Theile): Splendor formae supra partes materiae proportionatas et terminatas — sicut corpus dicitur pulchrum ex resplendentia coloris supra membra proportionata — hoc est quasi differentia specifica complens rationem pulchri. Auch hier mißversteht P. Jungmann die immer sich wiederholende Wendung: „Schön und Gut sind im Subject oder Träger identisch", welche genau ebenso gut auf das Verhältniß von Gut und Wahr angewandt werden kann und für die obschwebende Frage nichts entscheidet[1]. Es bleibt allerdings ein großes Verdienst des Aesthetikers, mehr als sonst jemand veranschaulicht zu haben, daß die Schönheit Liebe erzeuge; aber der Beweis, daß dies ihre unmittelbare und eigentliche (formale), nicht aber ihre mittelbare und nachfolgende (gleichsam integrale und completirende) Wirkung sei, wird im Grunde nicht einmal versucht. Es ruft doch auch die Wahrheit, wenn dieselbe in ungewöhnlicher Klarheit, in „strahlendem Glanze" erkannt wird, ein lebhaftes Streben, eine glühende Liebe und entzückenden Genuß im Willen hervor, und zwar ganz naturgemäß. Dem Gelehrten bietet die Wissenschaft unmittelbar nur Wahrheit; dennoch vermag sie ihn vielleicht mit höchster Begeisterung und Wonne zu erfüllen. Ja wenn die Wahrheit unsere geistige

[1] Die scharfe Polemik gegen Vallet (N. 222* ff.) können wir nur für durchaus ungerechtfertigt erklären.

Erkenntnißfähigkeit ganz und über Erwarten befriedigt, gerade dann muß im Willen die glühendste Liebe sich entzünden. Das aber geben wohl die meisten zu, daß der Genuß der Schönheit eine mehr als gewöhnliche Klarheit der Anschauung voraussetzt; in sehr vielen Fällen scheitert ja der Genuß an der mangelhaften oder allzu schwierigen Erkenntniß des Objectes. Man macht übrigens doch oft genug die Erfahrung, daß das Maß jener Liebe und jenes Genusses im Willen sehr abhängig ist von der Natur des schönen Gegenstandes, und daß unser natürliches Bewußtsein uns bezeugt, die Schönheit wirke ihrer Natur nach zunächst Befriedigung der Erkenntniß. Der Genuß des Willens tritt z. B. bei Betrachtung des Meeres, des gestirnten Himmels sehr gegen den (man sage immerhin „uneigentlichen") Genuß des Verstandes zurück. Warum? Weil dieselben offenbar vom Schöpfer vorzugsweise für die Betrachtung des Geistes und nicht für das Streben des Willens geschaffen sind. Dasselbe findet statt mit Rücksicht auf die Werke der Kunst. Wer wird behaupten, die Madonna von Raffael sei unmittelbar und zunächst auf unser Strebevermögen berechnet? Zwar zieht alles Schöne auch unser Gemüth, unser Herz an, aber diese Wirkung verschwindet beinahe im Vergleich mit der Wonne der Erkenntniß, die unser Geist aus der Betrachtung der Kunstwerke schöpft. Wir sagen in selteneren Fällen, daß wir ein Kunstwerk oder einen schönen Naturgegenstand lieben oder erstreben, wohl aber, daß wir ihn mit Genugthuung betrachten oder beschauen. Das Reich der Ideen und geistigen Kenntnisse endlich enthält gewiß viel Schönes; aber dieses empfinden wir nicht als Gutheit, sondern vielmehr als Wahrheit. Der Verstand ist es auch zunächst und zumeist, welcher die Objecte der übernatürlichen Welt als schön erkennt, da die Erkenntniß derselben für gewöhnlich schwächer ist und darum nicht eine so starke Fortwirkung im Willen verspüren läßt. Nur Gegenstände, welche sowohl nach der Absicht des Schöpfers besonders auf unsere Liebe Anspruch erheben, als auch ihrer Natur nach die Thätigkeit des Verstandes nicht so vorwiegend in Anspruch nehmen, also etwa lebende Personen oder ihre ethischen Vorzüge, wie Güte, Milde, Hochherzigkeit, rufen auch durch ihre Schönheit eine sehr merkliche Liebe und ein mächtiges Streben in uns wach. Hier wirken eben Gutheit und Schönheit zusammen auf unser Herz. Das Schöne der übernatürlichen Ordnung ist gewiß an sich ebenfalls geeignet, durch diese Doppelwirkung uns ganz und gar zu fesseln; nur tritt uns die Schönheit derselben der Natur der Sache und der Absicht Gottes gemäß in diesem Leben nicht immer

so klar vor Augen, während wir die innere und besonders die äußere Gutheit leichter durch einen Vernunftschluß erkennen; ein solcher Vernunftschluß hindert aber begreiflicherweise eben durch die Mittelbarkeit der Erkenntniß den Genuß der Schönheit, welcher vorwiegend die unmittelbare Anschauung begleitet.

Wer indessen die Schönheit ungern mit der Wahrheit oder vielmehr mit der lichtvoll erscheinenden Wahrheit identificirt, oder wer doch der Liebenswürdigkeit der Schönheit auch in der Definition irgendwie Ausdruck geben will, nenne sie die strahlende Vollkommenheit oder die lichtvoll erscheinende Gutheit, ohne letztere in Gegensatz zur Wahrheit zu setzen. Die Bezeichnung „Vollkommenheit" hat den Vortheil, an die hervorragenden Vorzüge zu erinnern, welche nach gewöhnlichem Sprachgebrauche die Grundlage der Schönheit bilden. Denn wenn auch nach philosophischer Strenge alles Seiende schön heißen mag, insofern alles wenigstens unter einer Beziehung sowohl gut, als wahr, als schön ist, so nennen wir doch schlechthin schön nur das, was in uns als vorwiegende Gesammtwirkung, die auf hohen Vorzügen beruht, geistigen Genuß erzeugt. Andererseits ist nach philosophischem Sprachgebrauche auch alles Seiende vollkommen, und bedeutet „vollkommen" eben jene „Gutheit", die noch nicht im Gegensatz zur Wahrheit gedacht wird[1]. Die vorgeschlagene Wesenserklärung umfaßt also in angemessener Weise sowohl die transcendentale (philosophische) Schönheit als die Schönheit schlechthin.

Noch eine andere Bestimmung wird in die Definition aufzunehmen sein. Wir meinen nicht so fast den „Genuß" im allgemeinen, welchen die „strahlende Vollkommenheit" naturgemäß in dem Betrachter hervorrufen zu müssen scheint, sondern jene subjective Bedingung, welche in uns die Hindernisse jener naturgemäßen Wirkung wegräumt. Wäre unsere Natur rein geistig, so ließe sich kein anderes Hinderniß als die freie Ablehnung des Willens denken; denn auf den Verstand wirkt die erkannte Wahrheit ungehindert, während allein der Wille, direct oder indirect, der Wirkung widerstehen könnte. Nun ist aber unsere Natur geistig-sinnlich, und hieraus ergeben sich Hindernisse des vollen Genusses, die nicht in der Macht des Willens stehen. Es können auf unsere Sinne

---

[1] S. Thom. S. I. 5. 1 ad 1: Bonum dicit rationem perfecti, quod est appetibile, unde id quod est ultimo perfectum, dicitur bonum simpliciter, quod autem non habet ultimam perfectionem, non dicitur perfectum simpliciter nec bonum simpliciter, sed secundum quid. Cfr. ibid. in corp. artic.

ganz entgegengesetzte Eindrücke wirken, die den geistigen Genuß stören, und obendrein sind wir nun einmal so angelegt, daß wir uns nicht recht befriedigt fühlen, wenn nicht die doppelte Seite unserer Natur ihr Genügen findet. Bekanntlich kann nicht einmal überhaupt unsere geistige Thätigkeit der Mithilfe der sinnlichen Natur ganz entrathen; wie viel weniger wird diese Thätigkeit ohne dieselbe eine eigentlich genußreiche sein? In Wirklichkeit nennen wir, wie wir früher näher nachgewiesen haben, nur das schlechthin schön und genußreich, was zugleich auf Geist und Sinn befriedigend wirkt. Es muß zugegeben werden, daß eine Theilwirkung der Schönheit auch ohne Genuß der sinnlichen Vermögen vorhanden ist, aber diese nennen wir nicht schlechthin und im gewöhnlichen Sprachgebrauche Schönheitsgenuß. Selbstverständlich gilt dies nur, solange wir eben von uns Menschen reden; bezüglich der Schönheit, absolut genommen, also für die reinen Geister, kommt dies nicht in Betracht. Wollen wir aber die Schönheit mit Rücksicht *auf uns selbst*, und zwar schlechthin die ihrer Art nach *vollendete* Schönheit definiren, so müssen wir sagen, sie sei die Geist und Sinn durch ihren Strahlenglanz erfreuende Vollkommenheit. Die (mehr oder minder) allseitige und hohe Befriedigung nennt man aber Glückseligkeit. Daher läßt sich auch kurz sagen: *die den Beschauer beglückende Vollkommenheit*. Diese Definition gilt dann zugleich für die Schönheit, *absolut* genommen, also einfachhin für die objective Schönheit überhaupt und nach allen ihren Arten. Auf die Frage nach dem Unterschiede von „Gut“, „Wahr“ und „Schön“ geben wir folgende Antwort: Die Gutheit *wirkt* nur insoweit mit der Schönheit *zusammen*, als die Wahrheit, besonders wenn sie die höchste und edelste ist, nämlich die ethische und religiöse, Genuß im Willen hervorruft; aber *in sich* ist die Schönheit ein Gut der Erkenntniß. Von der Wahrheit unterscheidet sich die Schönheit durch ihre Wirkung auf die sinnlichen Vermögen der geistig-sinnlichen Wesen; rücksichtlich der rein geistigen Wesen setzt die Schönheit jene hohe Klarheit voraus, welche *beglückend* wirkt, während die einfache Klarheit der Wahrheit *an sich* nur die Zustimmung, nicht aber einen beglückenden Genuß im Geiste erzeugt. Nimmt man die Schönheit transcendental, insofern alle Dinge unter irgend einer Rücksicht schön sind, so fällt sie mit der Wahrheit *sachlich* völlig zusammen.

Schließlich noch ein Wort über die Art der Betheiligung unserer sinnlichen Vermögen an der Erkenntniß und dem Genusse der Schönheit. Wir sagten oben, diese Theilnahme sei *Bedingung* des geistigen Ge-

nusses. Allein da, wie früher erwiesen wurde, die Klarheit der geistigen Erkenntniß keinesfalls genügt, jene Wirkung hervorzurufen, welche wir schlechthin Schönheitsgenuß nennen, so ergibt sich, daß die Theilnahme der Sinne mehr als Bedingung ist, und daß unsere Doppelnatur als solche mit Geist und Sinn die Schönheit auffaßt und genießt. Man kann und muß immerhin noch sagen, die Schönheit sei wesentlich eine übersinnliche Eigenschaft der Dinge: dieses ist wahr, sowohl wenn wir die Schönheit absolut nehmen, als auch, wenn wir dieselbe auf uns beziehen; denn nur durch die Vernunft wird es uns möglich, die Schönheit zu erkennen und zu genießen. Die Sinne dienen nur der Vernunft und allein durch die Unterordnung unter dieselbe erfassen auch sie in ihrer Weise, d. h. ohne reflexes Bewußtsein und materiell die Schönheit. Treffend sagt hierüber der hl. Thomas, indem er aus dem alltäglichen Sprachgebrauche das Wesen der Schönheit erklärt: „Schön heißt, was dem Auge gefällt; es besteht also die Schönheit in dem rechten Verhältniß, weil ja der Sinn seine Freude an Dingen hat, die im rechten Verhältniß gebildet oder geordnet und so ihm selbst ähnlich sind. Denn der Sinn, wie jedes Erkenntnißvermögen (z. B. die Phantasie), urtheilt nach Art der Vernunft.“ [1]

Den Sinnen kommt also ein gewisses (materielles) Urtheil über das richtige Verhältniß zu, und in dieser Beziehung sagt man nicht mit Unrecht, das Auge urtheile über die Schönheit. Diese geläufige Redeweise ist so treffend, daß der hl. Lehrer darauf weiterzubauen sich anschickt. An der andern oben berührten Stelle der Summa sagt er: „Diejenigen Sinne haben die nächste Beziehung zum Schönen, welche am klarsten erkennen, nämlich Gesicht und Gehör, insofern sie im Dienste der Vernunft thätig sind; wir reden ja von der Schönheit der sichtbaren Gegenstände und von der Schönheit der Töne.“ [2] Der hl. Thomas weist also den höheren Sinnen, dem Gesicht und Gehör, natürlich auch den inneren Sinnen eine Rolle bei der Erkenntniß des Schönen zu, jedoch nur insofern sie nach Art der Vernunft über die Elemente der

---

[1] Sum. I. 5. 4 ad 1: Pulchra dicuntur, quae visa placent; unde pulchrum in debita proportione consistit, quia sensus delectatur in rebus debite proportionatis sicut in sibi similibus. Nam et sensus quaedam ratio est et omnis virtus cognoscitiva.

[2] I. II. 27. 1 ad 3: Illi sensus praecipue respiciunt pulchrum, qui maxime cognoscitivi sunt, scilicet visus et auditus rationi deservientes; dicimus enim pulchra visibilia et pulchros sonos.

Schönheit urtheilen und in ihrem Dienste arbeiten. Die letztere Beschränkung ist vorzüglich zu beachten. Eine erste Disposition zur Erkenntniß des Schönen findet sich freilich schon in den sinnlichen Vermögen der Thiere, aber erst die Vernunft erhebt im Menschen die Sinne zu einer wirklichen Theilnahme an der Schönheit. Das Thier kann ja niemals die übersinnliche Schönheit erkennen, und darum sprechen wir demselben mit Recht die Erkenntniß des Schönen schlechthin ab. Anders verhält sich dies beim Menschen. Der Geist erkennt und die Beihilfe der Sinne fördert bei ihm die geistige Erfassung der Schönheit. Dieselbe verdient also nicht völlig übersehen zu werden, zumal der Schönheitsgenuß des Totalsubjectes, d. h. des ganzen Menschen, ohne die Theilnahme der Sinne als durchaus mangelhaft betrachtet wird und sogar seinen Namen nach dem herrschenden Sprachgebrauche nicht behaupten kann. Denn es muß wieder und wieder gesagt werden: auf Grund der bloßen Verstandeseinsicht allein, sei sie noch so klar, und auf Grund der daraus naturgemäß hervorgehenden Befriedigung des Willens nennen wir einen Gegenstand, z. B. eine philosophische oder theologische Wahrheit, noch nicht schlechthin schön; andererseits weiß die Kunst, z. B. die Poesie, sehr wohl, daß sie etwas ganz anderes als bloße Verstandesklarheit zu erstreben habe. Wollen wir also definiren, was wir schlechthin schön nennen oder was in uns als vorwiegendes Gefühl den Genuß der Schönheit erzeugt, so darf die Theilnahme der Sinne nicht übersehen werden. In der Wissenschaft der schönen Künste handelt es sich aber nicht um die Schönheit, absolut genommen, sondern um die auf uns Menschen wirkende Schönheit, und zwar um jene, welche man schlechthin so nennt, nicht um jene, welche man philosophisch allenfalls so nennen könnte, weil sie allerdings irgendwie die fundamentalen Eigenschaften der Schönheit besitzt. Unsere Sinne betheiligen sich übrigens im Dienste der Vernunft noch in einem höhern Grade an der Auffassung des Schönen. Die höhere Leitung hemmt die Einwirkung der niedern Begierde, so daß jene Sinnenerkenntniß, welche beim Thiere nothwendig schließlich der Begierde dient, nun unmittelbar und ausschließlich der Vernunft und dem freien Willen dienstbar wird. Darum werden unsere Sinne auch zu ausschließlicherer und intensiverer Betrachtung gerade derjenigen Eigenschaften der Dinge angeleitet, in welchen sich die Schönheit sinnlich offenbart; sie entwickeln also in Wirklichkeit eine ganz andere Thätigkeit rücksichtlich des Schönen, als es bei den auf sich angewiesenen und von der Begierde beherrschten Sinnen der unvernünftigen Wesen der

Fall ist[1]. Wenn wir demnach den Sinnen ihren Antheil an der Schönheit, wie dieselbe von einem geistig-sinnlichen Wesen erkannt und genossen wird, sichern möchten, so bürgt die eben betonte strenge Unterordnung derselben unter die Leitung der Vernunft für die Lauterkeit der gewonnenen Befriedigung; dieselbe enthält so nichts, was mit dem edelsten Streben des Geistes nicht in schönstem Einklange stände, ja demselben nicht erheblich förderlich wäre und unserer Doppelnatur nicht vollkommen entspräche. Man mag nun diese Befriedigung, sowie auch die Befriedigung des Verstandes (welche nach unserer Ansicht die wesentlichste ist) eigentlichen oder uneigentlichen Genuß, eigentliche oder uneigentliche Liebe nennen: es ist nichts darin enthalten, dem, unter Berücksichtigung unserer Doppelnatur, die geringste Unvollkommenheit anhaftete. Vielmehr hat Gott den Menschen und für ihn die schöne Natur genau so geschaffen, daß seine naturgemäßeste, edelste Befriedigung eine geistig-sinnliche sein muß. Da nun aber die Sinne seit der ersten Sünde allerdings zum Bleigewicht geworden sind, das uns mittelst der Begierde zur Erde herabzieht, so können nur mehr die höheren Sinne, und zwar unter strenger Leitung der Vernunft, uns bei den edelsten Thätigkeiten, wie bei der Erkenntniß und dem Genusse der Schönheit, dienlich und förderlich sein.

Die grundlegenden Erörterungen des ersten Theiles der „Aesthetik" finden im zweiten Bande ihre Anwendung auf die schönen Künste. Man erwarte aber nicht, daß wir auch hier auf das Einzelne eingehen werden, unsere kritische Studie müßte sonst die ihr gezogenen Grenzen weit überschreiten. Nur der Vollständigkeit halber möge noch die eine oder andere

---

[1] Das ist die Lehre des hl. Thomas S. I. II. 31. 6 c: Sensus propter duo diliguntur, scilicet propter cognitionem et propter utilitatem, unde et utroque modo contingit esse delectationem secundum sensum. Sed quia apprehendere ipsam cognitionem tamquam bonum quoddam, proprium est hominis, ideo primae delectationes sensuum, quae scilicet sunt secundum cognitionem, sunt propriae hominum; delectationes autem sensuum, in quantum diliguntur propter utilitatem, sunt communes omnibus animalibus ... Utilitas sensibilium attenditur secundum ordinem ad conservationem naturae; ad hanc autem utilitatem propinquius se habent sensibilia tactus ... Propter hoc animalia, quae non habent delectationem secundum sensum nisi ratione utilitatis, non delectantur secundum alios sensus nisi in ordine ad sensibilia tactus ... Sed si consideremus delectationes visus; secundum quod visus deservit intellectui, sic delectationes visus erunt potiores ea ratione, qua et intelligibiles delectationes sunt potiores sensibilibus.

Bemerkung folgen. In demselben idealen Geiste, den wir schon kennen gelernt haben, verbreitet sich P. Jungmann zunächst und mit gebührender Ausführlichkeit über die religiösen Künste, legt ihre Geschichte, ihre Bedeutung und ihre obersten Gesetze dar und weist dadurch sowohl die Kunst selber, als auch die Wissenschaft der Kunst in die vom Schöpfer vorgezeichneten, aber leider allzu oft verlassenen Bahnen zurück. Man fühlt sich bei Lesung dieser Abschnitte mit dem Verfasser auf den höchsten Standpunkt echt christlicher Kunstbetrachtung erhoben, ohne je den festen Boden der geschichtlichen Entwicklung und der unläugbaren Thatsachen zu verlieren. Sogar in der Behandlung der einzelnen Künste weiß der Verfasser durch strenge Sonderung des religiösen und des profanen Zweiges Raum für immer neue Betrachtungen über die angestammte Würde und die nachfolgende Entwürdigung der Kunst zu gewinnen. Er hat damit der Aesthetik einen unschätzbaren Dienst geleistet. Wohl kann die verflachte, ganz sinnliche Kunstwissenschaft nur ein Wehgeschrei über die „Entmündigung" der gerade von ihr selbst zum Erdenwurm herabgesetzten Himmelstochter erheben: ein lautes, nicht zu übertönendes Zeugniß für die Wahrheit, welche viele nicht mehr sehen wollen, liegt in Jungmanns großem Werke jedem vor Augen.

Wir fühlen uns übrigens in keiner Weise gedrungen, allen seinen Aufstellungen ohne weiters beizupflichten. Unsere vornehmlichsten Bedenken, deren nähere Begründung man uns hier erlassen wolle, sind folgende. Wir halten die Trennung der dramatischen Kunst von der Poesie für ungerechtfertigt, rechnen die Beredsamkeit nicht einfachhin zu den schönen Künsten, schließen dagegen von diesen die Instrumentalmusik keineswegs von vornherein aus.

**G. Gietmann S. J.**

---

# Dogmatische Polemik in der protestantischen Schule[1].

Dem Schüler, der nach den früher besprochenen und ähnlichen protestantischen Religionslehrbüchern unterrichtet wird, bleibt, wenn er logisch denkt, nur die Wahl, alles Christenthum über Bord zu werfen, oder anderswo ein vernünftigeres, wissenschaftlicheres Christenthum zu suchen,

[1] Vgl. S. 137—151.

als ihm in seinem Religionsunterricht geboten wird. Er steht also in Gefahr, sich an die „römische" Kirche zu wenden. Den Verfassern jener Schulbücher aber wäre das vielleicht noch mehr verhaßt, als wenn er dem Unglauben sich überlieferte. Sie möchten also das „Römischwerden" verhindern, und wir wollen sehen, welche Mittel mehrere derselben hierzu verwenden [1].

---

[1] Um durch genauere Angabe der Bücher und ihrer Verbreitung den Zusammenhang nicht öfter zu unterbrechen, geben wir hier die Titel derjenigen, die wir im vorliegenden und in einem späteren Artikel erwähnen werden. Alle sind vom preußischen Cultusministerium zum Schulgebrauch zugelassen laut Centralblatt von 1880 S. 2 ff. und 1886 S. 517 ff., bezw. (Leimbach) durch besondere Erlasse. Es sind:

Block, Der Katechismusunterricht . . . ein Handbüchlein und Leitfaden für die Lehrenden sowie ein Lern- und Wiederholungsbuch für die Lernenden. 3. Aufl. (Leipzig, Merseburger, 1883); eingeführt an einem Lehrerseminar und zwei Präparandenanstalten.

Crüger, Katechismuslehre. 10. Aufl. (Leipzig, Körner, 1883); eingeführt an vier Lehrerseminaren.

Demmer, Leitfaden der Kirchengeschichte. 2. Aufl. (Berlin, Wiegandt und Grieben, 1880); eingeführt an einem Lehrerseminar.

Helmsing, Leitfaden der Kirchengeschichte für höhere evangelische Schulen. 3. Aufl. (Dresden, Bleyl und Kämmerer, 1887); eingeführt in einem Lehrerseminar.

Holzweißig, Leitfaden zur Geschichte der christlichen Kirche. Hilfsbuch für den evangelischen Religionsunterricht an den obern Klassen höherer Lehranstalten. 6. Aufl. (Delitzsch, Pabst); eingeführt in zwei Lehrerseminaren.

Kietz, Luthers Kleiner Katechismus in entwickelnder Methode erklärt für Geistliche und Lehrer. Ausg. A. 2. Aufl. (Berlin, Hofmann, 1886); eingeführt in zwei Lehrerseminaren.

Kurtz, Christliche Religionslehre. 13. Aufl. (Leipzig, Neumann, 1883); eingeführt in sechs Gymnasien oder Progymnasien, fünf Real- oder höheren Bürgerschulen, einem Lehrerseminar.

— Abriß der Kirchengeschichte. 11. Aufl. (Leipzig, Neumann, 1886); eingeführt in vier Gymnasien oder Progymnasien, zwei Real- oder höheren Bürgerschulen, einem Lehrerseminar.

Leimbach, Hilfsbuch für den evangelischen Religionsunterricht in höheren Schulen. II. Theil. Für die oberen Klassen der Gymnasien und Realschulen.
1. Abth.: Bibelkunde und Kirchengeschichte (Hannover, Meyer, 1881).
2. Abth.: Evangelische Glaubens- u. Sittenlehre (Hannover, Meyer, 1882).

Leipoldt, Geschichte der christlichen Kirche. 12. Aufl. (Schwelm, Scherz, 1882); eingeführt in zwei Real- oder höheren Bürgerschulen, drei Lehrerseminaren, einer Präparandenanstalt.

Noack, Hilfsbuch für den evangelischen Religionsunterricht. 21. Aufl. (Berlin, Nicolai, 1887); eingeführt in 27 Gymnasien oder Progymnasien, 46 Real- oder höheren Bürgerschulen, zwei Lehrerseminaren.

Schulz, Biblisches Lesebuch. 24. Aufl. (Berlin, Oehmigke, 1887); eingeführt in elf Gymnasien oder Progymnasien, sechs Real- oder höheren Bürgerschulen, einem Lehrerseminar.

1. Seminardirector Crüger, dessen Katechismuslehre in vier preußischen Lehrerseminaren eingeführt ist, bringt in derselben (S. 262 ff.) die „Unterscheidungslehren der evangelisch-lutherischen und der katholischen Kirche". Er sagt u. a., nachdem er erwähnt, daß wir Katholiken neben der Schrift auch die Tradition als Glaubensquelle benutzen:

„Ihrem Umfange nach umfaßt die Heilige Schrift nur die canonischen Bücher, bei den Katholiken gehören auch die Apokryphen zu ihr." Das ist einfachhin unwahr. Denn wir Katholiken zählen zur Heiligen Schrift nur die canonischen Bücher, allerdings die deuterocanonischen so gut wie die protocanonischen. Zu den deuterocanonischen (d. h. zu den erst um das Jahr 400 allgemein anerkannten) gehören aus dem Alten Testamente: die Bücher Tobias, Judith, Weisheit Salomonis u. s. w; aus dem Neuen Testamente: der Brief an die Hebräer, der Brief des Jakobus, des Judas, die Offenbarung Johannes u. s. w. Wenn nun Herr Crüger (allerdings nach dem Vorgange anderer) beliebte, die deuterocanonischen Bücher als „Apokryphen" zu bezeichnen, um sagen zu können, wir Katholiken zählten auch die „Apokryphen" zur Heiligen Schrift, so mußte er den Gegensatz zwischen Protestanten und Katholiken wenigstens ausdrücken, wie folgt: Ihrem Umfange nach umfaßt die Heilige Schrift bei uns Protestanten die canonischen Bücher und die Apokryphen des Neuen Testamentes, bei den Katholiken gehören auch die Apokryphen des Alten Testamentes zu ihr. Eine solche Ausdrucksweise hätte man gelten lassen können, obwohl das Wort „Apokryphen" in einem jetzt weniger üblichen Sinne gebraucht wäre. Aber Herr Crüger hütete sich natürlich, den wahren Sachverhalt bloßzulegen; denn es wäre dann allzu klar jene Willkür hervorgetreten, mit welcher man einige Bücher der Heiligen Schrift (nämlich die deuterocanonischen des Neuen Testamentes) annimmt und andere (die deuterocanonischen des Alten Testamentes) verwirft.

Herr Crüger fährt (S. 262) fort: „Ueber den Text, aus welchem die Wahrheit zu schöpfen ist, lehren wir Protestanten, daß der Grundtext der Schrift entscheidend ist. Die Katholiken berufen sich auf die Vulgata, die lateinische Bibelübersetzung des Kirchenlehrers Hieronymus aus dem 5. Jahrhundert, um aus ihren Fehlern unbiblische Lehren zu beweisen."

Das sind aber doch böse Leute, diese Katholiken, daß sie statt des Originals eine so schlechte Uebersetzung nehmen, und zwar, „um aus ihren Fehlern unbiblische Lehren zu beweisen"! Dr. Martin Luther hat das besser gemacht, als er im 16. Jahrhundert das Wörtchen „allein" einschob in die Worte Röm. 3, 28: „daß der Mensch gerecht werde . . . durch

den Glauben". Denn hierdurch brachte er ja erst das „reine Evangelium" (nicht aber „unbiblische Lehren") in die Bibel hinein, in welcher es zuvor noch nicht stand!

Hier müssen wir nun Herrn Seminardirector Crüger ein Geschichtchen erzählen, das uns selbst vor einigen Jahren begegnet ist, und aus dem er sehen kann, welche Bewandtniß es hat mit seinem „Grundtext" und mit den „Fehlern" der Vulgata. Ich hatte im Jahr 1883 eine Schrift veröffentlicht über „Kirche und Staat". Daselbst hatte ich aus vielen Schriftstellen bewiesen, daß Christus eine sichtbare Kirche gestiftet, in welcher die Obern zu befehlen, die Untergebenen (die Laien) zu gehorchen haben; kurz, eine Kirche ganz in dem hierarchischen Sinn der heutigen katholischen Kirche. Ich hatte gezeigt, daß auch die Apostel in gleichem Sinne die von Christus gestiftete Kirche auffaßten, indem sie z. B. von Jerusalem der Kirche zu Antiochien jene Weisung zugehen ließen: „Die Apostel und Aeltesten, die Brüder, entbieten denen zu Antiochia. . . . ihren Gruß . . . Es hat dem Heiligen Geist und uns gefallen, euch weiter keine Last aufzulegen als diese nothwendigen Stücke u. s. w." [1] Also „die Apostel und Aeltesten" sind es, welche decretiren; dieselben bezeichnen sich zugleich als „Brüder"; daß auch die Laien das Decret miterlassen hätten, davon ist im Text keine Rede. Nun kam denn einer meiner protestantischen Kritiker, Herr Oberconsistorialrath Köhler zu Darmstadt, und erklärte in der „Theologischen Literaturzeitung" (Leipzig, 23. Februar 1884, Sp. 95—100): „Das Citat ist nach der Vulgata, aber im Grundtext steht: οἱ ἀπόστολοι καὶ οἱ πρεσβύτεροι καὶ οἱ ἀδελφοί: die Apostel, die Aeltesten und die Gemeinde geben den Bescheid" (a. a. O. Sp. 97). Es wurde uns dummen Katholiken also wieder einmal mit anscheinender Gelehrsamkeit der „Grundtext" entgegengehalten. Wie aber verhielt sich die Sache in Wahrheit? Den wirklichen Grundtext (d. h. das Original) haben wir bekanntlich nicht mehr; das Aelteste, was wir besitzen, sind Handschriften aus dem 4. und den späteren Jahrhunderten, insbesondere die Codices Sinaiticus, Alexandrinus, Vaticanus, Ephraemi und Bezä. Diese sämmtlichen fünf ältesten und besten Codices (der Sinaiticus in seiner ursprünglichen Form) geben die Stelle aus der Apostelgeschichte, wie wir sie gaben, d. h. ohne das Wörtchen „und"; mit ihnen läßt auch die geschmähte Vulgata das „und" fort. Woher in aller Welt kommt nun Herr Oberconsistorialrath zu seinem „und", welches dem Text

[1] Apg. 15, 23—29; vgl. mein „Kirche und Staat" S. 17.

einen ganz andern Sinn geben, und im „Grundtext" zu lesen sein soll? Er hat als „Grundtext" offenbar den sogen. textus receptus verstanden, von welchem der bekannte protestantische Polemiker Hase erklärt, derselbe sei „nichts als eine zufällige, großentheils durch einen gelehrten Buchdrucker entstandene Convenienz voll Irrthümer" [1]. Dieser textus receptus hat nämlich das „und"; er ist es, welcher von protestantischen Theologen vielfach benutzt wird im Gegensatz zu unserer Vulgata; er ist es offenbar auch, welcher nach Herrn Crüger für die Protestanten „entscheidend ist", während wir Katholiken uns mit den „Fehlern" der Vulgata behelfen. Ich hatte in meinem „Edgar" (1. Aufl. S. 129, 2. und 3. Aufl. S. 131) dem Herrn Oberconsistorialrath Köhler diese sonderbare Verwechslung des textus receptus mit dem „Grundtext" vorgehalten. Der Herr scheint aber ein schwaches Gedächtniß für seine früheren Aeußerungen zu haben, indem er in Nr. 3 der „Theol. Literatur-Ztg." von 1888, Sp. 59, nunmehr behauptet, er habe „in Nr. 4, 1884, der Theol. Lit.-Ztg. geltend gemacht, daß (nach dem textus receptus) zu lesen sei: ... Die Apostel, die Aeltesten und die Gemeinde", obgleich er daselbst schwarz auf weiß vom „Grundtext" und nicht vom textus receptus gesprochen hatte.

Gestützt auf dieses Erlebniß dürften wir daher mit mehr Recht, als Herr Seminardirector Crüger, in einer katholischen Katechismuslehre erklären: „Ueber den Text, aus welchem die Wahrheit zu schöpfen ist, lehren wir Katholiken, daß die ältesten Handschriften entscheidend seien. Die Protestanten berufen sich auf den textus receptus, eine ‚Convenienz voll Irrthümer', und wohl auch auf die noch weit fehlerhaftere Uebersetzung des Dr. Martin Luther." So könnten wir in Wahrheit sagen. Würde aber ein solcher Passus in einem katholischen Schulbuche nicht im Interesse des konfessionellen Friedens von der Schulverwaltung beanstandet werden? Würde ein solches Buch in vier Lehrerseminaren Eingang finden?

Herr Crüger erzählt weiter (S. 262): „Für den Gebrauch der Schrift gilt bei uns der Satz: Das Bibellesen ist allen nöthig (2. Tim. 3, 15, 16. Apostelgesch. 17, 11); bei den Katholiken ist das Bibellesen den Nichtgeistlichen oder Laien verboten, weil die Bibel der Tradition widerspricht."

Wir Katholiken sind also abermals so verstockt, daß wir die Bibel, das Wort Gottes, nicht zulassen wollen, „weil sie der Tradition wider-

[1] Hase, Protestant. Polemik. 4. Aufl. S. 84.

spricht". Herr Crüger weiß also nicht, daß jeder Laie bei uns die Bibel im Hebräischen und Griechischen, sowie in der lateinischen Uebersetzung lesen darf; er weiß nicht, daß die deutschen Uebersetzungen der Bibel von Allioli und von Loch und Reischl in zahlreichen Auflagen, auch bei der Laienwelt, über ganz Deutschland verbreitet sind, und zwar mit ausdrücklicher Erlaubniß der Kirche. Daß es aber nicht gerathen schiene, eine von ihm oder die von Luther gelieferte Uebersetzung den Gläubigen zu geben, dafür spricht schon seine eigenthümliche Exegese obiger Bibeltexte aus dem zweiten Brief an Timotheus und aus der Apostelgeschichte; denn wofür er sie anführt, daß nämlich „das Bibellesen allen nöthig" sei, davon steht in denselben kein Wort. Ueberhaupt ist es gar nicht so unklug von der Kirche, wenn sie für Nichttheologen nur zuverlässige Bibelausgaben gestattet. Sucht doch in weltlichen Dingen auch der Staat das Publicum sicherzustellen gegen gefälschte oder zweifelhafte Ware!

Herr Crüger fährt fort (S. 262): „Weil angeblich allein die katholische Kirche das geschriebene und ungeschriebene Wort Gottes vollständig und zur Seligkeit ausreichend hat, behaupten die Katholiken: Man kann nur in der katholischen Kirche selig werden. Wir lehren: Man kann nur in der wahren (unsichtbaren) Kirche selig werden."

Wenn Herr Crüger sich nur ein wenig in der katholischen Theologie hätte umsehen wollen, so hätte er statt dieses Unsinns als wirkliche katholische Lehre folgendes gefunden: Es werden selig: 1) alle (getauften) Protestanten, welche sterben ohne eine schwere Sünde begangen zu haben, insbesondere also alle protestantischen Kinder, die vor dem Gebrauch der Vernunft sterben; 2) jene Protestanten, welche schwere Sünden begingen, diese aber durch vollkommene Reue tilgten; 3) alle Heiden und Juden, welche einen Act vollkommener (auf Glauben beruhender) Liebe (die sogen. Begierdtaufe) erweckten und, falls sie schwere Sünden begingen, diese durch vollkommene Reue tilgten. Das ist katholische Lehre; die Caricatur des Herrn Crüger ist es nicht.

Herr Crüger erklärt: „Nach der Schrift werden wir ohne Verdienst allein durch den Glauben gerechtfertigt, nach katholischer Lehre durch (einen todten) Glauben und durch gute Werke, so daß man die Rechtfertigung ‚einigermaßen' verdienen kann" (S. 263). Der gute Herr hätte doch das Decret des Trienter Concils über die Rechtfertigung lesen sollen, damit er nicht so absurde Dinge schriebe! Wir wollen ihm wenigstens einige kurze Stellen aus demselben hierhersetzen. Das Concil sagt also, „daß der Anfang dieser Rechtfertigung bei den Erwachsenen

von der durch Jesum Christum zuvorkommenden Gnade Gottes geschehen muß, das ist, von seiner Berufung, durch welche sie, ohne daß sie selbst irgend Verdienste haben, berufen werden, so daß diejenigen, welche durch die Sünde von Gott abgewendet waren, durch dessen anregende und mithelfende Gnade vorbereitet werden, sich zu ihrer eigenen Rechtfertigung umzuwenden, indem sie derselben Gnade frei beipflichten und mit ihr mitwirken. . . . Man bereitet sich aber zur Gerechtigkeit vor, indem man, durch die göttliche Gnade erweckt und unterstützt, den Glauben durch das Hören empfängt, freiwillig sich zu Gott hinwendet und an die Wahrheit dessen glaubt, was Gott geoffenbart und verheißen hat, und besonders, daß der Gottlose von Gott gerechtfertigt werde durch seine Gnade, durch die Erlösung, die da ist in Christo Jesu; und, indem man sich als Sünder erkannt, von der Furcht der göttlichen Gerechtigkeit, durch welche man heilsam erschreckt wird, zur Betrachtung der göttlichen Barmherzigkeit sich wendet, zur Hoffnung aufgerichtet wird, vertraut, Gott werde uns um Christi willen gnädig sein, und anfängt, ihn zu lieben als den Quell aller Gerechtigkeit; indem man deshalb von Haß und Abscheu gegen die Sünde bewegt wird, das ist von derjenigen Buße, welche vor der Taufe gewirkt werden muß; indem man endlich sich vornimmt, die Taufe zu empfangen, ein neues Leben zu beginnen und die göttlichen Gebote zu halten."

Das klingt doch ein wenig anders als die Märchen des Herrn Crüger! Der Protestant, dem sein Buch in die Hände fällt, wird sich an seiner Darstellung der Unterscheidungslehren vielleicht weniger stoßen, weil er selbst in ähnlicher Weise unterrichtet ward. Für uns Katholiken aber, die wir unsere Religion kennen, sind derartige Caricaturen derselben in höchstem Grade verletzend; sie sind wie ausgesonnen, um confessionelle Zwietracht zu stiften. Man stelle sich vor, daß Protestanten und Katholiken in einer Gesellschaft beisammen sind; ein Protestant hält den Katholiken vor: „Ihr habt die Bibel gefälscht! Ihr habt unechte Bücher hineingethan! Ihr lehrt eine Rechtfertigung durch äußere Werke mit todtem Glauben u. s. w.!" Wenn die Katholiken solche Albernheiten sich nicht gefallen lassen wollten, und wenn es hierüber zu Streit, Erbitterung und Zwietracht käme, so würden wir Herrn Seminardirector Crüger die Verantwortung zuweisen dürfen. Denn er hat seine Lehrer in solchen Unwahrheiten unterrichtet; die Lehrer aber verbreiten nur unter die Massen, was sie im Seminar gehört haben. Daß aber die Katholiken, denen man solche Verleumdungen ins Gesicht wirft, sich dem widersetzen, ist nur zu natürlich.

2. Aehnlich, wie Herr Seminardirector Crüger, macht es Herr Regierungs- und Schulrath Kietz in „Luthers Kleiner Katechismus . . . für Geistliche und Lehrer“ (Berlin 1886). In demselben finden wir (S. 275 ff.) „die wichtigsten Unterscheidungslehren der evangelisch-lutherischen und der katholischen Kirche“ in gespaltenen Columnen sich gegenübergestellt. Wir lesen z. B.:

| „Die evang.-luther. Kirche: | Die katholische Kirche: |
|---|---|
| Die apokryphischen Bücher des A. T. | |
| haben kein göttliches Ansehen, weil sie nicht vom Heiligen Geist eingegeben sind. | sind mit den canonischen gleichen göttlichen Ansehens. |
| Berechtigt (authentisch) zur Lehre ist der Gebrauch | |
| allein des Grundtextes der Bibel. | der Vulgata des Hieronymus. |
| Die Heilige Schrift richtig auslegen | |
| kann nur der Heilige Geist in den erleuchteten Gläubigen. | darf allein der seit 1870 unfehlbare Papst.“ |

(Wir gratuliren den Protestanten zu dieser Entdeckung, da sie nach derselben an die 100 Millionen unfehlbare Päpste haben; denn wir müssen doch annehmen, daß ihre Angehörigen durchweg zu den „erleuchteten Gläubigen“ gehören!)

| „Anzubeten und zu verehren | |
|---|---|
| ist nur der dreieinige Gott. | sind außer Gott auch die Engel und die verstorbenen Heiligen, besonders die Jungfrau Maria, welche nicht gerade anzubeten, aber doch um ihre Fürbitte bei Gott anzurufen sind.“ |

(Der Herr Schulrath nimmt also den Unsinn an, daß wir Katholiken die Heiligen zugleich „anbeten“ und „nicht gerade anbeten“.)

| „Die Kraft der Sacramente liegt | |
|---|---|
| in den Einsetzungsworten Christi. | in der Absicht des Priesters, das zu thun, was die Kirche thut.“ |

Nach katholischer Lehre, so scheint es, bedurfte es also keiner Einsetzung der Sacramente durch Christus! — In diesem Stil geht es weiter. Von der allerseligsten Jungfrau wird als „evangelisch-lutherische“ Lehre hervorgekehrt, daß sie „nur durch diese Barmherzigkeit Gottes, um Christi willen selig geworden“; als ob die katholische Kirche je etwas anderes gelehrt hätte! Als katholische Lehre hören wir: „Durch diese selbständige

Mitwirkung verdient der Mensch einigermaßen das Heil"; auch der Herr Regierungsrath scheint also nie die oben angeführten Stellen des Trienter Concils gelesen zu haben.

3. Aehnlich, wie Crüger und Kietz, erklärt Helmsing (S. 157) als katholische Lehre: „Die Apokryphen des Alten Testamentes sind den canonischen Büchern gleichzuachten"; „In den Apokryphen der Vulgata und der Tradition findet die römische Kirche eine Begründung für diejenigen ihrer Lehren und Satzungen, welche sich aus der Heiligen Schrift nicht rechtfertigen lassen."

4. Die bisher erwähnten Lehrbücher sind an Lehrerseminaren eingeführt. Wie aber die Lehrbücher für Gymnasien an Entstellungen der katholischen Lehre reich sind, davon sahen wir bereits früher ein Beispiel an Leimbachs „Hilfsbuch für den evangelischen Religionsunterricht in höheren Schulen. 2. Abth."[1] Außer dem dort Erwähnten sei noch angeführt, daß Herr Leimbach sich nicht scheut, den Text Röm. 3, 28 mit dem von Luther eingeschobenen „allein" zu citiren, indem er (S. 28) ihn also wiedergibt: „So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben." Der hl. Paulus will nämlich sagen, daß die Werke des mosaischen Gesetzes nicht nöthig seien zur Rechtfertigung; die Einschiebung des „allein" gibt der Sache jedoch eine Wendung, als wenn außer diesen Gesetzes-Werken noch etwas anderes als unnöthig erklärt werde. Wozu sonst die Einschiebung, wenn der Sinn mit derselben der gleiche bliebe wie ohne dieselbe? Nachdem Leimbach mit Luther dieses „allein" in die Bibel hineingebracht hat, in welcher es nicht steht, kann er dann freilich (S. 71) erklären: „Die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben ist die neue, von Luther zuerst gemachte und der ganzen Kirche dargebotene Heilserfahrung." Sehr wahr! Denn vor Luther hat weder Christus, noch haben die Apostel, noch hat sonst jemand diese Lehre je gekannt. Uebrigens scheut sich auch Noack in seinem so weit verbreiteten „Hilfsbuch" (S. 124) nicht, den Text mit Luthers eingeschobenem „allein" wiederzugeben; ebenso übersetzt Noack auch (S. 145) das „Catholicam Ecclesiam" im nicänischen Glaubensbekenntniß mit „christliche Kirche".

S. 29 erzählt uns Herr Leimbach: „Auch evangelische Christen können den Satz des Cyprian unterschreiben: Extra ecclesiam nulla salus; aber sie sagen darum doch nicht, daß nur ihre Kirche eine selig-

---

[1] Vgl. diese Blätter Bd. XXX, S. 459—464.

machende sei, wie die Römischen von ihrer Kirche behaupten." Welche Entstellung in einer derartigen Behauptung liegt, haben wir oben gezeigt.

Eine Kraftstelle Leimbachs gegen uns „Römische" lautet, wie folgt: „Die Kirche ist schon im frühen Alterthum hinsichtlich der Lehre von der Heilsaneignung auf Irrwege gerathen und hat sich während des Mittelalters immer mehr von ihren Anfängen und ihrem Urbilde, der apostolischen Kirche, entfernt. Während man in Bezug auf das Wesen Gottes correct lehrte, wurde die Frage, wie der Mensch selig werde und seiner Seligkeit auch gewiß werden könne, immer verkehrter beantwortet. Statt der Buße führte man Büßungen ein, statt des Kampfes mit der Welt floh man dieselbe und nahm sie doch mit in die Klöster, statt der Seligkeit aus Gnaden durch den Glauben suchte man die Seligkeit durch Werke und Verdienst, an die Stelle des dreieinigen Gottes trat vielfach Maria (!), statt des einen Fürsprechers suchte man zahllose Nothhelfer in den Heiligen (!); an die Stelle des Himmelreiches, das nicht von dieser Welt ist, setzte das Papstthum eine Kirche, die zugleich die Herrschaft über alle Weltreiche beanspruchte. Dies und zahllose andere Verirrungen, z. B. die Lehre vom Fegefeuer, vom Meßopfer, vom Ablaß, vom Schatze überflüssiger (!) Werke 2c., führten die abendländische Kirche immer mehr in Entartung und Verfall" (S. 70, 71).

In der That eine große Zahl von Liebenswürdigkeiten, welche Herr Gymnasialdirector Leimbach zur Erbauung seiner Primaner uns Katholiken hier anhängt! Wären wir nicht überzeugt, daß alle Unwahrheiten, die in diesen Worten sich finden, und deren Zahl wir dem Leser zu bestimmen überlassen, nicht aus Bosheit, sondern nur aus mangelnder Sachkenntniß hervorgingen, so würden wir sagen, Herr Leimbach habe eine ganze Reihe von „Wohlgefallen an dem Nichts gegenüber allen Realitäten" begangen; mit diesen Worten definirt er nämlich (S. 46) die Lüge.

5. So viel über Herrn Leimbach. Welche Verletzungen unseres religiösen Gefühles der Heidelberger Katechismus sich schuldig macht, ist bekannt; wir erinnern nur daran, daß er die heilige Messe — das Heiligste für uns Katholiken — eine „vermaledeite Abgötterei" nennt; wir machen darauf aufmerksam, daß dieser Katechismus ein symbolisches Buch der Reformirten ist, daß seine Behauptungen also einen Glaubenssatz der reformirten Kirche bilden. Hier aber liegt uns daran, auch darauf hinzuweisen, daß der Heidelberger Katechismus trotz solcher Aus-

schreitungen gegen uns Katholiken von der preußischen Schulverwaltung officiell als Schulbuch zugelassen ist [1].

6. Immerhin kann man einigermaßen zur Beschönigung dieses Buches sagen, daß es im 16. Jahrhundert abgefaßt ward. Wie aber, wenn wir bei Professor Kurtz in dessen „Christliche Religionslehre“, 13. Aufl. (Leipzig 1883) ähnliche Liebenswürdigkeiten lesen? Und wenn sein Buch trotzdem von der preußischen Schulverwaltung eingeführt ist in einem Lehrerseminar, sechs Gymnasien oder Progymnasien und fünf Realschulen oder höheren Bürgerschulen? Herr Professor Kurtz nun sagt uns Katholiken in diesem seinem Buche die Schmeichelei, unsere Beicht sei „Gewissenszwang und Menschenknechtschaft“ (S. 202). Von unserm heiligsten Altarssacrament erklärt er (S. 188): „Jede Consecration, die nicht den unmittelbaren Genuß zum Zwecke hat, ist demnach einsetzungswidrig und verheißungsleer; ja, sie ist lästerlicher Mißbrauch und schwerer Aberglaube, indem sie das Sacrament in das Gebiet der Magie und Zauberei hinabzieht.“ Nach Herrn Kurtz wird also in den katholischen Kirchen des ganzen Erdkreises allgemein „lästerlicher Mißbrauch“ und „schwerer Aberglaube“ getrieben und das heiligste Altarssacrament „in das Gebiet der Magie und Zauberei hinabgezogen“. Ein schönes Compliment für uns! Zu unserem Troste haben wir indes recht gute Gesellschaft bei diesen Verbrechen; denn die Christen der ersten Jahrhunderte handelten hierin wie wir. — Nach solchen Dingen darf es uns natürlich nicht wundern, wenn Professor Kurtz seinen Schülern die Fabel von einem Kampfe erzählt, den Luther „gegen den zu seiner Zeit in der römischen Kirche ausschließlich herrschenden Semipelagianismus“ (S. 145) geführt habe. Der gute Herr weiß entweder nicht, was Semipelagianismus ist, oder er hat sich nie in der theologischen Literatur des 16. und der vorangehenden Jahrhunderte näher umgesehen.

7. Obige Complimente des Herrn Professors Kurtz legten uns den Gedanken nahe, eine kleine Blütenlese ähnlicher Höflichkeiten gegen uns Katholiken zu veranstalten, wie sie sich in anderen officiell von den preußischen Behörden eingeführten Schulbüchern finden. Wir griffen zunächst zu Leipoldt und stießen beim Durchblättern auf folgende schmeichelhafte Bezeichnungen für unsere katholische Religion, deren Lehren oder Einrichtungen: „Aberglaube“ (S. 66), „Menschenlehren“, „Un-

[1] Vgl. Circ. Verh. der kgl. Regierung zu Koblenz vom 3. Nov. 1877; bei Giebe, Verordnungen, 3. Aufl. (Düsseldorf 1878) S. 394.

nöthige Ceremonien", „Abergläubische Gebräuche" (S. 78), „Willkürliches, der Ordnung Gottes widerstrebendes Gesetz" (S. 86), „Drückende Tyrannei" der Päpste (S. 87), „Aberglaube", „Irrthümer und Menschenlehren" (S. 90), „Traurigste Irrlehre" (S. 91), „Trauriges Gewirre von Irrlehren und Sünden", „Vermischung menschlicher Irrthümer mit der göttlichen Lehre", „Traurige Verirrungen" (S. 92), „Stolzer Bau der Menschenknechtschaft" (S. 99), „Frevelhafter Handel" (S. 107), „Die Messe und die übrigen leeren Ceremonien" (S. 124), „Joch der Gewissensknechtschaft und Menschensatzung" (S. 130), „Römischer Druck" (S. 137), „Päpstliches Joch", „Gewissensdruck" (S. 138), „Menschensatzungen" (S. 139) u. s. w. — Doch auch Professor Kurtz lieferte uns in seiner Kirchengeschichte nachträglich noch die Aufmerksamkeit, daß er (S. 104) von „päpstlicher Arglist" redet, und erklärt: „Das Papstthum ... erstieg ... den höchsten Gipfel sittlicher Entartung und Verworfenheit"; er spricht uns vom „Joch päpstlicher Beschränkung und Gelderpressung" (S. 107) und nennt die „römische Hierarchie" einen „selbstsüchtigen Dränger" (S. 121) u. s. w. — So spricht auch Helmsing vom „Unfug der Privat- und Seelenmessen, der Hostienverehrung und Kelchentziehung" (S. 72), von „Menschensatzungen der Kirche" (S. 79), von der „ganzen Verkehrtheit des katholischen Wallfahrt-, Ablaß-, Heiligen- und Bilderaberglaubens" (S. 89) u. s. w.

8. Doch genug dieser Dinge, deren Zahl wir jedenfalls sehr vermehren könnten, wollten wir uns der Mühe unterziehen, statt dieser wenigen eine größere Zahl protestantischer Schulbücher durchzublättern. Das Cultusministerium hat ja gewiß in all' dem nichts gefunden, was uns Katholiken beleidigen oder den confessionellen Frieden unnöthigerweise stören könnte; denn wäre das der Fall, so hätte es offenbar diese Bücher nicht officiell und öffentlich im Centralblatt für den Gebrauch in den Schulen zugelassen. Allein die Ansichten sind in solchen Dingen sehr verschieden, und es wäre daher nicht unmöglich, daß die Gerichte anders darüber dächten als das Cultusministerium, und daß sie gegebenen Falls in ähnlicher Weise wie im Falle Thümmel gegen solche Bücher und deren Verfasser vorangingen.

Für uns Katholiken ist es jedenfalls eine seltsame Lage, daß die staatliche Gesetzgebung verlangt, wir sollten als höchste Instanz für das ganze Schulwesen, insbesondere sogar für den katholischen Religionsunterricht, eine Behörde anerkennen, welche derartige Beschimpfungen und Entstellungen unserer Religion stillschweigend in den Schulen duldet, ja

dieselben als nicht verletzend für uns ansieht, indem sie die Schriften, welche diese Dinge enthalten, in das Verzeichniß der für den Schulgebrauch zugelassenen Bücher aufnimmt und die Thatsache der Aufnahme in dem officiellen Centralorgan für das gesammte Unterrichtswesen bekannt gibt.

9. Wie mit den Schimpfworten, ähnlich geht es mit den oben gekennzeichneten dogmatischen Entstellungen: sie wiederholen sich in ziemlich stereotyper Weise. Besonders eifrig werden sie gehandhabt, um die beiden Grundprincipien des Protestantismus, das materiale und das formale, festzustellen. Das materiale besteht in der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein. Der Protestantismus würde als eine unmotivirte Neuerung erscheinen, wenn man zugestände, daß auch die katholische Kirche dem lebendigen Glauben, nicht aber den bloß äußerlich verrichteten Werken rechtfertigende Kraft zuschriebe; darum läugnet man dies — freilich auf Kosten der Wahrheit. In ähnlicher Weise beschuldigt man die katholische Kirche, sie lehre oder habe doch gelehrt eine Rechtfertigung, welche nicht ganz auf der Gnade Gottes und den Verdiensten Christi beruhe. Auch hiermit schlägt man der Wahrheit ins Gesicht.

Das formale Princip des Protestantismus ist die Bibel, und die Bibel allein. Auch mit Rücksicht auf dieses Princip dichtet man der katholischen Kirche Dinge an, welche der Wahrheit nicht entsprechen; man beschuldigt die Kirche, sie habe nicht den richtigen Kanon der Heiligen Schrift, sie ziehe fehlerhafte Uebersetzungen dem Urtext vor, sie erhebe die Tradition oder die kirchliche Lehrgewalt über die Bibel u. dergl. mehr.

Zu diesen Entstellungen bei den zwei Grundprincipien des Protestantismus pflegen sich alsdann mancherlei Unwahrheiten in Betreff einzelner Lehren zu gesellen, z. B. Uebertreibungen und Entstellungen hinsichtlich der Heiligenverehrung, des Ablasses und anderer Dinge. So kommt denn eine vollständige Karikatur heraus, welche man der protestantischen Jugend statt des wirklichen Katholicismus als Schreckbild vorstellt.

10. Was erreicht man nun hiermit? Die Mehrzahl der Schüler, namentlich die mittelmäßigen, werden sich irreführen lassen und alles Christenthum über Bord werfen; denn der Protestantismus ist ihnen durch den schreiendsten Mangel an Logik und der Katholicismus durch jenes Schreckbild verleidet. Jene Schüler aber, welche größere Befähigung mit warmer Anhänglichkeit an den christlichen Glauben verbinden, werden über kurz oder lang zu der Einsicht gelangen, daß man

statt des wirklichen Katholicismus ihnen ein Zerrbild vorgeführt hat. Sie werden den Schluß ziehen, daß jenes System unangreifbar in der Wahrheit begründet sein müsse, welches man nicht anders zu bekämpfen wußte als mit den oben gekennzeichneten Mitteln. So ist schon mehr als ein Protestant zur „römischen" Kirche zurückgeführt worden, und werden, so Gott will, noch mehrere zurückgeführt werden, wenn man fortfährt, derart mit Beschimpfungen und Entstellungen unserer Religion in den officiell eingeführten Schulbüchern voranzugehen.

**L. v. Hammerstein** S. J.

---

# St. Petersburg.

## Russische Kirchen und Klöster.

---

Dem Reisenden, welcher von Skandinavien herkommt, muß die Menge, Größe und Pracht der Kirchen auffallen, welche der russischen Hauptstadt theilweise ihr Gepräge geben.

In Island und Norwegen kann man Stunden, ja halbe Tage weit reiten, ehe man wieder auf eine dürftige Holz- oder Steinkirche trifft. Diese sind noch meist so ärmlich und kahl als möglich, kaum mehr werth als ein ansehnlicher Bauernhof. Im südlichen Norwegen, in Schweden und Dänemark ist es mit den Kirchen etwas besser bestellt. Wie die Dome von Throndhjem, Upsala und Lund, so stammen indes auch die meisten anderen bedeutenderen kirchlichen Bauwerke noch aus katholischer Zeit und waren bis vor wenigen Jahrzehnten ziemlich vernachlässigt. Stattliche neuere Kirchenbauten sieht man nur selten, und diese erreichen weder den materiellen noch den Kunstwerth der früheren Leistungen. Durch das Lutherthum ward die Religion aus der großen socialen Oeffentlichkeit eben mehr oder weniger ins Gemeindeleben, ins Privathaus, ins Herzenskämmerchen zurückgedrängt und mußte da noch oft genug mit einem Schmollwinkel vorlieb nehmen. Der äußere Cultus beschränkte sich auf den Sonntag, die Sonntagsfeier aber auf Predigt, Gesang und Abendmahl. Denn Taufen und Hochzeiten werden wohl auch noch vielfach auf den Sonntag verlegt. Die Begräbnisse sind mit wenig Feierlichkeit verbunden. Der Confirmandenunterricht wird in Schule oder Pfarrhaus gehalten. So viel religiöser Sinn auch noch bei den Skandinaviern herrschen mag (im allgemeinen wird sehr über dessen Abnahme geklagt), im bunten Treiben des Alltagslebens und der materiellen Interessen bringt wenig von dem unsichtbaren Christenthum an die sichtbare Oberfläche.

In St. Petersburg war das alles ganz anders. Obwohl die Stadt erst zwei Jahrhunderte nach der sogen. Reformation, im Zeitalter des modernen Spinozismus, Voltairianismus, Pantheismus und Materialismus gebaut worden ist, beherrschen die äußeren christlichen Cultusformen noch das ganze Leben. Die Kapelle an der Nicolausbrücke steht nicht vereinzelt da. An mehreren der belebtesten Punkte der Stadt begegnet man ähnlichen neuen, prächtigen Kapellen, welche den ganzen Tag offen stehen, von den Vorübergehenden ehrfurchtsvoll mit einem Kreuzzeichen begrüßt und von vielen kürzere oder längere Zeit besucht werden. Kostbare Lampen und Leuchter brennen da beständig vor den nicht minder kostbaren Heiligenbildern. Man sieht Popen und Mönche in ihrer schönen, feierlichen Tracht, Votivbilder, brennende Kerzen, Reliquien. Die Kirchen stehen auch an Wochentagen offen, und da es außer dem Sonntag eine Menge anderer Feste gibt, und die meisten Geistlichen mehrmals in der Woche die „Liturgie" (Messe) feiern, so wird die ganze Woche hindurch da oder dort Gottesdienst gehalten. An jeder Straße begegnet man beinahe einer oder mehreren Kirchen. Die meisten Vorübergehenden entbieten auch diesen ihren Gruß. Neben fünf römisch-katholischen, zwei anglikanischen, zwei armenischen und 44 protestantischen Gotteshäusern zählt die Stadt gegen 350 griechische Kirchen und Kapellen, darunter zehn große Kathedralen. Die größte derselben, die Isaakskathedrale, gehört zu den imposantesten Kirchenbauten der Welt. Ihr Bau hat über 25 Millionen Rubel gekostet, und wie sie sind auch die meisten anderen Kirchen mit verschwenderischer Freigebigkeit ausgestattet. Czar, Adel und Volk sind dabei reichlich betheiligt. Die Reichen und Mächtigen machen den Kirchen noch heute ansehnliche Geschenke, und der weniger Begüterte kauft sich wenigstens beim Besuch des Gottesdienstes seine Votivkerze, wodurch in den stärker besuchten Kirchen große Summen zusammenströmen.

Peter der Große war halb, Katharina ganz ungläubig, beide im höchsten Grade sittenlos. Dennoch vermochten weder sie, die Gründer der Stadt, noch die späteren Czaren sich von der Ueberlieferung des russischen Volkes loszureißen, in dessen Anschauung das alte, orthodoxe, von Byzanz überkommene Kirchenthum den wesentlichsten Hort und Bestandtheil des Reiches bildete. Nur die religiöse Würde und Weihe konnte dem Czarenthum seine Macht und seinen Einfluß erhalten. St. Petersburg mußte Moskau ähnlich werden, wenn es in den Augen des Volkes der Würde der Czaren entsprechen sollte. Neben den Palästen mußten sich Kirchen erheben, die an Pracht mit jenen der ältern Hauptstadt wetteiferten. Alle Aufklärerei, aller Skepticismus, alles Liebäugeln mit westeuropäischer Irreligiosität scheiterte an der Macht der alten Volkstradition, die, bei aller Oberflächlichkeit der Begriffe, doch mit der tiefsten Zähigkeit des Gefühls an dem alten, äußern Cultus hing. Dieselbe Kaiserin Katharina, welche mit ihren encyklopädistischen Freunden in Paris und Berlin über alle Religion spöttelte, spielte zu Hause die Rolle einer St. Helena, baute Kirchen und stattete sie mit verschwenderischer Pracht aus, ehrte Bilder und Reliquien und machte mit peinlicher Genauigkeit alle Ceremonien mit, welche das Herkommen von einer Czarin erforderte. Derselbe Adel, der in seinen Lebens-

gewohnheiten dem Paris Ludwigs XV. nacheiferte, blieb mit seiner Kaiserin den ererbten Formen der orthodoxen Kirche treu, ließ sich segnen und absolviren, fastete und verehrte Bilder, und gab riesige Summen, um nach dem frivolsten Leben in einem Kloster begraben und mit dem prunkendsten Trauergottesdienst beehrt zu werden. Abgetrennt von dem Lebensodem der wahren Kirche, mußten die kirchlichen Formen auf diese Weise natürlich vielfach zum Zerrbild, zur leeren Formel, zur conventionellen Gewohnheit herabsinken. Und doch ist es schwer, ihnen jeden Werth, jede Bedeutung abzusprechen. Sie blieben ein Band, das den einzelnen wie die Gesellschaft noch mit der einstigen christlichen Ordnung verband. Namen, Gebete, Riten, Ceremonien, Sacramente und Sacramentalien, Feste, Andachten, Gesetze und Gebräuche erinnerten unaufhörlich an die meisten Fundamentallehren des Christenthums — an die heilige Dreifaltigkeit, an die Gottheit Christi, an seine Menschwerdung und an seinen Erlösungstod, an die Sündenvergebung und Buße, an ein ewiges Leben und an die Gemeinschaft der Heiligen. Selbst der Cölibat und die Ordensgelübde blieben wenigstens principiell anerkannt, und wenn die Lehre von der Kirche auf irre Bahn gerieth, so entschwand der Begriff einer Kirche und eines kirchlichen und sacramentalen Lebens doch lange nicht in jenem Grade, wie im Protestantismus. In vielen Gemüthern erhielten die äußeren Cultformen selbst einen Rest des Geistes und Sinnes, aus dem sie einst hervorgegangen. Viele mochten sich in besseren Augenblicken daran anklammern, und einen tröstenden, erhebenden, vielleicht rettenden Gedanken darin finden. Jener blinde Haß gegen alles Religiöse, welcher die Encyklopädisten und deren Anhänger charakterisirt, gelangte unter den Russen, selbst in Katharina's Tagen, nicht zu allgemeiner Herrschaft. Spätere Czaren haben eine ernste Religiosität an den Tag gelegt. Weit entfernt, Unglauben und Freidenkerei zu begünstigen, suchten sie vielmehr das ihnen unterworfene Kirchenwesen zu befestigen und die Kirche von Rom, wenigstens im Aeußerlichen, nachzuahmen.

Dieser letztere Gedanke hat sich in dem glänzendsten Bauwerk der Kaiserstadt, der Isaakskathedrale, einigermaßen verkörpert. Sie erinnert unwillkürlich an die Peterskirche zu Rom, und die Czaren Alexander I. und Nicolaus hatten sicherlich im Sinn, der größten Weltkathedrale am Grabe des Apostelfürsten etwas Ebenbürtiges gegenüber zu stellen. Das ist nun nicht geglückt. Schon der ganze Platz, auf dem die Stadt ruht, war dazu ungünstig gestaltet. Ein Wald von Masten mußte erst in den lockeren Morastboden gerammt und ein ganzer Rost von künstlichem Fachwerk in denselben gelegt werden, um nur einen Halt für die Fundamente zu gewinnen. Riesige Summen verschlang schon diese Vorarbeit, die während des Baues und noch nachher wiederholt ergänzt werden mußte. Die Idee des Planes aber wuchs nicht aus dem geistigen Leben einer ganzen Epoche heraus, sie war bestellt und wurde nach den Vorschlägen eines französischen Baumeisters durchgeführt. So ward der Petersdom in keiner Hinsicht erreicht, wohl aber überflügelte die staatskirchliche Kathedrale an der Newa die ihr ähnliche am Themse-Ufer, St. Paul zu London, in den Verhältnissen wie an Reichthum des Materials und Schönheit der Ausführung.

Gleich St. Peter erscheint sie auf den ersten Blick kleiner, als sie ist. Von außen bewirken das die benachbarten Paläste mit ihren kolossalen Horizontalausdehnungen, von innen die Breite und Schwere der Pilaster und die einfache Harmonie der Verhältnisse. Man braucht aber nur etwas ins Detail zu schauen, zu vergleichen und langsam umherzugehen, so weicht die Täuschung bald. Der eine Arm des griechischen Kreuzes, das ihr Grundriß bildet, ist nur um ein paar Meter kürzer, als das Langhaus mitsammt dem Chor des Kölner Doms, der andere Arm um 15 m länger als dessen Querschiff. Die innere Scheitelhöhe der Kuppel mißt 82 m, also ein Drittel weniger als jene der Peterskirche, aber 14 m mehr als jene der Paulskirche. Auch neben den Kölner Dom gestellt, würde also die Kathedrale noch etwas vorstellen. Die zwei gewaltigen Thürme würden sie zwar um 50 m überragen; die zahllosen Thürmchen, Spitzen, Bogen, Fialen, Strebebogen, Steinblumen, Baldachine, Statuen würden mit ihrem reichen Formenzauber triumphirend sich geltend machen. Doch groß, gewaltig, majestätisch würde nichtsdestoweniger auch die ernste griechische Kathedrale erscheinen, in wuchtigen Massen von dunklem Granit hoch aufgethürmt, an den vier Ecken des Kreuzes mit stolzen Säulenhallen gleich jenen des Pantheon geschmückt, an dem weiten Kuppelthurm wieder mit mächtigen Säulen umgürtet, endlich von der goldschimmernden Kuppel gekrönt, über welcher ein großes Kreuz weit in den Himmel hineinstrahlt. Etwas abgeschwächt wird der Eindruck durch die vier Glockenthürme, welche sich an den Ecken der vier Portiken bis fast zur Höhe des Kuppelthurms erheben; sie wirken jedoch weit weniger störend, als jene des Pantheon. Die 48 Säulen an den Vorhallen, die 24 Säulen am Kuppelthurm, die übrigen 40 Säulen an den Glockenthürmen und an den Fenstern der zwei Hauptfaçaden sind lauter Schäfte aus einem Stück, von röthlichem finnischen Granit. Die ersteren, 17 m hoch und über 2 m dick, sind nächst der Alexander- und Pompejussäule die größten Granitmonolithe, die es gibt. Der ganze Säulenschmuck steht überhaupt in seiner Größe und dem Werthe des Materials ganz einzig da. Ihm entsprechen die großen Bronzereliefs in den Vorhallen, die Bronzethüren, die Giebelfelder der Portiken, die Statuen an der Kuppel, alles wuchtig, schwer, von Bronze oder Erz mit reicher Uebergoldung. Die dunkelgrauen, fast schwarzen Granitmauern und die rothbraunen Säulen contrastiren grell zu dem goldenen Schmuck und der goldenen Kuppel. Die ruhigen, mächtigen Formen der Renaissance, von keinem kleinlichen Schnörkelwerk gestört, machen den Eindruck imposanter Würde, die goldschimmernde Kuppel jenen orientalischer Pracht.

Mit Staunen und Ehrfurcht, wie vor etwas Großem und Fremdartigem, betritt man das Innere und wird hier noch weit mehr überrascht. Denn alles strahlt hier von Gold und Marmor; Marmorarten, die man sonst schon für Altäre kostbar halten würde, bilden hier den Fußboden, die Wände, die Pilaster. Auf einem Parquet von abwechselnd grünen und grauen Marmorfliesen, das von einem breiten Porphyrrahmen eingefaßt ist, schreitet man durch die matt von der Kuppel aus erleuchteten Hallen. Die Wände sind hauptsächlich mit weißlichem Marmor bekleidet, mit dem aber in reichen Figuren rosafarbener, gelblicher, grünlicher und schwärzlicher abwechselt. Die Kapitäle

und Sockel der Pilaster sind vergoldet, die Wände rundum mit etwa 200 Gemälden geschmückt. Das gedämpfte Licht, das aus der Kuppel herniederströmt, vereint sich auf das Ikonostas, die Bilderwand, welche das Schiff vom „Allerheiligsten", dem Chorraum, trennt, und bis fast in die Höhe des Triumphbogens hinaufreicht. Aus der schimmernd weißen Marmorwand schauen 33 Gemälde, von Rußlands ersten Künstlern gemalt, in drei Reihen übereinander geordnet, auf den Beschauer herab. Rahmen von Gold und verschiedenen feinen Marmorarten umgeben jedes einzelne. Die Hauptpforte in der Mitte, welche während der Meßliturgie abwechselnd geöffnet und geschlossen wird, ist eine herrliche durchbrochene Arbeit aus Bronze; oben wird sie durch eine nicht minder schöne Gruppe aus Bronzeguß — Christus mit Maria und Johannes dem Täufer darstellend — abgeschlossen. Rechts und links von dem Thor stehen zwei 4 m hohe Säulen aus Lapis Lazuli, die allein fast 100 000 Rubel kosteten. Daran reihen sich rechts und links je vier Malachitsäulen, 9 m hoch, im Werthe von wenigstens 200 000 Rubel, zwischen denen acht Mosaikbilder, auf mehr als eine Million Rubel geschätzt, hervorschauen. Die Figuren, rechts Christus, der hl. Isaak, der hl. Nicolaus und der hl. Petrus, links Maria, der hl. Alexander Newskij, die hl. Katharina und der hl. Paulus, sind über lebensgroß, prachtvoll ausgeführt, mit der ernsten Feierlichkeit, aber ohne die Steifheit der gewohnten typischen Bilder. Hinter dem Mittelthor befindet sich der Altar, aus dem feinsten weißen Marmor und darauf das Tabernakel, ein aus gediegenem Silber gearbeitetes und reich übergoldetes Modell der ganzen Kathedrale. Der Kelch, die Patene u. s. w. sind aus reinem Gold. Auf den Einband eines Evangeliarium allein wurden 20 kg Gold verwendet, auf die Tabernakel der drei Altäre, Kandelaber und andere Ausstattungsgegenstände über 1100 kg Silber, während die Arbeit an letzteren auf ein paarhunderttausend Rubel kam.

Da die Bilder nach Art eines Flügelaltars symmetrisch und sinnig geordnet sind, so ist dem Auge, mitten in dem blendenden Ueberfluß von Gold, Silber und edlen Gesteinen, ein gewisser Ruhepunkt geboten. All der Glanz gruppirt sich schließlich auf das Mittelthor, das sogen. königliche Thor, durch welches der König der Ehren zu den Gläubigen einzieht; die ganze verschwenderische Feierpracht gilt der Eucharistie. Mit tiefem Schmerze fühlt man da, wie nahe uns die Anhänger dieses christlichen Bekenntnisses stehen, und wie doch eine Jahrhunderte alte, noch immer unausgefüllte Kluft uns von ihnen trennt. Alle Pracht der Gotteshäuser, alle Freigebigkeit der Czaren vermag das Wort Christi nicht zum Schweigen zu bringen: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen!"

Eine Treppe von 540 Stufen führt aus der südlichen Vorhalle der Kirche zu der Galerie des Kuppelthurms und dann bis in die Laterne hinauf. Kein Thurm, den ich bestiegen, hat einen angenehmeren Aufstieg. Man bleibt im Innern, ist vor Wind und Wetter geschützt und hat erst von der Galerie und dann von der Höhe die bezauberndste Ueberraschung. Während man von St. Paul zu London unmittelbar das prosaische Dächergewirr der City vor sich hat, entwickelt sich hier zunächst der glänzendste Theil der Hauptstadt mit

seinen Palästen, dann die Newa mit ihren Inseln und Brücken und erst in weiter, dunstiger Ferne die weniger schönen Quartiere. Ich konnte mich nicht satt sehen an dem reichen prächtigen Bild. Hat St. Petersburg auch keinen Kreml mit dem phantastischen Zauber der ältern russischen Architektur, so fehlen doch nicht Anklänge daran in den vielen Kuppeln, die blau, weiß, röthlich, golden neben gotischen, romanischen und grotesken Renaissancethürmen aus dem riesigen Häusermeer, seinen Palästen, Theatern, Kasernen und Prunkbauten hervorragen. Fast jede der größeren Kirchen hat fünf Kuppeln oder kuppelartige Thürme, bald rund, bald zwiebelartig, in verschiedenen Farben, immer aber mit großen Kreuzen und viel goldenem Zierat. Die Thürme der Peter- und Paulskirche und der Admiralität sind zwei spitze goldene Nadeln, wie man sie sonst nirgends sieht. Diese ungewohnten Formen, die ungeheure Ausdehnung der Bauten und der Fluß mit seinen vielen Armen, Inseln und Brücken geben der sonst modernen Großstadt ein durchaus eigenartiges Gepräge. St. Petersburg bildet schon einen Uebergang von den westländischen Großstädten zu Moskau, wie dieses hinwieder zu der phantastischen Pracht der orientalischen Städte.

In nächster Nähe unter sich hat man außer der Admiralität, dem Senats- und Synodsgebäude das Kriegsministerium, die Manège und Kaserne der berittenen Garde, die deutsche Botschaft, in welcher noch vor wenigen Jahrzehnten Fürst Bismarck hauste, das Denkmal des Kaisers Nicolaus und über der Moika den stattlichen Marienpalast oder Leuchtenbergischen Palast, den Kaiser Nicolaus 1844 seiner Schwester Maria, Herzogin von Leuchtenberg, erbauen ließ, weiter nach Westen hin den Palast des Großfürsten Nicolaus Nicolajewitsch und die Kirche Mariä Verkündigung mit großem goldenem Thurme, weiter nach Westen den Winterpalast, das Generalstabsgebäude und die Kasanskathedrale mit bronzener Kuppel, jenseits der großen Newa die Akademie der Künste, die Akademie der Wissenschaft, die Börse, die Peter- und Paulsveste mit der gleichnamigen Kathedrale.

Wie die Isaakskathedrale verräth auch die Kasanskathedrale den Gedanken und Wunsch, die Peterskirche in Rom nachzubilden. Der Versuch ist zwar noch mehr mißglückt, aber etwas Schönes ist dabei doch herausgekommen. Am Katharinenkanal öffnet sich plötzlich der breite Newski-Prospect nach Süden hin zu einem großen Platze, der gleich dem Petersplatz zu Rom von einer kreisförmigen Colonnade eingerahmt ist. Während die römische Colonnade aber aus 284 dorischen Säulen besteht, zählt die russische nur 132 korinthischer Ordnung. Da jedoch die Kirche mit ihrer Façade und der mächtigen Kuppel den Verhältnissen der Colonnade entspricht, so macht das Ganze einen sehr angenehmen, großartigen Eindruck. Einem Cardinal-Erzbischof würde sie als Kathedrale gar nicht übel anstehen, wenn auch für den Papst zu Rom schon besser gesorgt ist. In St. Petersburg selbst war sie geraume Zeit die vornehmste Kirche, bis die Isaakskirche vollendet ward.

Ihren Namen hat sie von einem wunderthätigen Muttergottesbilde, das sich im Mittelalter zu Kasan befand, 1339 auf Befehl des Czaren Iwan Wassili nach Moskau gebracht wurde. Peter der Große ließ es 1721 nach

St. Petersburg bringen, wo es in der Dreifaltigkeitskirche verehrt wurde, bis es unter Alexander I. 1802 bis 1811 in dem jetzigen Dome sein eigenes Heiligthum erhielt. Der Bau kam auf 2½ Millionen Rubel zu stehen, wobei aber die reichen Geschenke nicht mitgerechnet sind, womit die nationale Andacht im Laufe des Jahrhunderts das Gnadenbild und die Kirche ausstattete. Als jenes 1811 in letztere übertragen wurde, stiftete ihm die Kaiserin Elisabeth und die Kaiserin Mutter Maria Feodorowna einen Schmuck im Werth von 50 000 Rubel; eine neue Bekleidung vom reinsten Golde stieg auf denselben Werth; Graf Streganow schenkte der Kirche ein prachtvolles Tabernakel mit 16 Säulen aus Jaspis, Achat und Porphyr. Als dann der wachsende Uebermuth Napoleons, der sich halb Europa unterworfen hatte, auch die Selbstständigkeit Rußlands bedrohte, da nahm das Volk inständig seine Zuflucht zu der hier verehrten Gottesmutter. Ehe der greise General Kutusow 1812 zum Entscheidungskampf gegen den corsischen Eroberer auszog, kam er, obwohl ein halber Voltairianer, um vor dem Gnadenbilde zu beten. Der Platz wird jetzt noch gezeigt. Am Vorabend der Schlacht von Borodino ließ er ein Madonnenbild auf einem der Hügel aufstellen, welche das Schlachtfeld beherrschten, und erschien selbst mit seinem Generalstab, um ihm seine Verehrung zu erweisen. Leo Tolstoi hat die seltsame Scene in einem seiner Romane geschildert: „In langem Rock auf seinem dicken, starken Leibe, mit gekrümmtem Rücken, den weißen Kopf entblößt, trat Kutusow mit wackelndem Gange in den Kreis und blieb hinter dem Priester stehen. Mit gewohnter Miene schlug er das Kreuz, langte mit der Hand bis zur Erde und senkte mit schwerem Aufathmen den Kopf. Hinter Kutusow stand Bennigsen und das Gefolge. Trotz der Anwesenheit des Obergenerals, der die Aufmerksamkeit aller höheren Offiziere auf sich zog, beteten Landwehrmänner und Soldaten, ohne ihn anzusehen, ruhig weiter. Nach Beendigung des Gebets trat Kutusow zu dem heiligen Bilde, indem er sich schwerfällig auf die Kniee niederließ, neigte sich zur Erde und erhob sich mit Mühe wieder, so daß sich sein Antlitz von der Mühe verzog. Die Generalität folgte seinem Beispiele, dann die Officiere und ihnen nachdringend die anderen Landwehrleute und Soldaten."

Bei Borodino erhielt Napoleons Macht den ersten unerwarteten Schlag, der in wenigen Monaten zu seinem furchtbaren Rückzug führte. Dankbar gedachte man nach der völligen Ueberwindung Napoleons der Madonna von Kasan. Kutusow, der russische Fabius Cunctator, „qui cunctando restituit rem", wurde nach seinem Tode 1813 in der Kasanskathedrale begraben, an der Stelle, wo er 1812 vor dem Auszug der Truppen gebetet hatte. Um sein Grab wurden die Schlüssel von 28 in den Jahren 1812 und 1813 eroberten Städten und Festungen, der Feldherrnstab Davousts und eine Menge erbeuteter französischer Adler und Fahnen aufgehängt. Den Platz vor der Kirche schmücken die Denkmäler der zwei Generale Kutusow und Barclay de Tolly. Kutusow steht da mit bloßem Haupt und gezogenem Degen, zu seinen Füßen französische Banner mit gebrochenem Schaft. So vergegenwärtigt denn die Kirche einigermaßen als Votivheiligthum die Errettung Rußlands aus der Gewalt Napoleons, den Sieg russischer Waffen unter

dem Schutze der Mutter Gottes. Sie wird noch heute von zahlreichen Wallfahrern besucht.

Es war ein gewöhnlicher Werktag, als wir zu der Kirche gingen, um sie zu besichtigen. Auf dem Newskij-Prospect war das gewohnte bunte Gewimmel von Fußgängern und Wagen. Ziemlich viele Leute wandten sich der Kirche zu, andere standen in der Vorhalle und kauften sich Kerzen. Beim Eintritt sahen wir den großen Dom wohl zur Hälfte mit Andächtigen gefüllt, um das wunderthätige Muttergottesbild. Ein Lichtmeer von Kerzen strahlte um sein goldenes Gewand, das von Edelsteinen und Perlen funkelte. Kerzen brannten auf den großen Kandelabern vor dem Ikonostas, das, von schwerem Silber, hoch in das Kuppelgewölbe aufragte, ein Geschenk Don'scher Kosaken nach dem Feldzug von 1812. Auch die Balustraden vor dem Ikonostas sind von massivem Silber. Reichthum und Pracht übertrafen wieder alles, was man an katholischen Wallfahrtsorten zu sehen gewohnt ist. Durch die Reihen der Anwesenden wurden unaufhörlich neue Kerzen bis hin an den Festaltar gereicht, dort angezündet und an breiten Metallkandelabern aufgepflanzt. Sitz- und Kniebänke gibt es in den russischen Kirchen keine. Alles steht bunt durcheinander, wie man in die Kirche hereinkommt. Vornehme Herren, Officiere und Bauern, Soldaten und Civilisten, einfache Bürgersfrauen und elegante Damen drängten sich da in buntester Nachbarschaft, ohne Rang- und Standesunterschied. Im Benehmen der Leute wie auf den Gesichtern zeigte sich sanfter Ernst, Ehrfurcht und Andacht. Manche standen unbeweglich da, andere verneigten sich tief und schlugen mächtige Kreuze, von der Stirn zur Mitte der Brust und dann von rechts nach links. Gebetbücher sah man nicht, auch war kein Lispeln der Lippen zu gewahren. Ruhig und gesammelt sahen die Betenden zu dem heiligen Bilde auf oder nach dem Ikonostas mit den vielen anderen Gemälden oder auch vor sich hin. Auf seine Umgebung schien keiner zu achten. Am meisten frappirte mich ein höherer Officier in sehr schöner Uniform, der hinter der Menge stand und ganz in Gebet versunken schien, eine prächtige, martialische Gestalt, voll männlichen Ernstes. An einem Kuppelpfeiler rechts stand der Thron des Kaisers von verschiedenem Marmor und mit grünem Sammt behängt. Zwischen den röthlichen Granitsäulen, welche, 56 an der Zahl, einen Hauptschmuck der Kirche bilden, überwölbt von der hohen, in reichen Farben und Gold schimmernden Kuppel, nahm sich die dichtgedrängte Volksschaar vor dem Madonnenbilde ungemein schön aus.

Während wir uns still die Seitenhallen, das Grab Kutusows und die vielen Trophäen ansahen, begann die Liturgie. Vor der Mittelthüre des Ikonostas erschien ein Diakon in reicher, goldgestickter Dalmatika, mit einer eben so reich gestickten Art Stola, dem sogen. Orarium darüber, das wie die Stola um den Hals getragen wird, aber bedeutend länger ist. Das rechte Ende hielt er mit der Hand und schlug damit viele Kreuze, neigte sich bis zum Boden und sang dann Gebete in einem feierlichen, tiefen Choralton. Er war eine prächtige Figur. Die langen, straffen Haare, mitten auf dem Haupte gescheitelt, bis auf die Schultern niederwallend, gaben dem ernsten Antlitz etwas vom Ansehen eines byzantinischen Christuskopfes, während der dichte

dunkle Bart und die kostbaren Gewänder an die Priester des Alten Testaments erinnerten. Nachdem er geendigt, begannen zwei Sängerchöre rechts und links vom Ikonostas ihren mehrstimmigen Wechselgesang, der ungemein feierlich und andächtig tönte. Alles geschah mit der größten Würde und rief unwillkürlich die Erinnerung an das ehrwürdige Alter dieses Ritus wach. Gebete und Gesänge werden indes in russischer Sprache vorgetragen, und die Aussprache war eine so weiche und undeutliche, daß ich außer dem „Gospodi pumiloi" (Herr, erbarme dich unser) nicht viel davon erhaschen konnte. Wir verließen die Kirche, sobald wir deren Sehenswürdigkeiten genugsam betrachtet hatten.

Ihre Meßliturgie haben die Russen von der altgriechischen Kirche ererbt. Sie hat nicht jene wunderbar schöne Abwechslung der beweglichen Theile (Introitus, Oration, Offertorium, Secret, Communio, Postcommunio), durch welche das Römische Missale den wesentlichen Theil der Opferfeier fast jeden Tag mit einem neuen Kranze der herrlichsten Gebete umgibt und so das Unveränderliche gleichsam täglich neu gestaltet. Sie hat nur zwei Formulare, die längere Liturgie des hl. Basilius und die kürzere des hl. Johannes Chrysostomus. Die erstere wird nur an zehn Tagen des Jahres gebraucht, nämlich am Feste des hl. Basilius (1. Januar), an den fünf Fastensonntagen, am Donnerstag und Samstag der sogen. Marter- (oder Butter-) woche, an den Vigilien des Weihnachtsfestes und der Epiphanie. An allen übrigen Tagen wird die Messe nach der Liturgie des hl. Johannes Chrysostomus gefeiert, welche übrigens von jener des hl. Basilius nur in nebensächlichen Dingen, durch den Ausfall verschiedener längerer Gebete und Psalmen und durch Einschiebung anderer kürzerer Gebete abweicht. Beide Liturgien zerfallen in drei Haupttheile: 1. die Proskomidie, 2. die Liturgie der Katuchemenen und 3. die Liturgie der Gläubigen.

Die Proskomidie entspricht dem Gebrauche der ältern griechischen Kirche, nach welchem die Gläubigen selbst die Opfergaben, Brod und Wein, zu dem seitswärts stehenden Opfertisch, der Prothesis, herbeitrugen. So bringen heute noch Laien zum Andenken Lebender oder Verstorbener kleine ungesäuerte Brode von runder Gestalt zum Opfertisch heran. Dieselben haben in der Mitte ein Viereck eingeprägt mit einem Kreuz und mit den Buchstaben IHC · XC · NI · KA, d. h. Ἰησοῦς Χριστὸς νικᾷ, „Jesus Christus siegt". Nachdem Priester und Diakon die Hände gewaschen und sich mit den heiligen Gewändern bekleidet haben, gehen sie an die Prothesis und bereiten hier die Opfergaben vor. Mit einem lanzettförmigen Messerchen, das an die heilige Lanze erinnern soll, schneidet der Priester den viereckigen Stempel, das sogen. Siegel (σφραγίς) heraus, legt dasselbe auf die breite und tiefe Patene und durchsticht es mit den Worten: „Ein Kriegsknecht öffnete mit der Lanze seine Seite u. s. w." Dieses Stück wird das „Lamm" genannt. Der Diakon schenkt hierauf Wein und zugleich Wasser in den Kelch. Der Priester aber nimmt ein zweites Brod, opfert es Gott zu Ehren und zum Gedächtniß der heiligen Jungfrau und schneidet ein dreieckiges Stück heraus. Ein drittes Brod theilt er in neun Stücke zu Ehren 1. des hl. Johannes des Täufers, 2. der Propheten,

3. der Apostel, 4. der Kirchenväter, 5. der Martyrer, 6. der Bekenner und Jungfrauen, 7. der hl. Kosmas und Damian, 8. der hl. Anna, des hl. Joachim und des Heiligen, dessen Tag gerade gefeiert wird, 9. des hl. Johannes Chrysostomus oder des hl. Basilius, dessen Liturgie man gerade folgt. Ein viertes Brod wird in so viele Stücke geschnitten, als man besondere Memento's für die Lebenden machen will, ein fünftes endlich wird den Verstorbenen gewidmet. Alle diese Stücke werden auf derselben Patene pyramidenförmig um die Hauptoblate, „das Lamm", aufgeschichtet — dann wird ein Metallgestell darüber gesetzt und die drei Tücher darüber gebreitet. Es folgen Räucherungen und Gebete, und die erste Darbringung der Gabe ist vollzogen.

Jetzt erst wird der Vorhang an der Mittelthür des Ikonostas hinweggezogen, und man erblickt Priester und Diakon an dem dahinter befindlichen Altar, der zur Darbringung des Opfers mit einem seidenen Tuch, dem Antimensium, worin Reliquien sich befinden, mit dem Kreuz und dem Evangeliar ausgestattet ist. Es findet aber kein Sündenbekenntniß statt, noch folgt Kyrie und Gloria. Der Diakon bittet um den Segen, den ihm der Priester ertheilt, und darauf hält der Diakon die große Ektenie — ein langes, allgemeines Gebet, worin ausführlich um Hilfe in allen Nöthen des Leibes und der Seele gebetet wird. Der Priester schließt dieses Gebet mit der Lobpreisung der heiligen Dreifaltigkeit. Der Chor singt nun Antiphonen aus dem 92., 93. und 95. Psalm oder an deren Stelle den 103. und 146. Psalm, welche in besonderer Weise als vorbildliche gelten. Daran knüpft sich die Anrufung Christi:

„Eingeborner Sohn und Wort Gottes! Du bist der Unsterbliche und hast es nicht verschmäht, zu unserer Erlösung Fleisch anzunehmen von der heiligen Gottesgebärerin und ewigen Jungfrau Maria, bist unabänderlich Mensch geworden, bist gekreuzigt, Christe Gott, und hast den Tod durch den Tod überwunden, du, die eine Person der heiligen Dreifaltigkeit, der du mit dem Vater und dem Geiste gleichermaßen zu preisen bist — errette uns!"

Es folgt die sogen. kleine Ektenie, das Gebet des Schächers an Christus und die Bergpredigt. Dann nennt der Diakon das Evangelium, geht unter Vortragung einer Kerze durch die nördliche Thüre vor das Ikonostas und dann durch die Hauptthüre in das Heiligthum zurück. Feierlich wird das Trisagion gesungen, das Evangelium gelesen und der Altar incensirt. Wiederum Gebete für die Lebenden, die Verstorbenen und speciell für die Katechumenen beschließen diesen zweiten Theil der Messe.

Die eigentliche Hauptmesse, „die Liturgie der Gläubigen", hebt mit den wenig charakteristischen Worten an: „Ihr Gläubigen, lasset uns abermals im Frieden zu dem Herrn beten." Dieser Aufforderung wird in zwei Ektenien entsprochen und dann der sogen. Cherubimsgesang angestimmt, welcher unter Justinian in die Liturgie aufgenommen worden sein soll. Er lautet also:

„Im gegenwärtigen Augenblicke, wo wir geheimnißvoll die Cherubim vorstellen und der lebendigmachenden Dreifaltigkeit das dreiheilige Loblied singen, — lasset uns alle Sorgen um das Irdische ablegen, um den König aller zu empfangen, den unsichtbar die Heere der Engel im Triumphe begleiten, Alleluja!"

Unter diesem Gesange werden die Opfergaben von dem an der Seite stehenden Opfertisch zu dem „Thron" oder eigentlichen Altar übertragen. Der Diakon trägt dabei die große Patene mit den Opferbroden auf dem Haupt und ein Rauchfaß in der Hand, der Priester den Kelch. Man nennt das „die große Procession" im Gegensatz zu der vorausgehenden Abholung des Evangelienbuches, welche „die kleine Procession" genannt wird. In früheren Zeiten war es Brauch, während der Uebertragung alle diejenigen zu nennen, für welche das Opfer ausdrücklich dargebracht werden sollte; jetzt aber werden nur noch die durch Rang und Ansehen hervorragenden Kirchenmitglieder namentlich erwähnt. Nachdem die Gaben auf den Altar niedergelegt, folgen einige auf sie bezüglichen Gebete. Dann ruft der Diakon: „Lasset uns einer den andern lieben und in einigem Sinne bekennen —" und die Gemeinde antwortet: „den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist, die gleich wesentliche und untheilbare Dreifaltigkeit." An die alte Sitte, nur Gläubige zur Opferfeier zuzulassen, erinnert nun der Ruf des Diakons: „Die Thüren! Die Thüren! Lasset uns auf die Allweisheit merken!" Darauf wird der Vorhang von der königlichen Thüre weggezogen und das Credo gebetet; der Diakon mahnt nochmals zur Aufmerksamkeit auf das darzubringende Opfer, und mit dem „Sursum Corda" leitet der Priester zur Präfation und zum Sanctus über. Nach einigen weiteren Gebeten schließt sich daran die Wandlung, indem der Priester die Einsetzungsworte spricht, die gegenwärtigen Gaben laut noch einmal Gott darbringt und dreimal segnet. Nach der Lehre der Griechen vollzieht sich die Wesensverwandlung kraft der Einsetzungsworte, und die darauf folgende Anrufung des Heiligen Geistes (Epiklese) hat denselben Sinn, wie eine ähnliche Anrufung in unserem Canon.

Hierauf folgt die Commemoration aller Chöre der Heiligen, eine längere Lobpreisung der Mutter Gottes, das Memento für den Kaiser, den heiligen Synod, den Metropoliten oder Bischof, alle Anwesenden, die Lebendigen und Verstorbenen, und das Vater Unser. Dann wird die königliche Thüre verhüllt, der Priester bereitet sich zur Communion vor und communicirt. Die Laien, welche communiciren wollen, werfen sich unterdessen vor den heiligen Bildern nieder und verneigen sich vor den übrigen Gläubigen. Die Mittelthüre öffnet sich wieder und der Priester bringt ihnen die Communion. Dann folgen Dankgebete; das Ite missa est spricht der Priester selbst: „Im Frieden lasset uns von dannen gehen!" und ruft endlich den Segen des Herrn auf die Wohlthäter der Kirche, auf den Kaiser, das Heer und alle Menschen herab.

Diese Ertheilung des Segens wird in längerem Gesange vom Diakon und Chore wiederholt, und dem Kaiser, dem kaiserlichen Hause, dem allerheiligsten Synod, dem Bischofe und allen Rechtgläubigen noch einmal ein langes Leben gewünscht. Endlich reicht der Priester den Gläubigen das Kreuz zum Kusse.

So sind denn nicht nur die Hauptttheile der heiligen Messe, Offertorium, Wandlung und Communion, sondern auch das Gedächtniß der Heiligen, das Memento für Lebendige und Verstorbene, die Präfation, das Paternoster und andere Meßgebete bewahrt: die alte Eintheilung in die Messe der Katechu-

menen und Gläubigen tritt noch schärfer hervor; aber mit dem dreimaligen Kaisergebet, dem Memento für den „allerheiligsten Synod" und das Heer ist in die ehrwürdige alte Liturgie, in das heilige Opfer des Friedens selbst der Grundgedanke des modernen Czarenthums, die Herrschaft des Säbels über Kirche und Altar deutlich genug, wenn auch in scheinbar demüthiger Form eingedrungen. Wie in keinem andern Lande, ist die höchste geistliche, staatliche, militärische Macht in einer Person verbunden. Mit all den schönen, ehrwürdigen Formen der altchristlichen Vorzeit ist auch Religion und Cultus in den Dienst des Czaren getreten. Die verschwenderische Pracht, mit der er sie ausstattet, fließt wieder auf ihn zurück, nicht bloß in den Segenswünschen, die das dienstbare Volk und der noch dienstbarere Clerus ihm täglich widmet, sondern weit mehr in der religiösen Verehrung, die dadurch ihm selbst zu theil wird. Als unabhängigster Herrscher über halb Asien und halb Europa steht er zugleich wie ein übermenschliches Wesen über den anderen Sterblichen: er ist der auserwählte Liebling der Heiligen, die von jedem Ikonostas herabschauen, ein Repräsentant der göttlichen Macht selbst, der absolute Herr der Kirche, die täglich für ihn fleht, ihn segnet, und sich in unbegrenzter Ehrfurcht vor ihm beugt.

In seltsamem, ja furchtbarem Gegensatze zu dieser Verherrlichung des Czarenthums stehen die geschichtlichen Erinnerungen, denen man von Kirche zu Kirche begegnet. Auf dem Senatsplatze vor der Isaakskathedrale mußte Nicolaus 1825 auf die aufständischen Truppen schießen lassen, um sich den Zutritt zum Thron zu erzwingen. Im Winterpalast entgingen Alexander II. und Alexander III. nur um ein Haar schlau geplanten Attentaten. Alexander I., dessen Säule vor dem Palaste steht, starb fern von seiner Residenz, wie einige sagen, an unheilbarem Trübsinne, wie andere behaupten, als Opfer einer Verschwörung. Unfern der Kasanskirche, am Katharinenkanal, an dem Garten des großen, neuen Michailow'schen Palastes, erhob sich das Sühneheiligthum an der Stelle, wo Alexander II. 1881 den ruchlosen Anschlägen der Nihilisten zum Opfer fiel. Da lag einer der großen Granitquadern, die mit seinem Blute getränkt waren. Etwas weiter nach der Fontanka hin steht das alte Michailow'sche Palais, wo 1801 Paul I. erdrosselt wurde, und nicht fern davon die Dankkapelle an dem Platze, wo 1866 Karakasow auf Alexander II. schoß.

Vereinigt treffen sich all diese düsteren Erinnerungen in der Peter- und Paulskathedrale auf der Festungsinsel, der kleinsten der Newa-Inseln, jenseits der Großen Newa, ungefähr dem Winterpalast gegenüber. Weithin sieht man die nadelförmige Thurmspitze, die, ganz übergoldet, sich bis zu einer Höhe von 128 m erhebt, nächst einem Thurm in Reval der höchste in ganz Rußland. Die Insel wird ganz von der Festung eingenommen, deren sechs Basteien ein längliches Sechseck bilden, mit noch einigen vorgeschobenen Werken. Um hinzukommen, muß man über die Troitzkij- (Dreifaltigkeits-) Brücke bis nahe an die alte hölzerne Troitzkij-Kathedrale, eine der ältesten Kirchen der Stadt, in welcher Peter I. sich mit Katharina trauen ließ. Unfern davon steht auch noch das hölzerne Haus, welches Peter sich 1703 selbst erbaute

und von welchem aus er die ganze Anlage der Stadt befehligte. Von der Troitzkij-Kirche führt dann eine Steinbrücke zur Festungsinsel hinüber und mündet in ein tiefes Festungsthor, das fast einem Tunnel gleicht und dem noch zwei ähnliche folgen. Schildwachen rechts und links, grimmige, bärtige Gestalten, mit geschultertem Gewehre. Im Innern wieder Soldaten auf allen Seiten. Es ist eine furchtbare Mausfalle, in der keine polizeiwidrigen Freiheitsgelüste geduldet werden. Lasciate ogni speranza voi ch' entrate! Wohl ist hier die kaiserliche Münze, aber gleich daneben der Sitz der Militärverwaltungen, das Arsenal, das Artillerie-Museum und die Staatsgefängnisse, die furchtbaren Kerker, welche schon so vielen als Vorzimmer zum Schafott oder zur Verbannung nach Sibirien dienten. Man wird an den Tower in London erinnert; doch während dessen blutgetränkte Plätze und Kerker längst zu einem friedlichen, historischen Museum geworden sind, waltet hier noch jene gewaltsame Justiz, die mit dem Nihilismus auf Tod und Leben ringt. Hier, um nur ein Beispiel zu erwähnen, schmachtete in gruftähnlicher Höhle monatelang der unglückliche Dostojewsky, einer der berühmtesten Novellisten Rußlands, als junger Mensch gedankenlos in eine Verschwörung mitverwickelt. Mitten im kältesten Winterfrost wurde er dann eines Tages nebst seinen Genossen bis aufs Hemd ausgekleidet, auf einen Wagen gepackt und so zu einem der St. Petersburger Märkte geführt, ohne daß jemand ihnen angekündigt hätte, was aus ihnen werden sollte. Da war ein Schafott errichtet, und, zitternd vor Frost, halb wahnsinnig vor Angst, sahen sie den Henker schon bereit stehen. Und das Todesurtheil ward verlesen. Dann erst, als ihm Nacht vor den Augen ward, folgte die Begnadigung. Dostojewsky ward wieder kümmerlich bekleidet, auf einen Wagen gepackt und noch während des Januar und Februar nach Sibirien geführt. Das geschah noch im Jahre 1849, und die russische Justiz ist seither nicht viel milder geworden. Hunderte hat der Haß des schrankenlosen Absolutismus auf die unheilvollen Pfade der Rebellion und des Verbrechens gedrängt und dann als sein Opfer in diese feuchten Kasematten gebracht. Und wie viele mögen schuldlos in dieser Bastille gelitten haben! Ich habe selbst einen katholischen Priester gekannt, der nichts begangen hatte, als ein paar harmlose Briefe mit einem Jesuiten in der Fremde zu wechseln. Die Briefe wurden von der Polizei geöffnet und genügten, daß der Schreiber derselben als Staatsverbrecher nach Südrußland verbannt ward. Erst als Mühsale und Entbehrungen aller Art ihm das Augenlicht geraubt hatten, ward er als hilfloser Greis wieder begnadigt.

Mitten in dem unheimlichen Festungs-Sechseck steht die Peter- und Paulskirche — die letzte Ruhestätte der Czaren. Säbel und Ketten rasseln auch noch an ihrem Grabe. Der Bau der Kirche wurde 1712 von Peter dem Großen begonnen, 1733 vollendet. Von außen ist sie ein unschöner Renaissancebau mit unförmlich vorspringenden Gesimsen und Schnecken. Nur der sonderbare Thurm gibt ihr einiges Ansehen. Das Innere, hell und licht, mit Blumen und Topfpflanzen geschmückt, gewinnt durch das prachtvoll vergoldete Ikonostas — eine Bildhauer-Arbeit von Moskauer Künstlern aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts — und 424 verschiedene Trophäen,

türkische Roßschweife, französische Adler, schwedische und preußische Fahnen, die von den Pfeilern herabhängen, etwas von der prunkhaften Würde anderer Kirchen. In einem Anbau, von bärtigen Gardisten bewacht, sind die Czarengräber. Alle Czaren von Peter dem Großen an ruhen hier, mit Ausnahme Peters II., der in Moskau starb und dort beigesetzt wurde. Die Särge selbst ruhen unter dem Fußboden; über jedem derselben aber deutet ein einfacher Sarkophag aus fast weißlichem Marmor die Ruhestätte eines jeden an: Peter I., Katharina I., Anna, Elisabeth, Peter III., Katharina II., Paul I., Alexander I., Nicolaus I. und Alexander II. — dazu einige Czarinnen und Großfürsten. Die Sarkophage tragen außer dem goldenen Namen nur wenigen Schmuck. Nur derjenige Alexanders II. war rundum reichlich mit frischen Kränzen, Blumen und Votivbildern geschmückt. Bauern in langen, grauen Kaftanen, die eben in die Kirche traten, knieten davor nieder, verneigten sich bis zur Erde und beteten, indem sie dabei öfter das Kreuz schlugen. Die Glücklichen wußten nichts von dem ungeheuren und melancholischen Stück Weltgeschichte, das hier seinen Abschluß fand. Sie sahen in Alexander II. nur den vom Volke vielgeliebten „Czar-Befreier", der 1861 die Leibeigenschaft aufgehoben und dem dafür so schlecht gelohnt ward, in den Czaren überhaupt nur die ihnen heiligste und ehrwürdigste Autorität auf Erden, im Leben wie im Tode von religiösem Nimbus umstrahlt. Denn über jedem der Gräber leuchtet eine Ampel und über jedem hängt ein kostbares Votivbild, von Gold und Edelsteinen schimmernd, ein Bild, das ihnen bei der Taufe mitgegeben wird, sie durchs Leben begleitet und nach dem Tode an ihrem Sarge prangt. Die Sitte ist wunderschön. Sie entspricht ganz der katholischen Lehre von dem Schutzheiligen, den wir in der heiligen Taufe erhalten, dessen Namen wir tragen und der uns als Vorbild und Beschützer durch das ganze Leben geleiten soll. Doch was berichtet hier die Geschichte? Ist es nicht, als ob sich die Bilder der Heiligen selbst umdüsterten im Andenken des furchtbaren Kampfes, den die meisten dieser Herrscher gegen die Kirche Christi geführt haben, oft mit fast beispielloser Grausamkeit?

An Klöstern ist St. Petersburg nicht so reich, wie andere russische Städte. Als die Stadt gegründet wurde hatte das Mönchswesen schon bedeutend abgenommen. Unter dem Regimente Birons erging 1734 der Befehl, es dürften in den Klöstern nur noch verwittwete Geistliche und verabschiedete Soldaten eingekleidet werden. Kaiserin Elisabeth nahm zwar 1761 diese Einschränkungen wieder zurück; aber schon Katharina II. ließ wieder viele Klöster schließen. Von den 954 Klöstern, welche im Jahre 1762 noch bestanden, blieben nur 200 erhalten; doch mehrte sich die Zahl bis 1810 wieder auf 452 und bis heute auf etwa 580. Von diesen Klöstern besitzt St. Petersburg nur drei, die aber wenigstens der Größe des Baues nach der Kaiserstadt entsprechen: das Nowo-Dewitschi-Nonnenkloster im Süden, das Ssmolnij-Kloster und das Alexander-Newskij-Kloster, beide im Osten der Stadt, am linken Ufer der noch ungetheilten Newa.

Das Ssmolnij-Kloster liegt an einem noch freien, offenen Platze, nahe an der Stelle, wo die von Süden her fließende Newa sich westwärts wendet.

Die vier Flügel, deren jeder über 150 m lang sein mag, weit länger als der Winterpalast, umschließen einen quadratförmigen Hof mit Gartenanlagen, in dessen Mitte sich die prächtige Kathedrale der Auferstehung des Erlösers erhebt. Die fünf hellblauen Kuppeln, mit goldenen Sternen übersäet, sind weithin über die Stadt sichtbar. Der Bau des Klosters wurde 1748 unter Kaiserin Elisabeth begonnen und war für Waisenmädchen bestimmt. Der Kirchenbau wurde 1757 im Aeußern vollendet, durch die folgenden Kriegsläufte aber bis in dieses Jahrhundert hinein aufgehalten und erst 1835 zu Ende geführt. Die Kathedrale allein kam, wie die Kasanskathedrale, auf mehr als 2 Millionen Rubel. Außer ihr umschließt das Kloster aber noch drei andere Kirchen. Nach Anordnung der Kaiserin Katharina sollte dasselbe außer der Priorin von 24 Nonnen, 5 Geistlichen, 1 Diakon und 20 Dienern bewohnt werden, zugleich aber mit einer Erziehungsanstalt für Mädchen aus dem Adel und Bürgerstande verbunden werden. Diese höhere Töchterschule, welche über 700 Schülerinnen zählt, nimmt den größern Theil des wahrhaft fürstlichen Palastes ein; ein anderer, kleinerer, beherbergt eine Anzahl adeliger Wittwen. Von den Schülerinnen werden 500 auf Kosten der Krone erzogen.

Die Kathedrale gehört, dem Aeußern wie dem Innern nach, zu den glänzendsten Kirchen der Hauptstadt. Zur Abwechslung fehlt hier einmal der finnische Granit. Alle Wände, Pfeiler und Bogen sind mit weißem Gipsmarmor überzogen, der reiche Schmuck, Kapitäle, Sockel, die Ornamentik der Gesimse aber vergoldet, der Fußboden dagegen aus schwärzlichem Marmor. Das macht sich überaus fein und vornehm. Von den drei Altären ist der mittlere dem Auferstandenen, die zwei anderen der hl. Maria Magdalena und der hl. Katharina geweiht. Der Vorplatz des Altares ist von gelblichem uralischem Marmor, die Balustrade von geschliffenem Krystall. Alle Kirchengeräthe sind von Silber, das Tabernakel, in Form einer Bundeslade, wird von 24 Jaspissäulen getragen.

Das Bild des Hauptaltars (6 m hoch), das schon beim Eintritt die Aufmerksamkeit auf sich zieht und die Kirche sehr harmonisch abschließt, stellt die Auferstehung Christi dar. Ein anderes Gemälde ist eine Art Votivbild. Die Madonna ist auf einem Hügel stehend dargestellt, um welchen die Zöglinge des Instituts, je nach ihrem Alter in verschiedener Farbe, weiß, blau, braun gekleidet, sich gruppiren, während weiter im Hintergrunde die Façade der Kathedrale sich zeigt. Die Hauptgönnerin des Instituts war die Kaiserin Maria Feodorowna (geb. 1759, gest. 1828), die Gemahlin des Kaisers Paul I. und die Mutter der Kaiser Alexander I. und Nicolaus, dieselbe Fürstin, welche Schiller in seiner „Huldigung der Künste" freundlich erwähnt und für welche Göthe bei ihrem Besuch in Weimar (1818) einen seiner Maskenzüge anordnete.

Wie das Ssmolnij-Kloster, so übertrifft auch das Alexander-Newskij-Kloster an Umfang das Durchschnittsmaß unserer Klöster. Die eigentlichen Hauptgebäude werden an Ausdehnung nicht stark verschieden sein; doch die zugehörigen Nebengebäude und Gärten schließen einen viel weitern Raum ein,

wohl 2—3 qkm[1]. Mit den hohen Mauern und Wassergräben von allen Seiten sieht das Kloster einer kleinen eigenen Stadt oder Festung gleich. Es liegt am östlichen Ende der Stadt, gegen 5 km von der Isaakskirche ab. Man muß den ganzen Newskij-Prospect durchwandern, um dahin zu gelangen. Vom Moskauer Bahnhof an werden die Häuserreihen schon weniger dicht. Rechts öffnet sich dann das weite Feld des Alexandrowskij-Platzes, links zieht sich einer der größeren Friedhöfe gegen die Newa hin. Man ist noch halb in der Stadt, halb draußen. Eine Brücke führt über den Umfangskanal, und nun wird es ganz still und klösterlich.

Alexander Newskij, dessen Namen das Kloster und die lange, dazu führende Straße trägt, war der zweite Sohn des Großfürsten Jaroslaw II. Im Jahre 1218 zu Wladimir geboren, wurde er nach dem Tode seines Bruders Großfürst von Nowgorod (1238), nach jenem des Vaters (1247) Großfürst von Kiew, erhielt ob eines an der Newa erstrittenen Sieges den Namen Newskij, gründete das Bisthum Sarai am Don, zog sich dann ins Kloster zurück und starb im Ruf der Heiligkeit als Mönch den 14. November 1263. Das war alles gut und schön; allein schlimm war, daß er den Unionsversuchen des Papstes Innocenz IV. lebhaften Widerstand entgegensetzte und daß er, als Schutzpatron Rußlands verehrt, diesen Widerstand gewissermaßen verewigte.

Sein Sieg über die vereinigten Schweden, Dänen und Livländer, welchem er seinen Namen dankt, ist geschichtlich nicht bestätigt, galt aber in der Volksüberlieferung für eine ausgemachte Thatsache, und so verfiel denn Peter der Große, als er 1704 an der sumpfigen Ufergegend umherwandelte, auf den Gedanken, den beliebten Volksheiligen mit in das Interesse seiner neuen Stadt zu ziehen. Er ließ erst hölzerne, dann steinerne Zellen und eine Kirche an der Stelle bauen, wo der große Sieg stattgefunden haben sollte. Mit großer Feierlichkeit wurden die Reliquien Alexanders 1724 aus Wladimir herbeigeholt. Der Kaiser selbst fuhr ihnen entgegen, trug sie auf sein Schiff und dann unter einem Baldachin in die Kirche. Der ganze Hof und die Armee waren zugegen. Der Tag der Uebertragung (30. August) wurde zum bleibenden religiösen Festtag erklärt. Wallfahrer strömten von nah und fern an dem Heiligthum zusammen. Peter entwarf zum Bau des Klosters selbst die Pläne und wies zu deren Ausführung aus seinem eigenen Vermögen jährlich 10 000 Rubel zu, dazu die Einkünfte der russischen Salzsiedereien und 9000 Rubel von anderen Staatseinnahmen. Noch unter ihm wurde ein Flügel des Klosters mit vier Kirchen vollendet. Den Alexander-Newskij-Orden, den er gründen wollte, führte Katharina I. ein. Die Kathedrale, der heiligen Dreieinigkeit gewidmet, wurde unter Katharina II. 1779—1790 ganz neu gebaut und in Gegenwart des ganzen Hofes feierlich eingeweiht. Dem Beispiele Peters und Katharina's folgend, haben dann auch die folgenden Czaren nicht aufgehört, dem Kloster ihre Andacht durch die freigebigsten

---

[1] Durch ein Druckversehen ist in dem frühern Aufsatz (Januarheft S. 87) das Areal von St. Petersburg auf 62 qkm angegeben; es muß heißen 92 qkm.

Spenden zu bezeugen. Jetzt umfängt der weitläufige Gebäudecomplex zwei Kathedralen, fünf andere ansehnliche Kirchen und noch eine Anzahl Kapellen, die eigentlichen Klosterräume, das geistliche Seminar, die geistliche Akademie und die Wohnung des Metropoliten, der zugleich eines der Mitglieder des „allerheiligsten" Synods ist.

Den seltsamen Eindruck, den ein Rundgang durch das Kloster machte, vermag ich kaum zu beschreiben. Die Bettler am Hauptthore und an den Kirchenportalen, die wohlgepflasterten weiten Höfe, die langgestreckten Flügel mit ihren regelmäßigen Fensterreihen, die stillen Klostergänge, der Kerzen- und Weihrauchduft, die zahllosen Kreuze und Heiligenbilder, der ernste, schon von fern entgegenklingende Gesang, die ehrwürdigen Gestalten der Mönche, die reichverschnörkelten Renaissancekirchen, die regelmäßigen, wohlgehaltenen Gärten — — all das erinnert an unsere großen Stifte, die, im vorigen Jahrhundert neu gebaut, die Revolution überlebt haben; man fühlte sich fast wie zu Hause darin. Doch die vielen Kirchen neben- und übereinander, der bunte, ins Uebermaß gesteigerte Prunk, das die Augen betäubende Gewirre all der verschiedenen Heiligthümer mischt den freundlichen Eindruck mit Anklängen an orientalisches Mönchswesen, an eine Lamaserei oder Tempelstadt. In drei der Kirchen wurde gleichzeitig Gottesdienst gehalten und zwar mit der Feierlichkeit eines großen Hochamts; denn obwohl es sonst ein gewöhnlicher Wochentag war, so hatten die Mönche ein Fest.

An der Pforte, durch die wir eintraten, begann zu ebener Erde ein langer Klostergang, nach dem Hofe hin mit Glaswänden bis hinauf an die Decke. Wir gelangten durch denselben zur ersten Kirche, die nicht sehr groß, aber reich decorirt war. Boden und Wände von Marmor. Das Ikonostas strotzte von Gold. Weihrauch erfüllte den Raum, und vom Heiligthum her tönte feierlicher Gesang. Die Thüre an der Evangelienseite öffnete sich und langsam schritt der Diakon daraus hervor, eine Herkulesgestalt, mit Dalmatik und Orarium bekleidet, mit rabenschwarzen, auf die Schultern niederwallenden Haaren und gewaltigem Prophetenbart. Mit beiden Händen trug er über dem Haupte die große, schüsselartige Patene mit den aufgeschichteten Opferbroden. Ihm folgte der Priester, ebenfalls mit einem goldenen Kelche. Als sie erschienen, bemühte sich eine ärmlich gekleidete Frau, ihren kleinen, verwachsenen Knaben, der sich nur mühsam hinkend schleppte, an die Balustrade hinzubringen. Da kniete sie in tiefer Andacht nieder; der Priester hob den Kelch über das Haupt des armen Kindes und betete. Auch an einigen anderen Andächtigen ward die Ceremonie vollzogen. Dann kehrten Priester und Diakon durch das Mittelthor ins Heiligthum zurück. Die Ornate waren prachtvoll, die Haltung der Officianten eine sehr würdige, und die anwesenden Gläubigen schienen von der tiefsten Andacht erfüllt. Nach einer Weile erschien der Diakon wieder vor dem Ikonostas, verbeugte und bekreuzte sich mit dem Ende der langen Stola, sang einige Responsorien, die von dem unsichtbaren Sängerchor beantwortet wurden, und dann die langen Segensgebete für den Czaren, den Synod u. s. w. Ein Küster führte uns unterdessen in die Krypten hinab, wo in getrennten, prachtvollen Grabkapellen viele

Herren und Frauen des höchsten Adels ruhen. Sarkophage von den feinsten Marmorarten, Votivbilder mit Gold und Edelgestein, Schmuck aller Art in königlicher Fülle! Ueberall prächtige Ampeln, silbern und vergoldet, von den Mönchen aus reichen Stiftungen brennend erhalten! Beim Weiterwandern durch die weiten Corridore war es uns vergönnt, eine Mönchszelle zu sehen — im höchsten Grade ärmlich. Hinten ein einfaches Bett mit Gardinen, vorn ein Tisch mit einem Stuhle. In einer Ecke ein byzantinisches Madonnenbild mit brennender Oelampel davor. Auf dem Tische lag ein Notenheft mit kirchlichen Gesängen, aus dem der Mönch, ein schlichter, bäuerlich aussehender Mann in den Dreißigen, die Stimmen ausschrieb. Wir brauchten nicht gar weit zu wandern, da waren wir an einer zweiten, dritten, vierten Kapelle. Zu der einen ging es eine, zu der andern zwei Treppen hinauf, die andere lag etwas ferner — eine Krypta, mit vielen Grabdenkmälern adeliger und berühmter Geschlechter. Hier war wieder Gottesdienst. Die Sänger, alle in schwarzer Soutane, die einen mit langem Haar und Bart und der cylinderförmigen Mönchsmütze, die anderen junge Leute und barhaupt, standen hinter zwei Balustraden, rechts und links vom Ikonostas. Die älteren waren ganz frappante, orientalische Gestalten. Sie sangen recht rein und taktfest; die Gesänge aber klangen überaus ernst und weihevoll.

Diese Krypten sind eine Ergänzung zu der Gruft der Peter- und Paulskirche. Viele Großfürsten und Czarinnen ruhen hier, der berühmte Feldmarschall Suwarow, die Feldmarschälle Trubetzkoi und Schuwalow, Fürst Besborodko, Fürst Wjäsemski, Graf Rasumowski, Graf Galitzin, die Familie Scheremetjew. Kurz, ein großer Theil der russischen Kriegs- und Adelsgeschichte hat hier seinen Abschluß und sein Denkmal gefunden.

Seine höchste Pracht aber entfaltet das Kloster in der Kathedrale der heiligen Dreifaltigkeit. Wie in der Isaakskathedrale wird das Auge auch hier wieder von den köstlichsten Marmorarten, Gold, Silber, Perlen und Edelsteinen förmlich geblendet. Das Ikonostas ist aus carrarischem Marmor, sein Schmuck von vergoldeter Bronze. Rechts von ihm, an der Epistelseite, steht das Hauptheiligthum der Kirche — die Reliquien Alexander Newskij's — auf einem 5 m hohen Katafalk aus massivem Silber, davor ein Pult mit Reliquienschrein und ein Kandelaber, ebenfalls von gediegenem Silber. Ueber dem Sarge eine brennende Lampe mit einer aus Diamanten und Perlen bestehenden Quaste — auf dem Sarge ein Atlasschleier mit dem Bilde des Heiligen, wieder mit Diamanten und Perlen geschmückt — alles Weihegeschenke kaiserlicher Huld.

Auch hier war wieder Gottesdienst, was uns jedoch nicht hinderte, von der Seite her dem merkwürdigen Nationalheiligthum zu nahen. Der feierliche Gesang, Kerzenschimmer und Weihrauchduft erhöhte den Eindruck. Noch einmal sahen wir hier die Ceremonie des Segens, an der sich aber hier mehr Leute betheiligten. Eine vornehm gekleidete Dame, die mit ihrem Knaben den Segen empfangen hatte, führte ihr Kind zum Katafalk des Heiligen, betete eine Weile, ließ dann das Kind näher hinzutreten, um das Grab zu küssen, und küßte es selbst — alles mit einer herzlichen Andacht, die man

sich ohne guten Glauben kaum denken kann. Wie leicht würde es doch dem russischen Volk sein, katholisch zu werden! Doch von den zwei Pfeilern dem Altar gegenüber schauen die Portraits Peters des Großen und Katharina II. streng hernieder und gemahnen, daß es hier keine Freiheit des Glaubens gibt. Alexander Newskij ist wie Peter der Große nur ein Ausdruck, eine Verkörperung des Czarenthums. Der unheilige Czar hat sich nur deshalb unter den Schutz des heiligen Czaren gestellt, um selbst auch heilig zu erscheinen und desto sicherer Leib und Seele seiner Unterthanen in seinen Dienst zu nehmen.

Die Mönche leben noch ganz in diesen alten Ideen. Die Metropoliten und Bischöfe werden bekanntlich aus ihren Reihen genommen. Aber im Seminar und in der geistlichen Akademie ist schon etwas vom modernen Wesen eingezogen. Das erstere entspricht ungefähr einem großen und kleinen Seminar mit den üblichen Gymnasialklassen, die Akademie dagegen ist eine theologisch-philosophische Facultät mit einem Gesammtkurs von vier Jahren. Das Seminar hat etwa 250, die Akademie einige 120 Schüler. Da uns im Seminar der Zutritt verwehrt wurde, wandten wir uns zu dem eleganten Privathaus, welches der Director der Akademie bewohnt, und ließen uns bei ihm anmelden. Er ließ uns vor und empfing uns in einem prächtigen, roth möblirten Salon aufs freundlichste. Er war von hohem, edlem Wuchs und einnehmendstem Wesen, trug langen Vollbart und das Haar nach Weise der Griechen, dazu aber einen purpurfarbenen Talar und auf der Brust ein goldenes Kreuz an schwerer Kette. Als ich ihn fragte, ob er die bischöfliche Würde bekleide, verneinte er dies, mit der Bemerkung, er habe sich diesen rothen Talar selbst freiwillig gewählt, das goldene Kreuz aber sei ein huldvollstes Geschenk Ihrer Majestät der Kaiserin, deren Kindern er Religionsunterricht zu ertheilen gewürdigt sei. Welche Ueberraschung, den Hoftheologen der Kaiserin und ihrer Kinder kennen zu lernen! Etwas bange wurde mir aber doch, er möchte mit seinem offenbar feinen, weltmännischen Blicke unser Incognito durchdringen. Das schien indes nicht der Fall zu sein; und als wir uns wie wißbegierige Touristen nach dem Gottesdienste und dem Mönchsleben im Kloster erkundigten, gab er uns die bereitwilligste Auskunft, ebenso über das Studium an der Akademie, an welcher er selbst die Moral docirte. Der Lehrplan ist deutschen Mustern nachgebildet und umfaßt die gewöhnlichen theologischen und philosophischen Fächer. Von den Professoren haben die meisten zeitweilig im Ausland studirt oder Gelegenheit zu längeren Studienreisen erhalten; seit der Neuorganisation der Studien in den Jahren 1869 und 1870 wird alles in modernem Stile getrieben. Die Bibliothek war eben in einem hellen, geräumigen Neubau untergebracht, trefflich eingerichtet, geordnet und mit Zeddelkatalog versehen. Zu meiner Verwunderung fand ich ganze Fächer voll deutscher Theologie, katholischer und protestantischer, u. a. die Theologie und Philosophie der Vorzeit von P. Kleutgen und das vierbändige Handbuch der Religion von P. Wilmers — den schlimmsten Jesuitismus, den man sich denken kann. Nachdem der Voltairianismus und alle übrigen Sorten modernen Unglaubens über ein Jahrhundert lang die höheren

Schichten der St. Petersburger Gesellschaft beherrscht haben, sind die russischen Gelehrten endlich auf den guten Gedanken verfallen, ihre alten, stereotypen Ueberlieferungen genauer dogmatisch, historisch, philosophisch zu untersuchen und apologetisch zu vertheidigen. Für das meiste finden sie in der katholischen Theologie und Fundamentaltheologie schon alles beisammen, wohl gruppirt und gründlich bearbeitet; für die wenigen Controverslehren nützen sie die Protestanten aus und verbinden damit eine eingehende Traditionslehre von Photius an, mit künstlichen Anklammerungsversuchen an die griechische Patristik. Für letzteres Studium bietet die Bibliothek reichliches Material durch eine der reichsten Handschriftensammlungen, die es in Rußland gibt. Außer den 3000 Handschriften, darunter prächtige griechische Codices, besitzt sie auch viele alte Drucke, einige der ältesten in russischer Sprache.

Als wir unserm zuvorkommenden Führer den Wunsch aussprachen, eine russische Mönchszelle zu sehen — eine hatten wir zwar schon gesehen, wollten aber gerne etwas vergleichen —, da erklärte er, dazu brauchten wir nicht wieder ins Kloster hinüberzuwandern, er habe eine Mönchszelle in seinem Hause und den Mönch dazu. Er führte uns durch ein paar comfortable Wohnzimmer, in deren größtem eine fein gekleidete Dame an einem Stickrahmen arbeitete. Es war seine Gemahlin, der wir mit einigen Worten vorgestellt wurden. Dann ging es ins anstoßende Zimmer weiter, eine enge Kammer, kaum ein paar Schritt lang und breit, ohne Tapete, nur geweißt, genau wie die Mönchszelle, die wir im Kloster gesehen hatten. Wie dort bestand der ganze Schmuck aus ein paar Heiligenbildern, in der Mitte eines der Mutter Gottes, vor denen ein Oellämpchen brannte, die ganze Ausstattung in einem einfachen Tische, einem Holzstuhle und einem schlichten, fast ärmlichen Bette. Auf diesem saß in Mönchstracht, mit langem Barte, ein ganz zusammengeschrumpfter, ehrwürdiger, blinder Greis, der an einer Art von Rosenkranz betete. Unser Führer küßte ihm die Stirn, reichte ihm die Hand mit freundlichster Innigkeit und stellte uns dann in dem vierundachtzigjährigen Greis seinen Vater vor. Derselbe war in seinen jüngeren Jahren Pope und als solcher verheiratet gewesen. Nach dem Tode seiner Frau war er dann ins Kloster gegangen, daselbst aber im Alter erblindet. Da er im Kloster nur sehr kümmerliche und unzureichende Pflege fand, nahm er das Anerbieten seines treuen Sohnes an, ihn in seinem Hause zu verpflegen; nur wünschte er, wie im Kloster eine ganz arme Zelle zu haben. Da betete er fast den ganzen Tag, hielt seine Andacht vor den Bildern und ließ sich dann und wann etwas Erbauliches vorlesen. Er hieß uns freundlich willkommen, sprach von dem schmerzlichen Zustand der Blindheit, von der treuen Güte seiner Kinder und von dem Wunsche, bald in den Himmel zu kommen. Als wir uns verabschiedet hatten und schon die Treppe hinunterstiegen, kam uns eine schlicht gekleidete Frauensperson nachgeeilt, die Schwester des Directors, welche dieser nach dem Tode ihres Mannes, eines Popen, ebenfalls bei sich aufgenommen hatte. Sie brachte uns als Andenken von dem blinden Vater einen weißkörnigen Rosenkranz, der acht Gesetze mit je zehn Körnern hatte.

Die treue Familienliebe, der Frommsinn und die ungekünstelte Gutherzigkeit, die sich in alledem ausprägten, rührte mich sehr. Ich habe ähnliche Züge später noch öfter beobachtet. Es liegt etwas ungemein Gemüthliches im russischen Volkscharakter. Ein Zug zur Frömmigkeit, zur Ehrfurcht, zum Gehorsam, zu freundlichem Wohlwollen ist ihm wie angeboren. Was hätte aus dem Volke werden können, wenn die Kirche frei unter ihm hätte walten können, wenn nicht der allgewaltige Cäsarismus mit Schwert und Knute jede Unionsregung niedergekämpft und die vielen Millionen des Reiches immer von neuem gewaltsam in die Irre gepeitscht hätte! Wenn ein Volk theilnehmende Fürbitte verdient, so ist es das russische. Kaum denkt man an die Millionen, welche das eherne Scepter der Gewalt, ohne Möglichkeit eines Widerstandes, an die verknöcherte Staatskirche fesselt; wir hören nur von den Greueln, welche diese an ihren katholischen Unterthanen verübt, und von den Unthaten, welche der durch Unglauben corrumpirte und zur Verzweiflung getriebene Volksgeist gegen seine tyrannischen Gebieter ersinnt.

**A. Baumgartner** S. J.

---

# Dahns neueste Erzählungen[1].

Mehr als je dürfte es heute von der größten Wichtigkeit sein, Rechte und Pflichten der Publicistik und insbesondere der katholischen Publicistik in Bezug auf die literarische Kritik einmal offen und klar auszusprechen. Es wäre vergebliche und lächerliche Zimperlichkeit, wollte man die Rücksicht auf die Gegner so weit treiben, aus Furcht vor ihrem Zorn oder ihrer Unzufriedenheit sein gutes Recht, ja noch mehr, seine heilige Pflicht nicht offen zu bekennen und hochzuhalten. Mit Halbheiten und verschwommenen Zugeständnissen kommt man heute nicht weiter.

Wir meinen also:

Es gibt eine doppelte Kritik, je nachdem man sich bloß die Technik eines Kunstwerkes oder auch seinen Inhalt zum Gegenstand der Beurtheilung wählt. Die erstere allein mag dem Kunststudium gute Dienste leisten. Eine gelungene Actzeichnung kann das höchste Lob der technischen Kritik verdienen, ohne daß sie dadurch schon zu einem Kunstwerk wird. Die technische Kritik beschäftigt sich eben einzig mit der Anwendung der Kunstregeln, d. h. jener Summe von Gesetzen in jeder Kunst, die von den höchsten Autoritäten theoretisch oder praktisch aufgestellt und von den Gebildeten im allgemeinen anerkannt werden. Mag

[1] „Was ist die Liebe?" — „Bis zum Tode getreu." — „Kaiser Karl und seine Paladine."

im einzelnen auch in diesen Regeln je nach der Zeit, dem Volk und der Persönlichkeit noch ein Streit obwalten, im großen ganzen herrscht über die eigentlichen Kunstregeln eine gewisse feste Einheit. Diese Regeln muß der Kritiker kennen, wenn er über ein Kunstwerk als befugter Richter mitsprechen und aburtheilen will; sonst kann er höchstens von seinen Eindrücken, seiner Meinung reden und nicht beanspruchen, daß er mitzähle.

Ferner muß der technische Kritiker durchaus objectiv sein, eben weil die Norm, die er anlegt, eine überall gleiche, feststehende, durch gemeinsame Uebereinstimmung aller gleichsam objectiv gewordene ist, wenn sie es nicht schon durch die Begründung in der Sache selbst war. Diese Norm ist weder ultramontan noch deutsch-national, sie ist eben, wenn man von vorübergehenden Moden absieht, objectiv international.

Eine technische Kritik ist aber nicht die einzig berechtigte, ja nicht einmal eine den Gegenstand künstlerisch erschöpfende. Das Kunstwerk erfordert Technik — aber Technik allein macht nicht das Kunstwerk; der künstlerische Inhalt ist der Zweck, die Seele der technischen Form, und eine wahre, allseitige Kritik hat sich nach Erledigung der Vorfrage über die Technik am eingehendsten mit diesem künstlerischen Inhalt zu beschäftigen; die Frage nach dem Werth oder Unwerth dieses künstlerischen Inhaltes wird es in letzter Instanz sein, welche über den Werth oder Unwerth des Kunstwerkes überhaupt entscheidet.

Dieser Inhalt wird sich nun zerlegen in die Idee des Kunstwerks und die zur Verkörperung oder Darstellung dieser Idee verwendeten künstlerischen Mittel: Personen, Charaktere, Fabel, Moment der Handlung u. s. w. Insofern die Idee dem Gedankenreiche angehört und insofern die Mittel im Verhältniß zur Idee und unter sich selbst natürlicher Gegenstand des Erkenntnißvermögens sind, untersteht also in erster Instanz das ganze Kunstwerk nothwendig dem Urtheil des Verstandes, es hat sich den Maßstab der Wahrheit im weitesten Sinne gefallen zu lassen. Eine offenbar falsche Idee technisch noch so vollkommen zur Darstellung gebracht, wird nie ein Kunstwerk sein. Zu den verschiedenen Arten der Wahrheit gehören nun auch die der moralischen und die der religiösen Ordnung. Was mit den vom Beurtheiler erkannten offenbaren Wahrheiten solcher Art im Widerspruch steht, dem kann er unmöglich eine Berechtigung in der Kunst zuerkennen. Warum? Es ist kein Genuß möglich, sobald die Unwahrheit einer Idee dem Beschauenden in's Auge fällt; denn Genuß setzt Befriedigung, Ruhe voraus, der Verstand aber, der im Kunstgenießenden zuerst und vorab befriedigt werden muß, kann nur in der Wahrheit ruhen, in der objectiven oder wenigstens in der subjectiven; nur ihr kann er zustimmen, jeder Unwahrheit wird er sich verneinend gegenüberstellen. Es ist freilich etwas anderes, von einer Einzelwahrheit für einen gegebenen Fall absehen, und etwas anderes, eine positive Unwahrheit vorbringen. Nicht jedes Kunstwerk hat mir die Gesammtsumme aller Wahrheiten oder die letzte, höchste Wahrheit, Gott, vorzuführen — aber es darf nichts enthalten, was mit einer von ihm berührten Einzelwahrheit oder mit der höchsten Wahrheit im Widerspruch steht. Je mehr Wahrheit ein Kunstwerk enthält, je mehr diese Wahrheit sich der höchsten Wahrheit nähert, um so größer wird der

Genuß des Verstandes sein. Ist aber die leitende Idee eines Werkes falsch — moralisch oder religiös — oder sind viele Einzelirrthümer in demselben enthalten, so wird sich der Verstand entweder ganz ablehnend oder doch mehr oder minder unbefriedigt verhalten, d. h. er wird dem Werk seinen Kunstwerth ganz oder theilweise absprechen müssen. Mit andern Worten: Da jedes Kunstwerk vor allem harmonisch sein und wirken muß, so darf seine Idee nichts enthalten, was einem Riß gleich es spaltet und zerklüftet, indem es mit der Wahrheit im Widerspruch steht. Ist der Mangel an Wahrscheinlichkeit schon ein Hinderniß des Genusses, so muß dies um so mehr der Mangel an Wahrheit oder vielmehr die offenbare Unwahrheit sein.

Aber das Kunstwerk hat doch seine eigene, in sich abgeschlossene Welt, es steht für sich und aus sich da! Seine Wahrheit ist einfach die Wahrscheinlichkeit, die hier sogar mehr sagt als Wahrheit; denn „le vrai n'est pas toujours vraisemblable". — Freilich hat jedes Kunstwerk seine eigene, abgeschlossene Welt und ist die Wahrscheinlichkeit seine ganze und einzige Wahrheit, so weit — die Darstellung der Idee in Frage kommt. Diese Darstellung und Einkleidung ist Eigenthum des Künstlers als Schöpfers, sie hat nur die eine Wahrheit zu besitzen, daß sie nicht uneins ist mit sich selbst und mit der Hauptidee; diese Hauptidee, also das Wichtigste für den Geist, ist aber nicht loszulösen von der Wahrheit überhaupt, weil jede Idee, insofern sie den Verstand befriedigen soll, sich einreihen muß in die allgemeine, einheitliche Ordnung der Wahrheit, d. h. wenigstens nicht in Widerspruch treten mit irgend einer erkannten Wahrheit.

Noch einmal kurz: Das innerste Wesen, die Seele des Kunstwerkes ist die Idee; die Idee gehört zum Bereich des Verstandes; soll der Verstand genießen und befriedigt sein, so muß ihm die Idee wahr scheinen: also muß der Verstand vom Kunstwerk in erster Linie die Wahrheit, allseitige, wenigstens subjective, Wahrheit verlangen.

Was ergibt sich aus diesen Sätzen für die zweite oben angedeutete Art der Kritik? Nothwendig, daß der subjective Standpunkt des Kritikers die Beurtheilung selbst beeinflussen wird. Denn jede Kritik dieser Art soll ja der aufrichtige Ausdruck der Anschauungen des Kritikers sein, und jede ehrliche Meinungsäußerung verdient Achtung. Es folgt aber auch ferner, daß die Anlegung jenes Maßstabes bei der Beurtheilung um so berechtigter ist, je fester und begründeter die Ueberzeugung von der Richtigkeit der Normen ist, welche beim Urtheil über die Wahrheit zur Anwendung kommen. Unbestreitbar ist darum das Recht der Katholiken, von einem Kunstwerk zu verlangen, daß die Hauptidee des Werkes nicht im Gegensatz stehe zu seinen heiligsten Ueberzeugungen, daß keine Wahrheiten angegriffen, geläugnet und verspottet werden, die ihm wichtig und theuer sind. Geschieht dies letztere, so mag die Technik eine noch so vollendete sein, der Katholik wird das Werk nicht als ein Kunstwerk anerkennen können, weil es keinen vollen und wahren Genuß zuläßt. Das wird den Kritiker nicht hindern, mit vollster Wahrung der Gerechtigkeit das Einzelschöne im Werke, vom Ganzen losgelöst, anzuerkennen und zu genießen — das Gesammturtheil aber wird je danach ausfallen, ob die Summe

des Wahren oder die des Falschen überwiegt, ob der ungestörte Genuß oder das geistige Mißvergnügen beim Studium des Werkes vorwiegt.

Allein, so fragt man, wo bleiben bei diesen Grundsätzen die sogenannten Classiker? Sind nicht eine gewisse Summe von Kunstwerken trotz ihrer falschen Grundideen und tausendfachen Verstöße gegen Einzelwahrheiten von Katholiken, Protestanten, Juden und religiösen Nihilisten als einfache, absolute Kunstwerke anerkannt? Wo ist der katholische oder monotheistische Kritiker, der die Ilias trotz ihres Polytheismus zu verwerfen wagte?

Der Einwand ist anscheinend durchschlagend. Aber auch nur anscheinend. Abgesehen davon, daß wir von Jugend auf gewohnt sind, bei Lesung des Gedichtes uns zurückzuversetzen auf den griechisch-naiven Standpunkt des Dichters, daß wir somit nicht mit unserm ganzen christlichen Sein dem Kunstwerk gegenübertreten, ist festzuhalten, daß das Gedicht uns nur selten den Polytheismus nach seiner absurden Seite vor Augen führt, mit anderen Worten: wir erkennen von der ersten bis zur letzten Zeile die Götter Homers nicht als eigentliche Götter, d. h. als höchstes Wesen und Inbegriff aller Vollkommenheit, sondern vielmehr als eine Art übermenschlicher Menschen, als Märchen- oder Mythenfiguren, denen wir ihr phantastisches Existenzrecht nicht streitig machen. Ueberall jedoch, wo sich die Idee des wirklich in sich widersprechenden Polytheismus vordrängt, wo etwa die Dichtung dogmatisch-historisch werden möchte, hört natürlich der ernste Kunstgenuß auf, wir lachen entweder oder betrüben uns. Wenn wir also überhaupt die classischen Dichtungen als vollendete Kunstwerke, als „ewige Vorbilder der Kunst“ auch im Christenthum noch gelten lassen, so kommt das daher, weil wir stillschweigend immer die Begrenzung und Einschränkung machen, daß wir dies nur in Bezug auf das rein Menschliche in ihnen, auf das viele schöne Einzelne und besonders in Bezug auf das technisch Vollendete derselben meinen, kurz, daß wir meistens vom Standpunkt der technischen Kritik sprechen.

Aber können wir denn heute bei den heutigen Dichtern und Künstlern nicht dieselbe stillschweigende Einschränkung gelten lassen, ebenfalls von den religiösen und moralischen Verirrungen absehen und nur das Gute in ihnen genießen, kurz die modernen Classiker in ähnlicher Weise behandeln wie die alten? Auf den ersten Anblick scheint diese Frage bejaht werden zu sollen. Aber bei genauerem Nachdenken stellt sich ein bedeutender Unterschied heraus, ein Unterschied, der eine ihm genau entsprechende verschiedene Behandlung der Alten und der Neuen bedingt.

Wo in neueren, oder sagen wir richtiger, der Zeit und der Nation nach christlichen Classikern heidnische Götterreminiscenzen und Götterfiguren zur Verwendung kommen, wie z. B. bei Camoens, Tasso, Balde u. s. w., wird kein vernünftiger Mensch hinter diesen Göttern etwas anderes sehen als rein dichterische Phantasien, Allegorien, Bilder ꝛc.; sein Geschmack wird vielleicht verletzt, aber nicht sein Verstand, dem nicht zugemuthet wird, zur Existenz dieser Phantasiewesen seine Zustimmung zu geben. So wird uns Schillers ‚Klage der Ceres‘ als Dichtung heute noch gefallen — während desselben ‚die Götter Griechenlands‘ uns zum Widerspruch reizen, insofern eben die leitende Idee,

welche die in sich treffliche Darstellung der Naturbelebung zu einem Ganzen verbindet, d. h. die Trauer wegen des Sieges der christlichen Wahrheit über die heidnischen Götterfabeln, jedes christliche Bewußtsein beleidigen wird. Wenn der Dichter klagt:

„Einen zu bereichern unter allen,
Mußte diese Götterwelt vergeh'n,"

so kann schon kein klarer Verstand dem mehr zustimmen, und da in diesen Versen sich die ganze Idee zusammendrängt, so wird der Christ das Gedicht trotz seiner technischen Vollendung als Ganzes auch in Beziehung auf die Kunst abweisen. Es ist hier nicht mehr bloß ein Absehen von einer noch unbekannten Wahrheit, sondern ein Angriff gegen die gewußte christliche Wahrheit; mag der Dichter subjectiv geglaubt haben, im Recht zu sein — das zu beurtheilen ist nicht Sache des ästhetischen Kritikers — er greift immerhin eine Wahrheit an, und da der katholische Leser auf Seiten dieser beleidigten Wahrheit steht, so fühlt er sich selbst im Geist beleidigt, ein Kunstgenuß ist nicht möglich, und das Gedicht hört für ihn auf, ein vollendetes Kunstwerk zu sein. Jeder christliche Kritiker, der dieses Gedicht bei seinem ersten Erscheinen zu besprechen gehabt, hätte dieses Urtheil fällen müssen, und jeder christliche Aesthetiker, der noch heute von dem Gedichte redet, wird dasselbe zu thun haben. Bei Heiden ist der Irrthum selbstverständlich, darum braucht er bei ihnen nicht hervorgehoben zu werden; bei christlichen Künstlern ist der Angriff gegen das Christenthum nicht natürlich, darum ist es Pflicht des Kritikers, seine Leser oder Zuhörer auf die Anomalie aufmerksam zu machen. Diese Pflicht ist um so zwingender, je größer der Widerstreit ist, in welchen sich ein Werk moderner Kunst zu der Summe von Wahrheiten setzt, welche dem Kritiker und seinem Publikum als unantastbar gilt. Wo nur eine Einzelwahrheit gleichsam vorübergehend verletzt wird, kann dies ja nicht den Gesammteindruck beeinflussen; wo sich aber die Grundidee einer wichtigen Wahrheit entgegenstellt, tritt der Zwiespalt auch sofort in den Vordergrund, der Genuß, die Ruhe in der Zustimmung hört auf — vom Standpunkt des Kritikers ist das Werk kein vollendetes Kunstwerk. Die technische Vollendung wird ja bleiben, aber Technik ist nicht die Kunst.

So ist denn aus allem klar, daß eine katholische Kritik nicht bloß vom kirchlichen und moralischen, sondern auch vom ästhetischen Standpunkt zu Recht besteht. Sie hat freilich ihren vollen Werth nur für jene, die sich überzeugungstreue Katholiken nennen, insofern sie specifisch katholisch ist, ist jedoch offenbar von Bedeutung auch für alle, welche mit dem Kritiker mehr oder minder übereinstimmen in den zur Behandlung kommenden Wahrheiten. Nach diesen Erörterungen, die theils zur Abwehr häufig wiederholter Anklagen gegen die katholische Kritik im allgemeinen, theils mit besonderer Rücksichtnahme auf die nachfolgende Besprechung nöthig schienen, können wir zu den neuesten Werken eines Schriftstellers übergehen, der bei manchen technischen Vorzügen den großen Nachtheil aufweist, daß er sich nur zu gern mit katholischen Wahrheiten und Ideen in Widerspruch setzt, auf den also das bisher Gesagte ganz besonders Anwendung findet. —

Auch nach der poetischen Antwort Halms ist die Frage noch erlaubt: „Was ist die Liebe?“ Es kommt nur darauf an, wie diese Frage gelöst wird.

Also: Eines Abends im Herbst, als es schon ganz dunkel war, lag auf dem „grauen Sande einer einsamen kleinen Insel, der Länge nach hingestreckt, eine schlanke Mädchengestalt. Gen Westen blickte sie unablässig, noch nach einem Schimmer des Lichtes suchend; vergeblich: die Sonne war bereits hinabgesunken“ (7). Der Dichter hat keine Ruhe, bis er uns wieder und wieder dieses Abenddunkel nahe gebracht — deshalb ist es um so mehr auffallend, daß nun gerade er doch fortfährt so zu beschreiben, als geschähe alles im hellen Mittagslicht. Er sieht, wie der Strandhafer seine scharfen Rispen regungslos in die Höhe reckt, er sieht die leise Hebung und Senkung des weißen Gewandes auf dem Herzen des Mädchens, er sieht die Augen mit den langen sonnenfarbenen Wimpern, „müde von schmerzlicher Ausschau“, das „blonde Haar, wunderhold gewellt“ u. s. w. Ob das technisch zulässig?

Wie das Mädchen so „lange, lange in Sinnen und Sehnen versunken, verträumt“ dagelegen und es jedenfalls unterdeß erst recht später Abend ward, nahte sich ihr über die Dünen „ein Mann in dunklem Mantel; ein breitrandiger Hut beschattete (?) die hohe Stirn, einen Speer trug er in der Hand. Er stand nun dicht hinter ihr, zu ihren Häupten; schweigend sah er herab auf ihre bleichen Wangen. Endlich schaute sie empor; sie hatte seinen Athem gefühlt oder einen halb verhaltenen Seufzer.“ (Das Ohr dessen muß seltsam gebaut sein, der den Athem eines anderen fühlt, aber das Knistern des Sandes und Gewandes nicht hört.) ‚Ihr, Dagfred?‘ sagte sie ruhig mit einem langen Blick. ‚Ihr verrathet mich nicht.‘ — ‚Ihr verrathet euch selbst.‘ — ‚Was meint ihr?‘ — ‚Immer find' ich euch — hier!‘ — ‚Ich sah der Sonne nach.‘ — ‚Weil sie über den West-Eilanden sinkt.‘ — ‚Mir geht sie dort auch auf‘; sie schlug die sanften, ganz hellblauen Augen sehnend auf. ‚Die Sonne nicht: aber die Hoffnung.‘ — Der Mann sah ihr ernst in das edle, schmale, fast farblose Antlitz: es war vollendet schön. Er schwieg; er drückte nun die meergrauen Augen zu. ‚Redet!‘ sprach sie, langsam sich erhebend; — die jungfräuliche schlanke Gestalt erreichte fast des stattlichen Mannes Höhe. — ‚Euer Schweigen ist ein Tadel. Was anders soll die Gefangene denken, träumen, wünschen, als — Befreiung.‘ — ‚Oft strafen die Götter am schwersten, indem sie Wünsche erfüllen.‘ — ‚Ist das eure Skaldenweisheit?‘ — ‚Ein Stück daraus. Ihr ersehnt nicht die Befreiung, — den Befreier.‘ — Sie hob das Haupt: ‚Ich darf's; er ist mein Verlobter.‘ (8 ff.)

In diesem sententiösen, geheimnißvollen Stil geht die Unterhaltung noch weiter; wir können uns denken, wie mancher Leserin diese Art gefällt; uns persönlich scheint dieselbe im höchsten Grade pretiös und unnatürlich. Erzählen wir nun kurz die Geschichte. — Der greise König Ring von Halogaland hatte seine einzige Tochter Halla mit dem Fürsten Kjartan von Irland verlobt. Einige Tage nachher schickte König Hako Raubschiffer und raubte dem greisen Vater das Kind, damit diesen, den Hako mit den Waffen nicht bezwingen konnte, die Sehnsucht nach Halla bezwinge, daß er sich Hako unterwerfe. Der Bräutigam war in der Nähe, als die Räuber die Braut anfielen, aber feige

versteckte er sich in das Schilf. (Die armen Irländer, sie taugten schon damals nicht!) Halla wurde auf eine kleine, Hako gehörige Insel, die dem Vater und allen Freunden Halla's unbekannt war, gebracht und dort vom Inselvogt auf das strengste bewacht. Dieser Inselvogt, ein roher, jedem Sinnengenuß ergebener Mensch, verliebte sich in seine Gefangene, die ihn natürlich auch dann verabscheut hätte, wenn sie sich selbst durch das Treuversprechen nicht an Kjartan gebunden gefühlt hätte. Kurz nach Ankunft Halla's auf der Insel erschien daselbst Dagfred, jeder Zoll ein idealer — Theaterheld, nicht mehr jung, aber immer noch von höchster männlicher Schönheit, dazu ein berühmter Sänger und vor allem mit dem Schleier des Geheimnisses über seine Herkunft und seine Absichten bedeckt, eine Art sichtbaren Schutzgeistes der geraubten Prinzessin, die er selbst vor ihrem Bräutigam warnt. Er hat sich von König Hako als Lohn für seinen Sieg im Skaldenkampf Halla's Versteck nennen lassen und dort für sich freien Aufenthalt begehrt. Es gab früher einen großen, den größten aller Sänger — Harald, König von Thule; seit dieser verschollen, ist Dagfred der größte, und ein blinder Knecht des Vogts möchte schwören, daß Dagfred so schön spiele und singe wie Harald. Natürlich, denn Harald und Dagfred sind eine und dieselbe Person. Als Harald auf seinen Fahrten durch die damals bekannte Welt von Irland bis Jerusalem zu König Ring gelangte, fühlte er plötzlich, daß das Ende seiner Reisen gekommen, daß er in der Tochter Rings sein Lebensziel, die Schönheit und Liebe, gefunden. Aber ach! Gerade hatte Ring seine Tochter dem Prinzen Kjartan versprochen, und so leid es ihm that um den neuen Werber, von seinem Worte wollte er nicht abgehen. Harald war noch bei Ring, als Halla geraubt wurde; er sah das feige Benehmen Kjartans und entnahm daraus, daß dieser Halla's unwürdig sei. Sein Entschluß, die verschollene Prinzeß aufzusuchen, sie, wenn nöthig, vor Gefahren zu retten, stand nun fest, er änderte seinen Namen und erreichte so sein Ziel. Eine Nichte des Vogtes, Dala, hat den älteren, schönen, idealen Mann in ihr Herz geschlossen und liebt ihn still und, wie es scheint, ohne Hoffnung, da Dagfred nur für Halla Augen hat. Um seiner frei übernommenen Wächterpflicht zu genügen, schläft Dagfred nicht einmal in der Burg, sondern hat sich eine Höhle eingerichtet, von der aus er das Meer nach Westen beherrscht und so jeden Versuch wahrnimmt, Halla auf Schiffen zu retten. „Hier verwahrte er unter dem Gestein die Schieferplatten, auf denen er schrieb mit den Schiefergriffeln ... hier auch hatte er seine mitgebrachten Waffen geborgen." Und wirklich werden eines Tages vom Weststurm zwei meermüde Schiffer an den Strand verschlagen, doppelt willkommen, da einer ein Sänger und Harfner. Abends in der Halle singt er unter anderem auch ein Lied, das Halla der nahen Rettung mahnen soll. Dagfred hat das Lied ebenfalls wohl verstanden. Morgens zieht der Gast ab; allein auch der Vogt verkündet Dagfred beim Frühmahl, er werde nun Ernst machen und Halla zum Weib nehmen; wenn sie nicht willig folge, so werde er sie zwingen. Dagfred droht ihm und wirft auf den Vogt einen solchen Blick, daß der rohe Mensch davor zittert und dem Davonschreitenden nachmurmelt: „Ich kann diesen Blick nicht ertragen, aber mein Pfeil ist blind." Für den Sänger nahte also doppelt

die Entscheidung — entweder wurde Halla von dem unwürdigen Kjartan gerettet oder von dem Inselvogt zur Sklavin gemacht. So kam der Abend dieses Tages.

„Dagfred schritt vor der Höhle auf und nieder, ruhelos, rastlos. Im Winde wehte hinter ihm der dunkle Mantel, der weitfaltige, zwei schwarzen Adlerflügeln gleich; um das Haupt, aus den offenen Schläfen, flatterten die braunen Locken, und über den Hals hin wehte der ergrauende Bart. Den Hut hatte er von der heißen Stirne geschleudert. So ging er lange schweigend auf und ab, die beiden Hände in die Hüften gestemmt, vornüber gebeugt, die mächtige Stirne zur Erde gesenkt, nur hie und da sie rasch emporreckend gegen den unruhigen Nachthimmel. Endlich begann er: ‚Denk' es aus! Denk' es durch, armes, heißes, müdes Hirn! Tauche hinab, mein Geist, in deine eigenen tiefsten Tiefen! Kein Buch, kein Mensch, kein Gott auch kann dir rathen. Du selbst mußt, du allein kannst dir helfen.

So rollet denn nochmal vorüber an mir, ihr langen, ihr kämpfereichen Jahrzehnte! Die abgerissenen Sprüche der Skalden — wortkarg, dunkel: gut, um trotzig danach zu sterben, nicht gut, um weise danach zu leben!

Weiter:

Der Christenpriester fromme Predigt: Jahrelang des guten Bischofs Unterweisung!

Dann aber: im blauen Griechenmeer — in Athen — die Weisheit jener großen Meister! O mein Platon, wie du doch so herrlich — geirrt hast! — Jerusalem! — Den Jorsalafara haben die Landsleute staunend mich genannt. Aber Frieden fand ich nicht in den lärmenden Schulen von Athen, nicht in Christi stillem, leerem Grab!

Was hab' ich nicht alles gelernt! Die Skalden lehrten mich dichten, die Mönche träumen, denken die Griechen: aber Trost lehrte nur ich mich selbst!

Dann die That, das Leben, der Kampf, der Sieg, der Ruhm! . . .'

(Es folgt nun die Erzählung, wie er Halla fand und um sie warb. Was soll er jetzt?)

‚Das einzige Heil wäre: er (Kjartan) stirbt, aber nicht durch mich, durch ein ander Schwert. Dann rett' ich sie (Halla) vor des Riesen Gewalt und dann, ja dann kann sie mein werden ohne Treubruch.

Das — o ihr Sterne: werdet ihr das fügen? Und das legt mir das Schwerste auf: gar nicht handeln. Abwarten, was geschieht, und dann: Halla oder — das andere!

Das ist das Härteste. Doch ist's die Pflicht. —

Die Sterne riefst du an! Thöriger, schwärmender Skalde!

O, wer jetzt beten könnte! Beten, ringen mit seinem Gott in heißem Gebet. Ich kann es nicht!

Die Pflicht — sie ist alles, was ich gerettet habe aus dem Schiffbruch meiner Gedanken: Aus Walhall, aus dem Christenhimmel und aus Platon!

Pflicht! Oder Ehre! Oder Treue: nenn's wie du willst: es ist das Menschen-Nothwendige, ohne das du nicht leben, nicht das Auge frei aufschlagen kannst. Das andere — das Pflichtlose — ist Lüge, Selbstwiderspruch, ist der Vernunft Zertretung, ist Wahnsinn, ist Untergang der Welt.

Der Welt! Was ist die Welt?

Ward sie geknetet von einem Gott, wie der Töpfer knetet ein Gebild aus Thon?

Und wer hat den Gott geschaffen?

So ist sie ungeschaffen, ungeworden, nur wir in ihr geworden?

Ach, nicht zu unserm Glück!

Auf Glück ist und Unglück
  Die Welt nicht gerichtet.
Das haben nur thörig
  Die Menschen erdacht.
Es will sich ein ewiger
  Wille vollenden:
Ihm dient der Gehorsam,
  Ihm dient auch der Trotz.
Ihm beug' ich in Ehrfurcht,
  Ihm beug' ich in Andacht,
Ihm beug' ich erschauernd
  In ahnenden Schauern,
Ihm beug' ich freiwillig
  Gehorsam das Haupt ...

Freiwillig! Wer ist frei? Was ist Freiheit? Ist Freiheit Willkür der Wahl? Kann ich anders, als ich muß? Kann ich aufhören, Halla zu lieben? Ich muß sie lieben, weil ich Harald bin. Kann ich Harald sein und nicht Harald sein? Frei sein ist sein eigen sein. Freiheit ist angeborne Eigenart.

Mein eigen — wie lange bin ich's?

Nach dem Tode? Gar nicht mehr sein? Nicht mehr Harald sein? Nur eine Spanne Zeit jenem ewigen Willen dienen — durch meine Eigenart — und dann — nicht mehr?

Es ist so grausam!

Aber so großartig, so übermenschlich, so göttlich grausam. Vielleicht gerade deshalb das Wahre, weil unsere Lebensgier, unsere Todesscheu es zu denken kaum vermag.

Gleichviel!

Nur für sein Leben sorge, daß es schön, daß es würdig verlaufe, der Mann: das nach dem Leben ist Gottes Sache.

Ja, Gottes.

Denn er *ist*, der Unbegreifliche!

Er ist: so wahr die Welt ist, in der webend und waltend er wirkt.

So bleibt?

Die Pflicht!

Ist wenig! Und hart, hart wie Schwert und Tod.

Nur die Pflicht?

Nein! Daneben die Liebe.

Und die ist hold und weich, wie Harfenklang und Duft der Rose.

Auch so vergänglich wie der Saite Zittern und der Rose Hauch?

Das wäre noch trauriger, als wenn sie gar nicht wäre!

... in diesem blonden Weibe mit dem goldwelligen Haar fand ich das Urbild alles Schönen. Und all mein Glück oder viel wahrscheinlicher wohl: — all mein Unglück! Das heißt: alles Glückes Entbehrung!

Denn was ist Glück?

Gold? Macht? Weisheit? Ruhm?

O nein! Pflicht und Liebe. Der Friede der Pflicht und die schönheit-trunkene Begeisterung der Liebe.

Der Liebe!

Was aber — was ist die Liebe?‘

Er stand nun im vollen Lichtgusse des entwölkten Mondes, dicht vor der Höhle: in deren Mündung tauchte ein Schatte auf, eine Gestalt, die sich vorsichtig verbarg, jedoch zugleich eifrig lauschte.

‚Was ist die Liebe?‘ wiederholte der Skalde sinnend, strich einmal leise die Saiten der Harfe und sprach wie verträumt vor sich hin:

‚Die Liebe ist Leid,
Ist lechzendes Verlangen:
Dann: göttlichen Glückes
Lodernde Lust:
Oder: seeleversehrendes Sehnen
Und stummes, stolzes Sterben!
Aber immer ewig ist die Liebe.‘“ (37—50.)

Ueber diese Glanzscene der Dahn'schen Dichtung haben wir nur ein Wort zu sagen: Fritz Mauthner kann sie unverändert in seine Travestien „Nach berühmten Mustern“ aufnehmen. Dahin gehört sie von Rechts wegen eher als in eine ernstgemeinte Dichtung.

Die Lauscherin war keine andere als die kleine Dala, die sofort ganz selig zu Halla geht und ihr erzählt, sie wisse nun, was die Liebe sei. So glücklich ist freilich Halla nicht. „Ich verstehe es nicht. — Gar nicht das Erste! Verlangen? Wonach? Ist das wie Durst? Eher das andere: vom stummen Sterben. Am meisten das letzte: „Immer ewig ist die Liebe.‘

Und doch! ... ich meine: Sie ist — glaub' ich — ein leises, banges, aber doch seliges Grauen — eine süße Furcht! Ein scheues Fliehen, Fliehen-w o l l e n hinweg — von wem? Nun eben von ... Ihm, — von dem Geliebten wollt' ich sagen“ 2c.

Der Leser weiß nun zwar auch noch nicht, was Liebe ist, wohl aber, daß auch Halla den Skalden liebt, sich aber an Kjartan gebunden glaubt und ihm ihre Treue bewahren will.

Die Liebesconstellation hat also folgende Aspecte:

Halla wird geliebt von Kjartan, Dagfred und dem Vogt.

Dagfred wird geliebt von Halla und Dala.

Einseitig — hoffnungslos lieben: der Vogt, Kjartan und Dala.

Gegenseitig, aber verborgen: Halla und Dagfred.

Auf Seiten des Vogtes steht die Gewalt.
Auf Seiten Kjartans das Recht.
Auf Seiten Dagfreds — die Liebe.
Wer wird siegen?

Der Tag nach jener wichtigen Nacht, in der die Definition der Liebe von Dagfred, wie oben gemeldet, unter leiser Harfenbegleitung gegeben wurde, nahte sich Dala Dagfred und mahnte ihn, auf der Hut zu sein, ihr Oheim, der Vogt, sinne Böses wider ihn. Dagfred schenkt ihr einen Dolch, damit sie sich vertheidigen könne, wenn Dagfred nicht da sei. Dann geht er auf den Berg, auf seinen Wachtposten; die Schiffe Kjartans müssen kommen. Bald darauf erscheint auf dem Bergpfad sein Mantel, sein Hut — „eine Bogensehne schwirrte hoch in einer Spalte der Schieferzacken, die Gestalt in Mantel und Hut sank" — der Vogt glaubte Dagfred zu Tode getroffen zu haben — er hatte nur Dala getödtet, die ihren Geliebten so gerettet hatte. Sie geht noch weiter: Dagfred könnte jemals erfahren, was sie für ihn gethan, er würde sich vielleicht grämen, und das soll er nicht, der Heißgeliebte! Dala läßt Hut und Mantel auf dem Felsen, sie selbst gleitet hinab ins tiefe Meer. —

Also eine erste thatsächliche Antwort auf die Frage: Was ist die Liebe? Von der Uebertreibung abgesehen, müssen wir der kleinen Dala wirklich den Preis edelmüthigster, reinster Liebe zuerkennen.

Wenige Tage darauf kam der Vollmond. Abends zogen fünf Schiffe in den kleinen Hafen. Der Vogt hatte sie bemerkt; nur zwei Mägde und zwei Knechte ließ er bei Halla zurück in der Burg, er selbst eilte mit allen anderen an den Strand. Drunten traf er den Skalden bewaffnet, „Freund oder Feind?" rief der Vogt. „Noch keins von beiden: Gast!" erwiederte Dagfred. Doch es war nicht Zeit zu langen Reden. Mit seinen zwanzig Knechten eilte der Vogt der Mannschaft der Drachenschiffe entgegen, die jetzt landen wollte, hundert und fünfzig Sölbner. . . . „Darauf ward von dem größten der Schiffe herabgelassen ein gar zierlicher Nachen, wie eine Nußschale, weiß angestrichen, roth bemalt, reich vergoldet, von vier Ruderern gezogen; in der Mitte ragte ein dünnes spielerisches Mastbäumchen, bunt bewimpelt und bekränzt; an diesem lehnte ein Jüngling in himmelblauem Gewand, glitzernd von Gold und edlen Steinen, der silberne Helm umreiht von einem Goldkranz — Kleeblätter stellte das Goldgewinde dar — Brünne und Schild waren besäumt mit goldenen Fransen und Glöcklein. Die langen, sorgfältig geringelten und salbenduftenden, hellgelben Locken waren auf das zierlichste mit blauen Bändern durchflochten. Der Jüngling ward, wagrecht liegend, von den vier Knechten auf den Schultern durch die letzten Uferwellen getragen; unbenäßt stellten sie ihn sänftlich und säuberlich auf den trocknen Sand: hier in guter Sicherheit, weit hinter dem Gefecht, blieb er stehen und schwenkte einen goldenen Feldherrnstab." (78 f.)

„Der — das! — ist ihr Bräutigam", sprach ergrimmend Dagfred, und auch den Leser will bedünken, daß der Dichter seine Farben etwas grell gewählt hat.

Der Kampf geht voran. Die Uebermacht ist auf Seiten der Iren; der Vogt erschaut den Prinzen und stürzt auf ihn los zum Zweikampf; doch dieser fällt vor ihm aufs Knie. Das sieht von der Burgruine Halla und „knickt auf der Mauer zusammen". Der Vogt sah sich bald von den Feinden umringt, zu Kjartan vordringen kann er nicht mehr. „Auf allen Seiten umstarrt von Speeren, die den Fürsten deckten, warf er plötzlich den Schild auf den Rücken, brach sich durch die Angreifer hinter ihm Bahn mit einem sausenden, radförmigen Schwertesschwang rings um sich her und floh in wilden Sprüngen die Düne und den Felsen hinan auf die Burg zu." (Wir meinen, so hätte er auch zu Kjartan kommen können, der näher stand.)

Auf dem Engpfad tritt ihm Dagfred entgegen: „Wohin?" — „Zu ihr!"

Statt Antwort zu geben, fällt Dagfred den Speer. Es beginnt ein Schwertkampf zwischen den beiden. Der Vogt fällt von einem Schwertstoß in die Kehle getroffen. — Mit ihm ist ein zweiter „Liebender" weniger auf der Bühne. Auch ihn brachte in ihrer Art zu Tod: die Liebe! Unterdessen waren auch am Hafen die Iren Sieger und zogen nun auf die Burg.

Oben findet Kjartan „die bleiche Braut — der Vollmond gab ganz hellen Schein — in den Armen einer Magd liegen.

Neben ihr stand, auf ein blutig Schwert gestützt, ein Mann in Adlerhelm.

‚Halla! — bei allen Göttern! — Verwundet! Wer hat sie getroffen?‘

Da sprach der im Adlerhelm: ‚Sie sich selbst. Sie glaubte dich gefallen — im Heldenkampf, — für sie gefallen. Die treue Braut wollte den Bräutigam nicht überleben. — Sie stirbt um dich: aus Treue gegen dich: hörst du es Kjartan?‘

‚Ich hör's. — Aber was soll das mir?‘

Da hob Halla das schöne Haupt und sah gespannt, die sanften Augen weit geöffnet, bald auf Fürst Kjartan, bald auf den Skalden.

‚Du hast es gehört, und du lebst noch? Ich sage dir: dies Mädchen hier — es stirbt um dich. Und du lebst noch?‘

So drohend war das Wort gesprochen, — der Bräutigam trat einen Schritt zurück.

‚Weißt du, was die Liebe ist?‘

‚Gewiß! Ein süßer Rausch.‘

‚Nein, lern es nun. Die Liebe — o Halla! Auch du weißt es nicht.‘

Da erhob sie sich ein wenig auf den linken Arm, wandte das Antlitz von Kjartan ab, richtete die Augen, tiefsten Ausdruckes voll, auf den Skalden und hauchte: ‚Doch, Dagfred! Mir ist — ich weiß es jetzt. Ich hab es gelernt — in dieser Stunde — meiner letzten.‘

‚Die Liebe ist, du schöner Knabe, Leid, ist lechzend Verlangen. Dann: göttlichen Glückes lodernde Lust. Oder: ... — deine Braut wird nicht dein: sie stirbt um dich!

Tödte dich mit diesem Dolche, der noch in ihrer Wunde steckt! Oder du hast sie nie geliebt. Und dann — dann tödt' ich dich.‘

Grimmig trat er auf ihn zu.

‚Mich selbst tödten! Wilde That! Niemals!‘

Mit einem Sprung war er auf der Walltreppe und verschwand.

‚Siehst du, Halla — davor — vor solchem! — mußt' ich dich doch behüten! Nun — gieb her! — nun mischt sich doch dein Blut mit meinem.‘

Und er zog den Dolch aus ihrem weißen Busen und stieß ihn sich in die Brust.

Er sank neben ihr nieder und hielt ihr die offene Rechte hin.

‚Oder: Seeleversehrendes Sehnen und stummes, stolzes Sterben. — Siehst du, Halla! Das ist die Liebe.‘

‚Ja,‘ antwortete sie und schlug ein in seine Hand, ‚ja, mein Geliebter: — mein ewig Geliebter: denn immer ewig ist die Liebe.‘

Da starben beide. —“

[Explicit liber: Was ist die Liebe?]

Von den fünf oben bezeichneten Liebenden: Halla, Dagfred, Dala, Kjartan, Vogt sind vier todt; zwei wurden getödtet, und zwei tödteten sich; nur der eine, der nicht weiß, was die Liebe ist, geht unversehrt nach Haus, weil er zu gescheidt ist, sich selbst zu tödten. Er nimmt freilich den Fluch und die Verwünschungen mancher „zarten Seelen“ mit sich, aber in den Augen aller Vernünftigen rehabilitirt ihn sein letztes Wort wenigstens einigermaßen von seiner sonstigen Feigheit und Lächerlichkeit.

Aber: was ist Liebe? — Tödten, getödtet werden, sich selbst tödten? Man muß gestehen, Amor ist nicht mehr ein professioneller Jäger, sondern ein wohlbestellter Metzgermeister oder wenigstens Schächter.

Man wird im Ernst ja zugeben, daß wahre Liebe, nicht bloß die bräutliche, sondern jede echte, große Liebe bereit ist, für des Geliebten Leben in den Tod zu gehen; allein darin besteht nicht das Wesen der Liebe, daß dies unnöthiger, überflüssiger Weise geschehe. Ja, dieses Hingeben des eigenen Lebens ist im Grunde nur ein Zeichen, eine Bethätigung der Liebe, nicht die Liebe selbst. Wir finden somit in dieser poetischen Dogmatik des Liebesbegriffes, sofern die Tendenz in Frage kommt, zwei Fehler:

erstens spricht sie nur von Ausnahmefällen unglücklicher Liebe;

zweitens ist sie grundfalsch in der Ansicht, daß Halla und Dagfred die Ideale der Liebe seien. Das ist eher die kleine Dala, die ihr Leben hingibt, um das des Geliebten zu retten, die es thut im höchsten Verzicht auf allen Eigennutz, einzig, weil ihr der Geliebte über alles, selbst ihr eigenes Leben geht.

Halla und Dagfred mögen im Alterthum, bei dem falschen Glauben über das Jenseits möglich gewesen sein als Ideale: in unserer christlichen Zeit, in der Epoche, in welche der Dichter sichtlich trotz aller Unbestimmtheit die Geschichte verlegt, sind solche Liebende keine Ideale; sie als solche heute aufstellen wollen, heißt die christliche Cultur bekämpfen und uns für heidnische Anschauung begeistern wollen.

Freilich, wer vom Christenthum nur „das Träumen“ gelernt hat, wer nur das leere Grab Christi kennt — nicht das Kreuz auf Golgotha mit seiner in lebendigem und lebenspendendem Gottesblut geschriebenen Definition der Liebe — wer Länder und Meere nach Schönheit durchjagt, und „das Urbild

alles Schönen in einem blonden Weibe mit dem goldwelligen Haar" findet, dem muß mit dieses Urbilds Zertrümmerung alles hinschwinden, was das Leben lebenswerth macht, aber er hat kein Recht, über Christenthum und Liebe zu sprechen.

Dieselbe heidnische Tendenz des Büchleins geht ebenso stark aus der Betonung des Pflichtgefühls, losgelöst von jeder religiösen Ueberzeugung, hervor. Es ist der reinste Naturalismus in bengalischer Beleuchtung.

Die Münchener „Allgemeine Zeitung" nennt das Büchlein eine „grandiose epische Dichtung", nennt Dagfred „die edle und tiefe Persönlichkeit, die Heidenthum, Christenthum und hellenische Philosophie kennen gelernt, herrlichste Siege mit Schwert und Harfe errang und als Anfang und Ende aller Weisheit, als Bedingung echten Glückes Pflicht und Liebe nennt!" — „Und das Ganze, wie im luftigen, leichten Nebel von Mondesglanz übergossen, Meeresrauschen dazu — Geschrei kämpfender Männer, Klage der Frauen und seliger Tod — das Ende! . . . Wer möchte, wenn er dieses Werk gelesen, an Dahns unverlierbarem Dichterruhm noch zweifeln?"

Seien wir nicht ungerecht: Läge die Tendenz nicht zu klar und störend zu Tage, hätte der Dichter die Geschichte ganz ins Heidenthum verlegt, sie nicht zu stark mit des „Gedankens Blässe", d. h. dem blasirten Skepticismus und Pessimismus angehaucht, und wäre er in der Ausführung nicht so sententiös im Dialog, so weich und gemacht in der Personalbeschreibung und so sehr Freund „des Nebels und Mondglanzes", d. h. verschwommenen Halblichtes in der Landschaft gewesen, so hätte wirklich sein Gedicht etwas Großes, Dauerndes werden können. Die Handlung an sich, die beschränkte Anzahl der Personen, die enge Bühne, auf der sich das große Trauerspiel entwickelt, die Abstufungen in den Charakteren und Formen der „Liebe", alles verräth eine glückliche Hand. Was den verständigen Leser aber stört, ist das beständige Bewußtsein und das nicht zu bewältigende Gefühl, daß nur das Costüm ein altes ist, daß die Menschen, oder vielmehr der Geist, der sie regiert, wir sagen nicht der Allerweltsgeist ist, sondern der specifische Geist des antichristlichen neunzehnten Jahrhunderts und der sensualistisch-, oder, wenn man will, sentimental-pretiösen Dichtungsart gesuchter Alterthümelei. Solche Bücher mögen Mode werden, dauern werden sie nicht länger als die Mode.

(Schluß folgt.)

W. Kreiten S. J.

# Recensionen.

---

**Apologie des Christenthums.** Von **Franz Hettinger**, der Philosophie und Theologie Doctor, der letzteren Professor an der Hochschule zu Würzburg. Erster Band in zwei Abtheilungen, 555 u. 516 S. 8⁰. Zweiter Band in drei Abtheilungen, 579, 601 u. 604 S. 8⁰. Freiburg, Herder, 1885—1887. Preis: *M.* 20.

Nur über den ursprünglich als „Zugabe" herausgegebenen Theil dieses seit ungefähr fünfundzwanzig Jahren so segensreich wirkenden Werkes ist bisher in diesen Blättern (Bd. VII, S. 355 f.) berichtet worden, nicht aber über das ganze Werk. Wir nehmen daher das Erscheinen der sechsten Auflage, welche seit kurzem vollendet vorliegt, gern zum Anlaß, diejenigen unserer Leser, welche das ausgezeichnete Buch noch nicht aus eigener Anschauung kennen, in wenigen Worten auf seinen hohen Werth aufmerksam zu machen.

Die „Apologie des Christenthums" ist aus Vorträgen erwachsen, welche theils an Studirende aus allen Facultäten, theils vor einer größern Versammlung gebildeter Laien gehalten wurden. Die Form von Vorträgen ist beibehalten: die Darstellung ist daher lebendig, frisch, anregend, nicht selten wahrhaft zündend und hinreißend. Auch der Schmuck der Rede wird nicht verschmäht: die edle, bilderreiche Sprache kleidet die Wahrheiten unserer heiligen Religion in ein Gewand, welches deren Hoheit und Würde, Kraft und Fülle, Liebreiz und Zauber nach Möglichkeit auch in die äußere Erscheinung treten läßt. Die Schwierigkeiten, welche aus dieser Art der Darstellung für die Schärfe und Bestimmtheit des Ausdrucks naturgemäß sich ergeben, sind durchweg glücklich überwunden.

In den vierundzwanzig Vorträgen besitzen wir eine gründliche Darlegung, Begründung und Vertheidigung des Christenthums und seiner Hauptlehren. Die Darlegung ist klar und übersichtlich. Begründung und Vertheidigung verwachsen gewissermaßen miteinander. Es kam nämlich dem Verfasser mehr darauf an, durch eine tiefe und allseitige Begründung den etwaigen Einwendungen schon im voraus ihre Kraft zu benehmen, als eine möglichst große Anzahl von Einreden und Angriffen der Gegner einzeln anzuführen und zu beantworten. Letzteres würde leicht ermüden, dabei aber dennoch nicht von so großem Nutzen sein, wie das andere Verfahren. Jetzt werden im einzelnen hauptsächlich nur solche Gegner berücksichtigt, welche für die Gegenwart von

hervorragenderer Bedeutung sind. Gerade das moderne Geistesleben, die Bestrebungen und Errungenschaften auf dem Gebiete der Cultur, die wirklichen oder angeblichen Resultate der neuzeitlichen Wissenschaft, mit einem Worte, alle Berührungspunkte unserer Zeit mit der Religion und der Kirche finden überhaupt eine sorgfältige Beachtung. Das Bestreben des Verfassers ist dabei nicht etwa bloß auf den Nachweis gerichtet, daß zwischen dem katholischen Glauben und den wirklichen Resultaten der modernen Wissenschaft und Cultur eine unübersteigliche Kluft, wie die Gegner reden, nicht bestehe, sondern er tritt im Verlaufe des Werkes wiederholt mit Kraft und Entschiedenheit für den Satz ein, den er bei der dritten Auflage an die Spitze des Buches gestellt hat: „Was unsere heutige Bildung und Gesittung Gesundes und Lebensfähiges besitzt, dankt sie dem Christenthume, und nur jene Cultur hat eine Zukunft, die sich von christlichen Elementen durchdringen läßt.“ Da aber auch Aussprüche der größten Denker aller Zeiten als Zeugnisse der anima naturaliter christiana zur Illustrirung der jedesmal in Rede stehenden Wahrheiten in ausgiebiger Weise herangezogen werden, so erscheint zugleich die Universalität und Absolutheit des Christenthums und seiner Lehren in hellem Lichte.

Um die Auswahl und Anordnung des Stoffes richtig zu würdigen, darf die Absicht, welche die Feder des Verfassers leitete, nicht außer Acht gelassen werden. „Ich sah“, sagt er im Vorwort zur neuesten Auflage, „so viele in meiner näheren und ferneren Umgebung, die mir zuzurufen schienen: Da dextram misero, et tecum me tolle per undas! Wohl ist keines Menschen Wort im Stande, die Fesseln zu lösen, in welche Irrthum und Zweifel die Seele geschlagen, aber den Weg ebnen kann es doch, der sie, von der Gnade getragen, zu Christus führt.“ Die radicalsten Hindernisse, welche sogar das Betreten des Weges zur Wahrheit unmöglich machen, sind die Gleichgiltigkeit gegen die Wahrheit und die Zweifelsucht, oder, um die heute üblichen Ausdrücke zu gebrauchen, der Indifferentismus und der Skepticismus. Der Wegräumung dieser Hindernisse gelten daher die ersten Anstrengungen. Es tritt dabei, je weiter die Arbeit voranschreitet, lichter und lichter das Bild der Wahrheit und ihrer Reiche hervor. Wahrheit und Gewißheit erscheinen immer mehr als hohe, beglückende Güter des Menschengeistes, wohl „des Schweißes der Edlen werth“. Im Reiche der religiösen Wahrheit tritt uns eine Idee entgegen, welche der Sonne gleich alles überstrahlt, alles beherrscht: es ist der Gottesgedanke. Die Geschichte vor uns, die Natur um uns und der vernünftige Geist in uns vereinigen sich, um denselben zu erläutern, um schätzenswerthe Aufklärungen über das Dasein und das Wesen Gottes zu ertheilen. Die Welt aber ist ein Werk Gottes, Gott ihr Schöpfer. Doppelköpfig erhebt sich gegen diese Wahrheit der Irrthum. Während der Materialismus zur Erklärung der Welt eine Vielheit von Grundprincipien annimmt, stellt der Pantheismus zwar ein letztes, oberstes Princip auf, läßt dieses aber mit der Welt selbst zusammenfallen. Jedoch beide Systeme verwickeln sich in Widersprüche und sind nicht im Stande, das Weltproblem zu lösen. Was ist der Mensch? Auch diese Frage wird auf verschiedene Weise vom Pantheismus und vom Materialismus beantwortet. Während der Pantheismus den Menschen

vergöttert, steht der Materialismus nicht an, ihn zu verthieren. Vernunft und Glaube aber lehren, daß der Mensch eine geschaffene, mit Vernunft und Freiheit begabte, unsterbliche Seele besitzt; auch Darwins Descendenztheorie und v. Hartmanns Philosophie des Unbewußten vermögen diese Wahrheiten nicht zu erschüttern. Wie die unsterbliche Seele des Menschen von Gott, so ist sie auch für Gott geschaffen. Das Verhältniß des Menschen zu Gott findet seinen Ausdruck und seine Bethätigung in der Religion mit ihren Hauptacten, dem Gebete und dem Opfer. Auch Gott naht sich dem Menschen. Nicht nur hat er sich dem Menschen auf natürliche Weise zu erkennen gegeben, sondern er ist, wie vollauf beglaubigte Berichte uns melden, in lebendigen, persönlichen Verkehr mit dem Menschen getreten und hat ihm derart viele Wahrheiten mitgetheilt, welche die geschaffene Intelligenz in mehrfacher Weise überschreiten: das ist das Reich der übernatürlichen, geoffenbarten Wahrheit. Die Aufnahme des Offenbarungsinhaltes mit seinen Geheimnissen geschieht durch den Glauben. Derselbe verstößt nicht gegen die Würde des Menschen, sondern erhebt diesen und adelt ihn. Die Offenbarung kommt dem Bedürfnisse des Menschen entgegen. Die gläubige Annahme ist für ihn Pflicht, sobald er sich von der Existenz der Offenbarung überzeugt hat. Das Christenthum erweist sich als göttliche Offenbarung durch die glänzendsten Beweise: seine Glaubwürdigkeit steht außer allem Zweifel. Die Hauptkriterien für dieselbe sind Wunder und Weissagungen. Die Thatsächlichkeit der Wunder und Weissagungen, welche die Göttlichkeit der christlichen Offenbarung darthun, ergibt sich aus der Glaubwürdigkeit und Göttlichkeit der evangelischen Geschichte. Christi Wort bezeugt nicht nur die göttliche Sendung des Heilandes, sondern auch seine Gottheit. Das Blut der Martyrer und die wunderbare Ausbreitung des Christenthums bestätigen dessen göttlichen Ursprung. Die Person des göttlichen Erlösers aber, das Centrum des ganzen Christenthums, steht vor uns als das concrete Ideal der sittlichen Größe. Sein Leben entrollt sich vor unseren Augen als ein Wunder in der moralischen Welt, es ist die Erscheinung des Gottes im Fleische. Das sind die leitenden Gedanken der zwei Abtheilungen des ersten Bandes, des „Beweises des Christenthums".

Der Inhalt der drei Abtheilungen des zweiten Bandes läßt sich noch kürzer zusammenfassen. Wie schon der Titel selbst: „Die Dogmen des Christenthums", besagt, kommen hier die Grundlehren des Christenthums zur Behandlung. Dahin gehören das Geheimniß der allerheiligsten Dreifaltigkeit, die Weltschöpfung (Engelwelt, Hexaëmeron, Mensch, Urzustand, Sündenfall und Erbsünde), die Menschwerdung und die Erlösung, die heiligen Sacramente, die eschatologischen Wahrheiten, endlich die Kirche in ihrer göttlichen Stiftung, ihren Einrichtungen, ihrer Macht und ihren Erfolgen. Diese Erörterungen sind zwar auch dadurch in hohem Grade verdienstlich, daß sie die einzelnen Heilswahrheiten gegen die Einsprüche der Gegner auf wirksame Weise in Schutz nehmen; wichtiger aber noch ist der durch das Ganze sich ziehende Nachweis, daß das Christenthum mit seinen Lehren jene Macht ist, welche den tiefsten Bedürfnissen des menschlichen Geistes und Gemüthes Rechnung trägt, ihnen gerecht wird, sie befriedigt. Betrachtungen über die Religionen

des Heidenthums und über das Verhältniß der göttlichen Weltregierung zum Christenthum bilden den Abschluß des ganzen Werkes.

Den Rahmen dieses nur für den mit dem Werke noch nicht vertrauten Theil unserer Leser bestimmten und darum nach Möglichkeit gedrängt gehaltenen Referates würde es durchaus überschreiten, wollten wir nun auch dem Inhalte einzelner Vorträge näher treten. Dennoch möge es uns gestattet sein, auf einen Punkt hinzuweisen, dem gerade gegenwärtig von allen Seiten eine hohe Bedeutung zuerkannt wird. Im dreiundzwanzigsten Vortrage kommt Herr Prälat Hettinger auch auf die in der Neuzeit so sehr cultivirte vergleichende Religionswissenschaft zu sprechen, indem er betont, daß die Religionen des Heidenthums eine Erscheinung in der Weltgeschichte sind, welche mit Recht die Aufmerksamkeit eines jeden Denkenden im höchsten Grade auf sich ziehen und eines der wichtigsten Probleme der Religionsphilosophie und Geschichte darstellen. Der Vortrag entwickelt nun meisterhaft die Stellung, welche der christliche Forscher zu den Religionen des Heidenthums einzunehmen hat, indem er an der Hand der Heiligen Schrift und der christlichen Ueberlieferung auf die drei Fragen antwortet: 1. Woher sind diese heidnischen Religionen? 2. Wie sind diese heidnischen Religionen entstanden? 3. Was ist also das Wesen der verschiedenen Religionen? Die Beantwortung der ersten Frage gipfelt in folgenden Sätzen:

„Der Mensch kann keine Religion machen, nicht einmal eine falsche ... Was den Menschen in seiner Tiefe erfaßt, das kann nur der schaffen, der den Menschen selbst geschaffen hat. Gott allein ist der Urheber der Religion, sagt die Kirche, indem er die menschliche Natur für sich und zu sich geschaffen und das Verlangen nach ihm dem Menschen ins Herz gelegt hat. Aber das kann der Mensch: er kann, wie alle Wahrheit, so auch die religiöse Wahrheit entstellen; er kann sie umformen nach den Gelüsten seines Herzens.... So sehen wir in den heidnischen Religionen das göttliche Urbild hindurchstrahlen, aber vermenschlicht, mehr oder minder entstellt ... Die ursprüngliche Religion war rein und wahr. Der Wilde ist nicht der ursprüngliche Mensch, wie die gedankenlose Sentimentalität Rousseau's behauptet hat, der Wilde ist der Mensch in seiner Entartung. Und die Religionen der Wilden sind nicht die ursprünglichen Religionen, die ersten Anfänge, gleichsam Versuche des religiösen Lebens, wie eine falsche Philosophie behauptet hat, sondern die entarteten Religionen, die Religion in ihrer Verwilderung ..."

Die zweite Frage wird im engsten Anschluß an die Heilige Schrift (Weish. 13, 1 ff., Röm. 1, 21—26 und Joh. 3, 19) beantwortet. Wir lesen da:

„Die heidnischen Religionen sind eine Entstellung der ursprünglichen Offenbarung, und diese Entstellung, diese Herabwürdigung Gottes ist des Menschen eigene Schuld. Der Mensch kann die ursprüngliche Religion entstellen, er kann der Wahrheit Irrthümer beimischen, denn er ist frei. Er ist frei in der Wahl zwischen Wahrheit und Irrthum, wie er frei ist in der Wahl zwischen Gut und Bös. Der Irrthum, wenn er seinen Leidenschaften schmeichelt, dünkt ihm wahrer, als die Wahrheit, die seinem Stolze, seiner Sinnlichkeit entgegentritt ... Der Grund des Heidenthums ist die Sünde. Und das muß so sein. Die Sünde ist der Abfall von Gott im Willen. Der Wille zieht die Erkenntniß mit sich in den Fall; der Abfall der

Erkenntniß ist das Heidenthum ... Der Geist im Dienste des lusttaumelnden Herzens sucht einen Gott, wie das Herz ihn braucht — sucht ihn in der sinnlichen Welt. Und jetzt ist das Heidenthum fertig. Das sinnliche sichtbare Leben wird zur Gottheit erhoben, das ist der gemeinsame Charakter des Heidenthums ... Nach Verschiedenheit der Zeiten, Orte und Stämme, nach dem mannigfaltigen Charakter der Weltbetrachtung der Völker, wo bald eine nüchterne Reflexion, bald eine üppig schaffende Phantasie vorherrschte, nach dem wechselnden Eindrucke der Naturmächte selbst mußte die Idee des Göttlichen in den verschiedensten Auffassungen und Formen erscheinen."

Die allgemeine Antwort auf die dritte Frage lautet:

„Der Glaube an den einen, überweltlichen Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat: das ist die Grundlehre der wahren Religion, der Urreligion, wie sie in Noah, Abraham, Moses erscheint — Monotheismus. Die Welt selbst ist Gott und alles Leben in der Welt nur eine Emanation, eine Entfaltung des Göttlichen: das ist die Grundlehre des Heidenthums — Naturalismus in mehr oder weniger ausgebildeter Form, d. i. Vergötterung des Naturlebens. Da nun aber das Naturleben in einer Verschiedenheit von Kräften und Wirkungen erscheint, so zersplittert sich die eine Idee von Gott in eine Vielheit von Göttern, entsprechend diesen verschiedenen Naturkräften und Lebenserscheinungen — Polytheismus."

Wer an diesen auf Schrift, Kirchenlehre und Vernunft beruhenden Grundanschauungen festhält, wird eine drohende Klippe auf dem Gebiete der vergleichenden Religionswissenschaft ungefährdet vermeiden. Die Forderung ungläubiger Religionsforscher, von vornherein alle Religionen gleicherweise als in ihrer Art berechtigt anzusehen, wird er mit Entschiedenheit als ungehörig zurückweisen. Nur mit Unrecht kann diese Forderung im Namen der „Objectivität" wissenschaftlicher Forschung erhoben werden. Denn die wahre Objectivität kann nicht verlangen, dort eine wie immer geartete Berechtigung anzuerkennen, wo eine solche in keiner Weise sich wissenschaftlich erweisen läßt, ja wo gesicherte Resultate einer andern Wissenschaft, hier der theologischen und philosophischen, das directe Gegentheil aussprechen — ganz davon zu schweigen, daß jene Voraussetzung der Berechtigung aller Religionen der so gepriesenen „voraussetzungslosen" Wissenschaft sehr schlecht ansteht. Auch kann die vergleichende Religionswissenschaft von der anderweitig bewiesenen Wahrheit oder Unwahrheit einer Religion nicht einfachhin absehen, wenn sie nicht zu einer bloß beschreibenden Disciplin herabsinken will. Denn sieht sie es als ihre Aufgabe an, über Ursprung und Entwicklung der Religionen Licht zu verbreiten, überhaupt an der Lösung der großen Probleme dieser Wissenschaft zu arbeiten, so darf sie sich offenbar nicht mit der Betrachtung der Oberfläche begnügen, sondern muß bis zum innern Wesen der Religion vordringen, um von hier aus das Steigen oder Sinken, die Entfaltung oder Entartung zu beobachten und aus ihren Ursachen zu begreifen.

Aug. Langhorst S. J.

**Monumenta Germaniae Paedagogica.** Ratio Studiorum et Institutiones Scholasticae Societatis Jesu per Germaniam olim vigentes collectae concinnatae dilucidatae a **G. M. Pachtler** S. J. Tomus I: Ab anno 1551 ad annum 1599. LIII et 460 p. 8⁰. Tomus II: Ratio Studiorum ann. 1586, 1598, 1832. VII et 522 p. 8⁰. Berlin, A. Hofmann & Comp., 1887. Preis jeden Bandes: *M.* 15.

Ueber Plan und Bedeutung des großen Sammelwerkes, welchem diese beiden Bände angehören, sind unsere Leser bereits orientirt. P. Pachtler hat es übernommen, in dasselbe jene pädagogischen Monumente einzureihen, welche den mehr als dreihundertjährigen Antheil der Gesellschaft Jesu an der Entwicklung der deutschen Schule verkörpern, und zwar in einer Doppelreihe von Bänden, erstlich in einem Urkundenbuch, das auf drei Bände berechnet ist, und dann in einer Reihe von zusammenfassenden, fortlaufenden Darstellungen, welche die Pädagogik der Gesellschaft mehr ins einzelne beleuchten sollen. Vom ersten Theile sind nun rasch nacheinander zwei Bände erschienen. Sie enthalten zum Theil ein ansehnliches bisher ungedrucktes Quellenmaterial aus verschiedenen deutschen Bibliotheken und Archiven, von Berlin, Wien, Trier u. s. w., besonders aber aus dem Archive der deutschen Ordensprovinz, sorgfältig gesichtet und mit gewissenhafter, diplomatischer Genauigkeit edirt. Bei dem internationalen Charakter der Gesellschaft und ihrer Gesetzgebung war es natürlich unmöglich, nur Documente mitzutheilen, welche sich unmittelbar und ausschließlich auf Deutschland beziehen. Gerade die entscheidenden Grundlagen ihrer Schulorganisation sind durchaus universell, und so gehört denn ein Theil des ersten Bandes und der ganze zweite Band der deutschen Pädagogik nur insofern an, als auch Männer deutscher Abkunft bei der Abfassung jener Schulordnungen betheiligt waren und als die letzteren für einen weiten Kreis Deutschlands Verwirklichung und tiefgreifenden Einfluß erlangten. Wie weit sich dieser Kreis ausdehnte, zeigt eine Karte, welche dem zweiten Bande beigegeben ist und auf welcher die Unterrichtsanstalten verzeichnet stehen, welche die jetzt verbannte Gesellschaft Jesu einst in Deutschland leitete.

Die Urkunden sind weder chronologisch oder nach lokalen Beziehungen, sondern nach inneren, systematischen Gesichtspunkten gruppirt, welche es nicht nur erleichtern, den Zusammenhang der gesammten Schulgesetzgebung und deren geschichtliche Entwicklung richtig aufzufassen, sondern auch das Wichtigste und Hauptsächlichste ohne große Mühe aufzufinden. Für das Nachschlagen des Details aber wird ein Gesammtindex folgen, den meisten wohl erwünschter, als Specialindices zu jedem einzelnen Bande.

Das Eintheilungsmoment für die zwei Bände bildet die erst im Jahre 1599 erlassene sogen. Ratio Studiorum, d. h. der vollständige, systematisch gegliederte Erziehungs- und Unterrichtscodex der Gesellschaft Jesu, zu dem sich alle früheren Schulordnungen als grundlegend und vorbereitend verhalten, während alle späteren Verfügungen nur als Modificationen, Abänderungen,

weitere Ausführungen und Anwendungen der in ihm gegebenen Haupt- und Gesammtnorm zu betrachten sind. Sie ist in manchen Punkten unverkennbar der Organisation der Gesellschaft selbst nachgebildet, wie diese ein bei weitester Peripherie der Thätigkeit doch völlig einheitlich, organisch gegliedertes System, dessen leitende Grundideen alles bis ins kleinste belebend durchdringen. Manchen mag sie auf den ersten Blick wie ein unabänderlicher Mechanismus, ein gleichsam lanzenstarrendes Viereck erscheinen, zwischen dessen Spitzen sich nichts Heterogenes zu drängen vermag. Jeder wird indes bei nur einigem Studium finden, daß diese Spitzen, d. h. all diese detaillirten Paragraphen keine todten Schablonen, keine starren Formen sind, daß sie vielmehr aus der lebendigen Erfahrung vieler Jahrzehnte lebendig hervorgewachsen und daß sie lebendig geblieben sind, durchaus fähig, sich den Forderungen verschiedener Zeiten wie auch verschiedener Völker heilsam anzupassen, ohne dabei die Kraft zu verlieren, die eine unabänderliche Festigkeit der Grundprincipien, eine stetige Ueberlieferung und eine ehrfurchtsvolle Pietät für die Erfahrungen der guten und großen Vergangenheit gewähren.

Mit einer kleinen Ausnahme enthält der erste Band lauter Documente, welche der Ratio Studiorum vorausgingen. Sie sind in drei Gruppen getheilt. Die erste dieser Gruppen umfaßt: 1. die päpstlichen Anordnungen, durch welche das Unterrichtswesen der Gesellschaft kirchenrechtlich begründet, anerkannt und mit allen erforderlichen Vollmachten ausgestattet wurde; 2. den vierten Theil der um das Jahr 1541 vom hl. Ignatius begonnenen und von mehreren Päpsten approbirten Constitutionen der Gesellschaft, durch welche dasselbe der Organisation des Ordens selbst eingegliedert und in seinen hauptsächlichen Grundzügen normirt wurde; 3. die Decrete der 23 Generalcongregationen, welche von 1558—1883 einzelne specielle Punkte der Studien regelten; 4. die besonderen Amtsregeln der Provinziale und Rectoren, welche sich auf die Studien beziehen. Wir haben also in dieser Gruppe die legislativen Fundamente vor uns, auf denen alle weitere Unterrichtsgesetzgebung ruht. Mit Recht sind auch die nach 1599 erlassenen Decrete der Generalcongregation hierhergezogen, da sie Hauptdocumente ersten Ranges sind.

Durch den vierten Theil der Constitutionen war der Entwicklung des Studienwesens ein sehr freier Spielraum belassen. Von verschiedener Seite, von der oberdeutschen Provinz aus namentlich in den Jahren 1568 und 1571, äußerte sich indes der Wunsch nach einer eingehenden Regelung der Studien, um eine größere Einheit der Lehre wie der Methode zu erzielen. Auf der dritten Generalcongregation (1573) wurde der förmliche Antrag darauf vorgebracht und die Ausführung von dem vierten General, P. Mercurian, in Angriff genommen. Zweimal (1581 und 1584) wurden nach den sorgfältigsten Vorarbeiten Commissionen niedergesetzt, welche das gewonnene Material bis ins einzelne prüfen und durcharbeiten sollten. 1586 lag endlich die erste „Ratio atque Institutio Studiorum“ gedruckt vor, welche aber bloß als Gesetzesentwurf an die Provinzen versandt wurde, um nochmalige Prüfung und namentlich die Feuerprobe der praktischen Durchführung zu bestehen, ehe

sie zum allgemein verbindlichen Gesetze erhoben wurde. Dazu kam es erst im Jahre 1599.

In der zweiten und dritten Gruppe des ersten Bandes finden wir nun die verschiedenen Verfügungen und Erlasse zusammengestellt, welche bis zu diesem Jahre das Studienwesen des Ordens in Deutschland regelten, und zwar in der zweiten diejenigen, welche von Obern einzelner Provinzen und Häuser ausgingen, in der dritten diejenigen, welche der General selbst erließ. Die ersteren gewähren ein sehr anschauliches Bild über das allmähliche Werden der deutschen Studienanstalten. Wir treffen hier wichtige Briefe des sel. Petrus Canisius, des ersten deutschen Provinzials, die ältesten Statuten des Kölner Collegs von 1552, allgemeine Verordnungen, Lectionspläne und Studienregeln aus Prag (1556), Trier (1560), Rom (1566), Mainz (1567), Würzburg (1567), Ingolstadt (1568), Köln (1570), Ingolstadt (1575 und 1576), Köln (1578), Graz (1279), Dillingen (1582), Würzburg (1587), Ingolstadt (1587), dann auch allgemeine Verordnungen für ganze Provinzen, Instructionen für einzelne Oberen und einzelne Zweige des Universitäts- und Gymnasialunterrichts, Reformvorschläge, Gründungsstatuten, Visitationsvorschriften, Schulbücherverzeichnisse. In der dritten Gruppe aber ragt aus den verschiedenen Erlassen über Collegien, Convicte und Seminarien das bedeutsame Actenmaterial hervor, welches die Organisation des Collegium Germanico-Hungaricum in Rom darstellt.

Der zweite Band ist dann ganz der Ratio Studiorum gewidmet. S. 25—222 ist der erste, einst nur in wenigen Exemplaren gedruckte und darum sehr selten gewordene Gesetzesentwurf vom Jahre 1586 abgedruckt, nach einem Exemplar, das einst dem Collegium von Trier gehörte und das der Herausgeber in der Stadtbibliothek von Trier auffand, S. 225—513 die Ratio Studiorum vom Jahre 1599, nach dem Mainzer Drucke von 1600, mit Beifügung der jeweiligen Abänderungen, welche dieselbe im Jahre 1832 erhielt.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, denjenigen vorzugreifen, welche auf Grund des hier reichlich und in gründlichster Fassung gebotenen Materials das Studienwesen der Gesellschaft Jesu richtiger und wissenschaftlicher würdigen werden, als dies von Zirngiebl, Prantl u. a. geschehen ist. Nur einen Punkt möchten wir aus der Fülle von Stoff hervorheben, welche diese zwei Bände enthalten, einen Punkt, der für die Pädagogik von der tiefsten, durchschlagendsten Bedeutung ist. Wie das Schulsystem der Gesellschaft ganz und gar auf religiös-kirchlicher Grundlage ruht und den Unterricht deshalb nur als einen Theil der gesammten Erziehung und Bildung behandelt, so zielt es im Unterricht selbst wieder nicht bloß auf das Wissen, sondern auf das Können ab. Das gilt für die niederen wie für die höheren Studien. Das gesammte Unterrichtssystem, Gymnasium, Lyceum und Universität, Lehrstoff und Methode, alles ist nach diesem praktischen Grundsatz gemodelt, den die Gesellschaft von den tüchtigsten Humanistenschulen des ausgehenden Mittelalters ererbt und den sie, unbeirrt von dem bezaubernden Glanze moderner Schulpläne, treulich festgehalten hat, soweit nicht äußerer Zwang sie nöthigte,

theilweise davon abzugehen. Von den untersten Klassen an finden wir den Lehrstoff scharf, eher eng als zu frei begrenzt, einheitlich disponirt, mit steter Rücksicht auf die nur allmähliche Entwicklung der Geisteskräfte und auf das Quid valeant humeri, quid ferre recusent. Den unteren Klassen ist weit mehr Gedächtnißarbeit, den oberen weit mehr humanistische Pflege der Phantasie durch poetische und rhetorische Uebungen zugetheilt, als durchweg an der modernen Schule. Der Entwicklung des speculativen Verstandes wird nicht durch vorzeitiges Philosophiren vorgegriffen, wohl aber wird derselbe an der objectiven Logik des Sprachgebäudes gründlich für die Philosophie herangeschult und vorgebildet. Nebenfächer werden durch die Zusätze von 1832 ausdrücklich zugestanden, der Rahmen der Classikerlectüre erweitert: von einer Erstarrung des Systems kann also nicht die Rede sein. Doch die Nebenfächer wie die Lectüre bleiben heilsam beschränkt und den Hauptfächern untergeordnet. Diese gründlich einzuprägen und durchzuarbeiten, sie ganz zum lebendigen Eigenthum des Schülers zu machen, darauf sind die bis ins einzelne vorgeschriebenen Schulübungen, Concertationen, Pensa, Wiederholungen berechnet. Sie prägten selbst dem Minderbefähigten eine tüchtige Fertigkeit ein, während die Begabteren Gelegenheit genug fanden, sich ihren Kräften gemäß weiterzubilden. Bei den Schulübungen lernten sie selbst abfragen, corrigiren, rasch auffassen, das Gelernte völlig beherrschen; in den häufigen Concertationen, Declamationen und Akademien lernten sie mit Bescheidenheit frei auftreten; in den vielen Wiederholungen eigneten sie sich das Latein wie eine zweite Muttersprache an. Die geschlossene Einheit des Unterrichts mußte auch auf die Bildung des Charakters wohlthätig wirken: keine Concurrenz durchkreuzte oder störte die Thätigkeit des einen Lehrers, den die Schulgesetzgebung selbst unter gewissenhafte Controle stellte, dem sie aber auch die höchsten und edelsten Impulse für seine schwierige und aufopfernde Thätigkeit bot. Inwiefern sich das moderne Gymnasium wieder dem humanistischen Studium nähern könnte oder gar sollte, wie es die Ratio Studiorum in den beiden Cursen der Humanität und Rhetorik ausführlich organisirt, darüber möchten wir uns kein summarisches Wort anmaßen. Die Frage scheint uns indes wohl der ernstlichsten Erörterung werth. Die mehr humanistische als ausschließlich philologische Behandlung der alten Autoren, ihre erst mechanische, dann freiere und endlich selbständige Nachahmung, die lebendige Durchübung aller einzelnen Theile des Stils und der gebundenen Rede, die praktische Durcharbeitung der gesammten Poetik und Rhetorik, die Uebungen im lateinischen und deutschen Verse, die beständige Uebung im lateinischen und deutschen Vortrag, das alles scheinen uns Bildungselemente, welche, ohne Uebertreibung, nach guter Methode betrieben, den eigentlichen Gesammtzweck der classischen Studien aufs nachdrücklichste fördern können. Der ganze Unterricht erhält dadurch für den Schüler eine activere Richtung; nicht bloß Gedächtniß und Verstand, sondern auch Phantasie und Herz finden dabei die entsprechende Pflege; und indem die classische Bildung wieder productives Kapital wird, ist es unmöglich, daß der Schüler die Classiker nicht lieben und schätzen lernt, an

deren Studium er seine eigenen Kräfte, seinen Geschmack, seine Ideen, seinen Charakter wachsen fühlt.

Auf das Gymnasium läßt die Ratio Studiorum das Lyceum folgen, an welchem das Studium der Philosophie mit jenem der Mathematik, der Physik und der Elemente der übrigen Naturwissenschaften verbunden ist. Auch hier finden wir alles wieder darauf eingerichtet, nicht bloß historisches Wissensmaterial zusammenzubringen, sondern den Lehrstoff lebendig durchzuarbeiten, ja in täglichen, wöchentlichen, jährlichen Disputationen förmlich durchzukämpfen. Gründliche, sorgfältig vorbereitete Vorlesungen werden vorausgesetzt; aber es soll dabei nicht sein Bewenden haben. Der Lehrer soll mit seinen Schülern auf die Arena der philosophischen Discussion herniedersteigen. Jeder Schüler darf nicht nur, er soll alle seine Schwierigkeiten und Einwürfe vorbringen. Der Professor muß ihm Rede stehen. Es soll keine neue Philosophie construirt, aber These um These so ernstlich und allseitig discutirt werden, als wäre es zum erstenmale. Auch hier verlangte das Reglement, nicht sprungweise, willkürlich voranzugehen, sondern so lange bei einer Frage zu verweilen, bis sie hinlänglich erschöpfend behandelt war. Bis in die Theologie hinein erstreckte sich dasselbe pädagogische Grundprincip. Das Material der Vorlesungen soll nicht bloß von dem einzelnen nach Willkür nachgelesen und allenfalls überdacht, sondern in Disputation gemeinsam von Lehrern und Schülern nach allen Seiten hin durchgearbeitet werden. Gegen Ende des Schuljahrs soll der gesammte Lehrstoff vollständig wiederholt, jeden Tag eine Stunde zur Wiederholung und privaten Disputation angesetzt, jeden Sonnabend oder an einem andern Wochentage eine Disputation von zwei Stunden, jeden Monat eine längere und feierlichere Disputation, endlich noch außerordentliche Disputationen über die gesammte Theologie oder einzelne Theile derselben gehalten werden (I. 30. 109. 194. 201 ff.; II. 279. 333 ff.). „Eine Disputation nützt mehr als viele Vorlesungen", ist das leitende Princip; denn da wird „der Geist mehr geübt und die aufstoßenden Schwierigkeiten werden besser beleuchtet" (II. 291).

Es gibt nicht viele größeren Theile der Ratio Studiorum, an welchen die Gesellschaft nicht 1832, mit Rücksicht auf die Forderungen der neuern Zeit, eine oder die andere Abänderung vornehmen zu müssen glaubte; und nichts ist deshalb ungerechter, als sie für ein verknöchertes System auszugeben, das sich jedem Fortschritt rücksichtslos und blind entgegenstemme. Ob sie aber nicht wohlgethan hat, den erziehlichen Charakter des Unterrichts und mit ihm die Grundprincipien des ältern christlichen Humanismus unverbrüchlich festzuhalten, das mögen sich die heutigen Pädagogen ruhig und freundlich überlegen. Die hauptsächlichsten Acten sind jetzt schon jedermann vorgelegt, und die folgenden Bände werden das Wirken des ganzen Systems bis ins einzelne darlegen. Möge es dem Verfasser vergönnt sein, das umfangreiche, trefflich begonnene Werk glücklich zu Ende zu führen!

A. Baumgartner S. J.

1. **Der Hexenwahn** vor und nach der Glaubensspaltung in Deutschland. Von **Johann Diefenbach**, Inspector an der Deutsch-Ordenscommende zu Frankfurt a. M. VIII u. 360 S. 8⁰. Mainz, Kirchheim, 1886. Preis: *M.* 6.

2. **Die lutherische Kanzel.** Beiträge zur Geschichte der Religion, Politik und Cultur im siebenzehnten Jahrhundert. Von **Johann Diefenbach**, Inspector. VIII u. 208 S. 8⁰. Mainz, Kirchheim, 1887. Preis: *M.* 3.

1. Hexenwahn, Hexenfolter und Hexenprocesse gehören — dessen kann unser Volk froh sein — den vergangenen Jahrhunderten an. Daß aber die Erinnerung an die Hexengreuel unserem raschlebigen Geschlechte nicht entschwunden ist, dafür hat Geschichts- und Romanliteratur gesorgt. Und bis in die jüngste Zeit haben beide geglaubt, die katholische Kirche an erster Stelle für die Hexenprocesse verantwortlich machen zu sollen. Abgesehen von allgemeinen Redensarten über den Aberglauben der katholischen Kirche zog man gewöhnlich die bekannte Bulle Innocenz' VIII. hervor und erzählte dem staunenden Leser von dem Hexenhammer. Noch vor kurzem fand sich in Hessen ein Gelehrtenpaar, welches die Katholiken allen Ernstes belehren wollte, Papst Innocenz VIII. habe „den kirchlich verpönten Glauben an die Hexerei zum Dogma erhoben und dadurch den Fluch des Dämonismus über die Völker des Abendlandes gebracht". Das ist nicht die Sprache der Wissenschaft, sondern die einer hochgradigen confessionellen Voreingenommenheit.

Dem gegenüber kann das Buch des Herrn Inspector Diefenbach unbedingt den Anspruch einer die Wissenschaft fördernden Arbeit erheben, indem es die Ergebnisse langjähriger Studien und Forschungen über die Hexengeschichte vorlegt, bezw. begründet. Manches noch ungedruckte Material hat der Verfasser aus den Acten gehoben, anderes mit großer Belesenheit aus einer reichen Literatur dem Leser in durchweg guter Gruppirung vorgeführt. Es ist sein unbestrittenes Verdienst, die äußerst wichtige Hexenpredigtliteratur zum erstenmale ans Tageslicht gezogen und ihr den gebührenden Platz in der Hexengeschichte angewiesen zu haben. „Ohne Leidenschaft und Vorurtheil" hat unser Geschichtsforscher aufgezeichnet, was er gefunden. Auch den Schatten, den diese beklagenswerthe Geschichte hie und da auf Katholiken wirft, übergeht er in seinen Darlegungen keineswegs. Einige Mängel, welche das Buch aufweist, sind bereits wiederholt hervorgehoben worden, so daß wir darauf nicht zurückzukommen brauchen. Jedenfalls behalten insbesondere die vielen quellenmäßigen Berichte ihren hohen Werth.

Bezüglich des Inhaltes müssen wir uns hier mit einigen Andeutungen begnügen. Unser Wunsch geht aber dahin, daß diese Hinweise, je dürftiger sie sind, um so mehr zur Lesung des ganzen Buches anregen mögen.

Grauenhaft ist das Bild von den Justizmorden der Hexenrichter. Die Folter war das Instrument, mit dem sie alles bewiesen, was sie zur Aufrichtung des Scheiterhaufens für ihre hilflosen Opfer, meist arme Frauen,

nöthig hatten. Aber auch Männer, und nicht selten darunter katholische Priester, ja sogar Kinder wurden des Hexenwesens wegen unbarmherzig mit der Folter gepeinigt. Dieselbe wurde mit einer Unmenschlichkeit gehandhabt, die man auf keine Weise genügend brandmarken kann. Unter solchen Qualen sagten die Angeklagten natürlich alles, was man wollte. Indem die Gefolterten wieder andere angaben, deren Namen man ihnen vielfach durch Suggestionsfragen in den Mund legte, war des Anklagens und Folterns und Verbrennens kein Ende. Ein einziger Hexenrichter, freilich der Meister von allen, der orthodox-lutherische Carpzov, soll 20 000 Menschen zum Tode verurtheilt haben. Gewiß waren dies nicht lauter sogenannte Hexen, aber auf diese hatte es Carpzov doch ganz besonders abgesehen. In seinen Schriften befürwortet er, daß bei geheimen Vergehen auch Conjecturen als voller Beweis gelten sollten. Zu solchen Conjecturen rechnet er dann u. a. den Umgang mit verurtheilten Hexen, sowie das „nicht weinen können". Die armen Opfer des Hexenwahns erregen um so größeres Mitleid, als sie, wenigstens in protestantischen Gegenden, häufig von denen, die allein ihnen noch einigen Trost hätten bringen können, verlassen, nicht selten sogar bedrängt wurden. Gerade zu der Zeit, wo die Hexenprocesse in der üppigsten Blüte standen, befürworten Prediger wie Rüdinger, Samson und Waldschmidt die Folter und warnen vor den „Leisetretern als Patronen der Hexenleute".

Die Frage nach den Ursachen des Hexenwahns und seiner Verbreitung ist eine der interessantesten. Diefenbach handelt über die verschiedenen Factoren, denen ein Antheil zuzuschreiben ist. Ein Factor von entscheidender Bedeutung für das rasche Umsichgreifen des Hexenwahns ist unstreitig die Literatur des 16. Jahrhunderts. In dieser nimmt Luther eine dominirende Stellung ein, nicht nur durch seine eigenen Schriften, sondern auch durch die literarische Thätigkeit der Prädicanten, von denen jeder pro modulo suo dem Luther nacheiferte. Luther spricht seine Anschauungen über das Hexenwesen wiederholt und aufs deutlichste und entschiedenste aus. Nach ihm sind die Hexen „die bösen Teufelsh . . . ., die da Milch stehlen, Wetter machen, auf Böcken und Besen reiten, auf Mänteln fahren, die Leute schießen, lähmen, verdorren, die Kinder in der Wiege martern" u. s. w. Wer wollte läugnen, daß solche Anschauungen, von Luther und lutherischen Prädicanten in Hunderten von Schriften und auf Tausenden von Kanzeln verbreitet, zum großen Theile das Verhängniß mitverschuldeten, das unzählige arme und hilflose Frauen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts ereilte? Wohl war auch früher schon manches geschrieben worden, was den Hexenwahn zu fördern geeignet war. Aber es war dies durchweg in lateinischer Sprache geschehen, so daß der Leserkreis nur ein gewählter und sehr beschränkter blieb. Luther aber hat, wie alle seine theologischen Ansichten, so auch seinen Hexenglauben in deutscher Sprache auf den offenen Markt gebracht, und wie er handelten zahllose seiner Anhänger. So wird es begreiflich, daß der Hexenwahn gerade in den protestantischen Gegenden so furchtbare Orgien feierte. Freilich haben auch in katholischen Gegenden Deutschlands, in Bamberg, Würzburg, Mainz, Trier u. s. w., die Hexenprocesse grassirt. Aber dabei ist doch wohl zu beachten, daß dieselben

hier, wie Diefenbach hervorhebt, nur verhältnißmäßig kurze Zeit dauerten, während sie in protestantischen Ländern 50, 100 und 150 Jahre herrschten. Berücksichtigt man den gewaltigen Einfluß der protestantischen Anschauungsweise auf die Literatur und das öffentliche Leben, ja auf den Zeitgeist selbst, so findet man es nur zu begreiflich, daß auch katholische Gebiete von dem Hexenwahn und den epidemischen Hexenprocessen angesteckt wurden.

Die aus dem Hexenhammer und der Bulle Innocenz' VIII. gegen die katholische Kirche erhobenen Vorwürfe führt Herr Diefenbach auf ihr richtiges Maß zurück.

2. Wurde der Verfasser bei seinem Buche über den Hexenwahn und die Hexenprocesse vergangener Jahrhunderte veranlaßt, auf den Antheil der damaligen Prediger an diesen Ausschreitungen unter quellenmäßigen Belegen hinzuweisen, so veranlaßte das einen Recensenten zu der Bemerkung, daß die Predigtliteratur für die Culturgeschichte bis dahin fast noch gar nicht benutzt worden sei. Diesem Wunsche kommt die gegenwärtige durchaus objectiv gehaltene Schrift entgegen. Einige Bemerkungen ausgenommen stammt, wie der Verfasser sagt, „alles darin Mitgetheilte ausnahmslos aus protestantischen Quellen".

Der Verfasser nennt das Dargebotene „Beiträge". Als Beiträge bieten die fünf Kapitel des Buches in ebenso einfacher als angemessener Ordnung aus dogmatischen, moralischen, polemischen, politischen und „sonderbaren" Predigten nicht Unbedeutendes. Leider bestätigen die dogmatischen und polemischen Predigten für das 17. Jahrhundert, was Janssen in seiner Geschichte des deutschen Volkes für das 16. Jahrhundert zu berichten hat. Die Prediger bemühten sich, die Spaltung, welche ihre Vorgänger hervorgerufen, recht weit offen zu halten, und waren auch in ihren Mitteln ebenso wenig wählerisch als jene. Unwahre und anstößige Erzählungen wurden vorgebracht, um Verachtung und Haß in dem von der Kirche losgerissenen Theil des deutschen Volkes zu unterhalten. Es sind zum Theil dieselben, schon damals oft widerlegten Dinge, welche Janssen im fünften Bande anführt. Man schwatzte dem Volke vor, daß Alexander III. zu Venedig den Kaiser Barbarossa mit dem Fuß getreten (vgl. S. 93), daß Gregor VII. ein öffentlicher Zauberer gewesen, der die Hostie ins Feuer geworfen, um den Teufel zu befragen (83). Man trug auch jetzt noch kein Bedenken, mit der schamlosen Fabel aus dem berüchtigten Ulrichsbrief (84), mit der Päpstin Johanna (93) und ähnlichen Dingen dem Volke und der unreifen Jugend recht grasse Begriffe von dem angeblichen sittlichen Verfalle im Papstthum beizubringen. Diese Verleumdungen, welche die Prädicanten des 17. Jahrhunderts vor ihrem Volke gegen die Katholiken und ihre Kirche schleuderten, waren weit schlimmer, als die ihrer Vorgänger im 16. Jahrhundert, da die angeblichen historischen Thatsachen schon in vielen gründlichen Schriften von seiten der Katholiken als falsch erwiesen worden. So hatte, um anderes hier zu übergehen, der Jesuit Georg Scherer seine gründlichen Untersuchungen über die erdichtete Päpstin Johanna in Druck gegeben; über den Ulrichsbrief veröffentlichte Pistorius 1594 eine vernichtende Kritik in seiner „Epistola tertia ad Pappum", und

welche Menge von falschen Behauptungen auf dem Gebiete der Geschichte und der Dogmatik waren nicht in den Werken von Baronius und Bellarmin mit den klarsten und triftigsten Gründen zurückgewiesen!

Recht häufig sind von protestantischer Seite den Katholiken verschiedene Geschichten und Erzählungen vorgehalten worden, welche der eine oder andere katholische Priester zur Veranschaulichung der Glaubenslehre in Predigten und religiösen Vorträgen gebraucht hatte. Noch vor einigen Jahren wurde von Kawerau in seinen Artikeln gegen Janssen (vgl. Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft und kirchliches Leben 1882) dieses Thema recht eingehend erörtert. Es kann gewiß ohne Bedenken zugegeben werden, daß nicht alle katholischen Kanzelredner hier immer das Geschmackvollste gewählt haben. Allein eigene Kindbettspredigten und Predigten, wie die von Steuber in Marburg und Dollmann in Riga (154 f.), sind doch aus den achtzehn Jahrhunderten katholischer Kanzelberedsamkeit noch nicht nachgewiesen worden.

Ein recht interessantes Kapitel des vorliegenden Buches ist das letzte über die „sonderbaren" Predigten. Der Ausdruck „sonderbare Predigten" wurde, wie der Verfasser bemerkt, für das lateinische „conciones variae" gebraucht. Aber das Kapitel zeigt, daß diese Vorträge der Prediger ebenso sonderbar als verschiedenartig waren. Es begegnen uns da u. a. Blutpredigten, Wetterpredigten, Wind- und Sturmpredigten; eine Feuerpredigt, Traumpredigt, Orgelpredigt, Anzugspredigt, Mäusepredigt; Predigten über die Martinsgans, den Kirmeskuchen u. s. w. Die letztere Predigt behandelt den Kirmeskuchen „nach seinen drei Gestalten: a) den dicken, auch Brautgevatter genannt, b) einen dünnen, und c) den Eierkuchen oder Platz" (172). Konrad Dietrich, der auf der Kanzel des berühmten Münsters zu Ulm predigte, beehrt zum Troste des Alters den Greis „durch eine Parallele mit den Heuschrecken. Letztere seien das getreue Abbild eines alten Mannes. Das Bild wird ausgemalt, wie folgt: a) die Heuschrecken sind schwach und kraftlos, die Alten auch; sie haben b) dürre Beine und dicken Bauch, wie die Alten; c) diese mit einer häßlichen, rauhen Haut (sic), die Alten ebenso; d) diese gefräßig im Sommer, im Winter nicht; bei den Alten das nämliche; e) sie sind im Sommer lustig, im Winter nicht, diese ditto u. s. w." (169). In einer Predigt wird das „Herzen und Küssen" sehr eingehend erläutert und u. a. gezeigt, von wem und wann es geschehen soll oder nicht, z. B. „von Braut und Bräutigam", nicht aber „in Kirchen", „an Götzen- und Heiligenbildern" u. s. w. „Der Gebrauch wird vertheidigt: 1. gegen stoische Stocknarren, welche alles Herzen verwerfen; 2. gegen die Mönche und Einsiedler; 3. gegen solche, die da herzen, wenn es nicht Zeit ist" (163—164).

Herr Diefenbach hat sich für die gütige Meinung entschieden, daß solche Predigten nicht die Mitursache des so sehr beklagten Epikuräismus gewesen, sondern als dessen Folge zu betrachten seien (193). Hierin dürfte ihm wohl nicht jeder rückhaltslos zustimmen. Man kann ja zugeben, daß die Entartung der lutherischen Kanzel mit der Thatsache der protestantischen Kirchentrennung und ihrer Folge: der Entartung des Volkes, im Zusammenhange steht. Außerdem darf auch nicht übersehen werden, daß durch die protestantischen Irrlehren

vom freien Willen und von den guten Werken die Beredsamkeit der lutherischen Kanzel in ihrer Wurzel getroffen war. Wollte die lutherische Kanzel der Lehre Luthers vom freien Willen mit ganzer Folgerichtigkeit treu bleiben, so hatte die Sittenpredigt auf derselben keinen Platz. Nach Luthers Lehre ist vom freien Willen nach dem Sündenfalle Adams keine Rede mehr und thut der Mensch Gutes oder Böses wie ein Pferd, je nachdem Gott oder der Teufel ihn reitet (vgl. Janssen, 2. Bd., 13. Aufl. S. 381). Weshalb soll also der lutherische Theologe ermahnen, weshalb der Laie auf Ermahnung hören? Wer indessen Predigten wie die ersten anthropologischen bei Diefenbach durchgeht, wird schwerlich darauf bestehen wollen, daß solche Vorträge bloß Folgen der Sittenlosigkeit und nicht auch Ursachen weiterer Entsittlichung gewesen sind. Es ist hierbei außerdem wohl zu beachten, daß das vom Verfasser überhaupt berücksichtigte Material meist von ansehnlichen Predigern herrührt, zum guten Theil von Professoren, Superintendenten, von Predigern in Städten. Was minderwerthige Prädicanten auf ihren Kanzeln leisteten, kann die Geschichtsforschung nicht feststellen, sondern nur aus dem Vorhandenen vermuthen.

Man könnte wünschen, über manche Dinge auf der lutherischen Kanzel noch Eingehenderes zu vernehmen, so namentlich über die Fortsetzung der Mythologisirung Luthers nach dem Vorbilde des alten Mathesius und anderer Prädicanten des 16. Jahrhunderts. Indessen beabsichtigte der Verfasser ja nicht, seinen Gegenstand sogleich zu erschöpfen. Das Dargebotene ist übrigens recht mannigfach und reichhaltig und für jedermann ebenso interessant als lehrreich. **J. Niemöller** S. J.

**Die Kaisergruft** bei den Kapuzinern in Wien. Von Dr. **Cölestin Wolfsgruber,** Benediktiner zu den Schotten in Wien. Mit einem Plane der Gruft, einer Stammtafel und vier Abbildungen. X u. 366 S. 8⁰. Wien, Hölder, 1887. Preis: *M.* 7.

Die nächste Aufgabe des Verfassers war, eine Beschreibung und Geschichte der Wiener Kaisergruft zu liefern, welche auf Veranlassung der 1618 verstorbenen Kaiserin Anna errichtet und besonders durch Maria Theresia, Franz I. und Ferdinand I. erweitert wurde. Ein eingehendes und fleißiges Studium der besten handschriftlichen Quellen, der officiellen Familiennachrichten des Kaiserhauses, setzte ihn in den Stand, nicht nur die Gruft und die in ihr aufgestellten Prachtsärge zu beschreiben, sondern auch die von Zeitgenossen stammenden Berichte über Geburt, Taufe, letzte Krankheit und Sterben der dort beigesetzten Personen beizufügen. Die Inschriften, welche vollständig und treu mitgetheilt werden, empfangen dadurch Leben und Erklärung. Einerseits erhält man alle in Betracht kommenden chronologischen und genealogischen Angaben über die beigesetzten Personen, andererseits Bilder eines „Verscheidens, wie es eben nur bei Menschen vorkommt, deren sittliches Element, unzersetzt durch das fressende Gift einer blasirten Aufklärung und frei von materiellen Aufreizungen, welche eine fortschreitende, falsche Cultur jeden Tag vervielfältigt, von treuer Natureinfalt und tiefreligiöser Weihe durchdrungen ist“.

Lieblich und schön ist das einem Augenzeugen entlehnte Bild der letzten Stunden der im zwölften Jahre ihres Alters 1696 entschlafenen Erzherzogin Maria Theresia, einer Tochter Kaiser Leopolds I. „Sechs Täg vor ihrem seeligen Hinscheiden (hat sie) eine allgemeine Beicht von ganzen ihren Leben andächtigst abgelegt, und da sie sich keiner schwaren Sünd schuldig befunden, vor Trost in süsse Zäher zerflossen. In ihrer Kranckheit ware sie den Göttlichen Willen ganz ergeben, lüedte alle schmerzen ganz gedultig, opferte solche auf dem gecreüzigte Heyland, und der schmerzhafften Mutter, deren Heiligste Nämen Jesus und Maria sie immerdar in dem mund führete. Widerholte öffters zu ihnen ihre brünnende Liebs-Seüffzer, tröstete sich selbst mit allerhand Schußgebettlein, und als die Kräfften mehr abzunemen anfiengen, ruffte sie Mariam die Mutter aller sterbenden an. .... Da sie vermerckte, das die lezte stund nahend seye, begehrte sie ein kleine bildnus Mariae, so ihr vom Beicht-Vatter beygebracht worden: dise name sie in ihre Händ, truckte solche an ihre Brust, und verehrte sie mit villfältigen andachtigen kussen, und sprache: O Liebste Mutter, ich befehle mich in deinen Mütterlichen Schutz, als dein Kind, ich lasse dich nit mehr von mir, welches gebett sie auch widerholte, da die schmerzen ihr den Verstand benommen; starbe also getröstet mit aller Zusehenden grösten leyd; und ließe die Bildnus Mariae nit auß ihren Händen, biß das solche nach dem Todt von anderen heraußgenommen worden.“ Die auf ihrem Sarkophag angebrachte Inschrift meldet, diese Erzherzogin sei von einem allzu frühen Tod hingerafft worden, als sie die im Oesterreichischen Hause üblichen Tugenden zu üben begonnen habe. Auf einem der Medaillons, womit ihr Denkmal geziert ist, sieht man den Tod, welcher aus dem alten österreichischen Wappen eine Lerche herausreißt.

Darf der Tod dieser Tochter Kaiser Leopolds I., des neunten ihm früh genommenen Kindes, als Muster eines jugendlichen Hinscheidens gelten, so zeigt das Ableben der ihr gleichnamigen Kaiserin Maria Theresia, wie Erwachsene sterben, wenn sie von den Grundsätzen des Glaubens erfüllt sind. In den letzten Tagen ihres Lebens sprach sie: „Mir kommt das Sterben vor, als wenn ich von einer Stube in die andere ginge.“ Ihre Todtenkleider hatte sie 10 Jahre, die Sandalen 15 Jahre vor dem Verscheiden fertig gestellt; ihr hölzerner Sarg harrte bei den Kapuzinern schon 14 Jahre seiner Bestimmung; das Prachtmonument aber, in das der Sarg gestellt werden sollte, mahnte die Kaiserin schon 26 Jahre an die Vergänglichkeit alles Irdischen. Als die hohe Frau im Jahre 1754 einige daran vorgenommene Veränderungen besichtigte, schaute sie in das Innere und sagte: „Hier wird einmal gut ruhen sein.“ Wie sie diese Ruhe verdienen wollte, erhellt schon daraus, daß sie fast in jedem Jahr mehrere Male, ja bis zehnmal zur Gruft kam, um drei, vier, ja fünf am dortigen Altare gelesene Messen zu hören, und die heilige Communion zu empfangen. Stundenlang weilte sie an diesem Orte des Todes, um den Forderungen ihrer großen Seele zu genügen, ihren verstorbenen Verwandten Zeichen christlicher Liebe zu weihen, dem eigenen Geist aber in Gebet und Betrachtung Kraft zu erlangen; denn mit Recht sagt der hl. Bernhard: „Das Herz wird mehr gestärkt und die

Liebe zarter entflammt an den Orten, wo die Todten ruhen, als wo die Lebenden verkehren."

Den Söhnen des hl. Franziskus, welche im Gelobten Lande das heilige Grab des Herrn bewachen, ist auch die Hut der Kaisergruft zu Wien übertragen. Das Buch erzählt uns, wie am Allerseelentage die Kapuziner die ernsten Töne des „Miserere" anstimmen und dann hinabsteigen in die hell erleuchtete Gruft, worin weit über hundert Glieder des Kaiserhauses in prächtigen Denkmälern ruhen. Die Mönche folgen dem Kreuz, das dem Tod den Stachel nahm und neben dem ihre Klosterbrüder Lichter tragen, Sinnbilder des himmlischen Lichtes, welches sie den Todten erbitten. Vor jedem Sarge erhebt sich ein lauter Ruf um Erbarmen, und von jedem scheiden sie beruhigt durch das ihnen von der Kirche in den Mund gelegte Wort des Psalmisten: „Frohlocken werden vor Gott die gedemüthigten Gebeine."

Aus dem Gewölbe schaut die hehre Gestalt des Propheten Ezechiel herab. Er erhebt seine Rechte und redet zu den erstorbenen Gebeinen belebende Worte. Gebein fügt sich an Gebein, und ein Engel naht sich, der ihnen Geist und Leben einhauchen soll. Diese Gewölbemalerei ist tröstlich, enthält aber doch nur eine Verheißung, die sich erst nach unbestimmbarer Zeit erfüllen wird. Einstweilen mahnt in der Kaisergruft alles an die Vergänglichkeit jeder irdischen Größe. Zwingt irgend eine Veranlassung zur Eröffnung eines der in langen Reihen aufgestellten 113 Prachtsärge, so findet man zu Staub vermodernde Gebeine neben schmutzigen und zerfetzten Resten ehemaliger Prunkgewänder. Selbst das Metall der Prachtsärge, ihre Vergoldungen und Verzierungen widerstehen nicht der alles zerstörenden Zeit. Da liegen die zusammengefallenen Ueberreste von 11 Kaisern, 14 Kaiserinnen, 1 römischen König, 2 Königinnen, 27 Erzherzogen, 47 Erzherzoginnen und anderen Fürsten dieser Erde. Wie viele gefallene Größen reden nur zu laut von Unglück und Mißgeschick! Inschriften zeigen uns hier die Särge der Maria Louise, Napoleons I. Gemahlin, und ihres Sohnes, des Herzogs von Reichstadt, dort den des Kaisers von Mexiko, Ferdinand Max, hier das Grab des 1795 bei einer Explosion verunglückten, noch nicht 23 Jahre alten Erzherzogs Alexander, dort dasjenige der 1867 an Brandwunden gestorbenen 18jährigen Erzherzogin Mathilde, dann eine große Anzahl in zartester Jugend hingeraffter kaiserlicher Kinder neben vielen jungen Müttern.

Ein großer Plan der Kaisergruft und eine übersichtliche Stammtafel gereichen dem Buche ebensowohl zur Zierde, als sie dem aufmerksamen Leser das Verständniß erleichtern. Die schönen Abbildungen von vier Prachtsarkophagen sind dankenswerthe Zugaben. Gern hätten wir noch mehr solcher Bilder gefunden. Die älteren und bedeutenderen Denkmäler der Kaisergruft sind zwar im 4. Bande der von Herrgott und Gerbert 1750 bis 1772 veröffentlichten Monumenta aug. domus Austriacae abgebildet. Man ist aber heute in Wiedergabe solcher Kunstwerke so weit fortgeschritten, daß jene alten Stiche nicht mehr genügen. Offenbar haben die hohen Kosten guter Abbildungen Verfasser und Verleger Schranken aufgenöthigt, in denen sie sich zu unserem Bedauern halten mußten. St. Beissel S. J.

**Rheinisch-Westfälisches Dichterbuch.** Herausgegeben von **Paul Baehr.** XVI u. 568 S. 8°. Münster und Paderborn, F. Schöningh, 1888. Preis: *M.* 4.

Es ist in den letzten Jahren mehr als früher beliebt geworden, durch sogenannte „Dichterbücher" ein Bild des literarischen Zustandes einer besondern Dichterschule, einer Stadt, einer Provinz oder eines Landes zu bieten. Diesen Vorbildern ist soeben Herr Paul Baehr mit seinem „Rheinisch-Westfälischen Dichterbuch" nachgekommen, „um ein Bild von dem gegenwärtigen Stande der lyrischen und lyrisch-epischen Dichtung in den rheinischen und westfälischen Schwesterlanden zu bieten, um eine Sammelstelle für deren neueste Schöpfungen zu bilden und um jüngeren beachtenswerthen Talenten die Aufmerksamkeit poesiefreundlicher Kreise zu gewinnen".

„Es wurden darin", erklärt der Herausgeber, „nur lebende Dichter vertreten, die in Rheinland-Westfalen (mit Einschluß von Lippe-Detmold) geboren und erzogen oder dort seßhaft geworden sind. Von der Erkenntniß ausgehend, daß jede echte Lyrik voll empfundene und geistig geschaute innere Erfahrung ist, daß jeder nur s e i n Leben lebt und daß deshalb das Lied so verschiedenartig sein muß, wie das Empfindungsleben des einzelnen, glaubte ich bei der Auswahl der Gedichte keinen einseitigen Standpunkt einnehmen zu sollen. In erster Linie suchte ich jeden Dichter mit Originalbeiträgen zu vertreten. Wenn ich von dieser Regel eine Ausnahme machte, so geschah es nur in d e m — seltenen — Falle, daß mir ein Dichter, dessen Vertretung mich das Streben nach Vollständigkeit wünschen ließ, keine oder zu wenig geeignete Originalbeiträge zur Verfügung stellen konnte. Die biographischen Notizen beruhen theilweise auf eigenen Mittheilungen der Betreffenden, theilweise habe ich sie dem ‚Lexikon deutscher Dichter' entnommen, dessen Verfasser, Herr Franz Brümmer, mich hierzu in freundlicher Weise ermächtigte."

Es freut uns, dem Herausgeber das Zeugniß geben zu können, daß er dem in seiner Vorrede ausgesprochenen Programm in seinem Buche treu geblieben ist. Jedenfalls nicht ohne viele Mühe hat er in den beiden Provinzen 129 Dichter zusammengebracht; dieselben sind im ganzen mit 339 Beiträgen (171 rheinische — 168 westfälische) vertreten; gewiß eine ansehnliche und jedenfalls eigenthümliche Blütenlese, die das Werk für jeden Freund der Literatur zu einem preiswerthen machen muß. Erschöpfend freilich ist die Liste der Dichter keineswegs, aber unter den Vergessenen darf keiner sich über tendenziöses Uebergangensein beklagen; denn die Reihe der Aufgenommenen ist so bunt, daß es unmöglich scheint, irgend einen Stand oder eine Richtung ausfindig zu machen, die um ihrer selbst willen hier ausgeschlossen worden wäre. Dieselbe Tendenzlosigkeit macht sich aber auch in der Auswahl des Aufgenommenen bemerkbar, und hier glauben wir besonders dem Herrn Herausgeber, der selbst Dichter und Protestant ist, unsere Anerkennung offen aussprechen zu sollen. Nicht bloß kommen alle literarischen Richtungen und Schulen zu ihrem Wort, sondern auch von irgend welcher confessionellen Bevorzugung oder Gehässigkeit ist uns nichts aufgefallen.

Eine andere Schwierigkeit boten dem Herausgeber die sogenannten „Liebesgedichte“, die sich jedenfalls in noch bedeutenderer Anzahl auf seinem Tische eingefunden haben, als sie selbst jetzt in seinem Buche noch stehen. Erotika gänzlich auszuschließen, ging wohl aus verschiedenen Gründen nicht an; die genaue Grenze einzuhalten, ist aber gerade in diesem Punkte außerordentlich schwer. Unserer persönlichen Ansicht nach ist das richtige Raumverhältniß zwischen der „Liebe“ und den anderen Stoffen in jeder vernünftigen, d. h. hier redactionsmöglichen Weise beachtet. Wir betrachten das als einen großen Vorzug der Sammlung. Dagegen, so will es uns scheinen, hätten doch von den thatsächlich aufgenommenen „Liebesgedichten“ ohne Schaden für den wissenschaftlichen Zweck des Buches und zu Gunsten seiner ungehinderteren Verbreitung auch bei der Jugend ganz gut das eine oder andere fortfallen können, — vielleicht auch müssen. Wir wissen ja ganz gut, daß diese Liebesmotive meistens nur Studienobjecte und nicht so ernst zu nehmen sind; aber eben deshalb meinen wir auch, daß ihr lyrischer Werth nicht sonderlich hoch anzuschlagen ist und gewiß das unbehagliche Gefühl eines jüngern oder zartfühlendern Lesers nicht aufwiegt. Außerdem hören sich Lieder wie S. 221 oder 386 doch gar zu heidnisch an für ein christliches Publikum. Freilich kann der Herausgeber geltend machen, zur Kennzeichnung der Richtung eines Dichters seien gerade auch diese Stücke nöthig, und wir geben ihm dies bei dem letzten der genannten Lieder auch wohl zu; allein dadurch verschließt er sich von selbst einen gewissen Leserkreis, auf den das Buch sonst in so mancher Hinsicht mit vollem Rechte hätte rechnen können.

Das bringt uns auf eine allgemeinere Frage. Stehen die zwei vom Herausgeber oben aufgestellten Zwecke, die er mit seiner Sammlung zu erreichen suchte, nicht ein klein wenig im Widerspruch? Soll uns das Buch wirklich ein getreues Bild der Dichter und Richtungen geben, wie die beiden Provinzen sie augenblicklich aufweisen, so müssen gerade die markantesten und am meisten charakteristischen Beiträge der einzelnen, also das Auseinandergehende der Tendenz und auch die Ausschreitungen und Extreme aufgenommen werden. Damit würde aber das Buch aufhören, ein Volksbuch zu sein, weil es eben keinen homogenen Leserkreis finden könnte; für die Literaturwissenschaft dagegen würde es entschiedenen Werth haben und eben durch das Nebeneinanderrücken der entgegengesetztesten Richtungen auf einem kleinen Raum ein treues Abbild der jeweiligen Literatur bieten. Wir nehmen es dem Herausgeber und dem Verleger indes keineswegs übel, daß sie von vornherein auf diesen ausschließlich wissenschaftlichen Zweck zu Gunsten der Verbreitungsfähigkeit ihres Buches verzichtet haben. Denn es bleibt noch ein anderer hinlänglich genügender Zweck übrig, eine solche Sonderblumenlese von Dichtern räumlich beschränkter Zusammengehörigkeit zu rechtfertigen. Es ist dies die Befriedigung des natürlichen Wunsches jedes Literaturfreundes, in einem Bande eine Auswahl guter oder bester Sachen seiner näheren Landsleute zu besitzen und dieser Landsleute Namen unter ihren Stammesgenossen populär zu machen. Zu diesem Zwecke ist dann aber vor allem nöthig, alles zu vermeiden, was dem Buch vernünftigerweise den Eingang in jedes Haus oder jedes Familienzimmer

erschweren könnte, und bis auf die obige kleine Einschränkung ist dies vom Herausgeber auch vollauf erreicht.

Ueber die Beiträge im einzelnen zu urtheilen, geht ja unmöglich an. Im allgemeinen muß von der übergroßen Mehrheit des Aufgenommenen gesagt werden, daß es wirklich den Druck verdiente. Eine durchgehends erfreuliche Reinheit des Geschmackes, verbunden mit einer großen Leichtigkeit der Form, zeigt, daß die edle Sangeskunst in den beiden Schwesterprovinzen mit Verständniß und Erfolg gepflegt wird. Würde sich nun ein solches „Dichterbuch" etwa als Jahrbuch empfehlen? vielleicht zu dem Zwecke, um uns vor so vielen „Gesammelten Gedichten" zu bewahren? Allein in letzterer Hinsicht ist ja schon hinreichend gesorgt. Die „Dichterstimmen"[1] für das katholische Deutschland haben sich unter Leo Tepe's Redaction aus der Tiefe ihrer langjährigen Existenz als „Sionsharfe" endlich seit einem Jahre zu der Höhe eines wirklich mit Geschmack und Sachkenntniß redigirten Blattes erhoben, zu dem beizutragen selbst ein Weber, eine Ringseis und ein Dreves nicht unter ihrer Würde halten. Alles Negative an dem Blatt, d. h. Fernhaltung jedes Ungeschmacks und jeder anmaßenden Ohnmacht, ist durchaus zu loben; daß das Positive, d. h. die Poesie und Form der Beiträge selbst, nicht gleichmäßig vollendet sind, ist nicht zu verwundern, es wird aber bei der umsichtigen Redaction Tepe's auch damit schon nach und nach besser werden, je mehr Achtung sich das Blatt in den besseren Kreisen erwirbt. Wir empfehlen es darum aufs wärmste allen Freunden der Literatur, besonders denen, die etwa den beängstigenden Gedanken nicht los werden könnten, die Poesie möge auf den Aussterbe-Etat gesetzt sein. Ein akatholisches Blatt dieser Art besteht schon lange und gewinnt immer mehr Ansehen und Einfluß.

Um nun wieder auf das Rheinisch-Westfälische Dichterbuch zurückzukommen, sei noch bemerkt, daß die Verlagshandlung ihr Bestes für eine würdige Ausstattung und einen geschmackvollen Einband gethan, wie sich denn überhaupt Herr Schöningh um das Zustandekommen des Buches nach des Herausgebers Mittheilung die regste Mühe gegeben hat. Auch der Preis ist in Anbetracht der Ausstattung und des Umfanges ein sehr mäßiger und ermöglicht die weiteste Verbreitung.

---

[1] Dichterstimmen der Gegenwart, poetisches Organ für das katholische Deutschland. Ueberlingen am Bodensee, Aug. Feyel. Jährlich 12 Nummern; halbjährlich *M.* 1.50 für Deutschland.

W. **Kreiten** S. J.

# Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

**Haffner, Dr. Paulus Leopold,** Bischof von Mainz, Sammlung zeitgemäßer Broschüren mit dem Bilde des hochwürdigsten Herrn Verfassers. 362 S. 8°. Frankfurt a. M., A. Fösser Nachfolger, 1887. Preis: *M.* 4.50.

Die interessante Sammlung ist ein überaus schönes Andenken an die verdienstvolle Thätigkeit, welche der hohe Verfasser durch lange Jahre als Herausgeber der Frankfurter zeitgemäßen Broschüren entwickelt hat. Unermüdlich legte er dabei selbst Hand mit an und gab in der treffenden Wahl des Stoffes, der meisterlichen Behandlung und populären Ausführung allen Mitarbeitern das anregendste Beispiel. Drei dieser geistreichen Essays zeichnen den großen Geisterkampf der Gegenwart in seinen wichtigsten Grundlinien, den modernen Materialismus, den Atheismus als europäische Großmacht, die „Bacillen" des socialen Körpers; vier andere üben eine vorzügliche tiefgehende Kritik an den drei mächtigsten Vätern und Stimmführern der modernen Bildung, an Voltaire, Rousseau und Göthe; die moderne Naturforschung erhält ihre Beleuchtung in dem „Ignoramus und Ignorabimus", die Geschichtsforschung in den „Randzeichnungen" zu Janssens Geschichte; die psychologische Studie über die Gräfin Hahn-Hahn zeigt den Weg einer begnadigten Seele aus dem Ideenwirrwarr der modernen Welt heraus in die glücklichen Regionen des Glaubens; eine Studie über „Schlaf und Träume" endlich berührt in sehr belehrender Weise die Frage über Spiritismus und Hypnotismus.

**Lehrbuch der Philosophie.** Von Dr. Albert Stöckl, Professor der Philosophie an der bischöflichen Akademie in Eichstätt. Drei Abtheilungen. Sechste, neubearbeitete Auflage. 455, 551 u. 534 S. 8°. Mainz, Kirchheim, 1887. Preis: *M.* 15.

Diese sechste Auflage des vortrefflichen Lehrbuches ist nicht nur eine „vermehrte und verbesserte", wie die fünfte Auflage sich auf dem Titel nannte (vgl. über dieselbe diese Blätter Bd. XXIII, S. 95 f.), sondern eine wirklich „neubearbeitete". Zahlreiche kleinere und größere Zusätze sind je nach Bedürfniß eingefügt, die Erklärungen und Beweisführungen im Interesse noch größerer Verständlichkeit und Ueberzeugungskraft vielfach umgestaltet und die Anordnung in manchen Theilen geändert worden. Einige Materien, welche in den früheren Auflagen nur eine nebensächliche oder auf verschiedene Stellen vertheilte Behandlung erfuhren, treten nunmehr als selbständige Glieder in den Lehrorganismus ein; so in die Social- und Rechtsphilosophie die Lehren über die Schule, über die Kirche, über Herrschaft und Dienstboten. Aus den früheren zwei Bänden sind jetzt drei geworden, von denen der erste die Einleitung, die psychologische Dynamilogie, die Logik und die Noetik, der zweite die Metaphysik, der dritte die Ethik und die Social- und Rechtsphilosophie umfaßt. Ueber die Gründe, weshalb der Verfasser einen Theil der Psychologie bereits im ersten Bande behandeln zu sollen glaubte, spricht er sich Bd. I, S. 9 f. aus. Wie das Buch in seinen ersten Auflagen wesentlich dazu mitgewirkt hat, für eine günstige Aufnahme der Encyklika Aeterni Patris in Deutschland den Boden vorzubereiten, so

möge es jetzt in seiner immer vollendetern Gestalt fortfahren, zur Erfüllung der Wünsche unseres Heiligen Vaters in wirksamster Weise beizutragen.

**Das katholische Kirchenbauwesen in der Pfalz** und die kgl. bayerischen Staatsbaubehörden. Erlebnisse aus den letzten Jahren, mit besonderer Rücksicht auf vierzehn verworfene Kirchenpläne des Architekten Joseph Lucas zu Mainz. Von Michael Burgey, Pfarrer zu Godramstein. Mit acht Textillustrationen. V u. 113 S. 8°. Mainz, Kirchheim, 1887. Preis: *M.* 1.50.

Der stille Culturkampf, welcher in Bayern fortgeführt wird, erstreckt sich auf alle Gebiete, selbst auf den Kirchenbau. Die dortigen Kreisregierungen bevormunden die Kirchenvorstände nicht nur bei Aufbringung und Verwendung der Geldmittel, sondern auch durch Revision der Pläne und die eingehendste Ueberwachung der Bauführung. Alle Pläne zu umfassender Restaurirung von Kirchengebäuden müssen der obersten Baubehörde vorgelegt und vom Könige genehmigt werden. Die Staatsbaubehörde hat nun seit 1883 vierzehn auf Bitten der kirchlichen Behörden vom bischöflichen Baumeister Lucas ausgearbeitete Pläne verworfen. Wie eine Reihe von Briefen beweist, hat die Ansicht sich in weiten Kreisen Bahn gebrochen, die oftmals wiederholte Verwerfung der Vorschläge eines talentvollen und tüchtigen Architekten wurzele im Bestreben der Regierungsorgane, Nichtbayern fernzuhalten, und anderen, in den maßgebenden Kreisen beliebten, nicht katholischen, selbst jüdischen Technikern zu Verdienst zu verhelfen. Unter den Gründen, welche beigebracht werden, um die auffallende Verwerfung jener vierzehn Pläne zu rechtfertigen, stellt die königl. Baubehörde an die erste Stelle die Regel: „Wenn die Mittel nicht ausreichen, um eine Kirche mit Steingewölbe zu versehen, dann möge eine flache Holzdecke, wofür einfache und doch stilvolle Muster vielfach zu Gebote stehen, angewendet werden; aber in dem einen wie in dem andern Falle hat der Dachstuhl ein durchlaufendes Gebälke zu erhalten. Kann der bischöfliche Baumeister Lucas zu derartigen Constructionen, an welchen im Interesse (?) der Stiftungen in Gemeinden in Bayern festgehalten wird, sich nicht entschließen, so möge er seinen Wirkungskreis dahin verlegen, wo auf Dauerhaftigkeit der Kirchen weniger Werth gelegt wird.“ Pfarrer Burgey weist dem gegenüber in überzeugender Weise nach, daß Wissenschaft, Geschichte und Praxis diese Regel verurtheilen, weil dieselbe im Widerspruch steht mit den besten, über kirchliche Bauanlagen handelnden Büchern, sowie mit der langjährigen Erfahrung, welche beweist, daß Decken ohne durchlaufendes Gebälk sich in Deutschland, Frankreich und England seit vielen Jahrhunderten trefflich bewährt haben und noch heute bewähren, und weil außerhalb Bayern Dachstühle ohne durchlaufendes Gebälk allerorts angelegt werden. Das vorliegende vortreffliche Buch beweist die traurige Thatsache, daß viele Gemeinden der Pfalz, welche sich die größten Opfer auflegen, um ein würdiges Gotteshaus zu erhalten, von oben herab nicht nur keine Ermuthigung finden, sondern gezwungen werden zu Bauten, die schon heute von Kennern einstimmig verurtheilt werden, und die nach einigen Jahrzehnten zweifelsohne als Muster der Geschmacklosigkeit gelten müssen. Es zeigt sich hier von neuem, wie gefährlich es ist, wenn der Staat sich ohne weiteres das Geschick und die Fähigkeit zuschreibt, die kirchliche Kunst durch seine Reglements zu heben. Er kann im Interesse der Kunst nichts Besseres thun, als auf solche ihm fernliegende Dinge zu verzichten und der Kirche ihre berechtigte Freiheit zu lassen, damit sie wiederum, wie sie durch Jahrhunderte that, echter Kunst Geist und Leben bringe.

**Officium hebdomadae sanctae.** Die Feier der heiligen Char- und Osterwoche. Lateinisch und deutsch für Gebet und Gesang. Aus den officiellen römischen Choralbüchern zusammengestellt und mit den Noten im Violinschlüssel redigirt von Fr. X. Haberl. Mit Approbation des bischöfl. Ordinariates Regensburg. VII, 476 u. 44 S. 12⁰. Regensburg, Pustet, 1887. Preis: *M.* 3.

**Das Buch der Kirche** vom Palmsonntage bis zum Weißen Sonntage, oder: Die Charwoche und Osterwoche mit allen ihren gottesdienstlichen Handlungen, lateinisch und deutsch, nebst Erklärung der dabei vorkommenden Ceremonien. Von G. M. Pachtler S. J. Fünfte Auflage. Mit Bewilligung der Oberen. 520 S. 12⁰. Regensburg, Manz, 1887. Preis: *M.* 3.

Mit Recht betont der Herausgeber des „Officium hebdomadae sanctae“, daß das Leiden des Gottmenschen nirgendwo heiliger und erhabener, eindringlicher und wirksamer und dennoch allen Bildungsgraden verständlicher geschildert werde, als in den Ceremonien, Gebeten und Gesängen der katholischen Liturgie. Die beiden hier angezeigten Bücher erschließen nun durch die Uebertragung der lateinischen Gebete u. s. w. in die deutsche Sprache einem jeden jenes Verständniß der Liturgie für die heilige Zeit. P. Pachtlers „Buch der Kirche“ hat längst in zahlreichen Ordensgenossenschaften und Erziehungshäusern sich eingebürgert und überhaupt eine so große Verbreitung gefunden, daß wir ihm zu dieser neuen Auflage nur ein herzliches „Glück auf“ zuzurufen haben. Der um den liturgischen Gesang sehr verdiente Herausgeber des „Officium hebdomadae sanctae“ hat sich wohlbegründete Ansprüche auf Anerkennung und Dank dadurch erworben, daß er auch den unvergleichlich schönen Kirchengesang der Char- und Osterwoche weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat. Durch die Umschreibung der dem Gregorianischen Gesang eigenthümlichen und nur einem kleinern Kreise geläufigen Zeichen der Choralnoten in die allgemein verständliche moderne Notenschrift ist die Ausführung dieses Gesanges nach Möglichkeit erleichtert. Es verdient noch eigens hervorgehoben zu werden, daß sämmtliche Melodien nach authentischer Vorlage wiedergegeben sind, wie auch die ganze Anordnung des Buches den typischen Ausgaben der betreffenden liturgischen Bücher sich anschließt.

**La Destinée.** Retraite de Notre-Dame. Par le R. P. Félix S. J. X et 334 p. 12⁰. Paris, Téqui, 1887. Preis: *M.* 2.40.

Der berühmte Conferenzredner, dessen neueste Schrift wir hier anzeigen, hat bereits früher außer einer Anzahl einzelner Vorträge die beiden auch in Deutschland nicht unbeachtet gebliebenen Cyklen über den Fortschritt und über den Socialismus dem Druck übergeben. „La Destinée“ ist das erste Bändchen eines Cyklus über die Grundwahrheiten des christlichen Lebens, wie sie bei den heiligen Exercitien zur Betrachtung vorgelegt zu werden pflegen. Die sechs Vorträge behandeln die letzte Bestimmung des Menschen, und zwar: ihre Wichtigkeit für das menschliche Leben (1), ihre Existenz und Sicherheit (2), ihre Erhabenheit über Zeit und Raum (3), ihre Anforderungen an den Menschen während seiner irdischen Pilgerfahrt (4 u. 5), ihre Verwirklichung in Gott (6). Großartigkeit der Ideen, lichtvolle Entwicklung der Gedanken, zwingende Kraft der Beweisführung, schwungvolle, wahrhaft oratorische Darstellung, überhaupt alles, was man an den früher veröffentlichten Conferenzen des P. Félix zu bewundern gewohnt ist, findet man auch in diesen Vorträgen wieder. Als nächstes Bändchen wird angekündigt: „L'Éternité dans la Destinée.“

**Der christliche Mann** in seinem Glauben und Leben. Von P. Matthias von Bremscheid, Priester aus dem Kapuzinerorden. Mit kirchlicher Approbation und Erlaubniß der Ordensobern. 240 S. 16⁰. Mainz, Kirchheim, 1887. Preis: *M.* 1.80.

Ein Büchlein, verständlich und belehrend für jedermann, für Ungebildete nicht zu hoch, für Gebildete nicht zu niedrig, sondern faßlich und edel, wie die früheren Schriften, mit denen der hochw. Verfasser die social-religiöse Literatur bereichert hat. In zehn Kapiteln behandelt er hier den Glauben und das Leben eines christlichen Mannes. Die fünf ersten Kapitel sind eine volksthümliche Apologetik der Religion, des Christenthums, der katholischen Kirche. Ihr Glanzpunkt ist wohl das Kapitel IV: „Jesus Christus, unser Gott"; es ist ungemein anziehend und erhebend, den moralischen Beweis für die Gottheit Christi zu lesen, welchen der Verfasser hier in geschickter Art vorzugsweise aus den Sätzen erhebt: Wie Jesus Christus, so wurde und wird kein Mensch nach seinem Tode geliebt, gehaßt, mit Ruhm gekrönt. — Von den fünf anderen, das praktische Leben beleuchtenden Kapiteln liegt der Schwerpunkt in Kapitel VIII: „Der christliche Mann in der Familie", wo kurz, aber allseitig die Pflichten des Familienhauptes zur Sprache kommen. Um dieses gleichsam herum gruppiren sich die anderen Kapitel; dieselben weisen auf die Untugenden und Laster hin, vor denen ein christlicher Mann vor allem sich zu hüten hat: Sonntagsentheiligung, Menschenfurcht, Trunksucht, Geldgier werden als die Hauptlaster gezeichnet, welche dem Lebensglück des einzelnen wie der menschlichen Gesellschaft den Untergang bereiten.

1. **Leidensblumen** aus dem Garten der Heiligen. Ein Exempel- und Erbauungsbuch für alle Betrübte und Leidende. Herausgegeben von Georg Ott, Stadtpfarrer in Abensberg. Mit bischöfl. Approbation. VI u. 600 S. kl. 8⁰. Regensburg, Pustet, 1888. Preis: *M.* 3.
2. **Legende** von den lieben Heiligen Gottes. Nach den besten Quellen neu bearbeitet und herausgegeben von Georg Ott. Zweite, verbesserte Auflage der Octav-Ausgabe. Mit oberhirtlichen Approbationen. Zwei Bände. 1772 S. Lex.-8⁰. Regensburg, Pustet, 1886. Preis: *M.* 10.

„Unser Ott", wie der um die Erbauungsliteratur hochverdiente Volksschriftsteller bei seiner großen Popularität nicht selten in Süddeutschland genannt wird, ist als 74jähriger Greis am 17. November 1885 in die ewige Ruhe eingegangen. In seinen Schriften wird er voraussichtlich noch lange fortleben und zur Verherrlichung Gottes und seiner Heiligen fortwirken.

Das an erster Stelle angezeigte Werk ist sein Schwanengesang; er schrieb es leidend und im Vorgefühle des nahenden Todes; die Drucklegung desselben sollte er nicht mehr erleben. Als „Leidensblumen" werden dem Leser die Tugendbeispiele der Heiligen vorgeführt, damit er aus ihnen lerne, wie er die mannigfachen Leiden und Prüfungen: Armuth, saure Arbeit, Krankheit, Versuchungen, Unbilden, Geistestrockenheit u. s. w. in Gott wohlgefälliger Weise zu ertragen habe. Für die einzelnen Arten der Leiden wird jedesmal eine Reihe passender Züge aus dem Leben verschiedener Heiligen erzählt und mit belehrenden oder ermunternden Worten begleitet. Den Beschluß bildet eine Auswahl von Andachtsübungen für Leidende. Hier wäre für später folgende Auflagen zu wünschen, daß bei der Gewissenserforschung (S. 521 ff.) das für alle Sünden wiederkehrende: „Erkenne, wie du . . ." füglich in: „Erforsche dich, ob du . . ." oder in einen ähnlichen Ausdruck umgeändert würde, da doch nicht vorauszusetzen ist, daß das Beichtkind alle aufgezählten Sünden begangen habe.

Zum Lobe des an zweiter Stelle genannten Werkes brauchen wir nichts weiteres zu sagen, als daß die „Legende" das beliebteste und verbreitetste von allen Ott'schen Erbauungsbüchern ist. Die Quart-Ausgabe mit einem Stahlstich, einem Tableau (die Stadt Jerusalem zur Zeit Christi darstellend) und über 300 Bildern im Texte (Preis: M. 10.50) hat bereits 25 Auflagen erlebt. Die uns vorliegende zweite Auflage in Octav ist auf feinem Papier gedruckt, und der Verleger hat sie mit zwei schönen Farbendruckbildern, sowie mit zwölf der bekannten Klein'schen Stiche geziert.

**De mediis conservandi spiritus** seu de mediis ad virtutes initio vitae spiritualis acquisitas postea conservandas et augendas. A V. P. Nicolao Lancicio e Societate Jesu. Editio recens emendata. 351 p. 8°. Cracoviae, Kluczycki, 1884. Preis: *M.* 2.40.

**De exteriore hominis compositione** hominibus spiritualibus necessaria seu de minimis in Dei obsequio curandis. A V. P. Nicolao Lancicio e Societate Jesu. Editio recens emendata. 226 p. 8°. Cracoviae, Kluczycki, 1887. Preis: *M.* 1.80.

Der ehrwürdige P. Nicolaus Lancicius (Lenczicki) gehört unstreitig zu den angesehensten ascetischen Schriftstellern der Vergangenheit. Seine Opuscula spiritualia, zunächst freilich für seine Ordensgenossen geschrieben, fanden auch über den Orden hinaus weithin Anerkennung und Verbreitung. Die gelesensten Geisteslehrer der Folgezeit, wie ein hl. Alphons von Liguori und ein William Faber, schöpften aus den Schriften des P. Lancicius und beriefen sich auf dieselben als auf eine Autorität ersten Ranges. Leider existiren von den früheren Ausgaben der Opuscula nur mehr so wenige Exemplare, daß man sie nur noch äußerst selten, und dann zu ganz außerordentlich hohen Preisen, in antiquarischen Katalogen verzeichnet findet. Darum haben wir gleich den Beginn der veranstalteten Neuausgabe mit Freuden begrüßt (Bd. XXVI. S. 101), und dürfen nunmehr auch wohl der Hoffnung Ausdruck geben, daß dieselbe zu einer Gesammtausgabe sich auswachsen werde. Bisher sind dem zuerst erschienenen De recollectione octiduana die beiden oben angeführten Bändchen gefolgt, denen sich demnächst De praxi divinae praesentiae anschließen soll. An die Stelle des inzwischen verstorbenen P. Hoppe, welcher die beiden ersten Bändchen für den Druck vorbereitete, ist jetzt P. Morawski getreten, welcher ebenfalls, wie sein Vorgänger, sein Hauptaugenmerk auf die Richtigstellung der zahlreichen Citate richtet.

**Des heiligen Johannes Chrysostomus** Περὶ Ἱεροσύνης λόγοι ἕξ. De Sacerdotio libri sex. Mit Anmerkungen neu herausgegeben von Karl Seltmann, Domkapitular in Breslau. XV u. 215 S. 8°. Münster und Paderborn, Schöningh, 1887. Preis: *M.* 2.50.

Herr Domkapitular Seltmann bietet als Frucht seiner Studien über die Bücher περὶ ἱεροσύνης eine neue Ausgabe, die ungemein viel des Nützlichen und Anregenden enthält. Zu Grunde gelegt wurde der griechische Text der Bengel'schen Schulausgabe (Lipsiae 1872). Die Auswahl von Varianten bezeugt Seite für Seite, mit welchem Fleiße der Herausgeber die früheren Ausgaben verglichen hat, um dem Leser nichts vorzuenthalten, was für die Feststellung des Textes von Belang sein könnte. Wir verweisen beispielshalber nur auf die Note zu l. III, c. 4, n. 177: ποιοῦσι δὲ πάντες διὰ τῶν ὀφθαλμῶν τότε. Das Verständniß des Textes sucht der Herausgeber zu

erleichtern bald durch einfache Andeutung der Construction, bald durch zutreffende Uebersetzung eines Ausdrucks oder eines ganzen Satzes. An dunkeln Stellen paradirt bisweilen die ganze Reihe der besseren Conjecturen, z. B. l. II, c. 2, n. 90; l. III, c. 17, n. 318. Neben den Bemerkungen kritischen und hermeneutischen Inhalts kommt die sachliche Erklärung keineswegs zu kurz; vielmehr ist es diese, auf welche der Herausgeber vorzüglich sein Augenmerk gerichtet hält. Allenthalben sind werthvolle Noten historischen und dogmatischen, besonders aber ascetischen und pastoralen Inhalts eingereiht. So hat der Herausgeber trefflich den Zweck erreicht, über den er in der Vorrede sich ausspricht: „Ich will die hervorragend wichtige Schrift unseres Heiligen im griechischen Text, mit deutschen Anmerkungen zumeist aus meinen pastoralen Erfahrungen versehen, den Theologiestudirenden und Clerikern theils als Berufsstudie zur ernsten Prüfung ihres Berufs, theils als Pastoralbeitrag zur rechten Berufserfüllung in die Hand geben." Die zahlreichen pikanten Histörchen tragen allerdings viel zur Belehrung bei; doch scheint uns hin und wieder ein gar zu familiärer Ton angeschlagen zu sein. Einige längere Excurse, wie sie auf S. 15, 25, 36, 53, 63, 69 beginnen, sähen wir lieber an das Ende des Buches verwiesen. Außer anderen Vortheilen böte sich durch solche Anordnung Gelegenheit, neben den akatholischen Schriftstellern auch die katholischen noch mehr zu berücksichtigen, was den Theologiestudirenden sicherlich erwünscht wäre. S. 155 wird aus Bengel die Instruction für Prediger der russisch-griechischen Kirche ausgeschrieben. Sollte sich in der katholischen Literatur, etwa in den Provincialconcilen, nicht etwas Entsprechendes finden lassen? In dogmatischem Interesse sei noch die Anmerkung zu l. II, c. 3, n. 102 erwähnt, wo Parallelstellen über das Sündenbekenntniß aufgeführt werden. Auch die Beigaben sind recht schätzenswerth: vorausgeschickt wird das Leben des Heiligen nebst Angabe der Quellen; im Anhange folgt — namentlich in Rücksicht auf l. III, c. 4, n. 177 — die sogenannte Liturgie des hl. Chrysostomus.

**Grundriß der Patrologie** oder der ältern christlichen Literaturgeschichte. Von Dr. Johannes Alzog, weiland Geistlichem Rath und o. ö. Professor der Theologie an der Universität Freiburg. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Vierte, verbesserte Auflage. XI u. 590 S. 8°. Freiburg, Herder, 1888. Preis: *M.* 8.

Die Verbesserungen und Nachträge dieser neuen Auflage berücksichtigen die seit der dritten Auflage erschienene einschlägige Literatur und deren Ergebnisse. Der nicht genannte Herausgeber hat sich dabei jedoch die äußerste Beschränkung auferlegt, da diese neue Auflage des vielbegehrten Werkes nur dem momentanen Bedürfnisse genügen soll. Für später ist nämlich eine völlige Umarbeitung und Neugestaltung des Werkes in Aussicht genommen.

**Religiosae Professionis Valor satisfactorius** etc. Auctore Fr. Roberto Collette, Sacri Ordinis Cisterciensis religioso in Abbatia B. M. V. Assumptae in Valle Dei. 303 p. 8°. Leodii, Dessain, 1887. Preis: *M.* 4.

Es ist eine lehrreiche und anziehende Frage über den Ordensstand, welche hier in recht ausgiebiger Weise behandelt wird. Der hochw. Verfasser bietet uns zuerst einen reichen Schatz von Aussprüchen heiliger Lehrer und gelehrter Theologen über den Werth der Ordensgelübde, besonders in Hinsicht auf ihre genugthuende Kraft, nach welcher Seite hin sie die Uebernahme des Ordensstandes mit der Taufe und

dem Martyrium vergleichen. Nachdem der Verfasser auf diese Weise seine These autoritativ sichergestellt hat, läßt er eine eingehende theologische Würdigung oder vielmehr Begründung folgen. Diese theologische Begründung führt ihn dann zu dem Schluß, daß nicht nur der ersten Ablegung der Ordensgelübde, sondern auch der Erneuerung derselben aus sich der innere Werth beiwohne, genugthuend für alle rückständigen Sündenstrafen zu wirken. Vielleicht hätte etwas, was der hochw. Verfasser allerdings unterstellt, noch stärker betont werden können, daß nämlich zur Erlangung der vollen genugthuenden Wirkung doch als Vorbedingung bei der ersten Gelübdeablegung und nicht minder bei deren etwaiger Erneuerung eine vollständige Losschälung der Seele von jedem, auch dem geringsten sündhaften Affecte nothwendig sei. Ferner möchte die Folgerung, welche am Ende des Werkes gezogen wird, als dürfe allenfalls mit Rücksicht auf die bevorstehende Ordensprofeß beim heiligen Bußgericht die sacramentale Buße nicht nur verringert, sondern ganz übergangen werden, doch nicht so unbedenklich sein, als der Verfasser glaubt. Uebrigens ist das Buch sehr empfehlenswerth für Ordensleute und für Ordenscandidaten; besonders scheint es berechnet zu sein und ist es in der That aller Empfehlung würdig für Priester, denen die Sorge für klösterliche Gemeinden obliegt; sie finden darin einen reichen Stoff zur Erbauung und zum Trost ihrer Pflegebefohlenen.

**Die Ablässe,** ihr Wesen und Gebrauch. Auf Grund der Arbeiten und früheren Auflagen der PP. Antonin Maurel und Joseph Schneider, Priester der Gesellschaft Jesu, nach der letzten Auflage der römischen Raccolta von 1886 bedeutend vermehrt und gemäß den neuesten Entscheidungen der heiligen Ablaßcongregation umgearbeitet von Franz Beringer, Priester derselben Gesellschaft. Neunte, von der heiligen Ablaßcongregation approbirte und als authentisch anerkannte Auflage. X u. 944 S. 8⁰. Paderborn und Münster, Schöningh, 1887. Preis: *M.* 6.80.

Diese neue Auflage des beliebten Handbuches über die Ablässe ist fast eher ein neues Werk zu nennen; so sehr ist die verbessernde Hand des neuen Herausgebers daran thätig gewesen. Schon wegen der in neuerer Zeit erflossenen Decrete, welche betreffs der Ablässe manches abänderten, anderes näher erläuterten und schärfer faßten, war eine genaue Verbesserung in manchen Partien nöthig geworden; der neue Herausgeber hat dieselbe mit einer musterhaften Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit ausgeführt. Daneben hat er in mehreren Abschnitten eine durchsichtigere und bequemere Anordnung des Stoffes ausgeführt. Alle oder auch nur die wichtigeren Aenderungen und Umarbeitungen anzugeben, würde zu weit führen; wir erinnern nur an einzelne. Der I. (allgemeine) Theil ist kürzer und präciser gefaßt. Im II. Theil findet der Leser im ersten Abschnitt eine sehr praktische Gruppirung der Ablaßgebete in Stoßgebete mit jedesmaligem Ablasse, in solche mit täglichem Ablasse und in längere Gebete; im zweiten Abschnitt hat unter anderem der Kreuzweg eine vollständige Umarbeitung erfahren; aus dem dritten Abschnitt heben wir besonders das Kapitel über den Sterbeablaß hervor, um es dem Leser zu seiner genauen Orientirung und Belehrung zu empfehlen; der vierte Abschnitt, Bruderschaften und fromme Vereine, bedurfte der durchgreifendsten Correctur, bei ihm sind vor allem die neuesten Aenderungen, welche der „Nachtrag" liefert, nicht zu übersehen. — Zwar macht das Werk auch in seiner jetzigen Gestalt nicht den Anspruch, eine vollständige Sammlung aller Ablaßgebete oder ein vollständiges Verzeichniß aller sachlichen Ablässe

und frommen Vereine zu sein; allein von dem praktisch Erwünschten wird nicht leicht ein Leser etwas vermissen. Wegen der steten Zunahme von Ablaßverleihungen kann bei neuen Auflagen an eine inhaltliche Kürzung eines solchen Werkes nicht gedacht werden; thatsächlich hat die gegenwärtige Auflage einen Zuwachs von gegen 150 Seiten aufzuweisen; vielleicht hätte durch kürzere Fassung einiger Partien, zumal im vierten Abschnitte des II. Theiles, dieser Zuwachs theilweise sich vermindern lassen.

**Die Vaticanische Ausstellung in Wort und Bild.** Von der Ausstellungs-Commission autorisirte deutsche Ausgabe. Complet in 40 Lieferungen. Wien, St. Norbertus-Buch- und Kunstdruckerei, 1888. Preis: complet *M.* 16; Einzellieferungen 60 *Pf.*

Das Prachtwerk, über dessen Beginn wir bereits S. 118 berichteten, schreitet jetzt rüstig voran. Die bisher erschienenen Lieferungen weisen einen wirklich reichen, gut gewählten und künstlerisch ausgeführten Bilderschmuck auf. Durch Portraits sind u. a. folgende Persönlichkeiten vertreten: Cardinal Schiaffino, Ehrenpräsident der Commissione promotrice; Johann Acquederni, Präsident dieser Commission, sowie die übrigen Spitzen derselben; die Mitglieder des deutschen und die des französischen National-Comité's für das Jubiläum. Die Portraits sind, wenn wir aus denen unserer Landsleute auch auf die der übrigen einen Schluß machen dürfen, sehr wohl getroffen. Jede Nummer bringt ferner Abbildungen und Beschreibungen der hervorragenderen Geschenke, sowie Ansichten der Ausstellungsgebäulichkeiten. Text und Bilder stehen durchweg in guter Harmonie.

**Eine Rom-Reise.** Von P. Georg Freund C. SS. R. Mit Erlaubniß der Obern. 104 S. 12⁰. Wien, Kirsch, 1888. Preis: 40 *Pf.*

Der Rector des Redemptoristencollegs in Wien, P. Georg Freund, bietet uns hier tagebuchartig aufgezeichnete Erinnerungen an seine im Jubeljahre des hl. Alphons gemachte Reise nach Rom und Neapel. Frisch und anschaulich geschrieben werden die anspruchslosen Skizzen gewiß manchem, insbesondere den Freunden des frommen Ordensmannes, eine willkommene Gabe sein.

**Die Chronik des fahrenden Schülers.** Mit sechs Holzschnitten von E. v. Steinle. 100 S. 8⁰. Augsburg, Huttler, 1888. Preis: *M.* 3.

Die sechs prächtigen Zeichnungen Steinle's tragen nicht wenig dazu bei, jene poetische Stimmung hervorzurufen, in welcher Brentano's tiefsinniges Fragment gelesen sein will. Der „Schüler" und die übrigen Hauptpersonen werden dadurch für Auge und Phantasie gewissermaßen lebendig, und man hört doppelt gern die träumerische Erzählung an. Wir begrüßen es deshalb mit großer Freude, daß der von P. Kreiten besorgte und so ansprechend ausgestattete Text durch diese wohlfeilere neue Ausgabe allgemeiner zugänglich geworden ist. Möchte es gelingen, durch dieses köstliche Büchlein in recht weiten Kreisen das Interesse für Brentano und die übrigen Romantiker wachzurufen!

**Gaben** des katholischen Preßvereins in der Diöcese Seckau für das Jahr 1887. 420 S. 8⁰. Graz, Selbstverlag des katholischen Preßvereins, 1887. Preis: *M.* 1.04.

Auch die letztjährigen „Gaben" des Seckauer Preßvereines, welcher in den breiten Schichten des Volkes eine wahrhaft apostolische Wirksamkeit ausübt, werden gewiß wiederum viel Gutes stiften. Dem Zwecke dieser Publication entsprechend ist das

erbauliche Element das vorwiegende, auch in den der Belehrung und der Unterhaltung gewidmeten Theilen. Aus der beigefügten Vereinsstatistik geht hervor, daß die Leserzahl der „Gaben" eine, wenn auch nur geringe, Einbuße erlitten hat. Wir hoffen, daß sie in Zukunft mit jedem Jahre wieder wachsen wird. Gute Erzählungen haben stets eine große Anziehungskraft. Je frischer, lebendiger, spannender somit der unterhaltende Theil, unbeschadet seines erbaulichen Charakters, in jedem seiner Beiträge gestaltet wird, desto besser für die ganze Publication. Wenn nur die tüchtigen Erzählertalente nicht so dünn gesät wären!

**Die Höflichkeit.** Zwanzig Conferenzen, den Zöglingen des bischöflichen Convictes in Luxemburg gehalten von J. Bern. Krier, Director. VI u. 176 S. 12°. Freiburg, Herder, 1888. Preis: *M.* 1.20.

Der hochw. Herr Verfasser hat bereits mehrere Sammlungen von Conferenzvorträgen, wie er sie für seine Alumnen zu halten pflegt, der Oeffentlichkeit übergeben. „Das Studium und die Privat-Lectüre", schon in zweiter Auflage erschienen, haben wir seiner Zeit aufs eindringlichste den jungen Studirenden empfohlen (Bd. XXVIII, S. 217 f.). Auch die jetzt veröffentlichten Conferenzen über die Höflichkeit sind eine ganz vortreffliche Lesung nicht nur für die studirende, sondern für die erwachsene Jugend überhaupt. Von welchem Geiste die hier ertheilten Belehrungen getragen sind, geht schon aus der Definition hervor, die über den zu behandelnden Gegenstand gegeben wird: „Die Höflichkeit ist der entsprechende äußere Ausdruck einer demüthigen, opferwilligen und wohlwollenden Gesinnung, die ein Mensch gegen den andern hegen soll." Das Hauptgewicht wird demgemäß auf diese innere Gesinnung gelegt, in welcher die Höflichkeit wurzeln muß, soll sie nicht zu einem bloßen Firniß herabgewürdigt werden. So erst erhalten alle jene Anforderungen dieser Tugend für die verschiedenen Lagen des Lebens: Besuche, Unterhaltung, Mahlzeiten, Spiele, Reisen u. s. w., und die daraus sich ergebenden Verhaltungsregeln, die bis in alle ihre Einzelheiten hinein namhaft gemacht und erklärt werden, ihre richtige Beleuchtung. Der Verfasser war bemüht, nach Möglichkeit allgemein giltige Anweisungen zu ertheilen. Bezüglich des Gebrauches von Du und Sie hat er jedoch den Gewohnheiten des Luxemburger Landes in besonderer Weise Rücksicht getragen.

---

# Miscellen.

---

**Ein dänischer Protestant über Kirchenthum.** Bereits früher haben wir die Aufmerksamkeit unserer Leser auf einige Schriften des lutherischen Stiftspropstes Kofoed-Hansen gelenkt (s. diese Blätter Bd. XXX, S. 341 ff. und Bd. XXXI, S. 441 ff.). In Dänemark selbst erregten jene Schriften ein bedeutendes Aufsehen, was um so weniger zu verwundern ist, als Herr Kofoed-Hansen über 30 Jahre als Prediger der lutherischen Kirche Dänemarks fungirt und die nächsthöchste Stufe in der Hierarchie der Kirche seines Landes erstiegen hat. Im verflossenen Jahre veröffentlichte er das Schriftchen: „Wo

ist die Gemeinde?" Diese seine neuesten Auslassungen verdienen um so mehr Beachtung, da er sie eventuell als sein Testament an seine Landsleute und Glaubensgenossen angesehen wissen will. Es stand klar vor ihm, als er sein Schriftchen unter die Presse gab: entweder werde man es ignoriren und todtschweigen, oder aber es werde ihn vielen Unannehmlichkeiten aussetzen, ihm Mißkennung, Verleumdung, Insinuationen u. dgl. zuziehen, während er doch wünschen müsse, die wenigen Tage, die er (geb. 1813) sich noch versprechen könne, in Ruhe und Frieden zu verleben. „Aber", erklärt er, „ich bin nun einmal so situirt, daß ich mich verpflichtet fühle, mich über das Resultat auszusprechen, zu dem ich gelangt bin durch die Erfahrungen eines langen Lebens, durch manchen äußern und innern Kampf, sowie durch Nachdenken über das Leben und Beobachtung der gesellschaftlichen Zustände. Man kann es dann als mein Testament hinnehmen oder auch unbeachtet und ungelesen bei Seite lassen. Das letztere werden nun manche, eigentlich wohl die allermeisten thun, mit denen und beeinflußt von denen, welche dieses Schriftchen ebensowohl wie mein früheres [„Sind wir noch Lutheraner?"] am liebsten todtgeschwiegen sähen. Es ist ja auch nicht gerade eine Kleinigkeit, sich in dem stören zu lassen, worin man Sicherheit und Ruhe zu finden vermeint hat; und wie viele sind überhaupt wohl geneigt, über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens oder die tiefsten Fragen der Menschheit näher nachzudenken? Es gibt ja im Leben und in der Zeit Unruhe genug; warum sich das Leben noch unruhiger machen durch Nachdenken oder erneutes Nachdenken über sein Verhältniß zu Gott und Ewigkeit! Hat ja obendrein die Wissenschaft dies schon längst zu einem sehr zweifelhaften und unlöslichen Problem gemacht... Doch dixi et liberavi animam meam; ich tröste mich damit, daß ich dieses Wort auf mich anwenden darf." In dieser Schrift betont der Verfasser noch ausdrücklich: „Ich war und bin ja selbst nicht Katholik." Thatsächlich jedoch — das läßt sich nicht läugnen — stand er dem Katholicismus schon sehr nahe, wohl näher, als er selbst ahnte. Inzwischen ist er denn auch, dem Zuge der göttlichen Gnade folgend, in den Schoß der katholischen Kirche zurückgekehrt. Vernehmen wir nun einige Ergebnisse seiner ernsten und gewissenhaften Forschungen, die er noch als Lutheraner seinen lutherischen Landsleuten zur Erwägung unterbreitet hat.

Ueber Kirche und Gemeinde, Staat und Kirche sagt er:

„Die einzig richtige Auffassung vom Wesen der Kirche ist die, daß man sie als die göttliche Heilsanstalt hier auf Erden begreift. Aber diese Auffassung ist innerhalb des Protestantismus ganz abhanden gekommen. Man hat die Ausdrücke ‚Kirche' und ‚Gemeinde' zu vollständig identischen Ausdrücken gemacht, und eine gewisse christliche Richtung hierzulande, die sich sogar als vorzugsweise kirchlich, als die kirchliche Anschauung aufspielt, hat schon in einer längern Reihe von Jahren selten das Wort ‚Kirche' gebraucht, augenscheinlich diese Bezeichnung eher vermieden und statt dessen ‚Gemeinde' gesetzt; selbst im Glaubensbekenntnisse soll es heißen: ‚Ich glaube an den Heiligen Geist, die heilige, allgemeine Gemeinde.' Doch dürfte es unläugbar eine Frage sein, ob Glauben an ‚die heilige, allgemeine Gemeinde' gefordert

werden kann, während sich nichts dagegen anführen läßt, daß man Glauben fordert an die heilige, allgemeine Kirche, die Stiftung unseres Herrn Jesu Christi, Gottes Heilsanstalt für die Welt.

„Glaube an die ‚heilige, allgemeine Gemeinde' dagegen — sofern sich annehmen läßt, daß man mit dem Ausdrucke wirklich einen Sinn verbindet — sollte wohl der Glaube an die unsichtbare Kirche sein, und daran haben die Protestanten sich denn auch halten müssen, seitdem Luther die eine Kirche gesprengt hatte und der Protestantismus selbst auseinander gefallen war in mehrere Abtheilungen, die sich dann noch beständig mehr und mehr vervielfältigt haben, so daß sie jetzt eine ganze Heerschaar bilden. Sofern sie an Gottes Offenbarung in Christus glauben, stehen sie allerdings auf gemeinsamem Boden, eigentlich jedoch sind sie nur in einem Stücke einig, nämlich in der Antipathie gegen die alte Kirche und in der Behauptung, diese sei nicht gewesen und sei fernerhin nicht im Besitze der reinen Lehre und des wahren Christenthums, wogegen jede einzelne der protestantischen Fractionen diesen Besitz für sich selbst in Anspruch nimmt, die [kleineren] Secten nicht minder als die größeren Theile, die wegen ihrer weitern Verbreitung und wegen der größern Zahl ihrer Anhänger als kirchliche Gemeinschaften bezeichnet werden können.

„Der Nothstand innerhalb des Protestantismus ist auf diese Weise allmählich groß geworden, und da man in der letzten Zeit gewaltige Kräfte sich gegen das Christenthum und alle Religion überhaupt erheben sah, so erwachte ein Verlangen nach Zusammenschluß und Vereinigung, das zu verschiedenen Versuchen in dieser Richtung führte. Doch diese Versuche haben die Rathlosigkeit und das Gefühl der eigenen Ohnmacht gegenüber den drohenden Stürmen nur gesteigert. Sie wurden projectirt und wiederholt erneuert seit dem Jahre 1848, da die Staatsinstitution, welche bis dahin die Schutzwehr des Protestantismus gewesen war und auf welche dieser sich gestützt hatte, wie er ja auch sogleich von Anfang an sich unter deren Joch begeben hatte, — da diese Staatsinstitution selbst in ihren Grundvesten zu wanken begann und unter neuen Formen ihre Festigkeit wiederzugewinnen strebte (ein Streben, das ihr bis heute zu schaffen macht). Aber infolge dessen sind auch die Kirchengemeinschaften der einzelnen protestantischen Fractionen ins Wanken gerathen und wissen sie im Grunde weder wo aus noch ein.

„Der Staat ist weit über das Wort des alten Heiden hinausgekommen: So wenig wie man eine Stadt in die Luft bauen kann, so wenig läßt sich ein Staat ohne Religion gründen. Der Staat hat sich sogar — wie das bei mehreren romanischen Völkern der Fall ist — gerade in Gegensatz zu aller Religion, jedenfalls zur Kirche und zu deren Dienern gestellt. Und selbst da, wo sich ein Verhältniß erhalten hat — wie namentlich bei den germanischen Volksstämmen —, ist dies staatlicherseits ein außerordentlich kühles. Der Staat nimmt bei Entwicklung seiner Institutionen oder bei seinen Reformen wenig oder gar keine Rücksicht auf Kirche und Christenthum. Kommt es zu einem Conflict oder veranlaßt eine Spannung zwischen den beiden Factoren des öffentlichen Lebens, zwischen Staat und Kirche, eine Discussion, dann hört

man bisweilen von Politikern als etwas Erstrebenswerthes: Eine freie Kirche in freiem Staate! — eine hohle Phrase, die staatlicherseits, namentlich innerhalb des Protestantismus, auch nicht das Allergeringste zu bedeuten hat. Gewöhnlich ist das eine Redensart, die man staatlicherseits fallen läßt, wenn die Kirche in ihrem Bestehen und Rechte gekränkt wird. Der Staat wird die Kirche nie und nimmer fahren lassen, seit er sie infolge der Reformation in seine Hand und unter seine Herrschaft bekommen hat. Er hat eine geheime Furcht vor den Kräften, welche er damit entbinden würde, während er es zugleich instinctmäßig herausfühlt, daß er sie vorkommenden Falles doch in seinem Dienste gebrauchen kann, falls er sie zu seiner Disposition wie gebunden hält.

„Das Schlimmste übrigens ist, daß die Kirche im Bereiche des Protestantismus auch ihrerseits den Staat nicht fahren lassen kann und darf. Sie kann es nicht, weil sie keine Macht hat, sich frei zu machen. Sie darf es auch nicht, im Gefühle, daß sie, wollte sie die Stütze fahren lassen, welche sie gerade in und mit dem Staate hat, und welche es ihr hauptsächlich ermöglicht, sich als Kirchengemeinschaft, als Kirche, Staats- oder Volkskirche[1] zu begreifen, — auseinanderfallen, zerbröckeln und nur Existenz gewinnen würde als Conventikel oder kleine Gemeindeatome ohne alle bleibende Einigung oder dauernden, verläßigen Zusammenhalt — eher in Uneinigkeit und Streit, wie es sich im Jahrhundert der Reformation selbst zeigte. Im Innern dieser Kirchlein würde dann auch der Kampf um Autorität und Macht stehend werden, und das Endergebniß würde meistens sein, daß die Tyrannei an die Gemeinden oder die Masse überginge; und die würde selbstverständlich in den Dienern am Wort nicht länger Lehrer, sondern nur noch Aufwärter sehen wollen, welche nach dem Behagen der Gemeindeglieder zu sprechen und so zu predigen hätten, daß sie ihre Ohren kitzelten (2 Tim. 4, 3). So geschah es in der ersten Zeit nach der Reformation, und soweit die angedeutete Entwicklung stattfände, soweit die Phrase von freier Kirche in freiem Staate innerhalb des Protestantismus Gestalt annähme, würde die Reformation genau so enden, wie sie anfing. Das hieße dann unläugbar nur, die Consequenz ziehen aus der Behauptung Luthers, jedes Gemeindeglied, jung oder alt, habe ein competentes Urtheil über die Verkündigung oder die Predigt, — wie auch aus seiner Anschauung, daß das Volk, die Gemeinde sich die Geistlichen selbst wählen und bestallen solle."

Luther und Lutherthum stellt Kofoed-Hansen also dar:

„Es ist bekanntermaßen eine gefährliche Sache, den Abgott oder Heiligen einer Gemeinschaft anzugreifen oder etwas weniger Vortheilhaftes über ihn zu sagen, und gehört man selbst zu dieser Gemeinschaft, so entgeht man nicht der Anklage auf Verrath. Auch ich bin derselben nicht entgangen, und doch

---

[1] Als das Grundgesetz vom 5. Juni 1849 Dänemark Religionsfreiheit gab und den Genuß aller bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte unabhängig vom religiösen Bekenntniß machte, wurde die evangelisch-lutherische Staatskirche zur „evangelisch-lutherischen Volkskirche" und wird als solche, nach wie vor, vom Staate unterstützt.

habe ich im wesentlichen nichts anderes [in einem frühern Schriftchen] gethan, als aufgefordert zu einem mehr friedlichen und freundschaftlichen Verhältnisse zu der Kirchengemeinschaft, von welcher unsere eigene Kirchengemeinschaft — man sage dagegen, was man will — sich wohl getrennt hat, aber auch ausgegangen ist. Diese Aufforderung war um so mehr berechtigt, als es sich erwiesenermaßen gar nicht läugnen läßt, daß wir in religiösen Anschauungen und christlicher Auffassung jetzt jener Kirche näher stehen, als das in den ersten Jahrhunderten nach der sogenannten Reformation der Fall war. Nicht einmal in Deutschland, der Wiege der Reformation, werden die lutherischen Principien überall so festgehalten, wie der Reformator selbst und dessen Anhänger und Freunde sie entwickelten und verkündigten, wenn man auch beständig dem Katholicismus gegenüber ein reineres und wahreres Christenthum zu besitzen und zu lehren meint. Die Solafides-Lehre ist in manchen Punkten aufgegeben, wie sie denn in ihrer Kraßheit der Schrift gegenüber unhaltbar ist, richtig verstanden aber auch vom Katholicismus nicht geläugnet wird. Nichtsdestoweniger gelang es Luther, gerade mittels dieser Lehre, die er trotz aller Gegenargumente festhielt, das ganze katholische Kirchenwesen im ganzen Norden umzustürzen, die alte Kirche zu sprengen und eine neue zu gründen. Er machte die Völker frei vom Joche der Hierarchie, wie es heißt. Es kam ja auch wirklich zu einer Befreiung, das heißt für Fürsten und Adel, während alle anderen Gesellschaftsklassen, vornehmlich das eigentliche ‚Volk', in eine Knechtschaft geriethen, welche an die Sklaverei des Alterthums erinnert und aus welcher erst die letzten 150 Jahre sie befreit haben.

„Aber es hilft nichts, auf derartiges aufmerksam zu machen oder irgend welche Unrichtigkeit in der Wendung nachzuweisen, welche Luther der Reformation gab, — eine Wendung, welche unwidersprechlich der ganzen Begebenheit das Recht nimmt, für eine Reformation gelten zu können, indem sie vielmehr ganz eigentlich eine Revolution war und ihren Urheber zu einem Revolutionär stempelt, dessen Thun obendrein mißverstanden und mißbraucht wurde von den Mächtigen dieser Welt, welche dieses alles nur zu ihrem eigenen Vortheil ausnutzten. Das hilft alles zusammen nichts; die Reformation gilt nun einmal seit vier Jahrhunderten als eine unwiderlegliche Herrlichkeit, Luther selbst als ein von Gott gesandter Apostel, als ein neuer Kirchenvater, der alle früheren verdunkelte; und so soll es weiter gehen. Diese ganze Auffassung modificiren und eine mehr nüchterne und unparteiische Betrachtung der Ereignisse, ihrer Macher und Folgen anbahnen wollen, das soll zu etwas Unberechtigtem gestempelt werden, zu einem Verrath an der Gemeinschaft, der man angehört und in deren Dienst man eine lange Reihe von Jahren thätig gewesen ist. Nimmt sich das nicht beinahe aus, als wenn einem zugemuthet wäre, man solle zu allererst Luther verkündigen und predigen, und erst an zweiter Stelle unsern Herrn und Heiland Christus selbst?

„Luther fing damit an, daß er seine Stimme gegen den Ablaßhandel erhob, der allerdings zu seiner Zeit frech und rücksichtslos, wenigstens in Deutschland und in Luthers Nähe, getrieben wurde. Gewöhnlich stellt man sich die Sache nun so vor, als sei Luther der erste und einzige, der gegen denselben

und dessen Mißbrauch [ein uncorrecter Ausdruck; Ablaßhandel ist immer Mißbrauch] auftrat. Das ist nun übrigens nicht richtig. Auch in viel früherer Zeit hatten katholische Kirchenlehrer und Prediger gegen Mißbrauch desselben geeifert. Man kann, um nur ein Beispiel namhaft zu machen, bei dem Franziskaner Berthold von Regensburg, der mehrere Jahrhunderte vor Luther lebte, eine Donnerrede gegen Ablaß-Mißbrauch finden. Ebenso denkt man sich gewöhnlich auch, Luther sei der erste, der die Bibel in die Muttersprache übersetzte, während doch vor ihm mehrere deutsche Bibelübersetzungen existirten. Damit verbindet sich dann gewöhnlich die Annahme, die katholische Kirche wolle durchaus nicht gestatten, daß die Bibel übersetzt werde; und ästhetisch malt man es sich aus, wie Luther auf der Wartburg saß, damit beschäftigt, die Bibel, welche von der katholischen Kirche ‚in die Ecke geworfen' und damit den Laien entzogen war, allen, auch dem gemeinen Manne, vorzulegen.

„Sieht man indessen näher zu, wie die verschiedenen Kirchengemeinschaften sich zur Bibel verhalten haben, und wie dies Verhältniß sich allmählich entwickelt hat, so dürfte es sich herausstellen, daß die katholische Kirche mehr Achtung und Respect vor der Bibel hat, als im Laufe der Zeiten innerhalb des Protestantismus zu Tage getreten ist, wo die Bibel der verschiedenartigsten Behandlung, den widersprechendsten Auffassungen und Deutungen unterworfen gewesen ist. Gewiß, die Bibel ist jetzt in allen möglichen Sprachen in und außer der Christenheit verbreitet. Ob sie deswegen aber auch mehr gelesen wird, ob ihre Worte mit tieferer Andacht erwogen und mit größerer Innerlichkeit bewahrt werden, das dürfte eine große Frage sein. Der wahre Sachverhalt könnte vielleicht der sein, daß die in gewissen Beziehungen großartigen Bestrebungen und Opfer der Bibelgesellschaft nur bewirkt haben, daß die Bibel, wie sie materiell im Preise gesunken ist, so auch an Ansehen und Bedeutung für die Seelen verloren hat. Sie ist so gewöhnlich und so leicht zugänglich geworden, daß fast niemand sich darum bekümmert, sich näher mit ihr bekannt zu machen, besonders da jeder, welcher den Namen Christ trägt, sich einbildet, ihren Inhalt zu kennen, wenn auch nicht vollkommen, so doch der Hauptsache nach. Man könnte vielleicht sagen, das Publikum sei überfüttert mit Bibeln, ebenso wie mit Predigten, so daß es in beiden Beziehungen dienlich sein könne, wenn es auf Diät gesetzt werde, bis die Bibel als eine Seltenheit an Bedeutung wie an [materiellem] Werth stiege, und ebenso das Wort [auf den Kanzeln der lutherischen Volkskirche] infolge selteneren Predigens wirkliche Zuhörer fände, solche nämlich, die nach dem Ausdrucke Christi ‚Ohren zu hören' haben.

„Es braucht nur ein wenig Achtung vor der Wahrheit und einigen guten Willen, sie zu verstehen, um zu der Einsicht zu kommen, welche die letzte Entwicklung und der gegenwärtige Zustand des Protestantismus klar und laut predigt, daß die Reformation als solche verfehlt war. Man verwarf und verschleuderte alle religiösen Stützen und Hilfsmittel, alles, was dienlich und nothwendig ist für das Christenthum als das Salz des Lebens, ohne welches die Gesellschaft in Gährung geräth und der Verwesung anheimfällt, alles, was im Stande ist, die Gemeinde auf die Länge unter dem Einflusse seiner Kraft

und seines Trostes festzuhalten und zu bewahren. Das geschah zum Vortheil für die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein, mit welcher es Luther und den [anderen] Reformatoren gelang, soweit ihr Einfluß reichte, die ganze Kirche zu unterminiren und umzustürzen, unterstützt, wie sie wurden, von allen unreinen Leidenschaften, die namentlich unter den höheren und besser gestellten Klassen, bei Fürsten und Adel, herrschten. Wie der berühmte Niels Stensen, dessen Leben in den letzten Jahren sowohl deutsch [von W. Plenkers S. J., 25. und 26. Ergänzungsheft zu den „Stimmen"] als dänisch [s. dieselbe Zeitschr. Bd. 28, S. 563] beschrieben ist, richtig bemerkt, macht ein wirklicher Reformator sich nicht an die Lehre, sondern ans Leben. ‚Alle,' sagt er, ‚die noch aufgetreten sind, um Buße und Bekehrung zu predigen, haben Erfolg gehabt und sind Vorkämpfer der Kirche geworden, während die Männer, welche die Lehre reformiren wollten, sich als Verirrte und Irrlehrer erwiesen. Die Reformatoren der Lehre fingen damit an, sich selbst von den Banden freizumachen, welche Gesetze und Gelübde ihnen angelegt hatten.' Die tiefe Sehnsucht nach einer Reformation in capite et membris, die im letzten Jahrhundert vor Luther durch die ganze katholische Welt ging, und die recht lebendig alle ergriffen hatte, welche warm für Menschenwohl, Kirche und Gesellschaft fühlten, dieser Drang und diese Sehnsucht galten nicht der Lehre, sondern dem Leben; und was sich zunächst bot, um diesen Drang und diese Sehnsucht zu stillen, das war mit nichten eine neue Lehre, wie die Reformatoren sie boten, sondern eher ein richtigeres und tieferes Verständniß der von der Kirche bewahrten und vererbten Lehre und eine wahre Aneignung derselben.

„Doch läßt sich bedingungsweise einräumen, die Hierarchie würde sich vielleicht so mächtig und hartnäckig in ihrem Egoismus gezeigt haben, daß eine Reformation, die in besagter Weise angefangen und sich besonders dem Leben zugewandt hätte, sich nicht hätte durchführen lassen, wie sie denn in keinem Falle geglückt wäre, ohne vom Martyrium begleitet zu werden; und unter dieser Voraussetzung kann man Luther und die [anderen] Reformatoren als Werkzeuge in der Hand der Weltregierung auffassen, muß dann aber doch in der Reformation eher eine Zuchtruthe für die gefallene Gesellschaft sehen, als mit der gewöhnlichen Auffassung eine segensreiche Erneuerung der ursprünglichen christlichen Wahrheit.

„Luther war mit seinem Unternehmen ein Correctiv. Dazu war er berufen und ausgerüstet, ein Correctiv zu einer Zeit der Entartung und Verderbniß abzugeben; aber gleichwie man ihn sofort benutzte, um sich von einer Institution, einer Macht zu befreien, die selbst in ihrem Verfalle ein Dämpfer für Roheit jeder Art, eine Schutzwehr für das Recht der Unterdrückten, ein Gegengewicht gegen die Tyrannei und Zügellosigkeit weltlicher Machthaber war, so hat man ihn später zu einem Kirchenvater gemacht, zu einem Erneuerer des wahren Christenthums, zu einem Heiligen, den man zwar nicht um seine Fürbitte anruft, nichtsdestoweniger aber als solchen [Heiligen] verehrt, nicht anders, als es mit den Heiligen der katholischen Kirche geschieht, von denen manche unläugbar einen ganz anders reinen, sich selbst aufopfernden und sich selbst verläugnenden Lebenswandel aufzuweisen haben als Luther. Zu einem

Heiligen wurde er durchaus gestempelt bei der vor etwa drei Jahren im ganzen Bereiche des Protestantismus gehaltenen Festfeier, ganz nach Analogie katholischer Heiligenfeste; wie es ja auch genugsam bekannt ist, daß man große Ehrfurcht vor allem zeigt, was irgendwie mit seiner Person in Berührung gekommen ist, eine Reliquienverehrung, die zwar nicht von Wundern begleitet ist, wohl aber eine bedenkliche Aehnlichkeit mit dem hat, was Protestanten an den Katholiken im Brusttone tadeln. So weit ist man gekommen ohne Verständniß dafür, daß man damit auf einen Weg gerathen ist, den man nach seinem eigenen Princip als Irrweg erkennen müßte, und ohne zu bedenken, wo man eigentlich den tiefern Grund suchen sollte zu der herrschenden geistigen Noth, die sich verbirgt unter der gaukelnden und gleißenden Oberfläche der lärmenden Wirklichkeit.

„Doch genug hiervon. Meine Auffassung von der Reformation und ihrem Helden hat bei manchen Erstaunen, bei einigen Aergerniß erregt. Nichtsdestoweniger darf ich mich für überzeugt halten, daß sie mit der Wahrheit übereinstimmt, und deswegen soll es mich nur wenig kümmern, was man darüber sagt, wenn es nur beitragen könnte, die falsche Tradition zu brechen, die sich um jene Ereignisse und dessen Helden gebildet hat, und die immer noch einen so unseligen Einfluß auf das allgemeine christliche Fühlen und Denken ausübt."

Die Zukunftsaussichten werden folgendermaßen entwickelt:

„Merkwürdig ist, das läßt sich nicht läugnen, daß die immer noch gewöhnliche Auffassung von der Reformation und vom Thun und Streben der Reformatoren sich drei bis vier Jahrhunderte hindurch hat halten können; es ist das nicht eben ein Zeugniß für die Genauigkeit und Unparteilichkeit der Geschichte. Allerdings ist es schwer, eine Auffassung zu verändern oder zu brechen, welche ganze Völker und Geschlechter durchdrungen und sich in Thatsachen und einer vollständigen Ordnung aller Verhältnisse realisirt hat.

„Gleichwohl ist es eine große Frage, ob jene Auffassung von der Reformation und ihren Helden, welche in der Lutherfeier culminirte, sich noch lange halten wird. Das Fest war vielleicht nur ein letztes Aufflackern der Begeisterung, die Jahrhunderte hindurch laut wurde und das Wort führte; vielleicht bezeichnet es den Anfang des Absterbens. Wenn ich dieses schreibe, hoffe ich, man wird mir nicht die arrogante Meinung beimessen, als hätten meine Broschüren diesen Umschwung in der Betrachtung der Reformation als einer unbedingten Herrlichkeit veranlaßt oder auch nur etwas dazu beitragen können. Dazu braucht es mehr; das wird sich nicht einmal durch bedeutende literarische Werke allein, so auch nicht durch Janssens viel besprochenes, heftig bekämpftes und bändereiches Werk bewirken lassen; und was dies Werk in dieser Beziehung vermag, das schuldet es jedenfalls wesentlich dem Umstande, daß es einen Hintergrund, eine Unterlage in der Bewegung findet, welche durch die Gesellschaft geht, in den düsteren Ahnungen, welche das jetzige Geschlecht bei der dumpfen, unheimlichen Gährung ergriffen haben, die in den Tiefen unter der unruhig bewegten Oberfläche braust und einen vulkanischen Ausbruch in der von allen möglichen unhaltbaren Doctrinen und Ideen herumgewirbelten

Menschenwelt ankündigt. Nicht ein einzelnes Werk — von kleineren Broschüren ganz zu schweigen — wird allmählich einen Umschwung in der Auffassung der Gesellschaft zuwegebringen, sondern der eigene Nothstand der letztern, ihr Zweifeln und die im Verborgenen lauernde Verzweiflung bei dem stillen Bewußtsein, daß sie leichtsinnigerweise preisgegeben hat, was sie nicht entbehren kann, was sie vermißt und doch nicht wiedergewinnen kann: den festen Glauben an das Absolute und die ewige Verantwortlichkeit; man hätte gerne die Gewißheit, daß letztere nur eine Illusion wäre, weil man sich einbildet, damit werde man Klarheit und Frieden erlangen, während man doch die gewünschte Gewißheit nicht gewinnen kann und deswegen den Gedanken daran im Lärm des Weltlebens zu ersticken sucht. Unter solchem Alpdrücken liegt die jetzige Gesellschaft in unruhigen Träumen, was sich wohl hinter dem Schleier der Zukunft verstecken möge.

„Indessen darf man nicht übersehen oder vergessen, daß der ganze unruhige und gährende Zustand der jetzigen Gesellschaft das Ergebniß und Erbstück einer frühern Zeit, des Ausganges des vorigen und des Anfanges des jetzigen Jahrhunderts ist. Damals verkauften die in zeitlicher Beziehung glücklicheren und besser gestellten Gesellschaftsklassen das positive Christenthum gegen eine neue Aufklärung. Der Unglaube von damals hat sich nunmehr niedergeschlagen und ist nun in den Tiefen der Gesellschaft vorherrschend geworden, wo der dämonische Geist infolge dessen waltet. Darum hat die bange Ahnung das jetzige Geschlecht ergriffen, es selbst oder das folgende Geschlecht werde büßen müssen für die Sünden, den Leichtsinn und den Uebermuth der Väter; denn Gott läßt seiner nicht spotten, und die Söhne sollen ernten, was ihre Väter gesäet haben. Das ist das Gesetz des Lebens, welches die Schrift verkündigt hat und die Geschichte bestätigt. Wer Wind säet, erntet Sturm, und der Sturm führt dann auch Wirbel mit sich, wie das ganze Leben ohne Glauben an das Absolute ein Wirbel ist, ein Wirbel mit flimmerndem Staub und Verzweiflung im Grunde.

„Unter den vielen nichtigen Forderungen der Zeit ist eine gehaltvolle, die vorläufig meistens überhört und unbeachtet gelassen wird, die nämlich einer festen Lebensanschauung und einer bestimmten Auffassung des irdischen Lebens. Um die wird nochmals ein Kampf entbrennen und zwar ein ernster Kampf. Einstweilen ist es nur noch erst ein Spiel. Und unter diesem Spielen stellt die Zeit mit versteckter Ironie an die Gesellschaft die Forderung, wie Sören Kierkegaard[1] irgendwo sagt, ‚sich an der Nase herumführen zu lassen‘; und ‚der Forderung‘, sagt er [Kierkegaard] weiter, ‚wird schon entsprochen werden‘. Wenn derselben entsprochen ist, wird jene gehaltvolle Forderung um so schreiender werden. Dann werden die Altäre der Götzen des Doctrinarismus verlassen und umgestürzt werden; sogar der Moloch der Volkssouveränität wird, wenn er seine gequälten Opfer verzehrt hat, zermalmt im Staube liegen. Ist darauf infolge dieses Greuels der Verwüstung Ermattung und Stille ein=

---

[1] S. Kierkegaard (1815—1855), Publicist, ein unbändiger Geist, der wuchtige Keulenschläge gegen das Lutherthum und seine Geistlichkeit führte.

getreten, dann wird die Gesellschaft Zeit haben, nachzudenken und sich zu besinnen; in Anbetung wirft sie sich dann nieder vor dem Allmächtigen und Gerechten und gibt Gott die Ehre.

„Ich beabsichtigte weder mit dieser noch mit meiner frühern Schrift [„Sind wir noch Lutheraner?"], die katholische Kirche zu vertheidigen. Dazu habe ich weder Aufforderung noch Vollmacht erhalten, und das braucht es auch nicht; dieselbe kann sich schon selbst vertheidigen, was sie Jahrhunderte hindurch auf wissenschaftlichem Wege und durch Thatsachen bewiesen hat. Meine Absicht war nur, etwas dazu beizutragen, daß die Ueberschätzung der Reformation und ihrer Helden ein wenig gedämpft und modificirt werde, und demnächst, daß die vielen unrichtigen Vorstellungen, welche die meisten Protestanten, und zwar nicht bloß Ungelehrte, sondern auch Gelehrte, nicht bloß Laien, sondern auch Geistliche von derselben [der Reformation] nähren, etwas berichtigt werden. In dieser Weise wollte ich wirken für ein friedlicheres, einander mehr anerkennendes Verhältniß zwischen den Bekennern beider Confessionen, welches mit der Zeit zu dem Ziele führen könnte, welchem manche Protestanten und Katholiken als etwas höchst Wünschens- und Erstrebenswerthem entgegengesehen haben: einer Vereinigung aller christlichen Hauptconfessionen. Unter welchen Bedingungen und Formen eine solche möglich wäre, kann ich selbstverständlich nicht angeben; das ist auch nicht meine Aufgabe. An etwas so Großes habe ich nicht zu denken gewagt, und die Weise, in welcher mein bescheidener Versuch, ein besseres Verständniß zu veranlassen, aufgenommen wurde, kann mir keine Hoffnung geben, daß sich vorläufig hierzulande in der Richtung etwas erreichen lasse. Die Zeit ist im ganzen kaum dazu angethan. Aber sie kommt einmal, wann der es will, der alles leitet. Dafür aber habe ich Beweise genug erhalten, daß die Unwissenheit in Bezug auf das Wesen des Katholicismus und den Sinn seiner Dogmen und seines Cultus unendlich groß bei Protestanten ist, die, soweit sie überhaupt an derartiges denken, festhalten an den von den Reformatoren, speciell von Luther ererbten Vorstellungen, Darstellungen und Urtheilen. Indessen scheint es, daß die Bestrebungen, in dieser Hinsicht eine wahrere und gerechtere Anschauung herbeizuführen, vorderhand erfolglos bleiben sollen."

# Der hl. Petrus Claver und die Linderung socialer Noth.

Eine feierliche Heiligsprechung ist immer eine Thatsache, welche in den Annalen der Kirchengeschichte an hervorragender Stelle verzeichnet wird. Es ist ein feierlicher Act des Stellvertreters Christi auf Erden, der sich an alle Gläubigen des ganzen Erdenrundes wendet. Gewiß sind wir berechtigt, bei einem solchen Act der höchsten kirchlichen Auctorität eine besondere Leitung des Heiligen Geistes anzunehmen, der da Zeit und Stunde bestimmt, wann jenen verklärten Gliedern Christi die vollendetste Ehre, der streitenden Kirche ein neuer Schutz und ein neues heldenmüthiges Tugendbeispiel zu theil werden.

Es ist, als ob durch die am 15. Januar dieses Jahres erfolgte Heiligsprechung ein Strahl übernatürlichen Lichtes in das Chaos unserer gesellschaftlichen Verhältnisse hineinleuchten sollte, um für mehrere brennende Fragen unserer Zeit auf die von Christus stammende Macht der Kirche aufmerksam zu machen. Zumal zeigt das Beispiel des einen der neuen Heiligen, des hl. Petrus Claver, was der Geist des christlichen Heroismus vermag, um über die ärgsten socialen Uebel zu triumphiren.

Die Kirche hat nach der Lehre und dem Beispiele ihres Stifters immer ein besonderes Augenmerk auf den nothleidenden Theil der Menschheit gerichtet, hat beharrlich einen doppelten Weg zur Linderung der zeitlichen Noth eingeschlagen, den auch jüngst noch Leo XIII. hervorhob, indem sie einerseits nicht abließ, für die begründeten Rechte der bedrängten Klassen einzutreten, und indem sie andererseits unabhängig vom Recht und seinen Forderungen die christliche Liebe zu den heldenmüthigsten Leistungen für das Wohl der bedrängten Mitbrüder anspornte. Als Anwalt für die Rechte der Bedrückten zu gelten, hat die Kirche immer für ihren Ruhm gehalten; das ist und bleibt die Grundlage für alles andere. Aber darauf sich beschränken wollen, hieße die Lebenskraft des christlichen

Geistes verkennen. Wo das Recht nicht erreicht werden kann, oder wo das Recht, wenn auch völlig erreicht, nicht genügt, da setzt eben die christliche Liebe mit ihrer Thätigkeit und ihrem Heldenmuth ein, und nur diese ist im Stande, den socialen Schäden, wie sie in Wirklichkeit auftreten, mit voller Wirksamkeit entgegenzuarbeiten.

Ein Hinblick auf den hl. Petrus Claver und die Verhältnisse seiner Zeit bietet uns Anlaß, jene doppelte Thätigkeit der Kirche gegenüber den Nothleidenden, vor allem aber die Thätigkeit der heldenmüthigen Liebe, welche sich in unserem Heiligen so ganz verkörperte, zu beleuchten und auf sie als das belebende Element hinzuweisen, ohne welches auch in unseren Tagen alle Anstrengungen zum Rechtsschutz der nothleidenden Klassen ihren vollen und abschließenden Erfolg nicht erzielen werden.

Petrus Claver, erst seit einigen Jahrzehnten in weiteren Kreisen Deutschlands bekannt, versetzt uns durch sein Leben und Wirken in Zeiten und Verhältnisse, welche einen dunklen Punkt in der Geschichte der civilisirten menschlichen Gesellschaft bilden; wir meinen die Sklaverei und den Sklavenhandel speciell in den westindischen Kolonien. Wie konnte diese grausame Unsitte wieder Boden gewinnen? Wir stehen nicht an, zu sagen: nur durch Abfall von den christlichen Ideen und vom Gehorsam gegen kirchliche Befehle.

Das Christenthum fand bei seinem Beginne freilich einen Abgrund allseitigen Elendes vor. Die socialen Verhältnisse hatten sich gerade in der damaligen civilisirten Welt derartig gestaltet, daß die Menschheit in zwei sehr ungleiche Hälften gespalten war: ein kleines Häuflein von Mächtigen, Besitzenden, Herren, welche in Ueppigkeit und Wohlleben ihre Tage verbrachten, und eine unvergleichlich größere Anzahl solcher, die in Armuth und Elend versunken, der Freiheit beraubt, als Sklaven der Grausamkeit und den Launen ihrer Herren vollständig preisgegeben waren; die einen waren mit übermüthigem Stolz und herzloser Verachtung gegen die „Menschenwaare“ erfüllt, die anderen mit Haß und Rache gegen ihre Bedränger. Doch das Christenthum bahnte eine Einigung dieser beiden Pole der Menschheit an durch die Menschen- und Bruderliebe, welche Leben und Verkörperung gewann. Dieses Wort war kein leerer Klang; sein tiefer Gehalt wurzelte in der Offenbarungsthatsache, daß Gott selbst, Mensch werdend, ein Bruder aller wurde und alle, auch die verlassensten und elendesten, zu sich selbst emporhebend, mit einer Würde bekleiden wollte, gegen welche irdische Größe und irdisches Leid verschwand. Ueber Reichthum und Armuth, über Herrschaft und Knechtschaft hinweg reichte der eine dem

andern die Hand; die menschliche Gesellschaft erschien als ein organisch gegliederter Leib, nicht mehr als eine mit Kunst und Gewalt bewegte Maschine. Zwar verschwand der Unterschied der Stände nicht, ja nicht einmal sofort die volle Dienstbarkeit — war ja doch auch nicht gerade jeder Titel für die Sklaverei in milder Form schlechthin ungerecht —; wohl aber kam es allmählich zur völligen Umgestaltung des dienstlichen Verhältnisses. „Da nämlich das Gesetz des Evangeliums", so lauten die Worte Gregors XVI. in dem apostolischen Rundschreiben vom 3. December 1839 In supremo Apostolatus fastigio, „die aufrichtige Liebe allgemein gegen alle so dringend anbefahl, und Christus der Herr verkündet hatte, er würde die Erweise der Güte und Barmherzigkeit, welche man den Geringsten und Aermsten erweisen oder verweigern werde, als ihm selbst erwiesen oder verweigert ansehen, so geschah es leicht, daß die Christen nicht nur ihre Knechte, besonders die christlichen, wie Brüder behandelten, sondern daß sie von selbst dahin neigten, denselben, wenn verdient, die Freiheit zu schenken. Dies pflegte nach dem Zeugniß Gregors von Nyssa besonders bei der hohen Osterfeier zu geschehen. Es fehlte sogar nicht an solchen, die, von glühenderer Liebe getrieben, für sich selbst Sklavenfesseln erwählten, um andere loszukaufen; der Apostelschüler Clemens I., unser Vorgänger heiligsten Andenkens, bezeugt, deren viele gekannt zu haben. Da also mit der Zeit die Finsterniß des heidnischen Aberglaubens immer mehr weichen mußte, und auch die roheren Völker durch die Wohlthat des in Liebe thätigen Glaubens mehr gesittigt wurden, so kam es endlich so weit, daß schon jahrhundertelang bei den christlichen Völkern kaum mehr irgend eine Sklaverei bestand." Allein was das christliche Gesetz und die christliche Liebe befreit hatte, sollte unchristliche Habsucht, den Anstrengungen der Kirche und päpstlichen Verboten zum Trotz, wieder knechten. „Aber," fährt Gregor XVI. in dem angeführten denkwürdigen Rundschreiben fort, „mit großem Schmerze sagen wir es, selbst unter den Christgläubigen fanden sich in der Folgezeit solche, die, von der Gier nach schmutzigem Gewinn schmählich verblendet, keine Scheu trugen, in entfernten Ländern Indianer, Neger und andere armselige Menschen zu Sklaven zu machen oder durch Einführung und Ausbreitung des Menschenhandels das schnöde Verbrechen derer, welche andere als Sklaven einfingen, zu unterstützen." Es ist nur allzu wahr, was derselbe Papst weiter sagt, bei diesem abscheulichen Menschenhandel sei man mit den Negern nicht wie mit Menschen, sondern wie mit vernunftlosen Thieren umgegangen. Um zu schweigen von den spanischen Eroberern und Kolonisten, welche bei und nach der

Entdeckung Amerikas sich die haarsträubendsten Gewaltthaten erlaubten, um die Eingeborenen zu Zwecken ihrer Habsucht ins Arbeitsjoch zu spannen, bildete sich bald gerade in den Kolonien von Südamerika der abscheulichste Negerhandel aus. Es waren vielfach englische und holländische Schiffe, welche von den afrikanischen Küsten her Massen von Negern, die ihrer Freiheit beraubt waren, einluden; aber die spanischen Kolonien waren das reiche Absatzgebiet und Cartagena der Hauptstapelplatz. Ein anschauliches Bild der unmenschlichen Behandlung gibt uns die kurze, aber durchaus wahrheitsgetreu entworfene Zeichnung eines Sklavenschiffes, wie es unzähligemal dem hl. Petrus Claver vor Augen kam. In dem Leben unseres Heiligen von Fleuriau heißt es: „Ohne Bett, fast ohne alle Kleidung und Nahrung, mit Ketten beladen, liegen diese armen Geschöpfe, ohne Unterschied des Alters und des Geschlechtes, enge zusammengepackt unten im Schiffe. Die unerträgliche Hitze, die verpestende Ausdünstung, die mangelhafte Nahrung erzeugen Geschwüre und Krankheiten aller Art und vermehren so die peinliche Lage der Sklaven. Selbst die wilden Thiere werden nicht so sehr mißhandelt, wie diese unglücklichen Menschen; daher überlassen sich auch viele der Verzweiflung, so daß sie den freiwilligen Hungertod oder den freiwilligen Tod in den Fluten des Meeres einem so jammervollen Leben vorziehen."

Dieser Rückgriff zur Sklaverei, sagten wir, sei nur durch den Abfall vom christlichen Geiste und durch Verachtung der kirchlichen Vorschriften möglich geworden. Wir heben das hier hervor den Verunglimpfungen gegenüber, welche die Kirche und deren Leiter erfahren haben, als ob gerade sie an den Ausschreitungen der Sklaverei positive Schuld trügen. Zwar hat die Kirche nie unterschiedslos jede Form von Sklaverei unter allen Umständen als einen Verstoß gegen göttliches und natürliches Recht bezeichnen wollen. Als Kriegsbrauch gegen die in gerechtem Kriege Besiegten oder als Strafe für schwere Verbrechen kann, wie Strafe an Leib und Leben, so auch Freiheitsentziehung eintreten: dagegen sträubt sich nicht einmal das Rechtsgefühl der Gegenwart. Aber damit sind die Grundlinien für die Berechtigung zu irgend einer Form der Sklaverei gegeben. Die Kirche konnte um so weniger dem entgegentreten, da auch in den heiligen Schriften für derartige Fälle die Berechtigung irgendwelcher milden Sklaverei als absolut zulässig unterstellt wird. Es lag daher auch nicht das mindeste Anstößige darin, wenn Nicolaus V. in einem päpstlichen Schreiben dem portugiesischen Könige das Recht zusprach, „die Sarazenen und Heiden und andere Feinde Christi wo immer mit

Krieg zu überziehen, sie zu unterwerfen und zu Sklaven zu machen": der Halbmond war ja der geschworene Feind des christlichen Namens, der mit den christlichen Reichen höchstens Waffenstillstand, nicht Frieden schloß, gegen den deshalb die christlichen Fürsten zum vollständigsten Unterjochungskriege berechtigt waren. Nie aber hat die Kirche eine schrankenlose Sklaverei erlaubt oder geduldet. Selbst für die ärmsten Sklaven forderte sie eine Freiheit, wie sie der moderne Culturstaat nicht einmal seinen freien Unterthanen gewährt, die Freiheit, den Forderungen des Gewissens nachkommen zu können, und die Freiheit zur Schließung des Ehebundes und Gründung einer Familie.

Jene anerkannten Rechtstitel der Sklaverei müssen im Auge behalten werden, will man verstehen, wie die bedauerlichsten Uebergriffe über alles Recht hinaus auch nur möglich waren, ohne auf der Stelle ein wirksameres Eingreifen von Kirche und Staat zu veranlassen, als wir es in der That Platz greifen sehen. Dazu kommt, daß ein Ankauf der in heidnischer Sklaverei schmachtenden Wilden, wenn es nur mit christlicher Milde geschah, nicht nur nicht als Verbrechen, sondern als eine That christlicher Liebe gelten konnte, die das Loos jener Armen unvergleichlich besser machen und mit der leiblichen Sorge zugleich die religiöse Sorge ihnen zuwenden sollte. Unter den heidnischen Völkern Afrikas herrschte die Sklaverei so, daß es kaum ein noch so geringes Verbrechen gab, welches nicht Sklaverei als Strafe nach sich zog. Die Kirche konnte unmittelbar dort nicht eingreifen. Andere heidnische Stämme hatten zum Theil durch ihre wider alles Recht verstoßende Grausamkeit und Verrätherei den Kolonisten gegenüber ihre Freiheit verwirkt. Unter solchen Verhältnissen konnte nicht, wenigstens nicht mit einem Schlage, über jede Sklaverei das Verdammungsurtheil gesprochen werden, sondern nur über die rechtswidrige oder über die ungebührliche Handhabung auch der rechtsgiltigen. Das ist nun aber unbestreitbar geschehen. Es würde zu weit führen, an all die großen und nicht immer ungefährlichen Bemühungen zu erinnern, mit welchen ein Las Casas, ein Vieira gegen den Sklavenfang geeifert haben; letzterer brachte es in seinem Bezirk so weit, daß für jeden einzelnen Sklaven der Rechtstitel untersucht werden mußte und daß auf diese Weise eine große Zahl von Unfreien wieder zu freien Männern wurde. Die größten Theologen erklärten es für eine Sünde, welche das ewige Heil verwirke, wenn jemand auch nur einen Sklaven in Sklaverei hielt, bei dem der Rechtstitel nicht mit Sicherheit nachgewiesen würde. Doch sehen wir, wie gesagt, von den Privatanstrengungen ab, indem wir vielmehr die Thaten der öffentlichen Auctorität ins Auge fassen.

Sobald jenes schmähliche Verfahren einiger Kolonisten-Abenteurer bekannt wurde, welches sie sich gegen die Eingeborenen der Kanarischen Inseln und der Küste von Guinea erlaubten, schritt Pius II. durch die strengsten Verordnungen ein. Auf der Reise zur Organisirung des Türkenkrieges begriffen, erließ er ein Schreiben an den Bischof von Ruvo, welcher sich zur Missionsreise in jene Gegenden rüstete; dieses enthält nebst den ausgiebigsten Vollmachten zur Anwerbung von Missionären auch den gemessenen Befehl, durch die schärfsten kirchlichen Strafen diejenigen im Zaume zu halten, welche es wagen würden, irgend einen Neophyten zum Sklaven zu machen. So notirt Raynald ausdrücklich in den Annales eccles. zum Jahre 1462 n. 42 mit der Angabe: „Das Schreiben war unterzeichnet: Gegeben zu Petrella in der Diöcese Siena am 7. October 1462 im fünften Jahre unseres Pontificates.“ — Ebenso wird a. a. O. zum Jahre 1476 n. 21 der glückliche Erfolg der Missionirung der Kanarischen Inseln durch den Minoriten P. Alfons von Bolano hervorgehoben und erzählt, wie Sixtus IV. dem genannten Missionär das päpstliche Diplom zustellte, um die Excommunication über diejenigen zu verhängen, welche durch ihr Räuberhandwerk Neophyten in die Sklaverei schleppten und so der Christianisirung und Civilisirung jener Inseln das größte Hinderniß bereiteten. — Noch weitgreifender waren die Maßregeln, auf die sich auch Gregor XVI. beruft, nämlich die päpstlichen Erlasse Pauls III. vom 29. Mai 1537, Urbans VIII. vom 22. Mai 1639, Benedikts XIV. vom 20. December 1741. Ersterer beauftragte den Cardinal-Erzbischof von Toledo, die päpstlich reservirte Excommunication gegen diejenigen auszusprechen, welche sich an der Freiheit der Indianer vergreifen oder dieselben ihrer Habe berauben würden, und zwar mit dem ausdrücklichen Vermerk, „wenn sie auch noch nicht zur Kirche Christi gehören“; ein paar Tage später, am 2. Juni desselben Jahres, richtete der Papst ein Schreiben an die Gläubigen des ganzen Erdkreises, worin er aufs ernsteste verbot, die Indianer oder welche anderen ungläubigen Völkerstämme es auch sein möchten, welche von den Christen späterhin entdeckt werden sollten, der Freiheit zu berauben und als Sklaven zu behandeln. Die anderen angeführten Bullen sind fast nur eine Erneuerung, bezw. Verschärfung der von Paul III. erlassenen Strafverfügung, welche angesichts neuer Entdeckungs- und Kolonisationsunternehmen und angesichts wiederholter Frevel von seiten gewissenloser Christen nothwendig wurde; wer durch die kirchlichen Zuchtmittel sich nicht in Schranken halten lasse, gegen den solle ohne irgendwelche Rücksicht die Beihilfe des weltlichen

Armes angerufen werden. Freilich die Habsucht und Gottentfremdung einer großen Masse von Europäern war stärker als der wiederholte Mahn- und Strafruf der Päpste. Auch in unserem Jahrhundert noch mußte Gregor XVI. gegen den Negerhandel sich erheben und feierlich verbieten, jenen Menschenhandel unter irgend einem Vorwande zu vertheidigen oder als erlaubt zu erklären. Er konnte mit Recht vor aller Welt sagen: „Wahrlich ist es nicht unterblieben, daß mehrere unserer glorreichen Vorgänger auf dem päpstlichen Stuhl ihrem Amte gemäß jene Handlungsweise verurtheilten und für eine Schändung des christlichen Namens erklärten."

Aber wenn die Kirche so Jahrhunderte hindurch zu klagen hatte über die Schande, welche entartete Kinder ihr bereiteten, so kann sie nur um so mehr mit Freude und Stolz auf andere hinblicken, welche, von ihrem Geiste ganz durchdrungen, der Noth und dem Elend ihrer Mitmenschen in staunenswerth opferwilliger Weise steuerten. Auf sie kann sie hinweisen als auf die thatsächliche Ausgestaltung ihres Geistes, den sie von Christus ererbt hat, als auf die Vorbilder, welche, wenn auch unerreichbar für die meisten, dennoch den Weg zeigen, auf welchem die socialen Uebel am nachhaltigsten geheilt, ja das größte Elend in die Quelle allseitigen Segens verwandelt wird.

Wir kommen hiermit auf die Thätigkeit des hl. Petrus Claver. Er fand die Sklaverei vor, und zwar die härteste und unwürdigste Art derselben. Sie abzuschaffen und die gesellschaftlichen Verhältnisse umzuwandeln, dazu fehlten ihm Mittel und Wege. Was beginnt er nun beim Anblicke so namenlosen Elendes? Die Ungerechtigkeit und die Verläugnung der christlichen Grundsätze machte sich eine Unzahl von Mitmenschen zu Sklaven; die heldenmüthigste Liebe macht den edlen Priester zum Sklaven von Tausenden der ärmsten und verlassensten Sklaven. Es ist, als ob Gott gerade in unserer Zeit des Eigennutzes, der Genußsucht, der Bequemlichkeit in dem mehr als zwei Jahrhunderte hinter uns liegenden Leben des hl. Petrus ein Vorbild der großartigsten Selbstverläugnung und aufopferndsten Nächstenliebe auf den Leuchter stellen wollte, um zu mahnen, daß ein aufrichtiges Streben zur Linderung der Noth des Nächsten vor Opfer nicht zurückschrecken darf, ja daß die Bereitwilligkeit zu persönlichen Opfern der Arbeit an der Linderung der menschlichen Nöthen und socialen Schäden erst seine Weihe und Wirksamkeit verleiht. Christus, der menschgewordene Gottessohn, hat die Welt erneuert, das Loos der Knechtschaft, des Elendes, der Entwürdigung von Millionen weggenommen:

er that das durch seine Selbstentäußerung und Selbstvernichtung zu Gunsten seiner Brüder. Wohl kam er nicht deshalb in diese Welt, um zeitliches Glück und Wohlergehen möglichst zu fördern — er verlangt zu entschieden von jedem, der zu ihm stehen will, das Kreuztragen, das muthige Ausharren in irdischem Leid und Mißgeschick: aber mit der sittlichen Erneuerung der Welt, mit der Erweckung höhern Lebens hing die Förderung zeitlichen Wohles unzertrennlich zusammen, letzteres ließ sich so zu sagen unbemerkt und unbeabsichtigt auf die Erde nieder, wenn auch nur gleichsam wie werthloser Staub, der sich vom Edelgestein der unvergänglichen Güter loslöst. Auch der hl. Petrus Claver suchte nicht als eigentliches Ziel das zeitliche Wohl derjenigen, deren Dienst er sein ganzes Leben weihte — sonst verdiente er den Namen eines Apostels Christi nicht —; nein, in erster Linie galt es ihm, die Seelen für den Himmel zu gewinnen. Aber in diesem Streben und dieser Arbeit hat er so viel irdischen Segen ausgestreut, wie schwerlich die Versorgungsanstalten eines ganzen Königreichs.

Im Jahre 1580 zu Verdu in Catalonien geboren, erhielt der junge Petrus zuerst im elterlichen Hause eine höchst fromme Erziehung; als er den Kinderjahren entwachsen war, wurde er zur Weiterbildung in den Wissenschaften nach Barcelona geschickt. Hier entwickelte sich sein Beruf zur Gesellschaft Jesu. Nach Vollendung seines Noviziates machte er in einem Ordenshause auf Mallorka seine philosophischen Studien, und trat hier in innige Freundschaft mit dem seiner Frömmigkeit wegen hochverehrten Laienbruder Alphons Rodriguez, demselben, welchem gleichzeitig mit dem hl. Petrus jetzt am 15. Januar die Ehre der Heiligsprechung zu theil ward. Dieser entfachte, durch übernatürliche Erleuchtung von der künftigen Heiligkeit seines jungen Freundes und Schützlings unterrichtet, mächtig in ihm die Glut des Seeleneifers und bestimmte ihn, sich von seinen Obern die mühevollen Missionen in Amerika zu erbitten. Auf wiederholtes Flehen wurde dem jungen Petrus, während er noch in der Studienzeit begriffen war, der Wunsch gewährt. Im April 1610 ging er unter Segel, landete nach einigen Monaten in Cartagena, und vollendete in Bogota seine theologischen Studien. November 1615 kehrte er nach Cartagena zurück und empfing bald darauf im Jahre 1616 am 19. März die heilige Priesterweihe. Von da ab bis zu seinem Tode am 8. September 1654 war seine Hauptsorge die Pflege für die armen Negersklaven, welche nach Cartagena eingeschifft und von dort aus nicht nur in der Stadt selbst, sondern weit und breit herum ihre Verwendung fanden. Es war ein opfervolles, ein unbeschreiblich mühsames Leben, beständig zu ringen

hier mit der Roheit und Ungelehrigkeit dieser ungesitteten Menschen, deren Sprache obendrein unbekannt war, dort mit der Hartherzigkeit und dem Eigennutz der Herren, welche die Mühen des Apostels zu einem nicht geringen Theil zu vereiteln suchten; aber die heldenmüthige christliche Liebe überwand alles.

Während des ersten Jahres seiner Wirksamkeit wurde Petrus eingeschult von dem heiligmäßigen Manne P. Sandoval, der die so beschwerliche Mission zuerst gegründet hatte, und von Alter und Krankheit gebrochen dieselbe nun auf die Schultern Clavers legte. Ein Bild dieser Thätigkeit entwirft Cordara bei Behandlung jener Epoche in seiner Geschichte des Ordens. „Zu den bedeutendsten Städten des Reiches Neu-Granada zählt Cartagena, der berühmteste Stapelplatz und die Haupthandelsstadt von ganz Amerika für den Verkehr zwischen diesem und Afrika und zwischen den einzelnen Gegenden Amerikas unter sich. Gleich anderen Waaren laufen hier von den verschiedenen afrikanischen Küstenländern her viele Tausend Neger ein . . . Die Gesellschaft Jesu trägt für diese Sorge; im Colleg von Cartagena hat immer ein Priester die Aufgabe, sich dieser Arbeit zu weihen. Sobald Schiffe aus Afrika landen, eilt derselbe zum Hafen, führt Verzeichniß über die angekommenen Neger, redet alle mittelst Dolmetscher freundlich an und sucht sie durch Vertheilung von Obst, Bildern und anderen kleinen Geschenken anzuziehen und zu gewinnen. Am Tage, wo sie vom Schiffe ans Land gesetzt werden, ist der Pater wiederum zur Hand; er sorgt dafür, daß die Kranken, deren es wegen des Klimawechsels und wegen der Leiden der Ueberfahrt immer viele gibt, in die für sie bereiteten Fahrzeuge kommen, und geleitet alle zu den für ihre Aufnahme hergerichteten Anstalten. Seine erste Sorge ist nun, alle durch Zeichen in eine der drei Klassen zu verweisen: derjenigen, die sicher getauft sind; derjenigen, die sicher die Taufe nicht empfangen haben, und derjenigen, deren Taufe zweifelhaft ist. Die einzelnen werden so lange ausgefragt, bis man sicher weiß, welcher Klasse sie zuzuweisen sind. Alsdann unterrichtet der Priester sie mehrere Tage hintereinander öffentlich und einzeln, je nach der Fassungskraft so ungebildeter und roher Menschen, in den nothwendigen Glaubens- und Sittenwahrheiten. Wenn sie schließlich genugsam unterrichtet erscheinen, so werden sie durch die heilige Taufe, bezw. durch bedingte Taufe, für das Christenthum gewonnen. Diese Art und Weise, für die Neger zu sorgen, hat der unter uns hochgeachtete Mann P. Alphons Sandoval eingeführt; er ist es, der zuerst die Sorge für sie übernommen hat und zur Zeit (es ist

vom Jahre 1616 die Rede) damit noch betraut war: er scheute nicht Arbeit, noch Kunstgriff, um dieses Amt recht fruchtbringend zu machen. Auch sollte sich die unerschöpfliche Nächstenliebe dieses wahren Apostels nicht auf seine eigene Zeit beschränken; zum Nutzen seiner Nachfolger verfaßte er ein eigenes Schriftchen über die Art und Weise, die Neger zu unterrichten, welches später der ehrwürdige Petrus Claver, der sein Nachfolger in jenem Amte wurde, als ein goldenes Büchlein zu loben und zu befolgen pflegte. Wie nützlich übrigens diese Missionsthätigkeit ist, kann man schon daraus abnehmen, daß Sandoval im Verlauf eines Jahrzehntes 30 000 Neger getauft hat, sein Nachfolger Claver innerhalb 40 Jahren 300 000 und darüber mit eigener Hand der Taufgnade theilhaftig machte. Aber solch reicher Frucht entspricht auch gleiche Arbeit und Geduld des Arbeiters. Man hat zu thun mit Menschen, die über allen Begriff roh und barbarisch, ja fast ohne alle menschlichen Anlagen sind. Man muß ihre Roheit ertragen, ihren Stumpfsinn allmählich besiegen. Es ist nichts lästiger, als mit ihnen zu reden und umzugehen. Ihnen liegt nichts an jeder möglichen Unreinigkeit; wie Thiere wälzen sie sich in ihrem Schmutz. Dazu kommt, daß sie oft während der Ueberfahrt mit Geschwüren bedeckt, und nicht minder entsetzlich sind zum Ansehen, als unerträglich wegen ihres Geruches; man schaudert somit natürlicherweise davor zurück, ihnen nahe zu kommen und mit ihnen zu reden. Mehrmals kam es vor, daß ein Fremder, der in ihre Wohnung eintrat, kaum seinen Fuß ins Zimmer gesetzt hatte, als er auch des üblen Geruches und Schmutzes wegen, von Ekel und Ohnmacht überwältigt, zu Boden fiel. Aber alles dies kann die christliche Liebe nicht abhalten, welche geduldig ist, welche gütig ist, welche in diesen Dingen ihre Wonne findet."

Diese Worte enthalten freilich nur schwache Umrisse der Missionsthätigkeit unseres Heiligen, sie geben uns kaum den schwächsten Begriff von dem Opferleben eines einzigen Tages, das der hl. Petrus gegen 40 Jahre hindurch beharrlich geführt hat. Staunenswerth war die mehr als mütterliche Pflege, welche er den armen kranken Negern angedeihen ließ, da er ihre Geschwüre eigenhändig reinigte und verband, ihr Lager zubereitete, für Arznei und Nahrung sorgte, ja durch die Stadt von Thür zu Thür zog, um für seine Schützlinge zu betteln und dann zu ihnen eilte, um sie persönlich zu bedienen und ihnen die nöthige Stärkung zu reichen. Und hatten sie schließlich ihre Herren gefunden, so hörte damit die Sorge unseres Heiligen keineswegs auf. Alle, die in Cartagena und in der Umgegend blieben, soweit diese nur von ihm erreichbar waren,

behielten Anrecht auf seine Liebe und Hilfe. Die Herren zur milden Behandlung ihrer Sklaven, diese zu einem gesitteten christlichen Leben beharrlich zu vermögen, daran setzte er alle Mühe und Kräfte. Ebenso werkthätig und erfinderisch war die Liebe, mit welcher er die Gefangenen besuchte, tröstete, für ihre Befreiung oder für Linderung ihrer Lage Sorge trug, den zum Tode Verurtheilten Beistand leistete; selbst in seiner letzten Krankheit noch, wo er nicht einmal mehr aufstehen und gehen konnte, ließ er sich vom Krankenbette in die Gefängnisse tragen, um verstockte Verbrecher für Gott zu gewinnen. Was ihm sonst noch an Zeit erübrigte nach dem Taufunterricht für die Ungetauften, der weitern Belehrung der getauften Neger, der sorgfältigen Vorbereitung zum Empfange des Bußsacraments und dem unermüdlichen Beichthören seiner geistlichen Kinder, das verwandte er auf Besuch der Spitäler, besonders des Spitals der Aussätzigen; und obwohl den ganzen Tag überladen mit Unterricht, Beichthören und anderen apostolischen Arbeiten für das Heil der Seelen, fand er dort Zeit genug auch für die niedrigsten und unansehnlichsten Dienstleistungen: die Krankensäle reinigen, die Betten zurechtmachen, den Kranken Arznei und Nahrung reichen, das alles war für ihn nicht zu zeitraubend, wenn es galt, die leidenden Glieder Christi zu trösten oder sich auch den Zutritt zum Herzen der Kranken und zur Rettung ihrer unsterblichen Seele zu bahnen. Ueberhaupt, wo es darauf ankam, für Gott und den Nächsten etwas zu thun, da war freilich die Freude seines Eifers um so größer, je mehr Seelen er retten konnte; aber die Sorge für Tausende konnte kaum größer sein, als die Sorgfalt, die er, wenn's nöthig war, vereinzelten zuwandte. So vergaß er z. B. nicht, 14 Jahre lang allwöchentlich einen armen verlassenen Neger auf seinem Krankenlager zu besuchen, persönlich ihn zu bedienen und persönlich für ihn Almosen einzusammeln. Desgleichen ging er mehrere Jahre hindurch der Seele eines höchst rohen und dem Christenthume feindlichen Mohammedaners nach; beim Vertheilen von Almosen gab unser Heiliger demselben immer den besten Antheil, erhielt aber dafür regelmäßig nur Beleidigungen zurück, bis endlich die unermüdliche Liebe und Sanftmuth Clavers das wirksame Mittel wurden, wodurch die göttliche Gnade jenen zur Bekehrung und Taufe zog.

So hat Claver sein Versprechen gelöst, ja überreichlich gelöst, welches er als Gelübde am Tage seiner feierlichen Profeß, 3. April 1622, zu seinen Ordensgelübden hinzufügte: „Petrus, allzeit Sklave der Neger." Und doch ist das nur die Außenseite seiner Thätigkeit. Seine übermenschliche Bußstrenge, seine Nachtwachen im Gebete, sein beständiger Verkehr

mit Gott inmitten der äußeren Arbeiten, seine ununterbrochene Wachsamkeit, im großen und kleinen den Anforderungen der vollendetsten Tugend zu entsprechen: das ist die andere Seite dieses wunderbaren Lebens und die reiche Verdienstquelle, aus welcher der volle Segen des Himmels über seine Arbeiten herabfloß. Kein Wunder also, daß dieser eine Mann eine Wirksamkeit erzielte, die der Arbeit eines ganzen Ordenshauses alle Ehre machen würde.

Wie zwerghaft nehmen sich gegenüber diesen Arbeiten und Opfern die Leistungen der so hochgepriesenen „Humanität", der reinen Menschlichkeit unserer Tage, aus. Ganze Haufen von Gesetzesparagraphen, jahrelange Verhandlungen, Tausende von Händen sind nöthig, um ein Stück Linderung den zwar freien, aber doch an die Maschine geketteten Arbeitern, den Kranken, den Arbeitsunfähigen zu bringen; so viel ist nöthig, um ein Stück Gerechtigkeits- und Billigkeitsforderung durchzusetzen. So viel ist erforderlich, nicht um dem Besitzenden ein Opfer zu Gunsten der für sie ausgenutzten Arbeiter aufzulegen, sondern durch kaum merkliche Abgaben den Großbesitz um so wirksamer gegen die drohenden Hände der gedrückten und verführten Massen zu schützen.

Wir wollen gewiß nichts sagen gegen den Schutz und die Vortheile, welche man endlich der arbeitenden Klasse gesetzlich zu sichern sich herbeigelassen hat: nein, es soll und muß solch gesetzlicher Schutz, und zwar noch mehr und noch nach anderen Richtungen hin, eintreten; es ist vielfach die Stimme der Gerechtigkeit, welche derartige Maßregeln befiehlt, und besonders denen gegenüber befiehlt, welche Wohlwollen auf den Lippen, aber ein steinernes Herz haben. Allein dies alles ist und bleibt nur Stückwerk. Die Noth wird nicht gebührend gelindert, die socialen Schäden werden nicht geheilt, solange das starre Recht und die gottentfremdete Staatsraison die Aerzte sind. Alle diese Bemühungen müssen ergänzt und verklärt werden durch ganz andere Elemente, durch Opfersinn und christliche Religion. Persönliche Opfer, persönliche Arbeit, persönliche Hingabe werden gefordert, wenn jemand in Wahrheit an dem Wohl und Wehe des Nebenmenschen Antheil nehmen und dem Nothleidenden Hilfe bringen will. Wohl haben wir nicht eine solche Noth, ein solch entsetzliches Elend, wie es der hl. Petrus Claver vor Augen hatte; aber dennoch treffen auch wir Elend und Noth genug. Wohl wird an uns nicht die Anforderung solch heroischer Selbsthingabe gestellt, wie sie der Heilige übte: aber wenn auch nur ein kleiner Procentsatz der dazu Befähigten den hundertsten Theil der Opferwilligkeit bethätigte, wie es unser

Heiliger gethan hat, dann bliebe einem weitern Ausgleich zwischen Noth und Ueberfluß kein großes Arbeitsfeld mehr.

Gott sei Dank, der christliche Geist der Nächstenliebe ist noch nicht erstorben; er hat sich auch gerade in unseren Tagen in so vielen Anstalten bethätigt, die das Gepräge persönlicher Hingabe und Thätigkeit zur Linderung der Noth und Hebung der Wohlfahrt tragen. Um von den Anstalten in unserem Vaterlande zu schweigen, wer einen Blick thut in „Die Wohlthätigkeitsanstalten der christlichen Barmherzigkeit in Paris, von Maxime du Camp“ [1], der kann sehen, daß auch in unseren Tagen, selbst unter dem schwachen Geschlecht, der Opfergeist eines hl. Petrus Claver nicht ausgestorben ist. Ja, wenn Fürstinnen und Herzoginnen, die am Abende den gesellschaftlichen Zusammenkünften ihres Standes sich nicht entziehen können und in der ungezwungensten Weise aller Etiquette gerecht werden, am andern Morgen mit eigenen Händen die niedrigsten und abstoßendsten Dienste bei Krebskranken verrichten und die mit dem ekelhaftesten Schmutz der Wunden und Eiterbeulen getränkten Binden und Tücher reinigen und waschen: so kann nur ein mehr als gewöhnliches Maß christlichen Glaubens und lebendiger christlicher Liebe zu solcher Tugend befähigen. Aber solche christliche Liebe heilt nicht bloß durch die Hilfe, welche sie bringt; sie heilt die Noth vielleicht noch mehr durch das Beispiel der Entsagung. Wo die Armen und Nothleidenden persönliche Opfer der Hochgestellten sehen, seien es nun solch heldenmüthige Dienstleistungen, seien es auch nur persönlich fühlbare Einschränkungen: da kehrt Zufriedenheit und Genügsamkeit in die Herzen der Niedrigstehenden ein — und mit diesem Geist der Genügsamkeit und christlichen Geduld ist bereits ein sehr großes Stück socialen Uebels entfernt. Wo aber die Niedrigstehenden nur das Beispiel des Genusses vor Augen haben, da fällt selbst die geleistete Hilfe auf dürren Boden. Christliche Entsagung ist eine Tugend, die von allen geübt werden muß; je freiwilliger sie auftritt, desto wirksamer lehrt sie die unfreiwillige ertragen.

Freilich sind solche Bethätigungen der christlichen Nächstenliebe örtlich beschränkt und privater Natur; allein dies ist der Fluch unserer Zeit, daß man die Thätigkeit der Kirche so unterbindet. Ihre volle, neubelebende Kraft kann sie als Weltmacht nicht entfalten; vom öffentlichen

---

[1] Obgleich der Verfasser in der Beschreibung der Anstalten und ihrer Leistungen seinen ungläubigen Standpunkt nicht ganz verläugnen kann, so zollt er doch dem Heldenmuth der christlichen Charitas alle Anerkennung.

Leben so zu sagen ausgeschlossen, ist sie fast auf die private Thätigkeit ihrer Kinder beschränkt. An diesen ist es daher um so mehr, je nach Stellung und Fähigkeit an der Verkörperung christlicher Ideen in den verschiedenen Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft mitzuwirken. — Noch jüngst ist ein Gedanke angeregt worden, der vielleicht fruchtbar werden kann für viele Länder und viele Zeiten. Wir meinen das als Flugschrift verbreitete Programm zur Gründung einer großen christlich-socialen Allianz[1]. Es sollen danach alle auf Wohlthätigkeit und Hebung socialer Schäden gerichteten Vereine in einen gewissen, wenn auch losen Verband treten; zur Hebung oder Neugründung derartiger Vereine soll eingetreten werden durch Geld, durch Schrift, durch thätige Theilnahme. Wie weit diese Idee lebensfähig und lebenskräftig ist, muß noch die Zukunft lehren; es hängt gewiß sehr viel ab von einer sofortigen Verwirklichung des Programmes, sei es auch mit bescheidenem Beginn und örtlicher Beschränkung; versteht man's, ihm den rechten Impuls zu geben, so wird das Werk aus sich wachsen und gedeihen, falls nicht zu viele verschiedenartige Interessen sich kreuzen und zur Zersplitterung führen.

Doch wir haben bis jetzt eigentlich die Bedeutung des hl. Petrus Claver zu niedrig gestellt. Wenn wir ein wenig auf seine von Gott gesegnete Wirksamkeit sehen, so muß er uns zunächst als ein wahrer Apostel erscheinen, als ein neuer Franz Xaver, nur mit dem Unterschied, daß dieser von Land zu Land eilte, um die Seelen zu suchen, der hl. Petrus an Einen Platz gebannt blieb und von dort aus meist nur im Bannkreise der einen Stadt die Seelen derer rettete, welche dort wie feile Waare herangeschleppt und zu Markte getragen wurden. Als Apostel richtete er seine Blicke über Heimat und Vaterland, über Völker- und Rassenunterschied hinweg: seine Liebe ging weiter; wo Noth herrschte und wo das höchste Glück, das Glück der Ewigkeit zu sichern war, da fand seine unerschöpfliche Liebesthätigkeit ihr Heim. Sollte das nicht auch ein Fingerzeig sein für uns und unsere Zeit? Dampf und Elektricität haben die Entfernungen verkürzt, alle Welttheile und ihre Bewohner sind einander nahe gebracht, die Leiden und Nöthen der entlegensten Völker sind uns gegenwärtig geworden. Genuß- und Gewinnsucht sind beflügelt; ist es auch in gleichem Maße die christliche Liebe? Wenn sie wahrhaft und

---

[1] Der vollständige Titel ist: „Die Gründung einer großen christlich-socialen Allianz von Herren und Damen aller Stände. Ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage" (Regensburg, New-York und Cincinnati, Fr. Pustet, 1888).

echt ist, so setzt sie sich nur dort ihre Grenzen, wo die Grenze des Erreichbaren ist; erreichbar ist, was früher unmöglich war. Die thatkräftige Hilfe, welche sonst durch Zeit und Raum in ihrer Wirksamkeit gehindert war, hat zum großen Theil diese Fesseln abgestreift. Da ist es Pflicht und Aufgabe der katholischen Welt, mit ganz neuem Aufwand von Leistungen und Mitteln das Weltapostolat in die Hand zu nehmen. — Wir sehen denn auch von seiten der Kirche eine Thätigkeit zur Christianisirung der Welt entfalten, welche bis zu den äußersten Enden der Erde und den verlassensten und verwildertsten Bewohnern derselben dringt. Aber die Kirche steht unvergleichlich ärmer da an äußeren Mitteln, als vor Jahrhunderten, und selbst den Nachwuchs an solchen, die sie als Diener und Boten des Heils verwenden könnte, sucht man ihr möglichst abzuschneiden. Um so mehr drängt sich die Pflicht an die einzelnen Glieder der Kirche heran, die welterlösende Thätigkeit derselben zu unterstützen und ihr die Möglichkeit dazu zu erweitern. Dieses hohe Ziel möglichst zu verwirklichen, ist zugleich die ausgedehnteste und erfolgreichste Lösung aller gesellschaftlichen Fragen, und würde auch die Lösung der brennendsten Fragen in nächster Nähe wesentlich fördern. Je selbstvergessener das christliche Erbarmen bis in die entlegensten Zonen sich ausdehnt, desto mehr Segen und Gedeihen von oben sproßt auch in nächster Nähe um dasselbe auf, und je weiter die Kirche mit ihrer Lehre und ihrem Leben und der unbehinderten Entfaltung ihrer Thätigkeit dringt, desto tiefer senkt sie die Wurzeln wahrer Cultur und gesellschaftlichen Wohles in die Menschheit hinein, und desto reichlicher pflückt jedes Volk und jede Nation von jener Frucht, die zwar nicht zu den werthvollsten und wesentlichen Erzeugnissen der Gottespflanzung gehört, die aber dennoch nur an ihren Aesten gedeiht: wir meinen jene glückliche Mäßigkeit, welche weder ein Versinken in den Sumpf des tiefsten Elendes, noch auch ein Vergeuden maßlosen Ueberflusses kennt, sondern Mangel wie Besitz erträglich macht und einander nahe bringt. Möge der neue Stern am Himmelsgezelt der Heiligen durch sein helles Licht der allumfassenden, opferwilligen Christenliebe neue Antriebe verleihen!

**Aug. Lehmkuhl** S. J.

---

# Washington und seine wissenschaftlichen Institute.

In Washington, dem Sitze der nordamerikanischen Regierung, soll bekanntlich die katholische Universität der Vereinigten Staaten errichtet werden. Zu den Gründen, welche für die Wahl dieser Stadt entscheidend waren, gehört nicht in letzter Linie der Umstand, daß gerade in Washington sich die angesehensten wissenschaftlichen Institute des ganzen Landes vereint finden. Auch die deutschen Katholiken werden daher gewiß gern Näheres über diese Anstalten vernehmen.

Wir schicken einige Bemerkungen über Lage, Gründung und Geschichte der Stadt voraus. Washington liegt in keinem der einzelnen Staaten, sondern in einem unabhängigen Distrikte, Columbia genannt, der 64 englische Quadratmeilen mißt und vom Staate Maryland umschlossen ist, ausgenommen an der Westgrenze, welche vom Flusse Potomac gebildet wird. Hier erstreckt sich die Bundesstadt über ein hügeliges Thal bis an dicht bewaldete Höhen. Die Stadt hat in ihrer jetzigen Ausdehnung die Gestalt eines Parallelogrammes, dessen Diagonalen von 3½ und 5 englischen Meilen Länge sich in der Nähe des Patentamtes schneiden. Dieses zwischen Capitol und Ministerium liegende Gebäude kann wohl als der Schwerpunkt der Stadt bezeichnet werden; den geometrischen Mittelpunkt der Wegverbindungen aber bildet das mehr östlich gelegene Capitol. Diese Wege stellen ein doppeltes System dar, sogenannte Straßen und Avenuen. Die ersteren laufen in den beiden Richtungen Nord-Süd und Ost-West, und theilen so die ganze Stadt in rechtwinklige Bauplätze oder Häusergevierte, während die letzteren in diagonaler Richtung laufen und sich in den Hauptplätzen der Stadt schneiden. Die Straßen bilden ein Coordinatensystem, dessen vier Quadranten nach den Himmelsrichtungen unterschieden und dessen Coordinaten längs der Nord-Süd-Capitolstraße durch Buchstaben, längs der Ost-West-Capitolstraße durch Ziffern bezeichnet werden, so daß zwei Buchstaben A und zwei Ziffern 1 am Capitol beginnen. Die Avenuen sind nach den Staaten der Union benannt. Unter ihnen sind die Pennsylvania- und Massachusetts-Avenuen die bedeutendsten. Die Anzahl der Straßen ist 107 und die der Avenuen 21; sie sind nach und nach sämmtlich mit Asphalt belegt und mit Bäumen bepflanzt worden.

Die Kreuzungspunkte der Avenuen sind größere freie Plätze, welche mit Parkanlagen und Bronzestatuen verschönert sind. Außer diesen gibt

es noch gegen zwanzig sogenannte Reservationen, auf welchen die Regierungsgebäude stehen. Die hauptsächlichste ist der „Mall", der sich vom Capitol nach Westen bis an Washingtons Monument am Potomac und von da nach Norden bis zum Ministerium erstreckt und einen zwei Meilen langen Nationalpark bildet. Alle diese öffentlichen Straßen und Plätze nehmen mehr als die Hälfte des Areals der ganzen Stadt ein, nämlich 3095 Acker von der Gesammtsumme 6111. Die Reservationen allein decken 408 Acker. Die Front des Capitols schaut nach dem Atlantischen Ocean, während der Haupttheil der Bevölkerung sich wider Erwarten rückwärts nach dem Nordwestviertel zusammengezogen hat. Das Südwestviertel bildet die Hafengegend mit vielen Stein- und Holzniederlagen. Das südöstliche liegt auf dem Capitolhügel und entwickelt sich langsamer. Am weitesten zurück ist noch das Nordostviertel, so daß gegenwärtig nicht ein Zehntel der Bevölkerung östlich vom Capitol wohnt. In Washington selbst ist es sprichwörtlich geworden, das Capitol habe die Frontthüre auf der Rückseite, wie die Hütte des Irländers.

Washington verdankt seine Regelmäßigkeit dem Umstande, daß es ausgelegt wurde, noch bevor ein Haus auf dem Platze stand, und daß auch keines gebaut werden durfte, bevor die Vermessung vollendet war. Der Ingenieur L'Enfant, der im Jahre 1777 mit der französischen Armee herübergekommen war und unter Graf D'Estaing gegen die Engländer gedient hatte, wurde im Jahre 1790 mit der Ausmessung betraut, als endlich nach langen und heißen Debatten Washingtons Lieblingsplan zum Beschlusse erhoben wurde. Oft soll Washington an der Seite seiner Gemahlin von der Anhöhe des Arlingtonhofes aus die Gegend am Potomac überschaut und dann den Plan zu der Stadt entworfen haben, die seinen Namen verewigen sollte, die er selbst aber in seiner Anspruchslosigkeit nur die Bundesstadt nannte. Täglich sah man um diese Zeit den französischen Ingenieur an der Seite Washingtons durch die Gegend reiten und in Suters Schenke zu Georgetown absteigen, um mit den drei Commissären des Bundesdistriktes und den Grundbesitzern der Gegend zu unterhandeln. Die letzteren wurden von fieberhaften Erwartungen so weit hingerissen, daß sich Washington öfters insultirt sah. Auch L'Enfant entwickelte eine solche dictatorische Anmaßung, daß er nach zwei Jahren auf allgemeines Verlangen entlassen wurde und sogar die angebotene Vergütung von 500 Guineen und eines Bauplatzes in der Stadt ausschlug, obwohl er erst 36 Jahre zählte und bis in sein 70. Lebensjahr von der Gastfreundschaft anderer leben mußte. In seinem Plane, der nie veröffentlicht

und durch den seines Assistenten Ellicott ersetzt wurde, soll auch ein Platz für eine Nationalkirche bezeichnet gewesen sein: ein Zeichen, daß er ein Kind der französischen Revolution war.

Im Jahre 1792 legte Washington den Grundstein zur Präsidentenwohnung und im Jahre darauf zum Capitol. Aber erst im October 1800, also ein Jahr nach seinem Tode, wurde die Regierung von Philadelphia nach der neuen Bundesstadt verlegt. Mit lautem Beifall wurde das Segelschiff, das die Geräthschaften der Beamten brachte, von den 3000 Einwohnern am Ufer des Potomac begrüßt, während die Familien, die in Kutschen herüberfuhren, sich entsetzten über die „Wildnißstadt", die „weder Stadt, noch Dorf, noch Land war, sondern ein Bauplatz", mit „Straßen ohne Häuser". In der That war vom Capitol erst ein Flügel fertig und die ganze Strecke von da bis zur Präsidentenwohnung ein tiefer Morast. Man sah erst eine Straße, und diese hatte nur zwei Gebäude auf jeder Seite. Das übrige waren Hütten, die sich zerstreut aus dem Gestrüppe von Eichenholz erhoben.

Die Bevölkerung nahm langsam zu und stieg bis 1810 auf 8208 Seelen, bis 1820 auf 13 474, bis 1840 auf 23 364, und erreichte im Jahre 1880 die Zahl 147 307. Gegenwärtig soll die Einwohnerschaft 210 000 betragen, zur Zeit der Congreßsitzungen aber 10 000 mehr. 50 000 gehören der schwarzen Rasse an. Nach dem angelegten Plane können eine halbe Million Menschen bequem in der Bundeshauptstadt wohnen.

Im Jahre 1801 ergriff der Congreß die Jurisdiction über den Distrikt von Columbia, indem er eine Municipalregierung unter einem Bürgermeister einsetzte. Dieselbe wurde im Jahre 1871 in eine Territorialregierung unter einem Gouverneur umgewandelt; seit 1874 aber wird der Distrikt von drei Commissären verwaltet, welche alle drei Jahre von der Regierung ernannt werden und aus zwei Civilisten und einem Officier des Geniecorps bestehen.

Der erste Gouverneur des Distriktes, Alexander Shepherd, hat die Stadt, wie das Sprichwort sagt, „aus dem Schlamme gehoben", indem er einen Rath für öffentliche Arbeiten organisirte und eine ganze Armee von Arbeitern beschäftigte, die in kurzer Zeit die Summe von 25 Millionen Dollars unter das Volk brachten. Jedermann wußte aber auch, daß, wenn Shepherd etwas gesagt hatte, es geschehen mußte. Mit Erstaunen sahen die Bürger eines Morgens, daß ihr steinernes Fleisch- und Gemüsehaus, gegen dessen Entfernung sie Widerspruch erhoben hatten, vom Erd-

boden verschwunden war. Unter seiner Verwaltung wurde eine Parkcommission eingesetzt, welche den Bürgern erlaubte, kleine Gärtchen vor ihren Häusern anzulegen. Diese entlang laufen die Trottoirs von 20 Fuß Breite dahin. Trotzdem bleibt für die Straßen noch ein freier Raum von 90 und für die Avenuen von 120 Fuß Breite. Innerhalb zehn Jahren wurden 80 000 Bäume in Zwischenräumen von je 30 Fuß auf beiden Seiten der Straßen gepflanzt, welche die Hitze im Sommer erträglicher machen. Unter den zwanzig verschiedenen Gattungen befinden sich Pappeln, Ulmen, Linden und Ahornbäume. Daß die Stadt weder Fabriks- noch Handelssitz ist, sondern meist von Regierungsgeschäften lebt, trägt zur Erhaltung ihrer Schönheit nicht wenig bei.

Wenden wir uns nunmehr den einzelnen wissenschaftlichen Anstalten zu. Ein Besuch, den wir der nordamerikanischen Metropole machten, hatte den Zweck, gerade diese Institute näher zu besichtigen. Wir werden uns daher auch im folgenden auf diejenigen Regierungsanstalten beschränken, welche dem Auge des Fremden ein wissenschaftliches oder auch industrielles Interesse bieten. Gegenstände anderer Art mögen hie und da im Vorübergehen berührt werden, liegen aber außer dem Zwecke einer eingehenden Beschreibung.

Der erste Weg des Besuchers gilt naturgemäß dem größten, wenn auch nicht dem schönsten Gebäude des Landes, dem sogenannten „Nationsgebäude", welchem Major L'Enfant den Namen Capitol gegeben hat. Durch seine erhabene Lage von 90 Fuß über dem Wasserspiegel des Potomac ist es von allen Theilen der Stadt sichtbar. Nachdem das ursprüngliche Capitol bei der britischen Invasion im Jahre 1814 in Flammen aufgegangen war, gab ihm der englische Baumeister Latrobe die jetzige Gestalt von einem Mittelbau mit Kuppel und zwei Seitenflügeln für den Senat und das Abgeordnetenhaus, alle drei mit weiten Marmortreppen auf der Ostseite und mit hohen Säulengängen ringsum versehen. Das Gebäude wurde erst im Jahre 1867, also 74 Jahre nach der ersten Grundsteinlegung vollendet, und soll alles in allem wenigstens 30 Millionen Dollars gekostet haben. Es mißt in der Länge 751 und in der Breite 324 Fuß und deckt 4 Morgen Land, während der Park rund herum 46 Morgen einnimmt. Der ältere Mittelbau ist aus Sandstein aufgeführt, der weiß angestrichen wird; alles übrige, sowie die Ornamentirung, aus weißem Marmor.

Beim Eintritte in den Mittelbau steht man in der Rotunde, über welcher sich die Kuppel wölbt, hat rechts den höchsten Gerichtshof und

links die Statuenhalle, beide in Halbkreisform. Der Eintritt in die Seitenhallen zum Senate und Hause ist versperrt, ausgenommen die Treppen zu den Galerien, wo die friedlichen Bürger allabendlich nach gethaner Arbeit sich an den heißen Debatten ergötzen.

Unter diesem Hauptstockwerk sind noch zwei andere, die aus niederen Gewölben bestehen und zum größern Theile von massiven Mauern und Pfeilern eingenommen sind. Das obere derselben ist das Erdgeschoß und enthält die Postämter, die Documente, Comité- und Speisezimmer, und ist den ganzen Tag mit Gas beleuchtet. Das unterste Stockwerk enthält die Luftheizung, welche vier Dampfmaschinen und acht Dampfkessel hat, und mittelst dreier großen rotirenden Fächer die kalte Luft von außen in die geheizten Züge leitet. Ein Hygrometer aus einem 6 Zoll langen Menschenhaar gibt in jeder Halle den Feuchtigkeitszustand an, indem es bei feuchter Luft sich verkürzt und den Zeiger auf dem Zifferblatte von Null bis Hundert führt. Gibt der Zeiger zu wenig an, so wird mehr Dampf in die Züge geleitet. Die vielen düsteren Winkel und Windungen dieses Geschosses sind mit Modellen und Gerümpel aller Art angefüllt und durch wenige Gasflammen in weiten Zwischenräumen erhellt, ein lebensgefährliches Labyrinth. Noch vor einigen Jahren verlor sich hier die junge Gattin eines Abgeordneten und wurde tags darauf mit schneeweißen Haaren und des Verstandes beraubt wieder aufgefunden.

Erhebender ist der Gang durch die enge Wendeltreppe in die eiserne Kuppel, welche 135 Fuß im Durchmesser und 218 Fuß in der Höhe hat, also anderthalb- bis zweimal so hoch als breit ist. Ueber 4000 Tonnen Gußeisen, 8 Jahre Zeit und fünfviertel Millionen Dollars Geld wurden auf ihren Bau verwendet. Rippen und Platten sind genietet, haben aber für Temperaturwechsel weiten Spielraum, so daß sich der Dom, wie man in Washington erzählt, „gleich einer Lilie öffnet und schließt". Der äußere Bau der Kuppel besteht aus mehreren Etagen von Säulengängen und Bogenfenstern, und wird von der sogen. „Laterne" abgeschlossen, welche 15 Fuß weit und 50 Fuß hoch ist und auf der Spitze eine Bronzestatue von 20 Fuß Höhe, die Freiheit darstellend, trägt. In der Laterne ist ein Spiegel von der Gestalt eines Rotationsparaboloids, welcher das elektrische Licht nach allen Seiten der Stadt wirft, so oft der Congreß in Sitzung ist. Die Kuppel hat eine doppelte eiserne Bekleidung, innerhalb welcher eiserne Treppen bis in die Laterne führen. Am Fuße der letztern leitet eine Thüre auf eine äußere Balustrade hinaus, von welcher aus man die regelmäßige Stadt wie auf einer Landkarte überschaut. Die

Spitze der Freiheitsstatue ist 307½ Fuß über der Grundlinie auf der Ostseite des Capitols.

Der Bau ist jeden Werktag offen und steht unter der Aufsicht des Capitol-Baumeisters, der eine Menge von Maschinisten, Heizern, Arbeitern und Polizeidienern zur Verfügung hat.

Von der Rotunde aus gelangt man, dem Haupteingange gegenüber, in die Congreßbibliothek, die einen Balkon auf der Westseite des Capitols besitzt und eine beliebte Aussicht auf den递apttheil der Stadt bietet. Die Bibliothek besteht aus drei Hallen, die sich hufeisenförmig an die Rotunde anschließen und mit doppelter Galerie versehen sind. Sie beziehen das Licht von oben und sind aus Stein, Glas und Eisen gebaut. Die Bücher stehen aber auf den Gestellen schon zwei- und dreifach hintereinander, und ganze Ladungen sind noch auf dem Boden aufgeschichtet. Ein großer Theil liegt in den Gewölben des Erdgeschosses begraben.

Der Platz zu einer neuen „Nationalbibliothek" ist indessen schon angekauft. Dieselbe soll für anderthalb Millionen Bände eingerichtet werden mit einem Kostenaufwand von etwa 3 Millionen Dollars. Die jetzige enthält 545 000 Bücher und 185 000 Broschüren, ist die größte in Amerika und soll unter denen der Welt den fünften Rang einnehmen.

Die Congreßbibliothek trat im Jahre 1802 durch den Ankauf von etwa 3000 Bänden aus London ins Leben, wurde aber sammt vielen Regierungsdocumenten von den englischen Truppen im Jahre 1814 verbrannt. Aber noch in demselben Jahre kaufte der Congreß Jefferson's Bibliothek für 23 950 Dollars. Jefferson soll geweint haben, als seine in Europa gesammelten 6000 Bände von Monticello nach Washington geholt wurden; er war durch Armuth zu dieser Veräußerung gezwungen worden. Bis zum Jahre 1851 war die Bibliothek auf 60 000 Bände angewachsen, wovon aber in diesem Jahre, infolge einer schlecht gebauten Luftleitung, die Hälfte ein Raub der Flammen wurde.

Mit dem Jahre 1866 begann die bisherige Congreßbibliothek sich in eine Nationalbibliothek umzugestalten, indem der ganze Austauschertrag der Smithson'schen Stiftung ihr einverleibt wurde. 40- bis 50 000 Bücher und Broschüren bilden den jährlichen Zuwachs und 54 000 Dollars die jährlichen Kosten. Ueber 38 000 Dollars kommen auf Besoldung, 4000 allein auf den Congreßbibliothekar.

Auf den letztern ist im Jahre 1870 auch die Ertheilung des „Bücherrechtes", die früher vom Patentamte ausging, übertragen worden. Nur

Bürger oder Einwohner der Vereinigten Staaten erhalten dieses Recht und zwar erst auf 28 Jahre und durch Erneuerung auf weitere 14.

Die Bibliothek ist jeden Werktag von 9 bis 4 Uhr offen, und zwar jedem, der durch ein Congreßmitglied beim Bibliothekar eingeführt wird. Bücher dürfen auch in unbeschränkter Anzahl fortgeholt werden, aber nur von Congreßmitgliedern und bestimmten Beamten ohne eine gleichwerthige Geldversicherung. An 5000 Bände befinden sich zur Zeit der Congreßsitzungen außerhalb der Mauern, meist geschichtliche Bücher, Gedichte und Romane, auch populäre Werke über Kunst, selten die alten Classiker. Die Handelsverträge mit auswärtigen Nationen und Werke über Staatswissenschaft sollen namentlich von den Senatoren häufig gelesen werden.

Die Rechtswissenschaft ist in einer getrennten Abtheilung, der sogen. „Gesetzbibliothek" vertreten, welche die Gesetzessammlungen aller in- und ausländischen Staaten enthält. 60 000 Bände befinden sich in diesem gewölbten, etwas dunklen Raume des Erdgeschosses und werden täglich unter tiefem Schweigen nachgeschlagen. Der Bibliothekar, Herr Hoffmann, hat durch seine freundliche Vermittlung und Gefälligkeit die hier gegebene Beschreibung verschiedener Anstalten möglich gemacht.

Der nächste Besuch galt der Marine-Sternwarte im westlichen Theile der Stadt, auf einer Regierungs-Reservation, welche sich südlich bis an den Potomac erstreckt und von ihrem erhöhten Ufer aus eine weite Aussicht über die Wasserfläche bietet.

Da die Pferdebahn nicht bis zum Platze führt, so hat man zu Fuß durch einige Negerstraßen zu gehen, deren Häuser um so ärmlicher werden, je weiter man kommt. Erst wenn man die Parkmauer der Sternwarte passirt und die schattigen Anlagen hinauffsteigt, fängt die Civilisation wieder an. Oben an der Seite der Wege liegt eine Reihe niedriger Gebäude, die Thüren alle offen. Ohne Anmeldung tritt der Besucher ein wie in sein Eigenthum. Die erste Thüre rechts führt in die Bibliothek von mehr als 8000 Spezialwerken über Astronomie mit einem Katalog von etwa 16 000 Karten. Links und im obern Stock sind verschiedene Arbeitszimmer, wo die Direktoren, Professoren und Assistenten, meist zu zwei, die nächtlichen Beobachtungen reduciren. Ueberall darf der Besucher eintreten, und er wird von der anspruchslosen Freundlichkeit dieser Herren angenehm überrascht.

Hinter diesem Hauptgebäude ist der weiß angestrichene Dom mit dem Riesenteleskope, das bis vor einigen Jahren das größte der Welt

war. Professor Hall läßt sich in seinem Arbeitszimmer auf eine längere Unterhaltung ein, ohne daß die anwesenden Rechner auch nur umschauen, und öffnet dann die Thüre zu seinem Teleskope, mit dem er im Jahre 1877 die beiden Monde des Mars entdeckte und fortwährend Messungen über Satelliten, Doppelsterne und Nebelflecke macht. Während er die neue Gasmaschine von vier Pferdekräften erklärte, welche die große Kuppel zu drehen hat, zieht ein Bedienter mit einem Seile an dem 33 Fuß langen Tubus und enthüllt das gläserne Cyklopen-Auge von 26 Zoll Durchmesser, durch dessen Schliff Alvan Clark sich seinen Weltruf erworben hat. Der Fremdling könnte sich dadurch gestoßen fühlen, daß die Linse staubig und das Metall angelaufen ist, aber der Astronom hütet sich vor häufigem Putzen und ist zufrieden, wenn das Uhrwerk am Mauerpfeiler den Tubus richtig treibt und die Mikrometerschrauben und Spinnenfäden am Ocular in Ordnung sind. Die Oeffnung des Domes ist auf seemännische Weise mit einem Segeltuch geschlossen, welches leichter zu handhaben ist als eiserne Schieber, und dennoch Regen und Schnee vollständig abhält.

In einem Seitenflügel war der Meridiankreis von 8,5 Zoll Oeffnung in voller Arbeit, obwohl es Mittag war. Professor Paul lag zwischen den mannshohen Pfeilern, während der Chronograph an der Wand tickte und neben den Sekunden der Uhr auch die Zeichen des Beobachters auf eine Papierrolle verzeichnete. Nach einiger Zeit erhob sich der Beobachter und erzählte in munterer Weise von seinen dreijährigen Erlebnissen auf der Sternwarte in Tokio, Japan.

Die kleineren Instrumente sowie die acht Pendeluhren und die zwölf Chronographen bieten nichts besonders Sehenswerthes. Eine sehr ausgedehnte Thätigkeit bildet die Zeitregulirung, da alle Chronometer der Marine hier verwahrt und außerdem 84 Uhren der Stadt und 8 Zeitbälle in Philadelphia, Baltimore, New-Orleans, New-York u. s. w. von der Sternwarte telegraphisch gerichtet werden. Ein fünfzölliges Transit-Instrument ist ausschließlich diesem Zwecke gewidmet.

Die Sternwarte wurde im Jahre 1833 gegründet, erhielt aber das große Teleskop erst im Jahre 1872 um den Preis von etwa 50 000 Dollars. 1408 Besucher wurden im letzten Jahre gezählt, von denen 1137 für nächtliche Beobachtungen Zulaß erhielten. Ein 9,6zölliges Aequatorial ist für solche Zwecke reservirt.

Die Beobachtungslisten zeigen, daß durchschnittlich nur eine Nacht in der Woche gut und nur eine im Monate ausgezeichnet ist.

Infolge der sumpfigen Ufer des Potomac sind die Beobachter häufigen Fieberanfällen unterworfen, weshalb der Contre-Admiral, unter dessen Aufsicht die Sternwarte steht, fortwährend darauf dringt, daß die ganze Anstalt auf den höher gelegenen Platz verlegt werde, der schon im Jahre 1880 zu diesem Zwecke gekauft wurde.

(Fortsetzung folgt.)

J. G. Hagen S. J.

---

# Historische Polemik in der protestantischen Schule.

Am 5. September 1779 schrieb König Friedrich II. von Preußen an seinen Minister von Zedlitz in einer Cabinetsordre wie folgt:

„Daß die Schulmeister aufm Lande, die religion und die moral, den jungen Leuten lernen, ist recht gut, und müssen sie davon nicht abgehen, damit die Leute bei ihrer religion hübsch bleiben und nicht zur Catholischen übergehen, denn die Evangelische religion ist die beste, und weit besser, wie die Catholische, darum müssen die Schulmeister sich Mühe geben, daß die leute attachement zur religion behalten, und sie so weit bringen, daß sie nicht Stehlen und nicht morden: Diebereien werden indeß nicht aufhören, das liegt in der menschlichen Natur."

Diese Cabinetsordre kam uns verschiedentlich in den Sinn, als wir eine Reihe protestantischer Schulbücher durchmusterten; denn auch in den positiveren Lehrbüchern unserer Tage gewahrt man dasselbe zwiefache Ziel, wie in jenem Erzeugniß der Aufklärungszeit, das Ziel: erstens gewisse allgemein christliche Grundwahrheiten, insbesondere die zehn Gebote, der Jugend einzuprägen, und zweitens: die heranwachsende Generation vor dem Katholischwerden zu bewahren.

Wie unvollkommen das erste Ziel im protestantischen Religionsunterricht erreicht wird, haben wir früher gesehen[1]: der Glaube an den persönlichen Gott, welcher die zehn Gebote aufgestellt hat, wird untergraben, indem man erklärt, sein Dasein lasse sich nicht beweisen; der Glaube an die Bibel, diese Grundlage des Christenthums, wird ins Schwanken gebracht, indem man den Beweis unterläßt, daß jene Bücher, die wir als Gottes Wort verehren, wirklich das Wort Gottes seien.

---

[1] Vgl. S. 137—151.

Wir sahen sodann, wie zur Erreichung des zweiten Zieles mancherlei dogmatische Entstellungen und sogar Schimpfwörter verwandt wurden[1], gleich als könnte der als heilig erachtete Zweck den Gebrauch unlauterer Mittel heiligen. — Es erübrigt jetzt darzulegen, wie auch der Unterricht in der Kirchengeschichte dem gleichen Zwecke dienstbar gemacht wird. Wir folgen hierbei der chronologischen Ordnung.

1. In der Heiligen Schrift wird uns die Thatsache berichtet, daß Christus die Apostel bevollmächtigte, seine Kirche zu regieren. Zu den Aposteln sprach er: „Was ihr binden werdet auf Erden, das wird auch im Himmel gebunden sein" (Matth. 18, 18); ihnen gab er den Auftrag, alle Völker zu lehren, und in diesem Auftrage begriff er die Nachfolger der Apostel ein, indem er denen, welche er sandte, seinen Beistand verhieß „bis zum Ende der Zeiten" (Matth. 28, 20). Das ist eine Thatsache, und ebenso ist es eine historische Thatsache, daß die ersten Oberen für die einzelnen Gemeinden nicht von diesen Gemeinden gewählt, sondern von den Aposteln autoritativ nach katholisch-hierarchischer Weise aufgestellt wurden; ferner, daß die so ernannten Bischöfe oder Aeltesten wiederum andere Obere aufstellten. In dieser Weise ernannte Paulus den Timotheus und den Titus; er schrieb dem letztern: „Darum habe ich dich in Kreta zurückgelassen, damit du, was mangelt, ersetzest, und von Stadt zu Stadt Aelteste aufstellest, wie ich dir auch (mündlich) geboten habe" (Tit. 1, 5).

Angesichts dieser Thatsachen ist es klar, daß das bischöfliche Amt mit seiner apostolischen Succession, wie es noch jetzt in der katholischen Kirche besteht, ein wesentliches Stück des Christenthums bildet. Damit es aber nicht scheint, als hätte der Protestantismus das Christenthum verstümmelt, müssen diese historischen Vorgänge geläugnet und muß eine andere Entstehung des bischöflichen Amtes erzählt werden, nach welcher dasselbe nicht von Christus und den Aposteln herrührt, sondern später, wie andere rein menschliche Einrichtungen, sich gebildet hätte. Daher berichtet uns Professor Kurtz über die älteste christliche Zeit: Es bildete sich „in den einzelnen Gemeinden ein aus deren eigener Wahl hervorgehendes Vorstands- und Verwaltungscollegium von Presbytern oder Episkopen, das sich bald monarchisch zuspitzte" (S. 27). „Damit ist die völlige Bodenlosigkeit der in der römisch-katholischen, sowie auch noch in der anglikanisch-bischöflichen Kirche festgehaltenen Ansicht dargethan,

[1] Vgl. S. 296—309.

daß die clerical-hierarchische Gliederung des dritten Jahrhunderts, bei welcher in jeder größern Gemeinde ein Bischof mit einer Mehrzahl von ihm untergeordneten Presbytern vorstand, kraft göttlicher Einsetzung von Anfang an bestanden habe"[1] (Kirchengeschichte S. 29). Und was macht Herr Kurtz mit obigen Zeugnissen der Heiligen Schrift? Sie scheinen für ihn nicht zu existiren. — In ähnlichem Widerspruch mit diesen Zeugnissen erklärt Holzweißig: „Diese Leiter (Episkopi ...) standen in der Gemeinde, nicht über ihr; sie waren von ihr gewählt und nach der Wahl durch die Gemeinde von den Aposteln eingesetzt ... Im nachapostolischen Zeitalter schon erlitt diese evangelisch-reine Kirchenverfassung Veränderungen, welche von verhängnißvoller Bedeutung für die Entwicklung der Kirche wurden. Es änderte sich 1. das Verhältniß der Leiter der Gemeinde zu der Gemeinde; jene traten den Gemeindegliedern bald als höherstehender, abgesonderter Priesterstand gegenüber ...; 2. das Verhältniß der Leiter der Gemeinde untereinander ... Die Kirchenleitung und Regierung kam in die Hände eines Bischofs" (S. 7). Da haben wir's! Hier, wo das Zeugniß der Heiligen Schrift und der Geschichte unbequem ist, geht man mit schönen Redensarten über dasselbe hinweg. Man schneidet sich die Geschichte zurecht wie einen Rock, welcher dem Herrn eben passen soll.

2. Dasselbe Spiel wiederholt sich beim Primat des Statthalters Christi. Kein Dogma vielleicht ist klarer in der Heiligen Schrift enthalten, als dieser Primat. „Weide meine Lämmer, weide meine Lämmer, weide meine Schafe", so sprach Jesus zu Petrus (Joh. 21, 15—17); und schon vorher hatte er ihm verkündet: „Was immer du binden wirst auf Erden, das soll auch im Himmel gebunden sein" (Matth. 16, 19). Stets hat man daher die Verfassung der äußern, sichtbaren Kirche als eine monarchische aufgefaßt, welcher diese monarchische Form von Christus selbst mit auf den Weg gegeben ward. Soweit historische Nachrichten hinaufreichen, erscheint uns ein Nachfolger des hl. Petrus als der oberste sichtbare Leiter des kirchlichen Gemeinwesens, als der sichtbare Statthalter des unsichtbaren obersten Hirten. Diesen Statthalter erkennt man seit dem Tode Petri nie in einem andern, als im Bischof von Rom; kein anderer macht ihm die Würde streitig, dem Petrus in seiner bevorzugten Stellung gefolgt zu sein. Schon der hl. Ignatius († 107), ein Zeitgenosse der Apostel, nennt, obwohl selbst Bischof von Antiochien, Rom „die Vorsteherin des

[1] Ueber die genaueren Titel und die Verbreitung der anzuführenden, sämmtlich vom preußischen Cultusministerium „zugelassenen" Bücher siehe die Note S. 297.

Liebesbundes"; ein Jahrhundert später erklärt der hl. Irenäus († 202), daß mit der „größten, ältesten und allen bekannten, durch die beiden Apostel Petrus und Paulus zu Rom gegründeten Kirche ... wegen ihrer vorzüglichern Gewalt alle Kirchen übereinstimmen müssen"; auf dem ersten ökumenischen Concil zu Nicäa (325) präsidirten die drei Gesandten des Papstes: Bischof Osius von Corduba und die römischen Priester Vitus und Vincentius; obwohl nur Priester, unterschrieben auch die letzteren zwei (da sie eben Vertreter des obersten Bischofes waren) vor den alten Patriarchen von Alexandrien und Antiochien. Byzanz (das spätere Constantinopel) war bis zum vierten Jahrhundert nur ein unbedeutendes Bisthum und stand unter dem Metropolitansitz von Heraklea; erst die Hofgunst der christlich gewordenen Kaiser ließ sein Ansehen steigen.

Was machen nun abermals unsere protestantischen Lehrbücher mit diesen historischen Vorgängen? Professor Kurtz erklärt: „Ueber die Metropolitangewalt erhob sich im vierten Jahrhundert noch eine höhere Instanz, die Patriarchalgewalt. Angebahnt war sie schon in der vorigen Periode durch das Hervorragen der sogen. Apostolischen Stühle. Unter ihnen wurde den Metropoliten von Rom, Antiochien und Alexandrien auf dem ersten allgemeinen Concil zu Nicäa (325) eine höhere Autorität zuerkannt ... Erst im fünften (Jahrhundert) fingen auf Grund der mißdeuteten Aussprüche des Herrn in Matth. 16, 16—18 .. wie in Luc. 22, 31 ff. und Joh. 21, 15 ff. die römischen Bischöfe an, als vermeintliche Nachfolger des Apostelfürsten und Erben seiner angeblichen Vorrechte den Primat über die ganze Kirche als auf göttlicher Einsetzung beruhend in Anspruch zu nehmen" (Kurtz S. 41. 42). Hat denn Herr Professor Kurtz nie gelesen, wie der hl. Cyprian († 258) längst vor dem fünften Jahrhundert in seiner Schrift über die Einheit der Kirche (Kap. 4. 5) auf obige Stellen anspielt, indem er erklärt: „Auf Petrus hat der Herr die Kirche gebaut ... Es spricht der Herr zu Petrus: Ich sage dir, du bist Petrus, d. i. Fels, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen ... Und ich werde dir geben die Schlüssel des Himmelreichs; was immer du binden wirst u. s. w. ... Und wiederum nach der Auferstehung sagt er: Weide meine Schafe ... Wer diese Einheit in der Kirche nicht bewahrt, meint der den Glauben zu bewahren?" Nun, Herr Professor Kurtz hat die Einheit mit dem Stuhle Petri, von welchem der hl. Cyprian spricht, nicht bewahrt; darum muß er die Beweise, daß Christus diese Einheit gewollt und daß die Urkirche sie gekannt, beseitigen.

Unter ähnlicher Mißachtung der historischen Zeugnisse schreibt Helmsing (S. 33): „Eine ganz besondere Stellung begann aber in unserer Periode (von 323—590) der Bischof von Rom zu gewinnen, der den Anspruch erhob, vermöge göttlicher Einsetzung und als Nachfolger des Apostelfürsten Petrus der Primas der ganzen Kirche und der sichtbare Stellvertreter Christi, des unsichtbaren Oberhauptes der Christenheit, zu sein." Auch er will also nichts wissen von Ignatius, Irenäus, Cyprian und den anderen Zeugen für das Alter des römischen Primates.

Noack (S. 64. 65) legt sogar den Gedanken nahe, das Bisthum von Constantinopel habe ein gleich ehrwürdiges Alter mit Rom, Alexandrien und Antiochien. Er sagt: „Ursprünglich waren alle Bischöfe dem Range nach gleich. [Woher weiß Herr Noack das?] Die bevorzugten wurden Rom, Constantinopel, Alexandria, Antiochia, Jerusalem. Nach und nach verloren die drei letzten ihre Bedeutung, nur Rom und Constantinopel blieben die Hauptsitze; zwischen ihnen war langer Streit um den Vorrang." Constantinopel ist somit für Herrn Noack der beste Mauerbrecher „gegen Rom"; darum, so scheint es, wird seine späte, durch rein äußere Umstände veranlaßte Bevorzugung nicht erwähnt.

3. So geht's dann weiter in der Geschichte, damit herauskommt, was herauskommen soll. Primat und Episkopat sind ihres göttlichen Ursprunges entkleidet und ins rein Menschliche hinabgezogen. Es gilt nun, das Mittelalter recht schwarz zu malen. Freilich ist es das Zeitalter, in welchem der Kölner Dom erbaut, die Buchdruckerkunst erfunden, Amerika entdeckt ward; freilich blühten in ihm die Hansestädte, dichtete ein Dante, schrieb ein Thomas von Aquin die Summa theologica, und entfaltete die deutsche Poesie eine herrliche Blüte; freilich ward das kirchliche Leben von warmer Innigkeit durchglüht und erschienen zugleich jene mächtigen Riesengestalten eines Gregor VII. und Innocenz III. Allein diese ganze Zeit muß als Nacht erscheinen gegenüber dem Tage, der mit 1517 anbrach, und bei dessen Mittagsglut Tausende von Dörfern und Städten Deutschlands im dreißigjährigen Kriege zum Himmel aufloderten; denn sonst wäre ja die Glaubenstrennung nicht genügend motivirt. Herr Leipoldt gibt daher seinem Kap. V (S. 83) folgende Ueberschrift: „Die Nacht und die Morgenröthe, oder die christliche Kirche vom 11. bis zum 16. Jahrhundert." In diesem Kapitel erzählt er uns: „In mancher Hinsicht mit Recht wird diese Zeit das dunkle Mittelalter genannt; dunkel war es in der Kirche, weil das göttliche Licht mangelte, das uns in allen inneren und äußeren Angelegenheiten allein richtig leiten kann. Das

Wort Gottes wurde dem Menschen dadurch entrissen, daß fast niemand mehr es zu lesen verstand (!); war es ja doch nur in einer lateinischen Uebersetzung vorhanden [Herr Leipoldt weiß also nichts von den zahlreichen deutschen Uebersetzungen, welche vorhanden waren], und diese den meisten unverständliche Sprache wurde auch beim öffentlichen Gottesdienste gebraucht. Die Priester konnten meist selbst kaum lesen (!), und statt der Predigt wurde entweder nur Messe gehalten oder seltsame Wundergeschichtchen von Heiligen erzählt. Die Gelehrten versäumten es, sich in den Grundsprachen der Schrift, im Hebräischen und Griechischen, zu üben, und die Erkenntniß derselben ging für einige Jahrhunderte beinahe ganz verloren. Statt dessen stritten sie über allerlei spitzfindige Fragen, deren Beantwortung niemand Nutzen schaffte. Diese Männer, die ihre Geisteskraft vielfach so unnütz anwendeten, hießen Scholastiker (Schulweise) [Herr Leipoldt hat vermuthlich nie ihre Schriften gelesen]. So arm diese dunkle Zeit war an Gottes Wort und Erkenntniß, so fruchtbar und reich war sie an Irrthümern und Menschenlehren, die jetzt nacheinander aufkamen und dem armen, blinden Volke als göttliche Wahrheit mitgetheilt wurden. Die Verehrung der Jungfrau Maria und der zahllosen Heiligen stieg nicht selten bis zur Anbetung. Neue Feste und Heiligentage wurden eingeführt, der Gottesdienst und die kirchlichen Ceremonien mit allerlei Zuthaten ausgeschmückt. Das Gebet blieb nicht mehr ein freies und fröhliches Gespräch des Herzens vor Gott, sondern man betete nach dem Gebot der Kirche und nach vorgeschriebener Form ein und dasselbe Gebet unzähligemal wieder nach dem Rosenkranz, und zwar am meisten zur Jungfrau Maria, die man Mutter Gottes nannte" (S. 90. 91) — wie das bereits auf dem auch von Protestanten anerkannten allgemeinen Concil zu Ephesus tausend Jahre früher (431) geschehen war.

Das war also „die Nacht". Nun kommt bei Herrn Leipoldt (S. 106) Kap. VI: „Der neue Tag oder die Reformation im 16. Jahrhundert." Wir lesen: „Wenn die Noth am größten, ist Gott am nächsten! Das zeigte sich recht in der Kirchenverbesserung im 16. Jahrhundert. Das Verderben in der christlichen Kirche hatte den höchsten Grad erreicht; die ihm abhelfen konnten, wollten es nicht; die es wollten, wurden mit dem Schwerte oder auf dem Scheiterhaufen erwürgt; aber der Herr der Kirche hatte den Weg und die Zeit der Hilfe längst ausersehen. Aus der Morgenröthe, die so viele treue Zeichen der Wahrheit gebracht hatte, ging endlich durch Gottes Barmherzigkeit ein neuer Tag voll Licht und Leben hervor. Gott sei Dank für die reine Lehre des Evangeliums und für

die Männer, die es uns wiederbrachten!" Ob Herr Leipoldt zu dieser „reinen Lehre des Evangeliums" auch wohl die Schimpfwörter zählt, deren Luther sich bediente, z. B.: „Papstesel, Unflat und Rotz am Aermel, Rattenkönig, Teufelskopf, Rattengeschmeiß, höllischer Vater zu Rom" u. s. w.? Man hat bekanntlich ein ganzes Lexikon von Schimpfwörtern Luthers veröffentlicht.

Die Phantasie des Herrn Holzweißig kommt dem Nachtbilde Leipoldts zu Hilfe und schreibt (S. 83) über das Mittelalter: „Der Cult war ein todter Ceremoniendienst geworden; heidnische Menschenvergötterung, Heiligencult, Reliquien- und Bilderverehrung, Wallfahrten, zahllose Feiertage, Meßopfer, Still- und Seelenmessen, Kelchentziehung, theatermäßiger Gottesdienst, Verunstaltung und Vernachlässigung der Predigt und des Jugendunterrichts — das war es, was der Gemeinde im ganzen geboten wurde. — Das christliche Leben verweltlichte immer mehr; Unglaube und Aberglaube, Unsittlichkeit und Heuchelei nahmen überhand; Werkheiligkeit und Formenwesen, Sittenlosigkeit und Roheit waren bei Geistlichen und Laien im Schwang. — Die Kirchenlehre war durch Menschensatzungen verderbt und machte sich zum willigen Mittel, alle Verderbnisse der Kirche zu rechtfertigen. Ablaß, Transsubstantiationslehre, Meßopfer, Fegfeuer, Lehre vom Priesterthum, der Werkheiligkeit, den opera supererogationis fanden in den Scholastikern spitzfindige Vertheidiger." Indes, trotz dieser geschickten Vertheilung von Licht und Finsterniß, von Nacht, Morgenröthe und Tag, bleibt ein gewisser Stachel im Fleische, nämlich der Gedanke: Mißbräuche hat es stets und in jeder Kirche gegeben; die vorhandenen Mißbräuche konnten also die Lossagung von der alten Kirche nicht rechtfertigen. Wie ist da zu helfen, damit die Jugend vor dem „Römischwerden", d. h. vor der Rückkehr zur alten Kirche bewahrt bleibe? Herr Schulz weiß Rath. Die evangelische Kirche ist die alte; denn im 16. Jahrhundert „trennte sich die römisch-katholische Kirche unter dem Papste in Rom von der evangelischen Kirche" (S. 262). Auf Seite der „römischen" Kirche also liegt die Schuld, daß seit 1517 eine Glaubensspaltung eintrat; die evangelische Kirche blieb bei der bis dahin geltenden Rechtfertigungs- und Sacramentenlehre, sowie bei der damals vorhandenen Kirchenverfassung; die „römische" Kirche dagegen erfand seit 1517 das Papstthum, die bischöfliche Würde, fünf neue Sacramente und eine bis dahin unbekannte Rechtfertigungslehre. Das ist die weiter entwickelte Doctrin des Herrn Otto Schulz!

4. Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle Geschichtsfabeln aufzählen und widerlegen, die in protestantischen Schulbüchern sich finden, z. B. über jene Männer, welche die „Morgenröthe" bildeten, wie die Waldenser und Albigenser, Wiclif und Hus, überhaupt alle, die vor dem 16. Jahrhundert mit der Kirche zerfallen waren; über die Männer des „neuen Tages", wie Dr. Luther, oder über deren Gegner, wie Tetzel. Diese Dinge sind neuerdings schon zu oft beleuchtet, aber freilich noch nicht oft genug, um gewisse Herren aus ihrem Mythenrausch aufzuschrecken. Läßt doch Herr Leipoldt (S. 141) noch ganz gemüthlich Magdeburg durch Tilly verbrannt werden! Und erzählt doch Herr Demmer (S. 59) von Karl V.: „Um die Sünden gegen seine leibliche Mutter zu büßen, die er dreißig Jahre lang wegen ihrer evangelischen Gesinnung in grausamer Gefangenschaft gehalten hatte, ging er in das Kloster St. Juste"! Der gute Herr weiß eben nicht, daß die „evangelische Gesinnung" der unglücklichen Frau in Wahnsinn bestand. Helmsing (S. 69) läßt im Mittelalter die Ehe zu einem Sacrament und unauflöslich werden; nach ihm (S. 112) wurden „die Apokryphen" (er meint die deuterocanonischen Bücher) durch das Concil von Trient, also im 16. Jahrhundert, in den Canon der Heiligen Schrift aufgenommen, in welchem dieselben seit mehr als elf Jahrhunderten bereits standen. Leipoldt (S. 128) schildert die Wirkung der Glaubenstrennung also: „Unaussprechlich groß ist der Segen, der diesem Werke folgte. Wie eine schwere Last warfen die armen, zu Boden gedrückten Menschen das Joch der Gewissensknechtschaft und Menschensatzung von sich und lernten nun erst ihren Gott und Heiland kennen." Denn vor dem Auftreten des Wittenberger Professors hatte man ja von Gott und Christus noch gar nichts gewußt!

5. Doch lassen wir derartige Dinge beiseite. Was wir aber ans Licht ziehen möchten, das ist das ungleiche Maß und Gewicht, mit welchem in den officiellen Schulbüchern Katholisches und Protestantisches behandelt wird. Aus den zahlreichen Fällen greifen wir nur einen heraus: die verschiedene Behandlung der beiden Königinnen von England, Maria und Elisabeth. Heinrich VIII. hatte, um seine Heiratsgelüste ehrbar erscheinen zu lassen, grauenhaft gewüthet gegen die Anhänger der alten Religion. Seine Creaturen, insbesondere Cranmer, hatten dem königlichen Wütherich servile Henkersdienste geleistet. „Erzbischof" Cranmer vertheidigte sogar das tyrannische Verfahren mit der Heiligen Schrift. Unter den Opfern des königlichen Henkers zählte man zwei Königinnen, zwölf Herzoge und Grafen, 164 Edelleute, zwei Cardinäle, zwei Erzbischöfe,

18 Bischöfe, 13 Aebte, 500 Prioren und Mönche, 18 Doctoren der Theologie und der Rechte.

Heinrich VIII. wird im Jenseits gerichtet sein. Aber viele seiner Henkershelfer wurden schon auf Erden von der verdienten Strafe ereilt, als Maria die Katholische 1553 den englischen Thron bestieg. Anfangs zwar ging sie mit Milde voran; aber die protestantischen Prediger, und selbst „Bischof" Ridley von London, traten auf der Kanzel gegen sie auf; Empörungen wurden angezettelt. So mußte denn die Königin allmählich zur Strenge schreiten. Der feile Cranmer und der hochverrätherische Ridley wurden hingerichtet; ebenso die sechs straffälligsten unter den Predigern, die zum Aufstande gereizt hatten. Im ganzen wurden unter Maria's Regierung gegen 280 Personen mit dem Tode bestraft.

Nun kam Elisabeth zur Regierung. Daß Maria Stuart, die legitime Königin von Schottland, welche zu ihr geflüchtet war, von ihr eingekerkert ward und unter ihrem Henkerbeile verblutete, ist bekannt. Mit den grausamsten Foltern und Todesqualen wüthete Elisabeth gegen die Anhänger des alten Glaubens. Dem Jesuitenpater Campion wurden die Glieder auseinander gezerrt, die Finger zerquetscht und die Nägel aus den Fingern gerissen. In einem Jahre ließ Elisabeth, wie Sharp und Lingard berichten, weit mehr Hinrichtungen vollziehen, als Maria während der ganzen Zeit ihrer Regierung. Allein in den letzten 20 Jahren Elisabeths wurden 142 katholische Priester ihres Glaubens wegen hingerichtet (gehängt, lebendig ausgeweidet, geviertheilt); 90 Priester und Laien starben im Gefängniß. In den anderthalb Monaten vom 15. Juli bis 31. August 1580 wurden 50 000 Katholiken wegen ihres Glaubens gerichtlich verfolgt, so daß alle Kerker mit Katholiken überfüllt waren und neue eingerichtet werden mußten.

Angesichts dieser Thatsachen nun vernehmen wir, was die officiell eingeführten Schulbücher der protestantischen Jugend über Maria und Elisabeth berichten. Helmsing (S. 108) erzählt: Nach der Katholikenverfolgung unter Heinrich VIII. führte „Thomas Cranmer, Erzbischof von Canterbury, die Reformation in calvinistischem Geiste ein, mußte aber dafür unter der katholischen Maria mit dem Feuertode büßen. Erst Elisabeths Regierungsantritt 1558 machte den Verfolgungen ein Ende". In der That, ein schönes Ende! — Kurtz (S. 139) berichtet: „Freier konnte er (Cranmer) unter dem unmündigen Eduard VI. (1547 bis 1553) auftreten, aber eben dies brachte ihn unter Maria's Regierung (1553—1558), der Tochter Katharina's, auf den Scheiterhaufen. Gleiches

Schicksal traf gegen 300 andere Anhänger der neuen Lehre. Aber Elisabeth (1558—1603), die Tochter der Anna Boleyn, brachte die Reformation zum vollen Siege." Von ihrer Katholikenverfolgung ist keine Rede. — Leipoldt (S. 138) schreibt: „Noch einmal erhob sich gegen die evangelische Lehre ein gewaltiger Sturm, als die katholische Königin Maria zur Regierung kam; aber zum Glücke dauerte dies nicht lange, ihre Nachfolgerin, die Königin Elisabeth, befreite das Land völlig und auf immer von dem päpstlichen Joche" — mit welchen Mitteln, davon schweigt die Geschichte des Herrn Leipoldt. — Leimbach (S. 122) erzählt: „Nun kam die blutige Maria auf den Thron, die streng katholische Tochter der Katharina von Aragonien, welche die katholische Lehre mit aller Strenge wieder einzuführen suchte und den bisherigen Kanzler und Erzbischof Cranmer mit 300 angesehenen und eifrigen Anhängern der evangelischen Lehre auf den Scheiterhaufen sandte. Nach ihrem Tode 1558 kam Elisabeth, die Tochter der zweiten Gemahlin Heinrichs VIII., Anna Boleyn, auf den Thron. Diese wandte wiederum ihren ganzen Einfluß der Reformation zu und ist die Stifterin der anglikanischen Kirche geworden." Von ihren Hinrichtungen erzählt uns Herr Leimbach nichts. — Ebensowenig Holzweißig (S. 105), der uns die Sache darstellt wie folgt: „Maria die Katholische (1553—1558) wüthete mit schonungsloser Grausamkeit gegen die Reformation; Cranmer und Ridley starben 1556 auf dem Scheiterhaufen, 277 Personen, Prediger und Laien, auch Weiber und Kinder, erlitten den Tod in den Flammen. Erst durch Elisabeth (1558—1603) wurde 1559 die englische Episkopalkirche gegründet." Wie? davon schweigt abermals die Geschichte. — Noack (S. 95) berichtet: „Die Königin Maria (1553—1558) verhängte über die Anhänger der Reformation blutige Verfolgungen (Cranmer wurde verbrannt); dagegen verschaffte Elisabeth (1558—1603) der evangelischen Lehre den gänzlichen Sieg." Mit welchen Mitteln, wird abermals verschwiegen. — Demmer (S. 65) erzählt: „Nach Eduards VI. Tode kam das Regiment in die Hände der fanatisch-katholischen Maria. . . . Alles, was Cranmer zuwege gebracht hatte, wurde jetzt mit Gewalt wieder zerstört. Die blutigsten Verfolgungen wurden über die Reformirten verhängt. Daher hat die Königin im Volksmunde den Namen der ‚blutigen Marie' erhalten. . . Das Martyrthum unter der blutigen Marie diente mehr als alles andere zur Befestigung des evangelischen Glaubens in England (?). Zudem wurde schon bald die protestantisch erzogene Tochter Anna Boleyns, die Königin Elisabeth, die Erbin des

englischen Thrones. Unter ihrer langen Regierung (1558—1603) wurde das Reformationswerk in England vollendet. Der katholische Gottesdienst wurde untersagt, und jene 42 Artikel wurden auf einer Synode zu London zu einem Glaubensbekenntniß von 39 Artikeln umgeschaffen, welches zum Staatsgesetz erhoben wurde." Das ist alles, was wir von den unerhörten Grausamkeiten Elisabeths gegen die Katholiken vernehmen.

Wie eine Seeschlange zieht sich derart die tendenziöse Geschichtsentstellung durch die officiellen Schulbücher hin. Bei jenen zwei englischen Königinnen tritt die Ungleichheit von Maß und Gewicht besonders greifbar zu Tage. Doch findet sich ähnliche Parteilichkeit, wie in England, bei der Kirchengeschichte von Deutschland, Frankreich, Dänemark, Schweden u. s. w. Die Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten, mit welchen man die Anhänger des alten Glaubens von diesem loszureißen suchte, werden verschwiegen; jede Härte, mit welcher man gegen die Neuerer sich schützte, wird zur Verfolgung des „reinen Evangeliums". So erzählt uns Leipoldt (S. 153) für die Zeit von 1546—1750: „Am schlimmsten trat in dieser Zeit die Verfolgungssucht hervor in zwei beklagenswerthen Ereignissen, die an jene blinde Verfolgungswuth erinnern, welche einst in den ersten christlichen Jahrhunderten den Menschennamen schändeten. Wir meinen die Verfolgung der Protestanten in Frankreich und die Vertreibung der evangelischen Salzburger." Die Greuelthaten Elisabeths, der französischen Hugenotten und vieler deutscher Landesherren und Stadtmagistrate scheinen dem Herrn somit unbekannt zu sein. Holzweißig (S. 105) faßt die Einführung und Verbreitung der sogen. Reformation in folgendem Bilde zusammen: „Die Reformation fand allenthalben Anhänger und schnelle Verbreitung, aber auch Widerspruch und Feinde; offener oder heimlicher Gewalt gelang es, sie in manchen Ländern zu beschränken oder auch ganz zu unterdrücken." Von der „offenen oder heimlichen Gewalt" bei Einführung der neuen Lehre scheint der Herr nie etwas gehört zu haben.

6. Unwillkürlich drängt sich die Frage auf: Wie ist es möglich, daß derartige Geschichtsentstellungen nicht bloß hie und da, sondern so allgemein in den officiell eingeführten Schulbüchern sich finden? Hat man die Bücher im Cultusministerium nicht gelesen, ehe man sie in das Verzeichniß der Schulbücher aufnahm? Oder ist man im Cultusministerium mit den wirklichen historischen Vorgängen nicht vertraut? Oder glaubt man, der Protestantismus bedürfe der Geschichtsentstellung zu seiner wissenschaftlichen Rechtfertigung? Keine dieser Möglichkeiten ist anzu-

nehmen, und dennoch suchen wir vergeblich nach irgend einer andern Erklärung; die Sache bleibt also ein Räthsel.

Daß bei derartigen wahrheitswidrigen Darstellungen besonders der Jesuitenorden (objectiv) verleumdet wird, gehört zu den Gepflogenheiten der protestantischen Literatur. So erzählt uns Kurtz (S. 158): „Eine alle Sittlichkeit bedrohende Casuistik war nicht bloß Privatmeinung einzelner vorlauter Moralisten, sie lag in großartigster Weise dem Streben des Ordens im Princip zu Grunde. Ihre gefährlichsten Grundsätze waren: der Zweck heiligt die Mittel, da wenn der Zweck erlaubt ist, auch die Mittel dazu erlaubt sein müssen; jede auch an sich sündliche Handlung ist nur nach der Absicht, die dabei obwaltet, zu beurtheilen." — Bei Noack (S. 94) erscheint die Fabel in gemilderter Form, so daß sie theilweise Herrn Kurtz widerlegt. Er schreibt: „Die verderblichen Grundsätze der Jesuitenmoral, z. B. der Zweck heiligt die Mittel, Erlaubniß des geistigen Vorhaltes beim Eide 2c., wurden von dem Orden zwar nicht theoretisch anerkannt, wohl aber praktisch ausgeübt und besonders im Beichtstuhl empfohlen." Wie Noack diese Behauptung wohl beweisen würde? — Etwas bösartiger tritt die Fabel wiederum bei Leimbach (S. 126) auf. Nach ihm muß der Jesuit alles aufgeben, auch „das eigene Gewissen". „In alle Verhältnisse drängte er sich ein, alle Geheimnisse spürte er aus. Die gefährlichen Grundsätze seiner Moral, welche einzelne Moralisten des Ordens aufstellten und der Orden befolgte (1. der Zweck heiligt die Mittel, 2. die Lehre vom Probabilismus und 3. die Lehre von der reservatio mentalis) konnten nicht anders als zerstörend wirken." — Mit krasser Ignoranz über das Wesen des Probabilismus erscheint die gleiche Fabel bei Helmsing und Holzweißig. Letzterer schreibt (S. 110): „Besonders berüchtigt ist die leichtfertige Sittenlehre des Ordens geworden, wie sie am meisten zum Behuf der Seelsorge ausgebildet worden ist. Sie entschuldigten leichtfertig die gebeichteten Sünden und handelten selbst nach dem (vielleicht nicht doctrinär ausgesprochenen) Grundsatze: Der Zweck heiligt das Mittel (methodus dirigendae intentionis), sowie: bei Versprechungen und Eiden ist nur der gedachte Sinn, nicht das (selbst in betrüglicher Absicht) gesprochene Wort giltig und verbindlich (reservatio mentalis), und: eine Handlung läßt sich entschuldigen, sogar wenn man nach dem eigenen Gewissen von dem Gegentheil überzeugt ist, sobald nur ein annehmbarer Grund oder wenigstens die Autorität eines angesehenen Morallehrers zu ihrer Rechtfertigung sich beibringen läßt (Probabilismus)." — Helmsing (S. 114) sagt den

Jesuiten nach: „Die Autorität der Heiligen Schrift wird durch die Unfehlbarkeit des Papstes ersetzt, der allein seine Gewalt von Gott hat. Wird dieses anerkannt, so findet die Sünde im übrigen sehr nachsichtige Beurtheilung. Als Richtschnur des sittlichen Handelns gelten nicht Gesetz und Gewissen, sondern nach ihrer ‚Probabilität‘ zu schätzende Meinungen. Eine Uebertretung ist keine Sünde, wenn sie mit der Absicht, einen guten Zweck zu erreichen, begangen wird. Den Zwecken des Ordens und der Kirche wird unbedenklich alles ohne Ausnahme, auch das eigene Gewissen, untergeordnet."

Wüßten wir nicht, daß diese Herren großentheils nur einer dem andern nachschreiben, statt durch ein gründliches Quellenstudium die Wahrheit zu erforschen, so wären wir fast zu der Annahme genöthigt, daß sie ihr Gewissen den Zwecken des Protestantismus untergeordnet hätten. So aber wollen wir ihre historischen Fabeln bereitwillig mit mangelnder Sachkenntniß entschuldigen.

7. Welche Unkenntniß über katholische Dinge im protestantischen Lager herrscht, das zeigt sich besonders auch bei der Besprechung der katholischen Missionen. Es ist bekannt, wie Großartiges die katholische Kirche während der letzten drei Jahrhunderte auf diesem Felde geleistet hat. Bewunderungswürdig ist namentlich die Nachhaltigkeit ihrer Erfolge. In Nordamerika hatte ein Stamm von Wilden 100 Jahre lang seinen katholischen Glauben bewahrt, obschon er in dieser Zeit nie einen Missionär gesehen. In Japan hatte sich durch mehr als zwei Jahrhunderte trotz der furchtbarsten Verfolgungen eine eifrige und wohlunterrichtete katholische Bevölkerung von etwa 15 000 Seelen erhalten. Man hielt in Europa die japanische Kirche für vernichtet, bis es derselben im Jahre 1865 gelang, sich mit Monseigneur Petitjean, dem damaligen Kaplan einer französischen Gesandtschaft, in Verbindung zu setzen. Aber von dergleichen Dingen wissen natürlich die Verfasser unserer officiellen Schulbücher nichts. Helmsing (S. 115) schreibt: „In Japan bildete sich ein glänzendes Kirchenwesen in Anlehnung an den dort herrschenden Buddhismus mit seinen Forderungen der Selbstverläugnung und der guten Werke aus, konnte jedoch den seit 1587 ausbrechenden Verfolgungen nicht widerstehen, und um 1649 war jede Spur des Christenthums wieder verschwunden." — Bei Kurtz (S. 159) lesen wir: „In Japan setzten die Jesuiten Xaviers Werk mit glänzendem Erfolge fort, aber im Jahre 1587 brach eine heftige Verfolgung aus, und nur mit Mühe hielten sie sich im Lande. Die eifersüchtigen Umtriebe der Franziskaner gegen die Jesuiten, die

politische Rivalität der Holländer gegen die Portugiesen kamen dazu, die Verfolgungen erneuerten sich und endigten mit der gänzlichen Ausrottung der Kirche (1637)." — Holzweißig (S. 123) erzählt: „Die katholischen Missionen begnügten sich meist mit einer äußern Unterwerfung unter christliche Sitten und Gebräuche, sie tauften selbst ohne vorangegangene Belehrung und Bekehrung. Daher verfielen die Missionen sehr schnell." Holzweißig ist aufrichtig genug, zu gestehen (S. 123), daß „in der evangelischen Kirche eine Thätigkeit für die Heidenmission erst spät begonnen"; er gesteht auch: „Die Erfolge auf dem evangelischen Missionsgebiet sind bis jetzt gering (in 60 Jahren sind etwa 7—800 000 Heiden getauft); aber (!) die evangelische Mission fordert im Gegensatz zur katholischen nicht bloß äußere Annahme des Christenthums, sondern wirkliche Bekehrung." Daß Tausende und Abertausende katholischer Neubekehrter, namentlich in China, Tonkin und Japan als Martyrer für ihren Glauben das Blut vergossen, ist natürlich für Herrn Holzweißig kein Zeichen einer „wirklichen Bekehrung". — Demmer (S. 92) bringt unter der Ueberschrift „Die Heidenmission" mehr als eine ganze Seite über das evangelische Missionswesen; die wenigen Zeilen über die Missionen der katholischen Kirche werden eingeleitet mit den Worten: „Die katholische Kirche suchte mit dem Wiederaufleben des evangelischen Glaubenslebens in ihrer Weise gleichen Schritt zu halten." Der Verfasser weiß offenbar nicht, daß in der katholischen Kirche nicht, wie in der evangelischen, von einem „Wiederaufleben des evangelischen Glaubenslebens" die Rede sein kann. Denn in der katholischen Kirche ist dieses Glaubensleben nie erstorben; sie besaß auch im 17. und 18. Jahrhundert, als bei den Protestanten kalte Orthodoxie und Rationalismus herrschten, die blühendsten Missionen.

8. Zum Schluß der Kirchengeschichte lesen wir dann z. B. bei Leipoldt (S. 194), daß „im Katholicismus leider in den letzten Jahrzehnten Mönchthum, Aberglaube, Wundersucht, Heiligen-Verehrung, Mariendienst und Jesuitismus in erschreckender Weise zugenommen". „Jesuitische Hetzerei" (S. 197) hätte den Krieg von 1870 entzündet. Die Bischöfe der Minorität hätten auf dem vaticanischen Concil „die Einheit der Kirche über Gewissen und Wahrheit" gesetzt (S. 197). „Nur einige hervorragende Männer, namentlich Professoren, wie Friedrichs, Knoot, Reinkens, Schulte und andere, waren es, die der von Döllinger geleiteten Opposition sich anschlossen, vom Vatican und Episkopat sich lossagten, und mit dem Rechts-Anspruch, die rechte alte katholische Kirche

aus der Zeit vor dem letzten Concil darzustellen, als altkatholische Kirchengemeinschaft sich zusammenschlossen". (S. 198). Herr Demmer (S. 94) scheint das vaticanische Concil sogar durch die Bemerkung herabsetzen zu wollen, daß es „bei regnerischem Wetter" eröffnet ward. So bleibt nichts unbenutzt, um in tendenziösem Parteiinteresse den Gegner herabzusetzen. Eine schöne Geschichtschreibung!

Blicken wir zurück auf das, was in den protestantischen Schulbüchern über katholische Dinge gelehrt wird, so drängt sich noch folgende eigenthümliche Erwägung auf: Ein und derselbe preußische Staat, ein und derselbe Cultusminister läßt in seinem Auftrage lehren, daß die Bibel genüge und daß sie nicht genüge; daß die deuterocanonischen Bücher inspirirt seien, und daß sie nicht inspirirt seien; daß der Primat von Christus eingesetzt sei, und daß er nicht von Christus eingesetzt sei; daß es sieben Sacramente, und daß es nicht sieben, sondern nur zwei Sacramente gebe u. s. w. Diese schreienden Widersprüche sind aber nicht etwa die Folge von Doppelzüngigkeit irgend eines Cultusministers; sie sind vielmehr, wie schon früher entwickelt, ein nothwendiger Ausfluß der preußischen Schulidee. Denn kraft dieser Schulidee hat der Staat die Rolle des Schulmeisters zu spielen für das gesammte Schulwesen, den Religionsunterricht der sich widersprechenden Confessionen nicht ausgenommen. So muß denn unfehlbar ein in sich unwahres System inscenirt, ein hochbedenkliches Spiel gespielt werden mit dem Geiste der Jugend, der man hier diese religiösen oder kirchengeschichtlichen Behauptungen, einige hundert Schritt davon aber gerade das Gegentheil von alledem als heilige Wahrheit vortragen läßt. Möge man das Folgenschwere eines solchen Verfahrens endlich einmal einsehen und zugestehen, daß es nicht Sache des confessionslosen Staates ist, confessionellen Religionsunterricht zu ertheilen.

L. v. Hammerstein S. J.

# Das altnordische Sonnenlied.

(Sólarljóð.)

## Ein christlicher Gesang der Edda.

---

Eine Divina Commedia im Keime, über 300 Jahre vor Dante, allerdings nur in einigen kräftigen Umrissen ausgeführt, ohne scholastische Philosophie und Theologie, aber tief poetisch, in der markigen Sprache des skandinavischen Nordens, in der runenhaften Bildersprache und den Versmaßen der ältern Edda, ja ein Theil der Edda selbst — das ist wohl nicht bloß eine literarische Merkwürdigkeit, sondern ein geschichtliches Denkmal, das als das älteste christliche von Skandinavien über die gelehrten Fachkreise hinaus gekannt zu werden verdient. Ein solches Gedicht ist das altnordische Sólarljóð, d. i. Sonnenlied. Wenn es nichtsdestoweniger von allen Liedern der Edda bei uns bis dahin die wenigste Beachtung gefunden hat, so liegt das nicht am Mangel innern Werthes, sondern daran, daß die Gelehrten selbst über den Begriff, Ursprung und Umfang der Edda nicht völlig einig waren, daß auch die übrigen Lieder der Edda nur langsam während des gegenwärtigen Jahrhunderts in Deutschland sich einbürgerten, und daß dabei das linguistische und mythologische Interesse bei weitem das historische, religiöse und poetische überwog, ja beinahe verdrängte[1].

Man glaubte in den Göttermythen der Edda die Religion der germanischen Stämme wieder aufgefunden zu haben, und entwarf im Anschluß daran ein so hoch poetisches, idealisirtes Bild von ihrem Geistesleben, daß man fast verführt werden mußte, ihren Uebertritt zum Christenthum zu bedauern. Erblickte doch Jakob Grimm in der katholischen Marienverehrung nur das Wiederaufleben „schuldloser, aber heidnischer Anschauungen, mit denen auch die Kirche allgemach eine feiner ausgeklügelte, in zahlreichen Legenden und Predigten versponnene, feierlichere Andacht (attentio) zusammenfließen ließ“[2], in der Heiligen- und Reliquienverehrung aber „das polytheistische Princip in seiner Fortregung“, und fand in den Kirchen und Kapellen des Mittelalters

---

[1] Joh. Gottfried von Herder übersetzte drei der schönsten Eddalieder, Völuspá, Vegtamskviða und Odins Runenlied (Hávamál) nach den unvollständigen Texten, die er bei Resenius (Edda Islandorum, Hafn. 1665—73) und Bartholinus (De causis cont. mortis, Hafn. 1689) vorfand, und gab sie als Proben isländischer Poesie in seinen „Volksliedern“ (1778 u. 1779) oder, wie sie später hießen, „Stimmen der Völker“. Ein Jahr zuvor erschien die Uebersetzung von Schimmelmann: Die isländische Edda, Stettin 1777. Erst nach längerer Pause folgten dann die Uebersetzungen von Von der Hagen (1814), der Gebrüder Grimm (1815), Majer (1818), Studach (1829), Ettmüller (1837), Simrock (1851, 8. Aufl. 1882), von Wolzogen (1876), B. Wenzel (1877).

[2] Deutsche Mythologie. 3. Ausg. Göttingen 1854. Vorrede S. XXXII ff.

„mit schwülem Grabgeruch ein Anbeten (!) todter Knochen, deren Echtheit und Wunderkraft selten beglaubigt, zuweilen ganz unmöglich scheint“[1]. Da wäre es doch offenbar fast besser gewesen, die germanischen Stämme wären ruhig bei ihrer so schönen und sinnigen Mythologie geblieben, bis Dr. Martin Luther ihnen das richtige Gotteswort gebracht hätte. Grimms Freund, der Historiker Dahlmann, hat das auch ziemlich deutlich herausgesagt, indem er die Einführung des Christenthums auf Island geradezu betrauert: „Gewiß, dem Isländer wurde von allen Söhnen des Nordens am meisten geraubt, als ihm seine Götter verleidet wurden, der Dienst des weißen Christus siegte. Er verlor alles, worin er Meister war, seine alte Naturanschauung und mit ihr den bildlichen Grund aller seiner Wissenschaft (!); seine Lehre von der Schöpfung der Welt und ihrem Untergange (!), welcher wohl nur in diesem Lande des Frostes und der Gluten sich so durchbilden konnte, wie er in Völuspá dasteht, verlor allen zusammengesparten Reichthum der Phantasie (!), welcher der Sohn seiner Armuth war und sein Trost für Mangel an Kriegsfreude und Kriegsruhm, — um in der Lehre des Südens ein Schüler zu werden und zu bleiben.“[2]

Auch Simrock hat sich von einer solchen übertriebenen Werthschätzung des nordischen Heidenthums nicht freigehalten. Er bedauert nicht bloß, daß der Eifer der christlichen Priester das Heidenthum in Deutschland bis auf die letzten Spuren ausgetilgt habe, er nennt auch die beiden Edden geradezu „gleichsam die nordische Bibel und somit auch die unsrige, da der Glaube der Nordmänner im wesentlichen mit dem deutschen übereinstimmt“, und knüpft daran die seltsame Bemerkung:

„Wollen die Deutschen nun die ihrem Geiste eingeborenen und noch einwohnenden Götter verehren, wollen sie den Geist ihrer ältesten Geschichte zu sich sprechen lassen, so müssen sie nach diesem äußersten Thule (Island) wandern, und die Früchte kosten, die unter dem starrsten aller Himmel gereift sind.“[3]

Bei einer solchen Auffassung des altnordischen und des germanischen Heidenthums überhaupt kann es nicht befremden, wenn das einzige ausgesprochen christliche Lied der ältern Edda in Deutschland eine sehr stiefmütterliche Aufnahme fand. Es kam nicht gelegen. Die wunderliche Idee Dahlmanns, das isländische Volk hätte durch die Annahme des Christenthums seine poetische Schöpferkraft, wie die werthvollsten religiösen Anschauungen eingebüßt, wurde durch dasselbe schlagend widerlegt. Gegenüber den kühnen Hypothesen, welche die Edda ins 6. Jahrhundert oder in ein noch höheres Alterthum hinaufversetzten, rückte es die Möglichkeit, ja die Wahr-

---

[1] Das. S. XLV.

[2] Geschichte von Dänemark. Hamburg 1841. II. 265.

[3] Die Edda, die ältere und die jüngere. Stuttg. 1851. S. 319. — In seinem „Handbuch der deutschen Mythologie“ gibt er jedoch zu, „daß die heidnische Form des religiösen Bewußtseins sich ausgelebt hatte, als das Christenthum in die Welt trat oder doch als es den nordischen Völkern verkündigt wurde“. 5. Aufl. Bonn 1878. S. 2.

scheinlichkeit nahe, daß auch andere Lieder derselben nicht lange vor der ersten christlichen Periode entstanden sein können, daß „Völuspá und die Bibel“ nicht bloß an einer Stelle „aneinander stoßen“, wie J. Grimm meint, sondern auch in der Zeit ihrer Abfassung sich ziemlich nahe berühren [1], daß die Edda überhaupt kein abgeschlossenes Denkmal einer völlig heidnischen Vorzeit ist, sondern selbst schon den Uebergang von der altheidnischen Mythenpoesie zur christlichen Skaldendichtung und zu der übrigen glänzenden Literatur Islands im christlichen Mittelalter bezeichnet. Das alles war aber nicht „germanisch“ genug. Während Völuspá deshalb eine ganze Reihe von Erklärern beschäftigte, wurde das Sólarljóð kaum vorübergehend erwähnt. Als Simrock seine Uebersetzung der beiden Edden zum erstenmale herausgab, bestritt er geradezu die Echtheit desselben, weil es christlich, also nicht alterthümlich genug sei, und ließ es einfach weg [2]. Erst bei späteren Auflagen trug er es dann nach, aber nur als „Anhang“, ohne es, gleich den übrigen Stücken, für sich und im Zusammenhang mit den übrigen Liedern zu erklären [3]. Da andere Schriftsteller diesem Beispiele folgten, so ist es gekommen, daß, außer Fachgelehrten, sich kaum jemand um jene merkwürdige Dichtung zu kümmern pflegt.

Ein glücklicheres Loos blühte ihr im skandinavischen Norden. Hier hielten die Sprachforscher und Geschichtschreiber, Alterthumsforscher und Literaturhistoriker fast ausnahmslos das Sólarljóð hoch in Ehren — als ein den übrigen Eddaliedern gleichwerthiges, hochbedeutsames Sprachdenkmal. Es wurde mit diesen zusammen herausgegeben, erforscht und commentirt. Isländer und Norweger, Schweden und Dänen bemühten sich darum. Es wurde wiederholt ins Lateinische [4], Dänische [5] und Schwedische [6] übersetzt, und drang aus der gelehrten Literatur auch in die Volksliteratur hinüber. So reihte es der Schwede Afzelius seiner volksthümlichen Geschichte von Schweden, der Nor-

---

[1] Schon der isländische Kirchenhistoriker Finn Jónsson hat gewichtige Momente zusammengestellt, welche christliche Einflüsse auf den Dichter der Völuspá wahrscheinlich machen (Hist. Eccl. Islandiae. Hafn. 1772. I. 23. 24). Vgl. dazu die Ausführungen Weinholds in Haupts Zeitschrift VI. 311 ff. u. Vigfusson, Corp. Poet. Boreale I. Introd. p. LXVII. Vol. II. p. 645—352.

[2] Simrock, Edda. 1. Aufl. S. 322.

[3] Simrock, Edda. 8. Aufl. „Die Lieder selbst sind mit wenigen Ausnahmen so alterthümlich, daß sie aus christlicher Zeit nicht herrühren können; das Sólarlied aber muß ihr angehören, da es christliche und heidnische Vorstellungen mischt, weshalb es als nicht eddisch von uns ausgeschlossen wird, obgleich es sich in allen Handschriften findet; jedoch liefern wir es, seiner großen Schönheit wegen, in einem Anhang nach.“ — Daß sich das Gedicht in allen Handschriften findet, ist übrigens irrig; es ist nur in Papierhandschriften aus dem 17. Jahrhundert erhalten.

[4] Finn Magnusen führt deren vier an: eine von dem isländischen Präst Gudmund Högneson in Island verfaßt, eine zweite von Jón Olaffen in Kopenhagen geschrieben, eine dritte aus Schweden und eine vierte von Gudmund Magnusen.

[5] Sandvig, Danske sange af det aeldste tidsrum. Kjöbenh. 1780. — Finn Magnusen, Den aeldre Edda. Kjöbenh. 1821—23. 4 Bde.

[6] Afzelius, Saemund den Vises Edda. Stockh. 1818.

weger Landstad seinen norwegischen Volksliedern ein[1]. Die Kirchenhistoriker erkannten darin ein überaus wichtiges Zeugniß für die erste christliche Periode, die Literaturhistoriker fanden darin ein merkwürdiges Bindeglied zwischen der ältern heidnischen und der christlichen Skaldenpoesie.

Der dänische Literaturforscher N. M. Petersen[2] nennt es ein „herrliches Gedicht" (et ypperligt digt), reiht es an die schönsten mythischen Lieder der Edda, und bemerkt mit vielem Recht, daß seine Verwandtschaft mit denselben daran mahnt, die Edda nicht allzusehr en bloc für eine absolut heidnische Sammlung zu nehmen. „Es bleibt eine Frage, ob das Christliche nicht in mehrere der Dichtungen eingreift, so daß sie in dieselbe Zeit gehören. Das Sólarljóð ist deutlich, aber es gibt noch mehr Beweise, daß man das Christliche mit dem Heidnischen verband: Grógaldr, Christi Zusammenstellung mit Baldur, vielleicht auch der schöne Schluß der Völuspá, worin von dem Allmächtigen und vom Weltgericht die Rede ist, so daß auch Völuspá aus der christlichen Zeit herrühren könnte."

„Nachdem die Sonne des Christenthums nun aufgegangen war," sagt der schwedische Sagenforscher Afzelius[3], „muß ein herrlicher Gesang, das ‚Sonnenlied' genannt, als ein hervorragendes Geschichtsdenkmal aus dieser oder der eben vorangegangenen Zeit hier aufbewahrt werden. Wie unsere Vorväter in dem ersten Zeitraum sich den Geist des Christenthums angeeignet hatten, erhellt daraus; wir sehen daraus auch, wie die Königsskalden, ebenso wie sie zuvor das blutige Schlachtfeld und den ruhmreichen Tod gefeiert hatten, jetzt die Hoffnung der Frömmigkeit, die erhabene Sitten- und Tugendlehre des Christenthums besangen."

Aehnlich lautet das Urtheil des norwegischen Kirchenhistorikers A. Chr. Bang[4]: „Daß sich während des 11. Jahrhunderts unter dem Volke ein nicht geringer Aufschwung in religiöser Hinsicht vollzog, dafür erbringt das um diese Zeit abgefaßte Gedicht ‚Sólarljóð' ein unwidersprechliches Zeugniß. Hier herrscht doch wirklich eine religiöse Stimmung und ein Ernst, mit dem es wohl thut, sich bekannt zu machen."

Der dänische Kirchenhistoriker A. D. Jörgensen benützt die Dichtung in seinem trefflichen Werke über „die Begründung und erste Entwicklung der nordischen Kirche", „um die Schilderung der kirchlichen Anschauungen des Nordens während der ersten Zeit durch Mittheilung eines dieser Zeit selbst entsproßten Geistesproductes zusammenzufassen, nämlich des bekannten Sonnengesanges. Derselbe ist aufbewahrt in einer Sammlung alter Lieder, die uns aus dem 13. Jahrhundert überliefert ist und die jetzt ‚die ältere Edda' ge-

---

[1] Norske Folkeviser I. 67 ff.

[2] Den Oldnordiske Literaturs Historie. Annaler for Nordisk Oldkyndighed og Historie. Kjöbenh. 1861. p. 111. 113.

[3] Arv. Aug. Afzelius, Svenska Folkets Sago-Häfder. Andra Uppl. Stockholm 1844. III. 5 ff.

[4] A. Chr. Bang, Udsigt over den Norske Kirkes Historie under Katholicismen. Kristiania 1887. p. 81.

nannt wird; schon damals hat man ihre Abfassung in eine ferne Vorzeit versetzt, und die heidnischen Bilder, die häufig gebraucht werden, machen es in hohem Grade wahrscheinlich, daß er der ersten Zeit des Christenthums auf Island oder in Norwegen angehört" [1].

Der isländische Sprachforscher und Literaturhistoriker Gudbrand Vigfusson [2], der die Dichtung in zwei von einander ursprünglich getrennte zerlegt, glaubt, daß denselben das Hávamál oder sonst die ältesten Eddalieder als Vorbild gedient haben. „Daß unsere Gedichte alt sind (11. Jahrhundert?), darüber kann kein Zweifel bestehen; sie sind in einem alten Versmaß und beobachten die Quantität genau. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der oder die Verfasser die Völuspá gekannt haben mögen. Die geistige Beziehung zwischen den zwei Dichtern — der eine ein Heide mit leichten Anflügen von Christenthum, der andere ein Christ mit heidnischen Erinnerungen — erlaubt uns, ihre Werke nebeneinander zu stellen. Der Gegenstand des Sonnengesanges war ein Lieblingsthema im 10. und 11. Jahrhundert, und wir haben eine Anzahl mittelalterlicher Visionen, Vorläufer der großen Commedia, welche sie alle in den Schatten stellte."

In erfreulicher Unparteilichkeit schließt sich diesen Aeußerungen nordischer Gelehrter auch das Urtheil eines neuern deutschen Literaturhistorikers an. „Das Sólarljóð", so urtheilt Dr. Ph. Schweitzer [3], „gehört zu den schönsten Erzeugnissen der alten Literatur und trägt den Ernst, die pathetische Erhabenheit, die ungekünstelte Sprache der schönsten Eddalieder. Mit ihm tritt die christliche Dichtung würdig in das geistige Leben der Normannen ein."

Wo, wann und von wem das Sonnenlied gedichtet worden ist, das wird sich wohl nie mehr genau feststellen lassen. Alle sicheren Angaben fehlen. Nur mit einiger Wahrscheinlichkeit kann man annehmen, daß es auf Island und zwar zwischen dem Ende des 9. und der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts entstanden sein wird [4]. Mag der Kern der eddischen Mythen auch auf allgemeinen arischen Stammsagen beruhen, mag er sich auch zum Theil noch gemeinschaftlich mit den Sagen anderer germanischer Stämme entwickelt, zum Theil dann auf der skandinavischen Halbinsel seine eigenthümlichere Fassung gewonnen haben: ihre letzte dichterische Gestalt haben sie auf Island erhalten, von da sind sie nach Norwegen als Edda zurückgekehrt. Island ist der Hauptsitz der nordischen Literatur, das Vaterland der meisten Skalden: Island allein hat die alten Götter- und Heldenlieder als kostbares Ver-

[1] A. D. Jörgensen, Den Nordiske Kirkes Grundlaeggelse og förste Udvikling. Kjöbenh. 1874—78. I. 593 ff.

[2] Gudbrand Vigfusson, Corpus Poeticum Boreale. Oxford 1883. Introduct. LXVIII. I. 203 ff.

[3] Ph. Schweitzer, Gesch. d. altskandinavischen Literatur. Leipz. 1885. S. 147.

[4] Bang theilt es dem 11. Jhdt., Vigfusson dem Anfang des 11. Jhdts., Jörgensen, Finn Magnusen und Afzelius der „ältesten christlichen Zeit" zu. Bergmann hält nach einer alten isländischen Volksüberlieferung den Saemund Sigfusson Hinn Fróði († 1133) für den Verfasser.

mächtniß aufbewahrt und den Forschungen der späten Nachwelt überliefert. Gilt das aber von der ältern Edda überhaupt, so gilt es auch vom Sólarljóð.

Man hat sich dabei aber Island nicht als arme, trostlose Einöde zu denken, vom übrigen Europa abgetrennt, ohne jeden Verkehr mit den bereits christlich gewordenen Völkern, beschaulich träumend von seiner Asenlehre, von Riesen und Zwergen, Odin und Thor. Als Naddoðr, Garðar und Flóki um 860 die große Nordinsel entdeckten, waren England, Irland, Schottland schon längst christliche Länder und hatten ihre christliche Cultur und Literatur. In keltischen Liedern erklang das Lob des hl. Patrick und des hl. Brandan über die Westinseln dahin. Das Kloster Jona auf den Hebriden war längst ein leuchtender Mittelpunkt religiösen Lebens, ja einer ausgebreiteten Missionsthätigkeit, als daselbst Abt Adamnan († 704) das Leben, die Wunder und Visionen des hl. Columba in classischer Schönheit beschrieb [1]. Northumbrien hatte schon seinen ehrwürdigen Beda († 735) gehabt, der um das ferne Thule im Norden wußte; Kaedmon hatte daselbst die Schrecken der Hölle und die Freuden des Himmels in angelsächsischer Sprache besungen [2], Kynewulf die Höllenfahrt und Auferstehung Christi gefeiert und die schönsten Legenden in den alliterirenden Maßen des Nordens erzählt [3]. Bis hinauf zu den Orkaden war das Lob Gottes schon in den Sprachen und Rhythmen der bekehrten Völker ertönt. Nach Island selbst waren ein Jahrhundert vor den norwegischen Entdeckern keltische Mönche von den Westinseln aus gedrungen und hatten das Land Christo geweiht [4]. Irische Bücher, Glocken und Krummstäbe bezeugten den nachfolgenden skandinavischen Ansiedlern ihren Aufenthalt; unter dem Namen „Papar" lebte ihr Andenken bei denselben fort. Gleichzeitig mit den heidnischen Norwegern, welche von 874 an Island bevölkerten, zogen auch Christen und christliche Frauen keltischen Stammes aus den Westinseln daselbst ein [5]. Das Landnámabók hat zahlreiche Namen derselben erhalten [6]. Mochten Heidenleute aus Norwegen Tempelerde und Tempelpfosten mit sich nehmen, um dem Gotte Thor auf Island einen neuen „Hóf" zu bauen [7]: Örlyggr, der auf den Hebriden bei einem Bischof Namens Patrick erzogen worden war, brachte eine Eisenglocke, ein Meßbuch und geweihte Erde mit, um dem hl. Columba eine Kirche zu errichten [8].

---

[1] Adamnan, De Vita B. Columbae (Migne, Tom. 88. p. 759 sqq.).

[2] V. Beda, Hist. Eccl. l. IV. c. 23 (Migne, Tom. 95. p. 213).

[3] ten Brink, Gesch. d. engl. Literatur. Berlin 1877. I. 64 ff. — J. H. Kirkland, A Study on the Anglo-Saxon poem, The Harrowing of Hell. Halle 1885.

[4] Dicuil, De mensura orbis terrae. Ed. Walkenaer Paris 1807. c. VII.

[5] Etwas zu viel gesagt ist wohl, wenn Jörgensen meint: „Island erhielt, wie bekannt, seine ersten und meisten Ansiedler von Irland und den schottischen Inseln." L. c. I. 209 ff.

[6] Landnámabók. Skálholti 1688. p. 13. 41. 52. 106. 115. 174 (I, 15; II. 11. 16; III. 12. 16; V. 15). [7] Eyrbyggja Saga c. 4.

[8] Landnámabók p. 13 (I. 15). St. Columba wird daselbst „Kolumbylla" genannt, verschrieben statt „Kolumkylla". Cfr. Ven. Beda, Hist. Eccl. lib. V. cap. 9 (Migne, Tom. 95. p. 242).

Unterdessen dauerten die Vikingerzüge, die schon ein Jahrhundert zuvor begonnen hatten, beständig fort. Zweimal wurde das Kloster Jona um diese Zeit von den Nordmännern verheert (797 und 824) [1]. Sie beunruhigten Irland, Nordfrankreich, Aquitanien, Spanien, England. Nach Grönland und Amerika drangen sie vor, wie nach Sicilien und Constantinopel. Zwei Jahre nachdem die Besiedelung Irlands begonnen, fuhr ein Normannenheer die Seine hinauf und belagerte Paris [2]. Durch das ganze 10. Jahrhundert begegnen uns diese wilden Heerfahrten, und unter ihren Häuptern finden wir isländische Krieger und Skalden, in Norwegen ebenso zu Haus wie auf ihrem fernen Eilande. Den Sommer brachten sie mit Raubzügen zu, den Winter über rasteten sie in irgend einer heimischen Bucht (Vik). So wenig ein solches Räuberleben zu Land und See den Eingang christlicher Civilisation begünstigen mochte, wurden doch die wilden Recken mit derselben bekannt, und manche aus ihnen nahmen den Glauben an. So empfing der Isländer Egill Skallagrimsson (geb. 906, † 990) am Hofe des Königs Athelstan von Northumbrien um 930 mit 360 anderen Nordmännern das Kreuzeszeichen [3]. Am Hofe desselben Königs empfing Hákon der Gute (935—951), jenem zu Ehren Athelstanfostri genannt, die heilige Taufe und brachte dann angelsächsische Priester mit nach Norwegen [4]. Wurden auch seine Christianisirungsversuche von den heidnischen Thröndern gewaltsam abgewiesen, so nahmen doch vereinzelte Norweger und Isländer die Botschaft des Heiles an, in anderen wurde der Glaube an die alten Götter wenigstens wankend, und wenn den christlichen König auch ein heidnisches Loblied („Hákonarmál") zu Odin nach Walhalla berief, so war die innere Kraft des Heidenthums doch um diese Zeit schon sehr erschüttert. Wie das Heidenthum von da an langsam zusammenbröckelte, der eigentliche Glaube an die Götter abnahm, christliche Vorstellungen sich langsam Bahn brachen, dafür bieten die Njálssaga und andere isländische Sögur zahlreiche Belege dar [5]. An den alten Sitten und Gebräuchen, besonders an den Mahlzeiten und großen Gelagen zu Ehren der Götter, am Genuß des Opferfleisches, an den Culthandlungen, welche mit dem Rechtsleben verwachsen waren, auch an zahlreichen abergläubischen Vorstellungen hing das Volk noch mit großer Zähigkeit; aber die innere Verehrung, der Glaube an die Götter schwand dahin. Man hatte von einem höhern und mächtigern Gotte gehört,

---

[1] P. A. Munch, Det norske Folks historie. Kristiania 1852. I. 419. 437. 443.

[2] Das. I. 632 ff.

[3] Egils Saga Skallagrimssonar, c. 50. — Finn Jónsson, Hist. Eccl. Isl. I. 40. — ten Brink vermuthet, daß der isländische Skalde sogar auf die angelsächsische Dichtung eingewirkt habe, indem um diese Zeit erst das nordische Versmaß Runhenda bei den Angelsachsen auftritt (Gesch. d. engl. Lit. I. 109).

[4] Heimskringla. Haralds Saga Harfagra. c. 43—45. — Hákonar Saga goða. c. 1—3. 16—20.

[5] Niáls Saga c. 89. 101. — Laxdaela Saga c. 40. — Jüngere Olafs S. Tryggo c. 200. — Harðar S. Grimkelssonar c. 19. — Landnámabók I. c. 5. 7. 11. II. c. 4. III. c. 11.

und einzelne fingen an, diesen anzurufen. Christliche und heidnische Strömungen wogten wirr durcheinander. Heiden näherten sich langsam dem Christenthum; Bekehrte oder Halbbekehrte sanken wieder in das Heidenthum zurück. Abkömmlinge von Christen machten wieder die Opferfeste mit, die Heiden begannen die Taufe nachzuahmen, indem sie die neugeborenen Kinder mit Wasser begossen und ihnen dabei den Namen gaben, wobei sogar eine Art Pathenverhältniß aufkam [1]. Bei vielen war der Glaube an die Götter dem Glauben an die eigene stolze Kraft gewichen [2], ein Glaube, welcher dem unruhigen Treiben der Vikinger, ihren Raubzügen zu Land und See, ihren Rechtshändeln, Zweikämpfen, Mordbrennereien und Gewaltthaten aller Art am besten entsprach. Der Viking stellte sich selbst an die Stelle des Gottes Thor, schwang statt des Hammers sein gewaltiges Schlachtschwert und erkämpfte sich damit Gold, Ruhm und Genuß.

In diese wilde, abenteuerliche Welt muß man sich versetzen, wenn man das Sólarljóð richtig auffassen will. Den Wolken eines sich verziehenden mächtigen Gewitters vergleichbar, ragen noch die Phantasiegestalten der alten Mythologie in sie hinein, Odin und Freyja, Nörðr, der Meergott, und Niði, der Gott des Neumonds, vor allem aber Hel, die Tochter Loki's und die Schwester des Fenriswolfs und der ungeheuern Schlange, die unersättlich nach Menschenblut Gierige. Doch die Götter sind an die Grenze des Jenseits zurückgedrängt, regieren die Welt nicht mehr. Da waltet stolzer Uebermuth, nimmer befriedigte Gier nach Habe und Genuß, Verrath, der eifersüchtige Kampf um Liebeslust, Raub und Gewaltthat. Der ist der Glückliche, der die meisten Speere warf, die meisten Schilde brach, die meisten Goldspangen erbeutete, die schönsten Frauen entführt, die weitesten Meere durchfurcht, Männer zittern und Weiber weinen gemacht hat. Solchen ungezähmten Recken, den letzten Ueberresten der heidnischen Germanenstämme, die vor dem Christenthum gleichsam bis an die Grenzen der bekannten Welt zurückgewichen waren, das Evangelium der Liebe zu predigen, wäre eine aussichtslose Aufgabe gewesen, wenn sich die wilde Naturkraft nicht selbst einigermaßen ausgetobt, die Berührung mit christlichen Elementen sie nicht im Laufe von mehr als hundert Jahren langsam umgewandelt und nach und nach gebändigt hätte. In die alten Anschauungen über den Untergang alles Großen und Herrlichen, der Welt und der Asen selbst mischte sich halb mythologisch die christliche Ankündigung des Weltgerichts, die Verheißung eines neuen Himmels und einer neuen Erde, die Botschaft des Mächtigen von Oben, der alles erneuern soll. Was aber auch den todesmuthigen Viking erschüttern mußte, das war der Tod, das Scheiden aus dieser Welt in ein unbekanntes Jenseits, voll Qual für den Frevler, voll ewiger Wonne für den Schuldlosen oder Büßenden. An diesem Punkte setzt unser Gedicht ein. Der Name Christi oder Mariä kommt nicht darin vor. Statt des Gebots der Feindesliebe finden wir darin die Warnung

---

[1] K. Maurer, Die Bekehrung des norwegischen Stammes zum Christenthum. München 1855. II. 226. 278.

[2] Das. II. 247 ff. 259 ff.

vor falschen Freunden. Es tönt stellenweise so urwüchsig, als hätte es einer gedichtet, der noch nicht getauft war, sondern nur das Kreuzzeichen empfangen hatte. Doch andere Stellen bezeugen klar und deutlich den Glauben an die heilige Dreifaltigkeit, an die Nothwendigkeit der Gnade, des Gebets, an die Pflicht der äußern Gottesverehrung und Sonntagsheiligung, an die Macht der Buße, an die Gemeinschaft der Heiligen.

Das Gedicht ist, wie erst aus späteren Strophen ersichtlich wird, die Rede eines verstorbenen Isländers, der seinem Sohne im Traume erscheint, ihm zuerst eine Reihe väterlicher Belehrungen über seine christlichen Pflichten ertheilt und ihm dann in einer Art Vision die letzten Dinge, seinen eigenen Tod, die Qualen der Verdammten in der Hölle und die Wonnen der Seligen im Paradiese schildert. Dann fügt er einige räthselhafte Strophen von altmythologischem Gepräge hinzu und gebietet dem Sohne, das Lied als geistiges Vermächtniß, als kurzen Abriß der Weisheit sich zu merken und in Ehren zu halten. Der erste Theil erinnert an die Spruchweisheit des „Hávamál", der zweite an die Gesichte der „Völuspá". Der übrige Inhalt ist in den ältesten (mangelhaften) Niederschriften folgendermaßen gruppirt:

### I. Des Vaters Lehren:

1. Die Geschichte vom bekehrten Räuber. An der Bekehrung eines Räubers wird die Nothwendigkeit und Macht der Gnade gezeigt. Str. 1—7.
2. Warnungen an Beispielen:
   a. Vor der Anhänglichkeit an irdisches Gut (Unnar u. Sävald). Str. 8. 9.
   b. Vor der Liebe Macht (Sväfodr u. Skart Heðinn). Str. 10—14.
   c. Vor Stolz und Uebermuth (Rádný u. Vébogi). Str. 15—18.
   d. Vor unklugem Vertrauen auf schmeichlerische Feinde (Sörli). Str. 19—24.
3. Mahnungen zur Tugend (die sieben Räthe):
   a. Anrufung der Engel und Heiligen. Str. 25.
   b. Genugthuung für Handlungen des Zornes. Str. 26.
   c. Nothwendigkeit des Verkehrs mit Gott. Str. 27.
   d. Nothwendigkeit häufigen Gebets. Str. 28.
   e. Nothwendigkeit, sich rechtzeitig auf den Tod vorzubereiten. Str. 29.
   f. Nothwendigkeit eines reinen Lebens. Str. 30.
   g. Nothwendigkeit glaubensvoller Einfalt. Str. 31.
4. Zusammenfassung der sieben Räthe. Str. 32.

### II. Die letzten Dinge:

1. Der Tod.
   a. Anhänglichkeit der Menschen an das Leben und an dessen täuschende Güter. Str. 33—35.
   b. Vergeblicher Kampf gegen den herannahenden Tod. Str. 36—38.
   c. Die sieben Tage der Krankheit. Str. 39—45.
   d. Das Hinscheiden und die Todesnacht. Str. 46—48.
   e. Nichtigkeit alles Irdischen. Str. 49. 50.
   f. Das Begräbniß. Str. 51.
   g. Die Fahrt zur Unterwelt. Str. 52.

2. Die Hölle.

Eintritt in die Hölle. Str. 53. — Die Höllendrachen. Str. 54.
Der Sonnenhirsch. Str. 55. — Die sieben Söhne Nids. Str. 56.
Die blutige Mühle mit den Höllenweibern. Str. 57. 58.
Die Gewaltthätigen. Str. 59. — Die verstockt Ungläubigen. Str. 60.
Die Neidischen. Str. 61. — Die Habsüchtigen. Str. 62.
Die Lügner. Str. 63. — Die Räuber. Str. 64.
Die Verächter des Gottesdienstes. Str. 65. — Die Prunksüchtigen. Str. 66.
Die Verleumber. Str. 67. — Gesammtbild. Str. 68.

3. Der Himmel.

Die Wohlthäter der Kirche. Str. 69.
Die Wohlthäter der Armen. Str. 70.
Die Befolger des Fastengebots. Str. 71.
Die treuen Erfüller ihrer Kindespflicht. Str. 72.
Diejenigen, die ihr Fleisch kreuzigten. Str. 73.
Die schuldlos Ermordeten. Str. 74.
Gebet zum dreieinigen Gott. Str. 75.

III. **Der Schluß.**

1. Die Räthselrunen des Hirschhorns.

Bingvör, Listvör und Augiarn. Str. 76.
Freyja. Str. 77.
Der Zwerg Vigdvalinn und das Hirschhorn. Str. 78.
Die neun Töchter Niörds. Str. 79.
Svafr und Svafrlogi. Str. 80.

2. Schlußmahnung.

Benennung des Liedes. Str. 81.
Trennung und Schlußgebet. Str. 82.
Lob des Gesanges. Str. 83.

Daß die Schilderung des Himmels nicht in so vollständiger Weise erhalten ist, als jene der Hölle, wird schon dadurch nahe gelegt, daß hier die gleichlautende Eingangsstrophe fehlt, mit welcher die Schilderung des Todes und der Hölle beginnt und welche der beliebte Parallelismus auch hier erforderte. Wahrscheinlich sind mit dem Uebergang auch andere Strophen verloren gegangen. Doch wir wollen nun das Gedicht selbst folgen lassen[1], und zwar in derselben Anordnung, in welcher es aus den Handschriften in sämmtliche ältere Ausgaben übergegangen ist. Wenn sich nämlich gleich die

[1] Zu Grund gelegt ist der sorgfältig revidirte Text mit den Emendationen und Conjecturen von G. Vigfusson (Corpus Poet. Boreale. I. 204—207. 508—511). Verglichen wurden die Commentare von Finn Magnusen (Den aeldre Edda. III. 189—230), Bergmann (Les Chants de Sôl. Strasbourg-Paris 1858), F. W. Petersson (Solsången, Öfversättning från Isländskan jemte Upplysningar, Köpenhamn 1862), sowie die Uebersetzungen von Afzelius (Svenska Folkets Sago-Häfder III. 5—22), Jörgensen (Grundlaeggelsen etc. I. 595—605), Thorpe (bei Longfellow Tauchn. Ed. of Brit. Class. Vol. 991. p. 413—416), Simrock (Edda. 8. Aufl. S. 320—330).

Scheidung des Gedichtes in zwei, wie sie Vigfusson vorgenommen hat: „Die christliche Weisheit" (Str. 80; 1—32; 76—79) und „Das Sonnenlied" (33—75; 81—83), mit einer gewissen Verschiedenheit des Stils und einer größern poetischen Abrundung der zwei Theile begründen läßt, so gibt doch auch die alte Reihenfolge einen ganz guten Zusammenhang und entbehrt nicht dichterischer Schönheit.

## Sólarljóð.

1. Gut raffte weg und Blut den Wandernden
Der herzlose Unhold.
Ueber den Weg, den er bewachte,
Mochte lebend keiner kommen.

2. Allein aß er alle Tage,
Keinen Mann lud er zum Mahle,
Bis müd einst und machtlos
Ein Gast durch die Gasse kam.

3. Durstig that der Dürftige,
Nach Speise schmachtend;
Zagenden Herzens zeigt' er Vertrau'n
Dem, der als Wüth'rich sonst immer waltete.

4. Trank und Speise gab der dem Todmüden
Gutwillig, gerne;
Gottes gedachte er, gut bewirthet' er ihn;
Denn ihn reute sein Räuberleben.

5. Auf sprang jener, Böses sann er,
Mit Undank vergalt er die Gabe.
Seine Schuld schwoll; im Schlummer mordete
Er den Weisen, sonst Wachsamen.

6. Des Himmels Gott rief dieser zu Hilfe,
Da verwundet er erwachte;
Und so nahm seine Sünden der and're auf sich,
Der den Schuldlosen treubrüchig tödtete.

7. Heilige Engel vom Himmel stiegen
Und holten seine Seele zu sich;
In reinem Leben wird er leben
Ewig mit dem allmächtigen Gott.

---

8. Ueber Reichthum und Heil richtet kein Mensch,
Ob ihm auch alles gerne glückte.
Mancher findet, was er flieht;
Keiner bestellt den Frieden sich selbst.

9. Sävald und Unnar[1] sannen wohl nicht,
Daß ihr Glück zerstieben sollte.
Bloß wurden sie, von allem bar.
Sie flohen gleich Wölfen in den Wald.

---

10. Leid hat vielen die Liebe gebracht[2];
Oft kommt von Weibern Wehe.
Zur Schmach sie wurden, ob schön auch sie schuf
Der gütige Gott.

11. Eins waren Svafodr und Skart Hedinn[3],
Keiner mochte den andern missen,
Bis sie wütheten um ein Weib;
Das war ihnen gestellt zum Sturze.

12. Nichts wünschten sie mehr, als die weiße Maid,
Nicht Fest[4], nicht frohe Tage.
Nichts sannen sie mehr, nichts sahen sie
Als ihren lichten Leib.

13. Es ward ihnen düster die dunkle Nacht,
Nimmer mochten süß sie schlummern[5].
Aus ihrem Harm quoll Todeshaß
Zwischen Herzensfreunden.

14. Dem Uebermaß folgt immerdar
Grimmiger Entgelt.
Im Schwertstreit[6] um das stolze Weib
Durchbohrten sich beide.

---

15. Frevlen Muth soll hegen kein Mann!
Bewährt hab' ich das sicher geseh'n.
Meist fallen, die ihm folgen,
Aus Gottes Gnade.

16. Reich waren sie, Radny und Vebogi,
Und glaubten allein das Glück zu pachten:
Da darben sie nun und drehen die Wunden
An dem Herde hin und her.

---

[1] Keine historischen oder anderweitig bekannten Namen; man hat an Vikinger zu denken, welche nach allgemeiner Sitte viel Reichthum zusammenrafften, dann friedlos erklärt wurden und als vogelfrei (útilegumenn) ein elendes Leben führten.

[2] Wörtlich: „Der Liebe (Wollust) Macht hat viele betrübt."

[3] Ebenfalls anderweitig unbekannte Namen. Magnusen erinnert an den Zweikampf zwischen Hrafn u. Gunnlaug Órmstunga (Gunnlaugs Saga Órmstunga); doch läßt sich die Anspielung nicht genauer nachweisen.

[4] Wörtlich: „Spiel".

[5] Wörtlich: „Keinen süßen Schlaf fanden sie mehr."

[6] Á holm þeir gengo, „sie gingen zum Holm" (Insel), d. h. Zweikampf.

17. Sie pochten auf sich und prunkten stolz
Als die einzigen über allen;
Aber es wandte ihr Wohlergehen
Anders der allmächtige Gott.

18. Wollust in buntem Wechsel sie suchten
Und sparten Goldes beim Spiele nicht.
Nun büßen sie's beide, da betteInd sie gehen
Zwischen Frost und Feuer.

---

19. Deinen Feinden gib Folge nie[1],
Ob sie auch schmeichelnde Worte sprechen,
Wergeld dir verheißen; zur Warnung laß
Anderer Schaden dir weislich werden.

20. So ging es Sörli, dem Gutberath'nen,
Da er sich gab in Vigulfs Gewalt.
Treulich vertraut er ihm. Doch jener trog ihn,
Der vergossen seines Bruders Blut.

21. Geleit gab er ihnen in guten Treuen,
Sie versprachen Wergeld dagegen.
Gut Freund schienen sie gastlich beim Trunke,
Doch alles war Trug und Tücke nur.

22. Denn gleich darauf, am andern Tag,
Da sie ritten nach Rygjardal[2],
Da traf ihr Schwert den schuldlosen Mann,
Und sie ließen sein Leben schwinden.

23. Sie schleppten den Leichnam zur hehlenden Schlucht,
Tief bargen sie ihn im Brunnen[3].
Heimlich sollt's bleiben. Doch sah es der Herr,
Der Heilige vom Himmel herab.

24. Seine Seele rief der selige Gott
In seine wahre Wonne.
Die Mörder aber, mein' ich, werden
Spät aus ihren Qualen kommen.

---

[1] Wörtlich: „Deinen Feinden traue du niemals."

[2] „Das Thal zwischen den Bergen" (Magnusen). — „Das Riesenthal", abgel. von Rygr, Riesin (Petersson). — Vigfusson übersetzt „Ryedal" und hält den Namen für nicht-isländisch.

[3] Wörtlich: „Und sie warfen ihn in einen Brunnen (Sumpf) nieder."

25. Bitte die Disen[1], die Gott dienenden[2],
Zu sein dir hold im Herzen;
Die Woche drauf nach deinem Willen
Wird sich alles zum Wohl dir wenden.

26. Werke des Zorns, die wild du begangen,
Nicht mit mehr des Bösen büße;
Trauernde tröste mit guten Thaten,
Dann wird sich fühlen selig die Seele.

27. Zum Herrn sollst du rufen um Heil und Segen,
Denn alles Herrliche schuf seine Hand.
Vielen Schaden schafft sich ein jeder,
Der Fehde mit seinem Vater führt[3].

28. Fleißig muß um das man flehen,
Dessen man sich dürftig däucht.
Er bleibt in Noth stets[4], der nie betet;
Niemand achtet des Schweigenden Schaden.

29. Zu spät kam ich, ob auch zeitig beschieden
Zu des Schiedsrichters Schwelle.
Den Richtspruch mißt' ich, den er mir maß,
Das Mahl erlangt, der sich meldet[5].

30. Der Schuld wegen ist's, daß schmerzlich wir fahren
Fort aus dieser Welt des Wehs.
Keiner bebt, der nicht Böses begangen;
Gut ist's, jeden Makel zu meiden.

31. Wölfen wohl ähnlich werden alle,
Die Hinterlist hegen.
Sie werden's fühlen, wenn ihre Füße
Müssen geh'n durch glühende Gassen.

---

[1] Dísir, in den heidnischen Liedern „Göttinnen, hl. Jungfrauen oder weibliche Schutzgeister“, hier „Maria und andere Heilige“ (Magnusen). — Im Heliand heißt die hl. Jungfrau Idis, bei Ottfried Itis. S. Simrock, Mythol. S. 362. 469.

[2] „Dróttins mála“, „die Schutzheiligen des Wortes Gottes“ (Jörgensen), „Les protectrices conversant avec le Seigneur“ (Bergmann). Wörtlich: „die Schutzgeister der Reden des Herrn“.

[3] Text unsicher. — „Wehe dem Mann, der in Streit mit seinem Vater lebt“ (Jörgensen). — „Großen Schaden zieht sich der Mann zu, der in Fehde mit seinem Vater liegt“ (Magnusen).

[4] „Allz á völ“ (Vigfusson); „alls án verðr“, „Alles muß entbehren“ (Magn.). „Manque de tout“ (Bergm.).

[5] „Sá hefir krös es krefr“. Wörtlich: „So erhält den Leckerbissen, der ihn verlangt.“

32. Freundliche Räthe, fein verbunden,
Lehr' ich dich sieben zusammen.
Wahre sie wohl, wirf sie nicht weg;
Immer nützen sie dem, der sie nimmt[1].

---

33. Nun ist zu sagen, wie selig ich war
In der Wonne Welt,
Und fürder, wie der Völker Söhne
Wider Wunsch zu Grabe wallen.

34. Stolz und Lust täuschen der Sterblichen Söhne,
Die nach Reichthümern ringen.
Leuchtendes Gold wird zu langem Leide,
Manchem brachten Schätze Schaden[2].

35. Glücklich in allem galt ich den Menschen,
Denn wenig wußt' ich voraus.
Zu kurzem Weilen[3] der Herr diese Welt schuf,
Doch voller Freude.

36. Krumm saß ich da, langsam dahingeknickt,
Mächtig lüstete mich, zu leben.
Doch der behielt Recht, der reicher an Macht war,
Der Todgeweihten Lauf ist gethan[4].

37. Hels Fesseln wurden fest und fester
Um die Glieder mir gegürtet[5].
Sprengen wollt' ich sie, zu stark waren sie:
Leicht ist's dem Losen, zu wandeln[6].

---

[1] Hier schließt nach Vigfusson der Haupttheil des einen Gedichtes, und es beginnt das eigentliche „Sonnenlied". Mir scheint der Anfang des folgenden Verses „**Frá þvi es at segja**" eher einem Uebergang, als dem Beginn eines neuen Gedichtes zu entsprechen.

[2] Wörtlich: „Viele hat Reichthum bethört."

[3] Dvalarheim v. dvala, Aufenthalt.

[4] „Für den zum Tode Bestimmten (feigr) geht der Weg voran" (Magnusen).

[5] Wörtlich: „um die Seiten gezogen". Vgl. Caedmon (Wright): „But around me lie iron bonds, pressed with this cord of chain; I am powerless. Me have so hard the clasps of hell, so firmly grasped."

[6] K. Maurer (Bekehrung &c. II. 74) faßt diese Strophen noch als Ausdruck heidnischer Vorstellungen: „Traurig ist darum auch schon die Ladung in Hels Reich; mit harten Banden umspannt sie die ihr Verfallenen; gerne würde er sie zerreißen, aber er vermag es nicht; Angst bedrängt ihn und gräßlich laden ihn alle Abend der Hel Mädchen (Heljar meyjar) heim: die Sonne sieht er in trauriges Dunkel versinken und hört bereits den dumpfen Ton des Gitters der Hel." Seiner Ansicht, daß in der heidnischen Unterwelt nicht von Strafen und Qualen die Rede sei, steht Völuspá, Str. 44, 45 nicht entgegen, wenn man diese schon als eine Einwirkung christlicher Einflüsse faßt. Vgl. Simrock, Edda. S. 339.

38. Ich allein weiß, wie allerwegen
Leiden um mich sich lud.
Hels Mägde[1] holten mich heim
Grausig alle Abend[2].

39. Die Sonne sah ich, den schönen Tagesstern
In der Sturmwelt Tiefen tauchen.
Der Hölle Pforten hört' ich drüben
Donnernd dröhnen[3].

40. Die Sonne sah ich, schaurig blutig gestreift,
Fast ward ich da der Welt entrückt.
Glorreicher schien sie mir zu glühen,
Als ich jemals sie geseh'n.

41. Die Sonne sah ich, da schien es mir,
Als säh' ich einen gütigen Gott.
Die leuchtende grüßt' ich, zum letztenmale[4]
Mich ihr neigend hienieden[5].

42. Die Sonne sah ich, so sie strahlte:
Mir däuchte mein Wissen zu weichen.
Doch drüben rauschten die rollenden Ströme[6],
In Blut tief getaucht.

43. Die Sonne sah ich, im Schauen zitternd
Voll des Schreckens, vom Schlag getroffen,
Mein Herz war vom heftigen Schmerz
Zerfahren in Fetzen.

44. Die Sonne sah ich, selten so traurig,
Fast war ich dieser Welt entwandt;
Die Zunge ward mir hart wie Holz,
Von außen faßte Frost mich.

---

[1] „Der Hel Mägde" sind die bösen Nornen. Vgl. Gisla Saga Sursonar. c. 24. 30.

[2] Nun beginnen die Strophen, von welchen die Dichtung ihren Namen führt.

[3] þióta þungliga, erdröhnen „schwer", dumpf.

[4] Wörtlich: „Ihr neigte ich mich zum letztenmale in der Menschenwelt."

[5] Von einem Enkel des ersten isländischen Ansiedlers Ingólfr, welcher Reykjavik gründete, erzählt das Landnámabók (I. Thl. K. 9): „Sein (Thorsteins) Sohn war Thorkell Mani, der Gesetzessprecher, der von allen Heidenleuten auf Island, soweit man weiß, der am besten gesittete war. In seiner letzten Krankheit (hélsott) ließ er sich in die Sonnenstrahlen tragen und befahl sich in die Hände des Gottes, der die Sonne geschaffen hat. Er hatte auch so rein gelebt wie die Christen, die am besten gesittet sind." Vgl. Maurer, Bekehrung 2c. II. 253. Vigfusson I. 508.

[6] Gylfar-straumar, „boiling streams" (Vigfusson); Magnusen, Bergmann u. s. w. lesen Gjallar-straumar „die Ströme Giölls", eines Flusses der Unterwelt. Simrock, Myth. S. 77. — J. Grimm, Myth. II. 762.

45. Die Sonne sah ich — dann nie mehr
Nach diesem traurigen Tage.
Bergfluten flossen um mich zusammen,
Ein End' ward der Pein, ich wanderte weg.

46. Es floh der Hoffnungsstern [1] — fürchterlich ward mir —
Fort aus der bangen Brust.
Hoch auf flog er, haltend nirgends,
Daß er möchte Frieden finden.

47. Länger als alle war die eine Nacht.
Starr lag ich auf Stroh.
Wahr befand sich Gottes Wort da:
Moder ist der Mensch nur.

48. Würdige das und wiss' es, wirkender Gott [2],
Der du schufest Himmel und Erde!
Wie freudlos viele hinfahren,
Ob sie der Freunde auch viele zählten [3].

49. Seiner Werke Lohn wirbt jeder.
Selig ist, der Tüchtiges that.
Für all' meinen Reichthum ward zur Rast mir
Von Sand ein Bett gebreitet.

50. Des Fleisches Lüste die Leute bethören,
Zu viel daraus macht sich mancher.
Des Bades Lauge ward mir am leidsten,
Weit mehr als alles [4].

51. Auf dem Nornensitz [5] saß ich neun Tage,
Dann ward ich auf einen Hengst gehoben.
Zaubersonnen [6] zuckten schrecklich
Aus wirr zerriss'nen Wolken nieder [7].

---

[1] Magnusen und Petersson nehmen den Stern astrologisch; Jörgensen versteht unter dem Stern die Seele, welche die Hoffnung der Ewigkeit in sich trägt, aber entflieht, da der Tod, die Neu-Geburt der Seele, eintrifft.

[2] Text unsicher.

[3] Ebenfalls. „Obschon sie ihre Verwandten verlassen" (Magnusen). „Gewaltsam von ihren Verwandten werden sie geschieden" (Afzelius).

[4] „Der Reiche, dem der Gebrauch des Bades im Leben sehr angenehm war, findet jetzt das Waschen der Leiche ganz unausstehlich" (Magnusen).

[5] Auf der Leichenbahre.

[6] Gygjar sólir, „Troldenes Sol er Maanen" (Magnusen), „Hexensonnen" (Vigfusson).

[7] Wörtlich: „aus den Fenstern der tropfenden Wolken".

52. Nach innen und außen, däucht mir, durchfuhr ich
Siegeshimmel[1] sieben.
Oben und unten forscht' ich nach Fährten,
Wo ich fände die gradeste Gasse.

---

53. Nun ist zu sagen, was zuerst ich sah,
Da ich nach Qualheim kam.
Versengte Vögel, die Seelen waren,
Dicht umher wie Fliegen flogen[2].

54. Gen Westen sah ich die Wahndrachen[3] fliegen,
Hinter sich lassend brennende Bahnen;
Die Schwingen schüttelten sie; mir schien,
Erd und Himmel zersprängen.

55. Den Sonnenhirsch[4] sah ich südwärts fahren:
Ihn zügelten zwei am Zaum;
Das Feld faßten die Füße noch,
Doch ragten die Hörner zum Himmel.

56. Nordwärts sah ich Niðs[5] Söhne reiten,
Es waren ihrer sieben zusammen.
Aus vollem Horn tranken sie frischen Meth
Vom Brunnen Baug-Röriß[6].

57. Der Wind schwieg, die Wasser legten sich;
Da hört' ich ein kreischend Knarren.
Ihren Männern truggewohnte Weiber
Mahlten Moder zum Mahle.

---

[1] Was die sieben sigr-himna bedeuten, ist ungewiß; Magnusen nimmt sie für das Fegfeuer.

[2] Vgl. Dante, Inferno V, 25 sqq.

La bufera infernal, che mai non resta
Mena gli spirti con la sua rapina,
Voltando e percotendo li molesta.

[3] Vánar-dreka, nach Vánar-gandr gebildet, einem Namen des Fenriswolf.

[4] „Der Hirsch war bei mehreren alten Völkern — auch in der Edda (unter dem Namen Eikthyrnir) — ein Sinnbild des Aethers und der Sonne" (Magnusen). Er gehört zu den Thieren, welche die Welteſche benagen. „Eikthyrnir heißt der Hirsch vor Heervaters Saal, der an Lärads Laube zehrt. Von seinem Horngeweih tropft es nach Hvergelmir: davon stammen alle Ströme" (Grimnism. Str. 26). Vgl. Simrock, Mythol. S. 37. 282. 330.

[5] Niði, der Name des Neumondes. Vgl. Grimm, Mythol. II. 673.

[6] Baug-rori, der Ring-Schüttler, der Goldaufhäufer — entspricht dem biblischen Mammon.

58. Blut triefende Steine die traurigen Weiber
Düster drehten.
Blutige Herzen hingen zur Brust heraus,
Von Leid müd ohne Maß.

59. Verstümmelte Männer sah matt ich wandeln
Durch glühende Gassen:
Ihr Antlitz schien allzeit zu sprühen
Von Hexenblut rauchend roth[1].

60. Manche Männer sah ich, zu Moder geworden,
Die nicht empfangen der Sterbenden Stärkung[2].
Heidnische Sterne standen überm Haupte ihnen
In Schreckenszeichen gezogen.

61. Männer sah ich da, die einst mannigfach
Um anderer Glück Neid nährten.
Blutige Runen die Brust durchfurchten,
Gar peinlich eingeprägt.

62. Männer sah ich da, muthlos, freudlos,
Die waren weit vom Weg verirrt.
Das gewinnt, wer an dieser Welt
Eitelkeit zum Affen wird.

63. Männer sah ich da, die in manchen Dingen
Trüg'risch andrer Gut griffen.
In Flocken fuhren sie zu Fegjarns[3] Burg
Und trugen Bürden von Blei[4].

64. Männer sah ich da, die manchem hatten
Gut und Blut geraubt.
In die Brust der Bösen sich bohrten
Grimmige Giftdrachen.

---

[1] Man vergl. das allgemeine Bild, das Völuspá Str. 44 und 45 von der Hölle gibt: „Einen Saal seh' ich, der Sonne fern in Naſtrand, die Thüren sind nordwärts gekehrt, Gifttropfen träufeln durch das Getäfel; aus Schlangenrücken ist der Saal gewunden. Im starrenden Strom stehen und waten Meuchelmörder und Meineidige und die Anderer Liebsten ins Ohr geraunt. Da saugt Nidhöggr der Verstorbenen Leichen, der Menschenwürger." Auch Dante versetzt Lucifer selbst in einen Eisstrom: Lo'mperador del doloroso regno Da mezzo 'l petto uscia fuor della ghiaccia. Inf. XXXIV. 28.

[2] Wörtlich: „die nicht den (letzten) Dienst erhalten". — Unter dem „Dienst" versteht Magnusen „die letzte Oelung"; es ist wohl aber an die Sacramente der Sterbenden überhaupt zu denken, nicht aber an „das letzte Geleit", wie Simrock übersetzt.

[3] Fégjarn adj. geizig, habsüchtig — hier personificirt „die Burg des Geizes".

[4] Vgl. Dante, Inferno VII, 25 sqq.

65. Männer sah ich da, die am mindesten wollten
Halten heilige Tage.
Ihre Hände waren an heiße Steine
Schmerzlich geschmiedet[1].

66. Männer sah ich da, frevlen Muthes,
Die einst prunkten in prächtigem Staat:
Ihre Gewande waren wundervoll
Von Feuer umfangen.

67. Männer sah ich da, die manches Wort
Auf andre Leute gelogen:
Der Hölle Raben aus ihrem Haupte
Unbarmherzig die Augen hackten[2].

68. Alles Weh mag einer nicht wissen,
Das die Höllenbewohner haben.
Süße Sünden werden zu sauren Bußen,
Immer folgt das Leid der Lust[3].

---

69. Männer sah ich da[4], manchmal hatten
Gaben nach Gottes Gebot sie gebracht:
Helle Kerzen überm Haupte ihnen
Glommen glänzendschön.

70. Männer sah ich da, die mannhaft edel
Brachten den Nothleidenden Lind'rung.
Engel lasen heil'ge Bücher und Himmelsschriften[5]
Ueberm Haupte ihnen.

71. Männer sah ich da, die muthvoll zähmten
Fastend einst ihr Fleisch:
Engel Gottes neigten sich vor ihnen allen,
Das ist höchste Herrlichkeit[6].

---

[1] Die Strafe entspricht der verbotenen Handarbeit an heiligen Tagen (Arni Magnusson).

[2] Nach heidnischer Vorstellung mußten die Lügner (gleich den übrigen Verdammten) durch einen Strom waten. Vgl. Sigurðarkviða fáfnisbana önnur Str. 3. 4. — Dagegen droht Menglada dem Fjölsvidr (im Fjölvinnsmál Str. 45) mit dem Aushacken der Augen durch Raben, wenn er lüge.

[3] So wörtlich; Simrock übersetzt: „Hochmuth kommt vor dem Fall".

[4] Hier fehlt, wie oben bemerkt, offenbar eine überleitende Strophe, mit welcher wahrscheinlich noch andere verloren gegangen sind.

[5] ok himna-skript, so ergänzt Vigfusson den sonst unvollständigen Vers.

[6] Wörtlich: „das ist höchste Wonne".

72. Männer sah ich da, mit ihrer Mutter theilend
Brachen sie ihr Brod [1]:
Auf Himmelsstrahlen stand das Lager ihnen
Zur Ruhe gerüstet.

73. Heil'ge Jungfrauen hatten, rein gewaschen
Schön von jeder Schuld,
Jene Männer, die an manchem Tage
Gepeinigt sich selbst.

74. Hehre Wagen sah ich hoch zum Himmel fahren,
Grad empor zu Gott.
Männer lenkten sie, die Mord entraffte,
Frei von jedem Fehl.

75. Allmächt'ger Vater, gleichmächt'ger Sohn,
Heiliger Geist des Himmels!
Dich bitt' ich, scheide, der du uns geschaffen,
Uns von allem Uebel auch!

---

76. Vingvör und Listvör sitzen an Herdis' Pforten [2]
Auf Augiarns [3] Thron.
Nornenblut fällt aus ihren Nasen,
Das weckt Fehde unter den Völkern.

77. Odins Weib [4] rudert auf der Erde Schiff,
Lechzend nach Lust.
Ihre Segel werden spät gefaltet,
Sie hängen stramm an großen Stricken.

---

[1] Jörgensen nimmt móðar als Plural von móða, Fluß, und übersetzt: „denen der Fluß Speise in den Mund gegeben" (d. h. welche die Abstinenz beobachteten). Die anderen Erklärer lesen móður, Pluralform von móðir, Mutter und beziehen die Strophe auf die Belohnung der Kindesliebe. Daß die heidnischen Nordmänner diese Pflicht wenig achteten und daß gerade in diesem Punkt das Christenthum das Naturgesetz wieder zu Ansehen brachte, steht fest. Vgl. Bergmann, Les Chants de Sôl. p. 146. 147. Maurer, Bekehrung &c. II. 181 ff.

[2] Vigfusson zieht diese und die folgende Strophe ganz in Zweifel. Die älteren Erklärer lesen „Vjugvör und Listvör" und nehmen sie als Kriegsgottheiten, Personificationen von Gewalt und List, Herðis für „Odin".

[3] Agjarn, ehrgeizig, habsüchtig. „Auf dem Thron der Habsucht" (Vigfusson).

[4] Óðins kván, Freyja, die nordische Venus, über welche Loki spottet: „Schweige du, Freyja! Dich kenn' ich vollends. Keines Makels mangelst du. Der Asen und Alfen, die hier inne sind, bist du jedes Buhlerin." Oegisdrekka, Str. 30.

78. Erbe! Dein Vater, ich hab' dir enträthselt
Und Solkatlas Söhne[1]
Das Hirschhorn[2], das vom Grabhügel holte
Der weise Vigdvalinn[3].

79. Hier ruhen die Runen, die eingeritzt haben
Njörds Töchter, die neune,
Baugvörr die älteste und Kreppvörr die jüngste,
Und ihre Schwestern, die sieben.

80. Wie viele Greuel haben begangen
Svafr und Svafrlogi!
Blut sie weckten und Wunden sie sogen
— — — — — —[4]

---

81. Dieses Lied, das ich dich lehrte,
Sollst du weiter den Lebenden liefern:
Das **Sonnenlied,** das soll man nie
Zeihen können der kleinsten Lüge.

82. Hier scheiden wir, wir schauen uns wieder
Am ewigen Ehrentag[5].
Schenk, mein Herr! den Entschlafenen Ruh',
Lind'rung denen, die leben[6].

83. Weisheit, hehre, ward dir enthüllt im Traum,
Du sahst sie bestätigt selber.
Vordem im Volke war keiner so kundig,
Daß er hätte gehört das Sonnenlied singen.

---

[1] Sólköltlo synir nach Magnusen „die Söhne der Himmelswölbung" (des Himmels), d. h. die Engel oder himmlischen Geister.

[2] Das Hirschhorn, Symbol des Blitzes, des Sonnenhirsches und der Unterwelt; der Sinn wäre etwa: „Mit der Hilfe der Engel habe ich dir die Räthsel des Grabes und des Jenseits gelöst."

[3] Vigdvalinn, der „Kampfzwerg" (Vigfusson), oder „Kampfberuhiger" (Magnusen). Wie er kommen auch die neun Töchter Njörds (des Meergottes) sonst nicht vor und bleiben darum räthselhaft.

[4] Text ganz unsicher; Magnusen liest: undir illum eyvana, „unter allen bösen Vanen"; Bergmann: undir öllum Eyvana, „sous l'Étérnel-Habitué de tous" (dem Himmel); Afzelius läßt die ganze Strophe weg; Bugge und Vigfusson setzen sie als Fragment an die Spitze des ganzen Gedichtes. Dem Sinn nach schließt sie sich besser an Str. 76 u. 77 an, wo der Dichter nochmals Umschau über die blutigen Kämpfe der Gegenwart hält.

[5] Wörtlich: „am Tag der großen Freude".

[6] Mit Recht bemerkt Vigfusson (I. 500), daß diese beiden Verse (im Norden) sehr berühmt sind: auf seine Frage, wo sie herstammen, ist zu erwiedern, daß die doppelte Bitte für Lebende und Verstorbene in die ältesten Liturgien hinaufreicht und

Am dunkelsten wird die Dichtung gegen den Schluß hin. Lassen sich hier auch nicht alle einzelnen Verse völlig befriedigend erklären, so gibt doch das Ganze auch in seiner alten Anordnung einen guten Zusammenhang. Nachdem der Vater die schöne Anrufung an die heiligste Dreifaltigkeit gesprochen, blickt er vom Himmel auf die Erde zurück, auf sein noch zwischen Heidenthum und Christenthum ringendes Nordland, auf das Treiben der damals noch immer fortdauernden Vikingerzüge. Odin herrscht noch über einen großen Theil der Welt; an seinen Thoren thronen List und Gewalt auf dem Herrscherstuhl des Geizes. Odins Weib, die Sinnenlust, fährt noch mit vollen Segeln einher. Das Heidenthum waltet noch mächtig unter den Menschen. Es zeugt aber gegen sich selbst. An den Runen, die geheimnißvoll der alte Glaube auf das Hirschhorn eingeritzt, erklärt der Vater dem Sohne die Elemente des neuen. Habsucht und Gewalt mögen weiter unter den Menschen

---

dem katholischen Geiste so nahe liegt, wie die Bitten des Vater Unser. Wörtlich beisammen finden wir sie in dem Missale Gothicum (in Natale S. Stephani Protomartyris) aus dem Anfang des 8. Jahrhunderts: „Tribue, quaesumus, ut viventes salutem, defuncti requiem consequantur aeternam." Mabillon, De Liturgia Gallica. Paris. 1729. p. 194. Vgl. die Messe auf das Fest der hl. Ferreolus und Ferrucio: „ut non solum viventibus praesidia, verum etiam defunctis caris nostris requiem obtinere mereantur". Das. p. 270. — Im Liber Sacramentorum des hl. Gregorius M. (Ende des 6. Jhdts.) lautet das Gebet für einen Verstorbenen: „Praesta, Domine, quaesumus, ut anima famuli tui, cujus anniversarium depositionis diem celebramus, his purgata sacrificiis, indulgentiam pariter et requiem capiat sempiternam" (Migne, Tom. 78. p. 217). Im Liber Antiphonarius desselben Papstes aber begegnen wir (In agenda mortuorum) dem Anfang der jetzigen Todtenmesse: „Requiem aeternam dona eis, Domine, et lux perpetua luceat eis" (Migne, l. c. p. 722). Einer der Codices (exemplar Compendiense S. Cornelii) stammt aus dem 9. Jahrhundert und enthält von derselben Hand eine Prosa, aus der hervorgeht, daß damals die Normannen Frankreich beunruhigten. Da das Kloster zu Compiègne von Karl d. Kahlen (843—877) gestiftet wurde, so fallen diese Unruhen mit den Vikingerzügen unter Sigfrid, Haastein und Gange-Rolf, dem Sohn des Mörejarls Ragnvalds zusammen. Vgl. P. A. Munch, Det Norske Folks Historie. Kristiania 1852. I. 633 ff. — Migne l. c. p. 657. — Daß das Gebet, wie es die römische und gotisch-fränkische Liturgie enthält, dem Sinne nach in die älteste christliche Vorzeit zurückdatirt, beweisen die Apostolischen Constitutionen (lib. 8. cap. 41), wo das Gebet für die Verstorbenen mit den Worten beginnt: Ὑπὲρ ἀναπαυσαμένων ἐν Χριστῷ ἀδελφῶν, Pro fratribus qui in Christo quieverunt, und nicht nur ihrer Seele der Himmel erfleht wird (χῶρος εὐσεβῶν ἀνειμένος), sondern auch ihrem Leibe eine friedliche Ruhestätte hienieden (γῆ εὐθείων συνανειμένη). Bingham, Origenes. Halae 1729. X. 64. 65. Schon in der ältesten christlichen Zeit der germanischen Länder wurden die Katafalke und Prachtgräber in den Kirchen, wie derjenige des hl. Olaf, den die Heimskringla beschreibt (Magnus S. goða. c. 10), einfach Requies (oder auch Pausatio) genannt. Chronicon Laureshamenense. — Eigil in Vita S. Sturmii Abbatis fuldensis n. 20. „Super sepulchrum vero beati Martyris Bonifacii auro argentoque compositam composuit arcam, quam solemus Requiem appellare." Vgl. Du Cange, Requies.

herrschen und noch Ströme Bluts vergießen: für den Christen ist die Sonne aufgegangen, ist das Sonnenlied erklungen. Es bietet die Wahrheit, wenn auch dem Sohne nur in traumhafter Vision mitgetheilt; es gewährt mehr Weisheit als alle alten Mythen; es gewährt die sichere Hoffnung ewigen Wiedersehens am Tag der großen Freude. Der Christenglaube — denn er ist das Lied der ewigen Sonne — vereint Vater und Sohn auch über das Grab hinaus. Der Vater kann den Sohn mahnen, der Sohn für den Vater flehen. Verstorbene und Lebende umfängt das heilige Liebesflehen:

„Schenk, mein Herr! den Entschlafenen Ruh',
Lind'rung denen, die leben!"

Wie „Völuspá" und „Hávamál" zeigt uns auch das „Sólarljóð" gar manche schöne und erhebende Seite des germanischen Volksgeistes: Kraft, männlichen Ernst, tiefes Naturgefühl, treue Anhänglichkeit an die Seinen. Wie jene Dichtungen jedoch und wie die zahlreichen Sögur aus der Zeit, welche der Christianisirung vorangeht, gemahnt auch das Sonnenlied unwidersprechlich an die Thatsache, daß die vorchristliche Cultur der germanischen Stämme von vielen neueren Geschichtschreibern, Mythenforschern und Dichtern mit viel zu günstigen Farben ausgemalt und idealisirt worden ist, als hätte ihnen das Christenthum kaum mehr etwas bringen können, höchstens etwa eine kleine speculative Verfeinerung des Gottesbegriffs, als hätten diese edlen Urgermanen kaum einen Antheil an der allgemeinen Erbschuld gehabt. Dem ist aber nicht so. In kraftvollster Lapidarschrift weisen uns die Runen der Edda das Gegentheil. Stolz, Uebermuth, Wollust, Unmäßigkeit, Grausamkeit, Betrug, Hinterlist, Raub, Mord und Mordbrennerei charakterisiren die Götter ebenso wie jene des heidnischen Olymps [1]. Und wie die Götter, so war auch der größere Theil ihrer Verehrer. Die raffinirten Laster der entarteten Römerwelt mochten den Germanen des Nordens fern geblieben sein; schöne Züge der Rechtlichkeit, der Treue, der Gattenliebe und andere natürliche Tugenden können wir vielfach an ihnen bewundern: aber um sie sittenrein zu finden, muß dem Worte Sittenreinheit erst die widersprechendste Deutung gegeben werden. Der Dichter des Sonnenliedes hat das Island und Norwegen seiner Zeit besser gekannt als die deutschen „Monotheisten", die heute für Odin und Freyja schwärmen. Wenn er seinen Sohn zuvörderst vor den rohesten Gewaltthaten warnte und seine übrigen Belehrungen nur in eine Welt passen, wo blutige Gewaltthat an der Tagesordnung war, so hat er seine guten Gründe gehabt. Die übrigen Geschichtsquellen beweisen das zur Genüge. Noch auf dem Althing, an welchem die officielle Annahme des Christenthums in Berathung gezogen wurde, war von Menschenopfern die Rede, und noch Jahrzehnte vergingen danach, ehe dem Aussetzen kränklicher Kinder ein Ende gemacht war. Erst die großen Glaubenswahrheiten des

[1] Horum temporum mores quales fuerint, abunde testantur historiae. Tot enim incendia, homicidia, rapinae, adulteria et fraudes memorantur, ut pudeat pigeatve enumerare (Finn Johann., Hist. Eccl. Islandiae. I. 84).

Christenthums haben Licht gebracht in die lange nordische Finsterniß, deren mythologische Traumgestalten wir als poetische Phantasiegebilde bewundern mögen, die aber als Religion uns nur mit Widerwillen und Abscheu erfüllen können. Eine wahre sittliche Bildung ist auch im Norden erst eingezogen, als der Hammer des Thor dem Kreuze der Welterlösung weichen mußte und als an die Stelle der unheimlichen Zauberformeln das Bekenntniß des dreieinigen Gottes trat.

A. Baumgartner S. J.

---

# Dahns neueste Erzählungen.

(Schluß.)

Zu Dahns Dichterruf trägt jedenfalls mehr als die im vorigen Artikel besprochene Novelle bei die „Erzählung aus der Zeit Karls des Großen": „Bis zum Tode getreu". Würde sich für den Katholiken nicht eine durch das Ganze hindurchgehende, überall gehässig hervortretende, kleinlich unwürdige Feindschaft gegen die Kirche breit machen, wären nicht dazu so viele auch sonst sittlich verwerfliche Stellen eingeflochten, so könnte man einzelne wirklich schöne Partien dieser Erzählung mit freudiger Zustimmung genießen. So aber muß jeder überzeugungstreue Katholik das Buch mit Entrüstung halb gelesen fortwerfen.

Im Grunde ist auch dieses größere Werk wieder nur eine Beantwortung der Frage: „Was ist die Liebe?" — allein diesmal ist die Fragestellung an und für sich schon richtiger, die Antwort allgemeiner, das Lebensbild vollständiger; auch ist die Liebe ihrerseits nicht gar so blutdürstig wie in „Halla", sie schließt auch die Treue im Glücke ein; vor allem aber kennt die größere Erzählung auch noch eine andere Liebe als die alltägliche Roman„liebe", und in allen Fällen und Lagen zeigt uns der Dichter, wenn auch in seiner Weise, wie wahr der Sachsen Spruch: „Bis zum Tode getreu".

Wir werden zu einer einsamen Rodung am südlichen Ufer der Eider geführt, die zur Zeit der Erzählung (letzte Regierungsjahre Karls des Großen) so ziemlich die Grenze zwischen den Dänengauen und den zum Frankenreich gehörigen Nordsachsen bildete. Aus rohen Stämmen gefügt liegt das sächsische Bauernhaus, der Volkingerhof, in der mannshohen Hofwehre aus Pfahlwerk. Ringsum einige schmale Felder Ackerlands — dann wieder Wald und immer Wald. Gegen Abend kommt der Bauer Volkfried von einer längern Rodearbeit zurück, die er tiefer im Walde mit seinem Knecht Heimo verrichtet hat. Freudig begrüßen ihn Muthgard, die Gattin, Volkbert, der 14jährige Sohn, und Lindmuth, die ein Jahr jüngere Tochter.

Um später nicht darauf zurückkommen zu müssen, möge hier gleich an einem Beispiele gezeigt werden, wie leider auch in dieser Erzählung der Stil

wieder oft gekünstelt, man möchte sagen gesucht sentimental ist: „Sie (die Frau) schloß die Augen mit den goldbraunen Wimpern. Endlich machte sie sich los und schlug die Augen wieder auf, die sanft hellblauen. Der scheue, wie erstaunte Aufschlag dieses Auges hatte einen unwiderstehlichen, weil gar so keuschen Reiz: und dann konnte das matte, sonst fast allzu kühle Blau auch wohl lebhaft, ja feurig leuchten ... Sie erlabte sich des Anblicks. Die Spindel in der Rechten hatte Ruhe: ihr mildes Auge strahlte; langsam strich sie das frei flutende, sanft wellige Haar mit der linken Hand aus der Schläfe hinter das zierlich gerundete Ohr" (S. 7). Als Beschreibung des Empfangs, den eine 14 Jahre verheiratete Bäuerin ihrem von der Arbeit heimkehrenden Manne bereitet, scheint das alles doch etwas zu „sanft hellblau". Die 13jährige Tochter wird uns folgendermaßen geschildert: „Das Mädchen, dessen schlichtes Haar von allerhellstem, fast weißem Gelb auf dem Wirbel mit einem blauen Wollband von der Mutter zierlich zusammengeschnürt war, schmückte ein weißes Linnengewand, das vom Hals bis an die Knöchel reichte; den Gürtel aus blauem Tuch hatte die Mutter mit rothen Fäden durchwirkt, ebenso den blauen Halssaum und die blauen Aermelöffnungen des Gewandes; die Füßlein staken in Lederschuhen, welche hübsche, sorglich gesäumte Lederriemen festigten oberhalb der feinen Knöchel." Das ist denn doch zu sehr Präsentirtellerarbeit für eine 13jährige Bauerntochter auf einem altsächsischen Hofe! Der Junge trägt „einen breiten Gürtel aus ungegerbtem Leder". Man erinnert sich dabei unwillkürlich an die „ungebrannte Asche" von Magisters Birkenruthe. Ob es bei den Altsachsen Sitte war, daß sich „die Kleinen" von 14 und 13 Jahren noch auf des ruhenden Vaters Schoß setzten, wie Dahn das schildert, möchte auch wohl zweifelhaft sein; es klingt schrecklich sentimental, besonders bei dem sonst so gerngroßen Knaben und einem Mädchen, das nach „einigen Wochen" zur Jungfrau gereift, sich in einen herreisenden Bischof verliebt! Auch an sehr sinnlichen, man sagte besser lüsternen Beschreibungen und Ausdrücken fehlt es nicht. Allein selbst diese treten noch zurück hinter dem Gehässigen der Erzählung selbst. Wir werden deshalb auch im Verlauf dieser Besprechung nicht weiter auf den Stil zurückkommen. Aus den noch mitzutheilenden Proben wird sich jeder Leser sein Urtheil nach dieser Richtung hin schon selbst bilden.

Wie die beiden Gatten sich über die Ereignisse der letzten Tage unterhalten und von den Bedrängnissen sprechen, denen der Bauer von seiten des Grafen ausgesetzt ist, kommt auch schon ein Frohnbote mit der Ladung zu einem Ding, obwohl erst vor 14 Nächten ein solches gehalten war. Eine neue Art, die Bauern zu verderben; denn entweder gehen sie zum Ding und vernachlässigen die Arbeit, oder sie zahlen Königsbann, 60 Goldgulden, die keiner besitzt, und werden dafür gepfändet. Noch ist Volkfried in der ärgsten Verlegenheit, da erscheint hinter dem Boten ein Mönch, der die Ladung angehört und nun zum größten Aerger des Vorladenden erklärt, daß der Graf gar kein Recht habe, die kleineren Freien öfter als zu den drei ungebotenen Dingen: Winter-Sonnwend, Maifeld und Herbsttag, zu bescheiden. Schon seit zwei Jahren besteht dieses Gesetz Karls zu Aachen, und Graf Hardrad, der es kannte, hat im

letzten Jahre allein den Volkfried leicht zwanzigmal zum Ding entboten! Dessen ganze Wirthschaft verdarb schier darüber. Verkaufen mußte er sieben Rosse! Als der Frohnbote sich auf diesem Felde durch den Mönch geschlagen sieht, bemerkt er die hergebrachten Pferdeköpfe an der First. Das will er dem Abtvikar melden, da gibt's Kirchenbuße, denn in diesem Punkte sei kein neues Recht ergangen. Der Mönch erzählt aber später, daß es auch hier ein Auskunftsmittel gebe, den alten Brauch zu lassen und ihm nur die heidnische Bedeutung zu nehmen, nämlich zwischen den Pferdeköpfen ein Kreuz anzubringen.

Nach dieser Einleitung ist der Leser auf die königlichen Beamten, den Markgrafen und den „Abtvikar" gespannt. Sie werden uns nun vorgeführt. Wenn Karl sich später wiederholt über seine Beamten beklagt, so brauchte er nicht so lange über die Gebrechlichkeit aller Menschenweisheit zu jammern; ein bischen Alltagsklugheit hätte es in diesem Falle gethan. Er kannte seine Leute ja; warum schickte er sie hierhin?

Zum Schutze der Nordmark gegen die Dänen hatte er erst vor kurzem die Burg Esesfeld errichten lassen. Auf dieser Burg wohnen in einem Zimmer die drei Beamten des Königs: der Graf Hardrad, der Vicegraf Fortunat und der Abtvikar Petrus — ein edles Kleeblatt! Alle drei sind mit ihrem Schicksal unzufrieden, jeder sucht sich zu helfen, wie er kann. Hardrad, der Graf, ist ein Thüringer Edler, der immer Fehde mit den Nachbarn hatte, bis ihm Karl sein Handwerk legte, ihm alles bis auf das halbe Allod nahm und ihn aus Gnade zum Grafen der nördlichen Sachsenmark machte. Nun geht dieses Edlen Streben darauf, den Untergebenen so viel Land und Gold abzunehmen, daß er wieder leben kann, wie's seiner Sippe ziemt: „Ich brauche Wälder und Felder, darin zu jagen; viele hundert Rosse, täglich ein anderes müde zu hetzen; Dörfer voll knirschender Bauern, sie zu treten; edle Hunde, den Bär zu stellen; kostbare Falken, den Reiher zu beizen; ja, ich brauche Schaaren von Gewaffneten, die nur meinem Winke folgen, mein Recht durchzusetzen . . . ich brauche einen ganzen Gau als mein Erbeigen, einen fast gleich mächtigen Nachbarn, Fehde mit ihm zu führen." Und wirklich hat er in der Nordmark schon viel Land gewonnen, das will er, wenn's ihm genug scheint, alles zu Gold, zu Waffen, zu Reisigen machen, und dann auf — zu den Dänen!

Der Vicegraf würde ihn wohl begleiten, aber ihn zieht's zu stark nach Süden, nach seiner Heimat Aquitania. „Dort scheint die Sonne gütevoller. Und feuriger fließt das Blut der Frauen. Ja, sie sind all mein Glück! — und all mein Unglück! Sie sind auch schuld, daß ich hier eure angenehme Gesellschaft genieße", sagt er bitter zu den zwei Zimmergenossen. Er hat sein Leben lang nur Frauen verführt, bis er es doch einmal zu toll machte. Das Hofgericht verbannte den Sünder zum Tode, Karl aber begnadigte ihn zur Einbannung nördlich der Elbe, weil Fortunat in einer Schlacht gegen die Avaren dem jungen Pipin das Leben gerettet hat. Nun sitzt er in Esesfeld. Jüngst hat er es mit einer Sklavin Volkfrieds, Wlasta, versucht; diese hat ihm einen Stoß vor die Brust gegeben und ist entflohen. Als er ihr bis zum Hofe nachsetzte, sah er die Gattin des Bauern und — besaß sich nicht mehr vor Leidenschaft. Er griff nach ihr; aber ehe er sie berührte, lag er

schwer getroffen von einer Hundetatze am Boden. Nun kann er nicht mehr schlafen und rasten; er muß das Weib besitzen. Hardrad den Hof, Fortunat die Gattin — schöne Grafen!

Während dieses Brüderpaar am schweren Eichentisch beim Humpen sitzt, liegt der Herr Viceabt Petrus in der Ecke „auf der Spreu", ist aber sonst mit den anderen ein Herz und eine Seele. „Dieser schwarzhaarige, gelbgallige Wälsche da, der schimpft zwar nicht laut, wie wir, aber er haßt ihn (Karl) schweigend und — giftig." — „Der Hochwürdige ist wohl ebenso wenig ganz freiwillig hier in diesem Sumpfloch, wie wir ... Warum seid Ihr nicht in Italia geblieben?" Der Priester biß die schmale Lippe. Natürlich; denn er hat in Pavia seinen König und die Stadt an Karl verrathen und hoffte von diesem ein reiches Bisthum zum Lohn. Aber Karl behandelte den Verräther nach Verdienst, und schließlich kam dieser in die Nordmark als armseliger Viceabt. Sein ganzes Sinnen und Trachten geht nun dahin, sich an Karl zu rächen — wie, das weiß er noch selbst nicht; aber wenn Karl einen Todfeind hat, so ist es dieser Mönch. Was er eigentlich in der Mark thun soll, das erfährt der Leser nicht, oder doch wohl. Mit dem Abt Petrus ist auch ein Mönch, Fidus, gekommen, dem wir bereits auf dem Hofe begegnet sind. Den hat der Abt in die Dänenmark mit einem „apostolischen Auftrag" geschickt; der arme Mönch soll beim nächsten Fest der Heiden im Angesicht der festlichen großen Volksversammlung das Götzenbild zertrümmern — und sich natürlich den Tod holen. „Kommt er zurück von dem Auftrag, den ich ihm gab, so müssen die Heiligen mehr Wunder thun, als ich ihnen zutraue, für einen armen Mönch, der ihnen keine Kirche bauen kann. Der Tropf ist ein Aufpasser, ein verlängertes Ohr des Tyrannen Karl." Dieser Viceabt ist wirklich der Auswurf der Menschheit in diesem Romane; mit Recht kann der Dichter, der diese Abstufung der Schlechtigkeit ja ersonnen, einen seiner größten Nichtsnutze mit gerechter Entrüstung ausrufen lassen, als man ihm die äußerste That der Treulosigkeit zumuthet: „Wofür hältst du mich? ich bin kein Pfaffe!"

Freilich wird uns auch ein „treuer" „Pfaffe" vorgeführt. Das ist eben Bruder Fidus. „Es war ein gar kleines, leibarmes Männlein; das ziegenhärene Gewand festigt ein Strick um die mageren Hüften ... recht traurig war das faltenreiche, müde Gesicht: aber die kleinen Augen blickten klug." Er kehrte gerne ein auf dem Volkingerhof. „Es ist gut bei euch sein," sagt er zu den beiden Gatten; „das heilige Sacrament der Ehe — bei euch hat es seinen ganzen Segen entfaltet. Das sehe ich so gerne an — — an den anderen." Der arme Fidus! Auch er hatte das heilige Sacrament der Ehe empfangen, und seine innig geliebte Gattin lebte noch, und sie war Nonne und er Mönch, und um nie mehr in Versuchung zu kommen, sie zu sehen, hatte er sich in die Nordmark verbannen lassen. Und doch geht's ihm nach; er kann's nicht vergessen. Die Mönche sind an allem schuld; denn als er zum erstenmale Vater werden sollte — in Utrecht war's, an der Willibrordskirche, wo er Mantelweber und Schneider war —, erklärte der Klosterarzt, die Mutter und das Kind seien verloren, es sei denn, der Himmel thue ein Wunder. Da warf sich der verzweifelte Gatte beim Bett auf's Knie und

schrie zum Himmel: „... Bleibt sie am Leben, so will ich dir fortab mein Leben weihen. Ich werde Mönch — ich werde Priester — ich will unter die Heiden fahren — nur rette sie.“ Mutter und Kind wurden gerettet. „Der Arzt, der Mönch, der mein Gelübde gehört, riß mich fort von dem Lager meines Weibes und schob mich in den Klosterhof und erzählte dem Abt die nach menschlicher Kunst unmeidbare Todesgefahr — ja er meinte, Hercha sei schon todt gewesen — und mein Gelübde und die plötzliche Rettung, ja Auferweckung. Und alle Mönche liefen zusammen und sangen Psalmen und machten einen Aufzug durch die Stadt und meldeten das neue Wunder des Heiligen dem Bischof zu Utrecht, dem Erzbischof zu Mainz, dem Herrn König in Aachen. Und für den Heiligen war das sehr gut: denn der Glaube an ihn ward noch viel stärker. Aber für mich ... war es doch hart; denn ich — ich habe mein Weib nicht wiedergesehen — ach! so viele Jahre lang. Gegenüber dem Klosterhofe lag unser Hausgärtlein. Wann ich nun das Schreiben lernte, bald die Heiligenleben abschrieb, hörte ich meines Weibes süße, holde, liebe Stimme, wie die Mutter das Kind in Schlaf sang: — wie heiß das Herz mir entbrannte — ich sah nicht hinüber in meinen eigenen Garten! Noch hatte ich geheime Hoffnung, loszukommen von dem Gelübde. Sie hatte — armes, junges Ding! — die Zustimmung nicht geben wollen, daß ich Mönch würde. Sie durfte nach dem Recht, auch nach der Kirche Recht, widersprechen. Dann war ich frei. Aber die Mönche! Nun, sie hatten ja Recht! — Weiß der Herr, ich will nicht murren! — Die stellten ihr Tag und Nacht vor, welch scheußliche Sünde sie thue durch ihre Weigerung, wie undankbar sie sei. Das Kind müsse sterben, das der Heilige ihr gegeben ... aber sie hatten ja doch Recht, die Mönche, und auch Hercha sah es ein. Sie ließ mich nur noch fragen, ob ich denn wirklich das grausame Gelübde gethan. Ich schrieb auf ein Blatt: ja. Da schickte sie mir am andern Tage das abgeschnittene nußbraune Haar! Sie war Religiose geworden. Denn am selben Tage, da sie sich noch immer trotzig geweigert hatte, war unser Mädchen plötzlich gestorben. Sie hatte nun nichts mehr zu thun in der Welt; die Mönche aber sagten mir — und sie hatten ja Recht! —, der Tod des Kindes sei des Heiligen Strafe für mein und meines Weibes Versuch, mein Gelübde nicht zu halten. Da ward ich Mönch — am gleichen Tage noch. Und neben den üblichen Gelübden nahmen sie mir noch das besondere ab — weil sie meiner Schwäche — ach, mit Grund! — mißtrauten, niemals im Leben — bei schwerster Strafe im Himmel und auf Erden — wieder die ‚Religiose‘ aufzusuchen, oder, träfe ich sie zufällig, sie anzuschauen oder anzusprechen. Ich gelobte alles, was sie mir vorsagten. Denn ich dachte in meinem Sinne: ‚Das Herz thut mir so weh — es kann ja nicht sein, daß ich am Leben bleibe. Bald bin ich todt vor Gram.‘ Allein man stirbt, so scheint es, nicht vor Gram, wenn man 25 Jahre alt ist und gesund wie ein Lachs im Rhein. Gelacht hab' ich nicht mehr seit jenem Tage, und gefreut hat mich nichts mehr auf Erden, aber gestorben bin ich nicht. So sind zehn Jahre vergangen und zwanzig und dreißig. Ich bin gealtert vor der Zeit: bin doch noch nicht sechzig und bin doch schon so müde! Und so bergesalt fühl' ich mich! — Von

Hercha hörte ich nie mehr, ob sie lebe oder todt sei. Mich schickten die wechselnden Aebte — schon viele habe ich begraben helfen! — mit allerlei Aufträgen weit umher; bis über die Alpen bin ich gekommen und durch ganz Francien, gar oft nach Aachen zum Herrn Kaiser. Der will mir wohl, der gewaltige Karl! Weiß wahrlich nicht, warum. Vielleicht hat er Mitleid mit mir. Auch unter die Heiden hier in Sachsenland bin ich oft gefahren, mit dem Abt von Fulda, Herrn Sturm aus Bayerland: das war ein wackerer Herr! Aber der ist nun auch lange todt! Der hatte doch — bei aller Frömmigkeit — ein menschlich Herz im Leibe behalten. Jedoch mein jetziger Herr!" — er seufzte tief — „Vergib mir, Gott im Himmel! Ich darf ihn nicht schelten! Er hat ja Recht."

Man könnte dieses „er hat ja Recht", das sich in des Mönches Rede so oft wiederholt, für eine Art rhetorischer Figur, wie das berühmte „Brutus ist ein ehrenwerther Mann" halten; allein der Dichter will uns in Fidus den herzensüberzeugten Mönch vorführen, der jede aufsteigende Schwierigkeit gegen seinen Beruf oder seine Oberen ehrlich niederkämpft und sich einreden will, daß er selbst nur Unrecht hat. Daß der Dichter auf diese Weise *seinen* Zweck trefflich erreicht, ist klar. Zu gleicher Zeit schildert er den einzig guten Mönch als Schwachkopf und die anderen alle als herzlose Geschöpfe. Uebrigens so ganz wahr ist es nicht, wenn der gute Fidus sagt, er habe seine Frau nicht wiedergesehen. Voriges Jahr, als Kaiser Karl die Nonnen schickte, um die Sachsenfrauen zu geleiten, mußte Fidus an der Landungsstelle sein. Dort sah er sie und schloß sie in seine Arme.

„Wie kann doch nur eine Sünde", fuhr der Mönch nun nach einem Seufzer fort, „so selig machen im Herzen!"

„Sünde!" rief Volkfried, „die acht' ich gering" (48).

Dieser Volkfried ist der Idealmensch und auch wohl Idealchrist des Romans. Sünde achtet er gering. Glücklicherweise ist er sich nicht consequent; denn einige Seiten vorher (39) hat er selbst zum Mönch gesagt: „Wort muß man wahren, Heiligen wie Menschen." Wo es sich um die gezwungen getauften Sachsen handelt, die nachher die Treue brachen, sagt er „streng und herb: ‚Gleichviel, sie haben sich zwingen *lassen*. Wären sie doch gestorben, lieber als sich zwingen lassen! Das stand jedem frei. Nun haben sie's geschworen. Nun müssen sie's halten'" (24). — Auch ist sein Töchterlein viel klüger; diese faßt des Mönches Handlungsweise als das auf, was sie ist: eine Verletzung des Treuwortes (48).

„Nun, die Strafe blieb nicht aus. Kaum hatte ich die Frau umfangen — noch hatte ich sie nicht fragen können, wo und wie sie gelebt all diese Jahre —, da riß mich an der Schulter eine harte Faust zurück. ‚Elender, Eidbrüchiger!' scholl es. Ich kannte die Stimme, brauchte gar nicht in das zornige Antlitz zu sehen. Ich sank ins Knie: nicht vor Schreck, nicht aus Furcht vor dem Abtvikar: aus Reue vor Gott dem Herrn, aus Scham. Einen lange gezogenen, aber leisen (?) Wehruf — wie ein erstickte Wimmern — hört' ich noch. ‚Leb wohl, leb wohl, mein Waltger!' klang es von dem Schiffe her. Da hatte mich der Vikar schon aufgerissen von den Knieen und herabgezerrt von

dem Brett. Er übergab mich zwei Brüdern zur Bewachung; die sollten mich binden. Aber sie weinten — sie hatten alles mitangesehen — und sie wußten, ich würde nicht entlaufen. In Esesfeld legte mir der Abtvikar die Buße auf. Sie ist nicht gar schwer. Ich habe Schlimmeres verdient."

„Was mußt du leiden oder thun?" fragte die Frau mitleidig.

„Er hat mir Stillschweigen auferlegt. — Die Nacht sinkt rasch! Lebt wohl, ihr Guten."

Der gute Fidus scheint vergessen zu haben, daß er die Buße schon verrathen. Er darf nämlich nur bei Tage außerhalb eines Hauses ein wenig rasten — bei Nacht in kein Haus einkehren (25). „Das — das sollte ich fast (?) nicht erzählen. Denn es gereicht mir nicht zum Lobe!" sprach der Mönch erröthend. „Aber" — und er hob das Haupt — „gerade deshalb! Sich selbst herabsetzen: das ist Christenpflicht" (33). Herr Dahn scheint einen curiosen Katechismus zu haben. Was aber überhaupt die ganze Vorgeschichte des Bruders Fidus angeht, wie sie uns hier erzählt wird, so weiß jeder vernünftige Katholik, daß die Handlungsweise der Mönche unchristlich und uncanonisch war. Daß Fidus von Anfang an sich läppisch und als Simpel benimmt, ist jedem Vernünftigen einleuchtend. Diese Geschichte aber als irgendwie typisch zu geben, ist im höchsten Grade ungeschichtlich und ungerecht.

Noch planen in Esesfeld die drei Edlen, Hardrad, Fortunat und Petrus, wie sie dem Bauern Volkfried Hof und Weib nehmen können, da erscheint plötzlich unter ihnen die wendische Sklavin Volkfrieds, die einige Tage vorher dem Vicegrafen einen Stoß in die Brust gegeben, als er sie anrühren wollte. Jetzt kommt sie von selbst und wirft sich ihm zu Füßen. Sie hatte bis dahin ihren Herrn im geheimen geliebt, dieser aber hatte sie von sich gestoßen, wo sie ihm diese Liebe gestand, — er hatte sie verachtet! Das hat nun ihren Zorn entfacht; sie will sich rächen, an seiner Frau noch mehr als an ihm, und darum verräth sie den dreien, die vergebens nach einem Vorwand zum Einschreiten gegen Volkfried suchten, daß die Gattin des Bauern zur Nachtzeit wiederholt dem Bruder des Mannes, der ein Waldgänger, d. h. einer jener Sachsen war, die nach der Taufe Karl den Treueid gebrochen und in die Wälder geflohen, am Hofzaun Speise und Trank gereicht hatte, wovon der Bauer selbst aber nichts wußte. Da jede Begünstigung der Waldgänger aufs allerstrengste geahndet wurde, glaubte das saubere Kleeblatt sich weit genug, Volkfried zu verderben. Inzwischen ist Volkfried in der folgenden Nacht selbst Zeuge gewesen, wie seine Gattin den Bruder pflegt. Nun ist er in der größten Schwierigkeit, was er zu thun habe, d. h. ob er nicht gleich das Verbrechen seines Weibes anzeigen soll. „Die Liebe sagt: nein, die Treue sagt: ja. — Aber es ist noch was in mir — ich weiß nicht, was es ist — das spricht auch und sagt: nein! Das Ansagen wäre nur eine Wildheit des Stolzes." — Darauf meint die Frau: „Dir jeden Zweifel zu sparen" — sie sprach es ganz gelassen —, „thu ich's selbst. Morgen ..." Das will der Bauer nicht; denn er ist des Weibes Mundwalt. Aber wem die Sache anzeigen? dem Grafen? Das kann Volkfried nicht. Er ist sein Todfeind, kann kein gerechter Richter sein. Aber vielleicht dem freundlicheren Vicegrafen Fortunatus? Das aber will Muth-

gard nicht um alles: es bleibt also nur eines übrig, daß sie nach Aachen zu Kaiser Karl selbst gehen. Am folgenden Tage rüstet man den Rucksack mit Lebensmitteln und bringt alle Waffen in die Halle, um für die Reise die besten zu wählen, als plötzlich der alte, lahme Knecht hinzukommt und meldet, daß ein Haufe Bewaffneter sich dem Hofe naht. Volkfried ergreift eine mächtige, langgeschaftete Streitaxt und schreitet von dem Knecht und dem Knaben gefolgt zum Eingang der Hofwehr. Natürlich ist es der Graf mit seinen Gesellen und einem Troß Soldaten, die den Bauern im Namen des Rechtes von Haus und Hof vertreiben wollen, weil er Leben, Eigen und Ehre verwirkt habe. Unter des Grafen Mannen ist einer, der während der langen Verhandlungen mit Volkfried immer die Partei des Unschuldigen ergreift. Er ist „ein breitschultriger Mann, dessen schlichtes, flachsblondes Haar, nur an den Schläfen etwas grau, aus der Sturmhaube quoll, mit langer, gerader, schön gebildeter Nase und goldbraunen Augen". „Hülsung bin ich, Hülso's Sohn, ein freier Sachse ... ich bin Westfale: auf rother Erde, am Habichtsbeck bei Mimisgerneford, liegt der Hülshof, unser altes Erbe." Der Graf erkennt bald, daß nichts gegen Volkfried zu machen ist, so lange dieser Sachse dem Bauern beisteht und den Wortlaut des vom Grafen verdrehten Rechtes angibt. Er schickt den Lästigen deshalb auf die Burg zurück und verlangt mit Gewalt Eingang in den Hof. Es kommt zum Kampf; der Ueberzahl ist auch der Muth nicht gewachsen; Volkfried zieht sich mit den Seinen rasch ins Haus zurück, ergreift Waffen und Mundvorrath, und dann geht's rasch zu der Oeffnung des verborgenen Ganges, der weit vom Hofe ab im Walde mündet — der treue Heimo bleibt zurück, den Deckstein des Ganges mit Heu zu maskiren. Er geht zu Grunde in dem brennenden Hause — bis zum Tode getreu. Aber wozu dem treuen Knechte folgendes „Sterbegebet" in den Mund legen? „‚Zur Hölle!' wiederholt langsam Heimo; er überlegte: ‚Nein! in die Christenhölle mag ich nicht. Aber auch nicht in den Christenhimmel', sagte er ganz bedächtig. ‚Nein! — Und doch — wenn ich jetzt hier sterbe — so, wie ich sterbe: — für meinen Herrn! am Ende — getauft bin ich ja! — am Ende fahr' ich geradenwegs zu den verhaßten Heiligen? — Ich mag nicht!' rief er laut und zornig. ‚Ich will zu Donar fahren, der treue Knechte aufnimmt, der Knechte treuer Gott in Thrudwang. — Die Taufe? Die gilt nicht! Ich rief zu Donar, während sie mich unterduckten. Und ich habe insgeheim seither oft und oft geopfert. Hör's, du Priester, und hört, ihr Heiligen da oben: ich sage ab Gott Vater, Gott Sohn und Gott dem Geiste und allen Heiligen. Ich glaube an Wodan und Sassenot und an Donar. Und zu dem will ich fahren.' Es war sein letztes Wort" (142). Dieser heidnische Knecht im Gegensatze zu dem habgierigen, lüsternen, tückischen Christentrio der Angreifer ist zu offenbar ein Spott auf das Christenthum, um nicht aufs tiefste zu verletzen. Später hält ihm Hülsung heimlich nach heidnischem Gebrauche die Todtenwacht beim Scheiterhaufen und spricht: „Ob er bei Herrn Christus oder bei Herrn Donar: — der Mann ist jetzt im Reich der Getreuen" (147). Das ist die Leichenrede aus dem Munde des Ideal-Hülsung! Und da sage einer, es sei kein System in dem allem — reinste Kunst!

Von den Christen verliert Fortunat das Leben, ebenfalls bis zum Tode getreu — seiner Leidenschaft für die Frau eines andern.

Das zweite Buch führt uns zum Götterfest in das Lager der Dänen. König Göttrik kündigt an, daß er einen Kriegszug gegen die Franken unternehmen will. Dem stolzen Könige naht ein dänischer Bauer, sein Recht zu suchen gegen den König selbst wegen eines Rosses, das dieser ihm vorenthält. Es kommt zum Zank, schließlich ruft Göttrik: „Fort mit dir, Bauer! Der König will's. Und Königs Wille soll fortab Recht sein in Dänenland.“ Da sprach der Bauer drohend: „Hüte dich, Göttrik, Gottwints Sohn, vor Königswahn! Volkswille ist Recht in Dänenland. Und bleibt es. Ich denke noch die alten Tage. Schon drei stolze Könige vor dir wollten wie du. Weißt du, wer sie geholt hat? Der graue Schwan mit dem eisernen Schnabel! Noch einmal ruf' ich um Recht. Aber dann: — dann ruf' ich um Rache“ (160). Der Bauer geht. Später, im Herbst, hält Göttrik Heerschau zum Zuge gegen Karl, und bei dieser Gelegenheit erneuert der Bauer seine Bitte um Recht. Mehr als je glaubt der König sich im Hinblick auf das große Heer, das sich auf sein Geheiß gesammelt hat, im Stande, dem Bauern zu trotzen und seinen Willen durchzusetzen. Allein er hat nicht bedacht, wie gerade der Bauer es schließlich mit seiner Klage bewirkt hat, daß der Mannen so viel in Waffen erschienen, daß alle diese bewaffneten Jütländer ebenso entschlossen sind, ihre Freiheit nach innen als nach außen bis aufs Blut zu vertheidigen. Da also Göttrik dem Landmanne jede Genugthuung versagt, entbrennt der Kampf zwischen den freien Bauern und den höfischen Königsleuten. Göttrik selbst fällt von einem Pfeile des Landmannes, und nun gibt es ein entsetzliches Kampfgewühl. Des Königs Mannen sind zuletzt alle gesunken, da endet der Kampf um die Freiheit. „Der Frankenkrieg ist nun wohl aus, bevor er anfing?“ — „Ich glaube, ja!“ — „Herr Karl mag von Glück sagen. Und alles dies — all dies Blut — um dein Pferd!“ — „Nein, Erich Erichson: um das Recht. — Leb wohl!“ Und er (der Bauer) zog den Rothhengst hinter einem Holzzaun hervor und schwang sich darauf. „Wohin?“ — „Zu Herrn Karl. Ich werde sein Unterthan und — meinetwegen! — auch des Herrn Christus. Unter ihm kommt der Bauer zu seinem Gaul ohne so harte Müh', wie ich sie heute hatte“ (347). Doch wir haben dem Verlaufe der eigentlichen Erzählung vorgegriffen. Als beim Erntefest der Bauer den König verlassen hatte, wurde des letztern Aufmerksamkeit durch die Ankunft zweier Fremden im Festlager gefesselt: es erscheinen der Bruder Fibus und Hülsung. Fibus hat Angst: „Furcht, Sachse! Elende Menschenfurcht, Furcht vor dem Tod!... Ach ich bin alt, schwach ist das Fleisch! Und auch dich (Hülsung) werden sie morden. — Weh, was bist du mir nachgedrungen durch alle Schrecken dieser Wälder! Du mußtest mich ja nicht gefunden haben!“ [?!] „Warum gingst du mit mir bis hierher?“ — „Warum? Die Treue gebot. Der Frankengraf soll nicht sagen, Hülsung, der für das Recht sprach wider ihn, weigert dem Grafen das Recht, das seine Pflicht, zu leisten: er soll nicht sagen, der Sachse sei entsprungen vor der Gefahr. Ich schwor Treue Herrn Karl. Die muß ich halten“ (165). Natürlich sieht der Mönch in Gegenwart so erhabener

Treue seinen Fehler ein; er stürzt auf die Kniee: „. . . Ich wankte in der Treue gegen den Himmelsherrn. Aber ich wanke nicht mehr!“

Fidus hat also eine „Botschaft“ seines Obern, und zwar, wie er den Dänen erklärt: „an den Gott, dem ihr hier dient. Ich suche schon lange sein Bild! Ist das nicht — da hinter dir . . . ich kann es nicht deutlich sehen — ein solches Bild?“ — „Das ist Asa Thor!“ rief Göttrik; „er lebt in diesem Bild, er schwebt um dieser Eiche Wipfel.“ — „So höre er denn!“ rief der Mönch. „Es ist nur Ein Gott, der Vater des Herrn Christus. Dieser Götze aber ist kein Gott, sondern ein Teufel. Nieder mit ihm!“ Und bevor die Dänen ihm wehren konnten, hatte der Alte einen der zahlreichen, an die Bäume gelehnten Speere ergriffen und mit aller Kraft gegen das Bild geschleudert. Ein hundertstimmiger Schrei des Entsetzens, des Schreckens über den Frevel erscholl: aller Augen richteten sich auf das geliebte Götterbild; aber siehe: es war unversehrt! Der Mönch war nämlich beim Ausholen zum Wurf ausgeglitten. Sofort wollen die Dänen über den Mönch und seinen Begleiter herstürzen; allein der König breitet seinen Bärenmantel über sie; er beredet das Volk, der Gott habe diese beiden aus Esesfeld geschickt, daß sie ihnen im Kampf gegen Karl als Späher und Führer dienen sollen. Darum werden sie nun der Obhut Volkhelms, der sich jüngst zum Gefolge der Dänen eingeschworen, übergeben. So sind sie wenigstens vorderhand vom Tode befreit. Es ist natürlich ein „Apostolat“ der Dahn'schen Erfindung, einen Mönch in ein heidnisches Lager zu schicken, damit er dort kurzerhand, vor aller Belehrung der Götzendiener, das Idol zertrümmere. Die Apostel Christi pflegten nicht so zu handeln, wenigstens lautete der Auftrag des Herrn zuerst: „docete omnes gentes!“ Man könnte vielleicht sagen, das sei nur eine Schlechtigkeit des Abtes Petrus, um den Mönch los zu werden. Allein Herr Dahn, der Geschichtschreiber, kommt in seiner wissenschaftlichen Einleitung zu den Karlssagen noch einmal auf den Fehler der Mönche zurück, die sich eben die heidnischen Verfolgungen selbst zuzuschreiben hatten, weil sie „das Landrecht brachen“. „Erst als die Bekehrer, gastlich aufgenommen, anfingen, die den Heiden theuersten Heiligthümer zu zerschlagen, zu schänden, die heiligen Opferfeste der Heiden zu stören, als sie das Landrecht brachen, rief man das Landrecht an wider sie. Die Geistlichen jener Tage erwogen nicht, daß nicht bloß Christen Heiligthümer haben, daß es auch anderen Leuten als Christen bitter wehe thut, wenn man ihr Heiligstes schmäht und schändet, wenn man den ehrwürdigen Glauben der Väter, wenn man die hilfreichen Götter beschimpft. Die Schüler und Begleiter der Bekehrer erzählen voller Freude, wie St. Columban ein Opferfest des Wotan störte, ein dem Gott geweihtes Gefäß zertrümmerte, wie St. Bonifatius die Donarseiche bei Geismar fällt, wie in ungezählten [?] anderen Fällen die Priester die Götterbilder zerschlagen, die Altäre umstürzen, die heiligen Haine anzünden, die heiligen Quellen besudeln, die Götter Teufel, Lügengötter, Götzen und Dämonen schelten — und wundern sich dann, daß die Heiden sich das nicht immer ruhig gefallen lassen“ (57). Hält man diese Ausführung neben den Roman, so müßte man sich ja den hl. Bonifatius als eine Art Bruder Fidus vorstellen, ebenso simpel und dumm-zelotisch.

In gewissem Sinne waren freilich die Apostel an ihrem Tode schuld — was gingen sie auch die frommen, heidnischen Sachsen an, was blieben sie nicht in England, oder warum begnügten sie sich nicht wenigstens, in parlamentarischen Ausdrücken von den Göttern zu sprechen, den „objectiven" Göttercultus zu „toleriren", den edlen Germanen ihre „Gewissensfreiheit" zu lassen? Daß sie auf die Gefahr hin, selbst zeitlich dabei zu verderben, den blinden Heiden das Licht des Evangeliums vermittelten — das ist freilich ihre Schuld, und insofern haben sie den Martertod sich selbst zuzuschreiben. Aber daraus ihnen einen Vorwurf zu machen, sollte am wenigsten einem Deutschen einfallen.

Inzwischen hat Volkfried mit den Seinen den langen Erdgang durchwandert und ist in beträchtlicher Entfernung östlich von seinem Hof im dichtesten Buschwerk, in einem alten verlassenen Dachsbau wieder ans Tageslicht getreten. Fern im Westen sehen sie ihren Hof brennen, sie halten sich nicht für sicher, darum tiefer in den Wald hinein! Es folgen nun mehrere Kapitel (III—VIII), die am lebhaftesten an Robinson Crusoë erinnern und sich in diesem Roman recht seltsam abenteuerlich ausnehmen. Als die Noth am höchsten, wird der Entschluß gefaßt, die beiden Kinder um Hilfe ausziehen zu lassen, den Jungen gegen Friesland hin, das Mädchen in die Gegend der Abodriten. Sie sollen durch das Winterland durchzubringen suchen zu Menschen, ihnen den traurigen Zustand der Eltern erzählen und Hilfe für den kranken Vater und die Mutter bringen. Der große Hund, welcher jetzt so große Dienste hätte leisten können, war leider gefallen, indem er bei einer Bärenjagd das Leben seines Herrn Volkfried rettete und dafür selbst von der Bestie getödtet wurde — getreu bis zum Tod! Also eines Morgens zieht der Knabe westwärts — die Schwester ostwärts auf Kundschaft aus. „Knicke die Zweige an den Büschen, wie du schreitest, damit du dich mit helfenden Menschen zurückfindest zur Höhle; die Fußspuren könnte frischfallender Schnee bedecken", mahnt der kluge Bruder, und sie scheiden. Damit das Märchen nicht fehle, zieht ein Rothkehlchen mit dem Mädchen, um später lebensrettende Botendienste zu verrichten. Zum Unglück beginnt es bald wirklich stark zu schneien.

Das dritte Buch führt uns in den östlichen Grenzwald — fern von der Höhle der Gatten. Es bewegt sich ein langer Zug von Männern, Rossen und Wagen auf der einzig fahrbaren Straße, die von den Abodriten quer durch Sachsenland gen Friesland führte. Der Dichter leistet unserer Ansicht nach ein wirkliches Probestück seiner Kunst, indem er uns die beiden Hauptpersonen des Zuges vorführt und dabei den ganz unvorbereiteten Leser unter dem falschen Namen des einen Helden doch sehr bald, bloß durch einige charakteristische Worte und Züge den Mann herausfühlen läßt, den man hier am wenigsten zu finden versucht war, obwohl er doch bis jetzt eigentlich die Seele der ganzen Erzählung bildete — Herrn Karl von Aachen. Durch ein Beispiel seines orientalischen Freundes Harun-al-Raschid verleitet, will der Kaiser auch einmal incognito sein Reich bereisen, seine Beamten prüfen, sein Volk kennen lernen und ist deshalb als Königsbote mit dem jungen Bischof Acerbus, der aber selbst seinen Begleiter nicht anders als unter dem Namen Graf Francio kennt, in diese Nordmark gekommen. Diesen Bischof Acerbus

müssen wir uns schon wieder etwas näher ansehen; er ist ein Vertreter der Kirche und hat darum etwas zu bedeuten. Der Dichter stellt ihn uns gleich vor als „das Pergament (Brevier) mit einer ungeduldigen Bewegung in die Buchtasche steckend und einen raschen Blick auf seinen Begleiter werfend“.

„Ich kann nicht mehr beten — nicht immer beten“, rief er, und sein dunkelgraues Auge loderte. „Ich muß so viel an euch denken, Graf, an unser langes, langes Gespräch von gestern Nacht. Und . . . ja, eben an Euch. Es ist wunderbar. Ich, der Priester, habe Euch, dem Laien, gebeichtet. Ich staune über mich selbst; das heißt in Wahrheit, über Euch. Ich bin verschlossen, hart wie der Felsen Petri, hat der Heilige Vater Leo selbst einmal von mir gesagt. Keinem Menschen als etwa meinem Beichtiger, falls die Qual, die brennende Qual zu heiß ward, das rasende Verlangen als arge Sünde allzuschwer belastete, hab' ich's gesagt! Ja, auch in der Beicht habe ich — Gott vergeb' es mir! — niemals so offen, so hingegeben mein Herz aufgedeckt, wie Euch — Graf Francio, — dem Laien, dem Fremden. Erst 14 Tage kenn' ich Euch — seit der Herr Kaiser uns zusammen auf diese Fahrt geschickt hat — und gestern hab' ich Euch so tief in meine Seele, in meine Schmerzen, in meine Sündenschuld blicken lassen, wie nur Gott bisher geschaut hat“ (234). Die Sache liegt so. Acerbus von Arezzo, ein geborener Sachse, ist jung und fast gegen Karls Willen auf Betreiben Leo's und Pipins Bischof geworden und hat sich durch die Strenge, mit der er besonders gewisse Fehler der Cleriker bestraft, den Namen Acerbus erworben. Diese Strenge aber macht Karl, der von ihr erfährt, nachdenklich, er hält sie für „eitel Heuchelei“, weil er glaubt, es sei „wider Menschenart, daß ein Mann in voller Jugendkraft“ enthaltsam sei. „Solche Heuchelei“, sagt er scherzend zu Acerbus, „kommt vor bei euch frommen Herren. Gerade um die eigenen schweren Laster zu decken, wüthen sie gegen die leichten Verfehlungen anderer“ (247). Um nun den Mann kennen zu lernen, hat Karl ihn als zweiten Königsboten mit sich genommen, ihn geschickt ausgeholt, und schließlich hat der junge Bischof denn auch dem alten Begleiter gebeichtet und legt sich auch ferner zum Ekel des Lesers nicht den mindesten Zwang mehr auf. Er ist seit seiner Jugend wahnsinnig (bitte, wörtlich!) verliebt in die Frau eines andern. Die einfachsten Fragen, wie eine böse Leidenschaft zu bekämpfen, weiß übrigens nach Dahns Darstellung weder der katholische Bischof noch der katholische Kaiser zu beantworten. Jedes Kind, das den Katechismus gelernt hat, könnte ihnen darin Belehrung ertheilen.

Nach einiger Zeit trennen sich die beiden Boten mit ihrem Gefolge. Acerbus reitet seinem Troß vorauf, da gewahrt er das Rothkehlchen, das ihn zu dem verschneiten, halberstarrten Mädchen bringt. Kaum sieht er diesem ins Auge, da schreit er: „Muthgard . . . du!“ Kurz, er erkennt in dem Kinde die Tochter seiner Geliebten und hat von ihm bald die ganze Sachlage erfahren. Sein Todfeind — ein Hochverräther, „der des Kaisers Vicegraf erschlagen . . . nun wird er gehenkt, das Weib ist frei“! Einige Zeit später tritt er in die Höhle, wo Volkfried und seine Gattin halbtodt liegen. Er (Acerbus) bückte sich: „Wenn ich zu spät gekommen wäre! Wenn sie todt

wäre! — Nein, sie athmet: — o welche Lust! Nun gib, o Gott, daß Er nicht mehr athmet! Hörst du, ich bete darum! Du ersparst mir damit eine große Sünde. Mache du sie zur Wittwe, Gott, sonst . . . o wehe mir, er athmet auf!" Muthgard und Volkfried erkennen in dem Bischof mit leichter Mühe Richwalt, den einstigen Bewerber, dieser aber will nur Acerbus sein — Volkfried hat wohl Recht, jetzt mehr zu fürchten als vorher. Welches Zerrbild eines katholischen Bischofs!

In Esesfeld haben die überlebenden Schurken, Hardrad, der Graf, und Petrus, der Abtvikar oder Bischof (was für den Dichter ein und dasselbe scheint), ebenfalls von der Ankunft der Königsboten gehört und sind nicht wenig in Verlegenheit. Dem Grafen kommen sie zwei Monate zu früh, da er das den Bauern abgezwungene Land noch nicht hat zu Gold machen können, um zu Göttrik dem Dänen überzugehen. Dem Abt ist an den Boten nicht so viel gelegen — er hat zwar den Bauern doppelten Zehnten abgepreßt und „sich von allen den Geistlichen, die sündigten gegen alle zehn Gebote, mit Geld zum Schweigen bewegen lassen" (271), aber er versteht es auch, „logisch zu sündigen" (275), und meint, „ganz unbestechlich sei kaum einer der vielen Königsboten: Bischöfe und Aebte — Herzoge und Grafen! Die meisten reizt etwas: Gold oder Weiber, oder Rosse! Jagdfalken, oder Jagdhunde, oder Schmeichelnde, oder Jagdgründe! Seltene Codices! Ja, zuweilen auch Knochen von Heiligen." (So muß auch noch die Reliquienverehrung begeifert werden.) „Wenn man aber keine Heiligen hat?" „Nimmt man andere Knochen!" u. s. w. (272.) (Wirklich elegant gesagt!) Und dann, sollte der Bischof wirklich unbestechlich sein, „dann werd' ich ihn vergiften. Unbestechlich ist er schwerlich, unsterblich ist er schwerlicher". Am meisten aber haßt er die Königsboten, weil sie ihn an Karl erinnern, den er über alles haßt, den er als aller Tyrannei Wurzel am liebsten vertilgen möchte. Aber was ist zu thun? Jetzt die Burg rasch den Dänen ausliefern, wie Petrus räth? „Nein, Priester, ich bin ein Mann, kein Pfaff." Und doch, kaum hat der Graf dies stolze Wort gesprochen, da erscheint Volkhelm als Gesandter des Dänenkönigs. Die Königsboten haben den Dänenwächtern Fidus und Hülsung abgenommen. Nun ist keine Wahl mehr. Göttrik will für die Auslieferung der Burg nicht bloß das bedungene Gold zahlen, sondern auch die Königsboten ermorden lassen, und zwar hat Volkhelm das Loos getroffen. Es wird ihm freilich schwer, aber „ich kann nicht meinem zweiten König den Eid brechen wie . . . dem ersten". (Edle Treue!) „Mir wäre freilich lieber das Blut eines andern," sagt der grimme Priester — „aber es gilt kein Ueberlegen." Kaum hat sich der Vorhang hinter Volkhelm geschlossen, so erscheint der Frohnbote, um die beiden vor der Kaiserboten Gericht zu laden, wo Fidus und Hülsung sie verklagt haben (278).

Gegen diese abstoßenden Scenen sticht angenehmer ab die Unterhaltung Karls mit dem einzigen, der sein Geheimniß kennt, dem treuen Seniskalk Audulf. Das ist der unverfälschte herrliche Karl mit dem sagenumwobenen Haupt, den großen Vorzügen und Fehlern, beide gemildert, fast verklärt durch das Alter. Nur ein Brief des Acerbus wirkt wieder störend. Er meldet

dem Grafen, daß er Volkfried gefangen, daß dieser ein Mörder sei, und spricht davon, er, Acerbus, wolle sich der Wittwe und Kinder annehmen, so daß Karl, den diese Nachricht mit höchstem Zorn gegen den Bischof erfüllt, sogar im Zweifel ist, ob Acerbus nicht schon kurzer Hand seinen geheimen Feind im Namen des Rechtes getödtet habe. Während Karl in höchster Unruhe ist, kommt Fidus, wirft sich dem Grafen, den er als den Kaiser kennt, zu Füßen und klagt sich großer Untreue an. Er hat seine Hercha, die Nonne, welche er sterbend im Wald fand, umarmt und geküßt. Karl tröstet ihn, er sei „untreu aus Treue" geworden, und da Fidus eingeweiht ist in das Geheimniß von Acerbus-Richwalt zu Volkfried, so schickt Karl ihn zu Acerbus, um womöglich Volkfried noch zu retten. Der Bischof soll dem Mönche dann auch die Buße geben. „Mich schickt", soll der Bruder ihm sagen, „Graf Francio zu dir und fragt dich: ‚welche Buße verdient ein Priester, der sein eigenes Eheweib — nicht eines andern Eheweib! — nicht vergessen kann, sondern geliebt hat treu bis in den Tod?'" (310.) Viertes Buch. Erste Scene. Der Kaiser allein über Urkunden gebückt. Ein junger Mann verlangt ihn allein zu sprechen. Er tritt ins Gemach, der Kaiser schaut nicht auf, hält ihn für den Seniskalk und fährt fort zu lesen; der andere beschaut sich den Greis, da beleuchtet eine Flamme dessen Antlitz, eine verborgene Waffe fällt klirrend zu Boden: „Kaiser Karl!" schreit der zurücktaumelnde, durch ein Fenster entfliehende — Volkhelm, der gekommen war, den Königsboten zu morden. Zweite Scene. Hardrad und Petrus warten mit Ungeduld auf Volkhelm, ob ihm sein Werk gelungen. Da sprengt dieser an, theilt ihnen in Eile die große Kunde mit. Petrus fragt ihn, warum er den Kaiser denn nicht erst recht ermordet. Der andere hat keine Zeit, er muß zu seinem neuen König, Göttrik, ihn warnen: Karl steht an den Marken der Dänen. Nun freut sich Petrus. „Wegen der Königsboten hat er sein Gehirn nicht angestrengt", „aber Kaiser Karl tödten — das ist der Mühe werth. Ich hab' schon meinen Plan" (327). Dritte Scene. Untergang und Ermordung Göttriks durch seine Bauern (vgl. oben).

Fünftes Buch. Erste Scene. Acerbus und die beiden Gatten. Langes Gespräch. Schließlich sagt Acerbus, er wolle dem andern Königsboten das Urtheil über Volkfried lassen; er glaubt nämlich fest, daß Volkfried nach dem Recht dem Tod verfallen ist, und dann kommt's ja auf eins heraus, wer den Spruch fällt; ihm selbst ist es eine Beruhigung, wenn er es nicht braucht. Die Ausbrüche furchtbarster sinnlicher Leidenschaftlichkeit in diesem und den folgenden Kapiteln müssen wir übergehen. Der bezeichnende Ausdruck dafür ist schon nicht mehr schriftfähig, falls man sie nicht als erotische Tobsucht auffaßt. Aber selbst dann hätte uns der Verfasser mit den lüsternen Phantastereien verschonen sollen. Zum Unglück bringt der Verfasser noch eine neue Complication: die kleine Lindmuth „hat sich gar seltsam gewandelt in den letzten Wochen", sie ist aus dem Kind zur Jungfrau geworden, und ohne daß sie es weiß, hat sie sich in ihrer Weise in den „Schutzengel" Acerbus verliebt! Auch diese Episode, die sich durch den Rest der Erzählung weiter spinnt, können wir übergehen; sie ist zu dumm! In einer

wilden Nacht flieht Richwalt-Acerbus sein „ruhlos Ruhbett“ und kämpft den Kampf aus mit sich, überlegt alles, Selbstmord und Justizmord . . . endlich kommt er zum Schluß: „Er soll leben, Sie soll glücklich sein. Und ich? . . . Richwalt, was liegt an dir? An der Ehre liegt alles! und an der Pflicht der Treue!“ (374.) Dieselbe Moral wie in: Was ist die Liebe? Am andern Morgen schließt er Freundschaft mit Lindmuth und legt später vor den beiden Gatten eine Beicht ab, und zwar so, daß Frau Muthgard sich entfernen muß aus Scham vor den wilden Ausbrüchen. Volkfried ist „ein Mann, ihr Mann“, er muß alles hören. Acerbus hatte also gedacht: Ist sie erst eine Wittwe, dann nimmt er sie zu sich ins Bischofshaus, sie lernt ihn lieben; „der Papst kann alles, Papst Leo liebt mich sehr! er kann auch das. Gar mancher Bischof hat ein Weib“ (392). Aber nun will er Papst und Kaiser alles gestehen, dem Bisthum entsagen und in ein Kloster als Büßer treten. Volkfried verzeiht ihm — Frau Muthgard nicht: „Hört es, ich hasse Euch! Es war nicht wohl gethan, daß Gott Euch schuf!“ Und stürmisch rauschte sie aus der Halle (396). Man kann den Abgang einer Salondame in rauschender Seide nicht pompöser schildern!

Sechstes Buch. Eine hübsche Scene eröffnet diesen letzten Abschnitt. Lindmuth ist glücklicherweise wieder ganz Kind, und so treffen wir sie als Spielkameradin des alten Grafen Francio. Ihn hat sie auch lieb, aber anders als — den Bischof (423). Aber eben deshalb gefällt die kindliche Unterhaltung des Mägdleins mit dem traurigen Grafen, den sie durch allerlei Erzählungen vom Kaiser, seiner Weisheit, Gerechtigkeit, Güte, von den Wundern, die Gott für ihn thut, zu erheitern sucht. Der Schluß freilich ist ein Mißklang. Karl hat die Liebe des Mädchens zu Richwalt-Acerbus erkannt; er setzt voraus, daß sie vom Bischof erwiedert wird, und meint darum, nun könne alles noch gut werden: „Papst Leo gibt ihm sicher die Verstattung, forder' ich sie“ (427). Wo nur der gelehrte Dichter diese Meinung von Leo herhat? Unterdessen hat sich das Unwetter über den Kaiser zusammengezogen. Volkfried und der junge Volkbert wollen zu ihrem abgebrannten Hof, da stürzt in Sturmeseile Volkhelm heran. Die Brüder erkennen sich; Volkhelm erzählt rasch, daß er zu Karl will, der kein anderer sei als Graf Francio, um diesem zu melden, was er eben vernommen. Als nämlich Volkhelm nach dem versuchten Attentat zu seinem Dänenkönig zurück wollte, fand er diesen ermordet; sein Neffe will Frieden mit Karl. Volkhelm mag aber nicht länger bei den Dänen bleiben: er hatte nur Göttrik geschworen, und darum will er zurück zu Karl. In Esesfeld übernachtet er, findet aber die Burg von Wilzen besetzt, die Hardrad und Petrus eingelassen und mit denen sie vereinbart haben, an einem der folgenden Tage Graf Francio, den sie ja jetzt als Kaiser kennen, zu überfallen und zu ermorden. Das hat Wlasta erlauscht und verräth es Volkhelm aus Liebe zu Volkfried. Die Brüder reden noch, da stürzen die Wilzen schon heran. Nun ist eine Warnung Karls nicht mehr möglich. Auch die drei Volkinger sind in höchster Gefahr. Es kommt zum Gefecht. Der treulose Golo, welcher die Wilzen führt, will den dreien das Leben schenken, wenn sie aufgeben, Karl zu warnen. Darauf wollen die Sachsen nicht eingehen. Ohne

den Ausgang des Kampfes zu erfahren, werden wir auf den Welandshof geführt, wo Graf Francio, Frau Muthgard und Lindmuth in einer sehr idyllischen Unterhaltung begriffen sind. Da stürzt Volkfried in den Hof zu des Grafen Füßen: „Herr Karl, rettet Euch!" Anfangs ist Karl empört, daß der Bauer das Incognito verräth, bald aber drängt die Frage der Vertheidigung alles zurück. Außer einem Krieger, einem Knecht Welands, ist nur Karl und der Bauer waffenfähig. Volkfried räth, den Knecht sofort zu Acerbus zu schicken, der Kaiser soll sich flüchten; inzwischen will er, Volkfried, mit dem Feind unterhandeln, als ob Karl im Hause wäre, um Zeit zu gewinnen, zuletzt zum selben Zweck das Haus vertheidigen. Karl sieht den Bauer an: „Du stirbst darüber — unvermeidbar." — „Das ist der Sachsen Eid: Bis zum Tode getreu." — Da richtete Herr Karl seine hohe Gestalt noch höher auf, und schlicht sprach er: „Das gefällt mir. . . . Aber merke, auch ich habe euch geschworen, euch zu schützen, bis zum Tode getreu!" Kaum haben sich der Kaiser und die paar Leute auf die Vertheidigung gerichtet, da stürmen auch schon die Wilzen heran. Hardrad und Petrus führen sie, die Hilfe ist sehr nöthig. Petrus zuckt schon den Dolch nach dem Kaiser, eine Wilzenlanze fliegt nach demselben Ziel, da springt plötzlich Volkhelm vor den Kaiser, schlägt Petrus mit einer Streitaxt nieder, empfängt selbst den Lanzenstoß und stürzt sterbend nieder. So sühnte er seinen Treubruch. Bald naht auch Acerbus mit seinen Mannen; ein heißes Kämpfen, Acerbus rettet Volkfried, Hardrad fällt von seiner Hand. Die Wilzen fliehen. Nach diesen Kapiteln muß nun auch wieder die leidige Liebesaffaire kommen. Acerbus ist auch schwer verletzt gewesen. Der Kaiser besucht ihn; er will ihn nicht seiner Priesterschaft mahnen, sondern ihm nur einen Vernunftrath geben — damit er von der Frau lasse. „Wie wär's, mein Freund? Papst Leo thut, was ich verlange. Ihr könnt die Kleine haben, sobald Ihr wollt. Ja, Ihr habt sie schon!" — „Wer die Rose verlangt, den tröstet nicht die Knospe", erwiedert der Bischof, aber er will der Frau die Ruhe wiedergeben. Es kommt zu einer feierlichen Versöhnung zwischen ihm und Muthgard, sie kredenzt ihm. Sehr melodramatisch legt sich ihm dabei „wie ein sanfter Schleier über die Augen, die sonst getrauert oder allzu scharf geblitzt hatten" — „ein Hauch leiser Wehmuth, aber aufgelöst in Frieden, schwebte über das versöhnte Antlitz": „Ich habe nun in diesen Tagen und vollends in der letzten Nacht Frieden gefunden. Nicht durch Gebet! Nicht durch die Heiligen! Nicht der Priester, der M a n n in mir hat geholfen. Nicht Euch besitzen ist das Höchste — Euch würdigen. . . . Ich konnte Euch nicht zwingen, mich zu lieben, aber wenn ich einst — vielleicht lange vor Euch — sterben werde . . . dann werd' ich Euch gezwungen haben, zu sagen: ‚Das war ein Sieger'. Und dann wird meiner Augen letzter Traum (?) sein: E u e r Bild." Nun ist ja alles gut, ja „ganz gut", meinen alle, und Frau Muthgard kann nun an „das andere" denken.

Denn wie sich der Leser erinnern wird, hatte auch Frau Muthgard des Kaisers Recht gebrochen, sie hatte den Waldgänger, den Schwager, gespeist und gepflegt. Dieses Verbrechen offenbart sie nun dem Kaiser. Dieser macht ein ernstes Gesicht — er fragt den rechtskundigen Hülsung, welche Strafe

darauf stehe. „Er soll in Kette gehen sein Leben lang, der solches that.“ Also: und Karl nahm von seinem Halse die goldene Kette und hing sie Frau Muthgard um. Volkfried wird Markgraf auf Esesfeld, Richwalt wird des Kaisers Kanzler und soll als solcher das Heer gegen die Sarazenen in Spanien führen. Bruder Fidus ist gestorben — getreu bis zum Tod. Acerbus hat ihm als Buße auferlegt, das Grab seiner Hercha zu besuchen, auf ihrem Leichenhügel ist er hinübergeschlummert! Eine letzte Scene führt uns nach Spanien. Dort kämpft Richwalt mit dem Kampfruf: „Karl und Muthgard!“ Mit einer Tollkühnheit und einer seltsamen Unruhe — Schild, Brünne und Helm abwerfend, sprengt der Kanzler nach einer siegreich beendeten Schlacht allein in einen Haufen fliehender Feinde. Natürlich fällt er. Ein Franke beugt sich über den Sterbenden: „Ihr habt ihn gesucht, den Tod.“ — „Nein, den Sieg (?) und endlich — den Frieden. . . . Nun sterb' ich doch, ein Held, für ihn (den Kaiser) . . . Grüßt ihn und — — ah, da ist sie ja schon! Sie schreitet, nein, sie schwebt heran! Sie lächelt; den Himmel seh' ich strahlend offen steh'n! Muthgard! der Ehre und dir — bis zum Tode getreu.“

Ende.

Nun fragen wir den Leser, was er von dieser Bekehrung und dem Ende dieses Helden hält? Ein Wort darüber verlieren, wäre überflüssig oder unnütz. Wer es nicht von selber einsieht, dem wird man's nicht klar machen. Also so muß ein katholischer Bischof sich entwickeln, um das Ideal des Herrn Dahn zu werden?

Nur zwei Worte zum Schluß über die Erzählung im allgemeinen. Es ist zu bedauern, daß das einzelne sehr Schöne, welches unzweifelhaft in dem Buche enthalten ist, durch die systematische Feindschaft gegen die Kirche und die viele Sinnlichkeit verdunkelt und fast ungenießbar gemacht wird. Zur Schilderung der Zustände war diese Herabsetzung und Begeiferung der Kirche nicht bloß nicht nothwendig, sondern sie vernichtet vollständig die Wahrheit eben dieser Schilderung. Ob es Priester wie Petrus und Acerbus damals gegeben, kommt nicht in Frage, sondern: sind solche Ausnahmen berufen, den ganzen Clerus, die ganze Kirche unter Karl dem Großen zu vertreten? Hat der Geschichtschreiber Dahn nicht von Reformatoren des Clerus unter Karl gehört, gab es keine Heiligen, Priester und Bischöfe, keine wahren Apostel zu jener Zeit? Nur Verachtung und Ingrimm gegen die Kirche und den Clerus kann diese Erzählung hervorrufen, und ihre ganze Anlage und Ausführung zeigt deutlich, daß sie dies auch bezwecken soll. Selbst die wenigen guten Charaktere sind nicht gut und treu aus übernatürlichen Beweggründen, sondern aus Stammesedelmuth oder natürlicher Anlage. Von den civilisatorischen Erfolgen der Kirche hören wir nichts — eher vom Gegentheil. Daß auch die Kirche den Grundsatz kennt und heilig hält, wo es sich um legitime Liebe und Ehe handelt: „Bis zum Tode getreu“ — hätte auch gesagt werden müssen, und wäre es nur gewesen — um — nun, um culturhistorisch zu bleiben, da im 19. Jahrhundert die Unauflöslichkeit der Ehe nicht mehr als selbstverständlich gilt.

Zweitens aber möchten wir doch aussprechen, daß jeder Katholik und jede katholische Dame — die Damen hauptsächlich — sich durch Kaufen solcher „Mode“-Romane eine traurige Handlungsweise gegen das zu schulden kommen lassen, was sie als ihr Heiligstes anzuerkennen vorgeben, daß sie gleichsam die Hand küssen, die ihrer Mutter ins Angesicht schlägt. Und doch — in wie vielen katholischen Häusern wird man Dahn und Ebers auf dem Nipptisch finden, während man über katholische Bücher vornehm die Nase rümpft, für sie kein Geld oder keine Lust — oder keinen Muth hat. Das mag noch so oft gesagt werden — nutzen wird es wenig, denn stärker als Pflicht und Vernunft ist die Mode, und ihr bleiben gewisse Leute — bis zum Tode getreu!

Das dritte und letzte der Dahnbücher trägt den Titel: „Kaiser Karl und seine Paladine“. Es ist zur größern Hälfte von Therese Dahn, gebornen Freiin von Droste-Hülshoff, und zur andern Hälfte von Herrn Dahn selbst. Sollen wir uns kurz fassen, so brauchen wir nur zu sagen, daß die Arbeit der Dame bedeutend empfehlenswerther wäre, wenn diejenige des Mannes fehlte. Während jene uns eine annehmbare Zusammenstellung und Wiedergabe der besten Sagen und Legenden über Karl den Großen und seine Paladine bietet, die berufen sein könnte, ein wirkliches Volksbuch zu werden, verdirbt die geschichtliche Einleitung des Herrn Professors geradezu alles. Wegen dieser Einleitung möchten wir das Buch in keinem katholischen Hause sehen. Ein Satz möge genügen, dieses Urtheil zu begründen: „Auch ergötzte er (Karl) sich an den Büchern des hl. Augustinus, besonders an dessen Civitas Dei. Diese kurze Angabe ist von allerhöchstem Werth: sie enthält den Schlüssel zu Karls ganzem theokratischen System und die stärkste Befestigung unserer Grundauffassung seines Denkens. Die religiös-sittliche Gemeinschaft der Heiligen schon auf Erden, die Gottes Gebot erfüllende Christenheit, sie ist das Kaiserreich, das ihm vorschwebt. Und auf eine durchaus großartig ideal angelegte Natur wie Karl — wie mächtig mußte dieser edle, obzwar sehr schädliche Mysticismus wirken! wie auf den Helden mehr noch als die Eroberungsrechte, die dadurch auferlegte Heldenpflicht! Gerade das Heldenhafte, d. h. das ursprünglich Germanisch-Heidnische, in Karl ward durch diesen Idealismus ergriffen: er ward der heldenhafte Vorkämpfer — dieses begeisternden und bluttriefenden Wahnes“ (S. 137).

Gegen diese Stelle möchten wir bloß ein anderes Schriftstück halten, das vor nicht zu langer Zeit in der Welt einiges Aufsehen gemacht — die Encyclica Leo's XIII. in Bezug auf die Staaten, in welcher ebenfalls etwas über das große, unsterbliche Werk des Bischofs von Hippo gesagt ward.

„Diesen begeisternden und bluttriefenden Wahn“ aber empfehlen wir allen Katholiken, die sich an Dahns Poesie erbauen wollen.

W. Kreiten S. J.

---

# Recensionen.

**Introduction à l'étude du droit** par **M. Lucien Brun,** Sénateur, Docteur en droit, ancien Batonnier de l'ordre des avocats, professeur de droit à l'université catholique de Lyon. Deuxième édition. 400 p. kl. 8⁰. Paris, V. Lecoffre, 1887.

Das Werk war längere Zeit vergriffen. Mit dem Neudruck hat der Herr Verfasser manchem einen großen Dienst erwiesen. Die Themata, welche hier in zehn Conferenzen behandelt werden, sind unbedingt die wichtigsten principiellen Fragen, welche die Gegenwart bewegen; von ihrer Lösung wird das öffentliche Wohl geradezu beherrscht. Naturrecht, Völkerrecht, Ehe und Familie, Eigenthumsrecht, Erbfolge, Strafgewalt, Stufenordnung der gesellschaftlichen Autoritäten: das bildet den Inhalt der hier veröffentlichten Lehrvorträge. Als Nachtrag folgen einige Reden, welche der Herr Verfasser meist vor engerem Zuhörerkreise über ähnliche Gegenstände gehalten hat.

Das Buch, im besten katholischen Geiste gehalten, macht Front gegen den Staat ohne Gott oder, was dasselbe sagen will, gegen den Staatsgott als Quelle alles Rechtes. Das Hauptthema bei allen Conferenzen ist die Entwicklung des Grundsatzes: Alles Recht, auch das des Staates, ist göttlichen Ursprungs, vor dem Staate und unabhängig von ihm gibt es wahre, unantastbare Rechte. — Es ist ein wahrer Genuß, zu sehen, wie der Herr Verfasser es versteht, dieses Grundthema zu variiren, es in seinen Folgerungen auf die einzelnen Rechtsverhältnisse anzuwenden und es durch Gegenüberstellung der verkehrten Grundsätze der Gegner zu beleuchten. Das Ziel, welches er sich gesteckt hat, legte ihm die Schranken auf, sich möglichst in der allgemeinen Theorie halten und das praktische Detail vermeiden zu müssen: praktische Vorschläge finden sich am meisten bei der Behandlung der Civilehe und der Regelung der Ehesachen zwischen Kirche und Staat, und bei Besprechung des französischen Erbrechtes. Die meisten der obengenannten Fragen haben auch seinerzeit in diesen Blättern ihre Behandlung gefunden; so die Civilehe in Band VIII, die Fragen über Naturrecht und über das Verhältniß der Rechte zwischen Kirche und Staat in Band I—VI, ebenso in Band XIII und XXX, die Strafgewalt in Band XVIII, das Eigenthumsrecht in Band XXXIII, das Erbfolgerecht in Band XXX. Wir freuen uns, sagen zu können, daß sich die Erörterungen der „Stimmen" durchgängig decken mit den Anschauungen, welche in diesen Conferenzen über die einschlägigen Punkte ausgesprochen werden, und zwar nicht nur in den grundsätzlichen Fragen, sondern auch in

deren praktischer Verwerthung und Anwendung. Beispielshalber nennen wir folgende hochwichtigen, nicht ungestraft verkennbaren Fundamentalsätze: daß ohne Zurückgreifen auf göttlich-natürliches Recht gar kein positiv-menschliches Recht zu Stande kommen kann; daß bei der Strafgewalt des Staates das Moment der Sühne ein sehr wesentliches ist; daß die Forderung des civilen Eheconsenses vor der kirchlichen Feier der Ehe einem ungerechten Eingriff in das Gewissen der Untergebenen entspringt; daß es mit den naturrechtlichen Forderungen des Privateigenthums und der Erbfolge sich nicht verträgt, die Testirfreiheit so stark zu beschränken. Leider sind die meisten Staaten der Gegenwart und ihre Gesetze auf Verletzung solcher naturrechtlichen Grundforderungen auf- oder ausgebaut worden und haben schon nach mehr als einer Richtung hin ihren Zweck, der Hort des Gemeinwohls zu sein, in sein Gegentheil verkehrt. Es ist daher ein Verdienst, das sich der Herr Verfasser um die menschliche Gesellschaft erwirbt, daß er jene das Gemeinwohl tragenden Rechtsgrundsätze vor einer Zuhörerschaft von Männern entwickelt hat, welche ihrer Stellung nach ins öffentliche Leben einzugreifen berufen sind. **Aug. Lehmkuhl** S. J.

**Die Darstellungen der allerseligsten Jungfrau** und Gottesgebärerin Maria auf den Kunstdenkmälern der Katakomben. Dogmen- und kunstgeschichtlich bearbeitet von **H. F. Jos. Liell.** Mit Titelbild, 6 Farbentafeln und 67 Abbildungen im Text. XIX u. 410 S. 8⁰. Freiburg, Herder, 1887. Preis: *M.* 8.

Laut dem Titel zerfällt dies Buch in zwei Theile. Im ersten, dem dogmengeschichtlichen Theile versucht der Verfasser nachzuweisen, was in jedem der fünf ersten Jahrhunderte über Maria gelehrt und geglaubt worden sei. In dem mehr als doppelt so großen zweiten Theile behandelt er die in drei Gruppen vertheilten Marienbilder der Katakomben; zuerst „die Darstellungen Mariens als Jungfrau unter dem Bilde der Orante", dann jene Kunsterzeugnisse, „welche uns Ereignisse ihres Lebens vorführen", endlich „die Darstellungen der allerseligsten Jungfrau ohne historischen Hintergrund". Zwei Schlußkapitel untersuchen die Bedeutung dieser Marienbilder in Beziehung auf die Geschichte sowohl der Kunst als der Dogmen.

Der klaren, übersichtlichen Eintheilung des Ganzen entspricht die Durchführung im einzelnen. Die Untersuchungen sind mit Berücksichtigung der einschlägigen Literatur und unter Beigabe vieler, oft vom Verfasser neu aufgenommener Illustrationen in lebendigem Vortrag mit großer Selbständigkeit durchgeführt. Liell scheut sich nicht, die Aufstellungen der angesehensten Forscher kritisch zu untersuchen und, wo es nöthig erscheint, auch abzuweisen. Scharf, aber treffend ist in der Abhandlung über die Oranten, also über jene mit ausgebreiteten Armen betenden altchristlichen Gestalten, die Widerlegung Schultze's, welcher viele derselben als bedeutungslose Ornamente zu erweisen sucht. Schwerlich dürfte jedoch die von Liell vertretene Ansicht sich Bahn brechen, wonach „die Oranten an den Gräbern, Arcosolien und Deckengemälden symbolische Bilder der Seelen . . . im Fegfeuer" sein sollen. Er ist zu dieser Ansicht durch die in den Vordergrund gestellten Ausführungen Le Blants

gekommen. Der Genannte deutet die meisten Bildwerke der Katakomben als Illustrationen der am Sterbebett und am Grabe gesprochenen Gebete, in denen Gott von der Kirche u. a. angerufen wird, den Verscheidenden zu helfen, wie er Noe, Isaak, Moses, Job, Daniel, Susanna und die drei Jünglinge aus ihrer Noth befreite. Liell versucht auch die Marienbilder der Katakomben aus dem Todtenofficium zu erklären und meint, „die 80 Darstellungen Mariens an den Loculi, Arcosolien, Sarcophagen und in den Grabkammern ... sollen den Besucher des Grabes aufmuntern, zu Maria zu beten, daß sie bei ihrem Sohne für die Verstorbenen Fürsprache einlege". Dagegen lassen sich aber zwei gewichtige Bedenken erheben. Einmal sind nämlich die Todtengebete, worauf Liell sich bezieht, nicht nur weit jünger als die von Le Blant angezogenen, also lange nach Anfertigung der zu erklärenden Bildwerke entstanden, sondern auch inhaltlich nur entfernt mit diesen Bildwerken verwandt. Zweitens hat selbst Le Blant ausdrücklich erklärt, sicherlich (à coup sûr) stammten viele Darstellungen der Katakomben nicht aus den Sterbegebeten, sondern aus anderen Quellen. Die altchristlichen Künstler waren eben keine Systematiker, haben sich also nicht auf einen streng abgegrenzten Kreis eingeschränkt. Beispielsweise wird die Berufung der drei Weisen von den heiligen Vätern so entschieden auf die Begnadigung der Heiden gedeutet, daß die zahlreichen Epiphaniebilder dadurch sicher erklärt sind. War nicht gerade an römischen Gräbern eine Erinnerung an diese Güte Gottes gegen die Heidenwelt ebenso tröstlich als nützlich? Treffend und richtig ist die Erklärung Liells, daß bei diesen Epiphaniebildern wie bei anderen altchristlichen Marienbildern „als erster und hauptsächlicher Zweck die Verehrung Mariens nicht beabsichtigt sein" kann. Die Darstellungen der drei Weisen dürften nur entfernt Marienbilder, in erster Reihe jedenfalls Schilderung eines im Leben Christi überaus wichtigen Ereignisses sein. Man muß dem Verfasser beistimmen, wenn er rügt, daß von vielen Beschreibern der Katakomben als „selbstverständlich angenommen" worden sei, „daß diese (und andere) Bilder als ersten und hauptsächlichen Zweck den hätten, den Beschauer zur Verehrung der allerseligsten Jungfrau Maria aufzufordern". An Bilder, die zur Verehrung anregen und dienen sollen, stellt er hohe Anforderungen. Seine gegen Rafael, gegen Bilder mit nacktem Jesuskindlein und gegen die Darstellung der mütterlichen Freude Maria's an ihrem Kinde gerichteten Ausführungen werden bei vielen auf Widerspruch stoßen.

Bei Würdigung der verschiedenen Ausprägungen des Madonnenideals muß man sich, will man nicht einseitig werden, auf den historischen Standpunkt stellen. Lehrt die Geschichte nicht, daß jedes Jahrhundert sein Ideal anders ausgestaltete? Bilder, die den alten Christen vollkommen entsprachen, oder solche, die um 1500 mit bestem Erfolge zur Frömmigkeit anregten, können uns in Deutschland im 19. Jahrhundert nicht mehr nach allen Seiten hin genügen, ja mögen manchem sogar nicht mit Unrecht in einer Hinsicht als anstößig erscheinen. Ein für alle Zeiten giltiges Idealbild wird kaum erreichbar sein. Es mag daher manche bedünken, daß v. Lehner zu weit geht, wenn er schreibt: „Das Wunderweib, das über den Naturgesetzen steht, das

von der Sünde unberührt ist und doch mit dem ganzen Glück und Wehe der Menschheit zusammenhängt, in einem überzeugenden Bilde darzustellen, ist der Triumph der Renaissance und ist vielleicht im ganzen Verlauf der Kunstgeschichte kein zweites Mal so gelungen, wie in der Sixtina des Rafael." Es wird aber auch anderen nicht mit Unrecht scheinen, Liell gehe zu weit, wenn er diese Stelle als „vollständig unrichtig" bezeichnet und mit Rücksicht auf die „sogenannten (!) Madonnen Rafaels und überhaupt die der Renaissance" beifügt: „Die blendende Technik der Renaissance-Meister kann uns dafür nicht entschädigen, daß der Inhalt fast ganz verloren ging". In der Sixtina ist doch wahrlich eine Summe von Dogmen in vortrefflicher Art dargestellt. Es wäre zu wünschen, daß die nur zu oft wiederholte Verwerfung alles dessen, was „Renaissance" heißt, einer ruhigen Unterscheidung Platz machte, welche in der Renaissancebewegung, wie Pastor gethan hat, die guten Triebfedern von den schlechten, die trefflichen Früchte von den verwerflichen, das Kirchliche von dem Unkirchlichen trennt. Nur eine Scheidung des Berechtigten vom Gefährlichen, volle Anerkennung des Guten neben Verwerfung, ja entschiedener Verurtheilung des Unsittlichen und zu Natürlichen kann zu einer Klärung führen und die Katholiken einigen in gerechter Beurtheilung einer Periode, die von unseren Gegnern freilich in übertriebener Weise gelobt wird, aber doch auch von den Päpsten so stark beeinflußt ist, daß man in seinem Urtheil nicht leicht so wegwerfend auftreten darf, wie oft geschieht. Vergessen wir nicht, daß auch deutsche Meister des 15. Jahrhunderts nur zu oft das Nackte so unverhohlen darstellten, daß wir heute in unseren Kirchen ihre Werke kaum so benützen können, wie sie sind.

Das bisher Gesagte betrifft den zweiten Theil des in Rede stehenden Buches. Sind schon hierin manche Fragen behandelt, über welche vielfach Ansichten herrschen, die mit den durch den Verfasser vertretenen nicht übereinstimmen, so wird es für den Recensenten doppelt schwierig, zum ersten Theile Stellung zu nehmen, weil er hier persönlich betheiligt ist. Im XXII. Bande dieser Zeitschrift hatte er das durch v. Lehner verfaßte Buch über „Die Marienverehrung" besprochen, worauf v. Lehner in seiner zweiten Auflage theils dankend, theils ablehnend antwortete. Schon Rösler (Prudentius. Freiburg 1886. S. 410 Anm.) hatte sich unseren Ausführungen gegen v. Lehner angeschlossen, mit denen auch Linsenmann in der Tübinger Quartalschrift 1882 S. 146 f. im wesentlichen übereinstimmte. Liell ist nun ebenfalls für die in jener Recension ausgesprochenen Sätze eingetreten. Sie gipfelten in der Behauptung, man dürfe christliche Alterthümer nie behandeln, „wie man mexicanische und indische Phantastereien vom sogen. Standpunkte einer wissenschaftlichen Philosophie der Geschichte aus bespricht". Lag es nun auch nicht in unserer Absicht, zu behaupten, daß v. Lehner diese Methode einhalte, so glaubten wir doch darauf hinweisen zu sollen, daß er sich ihr in bedenklicher Weise genähert habe. In seiner Erwiederung hat er nun die Behauptung aufgestellt: die christlichen Alterthümer „müssen dieselbe Behandlung vertragen" wie mexicanische und indische, „vorausgesetzt, daß diese Behandlung eine wissenschaftlich ehrliche und ernste ist". Weiterhin betont er dann dem Recen-

senten gegenüber, daß „man entschieden Unrecht hat, in strengen wissenschaftlichen Untersuchungen, auch wenn sie die rein philologisch-historische Methode befolgen, eine Gefahr für den Glauben zu erblicken". Ohne Zweifel ist der letzte Satz vollkommen richtig und entspricht durchaus dem von dieser Zeitschrift eingehaltenen Standpunkt. Ist aber durch ihn bewiesen, daß christliche Alterthümer besprochen werden dürfen oder gar müssen „wie mexicanische und indische Alterthümer und Phantastereien"? Der erste und handgreiflichste Unterschied besteht offenbar darin, daß man dort eben „Phantastereien" gegenübersteht, deren Ausbildung, Umänderung, Widersprüche und Unrichtigkeiten kritisch zu sichten sind, während die Erforschung des christlichen Alterthums es mit großen und erhabenen Wahrheiten zu thun hat. Ferner besitzt ein gläubiger Christ bei Behandlung der kirchlichen Alterthümer in seinem Glaubensbewußtsein oder vielmehr in den fixirten Dogmen sowie in den allgemein von den Theologen gelehrten Wahrheiten gewisse Wegweiser und Schranken. Was er als gläubiger Christ weiß, verwerthet er freilich bei der rein „philologisch-historischen Methode" nicht positiv, sondern nur negativ. Es bleibt ihm Leitstern, um von der Bahn der objectiven Wahrheit bei Ordnung und Sichtung der rein philologisch und historisch behandelten Quellen nicht abzuweichen. Uebrigens würde die „rein philologisch-historische Methode" selbst, hätte v. Lehner sie nur streng eingehalten und alle ihre Anforderungen erfüllt, ihn vor den meisten der Fehlgriffe bewahrt haben, auf welche wir bei seinem schätzenswerthen Buche hinweisen zu müssen glaubten. Dies haben wir kurz darzuthun.

Wenn die Kirchenväter A, B, C in dem Jahrhundert x, y oder z eine Lehre aussprechen, dann kann man doch, solange man rein geschichtlich vorangeht, nur behaupten: Diese Lehre begegnet uns im Jahrhundert x oder y oder z zum erstenmale bei A, B oder C. Es ist aber nicht mehr rein methodisch, wenn man sagt: Sie war überhaupt vorher nicht ausgesprochen, nicht bekannt. Und doch schließt v. Lehner regelmäßig so. Zweitens verlangt die wissenschaftliche Kritik, daß man die Zeugen prüft, sie also nicht wie A, B, C u. s. w. bis Z nebeneinander stellt und wie mathematische Einheiten zählt oder gegeneinander abwägt. Origenes und Tertullian galten schon bei ihren Zeitgenossen keineswegs als vollgiltige Zeugen des Glaubens der christlichen Gemeinden. Ihre Aussprüche können doch wahrlich nicht so viel gelten wie die eines Clemens von Alexandrien oder Cyrill von Jerusalem u. s. w. Liell hat v. Lehner gegenüber mit Recht auch auf die Worte des Vincenz von Lerin verwiesen: „Was einer, wenn er auch heilig und gelehrt ist, wenn er auch Bischof oder Bekenner oder Martyrer ist, anders als die anderen oder im Widerspruch mit anderen lehrt, das soll unter die eigenen, dunkeln und privaten Meinungen verwiesen und von dem Ansehen der allgemeinen und öffentlichen und überall üblichen Meinungen getrennt werden." Diese Regel gilt auch bei einer rein philologisch-historischen Methode. Wird man nicht sogar bei einer wissenschaftlichen Darlegung der Religionsvorstellungen des griechischen und römischen Heidenthums die Zeugen vollständig so sichten, wie Vincenz von Lerin forbert, daß man unterscheide zwischen Zeugen der allgemeinen Lehre und Männern, welche nur ihnen eigen-

thümliche Ansichten vertreten? Drittens sagen viele Väter nicht nur, die von ihnen vorgetragene Ansicht sei die der katholischen Kirche, sondern auch es sei eine von den Vorfahren überkommene. Sagt das ein Vater im Jahrhundert x, y oder z, so darf man ihn doch nicht bloß für ein Jahrhundert, also etwa für z, als Zeuge einsetzen, sondern er gilt auch für y, ja unter Umständen sogar für x. Es besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen Zeugen, welche historische Thatsachen berichten, und solchen, welche einzelne Sätze eines festgegliederten Lehrsystems erwähnen. Geschichtliche Ereignisse folgen sich oft ganz unvermittelt. Die treue, genaue Darstellung verwischt sich, das Ereigniß wird unbedeutender oder gewichtiger geschildert als es ist. Darum sind Zeugnisse ruhiger Beobachter, die mitten in den Ereignissen standen, von unersetzlichem Werthe. Anders stellt sich die Sache hinsichtlich der christlichen Lehrsätze. Der Theologe weiß, der Katholik muß glauben, daß die Offenbarung mit der Sendung des Heiligen Geistes, jedenfalls mit dem Tode der Apostel abgeschlossen war, daß keine neuen Lehren entstanden. Die großen Grunddogmen standen von Anfang an, wie die festen Pfeiler einer Brücke, im Strome der Zeit. Fernerliegende, minder wichtige Sätze entwickelten sich aus jenen grundlegenden im Laufe der Jahrhunderte. Weiß der Gelehrte, der sich das Recht wahrt, nach rein philologisch-historischer Methode, also nicht als Theologe arbeiten zu dürfen, von alledem durchaus nichts? Unbedingt ist zuzugeben, daß für ihn auf seinem Standpunkte nicht jene ins einzelne gehende, sichere Gewißheit von der Unwandelbarkeit des Glaubensinhaltes von vornherein gegeben ist, welche der Gläubige, eben als Gläubiger, besitzt. Aber steht nicht auch diesem Gelehrten die christliche Religion anders gegenüber als „indische Phantastereien"? Als Historiker findet er ein vom Stifter des Christenthums überkommenes System. Wie weit es entwickelt wurde, ist hier außer Frage, es handelt sich nur darum, daß ein System vorliegt, und zwar ein System, dessen Vertreter immer und allezeit betonten, sie lehrten nur, was sie von den vor ihnen Lebenden und diese von den Aposteln ererbt hätten. Auch nach der philologisch-historischen Methode darf man darum, wenn der Vater B im Jahrhundert y ohne Widerspruch etwas als kirchliche Lehre ausspricht, nicht mit v. Lehner sagen: vor dem Jahrhundert y war diese Lehre unbekannt, denn B spricht sie zuerst aus; sondern man muß sagen: diese Lehre, welche mit dem System des Christenthums innigst verwachsen ist, finde ich im Jahrhundert y von B als allgemein geglaubt hingestellt, sie muß also vorher angenommen gewesen sein.

Grenzen hier anzugeben, wie weit man von dem nicht-theologischen Standpunkte aus zurückdatiren dürfe, ist außerordentlich schwer. Aber Liell hat jedenfalls Recht, wenn er schreibt: „Das Bild, welches v. Lehner an der Hand biblischer Ereignisse von Maria gewinnt: ‚Maria ist Jungfrau, Mutter des Messias, Josephs Weib. Sie ist gläubig und tugendhaft und genießt der Gnade Gottes. Sie wird selig gepriesen' — ist offenbar eine gar zu magere Zeichnung." Warum fehlt der Ausdruck: „Sie ist Mutter Gottes"? Oder wußten die Christen des ersten Jahrhunderts nicht, daß ihr Sohn Gott sei? Man wird vielleicht antworten, es müsse schon eine Entwicklung vorhanden

sein, bevor man aus den beiden Sätzen: „der Messias ist Gott", „Maria ist die Mutter des Messias" folgere: „Maria ist Mutter Gottes". Aber ist denn die Einsicht der altchristlichen Lehrer so tief anzusetzen?! Der Historiker kennt doch die Briefe Pauli und muß zugestehen, daß sie verstanden wurden; denn sonst hätte der Apostel nicht so geschrieben, wie es angezeigt war. Wo aber solche Briefe verstanden wurden, da gab es schon theologische Speculation.

Viertens berechtigt eine rein philologisch-historische Methode nicht, die hie und da gefundenen Zeugnisse der christlichen Lehrer unter allen Umständen als unmittelbar auseinander folgend aufzufassen. v. Lehner hat versucht, die Aussprüche der Kirchenschriftsteller zu behandeln, wie die heutige historische Kritik zum Ruhme Deutschlands in den Monumenta Germaniae und durch dieselben die älteren Geschichtschreiber unserer Vorzeit in ihrem unmittelbaren Einfluß auf die späteren darstellt. Er hat aber übersehen, daß spätere Chronisten und Annalisten nicht nur dieselben Thatsachen berichten, welche die Vorgänger erzählten, sondern daß sie dieselben fast mit denselben Worten wiederholen. Wenn ein Kirchenvater nicht nur denselben Gedanken, sondern auch denselben Wortlaut, dieselbe Form bringt, welche sein Vorgänger anwandte, dann ist ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen ihnen wahrscheinlich, obgleich beide auch aus der gleichen ältern Quelle ihre Lehre oder Ausführung entnommen haben können. In jedem einzelnen Fall ist aus den Umständen kritisch zu erweisen, wie die Sache liege; man darf aber nicht eine Abhängigkeit des jüngern vom ältern aus dem einzigen Grunde annehmen, weil der jüngere denselben Lehrsatz vorträgt, den bereits der ältere aussprach. Liell hat überzeugend nachgewiesen, daß v. Lehner nur deshalb eine anscheinend so stetig fortschreitende Ausgestaltung christlicher Religionsvorstellungen bieten konnte, weil er die Bedeutung der Zeugnisse nicht so würdigte, wie die von ihm befolgte Methode es erheischte.

Die schwere Aufgabe eines streng wissenschaftlichen, dogmengeschichtlichen Nachweises der mariologischen Lehrentwicklung hat Liell indessen nicht derart gelöst, wie seine Stellungnahme gegen v. Lehner forderte. Schreibt er doch: „Wir sind berechtigt, sollten im zweiten Jahrhundert für einzelne Punkte der Lehre über die allerseligste Jungfrau keine ausdrücklichen Zeugnisse beigebracht werden können, zu behaupten: die Zeugnisse, die wir im fünften, vierten und dritten Jahrhundert gehört haben, beweisen auch für das zweite Jahrhundert, daß damals dieselbe Lehre und derselbe Glaube geherrscht hat; im zweiten Jahrhundert war entweder keine Veranlassung, über den betreffenden Punkt in Streitschriften sich zu äußern, oder es sind nicht alle Predigten aufgezeichnet worden oder uns erhalten, in denen vielleicht die Rede davon war." Gewiß, wenn im fünften und im vierten und im dritten Jahrhundert eine Lehre als allgemein geglaubt bezeugt ist, darf man behaupten, sie sei auch schon im zweiten Jahrhundert bekannt gewesen. Wenn aber nur nachgewiesen ist, daß im fünften oder vierten oder dritten Jahrhundert diese oder jene Väter der morgenländischen oder abendländischen Kirche für diese oder jene Lehrsätze mit mehr oder weniger Klarheit und Bestimmtheit eintraten, dann ist der Schluß auf das zweite Jahrhundert noch nicht ohne weiteres gerechtfertigt, wofern man in streng wissenschaftlicher Art die

Geschichte der Lehrentwicklung darstellen will. Nachdem Liell in so entschiedener Weise gegen v. Lehner Stellung genommen, würden wir darum gerne gesehen haben, wenn er die einzelnen Aussprüche der heiligen Väter und Kirchenschriftsteller, welche die verschiedenen Sätze der kirchlichen Lehre über die Gottesmutter in den einzelnen Jahrhunderten aussprechen, schärfer geordnet und in mehr kritischer Behandlung aneinander gereiht hätte, um klarzustellen, was im zweiten oder dritten oder vierten Jahrhundert ausdrücklich, nicht bloß mittelbar oder gleichsam im Keime gelehrt ward. Schon im Winter birgt die Knospe Blätter und Blüten; erst im Frühling entfalten sich dieselben offen und deutlich. Die Vorbedingungen zur Verehrung des hl. Joseph liegen schon in dem im ersten Jahrhundert geschriebenen Evangelium; die allgemeine Verehrung selbst ist eine Errungenschaft der Neuzeit. Redet man von Verehrung Maria's in den ersten Jahrhunderten, so müßte wohl mehr, als vielfach geschieht, unterschieden werden einerseits zwischen der Zeit vor und nach dem vierten Jahrhundert, andererseits zwischen Verehrung, welche nur in Hochschätzung, und solcher, welche in Gebeten zur auserwählten Jungfrau besteht. Daß bereits die ersten Christen Maria hochachteten, erhellt schon aus dem Evangelium und besonders aus ihren Worten: „Siehe, von jetzt an werden mich selig preisen alle Geschlechter." An und für sich ist ja die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß es im Plane Gottes gelegen habe, die Sitte, öffentlich und in feierlicher Art zu Maria zu beten, erst hervortreten zu lassen, nachdem einerseits der Glaube an die Gottheit des Herrn tiefe Wurzeln im Volksbewußtsein geschlagen und andererseits die Gefahren, welche aus dem Heidenthum stammten, gründlich überwunden waren. Wie der Plan Gottes in Wirklichkeit lag, das ermittelt eine wissenschaftliche Dogmengeschichte, die der philologisch-historischen Methode nicht entrathen darf.

Es ist nicht möglich, hier weiter auf Einzelheiten einzugehen. Unsere principiellen Erörterungen dürften zur Beurtheilung der zwischen Liell und v. Lehner bestehenden Controverse, in die wir hineingezogen wurden, genügen. Beide Verfasser verdienen unsern Dank. Das v. Lehner'sche Buch ist und bleibt ein trefflicher erster Versuch, welcher durch die strenge Objectivität anspricht. Liell steht auf dem Standpunkte eines Theologen und schreibt für ein größeres Publikum. Die warme Liebe zu Maria und die begeisterte Hingebung an seinen Stoff gewinnt den Leser. Die beiden Bücher ergänzen sich. Vielleicht darf man für die Zukunft von einem der beiden Genannten oder von einem dritten eine Arbeit hoffen, welche die zu beiden Seiten des Weges stehenden Klippen glücklich vermeidet und die Monumente mit den Aussprüchen der Väter zu einer chronologischen Folge, zu einer Entwicklungsreihe verwebt. Die schriftlichen und künstlerischen Werke jeder Periode erklären sich ja gegenseitig und dürften daher besser zusammen zu gruppiren sein. Auch wären bei Behandlung der Väter die verschiedenen Strömungen, wo solche auftreten, wohl einer eingehendern Beachtung werth. Es ist eine große Aufgabe, die Geschichte der Marienverehrung nach diesen Gesichtspunkten zu schreiben. Eine befriedigende Lösung derselben wird indessen sowohl dem Glauben als der Wissenschaft in hohem Grade von Nutzen sein. Steph. Beissel S. J.

**History of England** from the Conclusion of the Great War in 1815 by **Spencer Walpole.** 5 vols. XCVIII and 3208 p. 8⁰. London, Longmans, 1878—1886.

Die Vorzüge dieser ausgezeichneten Culturgeschichte Englands im 19. Jahrhundert werden allgemein anerkannt. Es war jedenfalls eine dankbare Aufgabe, den materiellen und moralischen Fortschritt der englischen Nation zu schildern, sowie zu zeigen, wie viele Opfer und Anstrengungen es kostete, auf gesetzlichem Wege und ohne Gewaltthaten Reformen zu bewerkstelligen und das Loos der Armen und Bedrückten zu mildern. Nicht das massenhafte Material, welches hier zu bewältigen ist, verursacht dem Geschichtschreiber die größte Schwierigkeit, nein, ungleich größer ist die Gefahr, sich von Parteileidenschaft hinreißen zu lassen und den Männern, welche den Reformen so hartnäckig widerstrebten, Ueberzeugungstreue und Ehrlichkeit abzusprechen. So sehr nun auch Walpole mit den Staatsmännern und Philanthropen sympathisirt, welche die Massen zu heben und für dieselben volle Gleichberechtigung mit der herrschenden Klasse zu erringen suchten, so wird er doch nie ungerecht in seinem Urtheile; wohl aber führt ihn in einigen Fällen sein Streben nach Unparteilichkeit zu weit. Es sind nicht die großen Staatsmänner, welche Walpole's Bewunderung erregen, sondern Philanthropen wie Wilberforce, Buxton, Mathew, Ingenieure wie Watt, Stephenson, große Reformatoren wie Grey und Peel, Männer, welche für die Wohlfahrt des Volkes gearbeitet, welche trotz der Apathie der Massen, trotz der Feindseligkeit der Altconservativen, deren einziger Grundsatz war, keines der Vorrechte der regierenden Klasse aufzugeben, weiter kämpften, unbekümmert, ob sie noch die Früchte ihrer Wirksamkeit sehen würden. Die Erhöhung und der Sturz von Ministerien, parlamentarische Erfolge und Mißerfolge sind nach dem Ausdruck des Verfassers nur „das Leder und die Brünelle der Geschichte". Demzufolge werden die Hofintriguen, die Kabalen und Ränke, durch welche eine Partei die andere zu stürzen sucht, kurz abgethan; auch die äußere Geschichte wird nicht so ausführlich behandelt als bei Alison, M'Carthy, Corry &c. Der Verfasser ist Meister in der Darstellung. Insbesondere besitzt er die Kunst, das Detail so zu gruppiren, daß die Hauptmomente klar hervortreten.

In Bezug auf den Inhalt des sehr reichhaltigen Werkes müssen wir uns selbstverständlich auf einige Andeutungen beschränken. Da strenge genommen dieselben Ursachen, welche beim Ausbruch der französischen Revolution eine gründliche Reform verhinderten, noch fortbestehen, so ist die Schilderung der inneren Zustände Englands nach der Schlacht bei Waterloo auch eine getreue Darstellung der Lage Englands im 18. Jahrhundert. Lecky, der Geschichtschreiber dieses Jahrhunderts, hat deshalb das Einleitungskapitel von Walpole für sein Werk zu Grunde gelegt und zum Theil das Bild vervollständigt. Die Greuel der Revolution, die Entflammung des Nationalhasses gegen Frankreich erleichterten die Repressivmaßregeln und erstickten jeden Widerstand; die Massen waren hilflos, sie hatten noch nicht gelernt, welche Macht sie besäßen, wenn sie sich vereinigten; die Mittelklassen fürchteten eine neue Revolution, wenn man der niedern Klasse auch nur das geringste Zu-

geständniß machte, und so ließ sich die Nation alles gefallen. Die Habeas-Corpus-Acte war suspendirt, das Versammlungsrecht, die Preßfreiheit beschränkt, jede Agitation wurde gewaltsam unterdrückt. Die Jahre 1815—1820 sind Jahre der Knechtschaft, in der das Volk mehr als je seit der großen Revolution von 1688 unterdrückt war. Das Bild, welches der Verfasser vor unseren Augen in dem ersten Bande entrollt, ist nicht schmeichelhaft und gibt uns keine hohe Idee von den Ministern, welche England regierten. Die so sehr gerühmte englische Verfassung, welche so viele Mißbräuche sanctionirte, hatte doch manche Schäden, die jedermann auffallen mußten. Die großen Massen waren gar nicht im Parlament vertreten, auch die großen Städte konnten nur wenige Mitglieder ins Parlament schicken; Flecken und kleine Städte, welche meist von den Großgrundbesitzern ganz abhängig waren, hatten das Wahlrecht. Die Vertreter dieser Flecken bildeten die Mehrheit im Parlament, und dieses Parlament forderte beständig härtere und mehr tyrannische Gesetzgebung. Die folgenden Kapitel beschäftigen sich weiter mit den inneren Verhältnissen, schildern den Hof und die leitenden Staatsmänner und behandeln die hauptsächlichsten Literaten des Jahrhunderts, sofern sie durch ihre Schriften die öffentliche Meinung beeinflußt haben. Erst in den beiden letzten Kapiteln folgt die Geschichte von 1815—1820, bis zum Tode Georgs III., dessen Regierung so unheilvoll für das englische Volk wurde, mochte sie auch nach außen hin noch so glänzend sein. Die detaillirte Erzählung des Processes gegen Charlotte, Prinzessin von Wales, ist ungemein weitläufig und hätte füglich auf zwei oder drei Seiten gegeben werden können. Ueberhaupt hätte das Werk nur gewonnen, wenn auch noch andere Stellen beschnitten, und Wiederholungen, die freilich nicht ganz fehlen können, mit größerer Sorgfalt vermieden wären.

Weit glücklicher ist der Verfasser in der Darstellung der großen Reformen, welche binnen eines Zeitraums von 12 Jahren rasch aufeinander folgen. Mackintosh nimmt die Arbeit Romilly's auf und verbessert die Strafgesetzgebung; Huskisson adoptirt die Principien von Adam Smith und reformirt das Finanzsystem; mit Canning tritt ein Wechsel in der äußern Politik ein: nach langem Widerstand muß ein Tory-Ministerium die Emancipation der Katholiken gewähren, während die Whigs die große Parlamentsreform durchführen. Auch die äußere Geschichte ist reich an großen Ereignissen. England hat aufgehört, die conservativen Regierungen Europa's zu unterstützen, es beginnt die rebellischen Unterthanen gegen ihren rechtmäßigen Herrscher in Portugal in Schutz zu nehmen und zwingt die Türkei, die Unabhängigkeit Griechenlands anzuerkennen. Alles dies wird ausführlich im zweiten Bande berichtet. Wenig englische Schriftsteller erkennen mit derselben Offenheit die Fehler der englischen Regierung und Nation an wie Walpole, wenige zeigen so viel Sympathie mit den Leiden Irlands und der Katholiken, wenige rügen so rückhaltslos die englische Staatskirche, welche auch in diesem Jahrhundert fortfährt, die Katholiken und Dissenters zu verfolgen, sowie alle Reformen im Schulwesen zu hintertreiben.

Das Whig-Ministerium schritt auf dem mit so viel Erfolg betretenen Wege der Reformen voran. Die Sklaverei wurde abgeschafft; eine Fabrik-

Acte sollte die Arbeiter gegen die Tyrannei der Kapitalisten beschützen; das monströse Armengesetz, das den Müßiggang befördert hatte, wurde modificirt; in Irland suchte man gleichfalls die Staatskirche zu reformiren. Mit dem Sturze von Lord Grey 1834 geriethen jedoch die Reformen, welche man geplant hatte, in Stockung. Um am Ruder zu bleiben, gab Melbourne immer nach, und er war mehr oder weniger ein Spielball in den Händen der Tories und seiner eigenen Collegen im Ministerium. So sehr er auch geneigt war, die billigen Anforderungen O'Connells zu befriedigen, so sehr ihm die Gewaltthätigkeit von Lord Palmerston in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zuwider war, so wagte Melbourne doch nur selten, nach seiner bessern Einsicht zu handeln. Die Reformen unter Lord Grey und die Wirren und Verwicklungen vom Jahre 1834—1841 werden eingehend erörtert. Ein eigenes Kapitel des dritten Bandes enthält eine Geschichte Irlands von 1829—1832 und der Wirren daselbst infolge der unbilligen Erhebung des Zehnten.

Wie das Ministerium Melbourne, um am Ruder zu bleiben, genöthigt war, den Conservativen Zugeständnisse zu machen, so wurde das neue Tory-Ministerium und sein Hauptvertreter Peel genöthigt, weitere Reformen durchzuführen. Walpole sagt in der Vorrede zum vierten Bande sehr richtig: „Die Apathie des Whig-Ministeriums erweckte das Verlangen nach neuen Aenderungen; hierbei ereignete sich der höchst seltene Fall: das Volk bestand auf neuen Reformen und war zur selben Zeit entschlossen, die Partei, welche den Fortschritt zu repräsentiren schien, vom Ruder zu verdrängen. Daher kommt die auffallende Erscheinung, daß in den acht bedeutungsvollsten Jahren dieser Periode, in welche der Triumph des Freihandels fällt, der Sieg errungen wurde durch das Drängen und die Unterstützung eines Staatsmannes, der während seiner ganzen Laufbahn mit der conservativen Partei verbündet war, und als Hauptvorkämpfer von Grundsätzen galt, welche er glücklicherweise aufgab." Eine gedrängte Analyse des vierten Bandes ist unmöglich. Zwei ganze Kapitel sind der Geschichte Irlands gewidmet. Die Beschreibung der großen Hungersnoth und ihrer Folgen ist in ihrer Einfachheit meisterhaft. Der Verfasser hat die einschlägige Literatur gut benützt. Wer freilich die Tiefe des Elends der irischen Bevölkerung und die Grausamkeit der Großgrundbesitzer und der Regierung erkennen will, muß die Schriften von Guran, Duffy, M'Carthy und T. P. O'Connor studiren. Die Leiden der Iren, welche zum Theil durch die unsinnigen Krongesetze verschuldet waren, trugen nicht wenig dazu bei, dem Freihandel zum Siege zu verhelfen. Eine wirksamere Fabrik-Acte, Erleichterung des Looses der Gefangenen und der in Schuldhaft Verstrickten, Abschaffung des Proceßganges zeigen, wie sehr die Regierung sich bemühte, die Lage der Armen zu erleichtern. Die Schilderung der religiösen Bewegungen in England und Schottland hat uns nicht befriedigt. Die politische Geschichte wird in diesem Bande bis auf das Jahr 1850 weitergeführt.

Der Verfasser wollte seine Geschichte mit diesem Jahre nicht abschließen, weil erst die Verwerfung von Disraeli's Budget 1852 und die Annahme von Gladstone's Budget 1853 den vollen Triumph des Freihandels besiegelt; der Krimkrieg hinwieder ist nur die natürliche Folge der äußern Politik seit

1835—1841 und seit 1846—1852 und durfte daher nicht übergangen werden. Ebenso mußte im fünften Bande auch noch das Verhältniß Englands zu seinen Kolonien, besonders zu Indien, zur Sprache kommen. Natürlich findet der Geschichtschreiber, welcher auch nur die Hauptpunkte der äußern Geschichte dem Leser vorführen will, wenig Raum für die Geschichte der innern Entwicklung des Volkes. Das Schlußwort gibt indessen eine gedrängte Uebersicht des materiellen und moralischen Fortschrittes während der ganzen, bedeutenden Periode. Die Analyse dieses Schlußwortes lautet nach dem Verfasser selbst (V. 534—536) folgendermaßen:

1. Die englisch sprechende Bevölkerung ist von 30 auf 70 Millionen angewachsen. Die Bewohner Großbritanniens von 19 auf 29 Millionen.

2. Das Einkommen der Steuerzahler hat sich verdoppelt; in anderen Worten: das Vermögen der höheren und Mittelklasse hat zweimal schneller zugenommen als die Seelenzahl.

3. Während der ersten Hälfte dieser Periode von 1816—1842 wurde die Lage der Armen mehr entehrend und elend; während der letzten Hälfte von 1842—1861 verbesserte sich der materielle und moralische Zustand der Armen in einem fort.

4. Der materielle Fortschritt der Armen seit 1842 ist folgenden Ursachen zuzuschreiben: a) der Verbreitung von Maschinen und der Anwendung von Wasserdampf auf Eisenbahnen und Dampfschiffen; b) der Auswanderung; c) der Veränderung des Heimatgesetzes; d) der Entvölkerung Irlands; e) der Finanz- und Handelspolitik von Sir R. Peel.

5. Der moralische Fortschritt der Armen seit 1848 ist die Folge a) der Besserung der materiellen Lage; b) der Einsetzung eines vernünftigen Strafsystems und der Bestellung einer wirksamen Polizei; c) des Armengesetzes von 1834 und der Verbreitung des Elementarunterrichts.

6. Der moralische Fortschritt des Volkes war von einer auffallenden Aenderung in der Lebensweise begleitet, welche zum Theil erklärt wird durch den geringern Verbrauch von Alkohol und den größern Verbrauch von Thee.

7. Der moralische und materielle Fortschritt wurde beschleunigt durch die größere Aufmerksamkeit, welche man der Hygieine und den Wohnungen der Armen schenkte.

8. Im ganzen herrscht unter allen Klassen eine freundlichere Gesinnung gegen einander. Diese Gesinnungen haben unter anderen die folgenden Verbesserungen bewirkt: die Abschaffung der Sklaverei, die Regelung der Arbeit von Frauen und Kindern, die Beschränkung der Todesstrafe, die Reform der Strafgesetzgebung, die Abschaffung grausamer Bestrafung, z. B. am Pranger stehen, Hängen von Frauen, Abschaffung der Gefängnißhaft wegen Schulden, Abschaffung des Duells, Einstellung der gewaltsamen Werbung, Gesetze gegen Thierquälerei, mildere Behandlung der Wahnsinnigen.

9. Eine andere Eigenthümlichkeit der modernen Gesetzgebung war die Abschaffung von Privilegien, die Beseitigung von Rechtsbeschränkungen, die Beschützung der Minderheit gegen die Mehrheit.

10. Die Gesetzgebung wurde in der Regel von der öffentlichen Meinung außerhalb des Parlaments bestimmt.

Nicht in allem können wir dem Verfasser beipflichten. Es sei uns gestattet, auf einige Punkte ausdrücklich hinzuweisen.

Der materielle Fortschritt der englischen Nation ist unläugbar; die niederen Klassen, welche von jedem Antheil an der Regierung ausgeschlossen

waren, haben das Stimmrecht erlangt, und jedes Staatsamt steht dem Bürgerlichen so gut offen als dem Adeligen. Nicht Gunst, nicht Empfehlungen, sondern Verdienst bahnt den Weg zu den höchsten Ehrenstellen, insofern heutzutage nur wenige Stellen ohne eine vorhergehende Prüfung des Wissens und der Fähigkeit der Candidaten erlangt werden. Die vielen Elementarschulen, welche seit 1837 gegründet wurden und deren Zahl sich täglich mehrt, die öffentlichen Bibliotheken in allen größeren Städten, zu denen alle Zutritt haben, die Vorlesungen, welche zum Theil unentgeltlich gegeben werden, haben den Wissenstrieb geweckt und viele jungen Leute vor dem moralischen Ruin bewahrt; aber trotz alledem bleibt noch sehr vieles zu thun. Walpole selbst erkennt dies vielfach an; öfters jedoch überschätzt er die Wirksamkeit der neuen Reformen, während ihm für die Würdigung des moralischen Fortschritts der rechte Maßstab zu fehlen scheint.

Im Lichte der Gegenwart ist die Zunahme der Bevölkerung nicht einfachhin eine Wohlthat. So lange England seine Fabrikate in alle Theile der Welt ausführen konnte, so lange auf dem Continente kein nennenswerther Rivale auftrat, fand sich genügende Beschäftigung für alle Arbeiter. Damals waren Eisenbahnen und Dampfschiffe, welche es dem Arbeiter ermöglichten, von einem Ort zu einem andern zu ziehen, vortheilhaft; heutzutage, beim Stocken von Handel und Gewerbe, ist die große Bevölkerung ein Hinderniß in Lösung der socialen Frage. Einen ungemein wichtigen Factor übergeht Walpole in seinem Schlußkapitel ganz, daß nämlich Millionen von Arbeitern auf ihren Wochenlohn angewiesen sind, und, was noch weit schlimmer, daß sie nicht wissen, ob sie morgen oder nächste Woche noch Arbeit haben werden. Ferner ist zu bedenken, daß die Preise der Fabrikate gesunken sind, daß Concurrenz dieselben noch immer mehr herabdrückt, und daß folgerichtig die Löhne auch sinken müssen. Der Gewinn für den Arbeiter ist sehr gering, trotz der Wohlfeilheit der Lebensmittel, zumal wenn er vielleicht nur zwei oder drei Tage in der Woche Arbeit hat. Die humoristische Bemerkung, welche Walpole anführt, die Engländer sollten einen andern Planeten annectiren, um einen Ausfluß für ihre Fabrikate zu haben, hat einen tiefen Sinn, indem auf die große Gefahr hingewiesen wird, daß England durch Ueberproduction sich zu Grunde richten werde.

Walpole, der seine Angaben mit statistischen Zahlen beweist, macht zwar IV. p. 287 geltend, daß die Besteuerung des Landes im Jahre 1877 auf 59 300 285 Pfd. St. gestiegen, gegen 47 170 589 Pfd. St. im Jahre 1846, bringt aber die außerordentlich günstigen Umstände von damals nicht in Anschlag. Die Entvölkerung Irlands und damit das Verschwinden der kleinen Pachtgüter hat die gegenwärtige Krisis in Irland herbeigeführt, und den Großgrundbesitzern sowohl als den Pächtern geschadet, welche den hohen Pachtzins, den sie anfangs zahlten, nicht erschwingen können.

Weit bedenklicher ist Walpole's Auffassung von moralischem Fortschritt, der nach seinem Urtheil mit religiöser Bildung in keinem Zusammenhang steht. Wahrlich die Gründe, welchen er die moralische Besserung des Volkes zuschreibt, sind in sich unwirksam, sind nur eine Grundlage, oder räumen nur Hindernisse aus dem Wege. Eine rein weltliche Erziehung, wie Walpole sie

versteht, ein besseres Armengesetz, bessere Behandlung der Gefangenen, ein vernünftiges Strafgesetz und materielle Wohlfahrt sind unmöglich die Quelle christlicher Tugenden. Selbst die Schule, welche noch am ehesten Anspruch darauf machen kann, den Menschen zu veredeln, kann diese Wirkung nur dann hervorbringen, wenn der Lehrer aus höheren, religiösen Beweggründen handelt. Der Irrthum des Verfassers erklärt sich, wenn man das zweite Kapitel des vierten Bandes liest. Die historischen Fehler und die seichte und oberflächliche Beweisführung in demselben bekunden seine große Unwissenheit auf religiösem Gebiete. Es gebricht ihm durchaus an philosophischer und theologischer Bildung.

Charakteristik der großen Männer einer Periode, tiefere Auffassungen der geistigen Strömungen sind die Aufgabe des Geschichtschreibers, der nicht einfach ein Chronist ist. Dieses hohe Ziel hat Walpole immer vorgeschwebt, und sein Werk enthält auch manch treffendes Urtheil. Aber in der Beurtheilung der zwei bedeutendsten Männer dieser Periode, O'Connell und Peel, können wir ihm nicht beistimmen. Während er die Verdienste Peels überschätzt, zeigt er O'Connell gegenüber ein befangenes Urtheil und wird der Größe dieses Mannes und seinen Leistungen nicht gerecht. Eine nähere Begründung würde uns hier zu weit führen. Walpole steht übrigens auch mit dieser seiner Auffassung unter den Neueren ziemlich allein.

Für den Socialpolitiker und Philanthropen ist das Werk Walpole's eine unerschöpfliche Fundgrube, und für den, welcher das Loos der arbeitenden Klasse kennen lernen und tieferes Mitgefühl im eigenen Herzen erwecken will, ist kaum ein Werk geeigneter, als diese Geschichte Englands. Am meisten zu bedauern ist — wir wiederholen es nochmals —, daß es dem Verfasser so sehr an religiösem Sinn fehlt. Die Bedeutung der christlichen Religion ist ihm auf solche Weise ein verschlossenes Buch, und er begreift nicht, daß Civilisation und gute Gesetze nie und nimmer das Christenthum ersetzen und zu einem Tugendleben begeistern können. A. Zimmermann S. J.

**Judas.** Tragödie in fünf Acten. Von **Joseph Seeber.** 132 S. kl. 8°. Innsbruck, Wagner, 1887. Preis: *M.* 2; geb. *M.* 3.20.

Man dürfte wohl die Frage aufwerfen, ob die Geschicke des Titelhelden vorliegender Dichtung wirklich den Gegenstand einer Tragödie bilden können. Sehen wir uns indes lieber das Werk des als Epiker wie Lyriker bereits bekannten österreichischen Dichters selbst an, da schließlich alles von der Auffassung und Behandlung eines Stoffes abhängt. Und da müssen wir gestehen, daß Seebers Dichtung durchaus keine Alltagsleistung ist, und daß, wenn sie auch vielleicht nicht ganz das vom Dichter ins Auge gefaßte Ziel erreicht, sie doch den weitaus größten Weg zu diesem Ziele hinter sich hat. Der Hauptcharakter des Judas ist glücklich aufgefaßt und durchweg ebenso glücklich durchgeführt. Judas, „des Gauklers Sohn und Kind der Tänzerin", von Geschäft „ein falscher Händler", ist auf Empfehlung des Bartholomäus unter die Zwölfe aufgenommen, aber nie von Herzen bei ihnen gewesen. Er hat zwei Leidenschaften: Eitelkeit und Habgier. Ueberall glaubt er sich zurückgesetzt vom Meister und von den Jüngern, überall aber glaubt er sich auch beobachtet in

seiner nicht ganz ehrlichen Verwaltung des gemeinsamen Geldes. Es dauert ihm etwas lange, daß der Herr ihnen keinen Lohn zahlt; er fürchtet, die Sache könne schief enden und sie möchten am Schlusse das Nachsehen haben. Verlassen will er den Herrn nicht; denn man kann nicht wissen — aber er will sich so verhalten, daß auch die Juden an seinem Eifer für den Nazarener kein Aergerniß nehmen, daß er jederzeit zu ihnen übergehen kann. So fällt er allmählich im Innern mehr und mehr vom Heiland ab. Das Verhalten einiger Mitapostel, besonders des Thomas, verbittert ihn noch mehr und gibt ihm in seinen Augen ein gewisses Recht zur Unzufriedenheit. In dieser Stimmung trifft ihn der Pharisäer Philo, welcher mit den Priestern sich gegen den Heiland verschworen hat. Der Dichter weiß uns den ganz persönlichen Haß dieses Philo dadurch erklärlich zu machen, daß er uns mittheilt, Philo habe Maria Magdalena geliebt, bis diese dem Heiland folgte und sich von dem Pharisäer abwendete. Ist der Nazarener einmal beseitigt, so dürfte Magdalena schon wieder anderer Meinung werden, meint der Jude. Philo hat längst ausgekundschaftet, daß unter den Aposteln nur Judas einer Untreue an seinem Herrn fähig sei. Er macht sich also an diesen gerade in einem Augenblick innerer Mißstimmung heran. Judas will anfangs nichts davon wissen. Ganz allmählich läßt ihn der Dichter dem Versucher das Ohr leihen. Besonders interessant ist die Art, wie der Pharisäer ihm den Unterschied zwischen „Verrath" und „Winken" klar macht. Gegen den „Verrath am Meister" sträubt sich Judas aus ganzer Seele. Wofür hält man ihn? Er will fort. Doch Philo hält ihn:

„Verrath? Nein, Judas, bleib! — Ein häßlich Wort —
Wer spricht denn von Verrath? Ich sagte: Winke,
Andeutungen —"

Aber auch davon will Judas jetzt noch nichts wissen. Er will sich's überlegen. Und so vollendet sich der Abfall bis zum heiligen Abendmahl. Die verschiedenen Versuche des Meisters, ihn zurückzubringen, verhärten Judas nur noch mehr; er meint, die Jünger hinterbrächten dem Heiland alles — wovon diese keine Ahnung haben —, und das treibt ihn denn schließlich den Priestern in die Arme. Sehr gut ist nach vollbrachter That auch die Verzweiflung geschildert. Ergreifend ist die Scene, wo er beim Abwischen des Schweißes Blut an seinen Lippen findet — das Blut des Heilandes, das vom Antlitze des Gottmenschen bei dem verrätherischen Kusse auf seine Lippen gekommen.

„Was, Blut? Woher?
An meinen Lippen Blut? Sein eigenes Blut,
Das ich beim Kuß auf meine Lippen brachte!
(Wischt an der Hand.)
Es will nicht weg! — Wie konnt' ich ihn auch küssen?
Ich weiß nicht, wie mir war. — Wie brennt der Kuß!
Ja, ja! Sein Blut, sein Blut an Hand und Lippe!"

Sodann ist sehr gut der Fluch des Geldes geschildert:

„. . . Schon klingt es wieder. Ha, die ganze Nacht
Erklang's, bei Kaiphas, in Gethsemane,
Und als ich dann — ich weiß nicht wie — mich fand

Im Thale Hinnom. — Wüst war's dort und manchmal
Fiel ich im Schutt; da klang es tückisch gellend:
Verrath! Verrath! — und waren's doch die Münzen,
Die mir so riefen. — Hab' nicht ruhen können
Und war so matt! — Gewiß, ich konnt' das Mondlicht
Von Kindesbeinen an nicht recht vertragen.
Da schlich ich mich hierher. Ich hört' es oft,
Daß stets den Mörder ein geheimer Drang
Zu seinem Opfer treibt" u. s. w.

Er bringt die Silberlinge zurück; die innere Verzweiflung nimmt zu. Er wird von einem entsetzlichen, eigentlichen Fieberwahn befallen. Petrus, der in tiefer Reue ebenfalls die Einsamkeit sucht, und Judas treffen zusammen. Petrus redet ihm zu, nicht zu verzweifeln; er will für sich und für ihn zu Maria gehen, ihre Fürsprache anrufen, und gewiß, der Heiland wird ihnen beiden verzeihen. Einen Augenblick scheint es, als ob Judas ebenfalls noch hoffe. Dann aber, als Petrus sich entfernt hat, erfassen ihn wieder alle Schauer der Hölle. Halb im Fieberwahne führt er die That des Schreckens aus — die Sonnenfinsterniß verdeckt sie vor unseren Augen. — Petrus, der zurückkehrt und nach dem Unglücklichen sucht, stößt plötzlich gegen den hangenden Leichnam. Ein grausenhafter Abschluß.

Aus dieser Uebersicht geht schon hinlänglich hervor, daß der Dichter es darauf abgesehen hat, nicht bloß unser Interesse für Judas wach zu halten, sondern auch das Mitleid. Das Teuflische in der Sünde des Verrathes tritt sehr stark vor dem Menschlichen, die Bosheit vor der Schwäche zurück. Daß dies dramatisch nicht bloß erlaubt, sondern auch gleichsam gefordert war, leuchtet ein; ob indes nicht ein wenig des Guten zu viel gethan wurde, insofern der historische Judas in Frage kommt, möchten wir dahingestellt sein lassen. Die Heilige Schrift scheint unseres Erachtens und nach der allgemeinen Meinung der Völker und Zeiten in schärferen Ausdrücken als der Dichter über Judas' Sünde und deren eigentliche Bosheit zu sprechen. Nicht als ob der Dichter irgendwie den Verrath beschönigte, er zeigt uns nur, wie Judas gewissermaßen halb und halb unwissend und durch die Umstände stark gedrängt das Verbrechen beging. Dadurch erreicht der Dichter, daß eine Steigerung in der Handlung sowohl als im Charakter sich entwickelt, daß Judas nicht gleich zum ganz verabscheuungswürdigen Bösewicht, sondern zu einem wenn nicht tragischen, so doch dramatisch interessirenden Charakter wird. Judas' größte Schuld *vor* dem Verrath, ja der Grund, warum es zum Verrathe kam, tritt sehr scharf und eindrucksvoll hervor: es ist die Zurückweisung der verschiedenen Mahnungen des Heilandes, der nicht müde wird, seinen Jünger vom Abgrunde zurückzurufen. Aber auch hier hat der Dichter danach gestrebt, Judas' Verhalten weniger abstoßend — menschlicher zu machen. Der Unglückliche hält sich für das Opfer der Abneigung und der Eifersucht einzelner Mitjünger; er glaubt, diese nähmen den Meister durch allerlei Hinterbringungen gegen ihn ein u. s. w. Uns scheint nach allem, daß man dem *Dichter* das Recht seiner Auffassung unverkümmert lassen soll. Die moralische Wirkung des Stückes ist um so

stärker, je näher und begreiflicher für die eigene Schwäche der Fall dargestellt ist. Einzelner Etappen wären wir ja alle fähig.

Einige Scenen sind ganz trefflich, auch im allgemeinen der Aufbau. Abgesehen von dem zu schrecklichen Schluß — möchten wir zwei Auftritte einer bedeutenderen Revision unterzogen sehen. Die Abendmahlscene scheint uns nämlich auch in der jetzigen, stark gekürzten Form noch des Heiligen zu viel auf die Bühne zu bringen. Hier muß der Dichter sich schon mehr Freiheit nehmen und das Wesentliche anderswie anzubringen suchen. Sodann können wir uns die lange Scene im Garten nicht gut natürlich aufgeführt denken. Sie müßte sich rascher entwickeln.

Die Sprache ist fließend, poetisch, und nur sehr selten hat der Dichter sich zu unedeln, derben Ausdrücken verleiten lassen.

Es ist eine ernste, durchdachte und sorgfältig ausgeführte Arbeit, die Seeber uns bietet; sie beweist, daß ihm kein alltägliches dramatisches Talent zu Gebote steht, und wir hoffen, daß diese jetzt vorliegende Form des Stoffes „Judas" noch nicht die definitive ist; der Stoff dürfte in hohem Grade berufen sein, zu einem ergreifenden Mysterium für Volksaufführungen im Großen zu werden. **W. Kreiten** S. J.

**Histoire de la poésie liturgique au moyen-âge.** Les Tropes. I. Par **Léon Gautier,** professeur à l'école des Chartes. VIII et 280 p. 8⁰. Paris, Palmé, 1886. Preis: *M.* 10.

Der Name Léon Gautier hat bei allen Freunden mittelalterlicher Dichtung einen guten Klang, und wenn der Herausgeber der Oeuvres poétiques d'Adam de Saint Victor eine Geschichte der liturgischen Poesie des Mittelalters in Angriff nimmt, ist man berechtigt, seine Erwartungen hoch zu spannen. Unser Werk hat, soweit es vorliegt, dies Vertrauen in den Namen seines Urhebers glänzend gerechtfertigt.

Dasselbe beginnt gerade mit dem dunkelsten Punkte der liturgischen mittelalterlichen Dichtung, den Tropen, und jeder aufmerksame Leser wird sich gestehen müssen, daß er viel Licht, neues, zum Theile ungeahntes Licht gefunden, und daß, wenn die Behandlung des Gegenstandes in dieser Weise zu Ende geführt, eines der dornenvollsten Kapitel in der Geschichte der lateinischen Hymnodie in glänzendster Weise geschrieben sein wird. Der vorliegende Band handelt zunächst von der Definition des Tropus, dann von den ersten Anfängen der Tropen; hierauf geht der Verfasser über zu den liturgischen Büchern, die Tropen enthalten, den Troparien, und bestimmt annähernd an der Hand der wichtigsten uns erhaltenen den Gang der Tropen durch die Länder und Zeiten; er unterscheidet sodann zwei Epochen der Tropendichtung, bezeichnet die charakteristischen Unterschiede beider und wendet sich schließlich zur Behandlung der Tropen der ersten Epoche im einzelnen, der Tropen der processio, des Introitus, Kyrie und Gloria, so daß der nächste Band mit den épîtres farcis beginnen wird.

Qu'est ce qu'un trope? Mit dieser Frage leitet Gautier seine Abhandlung ein, und er antwortet kurz und gut: „C'est l'interpolation d'un

texte liturgique." Die Definition kann nicht knapper im Ausdruck und nicht richtiger dem Inhalte nach gegeben werden, und dieselbe beseitigt alle Mißverständnisse, zu denen Mone durch Hineinziehen griechischer Termini in die lateinische Liturgie Anlaß bietet. Aus dieser Definition ergibt sich indes auch — im Vorbeigehen sei es bemerkt —, daß die Sequenzen nicht zu den Tropen zu rechnen sind, wie Gautier dies thut, wenn er Seite 21 von denselben schreibt: „A vrai dire, ce furent les premiers tropes, et la prose n'est, en effet, que le trope du dernier Alleluja du Graduel." Ich will gerne einräumen, daß zwischen den Anfängen der Sequenzen und den Tropen eine gewisse Verwandtschaft herrscht, daß die Sequenz ebenfalls ein Einschiebsel in die Liturgie, eine Erweiterung der Liturgie ist, aber eine Interpolation eines liturgischen Textes ist sie nicht, sie interpolirt nicht das Alleluja, sondern benutzt nur die Melismen des Schluß-a zur Melodiebildung und auch das, wie gesagt, nur in ihren ersten Ansätzen.

Wir können die Entstehungsgeschichte der Sequenzen in unserem Resumé füglich als bekannt voraussetzen; an die Erfindung derselben durch Notker schließt Gautier — die casus St. Galli sind hier Quelle — die Erzählung von der Schöpfung der Versus durch Ratpertus und Hartmann und endlich der Tropen durch Tutilo, dessen Persönlichkeit mit sichtlicher Vorliebe geschildert ist.

Während hier und wieder im folgenden alles in einem Stile hell und durchsichtig wie Wasser geschrieben, könnten Kapitel 9 und 10: „Les livres qui nous ont conservé le texte des Tropes — les Tropaires", Anlaß zu Mißverständnissen bieten. Die gefährlichste Stelle ist unter dieser Rücksicht die auf Seite 70: „Il importe de ne pas confondre le tropaire avec l'antiphonaire qui est ce livre liturgique — officiel et non interpolé — où l'on trouve, accompagnées de leur notation musicale, toutes les parties de la Messe qui sont chantées par le choeur (Introits, Graduels, Offertoires, Communions etc.). Cet Antiphonaire d'autrefois correspond au livre de chant, qu'on appelle depuis le Graduel." Danach könnte man meinen, das Antiphonar (bezw. Graduale) einer Kirche oder eines Klosters habe den liturgischen Text ohne Interpolation enthalten, das Troparium derselben Kirche den interpolirten Text, was eben ein entschiedener Irrthum wäre, wie aus Gautiers späteren Ausführungen selbst erhellt, da er (S. 72) gesteht, daß ein eigentliches und ausschließliches Troparium zu den Seltenheiten gehört: „Rien n'est plus rare au contraire qu'un manuscrit contenant u n i q u e m e n t un Tropaire." Ein liturgisches oder quasi-liturgisches Buch „Troparium" kann es schon deshalb nicht geben, weil die Tropen „atteignent à la fois l'office de la Messe et celui des Heures". Es gibt aber im Grunde nur zwei liturgische Bücher, Meßbuch und Brevier, zu denen seit Trennung des Chorbuchs vom Priesterbuche das Graduale und das Antiphonarium kommen. Alle übrigen Namen, wie Diurnale, Nocturnale, Vesperale, Lectionarium, Processionale, Hymnarium, Sequentiarium und so auch Troparium, sind Theilnamen, die zur Vermeidung der ohnehin schon großen Begriffsverwirrung nur dann gebraucht werden sollten, wenn sie als selbständiges Ganzes auftreten. Die Tropen gehören somit f ü r g e w ö h n l i c h ins

Graduale und Antiphonarium, einige aber auch ins Meßbuch, wovon weiter unten ein Beispiel.

Nach diesen Andeutungen, die sich allerdings sachlich vollkommen mit den Ausführungen Gautiers decken, und die nur den Zweck haben, möglicher Confusion der Begriffe vorzubeugen, wundere ich mich über die Aufzählung von Troparien S. 90 ff., an deren Hand die Verbreitung der Tropen nachgewiesen werden soll. Gautier weiß zwar recht wohl, daß er nicht alle Troparien kennt und nennt. Allein für Deutschland wenigstens steht die Sache so — und das verändert denn doch das ganze Gesicht der Lage —, daß eine gewisse Zahl von Tropen, z. B. das Kyrie cunctipotens und andere, so ungefähr in jedem oder doch in jedem zweiten Graduale vorkommen. Andere kommen sogar in jedem Meßbuche vor, so beispielsweise das interpolirte Gloria de Beata; dasselbe lautet von Domine fili an, wo die Abweichung beginnt:

Domine fili unigenite, Jesu Christe,
Spiritus et alme orphanorum paraclite,
Domine Deus, agnus Dei, filius patris,
Primogenitus Mariae virginis matris;
Qui tollis peccata mundi, miserere nobis;
Qui tollis peccata mundi, suscipe deprecationem nostram ad
Mariae gloriam;
Qui sedes ad dexteram patris, miserere nobis;
Quoniam tu solus sanctus, Mariam sanctificans,
Tu solus Dominus, Mariam gubernans,
Tu solus Altissimus, Mariam coronans
Jesu Christe, cum sancto spiritu in gloria Dei patris.

Der Umstand, daß dieses Gloria nicht nur im Graduale, sondern auch im Meßbuche vorkommt, beweist, daß dasselbe nicht nur vom Chore gesungen, sondern auch vom Priester in der Stillmesse gebetet wurde, die Tropen also, wenigstens manche, mit der Liturgie völlig verwuchsen. Ob dieses Gloria de Beata sich auch in römischen Meßbüchern findet, vermag ich mit Bestimmtheit nicht zu behaupten, glaube demselben aber in Missalien sec. consuetudinem Romanae curiae begegnet zu sein. — Ich sagte mit Nachdruck, einige Tropen fänden sich bei uns — namentlich ausgeprägt erscheint die Tropenliebhaberei in Böhmen — fast in jedem Graduale; denn dieser stets wiederkehrenden Tropen ist gerade kein Ueberfluß. Eine solche Ueberwucherung der Tropen, wie sie im 13. Jahrhundert in Frankreich zu beobachten ist, scheint in Deutschland etwas sehr Seltenes zu sein.

Mit der Scheidung der Tropen in zwei Klassen, der vorwiegend prosaischen und ungereimten, höchstens assonirenden, und der zweiten mit Vers und Reim spielenden, treten wir in die Detailgeschichte der Tropen ein. Ein Beispiel der Tropen erster Epoche, die sich dem Sequenzenstile Notkers anschließen, hat der Leser in dem oben mitgetheilten Gloria farci de Beata. Als Beispiel der zweiten Art mögen die Verse einer Münchener Handschrift (Cgm 716) dienen, die allerdings bereits die Entartung dieser zweiten Gattung zeigen:

Audi nos resplendens flos
Audi nos virtutum mos
Audi nos irrorans ros
Audi nos ardoris fos
Audi nos salutis dos
Audi nos odorans glos
Nos audi virgo mitis, etc.

Die Grenze zwischen beiden Gattungen bilden die Jahre 1070—1080. Die Aufstellung dieser These Seite 148 f. und deren Beweis Seite 165 ff. aus den rotuli ist eine der interessantesten und wichtigsten Partien des ganzen Buches. Möchte uns doch eine Autorität wie Léon Gautier in derselben bündigen und überzeugenden Weise die nicht weniger wichtige Frage beantworten: Wann und von welcher Seite bringt in Frankreich, wo man im 12. und 13. Jahrhundert den Accent so meisterhaft handhabte, die syllabirende, accentvergessende und des Accentes spottende Metrik in die liturgische Reimdichtung ein?

Von höchstem Interesse sind ebenfalls die Nachweise über den Zusammenhang zwischen Tropen und Vagantenpoesie S. 190, über den jedenfalls noch mehr Detail zu erwarten ist, wenn einmal die Tropen der zweiten Periode im einzelnen zur Behandlung gelangen werden. Dort wird denn auch Rede sein müssen von dem Zusammenhange derselben mit dem kirchlichen Volksliede in der Landessprache, sowie von dem gegen den strengen Choral auffallend abstechenden Charakter der fast rhythmisch gebundenen Melodien. Ja sogar der polyphonen Musik haben die Tropen — ein fruchtbarer, nach allen Richtungen hin Triebe entsendender Same — die Wege bereitet, indem sie es waren, die zuerst zweistimmig gesungen zu werden pflegten. Es sei erlaubt, einen vermuthlichen Irrthum Gautiers zu berichtigen, der mit diesem Gegenstande zusammenhängt. Wenn derselbe in der Anmerkung S. 157 schreibt: „Nous n'avons pas trouvé de document qui nous permette d'établir, à quelle époque précise l'orgue a exécuté la musique d'une clausula, tandis que le choeur chantait la clausula correspondante. Nous avons un texte d'Ekkehard V, qui, dans sa Vita B. Notkeri, constate ce fait important: ‚Jubilus, quem quidam in organis jubilant', so glaube ich, daß wir dabei nicht so fast an ein Abspielen auf der Orgel als an zweistimmigen Vortrag in Quinten und Octaven, an das Organum Hucbalds zu denken haben.

Indem ich es unterlasse, die Ausführungen Gautiers betreffend die einzelnen Tropen des Introitus, Kyrie u. s. f. zu verfolgen, was mich hier jedenfalls zu weit führen würde, möchte ich, anknüpfend an das von den Vaganten und Goliarden Gesagte, noch eine Aeußerung des verehrten Autors einer kleinen Einschränkung unterwerfen. „Jusqu'ici cependant", sagt derselbe S. 189, „nous avons pu supposer que toute cette production poétique était due à la seule activité des moines." In der That zieht sich durch die ganze Darstellung die Anschauung hin, als seien die Tropen nur sehr ausnahmsweise von anderen als mönchischen Communitäten benutzt worden. Daß die Mönche die Erfinder und Hauptpfleger der Tropen waren, soll auch keineswegs ge-

läugnet werden; aber daneben bleibt doch auch bestehen, daß einerseits namentlich die Kathedralkirchen sich derselben mit Vorliebe bedienten — das riesige Graduale des Erzbischofs Arnest von Prag, 1363 in drei Foliobänden geschrieben, ist ganz gespickt von Tropen — und daß andererseits viele Mönche sich durchaus ablehnend gegen dieselben verhielten. So haben z. B. die Karthäuser niemals sich derselben bedient; von den Cisterciensern wage ich ein Gleiches zwar nicht mit gleicher Bestimmtheit zu behaupten, vermuthe aber, daß sie, die keine Sequenzen zuließen, auch die römischen nicht, selbst das von Rom aus eingeführte Lauda Sion nicht, auch keine Tropen sangen. Der Codex 42 von Hohenfurt, der reich an Tropen ist, trägt eigens die Aufschrift an der Stirn, er sei kein Ordens-Gradual, sondern ein solches für Weltpriester, sec. morem saecularium.

Damit muß ich meine flüchtige Skizzirung des reichen Inhaltes unseres Werkes leider beschließen. Aber auch so hoffe ich dem Leser einen Begriff von der Mannigfaltigkeit und Gediegenheit desselben gegeben zu haben. Und doch hatte ich nur sehr selten Gelegenheit, neben dem Texte das reiche und kostbare, in zahlreichen Anmerkungen aufgestapelte Material zu berühren, welches dasselbe — ich ward immer wieder an die Werke Du Mérils erinnert — zu einer wahren Vorrathskammer, zu einem Speicher voll des werthvollsten Details macht. Hinzuzufügen wäre noch, daß das Werk in frischer und ansprechender Weise geschrieben ist, voll Begeisterung für die edle Einfachheit der Liturgie Gregors des Großen und eben deshalb mit einer vielleicht etwas zu weit gehenden Abneigung gegen die Tropen, welche diese Einfachheit bedrohen und zerstören, doch aber voll Anerkennung für deren Orthodoxie und theologische Correctheit, sowie für das in ihnen sprühende Feuer christlicher, nach oben strebender Begeisterung, für die Gautier den bezeichnenden Ausdruck „ce Sursum“ sich geschaffen hat. Den Text illustriren zahlreiche sehr werthvolle Schrift- und Neumenproben, sowie recht interessante, wenn auch nur lose und äußerlich zur Sache gehörige Beispiele der Illumination aus den älteren Troparien. G. M. Dreves S. J.

---

# Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

**Le Code civil commenté**, à l'usage du clergé dans ses rapports avec la théologie morale, le droit canon et l'économie politique, par M. le Chanoine Allègre, Dr. en théologie et en droit canon. I. volume p. X et 750 et 94. II. volume p. 1054 et XVIII 8⁰. Paris et Lyon, Delhomme et Briguet, 1888. Preis: *Frcs.* 24.

Der Verfasser ist auch in deutschen Kreisen schon bekannt geworden durch das vor einigen Jahren herausgegebene und dem obigen in dritter Auflage beigedruckte Büchlein Impedimentorum matrimonii synopsis. Es ist das eine kurze, präcis ge-

faßte Erklärung der einzelnen Ehehindernisse. Für weit wichtiger jedoch halten wir das hier verzeichnete Werk, welches in zwei umfangreichen Bänden vollendet vorliegt. Kein Theologe kann die Bedeutung verkennen, welche für den Beichtvater das richtige Verständniß und die richtige Würdigung der Landesgesetze hat. Gibt es ja zwischen dem geistlichen wesentlich innern Forum des Beichtstuhls und dem weltlichen äußern Forum gar viele Berührungspunkte, und liegen ja manche Fälle so, daß deren Entscheidung auch im Beichtstuhl von den weltlichen Gesetzen abhängt. Andererseits ist es auch für den katholischen Richter= und Advocatenstand von großer Wichtigkeit, eine theologische Beleuchtung der Gesetzesparagraphen zu lesen, besonders seitdem die neuere Gesetzgebung, ohne religiöse Grundlage erlassen, gar wenig Garantie mehr bietet, mit den Gewissensforderungen des Christenthums immer in Einklang zu stehen. Der Verfasser zeigt sich durchaus befähigt zur Lösung der so gesteckten Aufgabe. Man sieht in ihm den gewiegten, mit der Praxis vertrauten Juristen nicht minder als den durchgebildeten Theologen. Wir zweifeln nicht, daß das Werk auch außerhalb Frankreichs manche Leser finden wird, besonders da das neue französische Gesetz weit über Frankreich hinaus bestehendes Recht ist oder doch den neueren Landesgesetzen zur Grundlage gedient hat. In controvertirten Punkten spricht sich der Verfasser mit großer Mäßigung und Zurückhaltung aus. Die allgemeinen Bestimmungen nicht nur des einschlägigen canonischen, sondern auch des römischen und altfranzösischen Rechtes werden bei den einzelnen Abschnitten in den Vorbemerkungen zur Besprechung und zum Vergleich herangezogen. Sowohl alte als neue Autoren sind vom Verfasser zu Rathe gezogen, von den großen Theologen der Vorzeit an bis auf die Werke unserer Tage. Daß auch die einschlägige deutsche Literatur dem Verfasser nicht unbekannt war, zeigt das nicht seltene, anerkennende Citiren von Schwane, Pruner und anderer.

Das Tagebuch über **Friedrich von Hohenzollern**, Bischof von Augsburg (1486—1505), historisch erläutert und zum Lebensbilde erweitert von Dr. Theodor Dreher, Gymnasial=Oberlehrer und Religionslehrer zu Sigmaringen. IV u. 252 S. 8°. Sigmaringen, Liehner, 1888. Commissionsverlag von Herder in Freiburg. Preis: *M.* 3.

Den Kern des Buches bildet ein von 1486—1489 reichendes, vom Kaplan des Grafen Friedrich verfaßtes Tagebuch. Der Herausgeber erläutert die Angaben dieses Tagebuches durch ausführliche Anmerkungen und erzählt, was vor 1486 und nach 1489 aus dem Leben des Bischofs bekannt ist. Friedrich von Hohenzollern, geboren 1450, hatte sich schon 1477 als Rector der Universität Freiburg von Geiler von Kaisersberg ernste Lebensregeln aufsetzen lassen, die er treu befolgte. Als Domdechant von Straßburg (1479—1486) schloß er sich noch enger an jenen hochgefeierten Geistesmann an, welcher in seiner Kirche als Domprediger wirkte; als Bischof berief er denselben wiederholt nach Augsburg, wo er ihn 1488 von Michaelis bis zum Tage der unschuldigen Kinder fast täglich predigen hieß. Schon das innige Verhältniß zu einem Geiler von Kaisersberg zeigt klar, daß Friedrich ein ausgezeichneter Bischof war. Die Chronik seiner Diöcese rühmt ihm nach: „Er war ein frommer Herr, in dem gar kein Hoffart oder Stolz war, sondern bei männiglichen wohl geehrt und lieb gehalten, und braucht die Zeit seiner Regierung in all seinem Thun und Lassen so viel Sorg und Fürsichtigkeit, daß er das Bisthum dadurch großlich beschert und zunehmen thät." Das Lebensbild bietet einen trefflichen Einblick in die süddeutschen Verhältnisse zur Zeit des ausgehenden Mittelalters. Es ist nicht nur als werthvoller Beitrag zur Kirchengeschichte unseres Vaterlandes zu bezeichnen, sondern auch als inhaltsreiche Schilderung eines der schönsten Blätter aus der Familiengeschichte der Hohenzollern.

**Leben und Wirken des Bildhauers Dill Riemenschneider.** Von Anton Weber. Mit 20 Abbildungen. Zweite, vielfach verbesserte und sehr vermehrte Auflage. VII u. 79 S. gr. 8°. Würzburg und Wien, Leo Wörl, 1888. Preis: *M.* 2.

Die im Jahre 1884 erschienene starke Doppelausgabe mit und ohne Abbildungen war bald vergriffen. Diese neue Auflage ist infolge archivalischer Studien und weiter Kunstreisen in so erfreulicher Weise vervollkommnet, daß die von Becker, Lübke, Bode u. a. über den Meister gemachten Angaben in vielen Dingen berichtigt und überholt sind. Im Jahre 1483 wurde er mit mehreren anderen Gesellen zu Würzburg in Pflicht genommen. Sein allseitiges Talent erwarb ihm bald Vertrauen, so daß er nicht nur in seiner Vaterstadt, sondern auch aus der Umgegend große Aufträge erhielt, Lorenz von Bibra, Fürstbischof von Würzburg († 1519), sein Gönner ward und die Bürgerschaft ihm ein Ehrenamt nach dem andern übertrug, bis sie ihn 1520 zum ersten Bürgermeister erwählte. Leider ließ er sich zur Zeit des Bauernaufstandes von einer dem Fürstbischof Konrad III. von Thüngen (1519—1540) feindlichen Partei hinreißen, mit den Aufrührern gemeinschaftliche Sache zu machen. Als der Fürst gesiegt und seine Stadt wiedergewonnen hatte, wurde Riemenschneider mit anderen Rathsherren an neun Wochen ins Gefängniß gesetzt und durch eine schwere Geldbuße bestraft. Die aufrührerischen Bauern hatten viele seiner Werke in den Kirchen zerstört. Riemenschneider wurde schon dadurch bewogen, sich von den Neuerungen fernzuhalten und der Kirche sowie ihrer Kunst bis zum Tode (1531) treu zu bleiben. Wie viel er geschaffen, läßt sich daraus ermessen, daß das Zunftbuch schon im Jahre 1501 von zwölf Lehrlingen des Meisters redet. Weber weist eine große Anzahl aus Holz oder Stein verfertigter Statuen, Brustbilder, Kreuze, Grabmäler, Tafeln und Flügelaltäre nach, welche theils von der Hand des Meisters selbst, theils aus seiner Werkstätte stammen. Nachdem durch den Fleiß des Verfassers eine so große Anzahl der Arbeiten Riemenschneiders bekannt und glücklicherweise durch urkundliche Nachrichten gesichert ist, wird es wohl angezeigt sein, von der topographischen Aufzählung abzugehen, dieselben nach der Zeit ihrer Entstehung zu ordnen und an ihrer Hand den Entwicklungsgang des tüchtigen Meisters klarzustellen. Man würde dadurch einen neuen, höchst lehrreichen Einblick in die Kunstverhältnisse der Zeit von 1487 bis 1530 gewinnen. Die Technik und die verschiedenen Methoden der Bemalung, welche Riemenschneider seinen Bildwerken gab oder geben ließ, könnten dann auch eingehend gewürdigt werden.

**Gastmähler und Trinkgelage bei den Deutschen** von den ältesten Zeiten bis ins neunte Jahrhundert. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte von Franz Anton Specht. 61 S. 8°. Stuttgart, Cotta, 1887. Preis: *M.* 1.70.

Die angezeigte Schrift ist ein werthvoller Beitrag zu culturgeschichtlicher Forschung, da sie diese thatsächlich fördert. Der Verfasser hat durch eine ganz hervorragende Leistung (seine „Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland . . . bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts", vgl. diese Blätter, Bd. XXIX. S. 446 f.) seine ungewöhnliche Befähigung für Arbeiten dieser Art bekundet. Wie dort, weiß er auch hier, was er aus den Quellen geschöpft, gewandt zu verwerthen und geschmackvoll zu erzählen. Der einsichtige Leser wird gewahr, daß der Verfasser die frühfränkischen Quellen mit mühevoller Ausdauer studirt hat. Cäsar und Gregor von Tours, Venantius Fortunatus, Paulus Diaconus und Tacitus, der ernste Apostel Deutschlands und der redselige Mönch von St. Gallen, nordische Gesänge und Markulfs Formeln,

Rechtsquellen und Heiligenleben, alle müssen uns erzählen, was sie von den Gastmählern und Trinkgelagen Altgermaniens wissen. Die in argen Chauvinismus ausartende Mode überschwänglicher Begeisterung für unsere Altvorderen hat indessen das interessante Büchlein nicht berührt.

**Papst Innocenz' III. Schrift: Ueber das Elend des menschlichen Lebens.** Uebersetzt von Fr. Rudolf. Festgabe zum fünfzigjährigen Priester-Jubiläum Sr. Heiligkeit Papst Leo's XIII. V u. 94 S. 12°. Arnsberg, Stein, 1887. Preis: 75 *Pf.*

Die classische Schrift Innocenz' III. mit ihren tiefen Gedanken, ihrem ergreifenden Ernst und ihrer markigen Sprache genießt ein zu hohes Ansehen, als daß wir sie noch zu empfehlen brauchten. Es war darum auch wohlgethan, „diese Perle religiöser Literatur", wie der Uebersetzer sie nennt, durch eine Uebertragung ins Deutsche einem weitern Leserkreise zugänglich zu machen. Wir billigen es vollständig, daß einige Stellen, die von theologisch gebildeten Lesern in lateinischer Sprache ohne Bedenken gelesen werden mögen, darum aber noch nicht gerade für jedermann ohne Unterschied passen, in der deutschen Wiedergabe weggeblieben sind. Auch die Uebersetzung selbst verdient Lob. Sie ist fließend und zeugt von Sorgfalt und Fleiß; zumeist ist sie auch deutlich und zutreffend. S. 9 wird das deutsche „Kraft des Empfindens" dem lateinischen Kunstausdrucke „vis irascibilis" (im Gegensatz zu vis concupiscibilis) nicht gerecht. Auch im zehnten Kapitel des ersten Buches ist die Uebersetzung an ein paar Stellen weniger genau. S. 76 Z. 5 v. o. muß es heißen: „abweidet" statt „weidet". Der vorletzte Satz auf S. 19 ist falsch übersetzt; vgl. Exod. 28, 42 f. S. 21 Z. 8 v. o. ist das als Erklärung eingeschaltete „die Jungfrau" wohl nicht richtig; nach dem Zusammenhange wenigstens ist in diesem Theile des Kapitels von der verheirateten Frau die Rede.

**Historia exercitiorum spiritualium S. P. Ignatii de Loyola,** fundatoris Societatis Jesu, collecta et concinnata a P. Ignatio Diertins, Societatis Jesu sacerdote, ad primam editionem exacta, quae nunc prodit auctior quibusdam ex opere Patrum Bollandistarum excerptis. 322 p. in 8°. Insulis, typis V. Ducoulombier, MDCCCLXXXVII.

Trotz der vielen neuen Preßerzeugnisse ist es manchmal eine recht lohnende Arbeit, das gute Alte wieder hervorzuziehen und dem Publikum von neuem zugänglich zu machen. Der Art ist die vorliegende Ausgabe genannter Schrift. Sie ist ein genauer Abdruck der im Jahre 1700 von Diertins herausgegebenen und bei der zweiten Ausgabe im Jahre 1722 mit einer nicht unbedeutenden, den Bollandisten entnommenen Zugabe bereicherten Historia exercitiorum spiritualium. Obgleich diese Zugabe nicht unbeträchtlich ist und werthvolle Angaben zur Vertheidigung sowohl des Exercitienbüchleins selbst als besonders der Autorschaft des hl. Ignatius enthält, so ist und bleibt doch die Diertins'sche Historia die Hauptsache. Dieselbe gestaltet sich zu einer Lebensgeschichte des hl. Ignatius, nicht zwar dessen äußerem Wirken nach, sondern insofern das Leben und Wirken des Heiligen Bezug auf das Exercitienbüchlein hat und dieses in seiner Ausgestaltung und Vollendung von jenem beeinflußt wurde. Obgleich das Buch zunächst für den Kreis der eigenen Ordensfamilie Interesse hat, so glauben wir doch, daß es, wie in seinen früheren Auflagen, so auch in seinem jetzigen Abdruck, noch sonst manche Freunde finden wird, besonders da die Abhaltung der Exercitien nach der Methode des hl. Ignatius eine so große Ausdehnung erlangt hat und fast in allen Ständen der Kirche eingebürgert ist.

**Meditationes sacerdotales clero tum saeculari tum regulari accommodatae, auctore F.-X. Schouppe S. J. Series prior p. 443, Series altera p. 436 in 8°. Parisiis, Victor Palmé. Preis: *M.* 9.**

Das Betrachtungsbuch ist ausschließlich für Priester geschrieben. Bezüglich der Auswahl des Stoffes wird zwar das Exercitienbüchlein des hl. Ignatius zu Grund gelegt und die Vertheilung nach den Wegen der Reinigung, Erleuchtung und Vereinigung vorgenommen; doch werden die dem Wege der Erleuchtung entsprechenden Betrachtungen nicht vorzugsweise aus den geschichtlichen Mittheilungen der heiligen Evangelien erhoben, sondern sind großentheils unmittelbar belehrender Natur, indem sie unter dem Titel verschiedener Tugenden die priesterlichen Pflichten und die priesterliche Vollkommenheit erklären und praktisch beleuchten. In der Ausführung des Stoffes läßt der Verfasser das praktische Moment durchaus in den Vordergrund treten, nämlich die Bearbeitung des Verstandes und Willens, um durch geeignete Beweggründe die Meidung des Sünd- und Fehlerhaften, das Streben und Ringen nach Tugend und Vollkommenheit anzuregen und zu befestigen.

**Goldenes Tugendbuch,** das ist: Werke und Uebungen der drei göttlichen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe. Von P. Friedrich Spee S. J. Neu herausgegeben von P. Franz Hattler S. J. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. XXIV u. 543 S. 12°. Freiburg, Herder, 1887. Preis: *M.* 2.80.

Wir können hier einem unserer frühesten Mitarbeiter, dem uns leider zu bald entrissenen P. Joh. Bapt. Diel, das Wort geben. Derselbe urtheilt in seiner Spee-Biographie (Friedrich von Spee. Eine biographische und literarhistorische Skizze. Freiburg, Herder, 1872. S. 86) über das vorliegende Buch also: „Das Werkchen ist in der That so recht ein Spiegel des seeleneifrigen und liebeglühenden Gemüthes unseres Ordensmannes. Es sollte eine Unterweisung sein über die drei göttlichen Tugenden: Glaube, Hoffnung und Liebe, welche den Inbegriff aller Vollkommenheit bilden. In Gesprächsform zwischen Beichtvater und Beichtkind abgefaßt, macht es auf den Leser den Eindruck einer schlichten Unterhaltung, bei der jedes Wort ungeschminkt aus dem tiefsten Herzensgrunde strömt und voll und warm wiederum zu Herzen geht. In den Dialog sind zur Abwechslung Lieder eingewoben, welche die erhöhte Glut des Gefühles ausdrücken sollen und thatsächlich ausdrücken. Dabei offenbart sich in jedem Abschnitte Spee's gründliche theologische Wissenschaft, so daß wir nicht wissen, ob wir mehr seine Kenntnisse bewundern sollen, oder die Gewandtheit, mit der er die schwierigsten Wahrheiten in einer einfachen und dem kindlichsten Gemüthe verständlichen Weise zu behandeln verstand. Wer das güldene Tugendbuch liest, wird sich unwillkürlich durch die Frische und Anmuth gefesselt fühlen und, ohne es vielleicht zu wollen, zur innigsten Gottesliebe emporgehoben. In den Anweisungen zu der praktischen Uebung der Tugenden ist die ganze Lehre der christlichen Ascese enthalten, die Spee aber nur deshalb so herrlich darlegen konnte, weil er sie selbst in seinem Leben ausprägte." Die Schrift hat zahlreiche Auflagen erlebt. Die von P. Hattler besorgte schließt sich an die Koblenzer Ausgabe vom Jahre 1850 an. Der neue Herausgeber hat dem Buche einen kurzen Lebensabriß des P. Spee vorausgeschickt.

**Lebensbilder aus Dorf und Stadt.** Von Jos. Ant. Pflanz. Neue Folge. 525 S. 8°. Freiburg, Herder, 1888. Preis: *M.* 3.

Joseph Anton Pflanz (geb. 1819, gest. 1883) hat als katholischer Erzähler einen klangvollen Namen. Ganz besonders hat er als Jugendschriftsteller sich eine große

Beliebtheit erworben. Aber auch seine Erzählungen und Novellen für ein reiferes Alter, welche er zum großen Theile in Langs Hausbuch veröffentlichte, haben sich eines wohlverdienten Beifalls zu erfreuen gehabt. Wie die erste Sammlung unter dem Titel „Lebensbilder aus Dorf und Stadt" (Freiburg, Herder, 1865), wendet sich auch die jetzt vorliegende „Neue Folge" unter dem gleichen Titel an gereiftere Leser. Für die hier gebotenen zehn Erzählungen paßt der Titel ganz vortrefflich. Die Schilderungen süddeutschen Lebens in Dorf und Stadt bilden in der That das Charakteristische der im übrigen anspruchslosen Erzählungen. Wie Pflanz sein Heimatland und dessen Bewohner durch und durch kannte, so eignete ihm auch die Gabe, das Leben, wie er es schaute, wahrheitsgetreu und anschaulich dem Leser vor Augen zu führen. Auch manches Stück Zeitgeschichte spiegelt sich in den Erzählungen: bald sehen wir die traurigen Wirkungen, welche die Aufklärungszeit ins Land gebracht hatte; bald wohnen wir den Versammlungen und Aufläufen bei, welche man unter dem Namen Ronge-Skandal zusammenfassen kann; bald sind wir Zeugen des Unwesens, wie es die Freiheitshelden von 1848 trieben; bald auch wird uns der unheilvolle Einfluß von Strauß' Leben Jesu greifbar vorgeführt. Erwähnen wir zum Schlusse noch ausdrücklich dasjenige der Stücke, in welchem der Verfasser wohl zumeist sein eigenes Herz hat reden lassen: es ist die allerliebste Erzählung „Lebensfrühlinge", welche die Wallfahrt auf dem „Schönenberge" bei Ellwangen, des Verfassers Vaterstadt, in sinniger und stellenweise ergreifender Weise verherrlicht.

**Orgelbuch**, gesammelt, redigirt und mit Pedal-Applicatur versehen von Ernst von Werra. Regensburg, Pustet. Preis: *M.* 1.

Diese Sammlung (48 Seiten) enthält in schönem Notendruck auf trefflichem Papier 56 Orgelstücke, nach den gebräuchlichsten Tonarten von C-dur bis H-moll hinauf geordnet. Während ähnliche Werke meist entweder Beiträge liefern für die geschichtliche Entwicklung des Orgelspiels oder dem Organisten ausgewählte Stücke bringen zur Verwendung beim Gottesdienst, hat das vorliegende Werk historischen und praktischen Werth zugleich. Erstens sind die gebotenen Compositionen in sich werthvoll und sehr verwendbar für die Kirche, dazu nicht bloß auf der Orgel, sondern auch meist auf dem Harmonium ausführbar und stellen dabei nicht zu hohe Anforderungen an den Spieler. Zweitens finden sich in unserem Buche theils wenig oder gar nicht bekannte Künstler aus der zweiten Hälfte des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, theils enthält es von bekannten Künstlern weniger bekannte Stücke. Dazu hat es für Katholiken noch besondern Werth, weil es vorzugsweise Katholisches bringt. Dieses ist gerade eine Hauptabsicht des Herausgebers. Er will nach Kräften helfen, die große Lücke, welche die Forschung für diesen Zweig der katholischen Kunst bisher gelassen hat, auszufüllen, und dieser Aufgabe unterzieht er sich mit uneigennützigster Hingabe. Damit aber die weitere Durchführung des Planes möglich werde, bedarf es der Unterstützung weiterer Kreise. Wer deshalb selber vielleicht im Besitze von Orgelcompositionen älterer Zeit ist, oder weiß, wo solche sich in Privat- oder öffentlichen Bibliotheken finden, thut ein gutes Werk, wenn er dem Herausgeber obiger Sammlung wenigstens den vollständigen Titel (Namen, Ort, Jahreszahl) mittheilt. Diese kleine Mühe sollte um der guten Sache willen niemand sich verdrießen lassen. Die Adresse ist: Musikdirektor E. von Werra, Mehrerau bei Bregenz, Vorarlberg.

**Erdkunde**, im Anschluß an das Lesebuch von Dr. J. Bumüller und Dr. J. Schuster. Illustrierte Ausgabe, neu bearbeitet. Mit 52 Abbildungen. VIII u. 343 S. 8°. Freiburg, Herder, 1888. Preis: *M.* 2.

Die Einleitung enthält die Vorbegriffe und Grundlehren der mathematischen und physischen Geographie. Ihr folgt die Beschreibung der fünf Erdtheile. Vor der

Topographie jedes einzelnen Staatengebietes wird die Frage über seine Weltlage, seine oro- und hydrographischen Verhältnisse, Klima, Nahrungsquellen, besondere Eigenthümlichkeiten der Bevölkerung und endlich die Frage über die politische Verfassung behandelt. Dem Ganzen schließen sich mehrere Aufsätze über Punkte unseres Erdballs, welche besonderer Aufmerksamkeit werth sind, in gelungener Auswahl an. Die Einleitung von H. A. Jacob, dem bekannten Verfasser des Buches „Unsere Erde", läßt an knapper und präciser, sowie durchweg klarer und anschaulicher Ausdrucksweise schwerlich etwas zu wünschen übrig. Die Geographie der fünf Erdtheile und ihrer Staaten ist inhaltlich correct, in der sprachlichen Darstellung faßlich und anschaulich, durch die schöne Ausstattung anziehend und rege Theilnahme weckend. Es dürfte nur zweifelhaft sein, nach welchen Principien der Verfasser bei Aufnahme der Städtenamen verfahren sei. Auch könnte man fragen, ob es nicht gut gewesen wäre, bei fremden Namen den Accent beizudrucken, bei allen Staaten Nordamerikas einige Daten beizufügen, bei Afrika etwas Rücksicht zu nehmen auf die neueren, besonders die berühmten deutschen Forscher und Reisenden. Ein Wunsch würde ferner gelten einer bessern Ordnung der Gebirge Asiens, endlich der Vermeidung einiger Ungenauigkeiten, z. B., Brasiliens Bevölkerung sei durchaus katholisch, die Kalahariwüste falle terrassenförmig zur Meeresküste ab, Montreal sei mit New-York durch einen Kanal verbunden, wovon die zwei letzteren Angaben schließlich richtig sind, aber auf den ersten Blick doch nicht klar das Richtige bezeichnen. Die Illustrationen der Fingalshöhle und besonders der Peterskirche heben sich gegenüber den anderen, sehr gelungenen Abbildungen minder vortheilhaft ab.

**F. W. Weber,** der Dichter von „Dreizehnlinden". Eine Studie von Heinrich Keiter. Zweite, vermehrte Auflage. 52 S. 8°. Paderborn und Münster, Ferdinand Schöningh, 1887. Preis: 60 *Pf.*

Diese Studie halten wir für sehr geeignet, den Dichter in den weitesten Kreisen bekannt zu machen und viele in den Geist seines Hauptwerkes einzuführen. Die Analyse ist erschöpfend und glücklich, die Kritik ruhig und positiv, die Charakteristik fein und treffend. Werthvolle Angaben über den Entwicklungsgang Webers werden das Heftchen auch denen willkommen machen, welche längst mit den Werken desselben vertraut sind.

---

# Miscellen.

**Katholische Jugendhorte in der Diöcese Salford.** Es ist eine für die Katholiken Englands tiefbetrübende Thatsache, daß protestantische Emissäre ganz offenkundig auf katholische Kinder Jagd machen und dieselben in ihre Homes (Kinderherbergen) locken, um dieselben alsdann protestantisch zu erziehen. Große Armuth infolge der häufigen Arbeitseinstellung, Nachlässigkeit und der Wunsch, die Noth der Kinder zu erleichtern, ganz besonders aber die lügnerischen Versprechungen protestantischer Agenten haben leider schon zahlreiche katholische Eltern bewogen, ihre Kinder protestantischen Anstalten zu übergeben und ein Document zu unterschreiben, welches die Eltern aller Controle über ihre Kinder beraubte. Alle Versuche der von Reue und Gewissensbissen gefolterten

Eltern blieben gewöhnlich erfolglos, weil die Richter meist gegen die katholischen Eltern voreingenommen oder doch der Ansicht waren, daß die Kinder in den Herbergen am besten versorgt seien. Noch viel leichteres Spiel hatten die Agenten mit Kindern aus gemischten Ehen, besonders wenn der überlebende Theil protestantisch war. Obgleich die Kinder katholisch getauft und bisher katholisch erzogen waren, wurden sie doch oft in protestantische Herbergen gesteckt. Waisen und überhaupt Kinder, welche ins Armenhaus zu schicken waren, sowie Kinder, welche beim Betteln ertappt wurden und nach dem Gesetze in Correctionsanstalten gesandt werden konnten, wurden in diesen Anstalten einfachhin als Protestanten bezeichnet, sofern kein Katholik anwesend war und protestirte. Es wäre indes unbillig, alle Richter und Curatoren, welche katholische Kinder in protestantische Correctionshäuser schickten, der Bigotterie zu beschuldigen oder von ihnen zu verlangen, daß sie immer die genauesten Erkundigungen anstellten, welcher Religion ein Kind angehöre. Es war offenbar auch die Pflicht der Katholiken, wachsam zu sein und in jedem einzelnen Falle die Interessen der katholischen Kinder zu wahren. Die Aufgabe war freilich höchst schwierig. Die Katholiken mußten Herbergen für Knaben und Mädchen gründen, die nöthigen Gelder aufbringen, Agenten bestellen und eine Organisation schaffen, welche die Bemühungen der Protestanten zu vereiteln im Stande war. Die Gefahren für die katholischen Kinder waren nun besonders groß in der Diöcese Salford, dem großen Centrum der Industrie. Dr. Vaughan, der seeleneifrige Bischof von Salford, war nicht der Mann, um vor Schwierigkeiten zurückzuschrecken. Mit seltenem Gottvertrauen, überzeugt, daß die Geistlichen und Laien seiner Diöcese ihn nicht verlassen würden, legte er Hand ans Werk und suchte alle die Kinder, welche in der größten Gefahr schwebten, ihre Religion zu verlieren, für den wahren Glauben zu retten.

Nach dem Hirtenbriefe vom Anfange dieses Jahres wurden 9430 katholische Kinder gerettet und beschützt. Neben der Centralbehörde, welche wöchentlich sich in des Bischofs Palaste versammelt, bestehen noch 24 Districtausschüsse, die ungefähr 600 Mitglieder zählen und unter der Oberaufsicht des Lokalclerus stehen. Sie alle, ungefähr 700, widmen sich mit großer Hingebung dem Werke, das ausgezeichnet organisirt ist. Dem Eifer der Laien spendet der Bischof hohes Lob: „Die Bedeutung der Laienhilfe für die Religion ist längst anerkannt; aber jetzt scheinen wir das Geheimniß entdeckt zu haben, derselben die beste Verwendung zu geben. Man kann den Werth persönlicher Dienstleistung nicht überschätzen. Der Geist, das Herz, die Stimme, die Hand einer Person, welche sich dem Werke, Seelen zu retten, widmet, offenbaren eine Ueberzeugungskraft und eine Liebe, die sich anderswo nicht findet. Das Glück unseres Volkes, das Heil der Seelen und die Ehre Gottes hängen ab von dem Takte und der Geschicklichkeit, mit der wir die zerstreuten Fäden des Einflusses und der Stärke, welche im Volke ruhen, vereinen und für einen hohen, edeln Zweck gebrauchen.“ Die Dienstleistungen der Ausschußmitglieder sind wirklich bewundernswerth. Wir müssen uns darauf beschränken, aus den Errungenschaften des letzten Jahres einige wenige Einzelheiten hervorzuheben.

Infolge mehrerer Processe, welche die Centralbehörde gegen die protestantischen Agenten anstrengte, sind folgende höchst wichtige, gerichtliche Entscheidungen erfolgt:

1. Kein Uebereinkommen, nach welchem Eltern, sei es Vater oder Mutter, ihre Kinder einem Dritten anvertrauen, hat irgend einen Werth — gegen den Willen der Eltern.

2. Obgleich Eltern, resp. Vater oder Mutter, in schlechtem Rufe stehen, so behalten sie doch das Recht über ihre Kinder gegenüber einem Dritten, sofern sie dieselben einer geeigneten Persönlichkeit zur Erziehung überweisen.

3. Die protestantische Taufe eines Kindes beraubt die katholischen Eltern nicht des Rechtes, das Kind in ihrer eigenen Religion zu erziehen.

Es springt in die Augen, daß nunmehr die Bestechungsversuche der protestantischen Agenten, nämlich die Unterstützung armer Katholiken, um ihnen ihre Kinder abzuschwatzen, an Erfolg bedeutend einbüßen werden. Katholische Eltern können jeden Augenblick die Kinder wieder zurückfordern. Die Vorsteher der Waisenhäuser dürfen gleichfalls die Auslieferung nicht länger verweigern, weil etwa das Kind protestantisch getauft ist, oder weil die Eltern die Erziehung des Kindes vernachlässigen würden. Wo immer die Katholiken wachsam sind und Ueberschreitungen der protestantischen Agenten ahnden, sind jetzt die Kinder hinreichend geschützt, da es für den Priester verhältnißmäßig leicht ist, nachlässige Eltern, welche ihre Kinder protestantischen Anstalten übergeben, umzustimmen.

Die Erziehung, welche arme Kinder in den Armenhäusern erhalten, ist besonders in religiöser Hinsicht sehr unbefriedigend. Selbst wenn der Ortsgeistliche Religionsunterricht im Armenhause ertheilt, so kann er die verderblichen Einflüsse, denen die Kinder ausgesetzt sind, nicht beseitigen. Der Bischof hat daher die Brüder der Liebe von Gent und die Schwestern der Liebe eingeladen, damit sie vom Staate genehmigte Anstalten errichteten, welche künftighin alle armen katholischen Kinder aufnehmen sollten. Inzwischen haben die Agenten der Gesellschaft in allen Armenhäusern genaue Nachforschungen über die Religion der Kinder angestellt — und auf solche Weise 102 Kinder gefunden, welche Katholiken waren. Sobald die beiden neuen Anstalten eröffnet werden können, wird die Regierung die katholischen Kinder dem Bischofe übergeben und dieselbe Summe für den Unterhalt derselben auswerfen, welche vorher an die Vorsteher der Armenhäuser gezahlt wurde.

Weit schwieriger und kostspieliger war es, für die Kinder nachlässiger und irreligiöser Eltern, welche dieselben in den Straßen herumschwärmen und betteln ließen, Sorge zu tragen. Man mußte in den armen Bezirken Salfords und Manchesters einige Herbergen zur Aufnahme dieser Kinder gründen und die zur Bestreitung der Unkosten nöthigen Gelder auftreiben. Als dann aber bald die eingerichteten Häuser überfüllt waren und noch immer neue Anmeldungen einliefen, galt es, das Werk zu erweitern und neue Herbergen einzurichten. Denn da man die Arbeit einmal unternommen und öffentlich erklärt hatte, daß man alle katholischen Kinder aufnehmen wolle, durfte man es nicht bei halben Maßregeln bewenden lassen oder gar die später sich anmeldenden

Kinder wegen Raummangels den Protestanten übergeben. So wurden denn im Laufe des Jahres drei Anstalten gegründet: Ardwick Hall Home, Tipping Street Home, Deansgate Home.

Die Sammlungen waren sehr beträchtlich. Die Jahreseinnahme belief sich auf 5651 Pfund Sterling. 3000 Pfund konnten angelegt werden als Fond für Bestreitung des Miethzinses, der Abgaben &c.; mit dem übrigen Gelde wurden alle anderen Kosten gedeckt.

Besondere Erwähnung verdient die Thätigkeit der Damen, welche die Gesellschaft der Mädchen, die sich gegenseitig helfen (Girls Mutual Aid Society), leiten. Wir unterscheiden zwei Klassen von Mädchen, welche nach dem Austritte aus der Schule großen Gefahren ausgesetzt sind: 1. die aus den Armenhäusern entlassenen Mädchen; 2. die in den verschiedenen Pfarreien wohnenden Mädchen. Die ersteren stehen zwar noch unter der Aufsicht der Curatoren, auch nachdem sie aus den Armenhäusern entlassen sind, und können von denselben, wenn eine Beschwerde gegen die Herrschaft oder den Arbeitgeber vorliegt, zurückgerufen werden. Sie sind also nicht ganz schutzlos und können im Falle der Noth an die Curatoren appelliren. Die Damen, welche der Mädchengesellschaft vorstehen, haben sich nun mit diesen Curatoren in Verbindung gesetzt und die Erlaubniß erhalten, an der Sorge für die katholischen Mädchen sich zu betheiligen. Sofern sie für die Mädchen, welche bald in den Dienst gehen sollen, eine gute katholische Familie vorschlagen können, sind die Curatoren gerne bereit, ihnen katholische Mädchen zu überlassen. Neben den braven und frommen Mädchen, die in jeder Pfarrei Englands sehr zahlreich sind, finden sich gewöhnlich auch manche, welche wegen ihres leichtfertigen Charakters großen Gefahren ausgesetzt sind, zumal wenn sie anfangen, ihre religiösen Pflichten zu vernachlässigen. Wenige sind wirklich bösartig oder gegen das Gute abgestumpft. Takt und weise Mäßigung vermögen hier viel, wenn es nur gelingt, diese leichtlebigen Geschöpfe von den Gefahren fern zu halten. Bietet man ihnen Gelegenheit zu unschuldigen Erholungen, so sind sie meistens gerettet. Daher sind Lokale, in denen sie sich täglich versammeln können, um daselbst zugleich Erholung und Belehrung zu finden, von so großer Wichtigkeit. In Manchester selbst hat man nun den Anfang gemacht, die Mädchen zu diesem Zwecke in einem der Schulzimmer zu versammeln. Hoffentlich werden die anderen Pfarreien dies Beispiel nachahmen. Dann werden auch die Früchte nicht ausbleiben: manches Aergerniß wird gehoben, Friede und Eintracht in den Familien wird wieder hergestellt, der Immoralität wird ein Riegel vorgeschoben.

Um das Werk, das so glücklich begonnen ist, weiter zu führen, wird jährlich eine Summe von 3000 Pfund nothwendig sein — für 200 000 Katholiken der Diöcese Salford eben keine geringe Last, besonders zu einer Zeit, wo viele Männer und Frauen keine Arbeit haben, wo selbst die Reichen sich einschränken. Die Liebe zum Nächsten, der Eifer für das Heil der Seelen wird indessen, das kann man zuversichtlich erwarten, auch für dieses Jahr die nöthigen Mittel schaffen, besonders seitdem die Zaghafteren eingesehen, daß es möglich sei, die Kinder zu retten. Je mehr Geistliche und Laien für die

Jugend thatkräftig eintreten, desto enger wird außerdem das Band der Liebe alle Klassen miteinander verknüpfen.

**Ein Heide unter den Sectirern Nordamerika's.** In der „North American Review“ (Bd. 145, Nr. 2) stoßen wir auf einen Aufsatz mit dem Titel: „Warum bin ich ein Heide?“ Der chinesische Verfasser desselben, Wong-Chin-Foo, legt darin die Erfahrungen nieder, die er auf religiösem Gebiete unter den Sectirern Nordamerika's gemacht hat. Er erzählt, das Christenthum, das er hier kennen gelernt, sei auf die Dauer nicht im Stande gewesen, ihn anzuziehen, geschweige denn, ihn zu befriedigen. Anfangs freilich, nachdem er den amerikanischen Boden betreten, hatten sich einige christliche Freunde seiner so liebevoll angenommen, daß er bereits an die Möglichkeit dachte, nicht nur das Christenthum anzunehmen, sondern auch „Verkündiger der himmlischen Botschaft für sein in der Nacht des Heidenthums schmachtendes Volk zu werden“. Aber zunächst galt es, das Christenthum genauer kennen zu lernen. Jedoch gleich hier an der Schwelle wurde er verwirrt durch die Menge von Secten, die sich in zahlreichen Punkten widersprachen und sich gegenseitig aufs heftigste bekämpften. Die Einseitigkeiten und Uebertreibungen, die er während seines fortgesetzten Studiums bei den Presbyterianern, Baptisten, Methodisten, Congregationalisten u. s. w. kennen lernte, stießen ihn ab. In diesem Wirrwarr konnte die Wahrheit nicht sein. Nur die katholische Kirche schien ihm das Bild von Einheit, Macht und Ansehen zu bieten. Allein die protestantischen Freunde beschworen den Chinesen, sich nicht weiter mit dem Katholicismus abzugeben, und Wong-Chin-Foo ging bereitwillig auf diesen Wunsch ein. „Angeekelt durch das Sectenwesen,“ fährt er fort, „wandte ich mich um Aufschluß an die ‚inspirirte Bibel‘.“ Wie wenig er nun durch die Bibel allein im Verständnisse des Christenthums gefördert wurde, möge man aus einigen Sätzen ersehen, für deren Wiedergabe wir freilich unsere Leser um Entschuldigung bitten müssen: so frivol und gotteslästerlich klingen dieselben. „Die Schöpfungsfabel“, schreibt der Heide, „machte mir nicht viele Schwierigkeit, noch auch das Vorkommniß im Paradies; allerdings, bei der Sintflut und Arche Noahs regten sich einige Bedenken. Von der Vortrefflichkeit und dem Biedersinn Jakobs, seiner Familie und seiner Nachkommen war ich durchaus nicht befriedigt. Auch sah ich nicht ein, warum gerade diese die ‚Auserwählten‘ Gottes sein sollten, zum Nachtheil der übrigen Menschheit. . . Daß Gott, der aus dieser steifnackigen Rasse nichts herausschlagen konnte, sich entschloß, seinen Sohn herabzusenden, um einige wenige von ihnen zu erlösen, ist für einen Heiden auch nicht sonderlich eindrucksvoll. Für einen Christen mag es schmeichelhaft erscheinen, zu wissen, daß seine Rettung die Kreuzigung eines Gottes erheischte und daß es darunter nicht ging (that nothing less would do).“ Die dann folgenden Sätze sind so blasphemisch, daß wir sie hier nicht wiedergeben können. Endlich heißt es: „Je länger ich die Bibel las, um so mehr schreckte mich der Gedanke, ein Christ zu werden, ab. . . Nicht nur, weil ich ein ehrlicher Mensch bleiben und den Himmel mir sichern will, bleibe ich dabei, mich einen Heiden zu nennen, sondern auch, weil ich glücklich sein

und lange leben will; denn ich glaube länger leben zu können, wenn ich bleibe, was ich bin."

Jedenfalls enthalten die Worte dieses Chinesen eine erschütternde Mahnung für die nichtkatholischen Christen. Kann das wohl das wahre Christenthum, die göttliche Religion sein, welche einen Heiden, auch nachdem er sich eingehend mit ihr beschäftigt hat, zu solchen Aeußerungen veranlaßt? Muß er nicht ein Zerrbild statt der Wahrheit geschaut haben? Nun wohl, was er vom Christenthum kennen lernte, waren die sich befehdenden Secten innerhalb des Protestantismus; von der katholischen Kirche hatte er sich ja fern gehalten.

Hören wir nun noch einige andere Bemerkungen des Heiden über das „Christenthum", wie es sich in den sich christlich nennenden Secten Nordamerika's darstellte. „Wie viele hervorragende christliche Prediger glauben denn eigentlich an die christlichen Geheimnisse, welche sie predigen? Und doch gehört es zur Politik, sich den Anschein von Ernsthaftigkeit zu geben. . . . Je mehr Bekehrte, um so mehr Gewinn für die Kirche, um so mehr Reichthum in der Tasche des Geistlichen. Wie könnten denn auch die Hunderttausende dieser christlichen Prediger ihr Auskommen finden, wenn sie es nicht aus den Taschen der Gläubigen herausquetschten, indem sie die ‚Sitzbänke' glauben machen, was die ‚Kanzel' nicht glaubt. . . . Wenn wir Heiden mildthätig sind, so posaunen wir das nicht aus wie die Christen. . . . Die Christen sprechen viel über Religion; sie bauen große Kirchen und verrichten lange Gebete. Dennoch findet sich mehr Verkommenheit innerhalb eines einzigen Kirchenbezirks in New-York, als unter einer Million Heiden ohne Kirchen und ohne Predigten. . . . Liebe die Menschen wegen des Guten, das sie dir thun, nicht weil du ihnen Gutes erweisen könntest, ist ein viel angewandter christlicher Grundsatz. Auf diese Weise lieben die Christen auch die Heiden. . . . Als die Engländer sich des chinesischen Goldes und Handels bemächtigen wollten, sagten sie, sie wünschten China ihren Missionären zu eröffnen. Und als die Häfen mit Gewalt eröffnet waren, war Opium ihr Haupt-, ja ihr einziger Missionär. Und dieser ganz niederträchtige christliche Einfuhrartikel hat unter den Chinesen mehr sociales und moralisches Elend hervorgerufen, als alle christlichen Humanitätsbestrebungen wieder gut machen können. Auf euch, ihr Christen, auf eure Goldgier wälzen wir die Schuld dieses Verbrechens: den vorzeitigen Tod von Millionen braver, nützlicher Menschen, oder wenn der Tod nicht eintrat, ihre physische und moralische Verkommenheit. Und dieses Nationalunglück haben uns christliche Bajonette gebracht. Ist es da noch zu verwundern, wenn wir Heiden bleiben? Das einzige, was das Heidenthum von den Christen gelernt hat, ist der Grundsatz: Religion und Ehre zu opfern für — Geld. . . . Alles in allem genommen erscheint mir das Christenthum als sehr unnatürlich; jeder sorgt nur für sich, selbst bei Kindern und Eltern." Die Herzenserleichterungen des Chinesen sind offenbar nicht frei von Uebertreibungen; aber doch dürften sie denen, die es angeht, zu denken geben.

---

# Das Eherecht im „Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich“.

Ein neuer Schritt zur nationalen Einigung der deutschen Stämme soll gethan werden. Ein gemeinsames bürgerliches Gesetzbuch für ganz Deutschland soll gleiches Recht einführen für die bürgerlichen Verhältnisse der Deutschen von der Ostsee bis zum Fuße der Alpen, von der Weichsel bis zu den Grenzen unserer westlichen Nachbarn. Gewiß ein erhebender Gedanke, besonders wenn man erwägt, welch buntes Gemisch von Rechtssystemen gegenwärtig noch in Deutschland herrscht.

Aber läßt dieser Gedanke sich überführen ins Leben? Der bedeutendste Heros der deutschen Rechtswissenschaft, v. Savigny, hat bekanntlich in einer eigenen Schrift über den Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung diesen Beruf zur Codification nicht wenig in Zweifel gezogen. Und in der That, wenn man die geistige, insbesondere die religiöse Zerklüftung unserer Zeit ins Auge faßt, wie soll es möglich sein, die ganze Bevölkerung durch ein gemeinsames Recht zu umspannen? Herrscht doch, um nur dieses Eine zu erwähnen, die größte Meinungsverschiedenheit sogar über die letzten Grundlagen der ganzen Rechtsordnung. Die einen erkennen diese Grundlage in dem gesetzgeberischen Willen des dreieinigen Gottes; die anderen sehen im Staate die letzte Quelle alles Rechtes, und ihnen ist das Gesetz (des Staates nämlich) das öffentliche Gewissen.

Und dennoch halten wir eine solche Einigung auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechtes für möglich, vorausgesetzt, daß man sich thunlichst beschränkt auf das Gebiet des Vermögensrechtes, daß man dagegen jene Gebiete meidet, auf welchen die religiösen Verschiedenheiten stärker hervortreten; vorausgesetzt auch, daß man nicht im Geiste nivellirender Gleichmacherei die berechtigten Verschiedenheiten hinwegfegt, sondern neben der Einheit auch der Verschiedenheit, soweit nöthig, Spielraum gestattet.

Diese Rücksicht auf thatsächlich bestehende Verschiedenheiten ist im vorliegenden Entwurf selbstverständlich gewahrt, wo es sich handelt um die Verschiedenheit des Geschlechts und des Alters. Sie ist gewahrt für die Verschiedenheit des Standes; neben dem gemeinen bürgerlichen Recht wird ein besonderes Handelsrecht zugelassen. Sie ist gewahrt auch für die particularrechtlichen Verschiedenheiten der einzelnen Länder, z. B. bei den Erfordernissen für Errichtung juristischer Personen (vgl. § 62).

Mit tiefem Bedauern dagegen sehen wir diese Rücksicht bei Seite gelassen, wo auf dem Gebiete der Ehe die thatsächlich vorhandenen religiösen Gegensätze in Frage kommen. Hier begegnen wir derselben Einseitigkeit, wie sie leider auch schon vorher in manchen Gesetzgebungen zu Tage getreten ist. Das eheliche Personenrecht ist unter gänzlicher Mißachtung der religiösen Ueberzeugung der katholischen Minorität geregelt worden.

I. Daß dem so ist, und daß namentlich der Entwurf in vollem Widerspruch mit dem katholischen Glauben sich befindet, zeigt folgende Gegenüberstellung:

1. Nach der katholischen Glaubenslehre steht die gesetzgebende Gewalt über die Ehe unter Christen einzig und allein der katholischen Kirche zu; die Gewalt des Staates beschränkt sich auf die bürgerlichen, insbesondere die vermögensrechtlichen Wirkungen der Ehe. Der Entwurf hat im schroffsten Gegensatz zum katholischen Dogma sich nicht auf die bürgerlichen Wirkungen beschränkt, sondern die Ehe selbst nach allen Seiten hin geregelt, wie ja der Protestantismus es zuläßt.

2. Nach der katholischen Glaubenslehre ist es für Christen einzig und allein Sache der Kirche, trennende oder aufschiebende Ehehindernisse zu schaffen; Ehehindernisse dagegen, welche der Staat aus eigener Machtvollkommenheit (ohne von der Kirche dazu ermächtigt zu sein) einführt, sind null und nichtig. — Der Entwurf bringt, im vollsten Widerspruch hierzu, im einseitigen Namen der weltlichen Macht Ehehindernisse sowohl für die Erlaubtheit als für die Giltigkeit der Ehe; über die kirchlichen Ehehindernisse dagegen setzt er sich (vgl. § 1250) vollständig hinweg.

3. Nach der katholischen Glaubenslehre ist jede unter Christen vollzogene Ehe (matrimonium ratum et consummatum) absolut unlöslich; kein Papst, kein Concil kann sie trennen. — Der Entwurf folgt dem protestantischen Dogma, nach welchem das Band der Ehe (besonders im Falle des Ehebruchs und des böswilligen Verlassens)

zerschnitten werden kann (§ 1440—1443); er kennt sogar eine Auflösung der Ehe durch Todeserklärung, indem § 1464 bestimmt: „Wenn nach der Todeserklärung eines Ehegatten der andere Ehegatte eine neue Ehe schließt, der für todt erklärte Ehegatte aber zur Zeit der Eheschließung noch am Leben ist, so wird mit Schließung der neuen Ehe die zwischen dem für todt erklärten und dem andern Ehegatten bestehende Ehe aufgelöst."

Es herrscht also ein schneidender Widerspruch zwischen dem Entwurf und dem katholischen Glauben, ähnlich wie die Maigesetzgebung sich mit dem katholischen Dogma in Widerspruch setzte, als sie dem Papste seine Disciplinargewalt für Preußen absprach.

II. Was für praktische Folgen dieser Widerspruch hat, mögen folgende concrete Fälle näher beleuchten.

1. Heinrich und Thekla sind Eheleute. Heinrich unternimmt eine Reise in den Orient, und lange Zeit hört man nichts von ihm. Thekla vermuthet, er sei todt, und erwirkt auf Grund des § 1464 eine Todeserklärung. Dann verheiratet sie sich mit Julius. Plötzlich erscheint Heinrich wieder. Nach der katholischen Glaubenslehre ist und blieb Thekla die Frau des Heinrich; nach dem bürgerlichen Gesetzbuch dagegen ist sie die Frau des Julius, wird auch auf dessen Antrag gerichtlich zur „ehelichen Lebensgemeinschaft" (§ 1272) mit ihm und zur Leistung der ehelichen Pflicht (§ 1459) angehalten. Lebt sie mit Heinrich, so wird sie vom Staate wegen Ehebruchs verurtheilt; lebt sie mit Julius, so schließt die Kirche sie wegen Ehebruchs aus vom Empfang der Sacramente.

Für diesen Fall tritt zugleich das Oberflächliche jener Anschauung zu Tage, welches von nicht katholischen Juristen mitunter geltend gemacht wird. Man unterscheidet nämlich zwischen der Ehe als Vertrag und der Ehe als Sacrament. Als Vertrag unterstehe sie, so meint man, dem Staate, welchem ja die ganze Rechtsordnung angehöre; als Sacrament möge die Kirche sie regeln.

Diese Ansicht übersieht zweierlei. Sie übersieht erstens, daß nach katholischer Lehre die Kirche nicht (wie nach der Auffassung des Protestantismus) bloß eine vorherrschend unsichtbare Gemeinschaft bildet, sondern einen sichtbaren, von Christus gestifteten Rechtsorganismus, welchem die religiöse Rechtsordnung untersteht, wie dem Staate die weltliche; zu dieser religiösen Rechtsordnung gehört nun eben die Ehe, auch als Vertrag, da sie als Sacrament kein weltlicher, sondern ein religiöser Vertrag ist.

Diese Ansicht übersieht aber zweitens, daß die Unterscheidung zwischen dem Vertrag und dem Sacrament der Ehe nur eine ideelle, keine

reelle ist. Man denkt sich nämlich die Sache irrigerweise so, als wäre die Ehe an sich nur ein Vertrag, zu welchem gewisse Ceremonien, wie die Trauung, äußerlich hinzuträten; diese Ceremonien bildeten dann das Sacrament. So ist es aber nicht, sondern unter Christen wird eben der Vertrag selbst zum Sacrament und hierdurch der weltlichen Gerichtsbarkeit entzogen. Die Unterscheidung von Vertrag und Sacrament ist eben keine reelle, sondern nur eine ideelle. Wäre sie eine reelle, so müßten wir für Thekla zwei Haushaltungen errichten: eine, in welcher sie ihre Vertragskinder, eine andere, in welcher sie ihre Sacramentskinder erzöge. Denn insofern die Ehe ein Vertrag ist, müßte Thekla mit Julius die eheliche Lebensgemeinschaft führen; insofern die Ehe ein Sacrament ist, müßte sie als die Ehefrau des Heinrich sich ansehen. Da das praktisch nicht geht, so kann nur Eine Gewalt zur Regelung der ganzen Ehe competent sein: entweder die geistliche oder die weltliche; und da es sich um einen religiösen Vertrag handelt, so ist dies eben die geistliche, nicht die weltliche öffentliche Gewalt.

Doch das nur im Vorübergehen. Denn hier wollen wir hauptsächlich nur die politische Frage betonen: ob es gerathen ist, durch das bürgerliche Gesetzbuch sich mit der religiösen Ueberzeugung eines Drittels der Bevölkerung in schreiendsten Widerspruch zu setzen. Die dogmatische oder apologetische Frage: ob die katholische oder die protestantische Auffassung der Ehe die richtige und die echt christliche ist, zu erörtern, liegt uns hier ferner; wir haben diese Frage bei anderer Gelegenheit schon behandelt [1].

---

[1] Vgl. des Verfassers Schrift: Kirche und Staat (Freiburg, Herder, 1883). S. 12—51 bringt den Nachweis, daß die katholische Kirche von Christus als selbständiger Rechtsorganismus gestiftet ist; S. 104—117 zeigt, daß das angebliche Kirchenhoheitsrecht der Staaten nicht existirt, daß die gesetzgebende Gewalt der Kirche mithin als eine durchaus unabhängige sich darstellt; S. 142—153 endlich liefert den Beweis, daß das Eherecht dem Gebiete dieser unabhängigen legislativen Gewalt der Kirche angehört. — Doch was hilft es, diese Grundsätze darzulegen und ausführlich zu entwickeln, wenn man handelt, wie z. B. Herr Privatdocent Dr. Meurer in Breslau! Ich hatte nämlich S. 45 meiner Schrift nach einer längern Begründung des kirchlichen Rechtes gesagt: „Wer also eine kirchliche Allmacht behaupten wollte, auch dem Staat gegenüber, hätte wissenschaftlich jedenfalls ungleich mehr Schein für sich, als wer, gestützt auf Hegel'schen Pantheismus, eine staatliche Omnipotenz aufstellt. Dennoch muß eine vierfache rechtliche Beschränkung der Kirche angenommen werden." Sodann entwickle ich diese vierfache Kategorie von Schranken der kirchlichen Gewalt. — Und Herr Meurer? In seinem Werk: „Der Begriff und Eigenthümer der heiligen Sachen" (Düsseldorf, Bagel, 1885, Bd. I. S. 145) macht er mir, unter Citirung von S. 45 meiner Schrift, den Vorhalt, ich feiere „die kirch-

2. Kehren wir zurück zu Heinrich, Thekla und Julius. — Es entsteht ein Eheproceß, in welchem ein Theil die erste Ehe auf Grund der Todeserklärung (§ 1464), der andere dagegen die zweite Ehe wegen des Irrthums der Thekla über das Leben und den Tod des Heinrich (§ 1259, Abs. 2) anficht. Günther, ein katholischer Richter, soll in diesem Proceß sein Urtheil abgeben. Gibt er es einfachhin nach dem Gesetzbuch ab, so begeht er eine schwere Sünde, indem er sich eines Eingriffs in das kirchliche Rechtsgebiet schuldig macht und auch seinen katholischen Glauben praktisch verläugnet. Und wie er etwa durch eine abzugebende Erklärung die Sündhaftigkeit des Urtheilsspruches heben und somit sein Gewissen beschwichtigen könnte, dürfte in diesem Falle kaum abzusehen sein. Bleibt Günther indes seiner Ueberzeugung treu und weigert er sich, in dergleichen Ehesachen als Richter zu fungiren, so wird er vom Staate gemaßregelt, und wenn er bei seiner Ansicht verharrt, seines Amtes entsetzt.

3. Ein anderer Fall: Karl und Bertha verheiraten sich vor dem Standesamte, obgleich sie im 2., 3. oder 4. Grade canonischer Berechnung verwandt sind. Aus irgend einem Versehen war es unterblieben, das kirchliche Ehehinderniß, welches die vier ersten Grade umfaßt, zu beseitigen. Die Ehe ist also (solange nicht etwa dispensirt wird) nichtig. Der Beichtvater der Bertha, dem diese Sache bekannt wird, muß seine Pönitentin anhalten, den ehelichen Umgang mit Karl zu meiden. Nun ist aber nach dem Entwurf (§ 1236) unter Seitenverwandten nur der erste Grad ein Ehehinderniß, so daß nur die Geschwisterehe nichtig ist. Nach dem Entwurf wären also Karl und Bertha giltig verheiratet, und da Bertha sich mittlerweile in das Haus ihrer Eltern zurückbegeben hat, so wird sie auf die Klage des Karl verurtheilt, in sein Haus zurückzukehren und das eheliche Leben mit ihm fortzusetzen. Günther aber, der katholische Richter, muß abermals, wenn er Richter bleiben will, Bertha zu dieser Handlungsweise verurtheilen, obgleich er weiß, daß Karl in Wirklichkeit gar nicht ihr Ehemann ist.

4. Werner und Agnes verheirateten sich vor dem Standesbeamten und auch in der Kirche vor dem Pfarrer. Der Standesbeamte nahm durch

---

liche Binde- und Lösungsgewalt als eine allgemeine, insbesondere *dem Staat gegenüber als eine schrankenlose*“! Ob er noch mehr solcher Flüchtigkeiten begangen, vermag ich nicht zu sagen; denn ich hatte weder Zeit noch Lust, mich mit seinem umfangreichen Werke näher zu beschäftigen. Die eben erwähnte Stelle fiel mir zufällig in die Hände. — Eine eingehende Darlegung der katholischen Anschauung der Ehe siehe bei *Schneemann*, Die Irrthümer über die Ehe, 2. Aufl., Freiburg 1866.

ein Versehen den Act außerhalb der Grenzen seines Amtsbezirks vor (§ 1245), oder vergaß es, die Ehe „für geschlossen“ zu erklären (§ 1248). Der eine wie der andere Umstand hat nach dem Entwurf (§ 1250) Nichtigkeit der Ehe zur Folge. Die Eheleute nahmen das Versehen nicht wahr, aber ein Schreiber bemerkte es und weiß es lucrativ zu verwerthen. Da nämlich nach Jahren ein Zerwürfniß zwischen Werner und Agnes eintritt und Werner sich anderweitig verheiraten möchte, setzt der Schreiber ihn von der Sachlage in Kenntniß, und Günther, der katholische Richter, muß abermals die durchaus giltige Ehe zwischen Werner und Agnes für nichtig erklären; Bernhard aber, ein katholischer Standesbeamter, muß seine Hand bieten zur Bigamie des Werner. Denn dieser erscheint bald darauf vor ihm mit einer andern Person, um die „Ehe“ mit ihr von Bernhard „für geschlossen“ erklären zu lassen, während er in Wirklichkeit noch mit Agnes verheiratet ist.

Es mißfällt uns in den erwähnten Bestimmungen des Entwurfes ganz besonders, daß die Giltigkeit der Ehe von einer Erklärung des Standesbeamten abhängig gemacht ist (§ 1248), daß dagegen die bloße Erklärung der Brautleute in Gegenwart des Standesbeamten nicht als genügend gilt. Die Kirche achtet unter ähnlichen Verhältnissen mehr die freie Unabhängigkeit der einzelnen bei Schließung der Ehe. Vor dem Concil von Trient genügte zur Giltigkeit der Ehe die einfache Willenserklärung der Vertragschließenden, d. h. der Brautleute; denn als Vertragschließende sind sie die Spender des Sacramentes. Erst im Trienter Concil hat die Kirche die Giltigkeit des Ehevertrags von der Schließung vor dem Pfarrer und zwei Zeugen abhängig gemacht. Aber auch hier verlangt sie nicht irgendwelche Erklärung oder Zustimmung des Pfarrers; vielmehr erklärt sie die Ehe für giltig, sogar wenn der Pfarrer gegen die Schließung derselben protestirt.

5. Ein anderer Fall: Graf Clemens und Gräfin Marie, ein katholisches Brautpaar, erscheinen mit zwei Zeugen auf dem Standesamte vor dem Bürgermeister. Es entspinnt sich folgendes Gespräch:

Graf Clemens: Wir wollten uns morgen trauen lassen, Herr Bürgermeister, daher möchten wir jetzt die Formalitäten des bürgerlichen Gesetzbuches erfüllen.

Bürgermeister: Ich soll also Ihre Ehe für geschlossen erklären?

Graf C.: Freilich! In Wirklichkeit aber wird sie erst morgen vor dem Priester geschlossen.

Bürgerm.: Sie haben also nicht die Absicht, sich heute schon und zwar hier in meiner Gegenwart zu verheiraten?

Graf C.: Diese Absicht, Herr Bürgermeister, können wir als Katholiken nicht haben, da wir wissen, daß unsere Ehe nichtig ist, solange sie nicht vor dem Pfarrer geschlossen wird.

Bürgerm.: Dann beabsichtigen Sie ja, vor mir nur ein Scheingeschäft vorzunehmen! Scheingeschäfte aber sind nach § 96 des bürgerlichen Gesetzbuches nichtig. Ich kann Sie also nicht als Eheleute erklären.

Graf C.: Was sollen wir denn machen? Wir werden uns also erst vom Pfarrer trauen lassen und dann zu Ihnen kommen.

Bürgerm.: Das kann Ihnen nicht viel helfen; denn auch dann ist der Act, den Sie vor mir vollziehen, nur ein Scheingeschäft; Sie glauben dann nämlich, schon vorher Eheleute zu sein, es also nicht erst durch meine Erklärung zu werden. Zu einem solchen Scheingeschäft aber kann ich, wie gesagt, die Hand nicht bieten. Ich muß meine Erklärung verweigern.

Graf C.: Aber, Herr Bürgermeister, wie sollen wir es denn anfangen, daß wir uns verheiraten? Ich kann von der Art und Weise der Eheschließung nun einmal nicht anders denken, als ich denke und als mich mein katholischer Glaube lehrt. Und Sie sagen mir, solange ich so denke, sei mir nach dem bürgerlichen Gesetzbuch in Deutschland eine Eheschließung unmöglich? Was soll ich denn thun?

Bürgerm.: Das ist Ihre Sache, Herr Graf!

Graf C.: Können wir denn Ihre formellen Bedenken nicht dadurch erledigen, daß wir vor Ihnen die Ehe unter der Bedingung und Zeitbestimmung schließen, uns morgen von dem Pfarrer trauen zu lassen?

Bürgerm.: Das geht nicht. Denn nach § 1248 ist die Beifügung einer Bedingung oder Zeitbestimmung bei der Eheschließung unstatthaft.

Graf C.: Dann machen wir es, wie es in England geschieht, und wie ich selbst es mitangesehen habe: der Standesbeamte erscheint zur Trauung in der Kirche und nimmt nachher in der Sacristei das Protokoll auf. Ich ersuche Sie also, Herr Bürgermeister, morgen zu meiner Trauung in die katholische Kirche zu kommen.

Bürgerm.: Das würde uns um kein Haarbreit voranbringen. Mögen Sie in Ihrem Sinne sich trauen lassen vor oder nach meiner Erklärung oder gleichzeitig mit derselben: solange Sie der Ansicht sind, daß Sie nicht durch meine Erklärung, die ich „kraft des Gesetzes" (§ 1249) vornehme, zu Eheleuten werden, so lange kann ich Sie nicht trauen; denn meine Trauung würde alsdann von Ihnen als ein Scheingeschäft beabsichtigt, und eine solche Trauung kann und will ich nicht vornehmen.

Uebrigens bin ich auch keineswegs verpflichtet, der Eheschließung in der katholischen Kirche beizuwohnen; ich würde, wenn ich das thäte, einen schlimmen Präcedenzfall schaffen. Sie haben also Ihre Ehe hier auf dem Standesamte abzuschließen, und wenn Sie das nicht wollen, so können Sie sich in Deutschland nicht verheiraten. Denn § 1245 bestimmt: „Die Ehe kann nur vor einem Standesbeamten geschlossen werden“.

Graf C.: Und ich habe als Katholik meine Ehe in der katholischen Kirche vor dem Pfarrer abzuschließen; denn die Ehe ist ein Sacrament, und Sacramente pflegt man in der Kirche zu empfangen. Und ich kann von der Ehe nun einmal nicht anders denken, als daß die Erklärung, welche Sie „kraft des Gesetzes“ abgeben, zur Giltigkeit der Ehe weder etwas hinzuthut noch von ihr hinwegnimmt. Wenn ich in Deutschland mich nicht verheiraten kann, ohne diese meine katholische Ueberzeugung zu opfern (was mir physisch und moralisch unmöglich ist), so sage ich: es gibt für uns Katholiken in Deutschland keine Religionsfreiheit mehr. Ich muß also ins Ausland reisen, um soviel Religionsfreiheit zu finden, daß ich mich nach den Grundsätzen meiner uralten katholischen Religion verheiraten kann!

6. So muß denn Graf Clemens mit seiner Braut unverrichteter Sache das Standesamt verlassen.

Aber beruht nicht dieser ganze Vorgang auf einem Irrthum des Bürgermeisters? Wir wollen sehen. § 1250 des Entwurfes bestimmt: „Die Ehe ist nur dann nichtig: 1. wenn sie nicht in der durch die §§ 1245, 1248 vorgeschriebenen Form geschlossen ist. . .“ § 1248 aber erklärt: „Zur Eheschließung ist erforderlich, daß die Verlobten vor dem Standesbeamten bei gleichzeitiger Anwesenheit persönlich und in Gegenwart von zwei Zeugen den Willen der Eheschließung erklären, und daß hierauf die Ehe von dem Standesbeamten für geschlossen erklärt wird.“ Es ist nun allerdings nicht ausdrücklich hervorgehoben, daß die Ehe auch dann nichtig sein soll, wenn die Verlobten oder der Standesbeamte ihre Erklärungen nachweislich gar nicht ernstlich gemeint hatten. Das aber versteht sich unseres Erachtens (namentlich in Hinblick auf § 96, der Scheingeschäfte für nichtig erklärt) von selbst; denn die Verlobten „erklären“ eben nicht „den Willen der Eheschließung“, wenn sie diesen Willen gar nicht haben; die von § 1248 verlangte Form ist also gar nicht beobachtet im Fall eines Scheingeschäftes, und der Bürgermeister scheint uns im obigen Fall den Entwurf durchaus richtig interpretirt zu haben.

Da aber stoßen wir in den „Motiven" zum allgemeinen Theil des Entwurfes (S. 193) auf folgende Bemerkung: „Ferner ist eine Ehe auch bei unterlaufender Simulation giltig" (arg. § 1250). Wir müssen gestehen, eine solche Auffassung der Eheschließung war uns neu. Also eine Ehe soll giltig sein, wenn sie nachweislich gar nicht als solche intendirt war? Indes die Motive sagen es, und der Autorität der Motive wollen wir uns einstweilen fügen, obschon auf Grund der bisherigen Ehegesetzgebung ihre Auffassung durchaus nicht allgemein getheilt wird. Wenn aber in der That der Entwurf dieser Ansicht huldigen soll, dann möchten wir wenigstens den Wunsch ausdrücken, daß dieselbe offen und klar in den §§ 1248 und 1250 zum Ausdruck käme; denn bei der jetzigen Fassung vermögen wir sie, wie gesagt, darin nicht zu entdecken. Es könnte etwa durch einen Zusatz zum § 1248 geholfen werden. Nachdem gesagt ist, zur Eheschließung sei erforderlich, „daß die Verlobten vor dem Standesbeamten bei gleichzeitiger Anwesenheit persönlich und in Gegenwart von zwei Zeugen den Willen der Eheschließung erklären", müßte beigefügt werden: „Dagegen ist nicht erforderlich, daß die Verlobten wirklich die Absicht haben, durch diese Erklärung eine Ehe einzugehen"; und nachdem weiter erfordert ist, „daß hierauf die Ehe von dem Standesbeamten für geschlossen erklärt wird", müßte der Zusatz folgen: „Dagegen wird nicht erfordert, daß der Standesbeamte in der That die Absicht hegt, durch seine Erklärung eine Ehe zu begründen."

Durch solche gesetzgeberische Bestimmungen würde der ganze Vorgang auf dem Standesamt freilich zur reinsten Komödie herabgewürdigt. Aber ein drittes gibt es auf Grundlage des Entwurfes nicht: entweder macht man der ganzen katholischen Bevölkerung die Eingehung einer Ehe unmöglich, oder man nöthigt sie zu einer derartigen Komödie, damit sie durch sie zu staatlich anerkannten Eheleuten werden. Ob das die Volksmoral und die Achtung vor der weltlichen Obrigkeit und deren Gesetzen (die ja durch den Culturkampf nur zu sehr schon gelitten hat) fördert, möchten wir ernstlich in Zweifel ziehen.

7. Ein weiterer Fall: Hermann „verheiratet" sich vor dem Standesbeamten mit Ella. Er hat ihr versprochen, auch der kirchlichen Abschließung der Ehe sich zu unterziehen. Sobald indes das Standesamt die Copulation vorgenommen hat, widersetzt er sich der kirchlichen Eingehung der Ehe. Ella, die sich nun sträubt, mit einem Menschen zusammenzuleben, der gar nicht ihr Mann ist und der sie in der gemeinsten Weise hintergangen hat, weigert sich, ihm in sein Haus zu folgen. Her-

mann verklagt sie, und der katholische Richter muß sie verurtheilen, ihre Wohnung bei ihm zu nehmen (§ 1273), die „eheliche Lebensgemeinschaft“ mit ihm herzustellen (§ 1272), d. h. (§ 1459) ihm „die eheliche Pflicht zu leisten“.

8. Erich und Anna, ein mit der Kirche zerfallenes Ehepaar, haben sich Göthe's „Wahlverwandtschaften“ zum Muster genommen und wären froh, wenn sie geschieden wären und beiderseits eine neue Ehe eingehen könnten. Die Sache ist leicht gemacht. Erich verreist, ohne der Anna zu sagen, wohin. Anna verklagt ihn wegen „böswilligen Verlassens“, beschwört auch, daß er sie verlassen habe und daß sein Aufenthalt ihr unbekannt sei. Das Gericht muß natürlich nach § 1443 die Klage für begründet erachten und das Eheband „lösen“. Nicht lange, so erscheint sowohl Erich wie Anna mit einer andern zukünftigen Ehehälfte vor dem Standesbeamten, und dieser muß (auch wenn er Katholik ist) sich als Werkzeug gebrauchen lassen zur Herstellung dieser zwei bigamischen oder ehebrecherischen Verbindungen.

Doch „mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei“. Auch die zwei neuen Ehepaare sind nicht glücklich. Der eine oder der andere kommt endlich zur Einsicht. Reuevoll möchte er sich mit Gott und der Kirche aussöhnen. Aber jetzt wird er auf Anrufen des andern Theils zur Fortführung der „ehelichen Lebensgemeinschaft“ d. h. eines fortgesetzten Ehebruchs verurtheilt.

9. Franz und Rosa sind giltig verheiratet. Da entdeckt Rosa, daß auf dem Standesamte ein Formfehler bei Eingehung der Ehe vorgekommen war, welcher nach den Grundsätzen des Entwurfes die Giltigkeit ausschließt. Rosa macht die angebliche Ungiltigkeit der Ehe vor Gericht geltend; die Ehe wird für ungiltig erklärt, die Kinder aus derselben aber, da sie nun als unehelich gelten (vgl. § 1562), werden dem rechtmäßigen Vater entrissen und der Mutter zugesprochen auf Grund von § 1570 des bürgerlichen Gesetzbuches. Der Richter aber, auch wenn er Katholik ist, muß dem Vater die Kinder entreißen, die von Gottes und Rechts wegen seine ehelichen Kinder sind.

10. Moses Hirsch, ein reicher Israelit, „verheiratet“ sich auf dem Standesamte mit Emmy, einer armen Katholikin. Denn die Verschiedenheit der Religion ist nach dem Entwurf kein Ehehinderniß mehr. Da im Orte kein katholisches Pfarramt ist, so glaubt Emmy (da sie vom Kirchenrecht nicht viel weiß), die „Eheschließung“ auf dem Standesamte genüge, zumal da Moses verspricht, auf der Hochzeitsreise, sobald sie eine

katholische Kirche anträfen, die Ceremonie der kirchlichen Trauung vornehmen zu lassen; denn etwas mehr als eine Ceremonie ist ihm ja der Vorgang in der Kirche nicht. Moses hält auch Wort und geht in Berlin mit Emmy zu einem katholischen Pfarrer. Aber nun denke man sich die traurige Ueberraschung Emmy's! Der Pfarrer muß ihr erklären, daß ein trennendes Ehehinderniß der Giltigkeit ihrer Verbindung entgegensteht, daß also Moses noch gar nicht ihr Mann ist; er fügt bei, daß es zweifelhaft sei, ob die Kirche von diesem Ehehinderniß dispensiren werde. Was soll Emmy machen? Das Zusammenleben mit Moses ist ihr jetzt die nächste Gelegenheit zur Sünde. Außer ihm aber kennt sie in Berlin keinen Menschen, und Reisegeld steht ihr nicht anders zu Gebote, als aus den Mitteln des Moses. Sie kann noch froh sein, wenn Moses mehr Rücksicht auf ihre religiöse Ueberzeugung nimmt, als unser Entwurf, und wenn er daher nicht die Leistung der „ehelichen Pflicht“ von ihr erzwingt. Thäte er es, so würde man ihm von seiten der staatlichen Behörden schwerlich etwas anhaben können, da er nach der Anschauung des Entwurfes lediglich seines Rechtes sich bedient hätte.

11. Ein katholischer Priester, welcher das Unglück hat, tief zu fallen, läßt sich, um seine Schande einigermaßen zu verdecken, zu dem weitern Schritt verleiten, daß er deutschkatholisch, altkatholisch oder sonst etwas wird, was ihn vor einem Theil der öffentlichen Meinung rehabilitirt: denn er kann sich jetzt „verheiraten“. Doch später läßt ihm sein Gewissen keine Ruhe; er weiß, daß seine „Ehe“ nichtig ist, obgleich sie vor dem Standesamte geschlossen war, und obgleich der Entwurf weder den Cölibat des katholischen Priesters noch die Ordensgelübde ferner als Ehehinderniß kennt. Endlich siegt in ihm der bessere Mensch. Er will sein (nach dem katholischen Glauben) sacrilegisches Verhältniß zerreißen und ein Leben der Buße und der Entsagung führen. Aber der Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches folgt auch hier der protestantischen Anschauung und zwingt ihn zur Fortsetzung der „ehelichen Lebensgemeinschaft“ mit jener Person, die seine Frau nicht ist.

* * *

Doch genug dieser Fälle von Vergewaltigung des Gewissens, die uns auf Schritt und Tritt als nothwendige Folge des projectirten Eherechtes begegnen.

Aus einem civilisirten Lande ward jüngst in den Zeitungen folgender Fall berichtet: Die Tochter einer achtbaren und angesehenen Familie überwirft sich mit ihren Eltern. In launenhafter und leidenschaftlicher Ver-

blendung verläßt sie das elterliche Haus und läßt sich anderswo in ein Haus der Schande aufnehmen. Die Eltern reisen ihr nach und finden die Unglückliche, die mittlerweile zur Besinnung gekommen ist. Sie wollen ihre verirrte Tochter mit sich zurücknehmen. Aber der Inhaber des Bordells hat schon einen Contract mit ihr geschlossen, nach welchem sie bleiben muß. Vergebens wendet man sich an die Gerichte; der Inhaber besteht wie ein zweiter Shylock auf seinem Contract, und das Mädchen wird vom Gerichte gezwungen, zu bleiben, wo sie ist.

Ein solches Ungeheuer von Entscheidung würde nun glücklicherweise nicht möglich sein, wenn unser Entwurf zum Gesetze erhoben würde; denn § 106 bestimmt: „Ein Rechtsgeschäft, dessen Inhalt gegen die guten Sitten oder die öffentliche Ordnung verstößt, ist nichtig." Bereitwillig wollen wir anerkennen, daß eine solche Bestimmung im Entwurf Aufnahme gefunden hat; überhaupt wollen wir trotz der scharfen Kritik, zu welcher uns die Behandlung des ehelichen Personenrechtes nöthigt, die sonstigen Vorzüge des Entwurfes keineswegs in Abrede stellen. Aber sei man doch consequent. Wende man den Grundsatz, daß unsittliche Rechtsgeschäfte nichtig sind, auch auf das eheliche Personenrecht an, wie man ihn in § 344 auf das Vermögensrecht angewandt hat. Der Begriff „unsittlich" ist nun freilich recht verschiedenen Auffassungen unterworfen. Diese modificiren sich durchaus nach der verschiedenen religiösen Anschauung des einzelnen. In Werken, welche als wissenschaftlich gelten wollen, kann man lesen, daß sogar in den Uebertretungen des sechsten Gebotes nichts Unsittliches, sondern nur etwas Unästhetisches liege; es ist das eine nothwendige Folge des materialistischen Standpunktes. Wir Christen hingegen erkennen einen hohen Grad von Unsittlichkeit in derartigen Uebertretungen. Und wiederum innerhalb des Christenthums gehen die Begriffe von Sittlichkeit noch auseinander. Wir brauchen bloß an die grundverschiedene Beurtheilung der Ordensgelübde, bezw. des Brechens derselben, zu erinnern.

Wenn der Entwurf überhaupt den Begriff von „unsittlich" in seinen Bereich zieht — und wir gratuliren ihm, daß er es thut —, und wenn er dabei den christlichen Standpunkt gegenüber dem materialistischen aufrecht erhält, dann darf er den Begriff von Sittlichkeit nicht einseitig nach protestantischem Maße bemessen, sondern muß für Katholiken als unsittlich gelten lassen, was nach katholischer Glaubenslehre unsittlich ist: so gut wie er für Protestanten als unsittlich hinstellt, was nach protestantischer Auffassung unsittlich erscheint. Auf eine derartige paritätische Behand-

lung, auf eine solche Berücksichtigung des officiell anerkannten katholischen Glaubens haben wir Katholiken in Deutschland ein gutes Recht. Wird diese Rücksicht beobachtet, dann muß man für uns Katholiken in der Ehe ein Sacrament erkennen, ihre Regelung der Kirche überlassen und sich in der staatlichen Gesetzgebung auf die bürgerlichen Wirkungen der Ehe beschränken. So und nur so können die zahlreichen Unsittlichkeiten vermieden werden, welche der vom Entwurf eingeschlagene Weg nothwendig für uns Katholiken zur Folge haben würde, und zwar sowohl für uns Katholiken im allgemeinen, wie besonders auch für katholische Richter und Standesbeamte.

Man wende nicht ein, daß auch jetzt schon ähnliche Bestimmungen, wie die des Entwurfes, in Deutschland sich finden. Es sind das eben Früchte der „großen Principien von 1789“, bezw. Erzeugnisse des Culturkampfes. Man wende nicht ein, daß wir Katholiken auch mit ihnen leben können. „Leben“ konnten wir auch mit den Maigesetzen, welche den Papst für Deutschland absetzten und unsere Bischöfe und Priester ins Gefängniß und in die Verbannung trieben. Sache einer neuen Gesetzgebung, wie der Entwurf sie bringen will, ist es aber, nicht die alten Schäden beizubehalten oder wohl gar neu zu besiegeln und zu verschlimmern, sondern diese Schäden möglichst gründlich aus der Welt zu schaffen.

Möge das neue bürgerliche Gesetzbuch dies in einer befriedigenderen Weise thun, als es im Entwurf geschehen ist! Möge man uns Katholiken in Deutschland leben lassen, wie unser katholischer Glaube es mit sich bringt und wie unser Gewissen es fordert! Ueber die Art und Weise, wie dies — trotz der scheinbar entgegenstehenden Schwierigkeiten — geschehen könnte, hoffen wir später einige Gedanken vorzulegen.

L. v. Hammerstein S. J.

---

# Die Elementarschulen Englands seit der Reformation.

England ist das reichste Land Europa's, seine Hilfsquellen sind infolge der Kolonien fast unermeßlich, und doch hat kaum eine Regierung Europa's weniger für Erziehung gethan. Diese so auffallende Thatsache hat ihren Grund in der Indifferenz der herrschenden Klasse gegen die Noth des Volkes und in der systematischen Bedrückung desselben, welche mit der Ein-

führung der Reformation zusammenfällt. An Vorwänden fehlte es den Aristokraten nicht; sie beriefen sich auf die Gewissenspflicht, in die inneren Angelegenheiten der Kirche nicht einzugreifen, sie wollten durch Gründung neuer und Unterstützung bereits bestehender Schulen die Eifersucht und den Haß der verschiedenen Confessionen Englands nicht wieder anfachen, und so geschah bis in die jüngste Vergangenheit trotz der schreienden Uebelstände fast nichts von seiten des Staates zu Gunsten der Elementarschulen.

Im Mittelalter, ganz besonders unter den Plantagenets, besaß England treffliche Schulen und sehr tüchtige Lehrkräfte, und wetteiferte sogar mit Frankreich. Das Land war mit Männer- und Frauenklöstern gleichsam übersäet, mit jedem Kloster waren eine oder mehrere Elementarschulen verbunden, zu denen alle Kinder Zutritt hatten. Die Mönche machten keinen Unterschied zwischen arm und reich, frei und unfrei, sie nahmen jeden, der Fähigkeiten und Frömmigkeit besaß, in ihre Genossenschaft auf, oder ließen, falls derselbe keinen Beruf fürs religiöse Leben hatte, ihn seine Studien auf ihre eigenen Kosten vollenden. Fast jedes Kloster hatte Freiplätze oder Stipendien zur Verfügung und setzte eine Ehre darein, wissenschaftlich tüchtige Jünglinge an die höheren Anstalten und die Collegien der Universität zu schicken. An Liebe zum Studium, an regem wissenschaftlichen Leben fehlte es nicht, wenn auch nicht so viel geschrieben wurde als heutzutage. Im 15. Jahrhundert thaten die langwierigen Kriege mit Frankreich, ganz besonders der blutige Bürgerkrieg, den Studien bedeutenden Eintrag, obgleich gerade zu dieser Zeit Schulen gegründet wurden, die jetzt noch blühen, z. B. Eton. Nach der Herstellung von Ruhe und Frieden durch Heinrich VII. (1485—1509) blieb England hinter Italien und Deutschland nicht zurück. Der selige John Fisher, Dekan Colet, Linacre und der selige Thomas More waren eifrige Beförderer der Wissenschaft und der Erziehung des Volkes. Heinrich VII. war zu geizig und kleinlich, Heinrich VIII., der übrigens eine gute Erziehung erhalten hatte, zu sehr ein Genußmensch, als daß sie sich um die Erziehung hätten kümmern sollen. Wolsey dagegen, den man nicht mit Unrecht einen der größten Staatsmänner Englands genannt hat, strebte mit großem Erfolge die geistige Hebung des Volkes an.

Die Lostrennung der englischen Kirche von Rom, die Gewaltmaßregeln gegen überzeugungstreue Katholiken, wie die seligen More und Fisher, die des Martyrtodes starben, ganz besonders die Aufhebung der Klöster zerstörten alle die Hoffnungen, die man gehegt hatte. Man konnte

der Erziehung keine tieferen Wunden schlagen, als indem man auf einmal fast alle Schulen schloß und alle Lehrer absetzte. Die Jugend mußte in diesem Falle für Jahrzehnte allen Unterrichtes entbehren, bis neue Lehrer herangebildet werden konnten. Das Uebel war jedoch um so folgenschwerer, als mit der Einziehung der Klostergüter den Schulen ihre Einkünfte entzogen wurden. Die Pfarrschulen auf dem Lande waren ungenügend und schlecht dotirt; die Domschulen in den Städten wurden später gleichfalls vom König ausgeplündert, der erwartete, daß die Cleriker und Laien die Kosten der Unterhaltung von Volksschulen bestreiten würden. Selbst beim besten Willen wäre dies für die Cleriker und die Mittelklassen unmöglich gewesen, einmal wegen der unerschwinglichen Steuern, die der verschwenderische König dem Volke auflegte, dann infolge der Verarmung des Bauernstandes, da um diese Zeit die Grundbesitzer anfingen, große Länderstrecken in Weideland zu verwandeln und die kleinen Pächter auszutreiben. Der König und der niedere Adel, welche sich mit Kirchengut bereichert hatten, waren nicht gewillt, einen Theil des Raubes für Schulzwecke zu verwenden, sondern warteten nur eine günstige Gelegenheit ab, um auch andere milde Stiftungen sich anzueignen. Heinrich gründete, wie Craik in seinem Werkchen „State in its Relation to Education“ (Der Staat in seinem Verhältniß zur Erziehung) bemerkt, nur zehn neue Schulen, obgleich er die Einkünfte von Tausenden von Schulen confiscirt hatte. Heinrich, dem es eine wahre Wollust war, die Armen zu verhöhnen und mit Füßen zu treten, erreichte seinen Zweck, die Erniedrigung des Volkes, in einem höhern Grade, als er geahnt hatte. Die Unbemittelten waren von den Schulen ausgeschlossen; die Stipendien und Freistellen an höheren Schulen und an den Universitäten, welche früher den Kindern der Armen und des Mittelstandes zugefallen waren, konnten jetzt an die Söhne der höheren Klassen vergeben werden, die früher gewöhnlich bei Bewerbungen um Stipendien den Unbemittelten unterlegen waren.

Die Einziehung von Kirchengütern wurde von den habgierigen Ministern Eduards VI. fortgesetzt. Die 27 Schulen, welche gegründet wurden, waren durchaus kein Ersatz für alle Verluste des Volkes, das äußerst unzufrieden war. Ob diese Schulen lebenskräftig gewesen, erfahren wir nicht, sie waren jedenfalls nicht genügend, die Lücke auszufüllen. Unter Maria der Katholischen und unter Elisabeth kamen noch weitere 30 Schulen hinzu. Craik sagt, die Anforderungen dieser Schulen seien hoch gewesen, und darum sei wenig geleistet worden. Das gänzliche Stillschweigen

Froude's, des begeisterten Lobredners von Heinrich und Elisabeth, wenn wir von einer kurzen Notiz über die Erziehung von Cromwells Sohn absehen, ist jedenfalls bedeutsam. Er fand wahrscheinlich nichts zu loben. Die Lehrer waren, wie uns Zeitgenossen berichten, äußerst unwissende, gewissenlose Menschen, sehr häufig hergelaufenes Gesindel oder aus dem Zuchthaus entlassene Sträflinge, die oft nach wenigen Wochen entfernt werden mußten. Dies kann nicht befremden, da sich auch die Prediger aus Abenteurern und Sträflingen ergänzten, indem dieser Stand so verachtet war, daß keine ehrbare Familie ihren Söhnen diesen Beruf zu wählen erlaubte.

Unter den Stuarts geschah viel mehr für die Erziehung des Volkes, doch standen die 250 neuen Schulen in keinem Verhältniß zu der zunehmenden Bevölkerung. Schon unter Elisabeth durften nur Lehrer angestellt werden, welche der Hochkirche angehörten. Die Beschränkungen der Lehrfreiheit wurden noch verschärft unter den Stuarts; man wollte durch diese strengen Maßregeln den Katholicismus und die Secten ausrotten. Die katholischen Priester, die unter beständiger Lebensgefahr die Sacramente spendeten und religiösen Unterricht ertheilten, waren oft zugleich Lehrer, welche talentvolle Jünglinge unterrichteten, die ihnen in ihrer Arbeit halfen. Die, welche die Mittel hatten, ins Ausland zu gehen, erhielten eine ausgezeichnete Erziehung in Douay und in anderen Collegien. Es genügt, die Namen von Alban Butler, Challoner, Lingard, O'Connell anzuführen, die in Douay erzogen wurden. Während die katholischen Geistlichen und Laien große Opfer brachten für die Erziehung der Jugend, sah die anglikanische Geistlichkeit ruhig zu, wie das Volk in Unwissenheit und Aberglauben versank, wie die Sittenverderbniß immer mehr zunahm. Das viel ärmere Schottland hatte schon im Jahre 1633 die Großgrundbesitzer gezwungen, auf ihren Ländereien Elementarschulen zu unterhalten; in England dagegen ließ man den Dingen ihren Lauf.

Dr. Andrew Bell, welcher während seines Aufenthaltes zu Madras in Indien sich viel mit dem Unterricht von Personen, deren Erziehung vernachlässigt worden, beschäftigt hatte, kam auf den glücklichen Gedanken, die reiferen Schüler zum Unterrichtertheilen in schülerreichen Schulen mit heranzuziehen. Die Schrift, in der er seine Grundsätze darlegte, machte großes Aufsehen und veranlaßte Joseph Lancaster, eine nonconformistische Schule in Southwark zu eröffnen, welche nach Bells Grundsätzen geleitet werden sollte. Seine Glaubensgenossen errichteten ähnliche Schulen, die allgemein Beifall fanden. Auch die Geistlichen der Hochkirche sahen endlich

die Nothwendigkeit ein, gleichfalls neue Schulen zu gründen und die Methode Bells anzunehmen. Im Jahre 1807 entstand „The British and Foreign School Society“; dieser Gesellschaft der Dissenters wurde 1809 „The National Society“ entgegengesetzt. Der Anstoß war gegeben. Selbst das Parlament und die Minister kamen zur Ueberzeugung, daß die Zahl der Schulen nicht hinreichend, die Vorbildung der Lehrer und ihre Lehrmethode mangelhaft sei. Anstatt aber gleich Maßregeln zu treffen und die Uebelstände abzustellen, wurde zuerst eine Commission bestellt, welche nach eingehender Untersuchung in dem an das Parlament gerichteten Report ihr Urtheil abgab und Vorschläge machte. Brougham, der Präsident der Commission, ein geborener Schotte, war in mancher Beziehung der geeignetste Mann für eine so schwierige Untersuchung; auf der andern Seite wurde sein schroffes Vorgehen von den Gegnern benutzt, um ihn als einen Radikalen und Socialisten zu verschreien. Es war manchen Herren sehr unbequem, daß die Commission solch ein düsteres Bild von der Lage des Volkes entworfen und den Beweis geliefert, wie fromme Stiftungen ihrem ursprünglichen Zweck entfrembet worden und wie die Verwalter derselben große Summen veruntreut hätten. Nach der Volkszählung von 1815 belief sich die Seelenzahl auf 9½ Millionen, darunter beinahe 900 000 Arme. In den dotirten und nicht dotirten Schulen wurden ungefähr 570 000 Kinder erzogen; nach dem niedrigsten Ansatz hätten 2 Millionen Kinder erzogen werden sollen. In Berkshire hätten 30 000 Kinder die Schule besuchen sollen; statt dessen fanden sich nur 10 000, welche zur Schule gingen. In der schon damals blühenden Fabrikstadt Preston bestand nur eine dotirte Schule mit 36 Schülern, daneben noch drei Winkelschulen. Preston zählte 18 000 Einwohner. Bedfordshire zählte 125 Pfarreien, 10 Pfarreien hatten zusammen eine Schule, 52 Pfarreien hatten gar keine Schule; dagegen hatten einige Pfarreien mehrere Schulen; bloß 10 Schulen befolgten die von Bell eingeführte Methode, in 46 Schulen war je eine alte Frau die einzige Lehrerin. Wer zu nichts anderem taugte, übernahm die Leitung einer Schule. Die Schulzimmer waren meist enge, dumpfe Räume, besonders die Privatschulen. Lehrer und Kinder waren ohne Bücher und Schreibmaterial.

Das Parlament verwarf die Vorschläge Broughams, weil dieselben zu sehr die Rechte der Administratoren und Fideicommissäre beeinträchtigten; in Wahrheit wollte man das Volk in Unwissenheit erhalten. Die anglikanische Geistlichkeit und die Aristokratie waren noch in dem Vorurtheil befangen, daß es ein politischer Fehler sei, die Kinder der Armen zu unter-

richten: Bildung diene nur dazu, Arme mit ihrem Loose unzufrieden zu machen; Armuth, wenn nicht verbunden mit Unwissenheit, sei unerträglich; man dürfe dem Wunsche der Unbemittelten, welche Schulen für ihre Kinder verlangten, nicht willfahren; eine nothdürftige Erklärung des Katechismus, wie sie in den Sonntagsschulen gegeben werde, sei mehr als genügend. Die Berichte der Commissäre konnte man jedoch nicht so leicht aus dem Wege schaffen, noch weniger konnte man läugnen, daß das Volk Schulen verlangte. Anstatt nachzugeben und confessionelle Schulen der verschiedenen Bekenntnisse zu errichten, wurde in der 1820 eingebrachten Erziehungsbill festgesetzt, es sollten Schulen in allen Pfarreien errichtet und von den einzelnen Gemeinden unterhalten werden. Der Lehrer müsse jedoch der Hochkirche angehören; die Ortsbehörde sollte das unbeschränkte Recht der Verwaltung der Schule besitzen. Solch ein Gesetz konnten die Dissenters nicht annehmen, weil dadurch ihre Kinder der größten Gefahr ausgesetzt wurden, ihre Religion zu verlieren, und sie bei der Ortsbehörde, die vorwiegend hochkirchlich war, wenig Aussicht hatten, mit etwaigen Klagen gegen Proselytismus, Verhetzung der Kinder u. ä. durchzubringen. Ob die Tories absichtlich diese Beschränkungen zu Ungunsten der Dissenters aufrecht hielten, um das Volk in Unwissenheit zu erhalten, bleibt dahingestellt — praktisch geschah nichts. Im Jahre 1832 endlich wurde der Nationalgesellschaft und der Gesellschaft für britische und auswärtige Schulen ein jährlicher Beitrag von 20 000 Pfund Sterling ausgezahlt für den Bau neuer Schulen. Dieser Zuschuß wurde 1839 auf 30 000 Pfund erhöht. Aber auch diese Summe war viel zu gering. Es war unumgänglich nothwendig, daß die Pfarreien und Stadtviertel, welche keine Schulen hatten, endlich berücksichtigt würden, mehr noch, daß man nur solche Lehrer anstellte, welche die nöthigen Kenntnisse besäßen, und daß man nach und nach die alten Weiber, schwindsüchtigen Jünglinge, Handwerker, welche während der Schulzeit arbeiteten und die Kinder ruhig gewähren ließen, von den Schulen entfernte. Die Gründung von Lehrerseminarien, sorgfältiger Unterricht und strenge Prüfung der Candidaten fürs Lehramt war absolut nothwendig. Man hätte erwarten sollen, daß die Hochkirche, welche ihre Pflicht gegen die Jugend so schmählich vernachlässigt hatte, gegen so billige Vorschläge der Regierung keine Einsprache erheben würde. Und doch geschah dies nicht. Mit Berufung auf einen 1604 veröffentlichten Canon widersetzten sich die Anhänger der Hochkirche und behaupteten, die Kirche könne das Recht der alleinigen Leitung der Schulen nicht aufgeben, den anderen Secten Gleichberechtigung nicht zuerkennen.

Die Regierung gab auch diesmal nach: fast alle Bedingungen, an welche die Regierung ihre Zuschüsse geknüpft, wurden von der Hochkirche nicht beachtet. Sie nöthigte die Kinder der Nonconformisten, welche die Schule besuchten, den anglikanischen Katechismus zu lernen, dem anglikanischen Gottesdienst beizuwohnen; sie setzte durch, daß die von der Regierung bestellten Schulräthe und Inspectoren die Bestätigung seitens des Erzbischofs von Canterbury einzuholen hätten; sie verlangte gleichfalls das Recht der Einsprache. Die Hochkirche wollte das Monopol haben und die Nonconformisten von allem Einfluß auf die Schule ausschließen. Es war charakteristisch, wie Brougham höhnisch bemerkte, daß das Parlament, welches in einem Jahr 70 000 Pfd. St. für Stallungen der Königin bewilligte, den Zuschuß von 30 000 Pfd., einem Bruchtheil der Staatseinkünfte eines einzigen Tages, nur mit zwei Stimmen Mehrheit genehmigte. Die Freunde der Armen ließen sich indes nicht entmuthigen.

Die Enthüllungen des berühmten Blue Book vom Jahre 1842 erfüllten England mit Schauder und Entsetzen und überzeugten jedermann von der Nothwendigkeit von Gesetzen zum Schutz der Arbeiter in den Bergwerken. Die Eigenthümer der Kohlenbergwerke verwendeten Mädchen und Knaben in den unterirdischen Gängen, die meistens feucht und mit Stickluft angefüllt waren. Kinder und selbst Frauen wurden an die Kohlenwagen angespannt; mit einem Gürtel um den Leib und mit einer Kette zwischen den Beinen, welche die Waden der Kinder oft wund rieb, mußten die armen Geschöpfe 12 Stunden des Tages die schweren Kohlenwagen ziehen. Kinder von sieben Jahren, deren zarte Glieder für solche angestrengte Arbeit durchaus ungeeignet, wurden mit Vorliebe gebraucht, weil die Gänge bisweilen nur 28 Zoll hoch waren und 22 Zoll breit. Da Weiber und Kinder mit den Männern unter der Erde arbeiteten, so waren die ersteren allen möglichen Mißhandlungen durch die rohen Kohlengräber ausgesetzt. Weder die Aufseher noch die Polizei wagten die Uebelthäter zu bestrafen. Dieselben konnten ungestraft die Weiber und Kinder mißhandeln und sie nach Gutdünken mißbrauchen. Die Sittenlosigkeit, die in diesen unterirdischen Räumen herrschte, entzieht sich aller Beschreibung. Lasterhaftigkeit und schwere Arbeit schuf Verbrecher und Krüppel. Die Unwissenheit dieser Leute war grenzenlos. Viele hatten den Namen London, Schottland, Irland nie gehört; der Name Gottes war ihnen nur durch ihre Schwüre bekannt; einige glaubten an Christus und Pontius Pilatus; Moses und Goliath galten als Apostel. Die Bevölkerung in der Umgebung von Oldham belief sich auf 105 000 Seelen, von denen

90 000 auf Tagelohn angewiesen waren. Es begreift sich, daß unter solchen Umständen der Ruf nach öffentlichen Elementarschulen immer lauter wurde. Nach den statistischen Berechnungen hätten in England und Wales 3 180 000 Kinder unterrichtet werden sollen, und zwar 2 120 000 unentgeltlich auf Kosten des Staates; thatsächlich erhielten nur 845 000 Kinder eine sehr mangelhafte Erziehung.

Die 1843 von Graham eingebrachte Factory Bill suchte die allgemein beklagten Mißbräuche abzustellen, erregte aber einen solchen Sturm des Unwillens, daß die Regierung die Bill fallen ließ. Die Bestimmungen betreffs der Erziehung waren folgende: Die Bewohner des Bezirks sollen, unterstützt vom Staate, passende Schulen bauen; alle Kinder der Fabrikarbeiter, die mehr als acht Jahre alt, sollen bis zum 13. Jahre diese Schulen besuchen. Dem anglikanischen Pfarrer nebst einem andern, von der Gemeinde erwählten Gemeindemitgliede soll die Verwaltung der Schule übertragen werden; der Lehrer muß vom Bischof bestätigt werden, ebenso der Schulinspector. Nur die Bibelübersetzung der Staatskirche und nur vom anglikanischen Bischof approbirte Schulbücher dürfen gebraucht werden. Katholiken und Nonconformisten erklärten, daß sie ihre Kinder in diese Schulen nicht schicken könnten. Der berühmte Redner Sheil, ein Katholik, stellte die treffenden Fragen: Hat die Hochkirche nicht bereits ein Monopol, hat sie nicht den Alleinbesitz der reichen Schulen und Universitäten? Warum ist sie mit diesen großen Vortheilen nicht zufrieden? Warum tritt sie, nachdem sie die Erziehung der Armen in so schuldbarer Weise vernachlässigt, jetzt, da Vorschläge gemacht werden, das arbeitende Kind von der Erniedrigung und Entsittlichung der Unwissenheit zu befreien, mit solchen Forderungen hervor, mit dem Anspruch, die Erziehung der Kinder zu leiten, an welche sie früher nie gedacht hat? Graham machte Zugeständnisse, konnte jedoch nicht durchdringen. Was half es, daß der jährliche Zuschuß der Regierung auf 40 000 Pfd. St. erhöht wurde, da die Inspectoren kein Recht hatten, die gerügten Uebelstände zu beseitigen, die unfähigen Lehrer zu entfernen? Die Hochkirche zeigte eben kein Interesse für die Jugenderziehung, obgleich sie die Mittel hatte; die Katholiken aber und zum Theil die Dissenters waren zu arm, sie konnten der Staatshilfe nicht entbehren. Größere Nachgiebigkeit von seiten der Staatskirche hätte allen Hader und alle Zwietracht verhütet und der Regierung die Möglichkeit gewährt, confessionelle Schulen zu dotiren. Wir haben oben gesehen, wie die jeder Toleranz abholde Staatskirche auch die Schulen benützen wollte, um Propaganda zu machen, und so die Nonconformisten erbitterte.

Erst im Jahre 1847 ließ sich der Staat herbei, zu Gunsten der Nonconformisten einen bedeutungsvollen Schritt zu thun, indem er denselben einen Antheil an den zum Zwecke der öffentlichen Erziehung ausgeworfenen Staatsmitteln in Aussicht stellte. Die Bedingungen dazu liefen im wesentlichen auf folgende zwei Punkte hinaus: 1. Die Schulen sollten confessionell sein und daher die ausdrückliche Verpflichtung des der Confession entsprechenden Religionsunterrichtes übernehmen. 2. Der Staat sollte eine gewisse Inspection über die nicht religiösen Gegenstände ausüben. Die Katholiken gingen auf diese Bedingungen ein, und von diesem Zeitpunkte her datirt der große Aufschwung der katholischen Schulen. Darüber wurde jedoch bereits wiederholt in diesen Blättern ausführlich berichtet [1].

Mit dem im Jahre 1871 eingeführten Unterrichtsgesetze, welches dem liberalen Ministerium seinen Ursprung verdankt, beginnt eine neue Aera. In demselben spricht sich die irreligiöse, materialistische Zeitströmung aus, der sich auch England nicht hat entziehen können. Das Gesetz macht die Confessionslosigkeit zur Bedingung der Staatsunterstützung. Zwar dürfen auch in Zukunft die verschiedenen religiösen Gemeinden Schulen errichten und leiten. Aber der Religionsunterricht ist aus den vier vorgeschriebenen Schulstunden vollständig ausgeschieden, so daß nur die Möglichkeit gelassen ist, denselben vor oder nach der vorgeschriebenen Schulzeit zu ertheilen. An allen Orten jedoch, wo die Gemeinden nicht selbst derartige Schulen errichten, werden staatlicherseits religionslose Schulen durch ein Schulcomité (School Board) gegründet und dessen Leitung unterstellt. Ferner hat der Ausschuß des Rathes für Erziehung das Normalmaß der Kenntnisse, welche für jede Klasse erforderlich sind, zu bestimmen. Die Inspectoren können zu jeder Zeit die Schulen besuchen, welche sich um den Regierungszuschuß bewerben, und halten jährlich eine Prüfung ab. Kein Schüler kann gezwungen werden, die Kirche oder Sonntagsschule zu besuchen, den Katechismus zu lernen gegen den Willen der Eltern oder des Vormundes (Conscience Clause). Ueber die Veränderungen, welche dieses die Freiheit der katholischen Schulen sehr einschränkende Gesetz im Gefolge hatte, haben bereits bald nach Einführung des Gesetzes diese Blätter [2] einige Mittheilungen gemacht. Weitere Ergänzungen dürften jedoch am Platze sein.

---

[1] Siehe Bd. IV, S. 241—252: Die katholischen Elementarschulen in England. Vgl. Bd. X, S. 242 ff.; Bd. XVII, S. 330 ff.; Bd. XVIII, S. 566 f.; Bd. XIX, S. 346 ff.

[2] Bd. IV, S. 247 ff.

Infolge der Auswanderung der Irländer, welche in großen Schaaren nach England kamen und durchgängig ganz unbemittelt waren, fehlte es in den großen Fabrikstädten, wie Manchester, Leeds, an katholischen Schulen für die Aufnahme der armen Kinder. Um diese der religiösen Erziehung nicht zu berauben, mußten die Katholiken binnen Jahresfrist — denn nach dem neuen Gesetze durfte der School Board erst nach einem Jahre seine Arbeit beginnen — zahlreiche Schulen gründen und für diesen Zweck die größten Opfer bringen. Denn wo immer möglich, wollte man die katholischen Kinder vor dem Eintritt in die ganz religionslosen, dem School Board unterstehenden Schulen bewahren. Durch die neu errichteten Schulen erlangten Tausende von Kindern, welche sonst ohne Erziehung aufgewachsen wären, jetzt eine Gelegenheit, die Schule zu besuchen. Die confessionellen Schulen würden eben ohne die Dazwischenkunft des neuen Gesetzes nicht in demselben Maße vermehrt worden sein. Aber abgesehen von diesem Umstande und von dem Vortheile, welcher aus der Concurrenz mit den Staatsschulen erwächst, hat das Gesetz den Katholiken fast nur Nachtheile gebracht. Im einzelnen ist noch hervorzuheben, daß die armen Katholiken jetzt gerade so viel Geld auf die Schule verwenden müssen, als sie erhalten, d. h. das Schulgeld der Kinder und die Beiträge, die für die Schule gesammelt werden, müssen die Summe erreichen, welche die Regierung nach abgehaltener Prüfung bewilligt. Ferner muß der Director der Schule die Rechnungen einliefern, welche beweisen, daß er im verflossenen Jahre den Betrag des Schulgeldes und den Regierungszuschuß für die Schule ausgegeben hat. Hat derselbe weniger verwandt, so erhält er weniger Geld von der Regierung. In armen Stadtvierteln ist es jedoch sehr schwer, eine so große Summe aufzubringen, und es wäre daher billig, daß die Regierung ihren Beitrag erhöhte, anstatt ihn zu vermindern. Die armen Katholiken, die sehr freigebig sind trotz ihrer Armuth, sind ganz besonders gedrückt: sie müssen das Schulgeld der Kinder bezahlen, sie unterhalten ihre Priester, und vermöge der indirecten Steuern, welche auch auf sie fallen, müssen sie auch noch zur Erhaltung der Staatsschulen beitragen, zu denen sie ihre Kinder nicht schicken können. Es ist wahr, das Schulgeld für die Kinder armer Taglöhner und Handwerker wird ihnen von der Gemeinde gegeben, wenn sie den Nachweis liefern, daß sie arm sind. Doch ziehen manche es vor, das Schulgeld zu bezahlen, weil sie nicht als arm erscheinen wollen; andere dagegen scheuen selbst die Mühe des Nachweises und senden die Kinder ohne das Schulgeld in die Schule. Dem Priester

bleibt oft nichts übrig, als den Ausfall des Schulgeldes durch Sammlungen zu decken.

Auch die Aussichten für die Zukunft mögen hier noch kurz erwähnt werden. Der linke Flügel der Radikalen schrieb religionslose, unentgeltliche Erziehung durch den Staat auf seine Fahne, während die Tories die confessionellen Schulen beibehalten wollten und Abstellung der Beschwerden seitens der freiwilligen, d. h. der von den Confessionen unterhaltenen Schulen versprachen. Diese Beschwerden sind die folgenden: Begünstigung der staatlichen Gemeindeschulen, welche bessere Gebäude errichten und sichere Gehälter zahlen können, da sie die Gemeinde besteuern dürfen. Weigerung des Vorstandes dieser Schulen, confessionelle Schulen in einem Bezirke zuzulassen, obgleich die Bewohner wünschen und, was ja bei Katholiken der Fall ist, verpflichtet sind, ihre Kinder in confessionelle Schulen zu schicken. (Gerade von Katholiken errichtete Schulen wurden vom Unterrichtsministerium, um einen in Deutschland üblichen Ausdruck zu gebrauchen, nicht anerkannt und konnten den Zuschuß der Regierung nicht erhalten, weil der Vorstand der betreffenden Gemeindeschule erklärt hatte, daß eine neue Schule nicht nothwendig sei.) Abnahme und Verdrängung der schon bestehenden Schulen, weil die Gemeindeschulen mehr Mittel haben und unentgeltlichen Unterricht ertheilen können. Klage, daß der Unterricht in der biblischen Geschichte, der vom Dogma und allen Controverspunkten abstrahiren müsse, religiöse Gleichgiltigkeit befördere. Die Tories, welche seitdem ans Ruder gelangt, haben eine Commission ernannt, welche die Sachlage genau untersuchen soll. Dieselbe hat viele Sitzungen gehalten. Die Fragen, welche von den Commissären gestellt wurden, und die Antworten der Schulinspectoren, der Secretäre der verschiedenen Confessionen &c. liegen gedruckt vor in einem Blaubuch. Ob die gegenwärtige Regierung den confessionellen Schulen nun volle Gleichberechtigung geben wird, ist jedoch zweifelhaft. Die Nonconformisten zeigen mehr und mehr Geneigtheit, ihre Schulen dem Gemeindeausschuß zu überlassen, sie also religionslos zu machen. Die Katholiken müssen fortwährend die größten Opfer bringen, und es ist zweifelhaft, ob sie bei der zunehmenden Arbeitslosigkeit der Bevölkerung und der Zunahme der Armuth im Stande sein werden, das begonnene Werk fortzusetzen. Am wenigsten haben die Anglikaner zu leiden, welche über große Summen Geldes verfügen können und hohe Beiträge erhalten. Es ist an und für sich sehr unbillig, daß die Anglikaner denselben Regierungszuschuß erhalten, daß sie, obgleich die reichere Klasse der Hochkirche angehört, die Einkünfte

der alten Stiftungen und dazu noch verhältnißmäßig größere Summen von der Regierung erhalten. Da ihre Schulen zahlreicher sind und manche Nonconformisten ihre Kinder in anglikanische Schulen schicken müssen, weil sie selbst zu wenig zahlreich sind, eine eigene Schule zu halten, so ziehen die anglikanischen Geistlichen oft pecuniären Vortheil aus den Schulen, besonders wenn noch das Schulgeld hoch ist. Die Regierung fixirt ein Minimum und Maximum.

Nicht mit Unrecht beklagen sich die Dissenters, daß sie dem Staate Steuern bezahlen müssen, der anglikanische Schulen unterstützt und es diesen ermöglicht, die Kinder der Dissenters dem Glauben der Eltern zu entfremden. Die Radikalen und Socialisten verlangen immer lauter vollständige Gleichberechtigung, Einziehung des Kirchengutes der alten Stiftungen, welche jetzt nur der Hochkirche zu gute kommen, und unentgeltliche Staatsschulen.

A. Zimmermann S. J.

---

# Zur Geschichte der Mathematik im Mittelalter.

Niemand wird läugnen, daß auf dem Gebiete der Mathematik in den letzten Jahrhunderten großartige Fortschritte gemacht worden sind. Aehnlich ist auf jenem der Astronomie durch Kopernicus, Kepler, Newton und Laplace Staunenswerthes geleistet worden. Eine Physik und Chemie im heutigen Sinne des Wortes hat es in früheren Jahrhunderten überhaupt nicht einmal gegeben. Aber dürfen wir deswegen mit Verachtung auf die vorangegangenen Zeiten herabblicken? Wie verkehrt dies wäre, dürfte schon ein kurzer Ueberblick über die Geschichte der Mathematik jener Zeiten, insbesondere des vielverleumdeten Mittelalters, vollauf darzuthun im Stande sein.

Wie hoch auch immer die Verdienste sind, welche die Neuzeit durch Einführung der Logarithmen, der analytischen Geometrie, der Differential- und Integralrechnung sich um die Mathematik erworben hat: bereits das frühe Alterthum hat Leistungen aufzuweisen, welche wohl geeignet sind, uns vor Selbstüberhebung zu bewahren. Was haben nicht die Inder, was namentlich die Griechen geleistet, und mit wie wenigen und einfachen Mitteln! Wir erinnern an einen Euklid (300 v. Chr.), dessen Lehrbuch

der Geometrie bereits zwei Jahrtausende überdauert hat; an Hipparch und Ptolemäus, die Väter der Trigonometrie und Astronomie; an Archimedes, seine Kreisberechnung, welche noch heute in jedem Lehrbuch der Geometrie sich findet, seine eleganten Quadraturen (Berechnung der Flächen) der Parabel und der nach ihm benannten Spirale, seine Hebelgesetze, sein nach ihm benanntes Princip der Hydrostatik; an Apollonius, sein berühmtes Tactionsproblem, seine acht Bücher der Kegelschnitte — die Namen Ellipse, Hyperbel und Parabel stammen nach Pappus von ihm —; wir verweisen auf die Sätze eines Menelaus über die nicht parallelen Transversalen — sie enthalten die Anfänge der sogen. neuern Geometrie —, ferner auf die verschiedenen Curven höherer Ordnung, welche bereits von Griechen untersucht wurden, die Cissoide des Diokles, die Conchoide (Muschellinie) des Nikomedes, die Quadratrix des Dinostratus, die Hippopede des Eudoxus, u. a.

Dabei hatten die Alten keine Gleichungen der Curve, keine Differentialgleichungen der Tangente und Normale, keine Integralformeln für Länge und Fläche der Curven, aus denen ganz mechanisch Eigenschaften, Länge und Fläche gegebener Curven verhältnißmäßig so leicht sich ablesen oder ableiten lassen. Professor Heis unterließ es nicht, wiederholt auf die gewaltige Denkkraft hinzuweisen, welche die Leistungen griechischer Mathematiker nothwendig zur Voraussetzung haben. Welche Schätze mathematischen Wissens hätten sie uns erst überliefert, wenn sie sich der einfachen Bezeichnungen unseres Zahlensystems und der heutigen Algebra hätten bedienen können.

Aber das Mittelalter?! Vernehmen wir darüber zunächst ein etwas allgemein gehaltenes Urtheil aus dem Munde eines Mannes, welcher allen Anspruch darauf machen kann, hier in erster Linie gehört zu werden. „Man urtheilt", schreibt Dr. Günther [1], „vielfach recht skeptisch über das Ausmaß des mathematischen Unterrichts an den Schulen des 9., 10. und 11. Jahrhunderts (von denen an dieser Stelle zunächst die Rede ist). Allerdings unterliegt es keinem Zweifel, daß die weltlichen Lehrzweige

[1] Geschichte des mathematischen Unterrichts im deutschen Mittelalter bis zum Jahre 1525 (Berlin, Hofmann u. Comp., 1887), S. 61 f. Das Werk bildet den 3. Band der Monumenta Germaniae Paedagogica. Der Verfasser ist o. ö. Professor an der technischen Hochschule in München, und seine früher veröffentlichten trefflichen Abhandlungen und Werke, meist historisch-kritischer Natur, auf dem Gebiete der mathematischen und geographischen Wissenschaften geben von vornherein Bürgschaft für die Gründlichkeit, Allseitigkeit und Objectivität, welche wir auch in diesem neuesten Werke erhoffen durften und in der That finden.

in erster Linie um der kirchlichen Interessen und nicht um ihrer selbst willen da waren; allein trotzdem möchten wir nicht ganz dem beipflichten, was Bursian sagt: ‚Selbst Musik, Geometrie, Arithmetik und Astronomie hatten nur in Rücksicht auf ihre Verwendbarkeit zu liturgischen Zwecken, als Schmuck des Gottesdienstes, zum Bau von Gotteshäusern, zur Berechnung der kirchlichen Feste Werth und Bedeutung.‘ Man müßte die menschliche Natur verkennen, wollte man sich dem Glauben hingeben, daß Hunderte von wißbegierigen und in den glücklichen Verhältnissen der klösterlich-kirchlichen Muße lebenden Männern nicht auch sachlich Theilnahme für die Dinge hätten empfinden sollen, die sie Tag für Tag der Jugend mitzutheilen beauftragt waren. Für uns liefern schon die gelehrten Correspondenzen der Scholaster den Beweis, daß man nicht bloß den kirchlich-utilitarischen, sondern auch — und noch mehr — den rein scientifischen Zwecken huldigte; was Alkuin und Karl, Hermann der Lahme und Meinzo, Gerbert und Adelbold, Regimbald und Radulf einander schrieben, das trägt ein rein wissenschaftliches Gepräge, wenn es auch natürlicherweise nur mit dem Maßstab des ganzen Zeitbewußtseins richtig gemessen werden kann. Letzteres wird nur zu gerne außer Acht gelassen; ja selbst Hankel, der gewiß ein Historiker war, vermochte einer Periode nicht das ihr gebührende Recht zu lassen, die von Projectivität und Functionen keine Ahnung hatte, und diese eben doch nicht berechtigte Mißachtung durchzieht auch den Satz seines Werkes, in welchem er sich kurzerhand mit jener ihm nicht sonderlich sympathischen Periode abfindet: ‚Der Umfang mathematischen Wissens, den das Mittelalter selbst seit Gerberts epochemachender Thätigkeit besaß, war noch ein äußerst geringer; die elementarsten geometrischen Fragen, der Computus ecclesiasticus in der seit Beda üblichen Form, das Rechnen auf dem Abakus — das waren die Themata, welche die Mathematiker bis in den Anfang des 12. Jahrhunderts mit geringer Originalität zu behandeln pflegten.‘ Für eine Zeit, die sich gerade erst aus rohester Barbarei mühsam emporzuringen begann, war eben dieses Ausmaß des Wissens kein so gar geringes. Daß noch manch anderes dazu kam, sobald Gelegenheit und Lehrkräfte sich darboten, dürfte schon aus unseren Erörterungen über die bedeutenderen Gelehrten des in Rede stehenden Zeitraums hervorgehen."

Berücksichtigt man ferner, wie gering die wissenschaftlichen Hilfsmittel waren, welche als Ueberbleibsel von den römischen Mathematikern aus den Ruinen des weströmischen Reiches gerettet wurden, und wie hindernd das äußerst schwerfällige römische Zahlensystem wirken mußte,

ganz zu schweigen von der noch mangelnden Buchdruckerei und den übrigen Hemmnissen für einen wissenschaftlichen Aufschwung: so wird man zugestehen müssen, daß auch im Mittelalter verhältnißmäßig viel geleistet worden ist. Die Gegenstände und Fragen, welche behandelt wurden, die vielen tüchtigen Männer, welche sich damit beschäftigt haben, die Schriften, welche uns erhalten sind, sowie die Schriften, deren Existenz nur noch aus der Ueberlieferung ihrer Titel feststeht, dieses und anderes liefert dafür einen unumstößlichen Beweis. Ueberzeugen wir uns davon etwas näher im einzelnen [1].

Was die Römer in den mathematischen Wissenschaften gethan und geleistet, ist zwar nicht so gering, wie man lange Zeit wohl annahm; aber im Vergleich mit den Kenntnissen der Griechen oder Inder immerhin wenig. Zum Glück ist dieses Wenige in den großen Wanderungen und Eroberungszügen der germanischen Völker, welche den Sturz des weströmischen Reiches zur Folge hatten, nicht ganz verloren gegangen. Die Ostgoten jedenfalls verhielten sich gegen die wissenschaftlichen Bestrebungen der unterworfenen Römer wohlwollend oder doch mindestens neutral. Damals wirkten ja Boethius (470—524) und Cassiodorus (gest. um 570), Männer, welchen ein hervorragender Antheil an der geistigen Erziehung des Mittelalters nicht abgesprochen werden kann. Uebermittelt und verbreitet wurden diese Kenntnisse durch die Kirche, deren Priester und Mönche. Und da ist an erster Stelle Isidor von Sevilla (gest. 636) zu nennen, ein Römer von väterlicher, ein Gote von mütterlicher Seite, seit 601 Bischof von Sevilla. Sein Werk über die „Ursprünge" (Origines) bildete für lange Zeit eine Hauptquelle des Wissens auch in mathematischer Hinsicht. Mehr noch machte er sich verdient durch seine Fürsorge für den Unterricht, indem er als Bischof eine Art Schule stiftete, in welcher die nothwendigsten Lehrgegenstände eingeübt wurden.

In England brachte der ehrwürdige Beda (gest. 735), seit jungen Jahren Lehrer an der northumbrischen Doppelabtei Weremouth-Yarrow, nicht weit von der schottischen Grenze, Wissenschaft und Erziehung zu hohem Ansehen. In den sicher von ihm stammenden Abhandlungen über

[1] Wir schließen uns dabei vorzugsweise dem oben citirten Günther'schen Werke an. Außerdem schöpften wir aus Cantors Vorlesungen über Geschichte der Mathematik (Leipzig 1880), aus Treutleins Abhandlungen über Jordanus Nemorianus, De numeris datis, und über „Die deutsche Coß", veröffentlicht in der Zeitschrift für Mathematik und Physik (Bd. 24, 1879), endlich aus Gerhardts Geschichte der Mathematik in Deutschland seit Ausgang des Mittelalters (München 1877).

die Zeitrechnung entnimmt er seinen Stoff ohne große Veränderung den Schriften des Boethius, Cassiodorus und Isidor. Ueberhaupt war der christliche Kalender, bezw. die Osterrechnung die eigentlich treibende Ursache, durch welche mit der christlichen, civilisirenden Lehre auch mathematische und astronomische Wissenschaften in die uncivilisirten Lande germanischer Zunge getragen wurden, wie es auch später, namentlich vom Ende des 15. Jahrhunderts an, wiederum die christliche Festrechnung, bezw. die Kalenderreform war, welche zu den großartigen Fortschritten der letzten Jahrhunderte auf dem Gebiete der Mathematik und Astronomie wesentlich beigetragen hat.

Das Todesjahr Beda's ist das Geburtsjahr Alkuins (735—804). Alkuin war ein vornehmer Angelsachse, an der Domschule seiner Vaterstadt York erzogen, später auch als Lehrer daselbst thätig. Seinen Aufzeichnungen zufolge wurden dort die Geheimnisse der Heiligen Schrift erläutert, daneben Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Musik und Poesie gelehrt. Mathematik, Astronomie, eigentliche Naturgeschichte, endlich die Osterrechnung bildeten besondere Lehrfächer.

Mit dem angelsächsischen Stiftslehrer tritt aber Deutschland in eine neue Epoche ein; denn Alkuin darf in Wahrheit als der eigentliche erste Praeceptor Germaniae betrachtet werden. Karl d. Gr. lernte 780 in Padua den bereits berühmten Pädagogen persönlich kennen und fand in ihm den besten unter den Gelehrten, die er von allen Seiten her an seinen Hof nach Aachen zu ziehen wußte. Von 781—796 dauerte der intime Verkehr der beiden Männer, deren Namen in der Geschichte Deutschlands unzertrennbar sind. Als eines der ersten Verdienste Alkuins um das Schulwesen muß das berühmte Aachener Kapitulare vom Jahr 789 hervorgehoben werden, wo verlangt wird, daß jeder Geistliche soweit in Arithmetik und Astronomie sich auskennen müsse, um ohne fremde Hilfe die Feste der Kirche vorausberechnen zu können; daher solle jedes Domstift und Kloster mit einer öffentlichen Stifts-, bezw. Klosterschule versehen sein, in denen die für das erwähnte Problem in erster Linie grundlegenden freien Künste gelehrt würden und neben ihnen besonders auch Musik[1]. Tours, Metz und Soissons waren die Orte, in welchen dieser Beschluß seine vollste Verwirklichung fand. Wo es an Lehrern fehlte, sollten kundige Männer — von Computistae (Rechenmeistern) ist aus-

[1] Aehnliche Verordnungen gab schon Bischof Theodor von Canterbury (Bischof seit 669) nach dem berühmten Osterstreit im Jahre 664 unter König Oswin.

drücklich die Rede — aus dem Mutterlande der Wissenschaft, aus Italien, berufen werden.

König Karl wünschte aber dem ganzen Volke den Segen der Bildung zukommen zu lassen; er begann damit, diese Idee wenigstens in seiner nächsten Umgebung zur Geltung zu bringen. So entstand die Hof- oder Palastschule, welche zugleich den Charakter einer gelehrten Gesellschaft, einer Akademie annahm. Karl selbst, seine Söhne und Töchter, der ganze Hofstaat lauschte den Vorträgen der auserlesenen Männer, unter denen Alkuin den obersten Platz behauptete.

Was den Lehrplan betrifft, hielt Alkuin an der schon damals geläufigen Eintheilung der Wissenschaften in ein Trivium und ein Quadrivium fest. Ersteres umfaßte Grammatik, Rhetorik und Dialektik, letzteres Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie. An diese schloß sich bei Alkuin die Festrechnung. Eine große Rolle spielten in Alkuins System mathematische Scherzfragen und Aufgaben, wie sie zum Theil noch heute als sogen. Ansatzaufgaben in den Uebungsbüchern der Mathematik zu finden sind, so z. B. die bekannte Aufgabe von dem Hund, welcher den Hasen verfolgt u. s. w. Die „Propositiones ad acuendos juvenes“ werden gewöhnlich Alkuin zugeschrieben.

Nach Karls Tode nahm der Glanz der Palastschule bald ab, und das Verdienst, seit Anfang des 9. Jahrhunderts die Verbreitung von Kenntnissen im allgemeinen und von mathematischen im besondern befördert zu haben, gebührt in erster Linie den Kloster- und Stiftsschulen.

Schon zu Karls Zeiten gab es auch in Deutschland Schulen, welche mit Klöstern verbunden waren. Aber erst unter seinem Sohn und Nachfolger bildete sich jene eigenartige Klosterschule heraus, welcher wir diesen Namen zu geben gewohnt sind. Damals vollzog sich die bewußte Theilung der Schule in eine innere und äußere. Die innere Schule diente dem Kloster als solchem, in ihr wurden junge Leute zu Mönchen herangezogen, während die äußere Schule für die Bildung der Weltgeistlichen Sorge trug und gleichzeitig auch den Söhnen bemittelter Laien die einzige Gelegenheit zur Erwerbung einer über das Gewöhnlichste hinausgehenden weltlichen Bildung darbot.

Unter den Klosterschulen des 9., 10. und 11. Jahrhunderts sind es nur jene der Benediktiner, welche für uns Bedeutung haben; ihr Verdienst um Unterricht und Wissenschaft auch auf mathematischem Gebiete ist unbestritten. Da glänzt vor allem das altehrwürdige Fulda mit Rhabanus Maurus; er war von Ratzar, dem dritten Abte des Klosters (802—814),

nach Tours geschickt worden, um Alkuins Unterricht zu genießen. Leider sind seine Schriften über Arithmetik, Musik und Geometrie verloren gegangen, und nur ein in Dialogform gehaltener Computus (über Arithmetik und Osterrechnung) aus dem Jahre 820 ist auf uns gekommen. Aus seiner Schule gingen hervor Walafried Strabo, ein Alemanne, 842 Abt in Reichenau, und Heiric von Auxerre, der selbst wieder in Remigius von Auxerre seinen Nachfolger sich heranbildete.

Großen Aufschwung nahmen gegen Ende des 9. Jahrhunderts die mathematischen Studien in St. Gallen durch die beiden Notker, Notker den Stammler und Notker Labeo; ersterer war auch Lehrer des spätern Abtbischofs Salomon, des gelehrtesten Vertreters St. Gallischen Wissens im ausgehenden 9. und beginnenden 10. Jahrhundert, dessen gelehrte Encyklopädie oder Glossae Salomonis auch den mathematischen Wissenschaften ihren vollen Platz einräumten. Aus der St. Galler Schule sind noch zu erwähnen Ermenrich, Helperich (unter Kaiser Heinrich III.) und Ekkehard unter Abt Purchard II.; als Pflanzschule tüchtiger Schulmänner stand St. Gallen in gutem Ruf und konnte durch seine Sendboten bei Gründung anderer Klosterschulen — so in Salzburg, Speier, Straßburg, Lüttich — gute Hilfe leisten.

In die Glanzzeit St. Gallens fällt auch jene Reichenau's. Hier wirkten als Lehrmeister des Quadriviums im 9. Jahrhundert Tatto und Walafried Strabo, von welchem schon oben Rede war; im 11. Jahrhundert fanden die freien Künste einen vorzüglichen Vertreter in Abt Berno (1008—1048) und gleichzeitig in Hermannus Contractus oder dem Lahmen (gest. 1054), dem Sohn eines Veringer Grafen, unter dessen zehn mathematischen Schriften sich auch eine über die Quadratur des Kreises befindet.

Aber alle überragt Wilhelm, von 1069—1091 Abt von Hirschau (im württembergischen Schwarzwaldkreis). Er schrieb über Musik, über das Monochord, über das Astrolabium, über die Construction einer Uhr, über die Verbesserung des Psalters (eines Musikinstrumentes) und über Kirchenrechnung. Nach Prantl verräth er sogar Bekanntschaft mit Hyginus, Aratus, Hipparch, Ptolemäus und mit dem Astrologen Firmicus Maternus.

Im Nordwesten war das Kloster Prüm in der Eifel zum wissenschaftlichen Brennpunkt geworden. Hier glänzten auf mathematischem Gebiete namentlich Berno, später Abt in Reichenau, und Regino, welcher an Berno's Stelle trat.

Auf österreichisches Gebiet übergehend, dürfen wir den hl. Virgilius von Salzburg nicht unerwähnt lassen. Irische Klöster waren so recht der Centralherd für die friedliche Invasion christlicher Lehre, Civilisation und Wissenschaft in fast alle Theile des Abendlandes. Aus Irland kam um 745 auch der hl. Virgilius nach Salzburg; er wurde Abt von St. Peter und später Bischof dieser Stadt. Er ist es, der zuerst die Lehre von den Antipoden vertheidigte; danach scheint er wohl der erste im Abendlande gewesen zu sein, welcher richtige Ansichten über die Gestalt der Erde besaß und sie zu äußern wagte.

An tüchtigen Vertretern des Quadriviums hat es in den österreichischen Klöstern nicht gemangelt. Melk rühmt seinen Abt Konrad (1177—1203) als Kenner der Mathematik und Verfasser eines Tractats über die Tonkunst, Admont ebenso seinen Abt Engelbert (gest. 1311). Czerny bemerkt, daß in den österreichischen Schulen Boethius und Alkuin dem Unterricht in den freien Künsten als Grundlage dienten, daß aber erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts hier auch die Geometrie als Lehrgegenstand sich hinzugesellt haben dürfte.

Unterdessen war ein Mann aufgetreten, der in der Geschichte des deutschen sowohl wie des französischen Kloster- und Stiftsschulwesens als eine Art von Reformator gefeiert zu werden pflegt: Gerbert von Aurillac, als Papst Silvester II. (gest. 1003), eine Leuchte der Tugend und Wissenschaft. Er wurde in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts, wahrscheinlich von armen Eltern, in der Auvergne unweit des Klosters Aurillac geboren. Dort wurde er auch erzogen und als Mönch aufgenommen. Um 967 ist er in der spanischen Mark, wo er in Hatto, dem Bischof von Vich, einen väterlichen Freund fand, bei welchem er sich auch in der Mathematik mit Erfolg beschäftigte. Von etwa 972—982 ist er auf Verwenden Kaiser Otto's I. als Stiftslehrer in Rheims thätig. Viele Mühe verwandte er hier auf die mathematischen Fächer. Er begann mit der Arithmetik, ließ darauf die Lehre vom Monochorde und die ganze Musik folgen, ein für Frankreich fast ganz neues Kapitel, und lehrte alsdann die Astronomie, deren schwer verständlichen Inhalt er durch mancherlei Vorrichtungen zu erläutern wußte. Um 982 wurde er infolge seiner persönlichen Bekanntschaft mit Otto II. Abt im Kloster Bobbio an der Trebbia. Die handschriftlichen Schätze dieses Klosters, namentlich die Sammlung römischer Feldmesser benutzend, schrieb er hier seine Geometrie, welche in einer bis gegen das Ende vollständigen, dem Stifte St. Peter in Salzburg angehörenden, spätestens 1150 entstandenen Hand-

schrift erhalten ist. Bis zur Wiederauferweckung des Euklid im 13. und 14. Jahrhundert muß Gerberts Geometrie als das didaktische Normalwerk des Mittelalters angesehen werden. Die ersten 15 Kapitel enthalten unter anderem die gewöhnlichen Sätze des Dreiecks, dann auch die Theorie der pythagoräischen Dreiecke, welche hier zum erstenmale mit diesem, seitdem gang und gäbe gewordenen Namen auftreten. Kapitel 16—40 behandeln die praktische Feldmessung. Dieser Theil lehrt uns, wie Cantor bemerkt, nicht bloß, was durch Jahrhunderte hindurch von Methoden der Feldmessung sich erhalten hat, sie füllt auch eine empfindliche Lücke in unserer Kenntniß der römischen Verfahrungsweisen aus. Im dritten Theil bis Schlußkapitel 96 finden wir verschiedene Flächenbestimmungen, Polygonal- und Pyramidalzahlen, die exacte Bestimmung eines Kegelstumpfmantels und die correcte Kreisquadratur nach Archimedes, die Kubatur der Kugel, dann Theilungsaufgaben, welche lebhaft an die Alkuin zugeschriebenen „Aufgaben zur Verstandesschärfung" erinnern, und endlich einen astronomisch-gnomonischen Anhang. Nach dem Tode Otto's II. finden wir Gerbert wieder in Rheims; später wurde er Bischof und 999 Papst.

Gerbert wird außer seiner Geometrie auch eine Abhandlung „Regel der Tafel des Rechnens" (Regula de abaco computi) zugeschrieben, von seinem Schüler Bernelius einfach „Regel des Papstes" genannt. Bis zu den Zeiten Gerberts hatte man sich im Abendlande beim Rechnen der schwerfälligen römischen Ziffern bedient. Der Ausführung verschiedener Rechenoperationen diente als Grundlage das Fingerrechnen (calculus digitalis). Im Orient und Occident, das steht fest, herrschte von Anfang an das Decimalsystem, welches durch die Fingerzahl sozusagen von selbst gegeben war. Auch das Rechnen mit Hilfe der Finger ist uralt, wie uns der Komiker Aristophanes (um 420 v. Chr.) berichtet. Im ersten Kapitel der Abhandlung über die Zeitrechnung spricht Beda über das Rechnen oder die Sprache der Finger, und deutet an, wie sich an den Fingern mit Hilfe von Fingerbeugungen u. s. w. jede beliebige Zahl darstellen lasse. Wie aber mit Hilfe der Finger Rechnungen ausgeführt wurden, lernen wir weder von Beda noch von dem um die Mitte des 14. Jahrhunderts lebenden Nicolaus Rhabda von Smyrna, dem ersten und einzigen griechischen Schriftsteller, der uns Ausführlicheres über das Fingerrechnen mitgetheilt hat.

Mit Gerberts Zeiten beginnt das Columnenrechnen. Jedenfalls trug sein wachsendes Ansehen zur Verbreitung desselben außerordentlich bei.

Die Zahlen von 1 bis 9 erhielten eigene Zeichen (apices)[1]. Von 0 und Stellenwerth ist aber noch keine Rede. Wollte man eine beliebige über 9 liegende Zahl schreiben, so mußte man sich der römischen Ziffern bedienen. Aber die Operationen wurden bedeutend vereinfacht mit Hilfe einer Rechentafel, des sogen. abacus. Auf dieser machte man Vertikalcolonnen (daher Columnenrechnen); ein Apex, z. B. 8, bedeutete Einer, Zehner oder Hunderter, je nachdem er in der ersten, zweiten oder dritten Columne stand. So wurden mit Hilfe der 9 apices und der Columnen Rechnungen mit den größten Zahlen durchgeführt, das Resultat aber mit lateinischen Ziffern geschrieben.

Auf Gerberts anregendes Eingreifen ist der Aufschwung zurückzuführen, welchen das mathematische Studium zu Beginn des 11. Jahrhunderts auf lothringisch-wallonischem Territorium nimmt. Erwähnt sei hier bloß Abbo vom Kloster Fleury (gest. 1003), ein berühmter didaktischer Schriftsteller, der, nebenbei bemerkt, bereits die Unrichtigkeit der dionysischen Aera zu behaupten gewagt hat.

Mit Anfang des 12. Jahrhunderts beginnt der Stern der Benediktinerschulen zu erblassen. Nur in Tegernsee, Füssen, Reichenbach in der Oberpfalz und St. Emmeran finden wir auch später noch tüchtige Vertreter des Quadriviums.

Den Klosterschulen standen, wie die unter Karl dem Großen erlassenen Kapitelbeschlüsse zeigen, die Kirchen- oder Stifts- oder Dom- oder Kathedralschulen als gleichberechtigt zur Seite. Sie bildeten zu den ersteren keineswegs einen Gegensatz, vielmehr war Lehrverfassung und Lehrmethode wesentlich gleich. Außer den scolares canonici, welche ihren Unterhalt aus bestimmten Präbenden erhielten, wurden auch Laienschüler, die aber für eigene Verpflegung zu sorgen hatten, aufgenommen, und daneben bestanden seit dem 11. Jahrhundert an manchen Domkirchen auch Schulen für Aermere, wie sich denn deren das lateranische Concil von 1179 ganz besonders annahm.

Einem bestimmten Canoniker, der bald magister scholarum, bald archimagister, bald capiscolus, vom 11. Jahrhundert aber Scholaster oder scholasticus genannt wird, übertrug das Kapitel das eigentliche

[1] Sie haben große Aehnlichkeit mit den westarabischen Ziffern; die erste, achte und neunte Zahl haben Zeichen, welche mit unseren modernen übereinstimmen. Ob Gerbert seine Ziffern aus Boethius nahm oder aus der spanischen Mark bezw. aus arabischen Quellen entlehnte, steht nicht fest, ebensowenig, ob die apices in Boethius von diesem selbst stammen oder von anderen in die Handschriften eingefügt wurden.

Lehramt. Daß man bei der Anstellung solchen Lehrern den Vorzug gab, die den Stempel einer berühmten, wo möglich etwas ausländischen Bildungsstätte an sich trugen, dafür liegen die urkundlichen Belege vor.

Das classische Land der Domschulen war am Rhein gelegen. Da finden wir Mainz mit Erzbischof Siegfried (1059—1084), welcher den durch seine chronologischen Arbeiten damals wohl bekannten schottischen Mathematiker Marianus zu sich kommen ließ und bei seinen Versuchen, die von Dionysius Exiguus gemachten Fehler zu verbessern, unterstützte. Die Domschule zu Speier sah aus ihren Mauern den berühmten Benno von Hildesheim hervorgehen. In Köln studirte Wolfhelm. In der „Vita Meinwerki" wird Paderborn hoch gepriesen, „ubi mathematici claruerunt et astronomici habebantur, physici et geometrici". Münster weiß selbst noch zur Humanistenzeit Mathematik und Astronomie hoch zu halten.

Unter anderen tüchtigen Domschulen wären noch zu nennen Herford, Hamburg, Bremen, Osnabrück, Hildesheim mit Thangmar und Bernward, im Süden der Mainlinie Regensburg, Augsburg, wo zu Beginn des 16. Jahrhunderts Bischof Christoph von Stadion den berühmten Mathematiker Johann Vögelin von Heilbronn als Rector der Schule bestellte, Konstanz mit Meinzo (während des 11. Jahrhunderts), einem Schüler Hermanns des Lahmen, Bamberg mit seinen Bibliotheken und Gelehrten, wo schon um 1000 herum das Quadrivium gelehrt wurde, endlich Trier, wo von altersher für Unterricht in allen Zweigen damaligen Wissens gesorgt war. An der deutschen Westgrenze begegnen uns in den Niederlanden die Städte Herzogenbusch und Deventer, wo Nicolaus von Cusa, für seine Zeit ein Mathematiker ersten Ranges, den Cursus durchlaufen hatte.

Aber auch in anderen Ländern waren die Stiftsschulen Pflegestätten der Erziehung und Wissenschaft. Fulbert war eine Zierde der Stiftsschule von Chartres und zugleich Schüler von Gerbert. Laon in der Picardie hat die beiden Brüder Anselm, einen Musikschriftsteller, und Radulf, einen Arithmetiker.

In Verona bestand unter Rather, aus Kloster Lobach hervorgegangen und tüchtig in den Künsten des Quadriviums geschult, eine treffliche Kathedralschule.

England zählt als berühmteste Domschulen: York, Bildungsstätte Alkuins, Lincoln, dessen Erzbischof Rupertus zu den geachtetsten mathematischen Autoren des 13. Jahrhunderts gehört, und Salisbury, mit Johannes Saresberiensis.

Unterdessen ist fast gleichzeitig mit den Kreuzzügen eine neue Periode nicht nur für die philosophischen Wissenschaften, sondern auch für das Quadrivium angebrochen, das Zeitalter der Uebersetzungen und Commentare arabisch-griechischer Autoren. Die nächste Folge ist die sogen. Periode des Algorithmus oder des indo-arabischen Ziffern- und Rechensystems. Einer der berühmtesten arabischen Schriftsteller, insofern sie für uns hier in Betracht kommen, ist Mohammed ben Musa Alkharezmi, welcher im ersten Viertel des 9. Jahrhunderts blühte. Uns interessirt hier namentlich seine Arithmetik. Seiner Algebra soll später Erwähnung geschehen. Letztere ist noch im Urtext vorhanden, erstere nur in lateinischer Uebersetzung. Im ganzen sind nur drei Uebersetzungen oder Commentare zu diesem Fundamentalwerk der Arithmetik bekannt. Ein Manuscript in Cambridge (1857 entdeckt und im Druck herausgegeben) stammt höchst wahrscheinlich von einem englischen Mönch Atelhart von Bath, demselben, welcher in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts einen arabischen Euklid wie auch Alkharezmi's astronomische Tafeln in lateinischer Sprache bearbeitet hat. Ein zweites Manuscript befindet sich in Paris und enthält eine wohl bald nach 1100 vollendete Arbeit des spanischen Juden Johannes von Sevilla. Das dritte ist ein jetzt in Heidelberg aufbewahrter, vordem aber einem südschwäbischen Kloster zugehöriger Codex, den Cantor bemerkte und beschrieb; er dürfte annähernd um 1200 geschrieben sein und gibt eine gedrängte Darstellung der algorithmischen Lehren.

Das Manuscript in Cambridge beginnt mit den Worten: „Gesprochen hat Algorithmi.“ Das Wort „Algorithmi“ ist noch nicht erklärt, vielleicht eine Verketzerung von Alkharezmi. Jedenfalls hat es als Algorithmus oder Algorismus Jahrhunderte überdauert und bezeichnete jedes wiederkehrende, zur Regel gewordene Rechnungsverfahren. So sprach man vom Algorismus de integris et fractis, d. h. vom Rechnen mit ganzen und gebrochenen Zahlen, vom Algorismus proportionum, später vom Algorismus der höhern Analysis u. s. w. Algorismus ist durchaus nicht mit Algebra zu verwechseln. Diese, als besondere Rechenart, verhält sich zu Algorithmus wie Art zu Gattung.

Algorithmiker aber im Gegensatz zu Abacisten (Columnen- oder Tafelrechner) werden jene genannt, welche seit Alkharezmi's Uebersetzungen die indo-arabische Ziffern- und Rechenmethode sich angeeignet. Ihr charakteristisch ist der Gebrauch der Null; hierdurch sind nicht nur die Columnen, sondern auch die römischen Ziffern überflüssig geworden.

Für Verbreitung algorithmischer Lehren im Abendlande waren vor allem thätig der Pisaner Leonardo Fibonacci (geboren um 1180), der Thüringer Jordanus Nemorianus (im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts)[1], ferner der Pariser Professor Johann von Halifax (Holywood) — er starb 1250 —, ein Northumberländer mit dem latinisirten Namen Johannes a Sacro Bosco oder kurz Sacrobosco genannt, welcher durch sein arithmetisches Lehrbuch „Tractatus de arte numerandi" oder „de algorithmo" wie auch durch sein astronomisches Buch „Tractatus de sphaera" äußerst segensreich gewirkt hat. Letzteres wurde 1531 von Melanchthon neu herausgegeben und noch 50 Jahre später von dem berühmten Clavius commentirt.

Schließlich darf auch ein Normanne, der ausgezeichnete Nicole Oresme (gestorben 1382) nicht vergessen werden, in dessen „Algorismus proportionum" zuerst Potenzen mit gebrochenen Exponenten und geordnete Regeln zur Rechnung mit Potenzen vorkommen. Seine Geistesarbeiten haben auch für die Studirenden deutscher Universitäten ihre Frucht getragen.

Unter den nordischen Mathematikern gilt als der bedeutendste der Däne Petrus de Dacia, 1337 Rector der Pariser Hochschule (sein Hauptwerk ist ein Commentar zum Algorismus des Sacrobosco); der Norweger Hauck Erlendsön (gestorben 1334) schrieb über Algorismus und Kreisrechnung, der Schwede Olaus Johannis verfaßte 1480 einen Commentar zum ersten Buch des Euklid.

Die griechischen Werke wurden aus arabischen Uebersetzungen oder aus dem Urtext selbst lateinisch bearbeitet. Euklid ward durch Atelhart von Bath und Ocreatus, das astrologische Hauptwerk des Ptolemäus durch Johannes Hispanus, das Quadripartitum desselben und die Sphärik des Theodosius durch Plato von Tivoli, das ptolemäische Planisphär durch Rudolfus Brugensis lateinisch wiedergegeben. Gerhard von Cremona bearbeitete den Almagest des Ptolemäus, die Dedomena des Euklid, die Schriften des Autolycus, Hypsikles, Theodosius, Menelaus und vor allem die elementaren Werke des Archimedes.

Einen großartigen Aufschwung nahmen die mathematischen Studien erst mit Beginn des 15. Jahrhunderts, als sie zum selbständigen Nominal-

---

[1] Die Quellen, welche Treutlein vorbringt, beweisen fast zur Evidenz, daß dieser Jordanus identisch ist mit jenem, welcher 1222 zum Ordensgeneral der Dominikaner gewählt wurde und als solcher 1236 gestorben ist.

fach an den Hochschulen und Universitäten [1] erhoben wurden. Während früher die Docenten der Hochschulen abwechselnd über alle Zweige der Philosophie oder Theologie und des Quadriviums zu lesen hatten, und es als Grundsatz galt, daß der Lehrer selbst nur das von der Sache zu wissen brauchte, was er zu lehren beauftragt war, entwickelte sich wie von selbst immer mehr das Bedürfniß, für Professoren des Quadriviums Männer zu wählen, welche hierfür besondere Neigung und außergewöhnliche Kenntnisse mitbrachten, andererseits aber auch dafür zu sorgen, daß sie nicht durch Vorlesungen in anderen Fächern abgehalten würden, in ihrem Fache sich gründlich und allseitig auszubilden.

An der Spitze der die Führung übernehmenden Städte steht Bologna. Hier erscheint 1383 zuerst ein eigener Lehrer der Arithmetik, ein Fachlehrer im strengen Sinne des Wortes, und gegen Ende des 15. Jahrhunderts bestanden daselbst sogar zwei regelrechte Professuren der Mathematik, die eine speciell für Astronomie, die andere für Arithmetik und Geometrie.

Da glänzt vor allen Domenico Maria von Novara oder Ferrara (geboren 1454), bei welchem Copernicus in die astronomische Beobachtungskunst sich einführen ließ. Gegen Ende der neunziger Jahre werden — wiederum eine belangreiche Neuerung — den ordentlichen Professoren zwei oder drei jüngere Docenten gewissermaßen als Assistenten beigeordnet, darunter mehrere Deutsche.

Aehnliche Verhältnisse wie in Bologna, nur etwas später, finden wir in Piacenza, Pavia, Padua und Ferrara.

Auf der Pariser Hochschule, der Mutter und Pflanzstätte der meisten abendländischen Universitäten, wurden bereits im Jahre 1378 durch Decret des Königs Karl V. zwei Magister als königliche Scholaren aufgestellt mit der ausschließlichen Verpflichtung, Mathematik und Astronomie vorzutragen. Ein Schüler von Paris und auch als Mathematiker nicht ohne Namen ist Heinrich von Langenstein, dessen Berufung nach Wien die daselbst bereits 1365 errichtete Universität erst eigentlich zur Entfaltung brachte.

---

[1] Ueber die älteste Geschichte der Universitäten vgl. Denifle, Die Universitäten des Mittelalters bis 1400. Erster Band. Berlin 1885. Günther, der sich wiederholt auf die Resultate dieses Werkes stützt, erkennt die hohen Verdienste desselben rückhaltlos an. So sagt er a. a. O. S. 200: „Nicht leicht waren über irgend einen andern Punkt der Culturgeschichte die Anschauungen derart in Verwirrung gerathen, als über die älteste Universitätsgeschichte. Als eine rettende That muß deshalb das Erscheinen des großen Werkes von Denifle bezeichnet werden."

In Prag, der ältesten deutschen Universität, finden wir einen einzigen Mathematiker von Ruf, Johannes Schindel oder Sczindel, aus Königgrätz gebürtig. Nachdem er in Prag seine Studien absolvirt und auch einige Zeit docirt hatte, erklärte er von 1407—1409 in Wien vorwiegend mathematische Autoren und wird von 1410 an als ordentlicher Professor der Prager Hochschule aufgeführt. In seiner Person wurde vorübergehend die Mathematik zum selbständigen Fach erhoben.

Einflußreicher als das um jene Zeit fast rein czechische Prag wurde das deutsch-polnische Krakau. Bald nach Gründung der Universität (1364) wurde ein ständiger Lehrstuhl für Astronomie und Mathematik errichtet, und auf denselben ein Deutscher, Johannes Stobner, berufen, welcher 1379 in Prag Baccalaureus der Künste geworden war. 1450 schuf Martin Król noch einen eigenen Katheder für Astrologie. Krakau besitzt einen ganz hervorragenden Mathematiker in der Person des Albertus Blar de Brudzewo. In Krakau hat er die Grade erworben, in Krakau bekleidete er auch von 1476—1494 die Professur der Mathematik und Astronomie. Daneben hatten aber z. B. von 1491—1495 noch andere Docenten, fast ausschließlich Polen, mathematische Vorlesungen angekündigt; sechs lasen über Arithmetik und Musik, vier interpretirten Euklid, je fünf lasen über Perspectiva communis und über die Planetentheorie Peurbachs, vier commentirten die „Tabulae resolutae“ Regiomontans, zwei dessen Kalendarium u. s. w. Krakau darf sich auch rühmen, unter seinen Schülern einen Mann zu zählen, welcher nicht bloß mit vermuthenden Behauptungen, sondern mit wissenschaftlichen Beweisen die ptolemäische Weltanschauung für immer zu Falle und das nach ihm benannte copernicanische System zu dauernder Herrschaft brachte.

Unterdessen bahnte sich auch auf rein deutschen Hochschulen die wohlthätige Umwälzung an, mit deren Vollendung Wien zum Emporium der mathematischen Wissenschaften im ganzen deutschen Reiche und zwar für ein volles Jahrhundert erhoben wurde. Daß der erste Rector der Universität, Albertus de Saxonia, als mathematischer Schriftsteller auftrat, darf gewiß schon als günstiges Vorzeichen betrachtet werden. Doch beginnt die eigentliche Erhebung erst mit Johann von Gmunden.

Johann von Gmunden (1380—1442), katholischer Priester, der auch Theologisches schrieb, begegnet uns 1406 unter den artistischen Magistern, aber erst seit 1412 las er über alle Theile der Mathematik und nur noch über diese: es war also auf dem Wege natürlicher Entwicklung aus dem jedweder Verwendung im Artistengebiete gewärtigen

Lehrer der Schulphilosophie der erste mathematische Fachprofessor an einer rein deutschen Hochschule erwachsen.

Was Johann von Gmunden begonnen, das führte in seinem Geiste, jedoch mit mehr äußerem Erfolge, Georg von Peurbach (in Oberösterreich geboren, 1423—1461) durch. Er wirkte weniger durch viele öffentliche Vorlesungen, als vielmehr durch private und literarische Lehrthätigkeit. Sein kleineres arithmetisches Lehrbuch, ein eigentliches Volksbuch, beherrschte für längere Zeit den Büchermarkt. Von seinem Hauptwerk über Astronomie, „Theoricae planetarum", erschienen von 1460 bis 1581 15 Druckausgaben (in Wien, Mailand, Paris, Ingolstadt, Venedig, Wittenberg, Rom, Basel, Köln). Ueber seine Darstellungsweise sagt der Wittenberger Professor Reinhold in einem Peurbach gewidmeten Nachrufe: „Incredibile dictu est, quam clariores reddidit sententias, dividens eas Geometrarum more, ut et apertius intelligerentur et facilius commendarentur memoriae et tenacius haberentur."

Wohl nicht die geringste Ehre ist es für Peurbach, Lehrer Regiomontans (eigentlich Johannes Müller aus Königsberg in Franken), des berühmtesten Mathematikers und Astronomen im 15. Jahrhundert, gewesen zu sein, dessen Werke selbst ins Arabische übersetzt wurden. Seine sphärische Trigonometrie geht schon weit über die des Ptolemäus und Menelaus hinaus. Die Behandlung der ebenen Trigonometrie und der trigonometrischen Aufgaben ist im wesentlichen dieselbe geblieben, wie wir sie bei Regiomontan antreffen. Bei den Indern finden wir das, was wir jetzt Sinus und Cosinus und Sinus versus nennen, selbst Sinus- und Cosinus-Tabellen, im Gegensatz zu den Sehnentabellen der Griechen. Aber Trigonometrie als Berechnung von Dreiecksstücken scheint man bei den Indern nicht gekannt zu haben. Sie führten vielmehr fast alle Aufgaben auf rechtwinklige Dreiecke zurück.

Eine neue Wende beginnt für Wien mit dem Eingreifen Kaiser Maximilians I., des ersten deutschen Regenten, der die Nothwendigkeit einer streng beruflichen Vorbildung erkannt und seiner Ueberzeugung auch den richtigen Ausdruck zu geben verstanden hat.

Um das Jahr 1502 gründete er zwei ordentliche und ständige Lehrstühle der Mathematik und Astronomie mit fester Besoldung. Die beiden ersten Verwalter der mathematischen Doppelkathedra waren Andreas Stöberl (latinisirt Stiborius) aus Oettingen im Ries und Stephan Rösel (Rosinus) aus Augsburg. Unter den Nachfolgern ragen her-

vor Georg Tannstätter (Collimitius), aus Rain am Lech gebürtig, Johann Vögelin aus Heilbronn, Joachim von Watt (Vadianus) aus St. Gallen. Als Männer, welche aus der Wiener Schule hervorgegangen, müssen erwähnt werden: Heinrich Schreiber (Grammateus) aus Erfurt und Christoph Rudolff von Jauer in Schlesien, der Verfasser der ersten Algebra in deutscher Sprache (Rudolffs „Deutsche Coß", 1525), endlich Peter Apian (eigentlich Bienewitz) aus Goltschen im Meissen'schen Gebiet, seit 1527 Ordinarius der Astronomie an der Hohen Schule zu Ingolstadt. Rudolffs Algebra bietet uns Gelegenheit, einige kurze Notizen über Algebra und deren Geschichte hier einzufügen.

Zur Algebra gehört in erster Linie die Lehre von den Gleichungen und den algebraischen Operationen, um deren Unbekannte zu bestimmen; daran schließen sich die Anwendungen der Gleichungen und algebraischen Operationen zur Auflösung arithmetischer und geometrischer Aufgaben, sowie zur Darstellung und Beweisführung arithmetischer und geometrischer Sätze. Nach arabischen Angaben hat schon Hipparch (gest. um 125 v. Chr.) über quadratische Gleichungen geschrieben; in der That war ohne sie die nach ihm datirte Trigonometrie bezw. seine Tafel der Sehnen kaum herzustellen.

Von griechischen Autoren ist es Diophantos von Alexandria (im 4. Jahrhundert n. Chr.), welcher uns das Ausführlichste über Algebra hinterlassen hat. Er gibt Regeln für Auflösung bestimmter Gleichungen vom ersten und zweiten Grad; da aber negative Zahlen für ihn nicht existiren, so ist auch von den zwei Auflösungen der Gleichungen zweiten Grades nicht ausdrücklich Rede. Er löst ferner unbestimmte Gleichungen (z. B. eine Gleichung mit 2 oder 3 Unbekannten, 2 Gleichungen mit 3 Unbekannten) nicht nur des ersten, sondern auch des zweiten Grades, ohne aber eine einheitliche bestimmte Regel dafür anzugeben. Die unbestimmten Gleichungen tragen noch heutzutage seinen Namen.

Viel weiter als Diophant gehen indische Mathematiker des 5. und 6. Jahrhunderts. Sie kennen die Null und das Rechnen mit Null, die negativen Größen und Regeln für Quadrat und Quadratwurzel aus negativen Größen, daher auch die bei den Quadratwurzeln bezw. Auflösungen quadratischer Gleichungen sich ergebende Doppelsinnigkeit und Unmöglichkeit. Die unbestimmten Gleichungen, für welche die bei Diophant weder ausgesprochene noch geübte Bedingung ganzzahliger Auflösungen maßgebend ist, lösen sie mittelst einer Methode, welche sie Zerstäubung nennen und welche im Grunde mit unserer Kettenbruchmethode übereinstimmt.

Das Ziffern- und Zahlensystem sowie die Algebra der Inder wurde, wie es scheint, durch Araber dem Occident übermittelt. Von der Arithmetik Alkharezmi's haben wir schon gesprochen. Sein zweites Hauptwerk trägt den Titel „Al gebr w'al mukabalah“ (auf deutsch: Wiederherstellung und Gegenüberstellung). Der Sinn dieses Titels, den zu erklären der Verfasser nicht für nöthig hält, läßt sich leicht feststellen, da er dieselben Worte für gewisse Operationen braucht. Al gebr (von gabar, herstellen; algebrista ist noch heute in Spanien der Name für Wundarzt) bedeutet das Versetzen eines negativen Gliedes einer Gleichung auf deren andere Seite, und al mukabalah (vergleichen) bedeutet die Vereinigung gleichartiger Glieder beider Seiten miteinander. Al gebr mag wohl bald als Titel übriggeblieben und später in Algebra oder Algobra übergegangen sein.

In Italien wurde die Algebra eingeführt durch Leonardo Fibonacci um 1200; wenige Jahre später, nach Treutlein sogar vor Fibonacci und Sacrobosco, schrieb Jordanus Nemorianus, von dem bereits die Rede war, eine Algebra unter dem Titel „De numeris datis“, in welcher er eine große Zahl von Gleichungen des ersten und zweiten Grades löst. Bei ihm finden wir bereits einen ausgedehnten Gebrauch der lateinischen Buchstaben zur Bezeichnung von Zahlen.

In mehreren Klöstern, so z. B. in St. Emmeran, wurde Algebra gelehrt, bevor sie ein eigenes Lehrfach der Universitäten bildete. Schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts besaß Wien Manuscripte über Algebra; in einem derselben findet sich zuerst der Gebrauch unseres +- und —-Zeichens. Aus den Wiener Manuscripten schöpften Grammateus und Rudolff.

Bei Regiomontan heißt Algebra „Ars rei et census“, eine Bezeichnung, welche seit Leonardo und schon aus der Zeit vor diesem gebräuchlich geworden war. Die Araber nannten nämlich die unbekannte Größe (x) schei (Ding, Etwas, res) und ihr Quadrat ($x^2$) mal (Vermögen, Besitz, census)[1]. Bei den Italienern wurde daraus arte oder regula della cosa; eine barbarische Latinisirung gab ars cossica, ars cosae und cossa. „Von dannen kompt, daß es von den Teutschen die

[1] Bei den Griechen hieß die zweite, dritte und vierte Potenz einer Zahl δύναμις, bezw. κύβος und δυναμοδύναμις. Dem griechischen δύναμις entspricht das lateinische potentia, Potenz, potenziren. Die gesuchte unbekannte Zahl (unser x) wurde schlechtweg Zahl, ἀριθμός, genannt und bei Diophant durch ein finales Sigma (ς) bezeichnet. St.. $x^2$, $x^3$, $x^4$ u. s. w. schreibt Diophant: $\delta^{\upsilon}$, $\kappa^{\upsilon}$, $\delta\delta^{\upsilon}$ u. s. w.

Coss genannt wird" (Rudolff in seiner „Deutschen Coß", 1525). In seiner „Behende und hubsche Rechenung auf allen Kaufmannschaft" (gedruckt in Leipzig 1489) spricht Johann Widmann von Eger auch von Regeln „alsz do seyen die Regel Algobre oder Cosse genant".

Den Arbeiten der deutschen Algebristen gab später Michael Stiefel aus Eßlingen die abschließende Form in seinen zwei Hauptwerken, „Arithmetica integra" (gesammte Arithmetik und Algebra, soweit sie zur Zeit bekannt war), aus dem Jahre 1544, und „Die Coß Christoff Rudolffs", 1554 gedruckt.

Kehren wir zu den Universitäten zurück. Nächst Wien zieht Ingolstadt unsere Blicke auf sich. Hier hatten Stab, Stiborius, Collimitius und Stöffler ihre Vorbildung genossen. Im Lectionsplan von 1498 erscheint plötzlich neben anderen Magistern ein „Astronomus" mit 32 fl. Gehalt. 1501 und 1503 bekleidete Stab diese Stelle.

1518 wurde durch Herzog Wilhelm IV. für eine regelrechte Vertretung der Mathematik gesorgt. 1527 erhielt Apian diese Stelle mit dem ganz ungewöhnlichen Soldbezug von 100 fl.

In Tübingen hatte Paul Scriptoris, Guardian der Minoriten, nachdem er als Erklärer des Duns Scotus Ruf erworben, von 1494 bis 1502 auch mathematische Vorlesungen begonnen. Außer Euklid behandelte er in anregendster Weise den Ptolemäus, wobei fast sämmtliche Professoren als Zuhörer sich einfanden. Die Fundation des ersten mathematischen Ordinariats fällt in das Jahr 1510. Als erster Professor erscheint Johann Stöffler (1452—1531). Den ersten Unterricht erhielt Stöffler in der Klosterschule von Blaubeuren bei Ulm, seine akademische Bildung in Ingolstadt. 1477 wurde er Pfarrer in Justingen, wo er ein gelehrtes Stillleben geführt, bis er 1510, bereits 58 Jahre alt, durch Herzog Ulrich nach Tübingen berufen ward. Selbst mit 70 Jahren las er noch täglich seine Collegien. Melanchthon besuchte drei Jahre lang die Vorlesungen Stöfflers über Mathematik, Astronomie, mathematische und physikalische Geographie, und stellt ihn mit Albertus Magnus und Reuchlin in die erste Reihe der schwäbischen Gelehrten.

Die Wittenberger Universität, obwohl erst 1502 entstanden, folgt doch bald dem Beispiel der süddeutschen Universitäten. Es ist das Verdienst Melanchthons, die Mathematik auch hier zum Nominalfach erhoben und zu großer Blüte gebracht zu haben. Der erste Wittenberger Ordinarius war wohl Johann Volmar aus Vorarlberg. Nach dessen Tode erhielt diese Stelle im Jahre 1536 sein Schüler und berühmter Lands=

mann Joachim Rheticus (eigentlich Georg Joachim von Lauchen, geboren 1514 zu Feldkirch in Vorarlberg). Sein Hauptwerk, von zusammen 1468 Seiten, enthält alles, was auf Trigonometrie und trigonometrische Tafeln Bezug hat, und zwar, wie Gerhardt bemerkt, in einer Vollständigkeit und Ausdehnung, wie bisher noch nichts geleistet war.

Durch den Ruf von Copernicus' neuer Forschung angezogen, ging Rheticus 1539 nach Frauenburg. Aus dem Bericht von seinem spätern Gehilfen, Valentin Otho, erfahren wir, wie großen Einfluß derselbe auf die Vervollständigung und Vollendung von Copernicus' berühmtem Werke gehabt hat. Seine „Narratio prima de libris revolutionum Rev. D. Doctoris Nicolai Copernici, 1540“ wurde der Säcularausgabe des copernicanischen Werkes beigefügt, dessen Original, der erste Nürnberger Druck vom Jahre 1543, nach dem Urtheil Cantors nicht nach der Originalhandschrift angefertigt ist, sondern nach einer Abschrift, welche entweder von Rheticus abgefaßt oder wenigstens von ihm beaufsichtigt worden sein muß.

Nachdem Rheticus 1541 wieder vorübergehend in Wittenberg, später, wie es scheint, auch in Leipzig Mathematik docirt, begab er sich nach Polen und Ungarn, wo er 1576 zu Kaschau starb.

Mit der Wittenberger Universität ist die Erhebung der mathematischen Wissenschaften zum Nominalfach der deutschen Hochschulen, eine Errungenschaft der zwei letzten Jahrhunderte des Mittelalters, abgeschlossen und gekrönt.

Diese kurzen Skizzen werden hoffentlich hinreichen, um den Leser zu überzeugen, daß auch auf dem Gebiete der exacten Wissenschaften, insbesondere auf dem der Mathematik, im Mittelalter nicht überall Finsterniß, Versumpfung, Oede herrschte. Die modernen Forschungen über die Geschichte der Wissenschaften haben solche früher bis zum Ueberdruß wiederholten Behauptungen als unwahr erwiesen.

Hand in Hand damit geht eine gerechtere und objectivere Beurtheilung auch der speculativen Wissenschaften jener Zeit. Die Scholastik hört mehr und mehr auf, die ihr so lange Zeit hindurch zugewiesene Rolle eines Popanz zu spielen. Gerade Männer, die durch gründliche Geschichtsforschung die Wissenschaft fördern, haben in diesem Sinne schon wiederholt ihre Stimme erhoben. Auch Günther, der verdienstvolle Geschichtschreiber der Mathematik des Mittelalters, läßt sich die Gelegenheit nicht entgehen, über die Scholastik sich dahin zu äußern: „Die Auffassung, welche sich verschiedene Kreise von dem wahren Wesen der Scholastik gebildet

haben, ist, je nach der eigenen Parteistellung, die denkbar verschiedenste. Während auf der einen Seite behauptet wird, man habe durch logische und dialektische Haarspaltereien sich jeder Möglichkeit beraubt, die Wissenschaft reell zu fördern, wollen andere in den scholastischen Systemen die Keime wo möglich aller neueren Wissenszweige finden. Am besten thut man wohl, sich von jeder Uebertreibung ferne zu halten, und es wird sich herausstellen, daß die geistvollen Männer, welchen die Kirchenlehre den Ehrentitel der ‚Doctores‘ beigelegt hat, zwar durchweg auf dem Boden ihres Zeitalters standen, trotzdem aber neben ihrer Beschäftigung mit rein formalen Dingen noch Muße und Lust übrig behielten, um auch der Größen- und Naturlehre ihre Pflege angedeihen zu lassen. Und jene streng logische Schulung, welche uns — mag uns die Materie selbst auch noch so fremdartig ansprechen — aus den ‚Sententiae‘ des Petrus Lombardus, aus der ‚Summa‘ des hl. Thomas und aus anderen ähnlichen Schriften entgegenleuchtet, gab wenigstens Gewähr dafür, daß der Sinn für richtiges Denken, diese erste und unerläßlichste Vorbedingung für erfolgreiches Betreiben mathematischer Studien, ein hochentwickelter gewesen sein muß."

F. X. Rüf S. J.

---

# Washington und seine wissenschaftlichen Institute.

(Fortsetzung.)

---

Der folgende Morgen galt der Besichtigung des Bureaus für Küsten- und Erdvermessung (U. S. Coast and Geodetic Survey). Das neue Gebäude von rothen Ziegelsteinen steht auf freiem Platze unweit des Capitols und unterscheidet sich im Aeußern nicht von einem großen Privathause. Die innere Einrichtung aber, mit den vielen hellen Arbeitszimmern und Kellern, zeigt sofort seinen besondern Zweck. Ein Empfehlungsschreiben an Herrn Colonna, ersten Aufseher des Instituts, öffnete sogleich alle Thüren und verschaffte uns einen Wegweiser durch das ganze Haus für volle zwei oder drei Stunden. Der erste Besuch galt Herrn Hilgard, der die ganze Vermessung leitet. In seinem großen Saale zeigt er dem Besucher die vielen Quartbände, welche von dieser Abtheilung veröffentlicht worden sind, und mehrere Modelle, z. B. Reliefkarten des Golfs von

Mexico und des westatlantischen Beckens, entsprechend den angestellten Tiefenmessungen in diesen Gewässern; ferner ein hölzernes Modell eines Signalthurmes zum Zweck der Erhöhung von Theodoliten über natürliche Hindernisse oder über die warme Luftschichte an der Erdoberfläche. Der Thurm besteht aus zwei ganz unabhängigen Theilen, einem innern Dreifuß, auf welchem das Meßinstrument steht, und einer äußern vierseitigen Pyramide, deren obere Plattform den Beobachter trägt und das Instrument umgibt, ohne den Dreifuß zu berühren. Leitern führen hinauf, und Canevas-Schirme, über die Pyramide gespannt, schützen den Dreifuß gegen Wind und Sonne. Der Thurm, welchen dieses Modell darstellte, maß 101,5 Fuß vom Boden bis zur Plattform.

Von hier ging's in die Zimmer der Kupferstecher, von denen jeder eine specielle Arbeit auf den großen Platten auszuführen hat. Ein weißer Schirm am Fenster verhindert die Spiegelung des Lichtes, und eine Lupe am Auge festgeklemmt leitet den Stichel. So wandert jede Platte durch alle Zimmer, bis in einen niedrigen Anbau, der die galvanische Batterie enthält. Von deren Größe kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß die in Kupfervitriol eingetauchten Platten eine Fläche von 6 Quadratfuß haben und daß ihrer oft zwei Dutzend an Querstangen in einem Troge hängen. Auf dem Rande des Troges liegen Streifen von Pappendeckel, auf welchen die Querstangen zum Zwecke der Isolation ruhen. Den Besuchern zu Gefallen verbindet der Arbeiter zwei zunächst liegende Stangen mit einem Kupferstreifen, der sogleich glühend wird.

Das Auge ist erstaunt über die Genauigkeit, mit welcher die fast unsichtbaren eingestochenen Linien und Ziffern auf der galvanischen Platte als erhabene Arbeit erscheinen. Diese reibt sich zwar durch den Druck allmählich ab, kann aber ohne große Kosten wieder hergestellt werden, da die gestochenen Platten aufbewahrt bleiben.

So entstehen die schönen geodätischen Karten aller Theile des amerikanischen Continents, besonders der Küsten und Häfen mit Angabe der Meerestiefe, die alljährlich in den Quartbänden des Bureaus erscheinen.

Von da ging es in die Waarenräume, wo die geodätischen Instrumente für die Expeditionen aufbewahrt sind. Auf dem Gange dahin lagen zwei Instrumente von 18 Fuß Länge, die das Aussehen von aufgewickelten Quersegeln hatten, deren äußere Hülle aber in der That aus weiß angestrichenem Bleche bestand, mit mehreren eisernen Rippen zur größten Festigkeit, zwei vorstehenden Metallzapfen an den beiden Enden und drei

Fensterchen, durch welche man ebenso viele Thermometer ablesen konnte. Es waren dies Maßstäbe für trigonometrische Standlinien, wie sie bei trigonometrischen Messungen gebraucht werden.

Die übrigen Meßinstrumente waren in einem Zimmer in tragbare Kisten verpackt und so dicht übereinander gespeichert, daß man kaum dazwischen umhergehen konnte. Die gewöhnlichen Winkelmesser, wie Theodoliten und Universalinstrumente, sind allgemein bekannt, nicht so vielleicht die Lichtsignale, die man damit visirt. Der Heliotrop ist ein Fernrohr auf einem Dreifuße, das über dem Objectiv und Ocular je einen Ring von 1 Zoll Durchmesser trägt und einen Spiegel über dem Auge des Beobachters, der das Sonnenlicht durch die zwei Ringe an die andere Station zu werfen hat. Da die Richtung der Ringöffnungen der Achse des Teleskops parallel und der Ring am Objectiv etwas kleiner ist, so wird das Licht immer auf die Station geworfen, auf welche das Teleskop gerichtet ist, wenn man den Spiegel so stellt, daß der innere Schatten des großen Ringes auf dem kleinern als ein concentrischer Kreis erscheint. In dem großen Dreieck von Californien wurden auf diese Weise die Sonnenstrahlen auf eine Entfernung von 192 englischen Meilen geworfen. Nachts braucht man Oel- oder Magnesiumlampen mit parabolischen Reflectoren von 8 Zoll Oeffnung, die gegen den Wind vollständig abgeschlossen sind und ihr Licht durch ein Glasfenster bis auf 40, bezw. 70 Meilen deutlich sichtbar machen.

Die astronomischen Instrumente des Instituts zur Bestimmung der Polhöhen bei trigonometrischen Messungen sind natürlich alle tragbar. Besondere Erwähnung verdient das Zenith-Teleskop, eine amerikanische Erfindung. Mit einer einzigen vollständigen Beobachtung gibt es die Polhöhe bis auf eine halbe Bogensekunde genau an. Hauptmann Talcott bediente sich desselben zuerst um das Jahr 1834, und seitdem wird es ausschließlich beim Feldmessen gebraucht. Da stand auch noch ein kleines Transitinstrument mit einem künstlichen Sterne, dessen Vorübergänge auf einem Chronographen automatisch verzeichnet werden. Es dient zur Bestimmung der „persönlichen Gleichung", d. h. der habituellen Verspätung oder Verfrühung des Beobachters, und ist eine Erfindung des gegenwärtigen Superintendenten Hilgard.

Einige andere Instrumente in diesem Zimmer dienen hydrographischen Zwecken, d. h. Messungen zu Wasser, wie Sextanten, optische Dichtigkeitsmesser, Tiefwasser-Thermometer und Ebbe- und Flutmesser. Der Dichtigkeitsmesser ist ebenfalls eine Erfindung Hilgards und besteht im wesent-

lichen aus einem Spectroskop, durch welches die Strahlenbrechung des in ein hohles Glasprisma eingeschlossenen Wassers gemessen wird. Das Wasser wird aus verschiedenen Tiefen des Oceans gezogen und aus seinem Brechungsindex seine Dichtigkeit bestimmt.

Die Tiefwasser-Thermometer sind im Princip nichts anderes, als Maximum- und Minimum-Thermometer, nur daß Glasröhre und Einfassung viel stärker sind, um dem ungeheuern Drucke der Meerestiefen zu widerstehen. Ein genaueres Thermometer besteht aus einer elektrischen Thermosäule, welche in die Tiefe gesenkt wird und durch ein Galvanometer auf dem Schiffe die augenblickliche Temperatur der Tiefe angibt.

Die Ebbe- und Flutmesser haben die bekannte Einrichtung der meisten selbstregistrirenden Apparate. Ein Schwimmer verzeichnet auf einer mit Uhrwerk versehenen Papierrolle den Wasserstand, ist aber gegen Windwellen durch eine vertikale Röhre mit kleiner Oeffnung geschützt.

Viel interessanter ist eine von Ferrel, einem Professor des Instituts, erfundene Maschine, welche dazu dient, die Gezeiten vorauszusagen, was für die Schiffahrt am Ufer von so großer Wichtigkeit ist. Das Gesetz der Gezeiten wechselt mit der Gegend und muß erst durch langjährige Beobachtungen, wo möglich durch einen Cyclus von 19 Jahren hindurch, ermittelt werden. Wenn aber das Gesetz einmal bekannt ist, kann die Erscheinung für diesen Ort vorausberechnet werden. Allein die Rechnung ist wegen der vielen zu beachtenden Elemente so mühsam, daß man sich um eine mechanische Lösung umsehen mußte. Nur ungefähr 15 Elemente werden bei der Maschine berücksichtigt und mit Stellschrauben bezeichnet. Ist so die Maschine für einen bestimmten Ort gestellt, so hat man nur eine Kurbel zu drehen, und die verschiedenen Maßstäbe geben sofort die Höhe und die Tiefe der Flut mit den Eintrittszeiten für eine so lange fortgesetzte Reihe, als man wünscht. Der durchschnittliche Fehler der Maschine beträgt nur 1 Zoll im Wasserstand und 3 Minuten in der Zeit. Auf diese Weise ist das Institut im Stande, jährliche Tabellen für alle Haupthäfen der beiden Oceane sechs Monate im voraus zu veröffentlichen [1].

Die magnetischen Instrumente für Declination, Inclination und Intensität sind zu bekannt, um mehr als einer Erwähnung zu bedürfen.

---

[1] Eine nähere Beschreibung des Instrumentes wäre ohne Kenntniß der einschlägigen Theorie nicht möglich; sie findet sich im Survey Report for 1883, Appendix 10.

Das Peirce'sche Pendel wird von diesem Institute benutzt, um die Aenderung der Schwere zu messen und daraus die Gestalt der Erde zu bestimmen. Es ist dies ein unveränderliches Reversionspendel von cylindrischer und zuweilen ellipsoidischer Gestalt. Peirce, Assistent der Küstenvermessung, machte im Jahre 1875 zuerst auf den Fehler aufmerksam, den alle Pendelbeobachtungen durch das Schwanken des Aufhängepunktes erleiden, und er gab seine mathematische Theorie und die Methode, denselben zu bestimmen.

Nur zu bald mußten wir dieses an Belehrung so reiche Zimmer verlassen, um die Maße und Gewichte in einem tief liegenden, aber hellen Raume zu besichtigen. Das Auge fällt auf eine Wage von 4—5 Fuß Länge, aus Messing und Stahl gearbeitet und ganz von Glas eingeschlossen, auf welcher die Gewichte mit den maßgebenden gesetzlichen Gewichten verglichen werden. Die Gewichte beziffern sich auf die Schwere von 50 bis 1 Pfund, von 10 bis 0,1 Unzen, und eine Reihe aus Silber auf die Schwere von 0,05 bis 0,0001 Unzen.

Es ist dies das englische Gewicht, das vom Mutterlande stammt; die französischen Maße und Gewichte sind aber im Jahre 1866 vom Congreß ebenfalls für gesetzlich erklärt worden und in diesem Zimmer vertreten.

Von besonderem Interesse sind die Theilmaschinen für Längen- und Winkelmaße, die in getrennten Lokalen aufgestellt sind und, von der unterirdischen Dampfmaschine in Bewegung gesetzt, automatisch arbeiten. Ist die Theilung fertig, so wird die Maschine ebenfalls automatisch zum Stillstande gebracht. Das Zimmer ist deshalb während der Arbeit meist verlassen und abgeschlossen.

Der Vergleichsapparat für Längenmaße ist horizontal und hat zwei Schieber, zwischen welche das zu prüfende Maß gelegt wird. Nur einer der Schieber ist beweglich und durch eine feine Kette mit einem Spiegel verbunden, der sich um eine vertikale Achse dreht. In einiger Entfernung steht ein Teleskop, welches in dem Spiegel eine reflectirte Scala zeigt. Wird nun zuerst der gesetzliche Maßstab zwischen die Schieber geklemmt und dann der zu prüfende, und beidemal die Scala abgelesen, so kann man aus der Differenz dieser beiden Beobachtungen diejenige der Maßstäbe berechnen.

Ein Rückblick auf die Geschichte dieses Bureaus wird seine Einrichtung noch besser erklären.

Gesetzlich entstand dasselbe am 10. Februar 1807, als der Congreß die Ausmessung der atlantischen Küste 20 Stunden landeinwärts anordnete.

Unter den zu Rathe gezogenen Fachmännern befand sich ein schweizer Ingenieur, Namens Friedrich Haßler, der die Arbeit in drei Theile theilte: Geodäsie, Topographie und Hydrographie. Der geodätische Theil, betonte er, könne nur durch Triangulation bewerkstelligt werden, und auf ihn müßten sich die beiden anderen stützen. Er trat an die Spitze des Bureaus und leitete es bis zu seinem Tode im Jahre 1843. Wegen der kargen Mittel und schlechten Organisation konnte er nur einen kurzen Küstenstrich zu beiden Seiten New-Yorks kartographisch darstellen. Erst im Jahre 1832 bewilligte der Congreß die jährliche Summe von 20 000 Dollars. Das Bureau stand meist unter dem Finanzminister, nur zwischen 1817 und 1832 unter der Marine, und da war es, wo große Uneinigkeit entstand. Haßler galt als sehr tüchtig in seinem Fache, aber altmodisch in seinen Sitten. Herr Hilgard zeigte uns sein Portrait und erzählte mehrere Einzelnheiten aus seinem Leben, z. B. daß er sechsspännig ausgefahren und mit Gefolge und Fackelträgern über die Straßen gegangen sei.

Sein Nachfolger, Professor Alexander Bache, hatte mehr persönlichen Einfluß und erlangte vom Congreß die Bewilligung von 100 000 Dollars. Dieses und die neuen Methoden der Telegraphie, Photographie und Galvanoplastik setzten ihn in den Stand, das Institut auf seine jetzige Höhe zu erheben. Seine Lieblingsprobleme waren: eine neue Bestimmung der Gestalt der Erde, der Variationen der Schwere und des Magnetismus über dem nordamerikanischen Continent. Er war 20 Jahre lang im Verwaltungsrathe der Smithson'schen Stiftung und die Hauptstütze Henry's bei deren Reorganisation.

Nach seinem im Jahre 1867 erfolgten Tode übernahm Professor Peirce die Leitung der Küstenvermessung, welche nun infolge der Annexion von Texas und der pacifischen Küste in den vierziger Jahren (1845 und 1848) eine große Erweiterung erfahren sollte. Dies geschah im Jahre 1871, wo der Congreß die beiden Oceane durch Triangulation zu verbinden befahl und mehrere Staaten eine Landesvermessung unter der Leitung desselben Institutes unternahmen. Dasselbe trug von jetzt an den Namen: „Küsten- und geodätische Vermessung" (U. S. Coast and Geodetic Survey). Acht Jahre später wurde auf ein Gutachten der „Nationalen Akademie der Wissenschaften" hin die Arbeit getheilt, indem die Topographie einer getrennten Abtheilung, nämlich der „Geologischen Vermessung" (U. S. Geological Survey) zugetheilt wurde, während die Hydrographie der Marine zufiel. Dafür aber hatte die geodätische Abtheilung auch für die Maße und Gewichte zu sorgen.

Der nächste Tag galt dem Landwirthschaftlichen Museum. Der Weg vom Capitol dahin führt an dem Centralbureau für Fischerei vorbei, einem freistehenden Steingebäude an der Virginia-Eisenbahnlinie. Das Erdgeschoß ist ein Aquarium, weniger für das Auge als für einen praktischen Zweck bestimmt, nämlich für Versendung junger Fische. Dem entsprechend enthält das obere Stockwerk neben den Arbeitszimmern eine Menge Verpackungsmaterial. Ein Arbeiter in großen Wasserstiefeln war gerne bereit, uns die Wasserleitung zu zeigen, die von der Decke des Aquariums herab durch alle Gefäße, sowohl auf den Tischen als auf dem Boden, hindurchgeht. Fast alle Arten der Süßwasserfische sind hier in wenigen Exemplaren zur Schau gestellt und schwimmen zwischen flachen Glasscheiben herum. Tausende von kaum fingerlangen Fischen tummeln sich in einem Teiche in dem schön besorgten Garten hinter dem Gebäude, und am andern Ende desselben stehen Eisenbahnwaggons, die wie Pullman-Waggons aussehen, inwendig aber zum Fischtransport eingerichtet sind und je 20 000 Exemplare gefahrlos befördern können. Die Beförderung zu Wasser geschieht durch den eisernen Dampfer „Fischfalke“, dessen Photographie im Aquarium zu sehen ist.

Von da führt der Weg in den National-Park, die sogen. Mall-Reservation, auf welcher sich die schönsten Museen der Stadt befinden. Das Hauptgebäude der landwirthschaftlichen Abtheilung ist ein dreistöckiger Prachtbau mit französischem Dache, umgeben von Gärten, Wiesen und Treibhäusern, deren seltene Blumen und geschmackvolle Anordnung dem Commissär dieser Abtheilung alle Ehre machen. Das Gebäude wurde im Jahre 1868 für den Preis von 200 000 Dollars errichtet und enthält verschiedene Bureaux und Museen für die Flora des Continentes mit mehr als 25 000 Exemplaren.

Ein Saal enthält die Früchte des Landes, größtentheils täuschende Gipsmodelle, ein anderer die Holzarten, wieder ein anderer das Herbarium, alles in dichtbesetzten Glasschränken.

Herr Taylor hatte die Freundlichkeit, uns in die Abtheilung für Mikroskopie hinaufzuführen und in seinem mächtigen Mikroskope die Fettkrystalle sehen zu lassen, durch deren Entdeckung er das Mittel gefunden zu haben glaubt, gefälschte Butter von reiner zu unterscheiden. Gewisse Formen fetter Krystalle sollen nämlich im Oleomargarin immer vorkommen, niemals aber in Naturbutter. Da in Amerika bloß 60 verschiedene Arten künstlicher Butter gesetzlich patentirt sind, so wäre eine solche Prüfung jedermann willkommen; allein die Chemiker in der Alten

und Neuen Welt wollen mit wenigen Ausnahmen nicht an die Entdeckung glauben. Professor Voelcker hat vor einem Parlaments-Comité in London erklärt, die Buttergesetze Englands seien wirkungslos, weil man die Fälschung nicht chemisch nachweisen könne. Wir sahen unter polarisirtem Lichte und 500facher diametraler Vergrößerung die Krystalle von Butter, Rindsfett, Speck, Baumwollenfett, Talg u. s. w., die für künstliche Butter gebraucht werden, mit den deutlichen Figuren von Andreaskreuzen, Rosetten, Aesten und Strahlen, welche das Unterscheidungsmerkmal bilden sollen.

Von diesem Hauptgebäude führt der Weg durch den Botanischen Garten und durch hohe Treibhäuser voll seltener Pflanzen und tropischer Bäume in die Abtheilung für Sämereien, wo zeitweise an 200 Gehilfinnen an langen Tischen mit Auslesen und Verpacken der verschiedenen Samenarten beschäftigt sind, eine einförmige, obwohl nicht eintönige Arbeit. Die Structur dieses Gebäudes bietet die größte Mannigfaltigkeit. Ein Theil bildet ein Museum mit ständiger Ausstellung der Saaten des ganzen Continentes, ein anderer sieht einem Kramladen gleich mit unzähligen Fächern und Schubladen, wieder ein anderer einem Kornhause, neben den Bureaux der Beamten. Große Massen von Korn, Weizen, Baumwolle, Tabak, Hanf, Flachs, sowie Gemüse- und Blumensamen, in- und ausländische, werden hier aufgespeichert, durch Ankauf sowohl wie durch Anpflanzung, und über das ganze Land hin vertheilt. Diese Verbreitung geschieht durch die Abgeordneten des Congresses an die Pflanzer ihrer Districte und beläuft sich jährlich auf beinahe 4 Millionen Pakete, mit einem jährlichen Kostenaufwande für die Nation von 100 000 Dollars. Die einzige Pflicht der Empfänger ist Berichterstattung über den Erfolg der Anpflanzung.

Zum Zweck der Statistik hat der Commissär für Landwirthschaft in jedem der Vereinigten Staaten einen Agenten und in jedem Bezirke (County) einen Ernte-Correspondenten mit drei Assistenten. Ein jährlicher Band von 6—700 Seiten mit colorirten Abbildungen wird in mehr als 300 000 Exemplaren gratis vertheilt, nämlich 200 000 durch die Abgeordneten, 80 000 durch die Senatoren und 30 000 durch den Commissär. 200 000 Dollars werden vom Congresse für diesen Jahresbericht bewilligt.

Die landwirthschaftliche Abtheilung wurde im Jahre 1862 errichtet, steht unter einem Commissär mit 4500 Dollars Gehalt und begreift in sich die folgenden 9 Sectionen: Garten und Park, Sämerei, Botanik,

Mikroskopie, Chemie, Forstwesen, Entomologie, Statistik und Thierindustrie. Die entomologische Abtheilung befaßt sich mit Seidenzucht, Bienenzucht, Raupen und Insekten im allgemeinen, die Statistik mit der Ernte des Landes, mit der jährlichen Ausfuhr und Einfuhr und mit Maschinen, endlich die Thierindustrie mit den Heerden und ihren Krankheiten. Die Besichtigung all dieser Gegenstände bot uns Ermüdung genug für einen Tag, besonders in der Julihitze dieses südlichen Klimas.

Das Militärisch-chirurgische Museum kam zunächst an die Reihe. Der oberste Verwalter, Herr Myers, war so liebenswürdig, den ihm schon angemeldeten Freund nicht nur auf das zuvorkommendste zu empfangen, sondern ihn auch bis zum Abende nicht mehr von seiner Seite zu lassen.

Das Museum mit Bibliothek befand sich damals noch in einer unansehnlichen Straße, in dem alten Ford-Theater, wo Präsident Lincoln erschossen wurde, wird aber gegenwärtig in ein neues feuerfestes Gebäude neben dem National-Museum verlegt. Von der Galerie aus bezeichnete Herr Myers den Platz, wo die Loge des Präsidenten und seiner Gemahlin gestanden hatte und die Richtung, in welcher der Mörder Booth durch dieselbe hindurch auf die Bühne sprang mit dem Rufe: „Sic semper tyrannis!“ Die Regierung schloß das Theater, kaufte den Platz und bestimmte ihn für ein chirurgisches Museum mit Bibliothek, wo auch die 16 000 Foliobände handschriftlicher Berichte über die Wunden und Krankheiten der einzelnen Soldaten aufbewahrt werden sollten. Da der Bürgerkrieg vier Jahre lang gedauert und einer halben Million Menschen das Leben gekostet hatte, wovon der dritte Theil an Wunden starb, so ist leicht erklärlich, daß das Museum von europäischen Militärärzten viel besucht wird und in seiner Art als das vollständigste der Welt gilt. Es enthält gegenwärtig außer den handschriftlichen Berichten eine Bibliothek von 60 000 Bänden und 80 000 Broschüren. Mit Recht hebt demnach der Katalog des Georgetown-Collegs den freien Zutritt zu diesem Museum als einen besondern Vortheil seiner Studenten hervor, wie auch die projectirte katholische Universität bei der Wahl des Platzes darauf Rücksicht nahm.

Das Bestreben der Verwaltung geht jetzt allerdings dahin, alle Zweige der Arzneikunde in den Bereich des Museums zu ziehen und es zu einem „Nationalen Medicinischen Museum“ mit ebenso allseitiger Bibliothek zu machen; allein die kleine jährliche Summe von 5000 Dollars, welche der Congreß bis jetzt für dasselbe auswarf, ließ mit dieser Erweiterung nicht mehr als einen kleinen Anfang machen.

Einen besondern Werth der anatomischen Sammlung bilden die Menschenschädel, mehrere tausend an der Zahl, welche alle amerikanischen Rassen darstellen, einschließlich die vorgeschichtlichen „Mound-Bauer“ und die heutigen Stämme, angefangen von den Eskimo im Norden bis zu den Patagoniern am äußersten Ende von Südamerika. Viele derselben zeigen alle möglichen Schuß- und Säbelwunden, andere sind in dünne Platten geschnitten und lassen, in Alkohol aufbewahrt, den ganzen innern Organismus erkennen. Kein Neger wagt sich deshalb in diese Räume herein. Lehrreich sind auch die Tausende von Arm- und Beinknochen mit den eingedrungenen Bleikugeln und den geheilten Brüchen. Nicht so zahlreich vertreten sind ganze Skelette von Menschen und Thieren, die letzteren zum Zweck der vergleichenden Anatomie. Ueberraschend für den Laien im Fache ist die Menge chirurgischer Instrumente, womit viele Glasschränke dicht angefüllt sind. Die meiste Anziehung für ihn aber mag die Sammlung von Transport- und Lazareth-Modellen haben, die über den hohen Schränken die ganze Länge des Museums entlang stehen und die Geräthe vorstellen, wie sie im letzten Kriege wirklich in Gebrauch waren. Da sind zuerst vierrädrige Arzneiwagen, von denen einer ein ganzes Regiment für drei Monate versehen konnte, aber ohne die Ladung über 20 Centner wog. Man gab deshalb einem kleinern den Vorzug, der eine ganze Brigade für einen Monat versah und um 500 Pfund leichter war. Dieser trug auch auf der Pariser Ausstellung im Jahre 1867 die Silbermedaille davon und hat den besondern Vorzug, daß die gepackten Flaschen gegen Zerbrechen sichergestellt sind. Für kleinere Streifzüge gegen die Indianer, besonders in den westlichen Gebirgen, wurden zweirädrige Arzneiwagen von nur 600 Pfund Gewicht eingeführt, deren Räder mit den Hinterrädern der Ambulanzwagen vertauschbar sind.

Besondere Anziehung haben die Modelle der Lazareth-Eisenbahnzüge. Die Kamine der Locomotiven und die Tender waren bei der Nordarmee mit grellem Scharlachroth bemalt, und der Südarmee wird nachgerühmt, solche Züge nie beschossen oder belästigt, sondern im Gegentheile zeitig gewarnt zu haben, wo die Bahnlinie zerstört war. Nur einmal, als fünf Proviantzüge, um sich zu schützen, hinter einem Lazarethzug daherfuhren, wurde der letztere von den Freiwilligen des Oberst Morgan abgelenkt; aber erst als der Arzt erklärt hatte, die Kranken hätten Lebensmittel genug, wurden die Proviantzüge beschossen und zerstört. Die Modelle stellen den Waggon des Stabsarztes, den Küchenwaggon, mehrere

Lazarethwaggons und einen Frachtwaggon mit Sänften dar, den letztern nach dem Plane des deutschen Mechanikers Grund.

Ebenso lehrreich sind die zwei Modelle der Lazarethdampfer, wovon eines ein Schiff auf dem Mississippi, das andere eines auf dem Atlantischen Ocean darstellt. Die eigenthümliche Bauart der Mississippi-Dampfer mit niedrigem Wassergange, vier Stockwerken und breitem Schaufelrade hinter dem Steuer ist aus Reisebeschreibungen hinlänglich bekannt. Das hiesige Modell ist 5 Fuß lang und stellt den Dampfer „Januar" mit 235 Fuß Länge und zwei Hochdruckmaschinen dar, der im Jahre 1862 von den Nordstaaten angekauft wurde. Er erhielt bei der Einrichtung 400 Betten und einen Stabsarzt mit drei Assistenten, außer den Pflegern und Köchen. Die große Hitze machte besondere Vorkehrungen nöthig. Ein großer Wasserbehälter auf dem Vorderdeck wurde durch Dampfpumpen voll gehalten und stand durch Röhren mit allen Räumen in Verbindung. Diese Röhren gingen aber zuerst in vielen Windungen durch eine Masse von Eis im untersten Schiffsraume, so daß man im ganzen Schiffe Eiswasser in Fülle erhielt. Ein Fächer ging durch die ganze Länge des Hauptkrankensaales gerade unter den Seitenfenstern her und machte, von der Maschine getrieben, 90 Umdrehungen in der Minute. Eine seiner wohlthätigsten Wirkungen war unvorhergesehen und bestand darin, daß er alle Fliegen und Mosquitos hinaustrieb.

Die erste Fahrt machte der „Januar" im April 1862 nach Tennessee, wo er gerade während der Schlacht von Shiloh ankam, und dann kreuzte er fortwährend auf dem Ohio und Mississippi bis nach New-Orleans, geschützt durch die Fahne der Neutralität. Nur 530 Kranke und Verwundete starben auf der Fahrt von den nahezu 24 000, die er im ganzen beförderte.

Ein anderes Modell ist 7 Fuß lang und stellt die eine Seitenhälfte des Meerdampfers „Barnes" von 223 Fuß Länge dar, zeigt also die innere Einrichtung aller Decke im Längendurchschnitt. Er war aus einem Kauffahrteischiff in ein Lazarethschiff umgeformt worden und erhielt zu diesem Zwecke noch ein Oberdeck wie die Flußdampfer.

Einen letzten Blick verdienen noch die Lazarethmodelle, theils Zeltlazarethe, bei denen drei oder vier aneinander geheftete Zelte die Einheit bilden, theils Barackenlazarethe, deren Einheit eine Baracke von 60 Betten ist. Die Gruppirung beim Lincoln-Lazareth, dessen Modell im Verhältniß von 30 Fuß zu 1 Zoll ausgeführt ist, hat die Form eines V, an dessen Scheitel das Verwaltungsgebäude in der Richtung der Längenachse sich

erhebt. Ihm parallel stehen die Baracken in zwei divergirenden Linien und schließen die übrigen Gebäude ein wie Speisesaal, Küche, Waschhaus, Vorrathskammer, Schwesternhaus, Kapelle, Todtenhaus, Wachthaus und ähnliche. Das Hicks-Lazareth, dessen Modell in demselben Verhältnisse ausgeführt ist, hat die Form eines Halbkreises, von dessen Umfang die Baracken strahlenförmig auslaufen. Der leere Hofraum ist von den Verwaltungsgebäuden diametral abgeschlossen, während die übrigen Gebäude außerhalb zerstreut liegen. Die Modelle des McClellan- und des Mower-Lazareths bilden geschlossene ovale Curven, deren Baracken ebenfalls strahlenförmig von der Mitte auslaufen. Die übrigen Gebäude liegen entweder innerhalb oder im Umfang an Stelle von Baracken.

In der anstoßenden Bibliothek öffnete Herr Myers einen schönen Folianten, das Manuscript eines italienischen Arztes aus dem Jahre 1384. Eine andere sehr schöne Handschrift aus dem Jahre 1470 hatte den Titel: Dondis Paduanus Jacobus, de medicinis simplicibus, Strassburg. Auch die ältesten gedruckten Arzneikunden sind da vertreten, wie Petrus de Argelata, Ochsenhausen (1480) mit gemalten Initialen, und Articella (1493) mit schönen Holzschnitten.

Der größte Theil dieser Specialbibliothek wurde durch Geschenke und Austausch erworben, da die bewilligten Geldmittel zu einem umfassenden Ankaufe nicht hinreichten.

Die freundliche Einladung des Herrn Myers zu einer Dampfschifffahrt über den Potomac nach Alexandria bot noch die Gelegenheit, das Arsenal am Südende der Stadt wenigstens im Vorbeifahren zu sehen. Zwischen den niedrigen Holzgebäuden für die Waffen steht ein steinernes für den Commandanten, und blanke Kanonen mit Kugelpyramiden sind auf dem schönen Rasen umher aufgestellt. Die vielen Bäume und das kühle Ufer der Halbinsel machen den Platz zum Lieblingsaufenthalte der Kinder.

Von der Nordseite des Capitols nach dem Mittelpunkte der Stadt führt die Pferdebahn an einem Gebäude von rothem Stein vorbei, das durch seine Größe und Bauart jedem Fremden in die Augen fällt: es ist das neue Pensions-Amt. Die drei Stockwerke mit 74 Fenstern auf einer und 38 auf der andern Seite und die zwei sich kreuzenden Dachgiebel geben ihm fast das Aussehen eines Waarenlagers. Nur die Reihe von vielen hundert ausgehauenen Figuren, welche sich zwischen dem ersten und zweiten Stockwerke der ganzen Länge nach hinzieht und alle Abtheilungen der Unionsarmee darstellt, erinnert an seinen wahren Zweck,

nämlich an die Pensionen für Invaliden der Armee und Marine, sowie für deren Wittwen, minderjährige Kinder und Verwandte.

Seit 1861 sind ungefähr eine Million Ansprüche auf Pensionen eingereicht, aber nur etwas über die Hälfte anerkannt worden. Dabei müssen die oben bei Gelegenheit des Medicinischen Museums erwähnten 16 000 Foliobände ärztlicher Berichte oft als Beweismittel nachgeschlagen werden. Obwohl die durchschnittliche Jahrespension nur etwas über 100 Dollars beträgt, so beläuft sich doch die Summe der jährlichen Pensionen auf nahezu 60 Millionen und die seit 1861 als Pensionen ausbezahlte Summe auf die Kleinigkeit von 680 Millionen Dollars. Die Pensionen bilden daher auf der jährlichen Rechnung des Finanzministers den größten Posten, der denjenigen für Militärwesen um beinahe 20 Millionen überragt.

Das Innere des Gebäudes war beim Besuche noch nicht vollendet; es bietet nichts besonders Sehenswerthes, außer vielleicht die großen Pfeiler, welche, inwendig hohl, als feuerfeste Plätze zur Aufbewahrung von Regierungsdocumenten benutzt werden, so daß jede Abtheilung, einschließlich die Smithson'sche Stiftung, ihren eigenen Pfeiler hat.

Erwähnt werde hier auch noch Corcorans Kunstgalerie, welche seit 12 Jahren dem Besucher offen steht und die Stiftung eines Bankiers Wilhelm Corcoran von Georgetown ist, dessen Vater von Irland eingewandert war. Gebäude und Platz kosteten 250 000 Dollars, aber der Fond von 900 000 Dollars hat die Verwaltung in den Stand gesetzt, viele Gemälde und Statuen von Europa einzukaufen. Diese Galerie bot bekanntlich Professor Henry die erwünschte Gelegenheit, die Smithson'sche Stiftung von einer zweckwidrigen Last zu befreien, und enthält auch die wenigen Kunstgegenstände der genannten Stiftung.

Der übrige Theil dieses Tages, es war ein Samstag, sowie der folgende, boten Gelegenheit zu einer andern Art von Beschäftigung in der deutschen St.-Josephs-Kirche. Was dem Fremden dabei auffällt, ist die große Zahl von Negern, die sich bei der heiligen Messe und am Beichtstuhle einfinden, obwohl sie nicht zu dieser Pfarrei gehören. Welcher Mitbruder des hl. Petrus Claver wird sich bei der ersten Wirksamkeit unter dieser Menschenklasse nicht an den großen Apostel der Negersklaven erinnern! Die Umstände sind jetzt freilich ganz verändert, indem diese Neger die Sprache des Landes sprechen und in der Religion gut unterrichtet sind. —

Da die Erfahrung gelehrt hatte, daß eine Empfehlung mehr Thüren öffnet und mehr Sehenswerthes enthüllt, als der einfache Zutritt, wie

er jedem Besucher dieser öffentlichen Anstalten gestattet ist, so führte uns ein Pater von der Aloysiuskirche bei dem Aufseher der Regierungsdruckerei ein, der zu seiner Gemeinde gehört.

Das vierstöckige Gebäude aus Backsteinen erstreckt sich längs zweier Straßen nördlich vom Capitol und ist rückwärts durch eiserne Brücken mit zugehörigen Bauten verbunden. Ein ältlicher, aber rüstiger Herr machte über zwei Stunden lang den Führer durch alle Räume, gab jedoch die Erklärungen meist durch Zeichen, da das Sprechen von dem Summen der unzähligen Lederriemen übertönt wurde. Die Arbeit, welche in diesen Gebäuden von den 2500 Angestellten geleistet wird, kostet jährlich zwei Millionen Dollars und besteht hauptsächlich im Bedienen von Maschinen. Der unterste Raum enthält eine Schnellpresse, welche die Typen auf zwei großen Rollen trägt und besonders zur Zeit der Congreßsitzungen in reger Thätigkeit ist. Die anstoßenden Gewölbe gleichen dem Waarenlager einer Papierfabrik und enthalten neben dem Vorrathe auch die gedruckten, aber ungebundenen Documente. Weitere Räume desselben Stockwerkes enthalten lange Reihen von Druckmaschinen, eine dicht neben der andern und von wenigen Händen bedient. Das Papier ist eben nur richtig hineinzulegen, das übrige besorgt die Maschine.

Im zweiten mit Glühlichtern beleuchteten Stockwerke stehen die Setzer, durch deren Saal man zwar hindurchgehen darf, aber ohne einem zu nahen, weil die Manuscripte geheim bleiben sollen. In einem anstoßenden kleinen Zimmer sitzen ältere bärtige Herren, mit dem Lesen der Bogen beschäftigt, und lassen niemand eintreten. Trotzdem war gerade am Tage zuvor ein geheimes Document verrathen worden, worüber im Senate und in den Zeitungen großer Lärm entstand.

In demselben Stockwerk befindet sich auch die Stereotypgießerei und Galvanoplastik. Unser Begleiter führte uns zu verschiedenen Arbeitern; es wurden gerade die gesetzten Lettern in einer Gipsmischung abgedruckt, letztere an einem Ofen getrocknet und dann mit weißem Metall ausgegossen. Die so gegossenen Platten enthielten zwei Octavseiten und wurden auf einer nebenstehenden Maschine in zwei Hälften gesägt und auf dem Rücken und an den Seiten gehobelt, so daß sie genau in die Druckmaschine paßten. Die Arbeit sieht sich an wie ein Kinderspiel und geht so hurtig aus der Hand, daß man sofort erkennt, die Leute werden stückweise bezahlt. Galvanoplastik wird hier nicht in dem großen Maßstabe betrieben wie im Institute der Küstenvermessung, sondern nur zum Zweck kleinerer Illustrationen.

Ein Stockwerk höher ist die Buchbinderei, wo die Congreßdocumente ihre bekannten kostspieligen Ledereinbände erhalten. Von besonderem Interesse sind die Maschinen, in welchen die Bücher geheftet werden. Der gefaltete Bogen wird bloß richtig gelegt, und ein Druck mit dem Fuße genügt, ihn festzuklemmen. Die Arbeit geht so schnell von statten, als die Hand nach neuen Bogen zu greifen im Stande ist. Sind Illustrationen einzuheften, so hat der Arbeiter seinen Namen auf das Buch zu setzen, damit er eventuell für vorgekommene Versehen verantwortlich gemacht werden könne. Lange horizontale Messerschneiden stehen in einer Reihe bereit, um den gehefteten Büchern durch einen einzigen Druck in diagonaler Richtung den Schnitt zu geben.

Ein Mann in einer Ecke erhielt den Auftrag, die Colorirung der Schnitte zu zeigen. Mit wunderbarer Fertigkeit spritzte er Wasserfarben aus verschiedenen Töpfen auf einen großen Behälter voll Gummiwasser und rührte dieselben mit Kämmen in die schönsten Marmorirungen, in welche die Schnitte der Bücher einfach eingetaucht wurden.

Im Vorbeigehen wies der Führer auf eine Wittwe hin, welche im letzten Bürgerkriege ihren Mann und die einzigen zwei Söhne verloren hatte, mit der Bemerkung, daß solche Frauen bei der Anstellung bevorzugt würden.

Für die Bezeichnung auf dem Rücken der Bücher wird 22karätiges Gold gebraucht, das nach dem Druck mit einem Harzklumpen abgewischt wird. Das aus diesen Klumpen wiedergewonnene Gold soll für einen einzigen Arbeiter jährlich auf 6000 Dollars kommen.

Das oberste Stockwerk endlich enthält die Falzräume, wo die Druckbogen gefaltet werden. Lange Reihen von kleinen Instrumenten stehen mit der Dampfmaschine in Verbindung und bedürfen nur einer leichten Bedienung, um die Bogen in der gewünschten Form zu falzen. Hydraulische Pressen, kaum so groß wie ein gewöhnlicher Sessel, dienen dazu, die Bogen in einigen Sekunden so zusammenzupressen, daß die freien Enden sich so hart wie Stein anfühlen. Die Pressung geschieht zwischen zwei Brettern, um welche eine Kette geschlungen wird, die später kein Sterblicher ohne Kunstgriff zu lösen im Stande wäre. So wandert das Paket in die feuerfesten Gewölbe, bis es für das Einbinden an die Reihe kommt.

Die glänzende Dampfmaschine, welche dem ganzen Etablissement Bewegung ertheilt, ist dem Besucher zugänglich, nur die Dampfkessel sind in einem untern Raum. Von dem letztern führt eine kleine Treppe höher zu einer Thüre mit der Aufschrift: „Positiv kein Einlaß", eine Regel,

die, wie alle übrigen, ihre Ausnahmen hat. Das Zimmer enthält die elektrodynamische Maschine, welche die Glühlichter Tag und Nacht speist und von einem deutschen Mechaniker besorgt wird.

Da der gut besoldete Führer keine Belohnung annehmen wollte, so blieb nichts übrig, als ihm verbindlichst zu danken, während er betheuerte, sein möglichstes gethan zu haben.

Von da ging's noch an demselben Nachmittage nach dem großen Gebäude westlich von der Wohnung des Präsidenten, wo das Staats-, Marine- und Kriegsministerium seinen Sitz hat. Der 471 Fuß lange und 253 Fuß breite Bau wurde vor 16 Jahren begonnen und wird bis zu seiner Vollendung über 10 Millionen Dollars kosten. Er hat vier gleiche Fassaden mit eben so vielen Hauptportalen, besteht aus Granit und stellt eine Art des italienischen Renaissancestils dar.

Wer das Gebäude schon kennt, meldet sich an dem Elevator, der einem Eisenbahncoupé erster Klasse gleicht; der Fremde aber zieht es vor, die Reise durch das Labyrinth zu Fuße zu machen.

Nummer 108 führt in das Amt des Nautischen Almanachs, das unter dem Marineminister steht und von dem bekannten Astronomen Simon Newcomb verwaltet wird. Mehrere Rechner sitzen an ihren Pulten, ohne sich zu rühren; nur Freund Barcroft kommt seinem alten Bekannten entgegen und zeigt ihm die Störungsfunctionen der Planetenbahnen, die ihn gerade beschäftigen. Die großen Rechnungsbogen von dickem Papier sind auf einer Seite durch farbige Linien in Vierecke getheilt, in deren jedes nur eine Ziffer kommt. Die Formeln, nach denen gerechnet wird, stehen in farbiger Tinte obenan. Gerade vor diesem Pulte ist dasjenige des Herrn Corrigan, eines freundlichen jungen Mannes, der durch seine Berechnungen der Meteoritenbahnen rühmlichst bekannt ist. Ein deutscher Herr, der früher im Berliner Rechnungs-Bureau thätig war, freute sich, einen Landsmann zu treffen.

Das anstoßende Gemach ist das Arbeitszimmer des Herrn Professor Simon Newcomb, der trotz seiner bahnbrechenden Untersuchungen auf dem Gebiete der Mechanik des Himmels noch eine rüstige Gesundheit besitzt und einem Besucher gerne einige kostbare Minuten der Unterhaltung und Belehrung widmet. Diesem Herrn gebührt eine dankbare Anerkennung in diesen Blättern, weil er seit einem Jahrhunderte der erste gewesen ist, der für die Ehrenrettung des P. Hell S. J. eintrat, gegenüber den Anklagen eines Lalande, Karl Littrow und Encke. P. Hell sollte nämlich, wie Lalande behauptete, seine Beobachtungen des Venus-Durchganges vom

Jahre 1769 in Lappland erst verheimlicht und dann nach dem Bekanntwerden der Beobachtungen anderer Astronomen verbessert haben. Littrow und Encke nahmen zwar nicht alle Beschuldigungen Lalande's an, glaubten ihm aber in dem wesentlichen Punkte der Fälschung.

Zum bessern Verständnisse der Heftigkeit, mit welcher Lalande gegen P. Hell auftrat, erinnern wir nur an den Sturm, der damals in Frankreich gegen die Gesellschaft wüthete, welcher P. Hell angehörte.

Prof. Newcomb, der sich mit der Discussion sämmtlicher historischen Venus- und Mercur-Durchgänge beschäftigt, begab sich nach Wien, um das Manuscript Hells zu untersuchen und zu sehen, wie er sagte, ob Hells gefälschte Ziffern überhaupt noch einen annähernden Werth hätten, ohne aber im geringsten an der Richtigkeit der gewöhnlichen Ansicht zu zweifeln. Als er nun die Handschriften Hells genauer betrachtete, fand er sich in der überraschenden Lage, zu ganz anderen Schlußfolgerungen zu kommen, als Littrow. Das Ergebniß seiner Untersuchung war so verschieden von der herkömmlichen Meinung, daß er dasselbe sammt den Beweisgründen in einer Schrift zusammenfaßte und der Königlichen Astronomischen Gesellschaft zu London vorlegte, von welcher sie auch in den Monthly Notices veröffentlicht wurde.

Professor Newcomb spielt nur im Vorübergehen auf das Fehlen vieler Umstände an, welche man bei einer solchen Fälschung erwarten mußte, und faßt dann seine gewonnene Ueberzeugung in folgenden vier Sätzen zusammen:

„1. Der Glaube an eine verdächtige Verspätung in den Publikationen von Hells Beobachtungen oder an irgend etwas in seiner Handlungsweise, das vernünftigen Grund zum Verdachte erregen könnte, er habe mit seinen Beobachtungen geheimes Spiel treiben wollen, ist eine reine Fabel.

„2. Ausgenommen die Zeit der Bildung des Lichtfadens beim Eintritt, ausgenommen auch eine Verschiedenheit von einer Sekunde in der Zeit des innern Contactes und eine Aenderung von zwei Sekunden in einer von Sajnovics' Zeitbestimmungen — ist es bewiesen, nicht nur negativ und muthmaßlich, sondern durch positive Gründe und über jeden ernsten Zweifel hinaus, daß all die wesentlichen Zahlen, die Hell in seinen Beobachtungen sowohl für den Durchgang als für die Länge gibt, so gedruckt sind, wie sie Hell in Wardhus erhalten und in sein Tagebuch geschrieben hat, bevor nur eine Möglichkeit war, mit anderen Beobachtern in Verbindung zu treten.

„3. Die Hinzufügung der Zeit für die Bildung des Lichtfadens wurde durch die Berichte anderer Beobachter veranlaßt; aber die Zeit selbst ist Hells eigene, möglicherweise durch Schätzung und aus dem Gedächtnisse, wahrscheinlicher aber von einem Memorandum, das er zur Zeit der Beobachtung geschrieben, aber nicht in sein Tagebuch eingetragen hatte.

„4. Die Aenderung in Sajnovics' Zeitbestimmung des innern Contactes wurde wahrscheinlich deswegen gemacht, weil Sajnovics selbst nachher zur Ueberzeugung kam, daß seine Zeitbestimmung zu spät sei; es kann aber sein, daß er in diesem Urtheile von Hells Beobachtungen beeinflußt war."

Professor Holden, gegenwärtig Präsident der Universität von Californien und Director der Lick-Sternwarte, welche die größte der Welt zu werden verspricht, hat diese merkwürdigen Schlüsse Newcombs in den Jahresbericht der Smithson'schen Stiftung aufgenommen, welcher dem Congreß im Jahre 1883 vorgelegt wurde.

Es ist eine lehrreiche Thatsache, daß es ein volles Jahrhundert dauerte, bis die Verleumdung Lalande's wieder gut gemacht wurde, und daß diese ehrenvolle Aufgabe amerikanischen Astronomen vorbehalten blieb, die sich um die damaligen Parteien wenig kümmerten.

In den Arbeitszimmern des Almanach-Amtes befinden sich die auserlesensten Bücher über Astronomie, sowie die schon mehrere Jahre im voraus veröffentlichten Nautischen Almanache. Unweit dieser Zimmer ist aber noch die Marinebibliothek mit vielen Zeitschriften und Sammelwerken.

Auf der Südseite dieses Regierungsgebäudes ist das Staatsministerium. Das einzige Anziehende für den Besucher dieser Abtheilung bildet die Bibliothek und auch in dieser nur die Sammlung geschichtlicher Denkwürdigkeiten. Dem Eingange gegenüber steht ein durchsichtiger Schrein mit dem Schwerte Washingtons, dem Stocke Franklins mit goldenem Knopfe, dem Tagebuche Jeffersons und anderen Sehenswürdigkeiten. Ein Stück von Jeffersons Testament schreibt folgende Aufschrift seines Grabsteines vor: „Hier ward begraben Thomas Jefferson, Verfasser der amerikanischen Freiheitserklärung, des Statuts von Virginien für religiöse Freiheit und Vater der Universität von Virginien." Daß Gott ihm die ewige Ruhe gebe, denkt sich der geneigte Leser selbst hinzu. Links vom Eingange ist ein hölzerner Schrank in der Wand; dieser birgt unter einer Glasplatte das Original der amerikanischen Freiheitserklärung auf großem Pergament. Das gelbliche Schriftstück ist kaum mehr leserlich.

Die Unterschriften der Congreßmänner beginnen mit dem kräftigen großen Zuge Hancocks, der beim Niederlegen der Feder gesagt haben soll: „Das da kann John Bull ohne Brille lesen.“ Franklin soll seine Unterschrift mit den Worten begleitet haben: „Jetzt, meine Herren, müssen wir zusammenhangen, sonst könnten wir getrennt hängen.“ Als Carroll, der Vetter des ersten Bischofs der Vereinigten Staaten, unterschrieb, bemerkte ein Mitglied: „Da gehen einige Millionen. Aber es gibt viele Carroll, und die Britischen werden nicht wissen, welcher es ist.“ Daraufhin zeichnete er: „Charles Carroll von Carrollton“, ein Titel, der ihm von nun an blieb, bis er im Jahre 1832 als reicher Mann, als letzter der „Patrioten“ und als eifriger Katholik allgemein geachtet, das Zeitliche segnete.

Im Jahre 1876 bildete der Congreß ein Comité, um die vergilbte Freiheitserklärung wieder aufzufrischen. Dasselbe bestand aus dem Minister des Innern, dem Director der Smithson'schen Stiftung und dem Congreßbibliothekar. Diese wandten sich um Rath an die Nationale Akademie der Wissenschaften, erhielten aber keinen Bescheid.

(Fortsetzung folgt.)

J. G. Hagen S. J.

---

# Henrik Ibsen.

## Ein literarisches Charakterbild.

Zwanzig Jahre lang dichtete der Norweger Henrik Ibsen für sein „felsenfestes Klippenvolk“, ohne daß die Hüter der Weltliteratur in Deutschland sich um ihn gekümmert hätten. Nachdem ihm dann Strodtmann und andere Uebersetzer ihre Huld zugewandt, vergingen abermals fast zwanzig Jahre, ehe er im Residenztheater zu Berlin im Jahre 1887 der Löwe des Tages ward, 14 000 Bewerber sich herbeidrängten, um die erste und einzige von der Polizei bewilligte Vorstellung seiner „Gespenster“ mitanzusehen, Tausende von Exemplaren des „gefährlichen“ Stückes auf einen Schlag von Leipzig bestellt wurden, die ganze Presse den Namen „Ibsen“ wiederhallte. „Wie quälend!“ hörte man das Publikum ein über das andere Mal während der Vorstellung rufen; aber die „berufenen Kritiker“ fehlten nicht, welche hoch und theuer versicherten, daß das von dem Stück hervorgerufene Grauen gar nicht von dem hochästhetischen Grusel verschieden sei, den einst die Athener beim Anhören des „Königs Oedipus“ empfunden, und daß sie selbst also mit einer tragischen Läuterung ihrer Affecte, gebildeter, gehobener, veredelter das Residenztheater verlassen hätten. Freilich erhoben sich auch andere Stimmen, welche den vorgeblichen neuen Sophokles geradezu für einen nordischen Zola erklärten, und

einige seiner begeistertsten Verehrer, besonders der als „genialer" Freidenker und Zukunftsmann sich aufspielende Georg Brandes in Kopenhagen, declamirten mit solcher Wärme von Ibsens Realismus, Materialismus, Pessimismus und von seinem siegreichen Sturmlauf gegen alle ererbten Vorurtheile und die ganze verrottete alte Welt (d. h. Religion und bestehende Ordnung)[1], daß der neue Sophokles jedem ehrlichen Christen in nicht sehr günstigem Licht erscheinen mußte. Zu besonderem Verdienste wurde ihm noch angerechnet, die Lehre von der Unfreiheit des Willens und die darwinistische Vererbungstheorie mit genialem Blick und Griff auf die Bühne gebracht und die wahre Freiheit des Menschengeschlechtes dadurch in großartigstem Umfang gefördert zu haben.

Wir überlassen es den Philosophen, zu untersuchen, inwiefern die Freiheit hauptsächlich durch deren völlige Negation gefördert wird, inwiefern die darwinistische Vererbungstheorie sich noch halten läßt oder gar zur Grundlage der Moral gemacht werden kann. Aber wir möchten keinen Poeten auf das Lob schlimmer Freunde hin ungehört verurtheilen, und wenden uns deshalb zu den Werken des Gefeierten und Geschmähten selbst, um uns über seine Verdienste ein Urtheil zu bilden.

Vor allem muß man sich dabei vergegenwärtigen, daß Ibsen nicht wie ein Meteor oder Wunderzeichen plötzlich vom Himmel gefallen ist, um die

[1] Die feierlichsten Trompetenstöße zu Ibsens Ehre enthält seine Schrift „Det moderne Gjennembruds Maend" (Die Männer des modernen Durchbruchs). En Raekke Portraeter (Kjöbenhavn 1883. S. 66—139). Fast gleichzeitig erschien dieser feierliche Literatur-Tusch in Paul Lindau's „Nord und Süd" (1883. XXVII, S. 247—281) auch auf deutsch. — Stark panegyristisch, aber doch etwas gediegener, ist L. Passarge's Schrift: Henrik Ibsen. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte der norwegischen Nationalliteratur (Leipzig 1883). — Die ständige Reclame für Ibsen in der „Frankfurter Zeitung" besorgt seit mehreren Jahren Otto Brahm (heißt nach Kürschner, 1885, eigentlich Abrahamsohn), der auf einer „Gespenster"-Fahrt im December 1886 zu Ibsens Ehre sogar zu Halle im Schnee stecken blieb. „Wir aber harren hoffend auf das dritte Reich, auf das, was werden wird und kommen soll", erklärt dieser deutsch-semitische „Durchbruchsmann" in einer Vorrede zu der eben erschienenen Uebersetzung von Ibsens „Kaiser und Galiläer" (Berlin, Fischer, 1888. S. XVII). — An Brandes' Auffassung schließt sich das Portrait Ibsens von Eugen Zabel in „Unsere Zeit" (1881. XVII. a. S. 513—531). — Eine sehr richtige und gehaltvolle Abfertigung der „Gespenster" schrieb dagegen Eugen Sierke in ders. Zeitschrift (1887. XXIII. b. S. 185—204). — Verschiedene Einzelheiten bieten P. Botten-Hansen (Henrik Ibsen; Illustr. Nyhedsblad, 1863. Nr. 29. 30), A. Falkmann (Illustr. Tidende, 1867. Nr. 383. 384), L. Dietrichson (Ny Illustr. Tidende, 1869. Nr. 34); eine ausführlichere Kritik der Werke Ibsens zwei Schriften von Valfrid Vasenius, Docent an der Universität Helsingfors (Henrik Ibsens Dramatiska Diktning i dess första Skede. Helsingfors 1879. — Henrik Ibsen, ett Skaldeporträtt. Stockholm 1882). — Als Festschrift zum 60. Geburtstage des Dichters veröffentlichte soeben Henrik Jaeger: Henrik Ibsen, 1828—1888. Et literaert Livsbillede. Kjöbenhavn, Gyldendal, 1888. Diese neue Lobrede enthält wenig neue Aufschlüsse, aber vier Portraits des Dichters aus verschiedenen Lebensperioden, welche eine sehr merkwürdige physiognomische Entwicklung darstellen.

Bühne der Gegenwart mit seinen Strahlen zu erleuchten. Die norwegische Literatur hat mit ihm weder begonnen, noch ganz urplötzlich eine neue Epoche erlebt. Er steht vielmehr, um recht modern und darwinistisch zu reden, als merkwürdiger Descendent am Schlusse einer langen literaturhistorischen Entwicklungsreihe, durch den Kampf ums Dasein stark variirt, aber schließlich, trotz aller Einflüsse deutscher Philosophie, englischer Descendenzhypothesen und französischer Bühnenrealistik, ein Sohn des Nordens, der seine Abkunft weder verläugnen kann noch will, als Dichter aus dem Schoß der skandinavischen Romantik hervorgegangen, in langsamem Trennungsproceß von ihr abgefallen, endlich als Bühnenrealist ihr enfant terrible, ihr Gegensatz, ihre Geißel geworden.

Als Ibsen am 20. März 1828 in der kleinen Küstenstadt Skien im Süden der Halbinsel geboren wurde, waren die Zeiten längst vorüber, wo die Literatur der drei nordischen Reiche, durch die Glaubenstrennung von ihrer geschichtlichen und poetischen Vergangenheit losgerissen, ihr Leben von lutherischen Psalmen und Kirchenliedern und einem schwachen Nachhall der continentalen Literatur des Siècle de Louis le Grand kümmerlich fristete. Holberg, von Geburt Norweger, hatte sich eine freiere Denkungsart und nationale Selbständigkeit zu behaupten gewußt. Wessel, ebenfalls Norweger, hatte die französische Zopfpoesie köstlich ironisirt. „In den ersten Jahren dieses Jahrhunderts", so sagt einer der tüchtigsten norwegischen Schriftsteller selbst, „war man in Dänemark so weit gekommen, daß man ernstlich an eine Verbindung der heimischen Poesie mit den Bildern der nordischen Vorzeit dachte. Die alten Pergamente waren entrollt, die historische Schule, welche die nordische Forschung lenkte, hatte sich längst einen berühmten Namen erworben und in hohem Grad auf die Dichtung eingewirkt. Da setzte die Hochschule (von Christiania) die Preisaufgabe aus: „Wäre es vortheilhaft für die schöne Literatur des Nordens, daß die nordische Mythologie allgemein angenommen und an Stelle der griechischen eingeführt würde?" [1] Die beste Antwort gab der deutsch-dänische Romantiker Adam Gottlob Öhlenschläger, indem er, ganz im Sinne und Geiste der deutschen Romantiker, herzhaft nicht in die bloßen mythologischen Formeln der altnordischen Zeit, sondern in die Sage, Poesie und Geschichte des Mittelalters zurückgriff und dasselbe für die Poesie gewissermaßen zurückeroberte. Mit seinem großartigen Drama „Hakon Jarl" eröffnete er schon 1805 eine lange Reihe dramatischer und epischer Dichtungen, welche aus dieser Quelle schöpften und in allen drei Reichen, Dänemark, Schweden und Norwegen, als gemeinsam „nordisch"-national eine mächtige Begeisterung hervorriefen. Es folgten dann „Palnatoke" (der nordische Tell, 1807), das volksthümliche Ritterschauspiel „Axel und Walburg", „Stärkodder" (1812), „Helge und Yrsa" (1814), „Hagbarth und Signe" (1815), „Die Wäringer in Miklagaard" (Constantinopel) (1826), „Amleth" (Hamlet nach der Sage bei Saxo Grammaticus, 1846), „Kjartan und Gudrun" (1848), „Ragnar Lodbrock" (1849). Die letzten dieser Werke reichen bis in die Zeit

---

[1] J. S. Welhaven, Samlede Skrifter. Kjöbenh. 1868. VI. 228.

hinein, wo Ibsen zu dichten begann. Die Wirkung war nach Welhavens Zeugniß eine gewaltige. „Was die historische Forschung nicht ausrichten konnte, das erreichte die Dichtung.“ [1] Der Geist der Vorzeit lebte von neuem auf und verband sich innig, lebensvoll mit dem Dichten und Trachten der Gegenwart, mit der Cultur der drei nordischen Reiche. Das Bewußtsein der großen Vergangenheit drang in immer weitere und weitere Kreise ein. „Die Geschichte selbst bekam nun ein anderes Aussehen; denn ihre Züge hellten sich auf und wurden wieder kenntlich — in den Thaten der Väter zeigte sich des Stammes unvergängliche Grundkraft, in ihrer Sprache hörte das Volk seine eigene Stimme wieder. Die Sprache nahm diesen Eindruck auf und sagte sich nach und nach von dem Klang der erborgten Wendungen los, den sie eben noch festlich angestimmt hatte. Der Geist unserer Sprache ward mit einem Male reich an eigenem Erbgold und fühlt stets mehr und mehr dieses Besitzes Werth und Bedeutung ... Da erhielt die nordische Poesie eine neue, eigene Grundlage, breit und mächtig genug, um eine gesammte, selbständige Volksentwicklung zu stützen ... Des heutigen Dichters Leben war reich an großen, lohnenden Aufgaben, und er ging Zeiten und Zuständen entgegen, die gerade dazu angethan waren, seinem Wirken die volle Kraft und Bedeutung anzuweisen.“ [2]

Eine kleine Störung erlitt diese gesunde, nationale Literaturentwicklung durch eine Richtung, welche noch nationaler sein wollte. Nachdem Norwegen im Jahre 1814 wieder ein selbständiger Staat geworden war, übertrug sich das Hochgefühl der sogen. Eidsvoldsmänner auch auf die Literatur und rief den Gedanken hervor, auch Sprache und Literatur von der dänischen möglichst loszureißen. Zündend wirkte in dieser Hinsicht Wergelands formlose, aber enthusiastische Dichtung: „Die Schöpfung, der Mensch und der Messias“. Dem halbtrunkenen, ästhetischen Radicalismus, der sich von allen bisherigen Ueberlieferungen gewaltsam losreißen wollte, erstand jedoch in dem feinsinnigen, echt künstlerisch angelegten Welhaven schon im Jahre 1832 ein völlig gewachsener, ja überlegener Gegner, der die Idee des Nationalen in richtigere Bahnen wies. Sein Sonettenkranz „Norwegens Dämmerung“ (1834) ist dem Gehalt wie der Form nach ein Meisterwerk, und sein kräftiges Auftreten rettete auch für Norwegen die von Öhlenschläger angebahnte Richtung, welche die classischen Studien, die Bildung wie die Formen des Südens freundlich zu ihrer Gestaltung heranzog, aber namentlich bei den Schätzen der älteren Geschichte, der Volkssage und Volksüberlieferung ihre Stoffe suchte, das Heimische in Pflege eines echten Volksgeistes, aber zugleich in Berührung mit Dänemark und dem übrigen skandinavischen Norden wie mit dem Auslande harmonisch weiterzubilden bestrebt war. Als Professor der Aesthetik an der Universität Christiania übte Welhaven bis zu seinem Tode (1873) in diesem Sinne einen ungemein günstigen Einfluß aus. Andreas Munch und andere tüchtige Talente widmeten sich in ähnlichem Sinne der holden Dichtkunst, während bald darauf Bischof Moe und der Naturforscher Asbjörnson die alten Volksmärchen sammelten, Peter Andreas Munch und andere treffliche Historiker

[1] Das. VI. 229. [2] Das. VI. 230. 231.

die vergrabenen Schätze altnorwegischer Geschichte aus langverschütteten Schachten ans Tageslicht holten und dem vielgeschmähten Mittelalter, der Glanzzeit norwegischer Thatkraft und Größe, das verdiente Denkmal setzten. Das benachbarte Schweden war seit den zwanziger Jahren in ähnlichem Fahrwasser, wie Tegnérs Frithjofssage und Geijers poetische und historische Werke beweisen.

Das war die Zeit, in welcher Ibsen vom Kinde zum Knaben und Jüngling emporwuchs. Sein Vater war ein Kaufmann, dessen Geschäft sehr zurückgegangen war und der deshalb nicht zur Aristokratie des Kleinstädtchens Skien gehörte. Mit 16 Jahren ward der junge Henrik in dem südlich gelegenen, noch kleinern Städtchen Grimstad als Apothekerlehrling untergebracht. In diesem winzigen Oertchen von 800 Einwohnern sollte er sich neben seinem Lehrlingsdienst so viel Latein und sonstige Kenntnisse erwerben, um später das Maturitätsexamen in Christiania machen und dann als Mediciner an die Universität übergehen zu können. Diese Lage drückte ein wenig auf des Jünglings lebendigen, phantasiereichen Geist, und früh mit des Lebens Noth ringend, nahm er begierig die Stimmung in sich auf, welche die herandämmernde Revolution von 1848 bis in den Norden hin verbreitete.

„Die Zeit war stark bewegt," so erzählt er selbst, „die Februarrevolution, die Aufstände in Ungarn, der schleswigische Krieg — alles dies griff mächtig in meine Entwicklung ein. Ich richtete donnernde Gedichte an die Magyaren, in welchen ich sie im Interesse der Freiheit und der Menschenrechte dringend mahnte, in dem gerechten Kampfe gegen die ‚Tyrannen' auszuhalten; ich schrieb eine lange Reihe von Sonetten an König Oskar, die, soweit ich mich erinnere, besonders die Aufforderung enthielten, alle kleinlichen Bedenken beiseite zu setzen und ohne Verzug an der Spitze seines Heeres an die äußerste Grenze Schleswigs den Brüdern zu Hilfe zu eilen . . . Aufrichtig gesagt, berechtigte auch mein sonstiges Auftreten nicht zu der begründeten Annahme, daß man bei mir auf einen besondern Zuwachs von bürgerlichen Tugenden zu rechnen haben werde, indem ich mit Epigrammen und Caricaturen verschiedene Leute angriff, auf deren freundliche Gesinnung ich eigentlich Gewicht legte. Ueberhaupt stand ich, während der Stürme einer großen Zeit draußen, auf einer Art Kriegsfuß mit der Gesellschaft, deren kleinliche Verhältnisse und Lebensbedingungen mich einengten."

Bei solcher Stimmung las sich der junge Poet aus Cicero und Sallust natürlich kein erhebendes Bild der römischen Republik heraus, sondern nur einen unbändigen Tyrannenhaß, und verfaßte mit 20 Jahren seine erste Tragödie, „Catilina", — ein von Widersprüchen strotzendes, in jeder Hinsicht tolles poetisches Ungeheuer.

Sich für einen so ausgesprochenen Schurken wie diesen Catilina begeistern zu können, ihn zum Helden einer Dichtung zu machen, das setzt schon einen ziemlich herben Widerspruchsgeist, eine ungesunde Verfassung von Kopf und Herz voraus. Aber noch bedenklicher ist die Ausstattung, welche der junge Dichter seinem Liebling mit auf den Weg gab. Aus einem ordinären Verbrecher hob er ihn zu einem hochsinnigen Idealisten empor, der nur aus Idealismus Wüstling und Verschwörer wird. Wie die meisten Heldengeschöpfe

einer noch ganz grasgrünen, unausgegohrenen Poetenphantasie, hat dieser Catilina einen unbeschreiblichen Thatendrang, dem eine Welt nicht genügen könnte, vielleicht kaum zwei. Er allein weiß, wie die römische Republik regiert werden sollte; er und kein anderer müßte an der Spitze stehen, und doch weiß er für sich selbst nicht einmal, was er will. Aber weder den Consuln noch dem Senatus Populusque Romanus fällt es ein, diesen Schwärmer über die Staatsangelegenheiten auch nur zu befragen. Darüber wird er böse — verzweifelt gleichgiltig — dann genial faul und endlich liederlich. Statt mit seiner schönen und braven Frau Aurelia anständig zu leben und seine Güter zu verwalten, stellt er anderen Römerinnen nach und entehrt u. a. eine gewisse Silvia, die sich aus Verzweiflung darüber in den Tiber stürzt. Dann dringt er mit einem ähnlich gesinnten Freund, Curius, in den Vestatempel ein, um sich einer Vestalin Namens Furia zu bemächtigen, in die er sich bei einem Götterfestzuge verliebt hat. Furia will aber nichts von ihm wissen, wenn er ihr nicht erst schwört, ihre entehrte Schwester Silvia zu rächen. Er schwört, aber gleich darauf stellt sich heraus, daß er selbst der Verführer war. Die heilige Lampe erlischt. Furia wird lebendig eingemauert und wäre des Todes, wenn Freund Curius, der ebenfalls in sie verliebt ist, sie nicht nächtlicherweile wieder ausmauerte. Wie ein Hampelmann bald nach rechts, bald nach links gezogen, schwankt dieser saubere Catilina nun eine Weile zwischen Aurelia und Furia hin und her. Aurelia will mit ihm nach Gallien, um dort gemüthlich auf dem Lande zu leben; Furia dagegen drückt ihm die Brandfackel in die Hand, um den Senat zu stürzen und Rom zu verjüngen. Er bleibt. Die Verschwörung kommt zu Stande, wird aber gleich durch innern Zwiespalt der Verschwörer durchkreuzt. Curius wirbt um Furia. Das verruchte Weib verspricht sich auch ihm bedingungsweise, wenn er das Complot an den Senat verrathe. Das geschieht; die in die Verschwörung gezogenen Allobroger fallen ab, und die Verschworenen müssen nach Etrurien fliehen. Da gibt es nun allerlei Zeltscenen. Catilina spielt Schach und hat Geistererscheinungen. Der Verrath spinnt sich indes weiter. Die aufrührerische Bande wird von den Legionen geschlagen und zersprengt. Catilina reißt zwar mit Aurelia und Furia zeitig genug aus, um nicht in der Schlacht zu fallen. Aber da doch nun alles aus ist, ersticht er erst seine Frau Aurelia und läßt sich dann von Fräulein Furia erstechen. Diese leistet ihm diesen Liebesdienst und ladet ihn mit sich zum Tartarus; Aurelia aber ruft ihn sterbend nach Elysium hinüber. „Denn", heißt es, „die Liebe überwindet den Geist der Nacht."

Ibsens Schulkameraden waren über diese Tragik entzückt. Einer von ihnen, Schulerud, brachte das Stück nach Christiania, um es gleich aufführen zu lassen. Als es vom Theater zurückgewiesen wurde, ließen es die Freunde auf eigene Kosten drucken. Der Verfasser nannte sich Brynjolf Bjarme. Das Publikum von Christiania war indes zu vernünftig und fein gebildet, um das wildphantastische Schauer- und Revolutionsstück schön zu finden. Es sollen nur etwa 30 Exemplare abgegangen sein. Die übrigen verkaufte Ibsen mit seinen Freunden als Maculatur, da sie sämmtlich arme Teufel waren und sich in Christiania, wohin sie im Sommer 1850 übergesiedelt waren, oft kaum

ein Mittagessen gönnen konnten. Das Stück hatte nichtsdestoweniger für Ibsens Leben einen entscheidenden Erfolg. Der Musiker Ole Bull, welcher unter unsäglichen Schwierigkeiten am 2. Januar 1850 ein norwegisches Nationaltheater in Bergen eröffnet hatte, wurde durch dasselbe auf Ibsen aufmerksam und warb ihn als Theaterdichter für das neue Institut an. Dieses war noch im Werden. Man mußte beständig Musik- und Declamationsunterricht halten, um die Schauspieler nothdürftig für ihr Geschäft heranzuschulen. Sechs Jahre (1852—1857) arbeitete Ibsen für dieses Theater; dann siedelte er als „artistischer Director" an das Norske-Theater in Christiania über und hielt hier abermals sechs Jahre (1857—1863) aus. Als Student in Christiania hatte er eine gute Zahl lyrischer und satirischer Gedichte verfaßt, welche er mit Producten seiner Freunde in einer eigens dazu gegründeten Wochenschrift, „Andhrimner", veröffentlichte. Diesen Zweig der Poesie ließ er jedoch jetzt beinahe ganz fahren, um sich ausschließlich der Dramatik zu widmen. Von der Pike auf dienend an einem Theater, das sich selbst gleichsam aus dem rohsten Rohstoff heraus entwickelte, lernte er die dramatische Technik nach allen Seiten hin praktisch kennen. Dabei producirte er fleißig, anfänglich jedes Jahr ein Stück. Er gründete sich auch seinen häuslichen Herd, indem er im Jahre 1858 Susanna Thoresen, die Tochter eines Pfarrers zu Bergen und Stieftochter der berühmten Schriftstellerin Magdalena Thoresen, heimführte.

Von den Stücken, welche Ibsen als Theaterdichter — alljährlich pünktlich eines auf den 2. Januar — zu Bergen verfaßte, sind nur zwei: „Das Fest auf Solhaug" (Gildet paa Solhaug, 1856) und „Frau Inger auf Östrot" (1855), später zum Druck gelangt. Die anderen: „Die Sanct-Johannis-Nacht" (Santhansnatten, 1853), „Das Hünengrab" (1854) und „Olaf Liljekrans" (1857), deuten sich schon in ihren Titeln als Kinder der herrschenden Romantik an und waren es auch, ebenso die zwei Stücke, welche der Dichter später veröffentlichte, und die erste Novität „Nordische Heerfahrt" (Haermaendene paa Helgeland), die er im Jahre 1858 als artistischer Director am „Norwegischen" Theater der Hauptstadt erscheinen ließ. Trotz seiner schroff ausgeprägten Individualität konnte er als Theaterdichter an einem kaum gegründeten, noch um die Existenz ringenden Theater es nicht wohl wagen, dem herrschenden Geschmack geradezu entgegenzutreten. Er schmiegte sich ihm also an, so gut es ging, vorab in der Stoffwahl, und begnügte sich, den romantischen Stoff — Märchen, Sage, Geschichte — mit einem stärkern Ferment moderner Leidenschaftlichkeit, mit mehr realistischer Färbung zu durchdringen. Der freundlich sonnige Blick der Optimisten war ihm jedoch versagt. Es war etwas Herbes, Unruhiges, Unzufriedenes, Revolutionäres in seinem Wesen. Die herrliche, grandiose Natur seines Landes, die Urkraft seiner ältesten Poesie, die trefflichen Eigenschaften seines im Kampfe mit der Natur abgehärteten Volkes, das viele Gute und Schöne, was sich aus den großen Tagen des Mittelalters noch auf die Gegenwart vererbt hatte, die Thatkraft, womit das norwegische Volk sich seine politische Selbständigkeit nach „jahrhundertlanger Nacht" wieder errungen hatte, der sichtliche Aufschwung, den es nach allen Seiten hin nahm — — das alles fand in Ibsens Geist keinen ruhigen,

klaren, ungetrübten Spiegel; er sah es nur halb oder nicht, und genoß deshalb auch nicht viel davon. Schweigsam, verschlossen, satirisch und träumerisch zugleich angelegt, heftete er — gleich Leopardi und anderen Revolutionsdichtern — seinen Blick fast beständig auf utopische Zustände, von denen er selbst der Mitwelt keine klare Rechenschaft zu geben wußte, oder auf die kleinen und großen Schatten der Gegenwart, für welche sein Geist die Schärfe des Mikroskops besaß. Gegen seine Träumereien von der Welt, wie sie sein sollte, hielt er dann das Kleinliche, Halbe, Schwächliche, Widerspruchsvolle, Häßliche, was ihm überall begegnete, und wallte darüber in hochpathetischem Zorne auf. Den befreienden Humor besaß er ebensowenig als den milden Blick der Liebe, welcher die Mißklänge in Welt und Leben harmonisch auszugleichen weiß. In dem angeblich freien Norwegen kam er sich wie ein gefangener Löwe vor, und rüttelte an den Eisenstäben, die er in den herrschenden kirchlichen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen zu erblicken glaubte. Einem so gearteten Geiste konnte weder die Romantik eines Öhlenschläger, Hertz und Munch, noch Norwegen selbst auf die Dauer behagen.

Ein Stück, das Ibsen im Jahre 1862 veröffentlichte: „Die Komödie der Liebe", führte zum völligen Bruch mit der norwegischen Gesellschaft, der er zwölf Jahre lang innerlich knurrend gedient hatte. Er verspottete darin die bestehende Ehe als lächerliches Philisterthum ohne wahre Liebe, ohne Idealität, ohne höhere Weihe. Der Held, ein lutherischer Theologiecandidat, der von der afrikanischen Mission träumt, endigt damit, eine höchst philisterhafte Ehe einzugehen und Lehrer an einer Mädchenschule zu werden. Auch ein Pastor Strohmann mit zwölf Kindern und einem dreizehnten unterwegs figurirten unter diesen Spottgestalten der christlichen Ehe und Verlobung. Das rief in den von der Geistlichkeit beherrschten Kreisen große Entrüstung wach. Obschon der Dichter im Jahre 1860 mit seiner meisterlichen Ballade „Terje Vigen" im ganzen Lande mächtige Begeisterung wachgerufen hatte, stieß er jetzt auf zahlreiche und erbitterte Gegner. Jahrelang hielt er vergeblich um eine Staatspension an, wie sie anderen Poeten wiederholt zu theil geworden. Als im Jahre 1862 der Concurs über das Norske-Theater hereinbrach, war er einige Zeit brodlos, und seine Freunde dachten schon daran, ihm eine Stelle als Zollbeamter zu verschaffen. Gegen Ende des Jahres 1863 bewilligte ihm jedoch das Storthing ein Reisestipendium von 2700 Mark, und nun drehte Ibsen seiner Heimat den Rücken, um nie mehr seinen bleibenden Aufenthalt darin aufzuschlagen. Er ging zuerst (1864) nach Rom, wo er einige Jahre weilte, machte dann eine Reise nach Aegypten und wohnte der Eröffnung des Suezkanals bei. Später schlug er seinen Wohnsitz in Dresden und dann in München auf. Hier wie in Dresden und Rom lebte er ganz der dramatischen Poesie und sandte ein Stück ums andere in seine nordische Heimat. Mit Ausnahme eines einzigen derselben spielen alle in Norwegen. Der freiwillig Verbannte hat es verschmäht, dem Beispiele seines Landsmanns Steffens zu folgen und ein Deutscher zu werden; er ist völlig Norweger geblieben. Seine Dramatik beschäftigt sich ganz und gar mit norwegischen Zuständen, ja die meisten seiner Dramen haben ein so specifisch nationales

Colorit, daß man sie theilweise ohne ein eingehendes Studium des nordischen Landes und Volkes kaum völlig verstehen und würdigen kann.

Wenn wir von seinen kleineren Gedichten absehen, die wir bei anderer Gelegenheit zu besprechen gedenken, sowie von den Jugenddramen, von denen Ibsen bis jetzt nur zwei: den „Catilina" und „Das Fest auf Solhaug" (1856), herausgegeben hat, zerfallen seine übrigen Werke in drei Gruppen, die man füglich etwa als historisch-romantische Tragödien — religiös-philosophische Gedankendramen — moderne socialpolitische Bühnenstücke — bezeichnen mag.

1. Historisch-romantische Tragödien. Zwei derselben haben wir schon genannt. Die erste, „Frau Inger auf Östrot", gehört der Geschichte, die zweite, „Nordische Heerfahrt", der Sage an. Die dritte, noch kurz vor der Abreise nach Rom vollendet, „Die Kronprätendenten", schöpfte abermals ihren Stoff aus der norwegischen Geschichte.

Unstreitig brachte Ibsen zur Behandlung der alten Sagenstoffe eine kräftigere, tiefergehende Leidenschaftlichkeit mit sich, als sie Öhlenschläger, A. Munch und Hertz besaßen. Gleich Schiller hatte er früh mit der äußern Noth des Lebens zu kämpfen gehabt, und sich am Widerstand gestählt. So rang er auch mit Stoff und Form, arbeitete um und wieder um, kämpfte sich autodidaktisch durch alle praktische Schwierigkeit der Bühnentechnik hindurch. Dabei war sein Geist auf das eigentlich Tragische angelegt. Er liebte die erschütterndsten Conflicte, die ein Menschenherz zerreißen können, zu beobachten und gewissermaßen selbst durchzukämpfen. Das Ernste, Finstere, Gewaltsame lockte ihn an. Im Düstern und Unheimlichen hielt er sich lieber auf, als im vergnüglichen Lichte der Alltagssonne. Wenn irgendwo, so muß der Dichter aber hier Maß zu halten wissen, wenn das Kunstwerk sich auf idealer Höhe halten und den Geist des Zuschauers oder Lesers geistig läutern und erheben soll. Ueber den Greuelthaten und den vielverschlungenen Schrecknissen der antiken Tragödie erhebt sich immer versöhnend die Idee einer höhern Weltordnung, durch den Chor in erhabenster Weise verkörpert und vermittelt. Ein ähnliches ist bei Shakespeare der Fall: keine seiner Tragödien klingt verzweifelt, pessimistisch aus. Er sucht die Verwicklung nicht ins Ungeheuerliche zu steigern: dem Schrecklichen und Niederdrückenden gesellt er immer das Mildernde und Erhebende bei. Er hält sich in den Schranken der Natur. Der Mann bleibt Mann, das Weib bleibt Weib: er schraubt beide nicht in titanenartige Dimensionen hinauf. Dieses künstlerische Maß aber weiß Ibsen nicht zu treffen, und da er von keiner klaren, bestimmten religiösen Weltanschauung ausgeht, so findet der von seinen tragischen Schrecknissen müde gehetzte Geist nirgends einen idealen Ruhepunkt, an dem er aufathmen könnte.

Sehr günstig war es ohne Zweifel, daß er sich nicht gleich ins graueste Alterthum der Ynglinga Saga hinauf verirrte, sondern wie Göthe im „Götz" am Vorabend der Glaubenstrennung anzuknüpfen suchte, an dem Punkte, wo die nationale Tradition zugleich mit der kirchlichen abgerissen worden war. Denn erst durch das Lutherthum hat Norwegen seine geistige Selbständigkeit verloren und ist unter das Scepter des königlichen Summepiskopats zu Kopenhagen gerathen. Frau Inger auf Östrot, die vornehmste Frau Nor-

wegens am Anfange des 16. Jahrhunderts, durch ihre Töchter mit den zwei mächtigsten weltlichen Sendboten des dänischen Staatsevangeliums, Vincent Lunge und Nils Lykke, verschwägert, selbst durch Luthers Psalmen zu der neuen Lehre hingelockt, aber dennoch schließlich festhängend am alten Glauben, so daß sie im Jahre 1535 den Erzbischof von Throndhjem bat, ihr einen Beichtvater zu schicken, „der ihrer (abgefallenen und) betrübten Tochter Lucie Pönitenz und Absolution geben könnte“ — diese arme Frau wäre eine herrliche Figur gewesen, um die furchtbare Katastrophe zu zeichnen, durch welche das brave norwegische Volk von seinen dänischen Gewalthabern um seinen katholischen Glauben betrogen ward. Vincent Lunge, der in Norwegens reichste Adelsfamilie hineinverheiratete dänische Adelige, der Vorkämpfer einer national-norwegischen Politik, „übermüthig über alle Grenzen, rücksichtslos, unbesonnen seinen Weg voranstürmend, unbändig in seinem Ehrgeiz, unzuverlässig in seinen Worten, ohne feste Principien, nur Verwirrung und Auflösung anrichtend“, wie ihn Bang schildert [1], und der habsüchtige, verschlagene Intrigant Nils Lykke, der „die Heiligen und die sieben Sacramente verachtete, das Fasten unterließ, die Messe dänisch zu halten befahl, mit anderen die kirchlichen Bräuche übertrat und verlaufene Mönche und Excommunicirte in seinen Schutz nahm, gleichzeitig sich aber in guter Freundschaft mit dem Erzbischof hielt und durch ihn die Erlaubniß zu erlangen suchte, die Schwester seiner verstorbenen Frau zu ehelichen“ [2] — — das wären zwei prachtvolle, dramatisch wirksame und zugleich historisch verbürgte Repräsentanten des neuen Evangeliums gewesen. Die wirkliche Geschichte war hier tragischer, als sie der größte Tragiker erfinden konnte. Doch dafür hatte Ibsen keinen Sinn. Aus dem grandiosen historischen Stoff heraus phantasirte er sich nur ein psychologisches Problem zurecht und umgab es dürftig mit einem durchschimmernden Nimbus von norwegischem Patriotismus. Frau Inger machte er zur Verkörperung des norwegischen Nationalgedankens: ihr Sohn soll Norwegen vom dänischen Joche befreien; dafür zieht sie ihn heran, das ist das große Ziel, auf das sich in ihr Mutterliebe und Patriotismus vereinigen. Aber das weiß man in Kopenhagen. Nils Lykke wird abgesandt, um sich durch List dieses wichtigen Sohnes zu bemächtigen. Lykke ist schlau, Frau Inger auch. Sie scheint mit ihrer Gegenlist zu triumphiren, aber durch eine ziemlich plumpe Verwicklung wird sie in ihrer eigenen List gefangen. Sie hält ihren echten Sohn für den unehelichen, den ihr Ibsen ohne geschichtlichen Anhaltspunkt angedichtet hat, und läßt ihn tödten. Zu spät deckt sich die unselige Verwechslung auf. Ihre beiden Töchter Lucie und Eline fallen nacheinander den Verführungskünsten Lykke's ins Netz. Eline bringt sich um, und so geht das ganze Geschlecht zu Grunde, auf dem Norwegens Hoffnung beruht. Die Sprache ist markig, gedrungen, die Verwicklung zum Theil gut angelegt; aber das gibt keinen Ersatz dafür, daß der Dichter durch seine völlig aus der Luft gegriffene Phantasterei eine so entscheidende Geschichtsperiode in ein völlig schiefes Licht gerückt hat.

---

[1] Udsigt over den Norske Kirkes Historie. Kristiania 1887. S. 340.

[2] Das. S. 349.

Weit reicher an poetischen Schönheiten, aber auch noch viel phantastischer ist die Tragödie „Nordische Heerfahrt“, „Haermaendene paa Helgeland“. Die Verwicklung beruht darin auf zwei Frauencharakteren, in denen sich die Brunhild und Chriemhild der alten Sage in ihrer vollen Derbheit wiederspiegeln. Das entscheidende Motiv ist ein nächtlicher Kampf, wie ihn Siegfried mit Brunhild zu Gunsten des Königs Gunther besteht. Mag man dieses Motiv in einem urwüchsigen Volksepos wie dem Nibelungenliede unbeanstandet lassen, da man nicht alle Poesie nach dem Maßstabe einer mehr oder weniger reifen Jugend bemessen darf, so muß man es doch für bedenklich halten, eine ganze breitspurige Tragödie darauf zu bauen, bei der man drei Stunden lang nicht über eine solche Ungeheuerlichkeit hinweggeführt wird. Das calibanische Urweib, dessen nur der stärkste Mann im Regiment Meister wird, heißt hier übrigens nicht Brunhild, sondern Hördis. Sie ist die Pflegetochter eines reichen Norwegers, Örnulf, der sich in Island niedergelassen und außer der grimmigen Pflegetochter sieben Söhne und eine eigene Tochter, die liebliche Dagny, hat. Zwei Vikinger, Gunnar und Sigurd, kommen nach Island und verlieben sich beide in Hördis. Gunnar wirbt zuerst. Als Fosterbruder muß Sigurd sie ihm überlassen; aber Hördis will nur dessen sein, der einen Bären von zwanzig Mann Stärke erlegt hat. Gunnar wagt das nicht; Sigurd besteht das Abenteuer in Gunnars Kleidern und verhilft so diesem zu seiner Frau. Alles fährt dann heim nach Helgeland im nördlichen Norwegen, Gunnar mit Hördis, Sigurd mit Dagny, der Vater beiden Paaren nach, um sich der entlaufenen Töchter wieder zu bemächtigen. Hördis hat von der Täuschung nichts gemerkt, aber ihr grimmer Sinn bringt nun alles durcheinander. Sie hetzt Gunnar gegen ihren Pflegevater Örnulf auf, der einst ihren eigentlichen Vater getödtet, und da Sigurd und Dagny eine Versöhnung zu Stande bringen, wirft sich ihr Zorn auf diese. Dagny hat von Sigurd das Bärengeheimniß erfahren, und rückt im Wortstreit mit Hördis damit los, ganz wie Chriemhild gegen Brunhild. Hördis beschließt nun Sigurds Tod; dieser gesteht ihr seine Liebe; die arme Dagny wird, da sie keine solche Dragonerin ist, das ganze Stück hindurch zu Tode gemartert. Sigurd will sich mit Gunnar um Hördis schlagen, aber der Holmgang wird vereitelt. Endlich schießt Hördis in eine Wolke hinein, in welcher sie die wilde Jagd zu schauen glaubt, und trifft dabei Sigurd. Nun stürzt sie sich in einen Abgrund. Eine Rührung über den Tod dieser Unholdin ist kaum denkbar. Der gigantische Hintergrund des Nibelungenliedes fehlt, und so muß man denn schon einen eigenen poetischen Maßstab anlegen, um diesen urgermanischen Eifersuchtshandel in seiner ungeschlachten Unmenschlichkeit und Uebermenschlichkeit für eine große tragische Leistung zu nehmen.

Das dritte „romantische“ Stück Ibsens: „Die Kronprätendenten“, „Kongsemnerne“, stellt die Thronstreitigkeiten dar, welche sich in den Jahren 1217—1240 zwischen König Hakon Hakonsson und dem mächtigen Jarl Skule in Norwegen abspielten, und in welchen sich die alten Kämpfe der Birkebeiner und Bagler unter König Sverre noch einmal erneuerten. Der Fall des geschichtlichen Herzogs Skule entbehrt wirklich einer gewissen roman=

tischen Tragik nicht. Allein Ibsen hat den langjährigen Kampf viel zu breit ausgesponnen, und während er in den Hauptbegebenheiten wie auch im Colorit sich einigermaßen den geschichtlichen Quellen anschmiegt, die innere Bedeutung des großen Kampfes völlig in modern liberalem Sinn verdreht und stellenweise bis zur Caricatur verzerrt. Das gilt besonders von dem Charakter des Bischofs Nicolaus von Oslo, den Ibsen gegen alles geschichtliche Zeugniß zum verworfensten Schurken und Heuchler stempelt, um in ihm der katholischen Hierarchie und dem Zeitalter Innocenz' III. das Kainsmal aufzubrennen. Jegliche Niedertracht und Schufterei erscheint in diesem Bischof verbunden. Nachdem er sein Leben lang Norwegen durch seine Intriguen der innern Selbstzerfleischung preisgegeben, heuchelt er sterbend Versöhnlichkeit und wirft dabei neuen Zündstoff unter die sich bekämpfenden Kronrivalen, glaubt an nichts und läßt doch in der Kirche für sich singen „acht starke Leute mit Kehlen wie Posaunen", um den Tod von sich abzuwehren, vermacht all sein Silber und Gold der Kirche, um Messen für sich lesen zu lassen, und verspricht dann alles seinem Arzt, wenn er ihm nur noch ein wenig das Leben friste, declinirt lateinische Nomina, weil er nie ordentlich Latein gekonnt hat, und frägt in seiner Seelenangst, ob die eben erhaltene Absolution sich auch auf die Sünde erstrecke, die er noch begehen will!!! — Und was berichtet die wirkliche Geschichte? Daß der Bischof, einer der gewaltigsten Vorkämpfer der kirchlichen Freiheit gegen König Sverre's Geschlecht, sich sterbend aufrichtig mit König Hakon versöhnen wollte, ihn deshalb an sein Sterbebett kommen ließ und ihn um Verzeihung bat. „Diese gab ihm der König herzlich gerne, und da er gewahren konnte, daß dem Bischof nicht mehr viele Augenblicke übrig blieben, so blieb er bei ihm, bis er seinen Geist aufgab (7. Nov. 1225). König Hakon erwies seinen sterblichen Ueberresten all die Ehren, die einem Manne in so hoher kirchlicher Würde zukamen, der dazu noch mit dem Königshause in allen drei nordischen Reichen verwandt war, um nichts von dem hervorragenden Antheil zu sagen, den er während seiner langen, mehr als ein Menschenalter umspannenden Amtszeit an allen politischen Ereignissen genommen hatte. Der König folgte ihm selbst zum Grabe und erklärte rückhaltslos, daß er, wenn er auch kein Freund der Birkebeiner gewesen, doch an weltlicher Weisheit und Ansehen seinesgleichen nicht gehabt habe." So erzählt A. Munch nach den Quellen [1]. Die ganze Ausführung Ibsens ist ein Machwerk blinden Vorurtheils und grundlosen Hasses und setzt den Werth der angestrebten historischen Tragödie auf denjenigen eines sensationellen Boulevardstückes herab.

2. Religiös-philosophische Gedankendramen. Noch bevor „Die Kronprätendenten" vollendet waren, veröffentlichte Ibsen seine „Komödie der Liebe", in welcher er aufs schärfste den Kindersegen des lutherischen Pfarrhauses verspottete. Was nun? mochte man fragen. Wenn der Katholicismus nichts taugt, und das Lutherthum auch nichts, was dann? Es liegt jedoch

[1] Det norske folks Historie. Kristiania 1857. IV. 710. — Saga Hákonar. Hákonarsonar ens gamla. cap. 131 ff.

nicht in der Art der modernen Zukunftspoeten, klare und deutliche Antworten zu geben, bei denen man sie etwa fassen könnte. In der alten Hauptstadt der katholischen Christenheit von den Plackereien norwegischen Theaterlebens aufathmend, fühlte Ibsen zunächst den Beruf, etwas Tiefsinniges, wie Göthe's Faust, zu schreiben und dabei seinen Norwegern, die ihn nicht nach Verdienst zu schätzen wußten, eine gehörige Strafpredigt zu halten. Beides vereinigte sein „Brand“ — ein dramatisches Gedicht, wie er das Stück zum Unterschiede von den bisherigen für die Bühne berechneten Stücken nannte. Es ist in kurzen, kräftigen Reimversen geschrieben und hat mehr eigentlich poetischen Anhauch, als irgend eines der früheren Dramen. In prächtigen kleinen Schilderungen tritt hier einmal die norwegische Natur, das Höjfjeld mit seinen schwarzen Felszacken und blitzenden Gletschern, die Küstenlandschaft mit ihren Fjorden, Schären und Vorgebirgen, Thal und Berg mit den rauschenden Wasserfällen und Bächen, die nordische Winterlandschaft mit ihrer düstern Melancholie, der Sommer mit seiner zauberhaften Dämmerung, Sturm und Sonnenschein, Herrlichkeit und Schrecken in das Gewirre menschlichen Treibens und Ringens, Hoffens und Sehnens hinein. Man kann den „Brand“ nicht lesen, ohne Norwegen etwas kennen und lieben zu lernen. Aber die Menschen in Norwegen? Wenn er nur an sie denkt, wird es ihm eng, schwül, unausstehlich zu Muthe:

„Alles schaut mich an bekannt!
Jedes Bootshaus an dem Strand;
Hügel, Schlucht und Hängebirke,
Und die alte braune Kirche!
An dem Fluß die Erlenbüsche —
Alles lebt in Jugendfrische.
Doch es scheint mir alles klein
Und bemooster noch zu sein.
Mehr die Felsen überhängen
Mit dem Schneedach auf der Stirn;
Mehr die Wände und der Firn
Blauen Himmel mir verengen.
Alles neigt sich, schattet, droht,
Nimmt der Hoffnung Morgenroth.

Dort der Fjord! War immer er
Also enge, trüb und schwer? —
Hinten regnet's und es blähen
Sich die Segel einer Yacht. —
Südwärts zeigt sich meinem Blicke
In dem Schutz des Felsenhammers
Bootshaus, Speicher, Ladebrücke,
Rother Hof mit Rasendach. —
Muß ich so dich wiedersehen,
Meine Heimat? — O des Jammers,
Denk' ich meiner Jugend nach!
Unter wüstem Felsgestein
Irrt 'ne Kinderseel' allein!

Und auf meiner Stirne lastet
Die Erinn'rung an die Sippe,
Die, Gebet nur auf der Lippe,
Unverwandt zum Ird'schen blickte.
Meine Flügel werden bleiern,
Und ich schaue nur in Schleiern,
Was sonst Großes mich entzückte." [1]

Er sieht das Volk zur Kirche strömen, und seufzt:

„O ich kenn' euch nur zu gut!
Schlaffe Seelen, schlaffer Muth!
Euer Vaterunserfleh'n
Kann nicht auf zum Himmel geh'n,
Weil ihr ohne Willensschwingen,
Ohne Muth zum Kämpfen, Ringen.
Nur der vierten Bitte Schrei
Geht als Losung durch das Land,
Ist das Feldgeschrei geblieben;
Jedem Herzen eingeschrieben,
Ohne Reu' und ohne Scheu,
Liegt sie, frühern Glaubens Wrack,
Harrend bis zum jüngsten Tag,
Eingesargt in Tang und Sand.
Fort aus dieser engen Kluft,
Wo nur Moderduft zu finden!
Weiter, wo in frischer Luft
Fahnen flattern in den Winden!"

Das ist — nach Ibsens Vorstellung — das norwegische Volk: eine zwischen Gletscher und Meeresklippen jämmerlich eingeklemmte, darbende, nach Brod schreiende Masse, von Lawinen und Bergstürzen bedroht, von der Sonne kaum ein paar Monate angelacht, mit lächerlichem Stolze von den Erinnerungen einer größern und glücklichern Vergangenheit zehrend, aber selbst unfähig, sich wieder zu einem höhern Geistesleben aufzuschwingen. Die lutherische Geistlichkeit, selbst bis über die Ohren ins Irdische versunken, und eine kleinliche, krämerische, egoistische Beamtenwelt leiten sie am Gängelbande alter Ueberlieferung und Gewohnheit. Niemand ist einer großen Idee, niemand eines heldenmüthigen Opfers fähig. Wenn etwas demokratische Bewegung unter sie fährt, so laufen sie der Majorität und Popularität nach, und versäumen über religiösen Schwärmereien ihre bürgerlichen Pflichten.

„Wir sind human; weshalb erbosen?
Den Leuten vor die Köpfe stoßen?
Ihr wollet freundlich nicht vergessen,
Daß dies ein freies, stolzes Land ist,
Wo einer nicht sich darf vermessen,

---

[1] Uebersetzt von Passarge.

Zu tadeln, was als recht erkannt ist,
Weil ihm die Mehrheit zugewandt ist. —
Und da sie nun euch zugefallen,
So seid ihr auch der erste Mann;
Ich schließe mich der Mehrheit an
Und folg' euch mit den andern allen.
Nur seht, steht euch auch off'ner Tadel frei,
Ob ich nicht auch von rechtem Adel sei.
Das Volk nennt jetzt, — ich seh's wohl ein —
Beschränkt mein Wirken, eng und klein.
Sie meinen, mehr sei jetzt vonnöthen,
Als sä'n und Jahr für Jahr zu jäten;
Sie sind nicht mehr wie früher willig,
Zu geben, was gerecht und billig; — —
Und fehlt es an dem rechten Willen,
Da ist es auch kein recht Erfüllen. —
Wie schwer hält's, etwas zu verbessern
An Strand, an Wegen oder Brücken,
Den Sumpf, die Wiese zu entwässern, —
Man will nur noch zum Himmel blicken." —

Den Grund, weshalb das Volk geistig so tief gesunken, erblickt der Dichter auf religiösem Gebiete. Die protestantische Rechtfertigungslehre hat der Religion jede tiefere sittliche Wirkung benommen. Gott ist für die Massen zum nichtssagenden Begriff herabgesunken:

„Ihr wollt nur lachen, buhlen, spielen,
Ein wenig glauben, etwas fühlen;
Ihr legt, was irgend euch nur drückt,
Auf den, der alles auf sich nahm,
Als Gott ihn einst herabgeschickt.
Doch weil er einmal zu euch kam,
Und litt für euch im Dornenkranz,
So denkt ihr nur an Spiel und Tanz."

Aus einer solchen Religion kann natürlich nur die schalste Halbheit im Leben hervorgehen:

„Geh' nur umher in diesem Land,
Mach mit den Leuten dich bekannt,
Ein jeder weiß, ob groß, ob klein,
Von allem etwas nur zu sein.
Ein wenig ernst bei heil'gen Fragen,
Ein wenig treu der Väter Brauch,
Ein wenig lüstern nach Gelagen,
Weil das die theuren Väter auch.
Ein wenig warm, wenn im Vereine
Der Ruhm erklinget für das kleine,
Doch felsenfeste Klippenvolk,
Das niemals Stock und Streiche duldet.

Ein wenig leichthin beim Versprechen,
Ein wenig sinnreich, dann zu brechen
Das Wort und was man sonst verschuldet.
Doch alles eine Kleinigkeit,
Vorzüg' und Fehler geh'n nicht weit;
Ein Bruchtheil nur im Großen, Kleinen,
In Bös' und Gutem, schlimmst in Einem:
Dies etwas Gute, etwas Schlechte
Schlägt endlich völlig todt das Rechte."

Wozu das alles? frägt der Dichter und gibt dann in einer andern Rolle die Antwort:

„Nicht zum Spott,
Ich zeichne nur nach der Natur
Des Landes, des Volks Familiengott.
Der Katholik stellt den Erlöser
Oft als ein kleines Kind sich vor.
Ihr lacht, und macht es noch viel böser:
Nach euch ist Gott ein greiser Thor;
Ein wenig fehlt zum Kinde nur.
Und wie der Papst hat als Symbol
Der Herrschaft seine Doppelschlüssel,
So schaut ihr zwischen Pol und Pol
Die Welt in eurer Täuflingsschüssel.
Ihr trennt vom Leben Glaub' und Lehre,
Als ob der Wandel gar nichts wäre.
Ihr möchtet euern Geist erheben,
Und wagt nicht ganz und voll zu leben.
Braucht einen Gott, der schwankend gehe,
Und der euch durch die Finger sehe.
Weil euer ganzes Leben Fratze,
Hat euer Gott Kalott' und Glatze! —
Mein Gott ist nicht so matt gesinnt.
Der meine Sturm, der deine Wind;
Unbeugsam meiner, — deiner dumpf,
Alliebend meiner, — deiner stumpf.
Der meine jung und stark, ein Rächer,
Kein schwacher Alter, feiger Schächer.
Sein Ruf ist wie ein Sturmgetön,
Das aus dem Feuerbusch erscholl,
Zu Moses auf des Horebs Höh'n,
Ein Riese er, jedweder Zoll.
Die Sonne stand in Gibeons Thal
Auf sein Geheiß. O ohne Zahl
Würd' er noch heute Wunder thun,
Wär' feige nicht die Welt wie du."

Nach einem solchen Sturmangriff auf das nationale Lutherthum, nach solchen Posaunenstößen und Prophetenworten müßte man Zeichen und Wunder

erwarten, zum wenigsten eine völlige geistige Umgestaltung des norwegischen Volkes. Aber wie? Ibsen ist wohl der Mann, zu schelten und niederzureißen, aber nicht der Mann, zu versöhnen und aufzubauen. Die Quelle, von der allein aus das christliche Leben sich erneuern könnte, betrachtet er als längst versiegt, für immer abgeschnitten. Der Gott der Katholiken ist ein Kind, seine Religion gut für Kinder. Doch Ibsen ist ein Mann, ja er hält sich offenbar sogar, wie Lessing, für einen Geistesriesen, dem nur ein außer allem kirchlichen Verband und aller Offenbarung stehender Titanengott genügen kann, und so läuft denn seine ganze Theologie auf die Zukunftsreligion hinaus, welche schon Victor Hugo der armen kranken Menschheit gepredigt hat.

„Doch Eins bleibt ewig unermessen,
Der unerschaff'ne freie Geist,
Der lebenbringend sich erweist;
Der, ob er auch verloren schien,
Im Völkerfrühling Wurzeln schlug
Und glaubensstark den Menschen trug
Aus träger Ruh' zum Himmel hin.
Fragt nur — es bringt euch wohl Gewinn —
Bei euern Krämern, Apothekern,
Wie pfiffig sie den Geist verhökern! —
Und doch, aus diesen Seelenstümpfen,
Aus diesen Geistes-Torsorümpfen,
Aus diesen Köpfen, diesen Händen
Soll einst ein Ganzes sich vollenden,
Das Gotteswerk: ein Mann voll Mark,
Der neue Adam, jung und stark."

Da der Dichter aber selbst nicht weiß, wie dieser „neue Adam" mit seinem „Völkerfrühling" beschaffen sein wird, so verpuffen alle seine schönen und glitzernden Gedankenraketen in kohlpechrabenschwarzer pessimistischer Nacht. Wie in allen übrigen Stücken, bleibt auch in diesem nichts übrig, auch nicht einmal ein Torso, aus dem sich eine neue Welt, ein neuer Adam, ein Völkerfrühling entwickeln könnte. Man müßte Norwegen als ein ganz verrottetes und unheilbares Volk völlig aufgeben, wenn man nicht zufällig wüßte, daß ein verstimmter, trübseliger Norweger, am Fuße des Vatican herumschleichend, noch immer vergeblich auf den allgemeinen Umsturz wartend, seiner in wackerem Aufschwung begriffenen Heimat dieses sonderbare Ehrendenkmal gesetzt hätte.

Der Heros der Tragödie, je nach Laune der Wortführer des Dichters oder auch gelegentlich sein Opponent, ist „Brand", ein aufgeklärter Prädicant, Idealist, Schwärmer, zerfallen mit der herrschenden Landeskirche wie mit der Landesverwaltung, ein Verächter der Geistlichkeit, der Beamtenwelt und des Volkes, ja seiner eigenen Familie, bis fast zum Wahnsinn excentrisch, rigoristisch und dabei von dem Berufsgedanken erfüllt, die drei Dämonen des Leichtsinns, des Stumpfsinns und des Wahnsinns zu bekämpfen und so das heimische Norwegen für den allgemeinen Völkerfrühling heranzuziehen. Ueber seine Philosophie und Theologie erhalten wir nirgends einen zusammenhängenden

Aufschluß. Er spricht mitunter wie der gottbegeistertste, heldenmüthigste Mystiker, verlangt, daß man Gott zuliebe, nach dem Beispiel des Gekreuzigten, alles, auch das Leben zum Opfer bringen müsse; doch das hindert ihn nicht, sentimental verliebt zu sein und darauf Bräutigam, Ehemann und Papa zu werden, aber nur, um hernach in bornirtem Eigensinn das Leben von Frau und Kind zu opfern, endlich auch das eigene — pro nihilo. Denn wenn er auch alles positive Kirchenthum als „Speise der Motten und Würmer" gründlich verachtet, so weiß er doch wie alle richtigen Reformer nicht genau, was er selber will.

Wir begegnen ihm zuerst in den Gletscherregionen des norwegischen Hochplateaus. Ein Bauer hat ihn zu seiner sterbenden Tochter geholt, will ihn aber, da der Weg wegen Lawinen lebensgefährlich wird, nicht weiter begleiten und läuft ihm davon. Brand setzt seinen Weg fort und trifft weiter oben ein lebenslustiges Brautpaar, Einar und Agnes, das sich da ergeht. An sie sind die eben mitgetheilten theologischen Expectorationen gerichtet. Während sie wieder zum Fjord hinabgehen, steigt Brand noch weiter auf und trifft mit Gerd zusammen, einem wahnsinnigen Mädchen, das ihm von einer Eiskirche spricht, die sich oben auf dem Firn befinden soll, und dann wirr vom Teufel redet. Nun kehrt Brand um, mit dem Beschluß, unten Leichtsinn, Stumpfsinn und Wahnsinn zu bekämpfen. Unten im Thale ist Hungersnoth. Der Vogt theilt den Leuten die kärgliche Staatsunterstützung aus. Brand, Einar und Agnes treffen sich dabei wieder. Ein Weib stürzt herbei und verlangt geistliche Hilfe für ihren Mann, der aus Hunger und Verzweiflung eines seiner Kinder erstochen und dann sich selbst einen lebensgefährlichen Stich beigebracht hat. Brand will ihm Beistand leisten; doch alle Männer weigern sich, ihn über den Fjord zu setzen. Denn es ist Sturm. Da bietet sich ihm die heroisch angelegte Agnes an. Umsonst widersetzt sich ihr Bräutigam. Brand segelt mit ihr hinüber und steht dem Sterbenden bei. Die Bauern wollen den kühnen Mann nun zum Pfarrer haben, aber er weist sie ab. Es begegnet ihm seine Mutter, ein altes geiziges Weib. Sie verspricht ihm all ihr zusammengerafftes Gut, wenn er ihr im Tode beistehen und das Vermögen schön beisammenhalten wolle. Er fordert von ihr gänzlichen Verzicht um Gottes willen, sonst weigert er sich, ihr im Tode beizustehen. Solcher Heroismus gefällt Agnes so, daß sie unmittelbar nach der Hochzeit ihrem Einar aufkündet und sich mit Brand verheiratet. Das ist der Inhalt der ersten zwei Acte. Zwischen dem zweiten und dritten liegen drei Jahre idyllischen Familienlebens, in welchen das Paar ganz selig beisammen lebt, ein Knäblein Alf geboren wird, Brand an seiner Agnes Licht, Trost und Hilfe findet, Agnes in der Bewunderung seines idealen Heroismus poetisch schwelgt. Doch nun geht es schief. Die Mutter kommt ans Sterben und Brand steht ihr, obwohl zeitig gemahnt, wirklich nicht bei, weil sie sich seiner Opfertheorie nicht unterwerfen, sich nicht gründlich von ihrem Mammon losmachen will. Der kleine Alf fängt an zu kränkeln, und obwohl der Arzt erklärt, daß das Kind in ein anderes Klima gebracht werden müsse, und Agnes deshalb in den Süden will, erklärt der prophetische Brand, daß seine Pflicht ihn mit Weib und Kind an sein sonnenloses Gebirgsthal banne. Das Leben des Kindes ist damit preis-

gegeben. Im vierten Act sucht der Vogt die Bundesgenossenschaft Brands, um der Gemeinde ein Armen-, Kranken- und Pesthaus zu bauen, das zugleich als Arresthaus und Lokal für Wahl- und Festversammlungen dienen könnte (eine sehr unschöne Satire auf die ärmlichen Verhältnisse, unter denen einzelne Theile von Norwegen leiden); Brand will aber nichts davon wissen, sondern der Gemeinde aus dem Vermögen seiner Mutter, das ihm ganz anheimgefallen, eine neue Kirche bauen (er, der die bestehende Religion innerlich völlig verachtet!), um durch diese Großmuth das Volk zu seinen Idealen emporzuheben. Agnes fühlt sich entsetzlich vereinsamt. In der Weihnachtsnacht sucht sie wenigstens die Kleidchen und das Spielzeug des verstorbenen Kindes hervor, um sich an den Erinnerungen zu trösten. Aber Brand sieht in dieser so natürlichen, schuldlosen Anhänglichkeit der jungen Mutter an ihr verstorbenes Kind schon wieder eine Versündigung gegen Gott. Alles bis aufs letzte soll sie an eine Zigeunerin ausliefern, die eben betteln kommt. Agnes bringt nach langem, martervollem Kampf das Opfer, aber ihr Herz bricht darüber. Im fünften Act ist Brand deshalb Wittwer. Sein ganzes Leben ist jetzt dem Kirchenbau gewidmet. Dieser wird glücklich vollendet. Doch da das Volk nun die gewohnte Feier halten und ihm Ovationen bringen will, da glaubt er den Werth aller bisherigen Opfer verloren, wird kopfscheu und läuft davon ins Gebirge. Das Volk trennt sich. Ein Theil läuft ihm nach, um in den Bergen oben eine Separatistengemeinde zu bilden. Dem Vogt gelingt es aber, die Leute, nachdem sie mit Brand oben gehungert haben und gehörig enttäuscht worden sind, durch die Hoffnung auf einen guten Häringsfang zurück in die gewohnten Verhältnisse zu locken. Brand bleibt oben in den Felsen allein, bis er wieder mit Gerd zusammentrifft. Diese schießt, von Teufelswahn geplagt, auf eine Schneemasse oben in der Höhe, in der sie den Teufel zu sehen glaubt. Eine Lawine kommt hernieder und begräbt Brand. Seine letzten Worte aus dem Schnee heraus sind:

> Sag' mir, Gott, im Todesgraus:
> Reicht nicht zur Errettung aus
> Manneswillens quantum satis? —

Aus den donnernden Höhen antwortet eine Geisterstimme:

> Er ist Deus caritatis!

Manche Einzelscenen, besonders die Weihnachtsscene der trauernden Mutter, sind überaus schön und ergreifend ausgeführt; der Charakter Brands, der an seinem eigenen Rigorismus zu Grunde geht, ist echt dramatisch und tief tragisch gezeichnet; allein seinem religiösen und philosophischen Gehalt nach ist das Stück ein so verworrener Knäuel von Ueberresten christlicher Weltanschauung und Freidenkerei, von calvinistischer Strenge und indifferentistischer Verschwommenheit, von tiefen, idealen Gedanken und halb wahnsinnigen Phantastereien, daß es auf ein unklares Gemüth nur höchst nachtheilig wirken kann. Ein übertriebener Rigorist hält darin unnachsichtliches Gericht über alle Schwächen der Menschheit, geht aber selbst in seinem Rigorismus unter. Alles ist also faul und hoffnungslos. Dem Sterbenden wird zwar von Oben

verkündet, daß Gott ein Gott der Liebe sei, aber in dem ganzen Stück ist kein einziger Charakter, welcher zeigt, wie wir zu diesem Gott der Liebe gelangen können — kein Wink, wie heldenmüthiges Opfer wirklich die Leiden dieses Erdenlebens heiligen und verklären kann.

Noch verworrener als „Brand" sind die zwei anderen religiös-philosophischen Gedankendramen Ibsens: „Peer Gynt" und „Kaiser und Galiläer". Wie der zweite Theil des Göthe'schen Faust, welchen Ibsen bewußt oder unbewußt nachgeahmt hat, ist „Peer Gynt" ein umfangreiches Arsenal der interessantesten Gedanken, der wunderlichsten Allegorien, der seltsamsten Märchen und Einfälle, der erhabensten poetischen Aufflüge und der tollsten Phantasmagorien; wie Faust macht Peer Gynt die gesammte Lebensschule des modernen Idealismus und Realismus durch und ruht nach der verrücktesten Weltfahrt bei der Jugendgeliebten aus, in welcher ihm einst zuerst der Stern des Lebens aufgegangen; den Gegensatz zwischen Classicismus und Romanticismus hat der phantasiewilde Norweger aber nicht mit dem Kunstsinne Göthe's auszugleichen gewußt. Die Dichtung ist in einen Zauberwald ausgeschossen, dessen keine Schere Herr ward, und das ganze üppige Zweigwerk ist nicht mehr grün: wahre Fluten von ironischer Säure sind darüber ergossen, alles ist vergilbt und verwittert. Eine Fülle von norwegischer Volkssage und Volkspoesie ist in dem Stück zum Ganzen verbunden, aber aller gemüthliche, freudige Lebenshauch ist durch bittern Spott daraus weggeblasen. Der Dichter verachtet Protestantismus und Katholicismus, Glauben und Unglauben, Märchenpoesie und berechnenden praktischen Verstand, Idealismus und Realismus — alles ist Lüge, alles Hohlheit, alles Fratze. Wenn die Welt wirklich so wäre, wie der Dichter sie zeichnet, so läge die Versuchung nahe, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Das überlassen die pessimistischen Philosophen und Dichter aber gewöhnlich ihren Schülern. Schopenhauer fand wenigstens noch beim Hunde jene Treue, die er bei den Menschen vergeblich suchte, und Ibsen war durch die Phantasiequalen seines Peer Gynt so wenig erschöpft, daß er die Geschichte Julians des Apostaten in zwei Dramen von zusammen zehn Acten auf breitester Basis als „weltgeschichtliches Schauspiel" entwickelte. Die Persönlichkeit Julians, seine Schriften und die gesammte Zeit- und Culturgeschichte hat der Dichter zu diesem Zwecke ziemlich einläßlich studirt, aus dem bunten Stoffe eine Menge spannender, für die Bühne wirksamer Scenen gewonnen, den allmählichen Abfall Julians im ersten Theil, seinen tragischen Untergang im zweiten Theil mit feinem psychologischem Blick gezeichnet und eben dadurch dem mannigfaltigen Zeitbild eine dramatische Einheit gegeben. Allein die Ausführung ist nicht nur fast überall zu sehr in die Breite gerathen, sie ist auch, besonders was die Repräsentanten des Christenthums betrifft, meist völlig verzeichnet, theilweise schnöde, unwürdige Caricatur. Anstatt die Werke eines hl. Basilius und Gregor von Nazianz zu studiren, hat ihnen Ibsen ganz lächerliche, unmögliche Situationen angedichtet, die hl. Makrina zur Diakonissin im kaiserlichen Heere gemacht und die christlichen Martyrer zu einer Rotte von Fanatikern gestempelt. Allem setzt dann der Umstand die

Krone auf, daß nicht eine Perserlanze den Philosophenkaiser trifft, sondern die meuchlerische Waffe eines christlichen Schwärmers, der, nachdem er die größten Qualen um des Glaubens willen heldenmüthig ertragen, auf specielle göttliche Offenbarung hin den Königsmord sorgfältig prämeditirt und ausführt. Die historisch wie theologisch völlig verfehlte Grundauffassung Julians scheint Ibsen dem giftigen Pamphlet von David Friedrich Strauß: „Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren" [1], entnommen zu haben. Die Moral der zwei Tragödien läßt sich ganz genau in die „tröstliche Wahrheit" zusammenfassen, mit der Strauß sein freches Libell schließt: „daß unfehlbar jeder Julian, d. h. jeder auch noch so begabte und mächtige Mensch, der eine ausgelebte Geistes- und Lebensgestalt wiederherzustellen oder gewaltsam festzuhalten unternimmt, gegen den Galiläer, oder den Genius der Zukunft, unterliegen muß" [2]. Auch das schwindelhafte „dritte Reich", das uns Ibsen als Lösung des großen Conflictes in Aussicht stellt und das Hellenenthum und Christenthum, Wahrheit und Schönheit in Eins verschmelzen soll, ist aus Strauß entlehnt: „Materiell ist dasjenige, was Julian aus der Vergangenheit festzuhalten suchte, mit demjenigen verwandt, was uns die Zukunft bringen soll: die freie harmonische Menschlichkeit des Griechenthums, die auf sich selbst ruhende Mannhaftigkeit des Römerthums ist es, zu welcher wir aus der langen christlichen Mittelzeit, und mit der geistigen und sittlichen Errungenschaft von dieser bereichert, uns wieder herauszuarbeiten im Begriffe sind." [3]

Bemerkenswerth sind indes die Worte, welche Ibsen dem Apostaten über Christus in den Mund legt und welche auch in den Verirrungen des Dichters ihre Bestätigung finden:

„Du kannst es nicht begreifen, du, der du niemals in der Gewalt dieses Gottmenschen dich befunden hast. Das ist mehr als eine Lehre, was er über die Welt ausgebreitet hat; es ist ein Zauber, der die Sinne gefangen hält. Wer einmal unter ihm gestanden hat — ich meine, er kommt niemals mehr ganz von ihm los. — — Wir sind wie Reben, die man in einen fremden, uns nicht zusagenden Boden verpflanzt hat; — pflanze uns wieder um, und wir werden ausgehen; aber in der neuen Erde entarten wir." [4]

3. Moderne socialpolitische Bühnenstücke. Schon in „Kaiser und Galiläer" ging Ibsen von Vers und Reim, welche die poetische Gestaltung immer auf einer gewissen Höhe zu halten pflegen, wieder zur schmucklosen Prosaform über, wandte seine Künstlersorgfalt fürder nur dem scenischen Aufbau und der Charakteristik zu, und bemühte sich, in der Wahl wie in der Ausführung seiner Stoffe möglichst modern zu sein. Alle seine letzten Stücke seit 1872 huldigen darum völlig dem Realismus der flachsten Alltäglichkeit, ihr allgemeiner Vorwurf aber ist die „Entartung" der neuern Gesellschaft. Der Schauplatz und das Colorit ist dabei immer norwegisch; die socialen Schäden aber, welche der grimmige Satiriker auf die Bühne bringt, finden sich dem Wesen nach überall wieder, wo das sociale Leben von seinen christlichen

---

[1] Mannheim, Bassermann, 1847. [2] Das. S. 52. [3] Das. S. 51.
[4] Uebersetzt von P. Hermann. Leipzig 1888.

Grundlagen abgekommen ist. Socialwissenschaftlich genommen, sind es interessante Geständnisse; aber künstlerisch sind es traurige Erscheinungen. Oder sollte es wirklich Aufgabe der Kunst, speciell der dramatischen, sein, die Schattenseiten des prosaischen Alltagslebens zu photographiren und das Publikum damit zu unterhalten, daß man ihm die widerlichen Skandale des Tages möglichst treu und scenisch lebhaft vor Augen führt?

Drei dieser Stücke zeichnen das sociale Leben mehr nach der politischen Seite hin, vier andere machen sich mit dem sogen. Problem der Ehe zu schaffen, d. h. nicht mit dem im Naturgesetze wurzelnden, von Christus zum Sacrament erhobenen, unlösbaren Bund zwischen Mann und Frau, sondern mit den Phantastereien und Unordnungen, welche die moderne Welt an seine Stelle gesetzt hat. Die meisten dieser Stücke enthalten Scenen von starker komischer Wirkung, wie von lebhafter Spannung und rührender Gewalt; aber es sind keine Komödien. Grundton und Schluß sind immer zu ernst. Es wären Tragödien, wenn die handelnden Personen nicht meist zu schlecht wären, um wahres Mitleid zu erwecken, oder zu flach und unbedeutend, um das Gemüth mit tragischer Furcht, mit dem Gefühl des Erhabenen, zu erschüttern. Es ist das bürgerliche Schauspiel Diderots in allermodernster Façon — etwas schärfer und pikanter, mit entschieden pessimistischem Anhauch.

In dem ersten dieser Stücke — „Der Bund der Jugend" („De Unges Forbund") — verhöhnt Ibsen die jüngere demokratisirende Richtung. Ein radikaler Zungendrescher von Advokat gründet einen Jugendbund, um das bisherige Regiment, das auf Großgrundbesitz ruht, zu stürzen, läßt sich aber durch Aussicht auf Gewinn und Ehre von den Bourgeois umgarnen und wird schließlich als charakterloser Schwindler, Streber und Dummkopf entlarvt. Ein zweites Stück: „Die Stützen der Gesellschaft", reißt der ganzen kapitalistischen industriellen Haute-Volée einer kleinen Stadt die Maske ihrer hochsittlichen, patriotischen und humanitären Würde herunter und zeigt sie als eine Schaar von verkommenem Gesindel, gegen das nur ein paar fortgeschrittene, amerikanisirende Wildlinge angenehm abstechen. Ein drittes Stück: „Der Volksfeind", geht den herrschenden liberalen wie den agitatorisch-radikalen Kreisen zugleich zu Leibe. Der „Volksfeind" ist nämlich der wackere, ehrliche Badearzt eines Städtchens, dessen ganzer künftiger Aufschwung von einem neueröffneten Bade abhängt. Der Arzt entdeckt, daß das Wasser geradezu gesundheitsschädlich wirkt und daß ein paar Jahre nöthig wären, um die allgemeine Vergiftung durch Desinfection und neue Leitungen zu verhindern. Aber das Kapital der herrschenden Clique geräth dadurch für einige Jahre in starke Gefahr, die Radikalen des Orts versagen dem braven Arzt jede Hilfe, selbst die Möglichkeit, die Wahrheit ans Tageslicht zu bringen, und so wird er als „Volksfeind" verschrieen und aus dem Ort vertrieben. Die Geistlichen, die höheren und niederen Beamten, die Grundbesitzer, die Industriellen, die Advokaten, die Publicisten, die Kaufleute, die Seeleute nebst dem hinter ihnen herlaufenden Volke bilden durchweg nur eine egoistische, gemeine, in Lüge und Conventionsheuchelei versunkene Masse, aus der kaum irgendwo ein anständiger, ehrlicher Mensch noch auftaucht, und solchen geht es jämmerlich schlecht.

Kein Wunder! Die Ehe selbst, die Grundlage der menschlichen Gesellschaft, ist vergiftet. In „Nora“ oder „Ein Puppenheim“ („Et Dukkehjem“) scheitert eine Ehe daran, daß die junge, puppenhaft erzogene, leichtsinnige Frau sich aus übelberathener Liebe zu ihrem Manne einer Unterschriftsfälschung schuldig macht und es nach Aufklärung über die criminalrechtliche Bedeutung dieses Fehltritts nicht mehr für möglich hält, länger mit ihrem Manne und ihren Kindern zusammenzuleben. In den „Gespenstern“ entlarvt Ibsen — er ist immer am Entlarven — die scheinbar glückliche Ehe einer vornehmen Familie, die aber nichts weniger als glücklich war, sondern nur dem Schandleben des gemeinsten Wüstlings als schützender Deckmantel diente: ein Sohn desselben geht an dem ererbten Säuferwahnsinn und eine uneheliche Tochter daran zu Grunde, daß sie in ihrem Geliebten den Bruder erkennt, während die unglückliche Frau ihr langes Opferleben nur mit Schmach und Elend belohnt sieht. Ganz ähnlich wird in „Rosmersholm“ die Ehe eines lutherischen Geistlichen, in der „Wildente“ das Eheleben einer Großhändlerfamilie „entlarvt“. Mit wahrem Behagen wühlt Ibsen hier in allem Schmutz und Skandal der modernen Gesellschaft herum — Anatom, Psychologe, Criminalrichter, Irrenarzt in einer Person. Ein unermeßliches Feld der Thätigkeit thut sich hier noch vor ihm auf. Aber wir können uns nicht entschließen, diese psychologischen Studien mehr für Poesie zu halten. Eine solche Dramatik kann nur die öffentliche Corruption noch steigern. Was der Menschheit in höchstem Grade noth thäte, wäre, daß ihr wieder das Große und Schöne, das Hohe und Heilige, das Göttliche und Erlösende auf dem Gebiete der Kunst wie auf jenem der Wissenschaft näher gerückt würde!

Dazu ist Ibsen aber nicht angethan. Sein einziges Ideal ist die schrankenlose Herrschaft des Individuums. Nach den ersten deutschen Siegen schrieb er am 20. December 1870 an G. Brandes:

„Das alte illusorische Frankreich ist in Stücke geschlagen; wenn nun auch das neue factische Preußen zerschlagen würde, so wären wir mit einem Sprung mitten in einem werdenden Zeitalter. Hei! Wie da Ideen rund um uns rammeln würden! Und das wäre auch wahrlich an der Zeit. Alles, wovon wir bis dato leben, sind ja doch nur Brosamen von dem Revolutionstisch des vorigen Jahrhunderts, und die Kost ist nun doch schon lange genug wiedergekäut worden. Die Begriffe verlangen dringend einen neuen Inhalt und eine neue Erklärung. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sind nicht mehr dieselben Dinge wie zur Zeit der seligen Guillotine. Das ist's, was die Politiker nicht verstehen wollen, und deshalb hasse ich sie. Die Menschen wollen bloß Specialrevolutionen, Revolutionen im Aeußern, im Politischen. Aber all' das sind bloße Lappalien! Worauf es ankommt, ist das Revoltiren des Menschengeistes ...“ Worauf es ankommt, ist die tiefer greifende sociale und religiöse Revolution. Auch das heutige Preußen, Oesterreich, England, Rußland, Italien soll in Stücke gehen; was aber dann werden soll, das weiß weder Catilina, noch Brand, noch Peer Gynt, noch der Pastor Rosmer, noch Ibsen selbst! A. Baumgartner S. J.

# Recensionen.

---

**Epistola beati Pauli Apostoli ad Romanos** analytice et logice explicata a P. **Josepho Agus** S. J. 812 p. 8⁰. Ratisbonae, Pustet, 1888. Preis: *M.* 8.

Den Römerbrief nannte Luther „das rechte Hauptstück des Neuen Testaments und das allerlauterste Evangelium, eine Epistel, welche wohl würdig und werth ist, daß sie ein Christenmensch nicht allein von Wort zu Wort auswendig wisse, sondern täglich damit umgehe, als mit täglichem Brod der Seelen; denn sie nimmer kann zu viel und zu wohl gelesen oder betrachtet werden, und je mehr sie gehandelt wird, je köstlicher sie wird und baß schmecket". Ebenso sagt einer der neuesten protestantischen Erklärer: Der Römerbrief ist „das reichste, urapostolische Document und Muster alles wahren evangelischen Protestantismus" (Dr. Bern. Weiß, Oberconsistorialrath und ordentl. Professor an der Universität Berlin, in der 7. Auflage des kritisch-exegetischen Handbuches von Heinr. Aug. Wilh. Meyer, Göttingen 1886, S. 38). Da man also protestantischerseits den herrlichen Brief für die Grundlehren des Protestantismus und namentlich für die vernunft- und schriftwidrige Lehre von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben (im protestantischen Sinne) in Anspruch nehmen will, so ist schon unter diesem Gesichtspunkte eine gründliche und allseitige Erklärung des apostolischen Sendschreibens mit Freuden zu begrüßen. Doch der Werth des Briefes für uns gipfelt durchaus nicht in der Widerlegung des reformatorischen Begriffes der Rechtfertigung; weiß ja jeder Theologe, wie sehr in den verschiedensten Theilen der Dogmatik gerade dieser Brief zur Verwendung kommt, und nicht bloß die Dogmatik, auch Moral und Pastoral (man denke an die letzten Kapitel) und durchgehends auch die Ascese finden da die fruchtbarsten und höchsten Grundsätze ausgesprochen und die sichersten und glänzendsten Leitsterne gegeben.

In neuerer Zeit ist von katholischer Seite für die Erklärung des Briefes nicht gerade viel in Commentaren oder Specialschriften geschehen. Das Verzeichniß der neuern katholischen Literatur über diesen Paulusbrief bei Cornely (Introductio III. p. 587) weist verhältnißmäßig wenige Namen auf. Ein neues gediegenes Hilfsmittel, das uns in das Verständniß und die Würdigung des Briefes einführt, kann daher nur erwünscht sein. Ist es zudem in

der Sprache der katholischen Theologen, in der Weltsprache der Kirche, abgefaßt, so kann auch dieser Umstand die Brauchbarkeit und Allgemeinheit des Nutzens nur fördern. Nach Durchlesung des oben angezeigten Buches, das der Verfasser, ein 82jähriger Greis, als eine Frucht seiner frühern Lehrthätigkeit uns darbietet, trage ich kein Bedenken, dasselbe als ein recht nützliches Hilfsmittel zum Studium des Römerbriefes zu empfehlen. Was der Titel verspricht, eine analytische und logische Erklärung, ist geleistet. Der Verfasser sieht mit Recht in 1, 16 die These, welche der Apostel im Briefe bis Kap. 11 incl. allseitig beweist, beleuchtet und durchführt; sie ist der Rahmen, der alle Darlegungen des Apostels einheitlich umschließt und alle Gedankenkreise zu einem großartigen Ganzen zusammenschließt; jedes Wort dieser These: „das Evangelium ist Gottes Kraft zum Heile jeglichem, der glaubt, dem Juden zuerst und dem Heiden (Griechen)", findet in dem Sendschreiben seine allseitige Erklärung und Begründung. Dieses klar und übersichtlich darzulegen und für die einzelnen Punkte und Mittelglieder die Beweisführung des Apostels, deren Kraft, Schönheit und Gründlichkeit durch Aufzeigung der logischen Verkettung der Gedanken nachzuweisen, ist hauptsächlich das Ziel, das sich der Verfasser in der Analysis gesteckt hat. Jedem kleinern und größern Abschnitte wird eine solche Analysis vorausgeschickt. Bis Kapitel 11 werden fünf größere Theile unterschieden, die selbst wieder in articuli gegliedert sind.

Der hervorstechendste Zug in diesem Commentar ist der Reichthum an Stellen aus den Erklärungen des hl. Chrysostomus, Theodoretus, Origenes, Theophylactus, Oecumenius, des hl. Augustin, Hieronymus und namentlich des hl. Thomas u. a.; zu den meisten Stellen des Briefes werden die verschiedenen Auffassungen dieser Erklärer mit den Darlegungen späterer Exegeten, besonders des Estius, Cornelius a Lapide, Toletus, auch Cajetanus zusammengestellt, und so wird gewissermaßen Heerschau gehalten über die Geistesarbeit, die im Laufe von Jahrhunderten sich an das apostolische Wort angeschlossen hat. Aber dabei hat es sein Bewenden nicht. Der Verfasser prüft, welche Ansicht wohl am besten oder einzig und allein dem Gedankengang und Ausdruck des Apostels entspricht, und unterläßt es meistens auch nicht, die so gefundene Erklärung durch eine weiter greifende Darstellung der Gründe zu befürworten. Daneben ist die Einzelerklärung, die so zu sagen Wort für Wort und Ausdruck für Ausdruck aufs Korn nimmt, abwägt, erläutert, nicht vernachlässigt. Freilich drängt sich da der Wunsch auf, daß auch die neuere Exegese mit herangezogen wäre. In manchen Punkten wäre dann der Sprachgebrauch des Apostels aufmerksamer erwogen und zutreffender beurtheilt worden, und auch die Entwicklung und Begründung des Gedankengehaltes selbst hätte eine Bereicherung in mehrfacher Hinsicht erfahren. Auf die Punkte, die man als Einleitungsfragen zu besprechen pflegt, ist gar nicht eingegangen; nach den Citaten des griechischen Textes und den darauf bezüglichen Behauptungen zu schließen, hat der Verfasser leider keine kritische Ausgabe benützt, sondern sich mit dem textus receptus und Griesbach, der einmal genannt wird, begnügt. Daß infolge dessen manche Angaben mit unterlaufen, durch die der

unerfahrene Leser in die Irre geführt wird (wie ita graeci, reperitur in graecis omnibus) und auch über den kritischen Werth der Lesarten kein richtiges Urtheil bekommt, ist zu klar, als daß es einer weitern Erörterung bedürfte.

Nach dem Muster und Vorgange des hl. Thomas in dessen Commentaren sind manche dogmatische Fragen und Schwierigkeiten, die sich aus einzelnen Stellen ergeben, aufgeworfen und mit Antwort und Lösung versehen. Dagegen ist wohl im allgemeinen nichts einzuwenden. Wenn man auch heutzutage überall Arbeitstheilung und Abgrenzung auf ein Gebiet befürwortet, so liegt es doch auf der Hand, daß ebenso, wie der Dogmatiker oft auf das Gebiet der Exegese sich begeben muß, auch der Exeget nicht bloß eine gründliche dogmatische Schulung und Bildung mitbringen muß, sondern öfters dogmatische Fragen nicht ganz umgehen kann und darf. Das meiste, was der Verfasser bringt und sehr häufig mit den Worten des hl. Thomas vorlegt, ist sicher zur Sache gehörig und kann auch kaum als Jagen auf fremdem Gebiet bezeichnet werden. Das eine oder andere freilich ist etwas weit hergeholt oder fließt nur aus ungenauer Auffassung eines Ausdruckes. Der Ausdruck z. B. invocare nomen Domini (nomen Jahve) hat seine feste, eng umschriebene Bedeutung der Anbetung sensu stricto; man erwartete daher zu 10, 14 eher eine Hinweisung darauf, wie klar und scharf hier der Apostel die Gottheit Christi ausspricht, als eine Lösung des Einwurfes, wie man die Heiligen anrufen könne, da man ja nicht an sie glaube. Ebenso dürfte mancher Leser überrascht sein, bei der interpellatio Eliae adversum Israël 11, 2 eine Schwierigkeit aus 1 Kön. 12, 23 erhoben zu finden, oder zu 2, 6 eine Erörterung zu finden, wie das peccatum temporale mit ewiger Strafe ohne Beeinträchtigung der Gerechtigkeit geahndet werden könne. Dagegen wäre bei der einen oder andern Stelle ein kurzer Hinweis auf theologische Fragen anzubringen gewesen.

Die Abfassung des Briefes will der Verfasser S. 3 auf das Jahr 54 verlegen. Dagegen verweise ich bloß auf Cornely, Introd. III. p. 343 seq. 455. 476. In der Zweckbestimmung des Briefes folgt der Verfasser zu meinem Bedauern der Ansicht des Estius u. a., die da glauben, die bekehrten Römer hätten die Gnade des Evangeliums, die ihnen zu theil geworden, ihren im Heidenthum und Judenthum erworbenen Verdiensten zugeschrieben. Es ist in der That merkwürdig, daß eine Ansicht, die einerseits die römischen Christen als im Abc des Glaubens kraß irrend darstellt und andererseits absolut keinen stichhaltigen Grund für sich anführen kann, dennoch bei manchen Eingang gefunden hat. Man bedenke wohl, die einzige Urkunde, die uns über das damalige Glaubensverhältniß der Christen zu Rom Aufschluß gibt, ist eben unser Brief. Und was lesen wir da? Man sehe sich einmal die Lobsprüche an, die 1, 8. 12 und 15, 14 den Christen gespendet werden; man vergleiche, wie Paulus die bei den Galatern, Korinthern, Thessalonichern vorhandenen Mißbräuche, Gefahren, Irrlehren direct nennt und klar und offen, scharf und schneidig bekämpft — und dann halte man den Römerbrief dagegen: wo ist da etwas ähnliches? Im Kap. 14 rügt er, was zu rügen ist — eine

wahre Kleinigkeit gegenüber jenem (angeblich vorhandenen) grundstürzenden Irrthum — wer mag sich einreden, der Apostel rüge das Unbedeutende, mache auch 16, 17—20 und 11, 18 auf etwa drohende Gefahren geringerer Art aufmerksam, berühre aber den grundstürzenden Irrthum mit keiner Silbe direct, sondern nur auf Umwegen, indem er die außerhalb des Christenthums stehenden Heiden und Juden in Kap. 1—3 schildere? Und trotz dieser bei Paulus unbegreiflichen Schonung sagt er 15, 15: audacius scripsi vobis ex parte? Aber welche Sprache wäre jenem foedus error gegenüber (wie ihn Cornely mit Recht nennt) zu kühn? Glücklicherweise scheint der Verfasser nicht folgerichtig an seiner Ansicht festzuhalten; wie hätte er sonst p. 39 sagen können zu 1, 15: ad confirmandos vos durius fortasse dictum videri poterat, quasi Romani non satis essent in fide firmi? Freilich lesen wir dann p. 56 wieder, sie hätten sich ihrer Tugenden und guten Werke wegen gebrüstet, quasi eorum intuitu Deus salutis gratiam per Christum contulisset. In Betreff dieser Frage hätte der Verfasser jedenfalls den betreffenden Abschnitt bei Cornely erwägen sollen.

Wenn der Verfasser den Satz: das Evangelium ist eine Kraft Gottes, so abschwächt, daß das nur heiße: salutem quam confert evangelium divina nobis virtute conferri, so erschöpft diese Erklärung die Tragweite des apostolischen Ausspruches nicht; noch auffallender aber ist es, daß dieser Theil der These des Apostels erst von Kap. 9 an zur Behandlung kommen soll. Diese Eintheilung wird wohl, denke ich, wenig Anhänger finden. Hier ist die von Cornely gegebene Analyse entschieden im Vortheil.

Auf S. 577 hat der Verfasser, scheint es, ganz vergessen, daß er den Brief ins Jahr 54 setzt; denn er wird doch nicht im Ernst behaupten wollen, daß damals schon das Evangelium allen Völkern, die unter dem Himmel sind, gepredigt worden sei! Die Stelle 10, 19 bezieht sich zudem nur auf die Juden im Bereich des römischen Reiches höchstens, oder im Bereich der Thätigkeit des Apostels.

Die Erklärung der aus dem Alten Testamente vom Apostel angezogenen Stellen hat mich wenig befriedigt; so wenn bei fiat mensa eorum in laqueum — mensa von der Lehre und den Werken Christi erklärt wird, oder wenn iustus ex fide vivit so erklärt wird, daß ein von der Grundstelle verschiedener Sinn herauskommt. Kühn, überaus kühn wird Gen. 15, 1: factus est sermo Domini ad Abraham, hebr. דבר יהוה gefaßt als fuit Verbum Domini ad Abraham in visione dicens und mit viel Nachdruck betont, nothwendigerweise müsse hier vom ewigen Worte Gottes, dem Logos, die Rede sein.

Die Randbemerkungen, die sehr freigebig beigefügt sind, erleichtern sehr die Uebersicht. Die Ausstattung, Papier und Druck, ist sehr gut. Insbesondere seien noch die gefälligen Lettern, lateinische sowohl als griechische und hebräische, sowie die übersichtliche Druckanordnung lobend hervorgehoben. Recht unangenehm aber wird der Leser überrascht, wenn er beim Aufschneiden des Buches bald lauter lose Blätter vor sich hat: so schlecht ist das Buch geheftet, und die Bogen sind gar nicht genäht.

Joseph Knabenbauer S. J.

**Die Geschichte der heiligen Katharina von Siena** und ihrer Genossen. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen der ehrw. Provinzial-Oberin der Dominikanerinnen zu Stone, **Augusta Theodosia Drane.** XVI u. 654 S. 8°. Dülmen, Laumann, 1887. Preis: *M.* 5.

Dieses herrliche Buch beschäftigt sich mit einer der größten, heiligsten, einflußreichsten Persönlichkeiten, welche die christliche Geschichte kennt. Zwar ist in den letzten Jahren das Leben der hl. Katharina von Siena wiederholt bearbeitet worden, ich nenne bloß die „Geschichte der hl. Katharina von Siena und des Papstthums ihrer Zeit“ vom neapolitanischen Oratorianer Alfons Capecelatro, Neapel 1857 (italienisch), sowie die „Geschichte der hl. Katharina von Siena“ von M. Emile Chavan de Malan (französisch), zu welchen sich eine in rationalistischem Geiste gehaltene deutsche Lebensbeschreibung der Heiligen von K. Hase gesellt: „Caterina von Siena. Ein Heiligenbild.“ Leipzig 1864. Allein es bleibt wahr, daß wir bisher eine allseitige Würdigung und Darstellung dieses wundersamen und vielseitigen Lebens noch nicht besaßen. Auch ließ die chronologische Reihenfolge der Thatsachen, namentlich, was das Privatleben der Heiligen anlangt, vieles zu wünschen übrig. Das hat uns alles die Dominikanerin A. Th. Drane gegeben. Sie hat dem innern, geistlichen Leben der Heiligen eine ebenso große Sorgfalt zugewandt, als dem äußern apostolischen und politischen Wirken; sie hat ihr Privatleben nicht weniger liebevoll behandelt, als ihr öffentliches.

Allerdings gipfelt Katharina's Leben in ihrer apostolischen und politischen Thätigkeit. Mitten hineingestellt in die furchtbaren Wirren und Kämpfe, welche Italien, namentlich in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, unglücklich und über die Maßen elend machten, erschien sie in dem von dem schrecklichsten Hasse, von dem wildesten Parteigetriebe zerrissenen Lande als Engel des Friedens. Revolutionen in den einzelnen Städten lösten sich ab mit den wüthendsten Bürgerkriegen; daneben liefen bittere Privatfeindschaften in zahlloser Menge einher. Man schauderte selbst vor Dolch und Schwert, vor Gift und jeder Art von Meuchelmord nicht zurück. Hier sollte Katharina versöhnend eingreifen; denn dies war die ihr von Gott gewordene Sendung. Um das aber zu können, mußte sie sich vorher bewähren als Engel des Trostes und der Hilfe in den pestartigen Krankheiten und zur Zeit der Hungersnoth, als diese Geißeln Gottes über Italien geschwungen wurden und Tod und Verderben über Menschen ohne Zahl verbreiteten.

Aber noch höher ging ihre Sendung. Durch ihr Bemühen vor allem sollte endlich das Avignoner Exil der Päpste ein Ende nehmen; sie sollte dem etwas gar zu unentschiedenen, wenn auch wohlgesinnten, altersschwachen Gregor XI. hinreichenden Muth, hinreichende Kraft vermitteln und einflößen, damit er sich endlich trotz aller Schwierigkeiten diesseits und jenseits der Alpen in die heilige Stadt begebe, in jene Stadt, die Gott zum Mittelpunkte der christlichen Welt nun einmal bestimmt hat. Aber ihn, den Greis, den Franzosen, dort festzuhalten, war vielleicht keine leichtere Arbeit, als ihn überhaupt dorthin zu bringen. Auch diese Aufgabe lastete zum größten Theil auf den

Schultern Katharina's, die damals (1377) kaum 30 Jahre zählte. Als aber bald das Schrecklichste geschah, was jemals in der Kirche Gottes geschehen ist, nämlich daß sich beinahe sämmtliche Cardinäle von dem rechtmäßig, ja einstimmig von ihnen erwählten Statthalter Christi trennten, um ein Schisma zu begründen, wie nie ein ähnliches die Kirche Gottes zerrissen hat, da hat Katharina wesentlich dazu beigetragen, daß das Unglück nicht noch weitere und furchtbarere Dimensionen annahm, als es zum Verderben vieler Seelen, zur nachhaltigen Lockerung des Bandes, welches den übrigen Leib der Kirche mit seinem Haupte verband, thatsächlich angenommen hat. Ihr verdankt man es nicht zum wenigsten, daß die italienischen Freistaaten in der Obedienz Urbans VI. treu verharrten. Ueberallhin sendete sie ihre Briefe, und unglaublich ist es, wie weitgreifend sich ihr Einfluß bei dieser Gelegenheit erwies. Läßt sich ja nicht läugnen, daß selbst in England ihre Auffassung der ganzen Sachlage, wie dieses aus den S. 495 ff. unseres Werkes mitgetheilten Actenstücken klar hervorgeht, ausschlaggebend wirkte. Ueberdies fiel ihr die unendlich schwere, außerordentlichen Tact erfordernde Rolle zu, den ungestümen, harten, unklugen Eifer Urbans VI. in Wiederherstellung der allerdings arg gelockerten Kirchenzucht und in Wiederherstellung seiner leider Gottes verkannten und mit Füßen getretenen Autorität zu zügeln, zu mäßigen, zu berathen. Hätte nur der Papst mehr auf die Stimme Katharina's gehört, viel Unglück, wenn auch schon nicht alles, wäre zu vermeiden gewesen. Aber obschon sie den Mangel an Mäßigung im Statthalter Christi wahrnahm, obschon sie sah, daß ihre kindlichen Vorstellungen wenig fruchteten, erlahmte sie dennoch bis zu ihrem letzten Athemzuge nicht in der Sache der Kirche und ihres gesetzmäßigen Oberhauptes. Sie hielt eben für sich selbst fest an dem, was sie anderen sagte. „Wir wissen," schreibt sie dem Grafen Onorio Gaetano da Fonti, einer der Hauptstützen des Pseudopapstes Clemens VII., „daß Urban VI. der wahre Papst ist, und wenn er auch der grausamste Vater wäre und hätte uns von einem Ende der Welt zum andern gejagt, so dürften wir die Wahrheit nicht vergessen oder sie verfolgen"; gewiß die einzige eines wahren Katholiken würdige Gesinnung, aber nichtsdestoweniger heroisch, wenn die That dem Worte und der Ueberzeugung entspricht. Katharina hatte eine Heldenseele. Das zeigte sich auch bei anderen Gelegenheiten. Als z. B. bei ihrer zweiten Anwesenheit in Florenz (1378) zum Behufe der Friedensvermittlung zwischen dieser Stadt und Gregor XI. unglückliche Verwicklungen den Haß des großen Haufens gegen diese heilige Jungfrau entflammt hatten, stürmten eines Tages Schaaren auf sie ein, als sie eben, wie einst ihr Heiland, in einem Garten betete. Was that sie nun? Festen Muthes und heitern Angesichtes richtete sie an denjenigen, der mit gezücktem Schwerte lauter als alle anderen schrie: „Wo ist Katharina?" folgende Worte: „Thue, was der Herr über mich beschlossen hat, aber im Namen des Allmächtigen befehle ich dir, keinem der Meinigen ein Leid anzuthun." Aber, freilich zu ihrer größten Betrübniß, sollte ihr das blutige und eigentliche Martyrium für Christi Sache nicht zu theil werden.

Erstaunlich ist auch die Vielseitigkeit ihres Geistes. Dieses zeigt sich

unter anderm in ihrem Briefwechsel. Obschon nämlich jedes Wort den Stempel von Katharina's Geist und Herz an sich trägt, weiß sie doch jedesmal den rechten Ton, den richtigen Ausdruck zu finden, welcher gerade den Personen, den Verhältnissen, den geistlichen Bedürfnissen derjenigen, an welche sie schreibt, entspricht. Was kann schöner, was kann angemessener sein, als jene Zeilen, mit welchen sie einen Prior der Johanniterritter zum guten Kampfe aufforderte? „Unser König," schreibt sie, „blieb als ein echter Ritter auf dem Schlachtfelde, bis alle seine Feinde besiegt waren. Mit seinem von Geißeln zerrissenen Fleische hat er unser rebellisches Fleisch überwunden, mit seiner Schmach unsern Stolz gedemüthigt, mit seiner Weisheit die Bosheit des Teufels zu Schanden gemacht, und mit seinen unbewaffneten, durchbohrten und an das Kreuz genagelten Händen den Fürsten der Welt besiegt. Als Schlachtroß bestieg unser Ritter das Holz des allerheiligsten Kreuzes, und zur Rüstung nahm er Mariens Fleisch, auf welches er die ihm geltenden Streiche, die für unsere Ungerechtigkeit Genugthuung leisten sollten, empfangen wollte. Der Helm auf seinem Haupte ist die entsetzliche Dornenkrone, deren Zacken bis in sein Gehirn dringen. Sein Schwert ist die Seitenwunde, die uns das Geheimniß seines Herzens offenbart[1]; wahrlich, ein blitzendes Schwert, das unsere Herzen mit den Strahlen glühender Liebe durchbohren müßte; und als Lanze führt er das ihm zum Spott in die Hand gegebene Rohr. Die Handschuhe an seinen Händen und die Sporen an seinen Füßen sind die blutroten Wunden an den Händen und an den Füßen des süßen Wortes. Wer hat ihn in dieser Weise gewappnet? Die Liebe ist es gewesen. Was hat ihn an den Stamm des Kreuzes gebunden und festgenagelt? Nicht die Nägel, nicht die Steine und der Boden, in welchen der Stamm befestigt war, wären im Stande gewesen, den fleischgewordenen Gott zu tragen. Nichts war es, als das Band der Liebe, der Liebe zu Gottes Ehre und zu unserer Erlösung. O welches Herz kann einen solchen Ritter, einen solchen Anführer, der im Tode Sieger ist, betrachten, ohne bereit zu sein, alle seine Schwäche zu überwinden und gegen alle seine Feinde tapfer ins Feld zu ziehen? Keines! So nehmet euch denn Jesus den Gekreuzigten zum Vorbild. Färbt euern Waffenrock in seinem purpurnen Blute, und in ihm werdet ihr siegen über alle eure Feinde" (S. 228 f.). Wo hat doch Katharina, die Färberstocher aus der „Fullonica" von Siena, die niemals eine Schule besucht, diese schöne und ritterliche Sprache gelernt? Von nicht geringerer Schönheit sind manche andere ihrer Briefe, welche die Verfasserin ganz oder theilweise ihrer Erzählung einflicht.

Auch findet man in dem Buche reiche Erbauung, und zwar jedermann. Denn obwohl wegen der außerordentlichen Mission der heiligen Katharina es den Anschein gewinnen könnte, als passe das Buch nicht für alle, so tritt doch in demselben gerade dasjenige am meisten hervor, was für jeden Christen das Wichtigste ist und was aller wahren Tugend Grund und Wesen ausmacht: Er-

---

[1] Ueber die Andacht zum heiligsten Herzen hat sie überhaupt viel Schönes. Vgl. z. B. S. 92 ff. 367.

tödtung der Eigenliebe, der Weltliebe und der Sinnlichkeit, um Christus und Gott einzig und allein anzugehören. Wie dieses die Grundlage ihres eigenen geistlichen Lebens bildete, so drang Katharina auf dasselbe auch fortwährend bei ihren zahlreichen Schülern und Schülerinnen. Katharina hat zwar keinen Orden gegründet, wie sie ja auch selbst niemals eine Ordensfrau im eigentlichen Sinne des Wortes war; wohl aber besaß sie Schüler und Schülerinnen in großer Zahl. Zu ihnen gehörten u. a. zwei Männer, welche später die Vorsehung an die Spitze zweier großer kirchlichen Orden als Generale berief: der Dominikaner Raimund von Capua, später General des Predigerordens und während einer Reihe von Jahren Katharina's Beichtvater, und Stephanus Maconi, damals ein junger, witzsprühender Weltmann, den wir später an der Spitze des strengen Karthäuserordens wieder finden. Der Verkehr Katharina's mit ihren den verschiedensten Lebensstellungen angehörigen Schülern und Schülerinnen gehört zu den interessantesten und lehrreichsten Partien dieses an interessanten Momenten so überreichen Buches.

Die Ausstellungen, welche ich zu machen habe, beziehen sich auf folgende Punkte. Die Verfasserin scheint eine viel zu gute Meinung von Karl V. von Frankreich zu haben, als sei es nicht in erster Linie gerade der König von Frankreich selbst gewesen, welcher das Schisma angezettelt hat (S. 474). Vor diesem Irrthum hätten sie doch die Worte Raimunds von Capua, daß der König von Frankreich es gewesen, der das Schisma heraufbeschworen, behüten sollen. Führt sie ja selbst diese Worte Raimunds S. 475 an (vgl. auch Pastor, Geschichte der Päpste, Bd. I, S. 162). — Was sodann vorliegende Uebersetzung betrifft, so muß vor allem eine sorgfältige Revision der Druckfehler bei einer neuen Auflage empfohlen werden. Einigemale sind diese geradezu sinnstörend. So heißt es S. 285: „Die Liebe Gottes ist kein solches Band", statt „die Liebe Gottes ist ein solches Band". S. 244 lesen wir: „Es war eine Sprache, die nur auf den Lippen einer Person am Platze war, für deren liebenden Glauben die Kirche Jesu Christi selber und die Diener in seinem Heiligthum irdische Engel waren"; offenbar muß es heißen: „für deren liebenden Glauben die Kirche Jesus Christus selber u. s. w." S. 452 ff. wird der Pseudopapst Clemens VII. eine Zeitlang immer Robert von Genua genannt, um erst später dem richtigen Robert von Genf Platz zu machen. Auch einige grammatikalische Verstöße kommen vor. Aber diese Schwächen des Buches erscheinen gering gegenüber den zahlreichen und hohen Vorzügen, welche es aufweist.

V. Frins S. J.

**Histoire du Cardinal Pie**, évêque de Poitiers, par Mgr. **Baunard.** 3e édition. 8⁰. Poitiers, Oudin, 1888. Preis: *Frcs.* 15.

Die Biographie des Cardinals Pie, wie Mgr. Baunard sie uns in diesen zwei starken Bänden bietet, gehört zu den hervorragendsten Lebensbeschreibungen von Zeitgenossen, mit denen uns gerade die neueste französische Literatur Frankreichs so reichlich beschenkt hat. Binnen kurzer Frist erlebte sie drei Auflagen. Es vereinigt dieses Buch eben ein Mehrfaches, das selten in so hohem Grade

harmonisch verbunden sich findet: einen großartig angelegten Charakter des Helden — eine überaus interessante, geschichtlich wichtige Epoche — und eine bei aller Objectivität lebhafte und anziehende Darstellung.

Mgr. Baunard, der feine Stilist und gelehrte Literat, ist gerade auf dem Gebiete der Biographie eine wohlbekannte Autorität. Soweit dies bei der Stammesverschiedenheit möglich, hat der französische Prälat fast dieselbe Art der Geschichtschreibung, wie der Biograph Böhmers und F. L. Stolbergs; die Helden und ihre Umgebung kommen durch wörtliche Wiedergabe der Quellen selbst zu Wort, und es wird dadurch eine Thatsächlichkeit, Faßbarkeit und ruhige Sicherheit in der Erzählung erreicht, welche äußerst wohlthuend gegen die sonst etwas in Verruf gerathene Phrasenschaft französischer Geschichtschreibung oder besser Geschichtschilderung absticht. Wenn der Leser diese zwei Bände durchgekostet, so weiß er aus eigenster Anschauung, was Cardinal Pie war und wollte und leistete, er braucht nicht Baunard zu glauben, sondern er hat den Helden selbst gehört und an der Arbeit gesehen; er hat keine Worte, sondern geschichtliche Thatsachen.

Der Verfasser beginnt sein Werk mit folgendem Satz: „Das Buch, welches ich heute dem Publikum übergebe, ist ein Buch der Wahrheit, der Ehrfurcht und des Friedens." In der That ist sein Buch derart, daß es diesen dreifachen Titel vollauf verdient. Freilich war es schwierig, die Biographie eines so entschiedenen Charakters in dem zerklüfteten Frankreich zu einem Werke des Friedens zu gestalten. Cardinal Pie war von erster Jugend auf der Vorkämpfer des „Ultramontanismus" und „Romanismus" gegenüber dem alten „Gallicanismus" und dem neuen „Liberalismus" gewesen — er hat aus seiner Ueberzeugung nicht bloß kein Hehl gemacht, sondern, einmal auf den Leuchter gestellt, mit allem Nachdruck dafür gesorgt, daß sein Licht, das Licht der Wahrheit, in die Finsterniß und den Nebel drang; dabei jedoch hat er niemals den Frieden gehaßt, ihn im Gegentheil immer gesucht und geliebt, aber nur den Frieden in der Wahrheit. Das war sein Programm, als der kaum 34jährige Bischof zum erstenmal die Kanzel seiner Kathedrale bestieg: „Der Friede ist nöthig; nach ihm geht das glühendste Verlangen meines Herzens, zu ihm neigt die ausgesprochenste Seite meines Charakters. Aber der Heilige Geist hat mich gelehrt, daß der einzige Friede, der überhaupt diesen Namen verdient, jener Friede in der Wahrheit sei: Veritatem tantum et pacem diligite." Und am 25. Jahrestag seiner Bischofsweihe sagte er: „Es soll nicht an mir liegen, wenn man heute nicht über das Thor meines Bischofshauses die Worte schreiben kann: Et in tempore iracundiae factus est reconciliatio."

So wahr und aufrichtig diese Friedensliebe des Bischofs von Poitiers auch sein mochte, so ist es nichtsdestoweniger Thatsache, daß sein Leben fast ein ununterbrochener Kampf um diesen Frieden war. Wie hat er im Laufe der Zeiten kämpfen müssen mit der Demokratie nach unten, der Bureaukratie nach oben, dem Liberalismus in allen Formen und nach allen Seiten. Dieses Kampfesleben entrollt sich jetzt vor unseren Augen, aber sein Anblick ist wohlthuend, ist Friede, wie das Ziel der Kämpfe Pie's der Friede war. Wir

sehen die tieferen Gründe, die unumgängliche Nothwendigkeit des Kampfes ein und können jetzt erst die wirklich staunenswerthe Ruhe und Mäßigung des großen Vorkämpfers der Wahrheit werthen und verstehen. Wir werden inne, daß es keine Redefloskel war, wenn Pie von sich sagt, seines Charakters ausgesprochenste Seite habe zum Frieden geneigt; seine Kampfesart selbst bestätigt diese Behauptung auf jeder Seite.

Im Jahre 1815 in einem Dorf in der Nähe von Chartres als Kind einer armen Schustersfamilie geboren, sah er gleich bei seinem ersten Eintritt in die Welt sein Vaterland in tiefer Schmach. Ein deutscher Officier der Occupationsarmee, ein Mann von hohem Adel der Geburt und Gesinnung, war der erste, welcher den eben erschienenen Weltbürger durch einen Kuß in seinen Schutz nahm und es dadurch den Verwandten im Dorf möglich machte, unbehindert der Mutter und dem Kinde behilflich zu sein. 55 Jahre später sah Pie als Bischof noch einmal die deutschen Fahnen siegreich in seinem Heimatlande, wenn auch nicht in seiner Bischofsstadt Poitiers, wehen. Welch ein Abschnitt der Geschichte Frankreichs in diesem halben Jahrhundert! Welch ein Kreislauf des Irrthums nach oben und unten! Die erste Jugend und Erziehung brachte den armen Knaben schon gleich in die nächste Berührung mit den christlichen Helden der Revolutionszeit, den Ueberlebenden der bretonischen Unabhängigkeitskämpfe und der religiösen Verfolgung. Da ist es vor allem der alte Bischof von Chartres, Mgr. de Montals, dessen Liebling „der kleine Rothe" geworden, ein Edelmann und Bretone, dabei ein entschiedener Charakter als Bischof und doch leider von gallicanischen „Wendungen" nicht frei. Wir sagen „Wendungen"; denn im Grunde des Herzens hing der Bischof mit allen Fasern an Rom und dem Papste. In den dreißiger und vierziger Jahren fürchtete die kirchenfeindliche Universität nichts mehr, als einen geharnischten Brief oder Artikel des „Alten von Chartres". Bisweilen sah man ihn nach der heiligen Messe während seiner Danksagung vor dem Crucifix knieen und mit großer Inbrunst halblaut das Miserere beten. Nach jedem einzelnen Vers schaltete er den Stoßseufzer ein: „Ut inimicos sanctae ecclesiae humiliare digneris, te rogamus audi nos." Er „liebte den Krieg mit Stecknadeln nicht". Gerade dieser Prälat sollte für den jungen Leviten ein herrliches Muster energischen Kampfes gegen den Liberalismus werden; denn in dem Streit um die Freiheit des Unterrichtes gab es keinen rüstigern, klarern und wortgewandtern Vorkämpfer als den Bischof von Chartres. Und daß in dem täglichen vertrauten Umgang mit diesem Charakter der Schüler nur das Gute lernte, sich aber bei der gallikanischen Richtung des geliebten Meisters in dem jungen Seminaristen und Domvikar jene ultramontane römische Gesinnung entwickelte, das war ein besonderes Werk der Gnade und außer dem Einfluß des heiligmäßigen Pfarrers Lecomte die stets schöner reifende Frucht einer Freundschaft, die Pie schon in den ersten Jahren seines Priesterthums mit einem der trefflichsten Männer des katholischen Frankreichs, dem Abt Guéranger, verband. Bevor der Benediktiner und der junge Domvikar sich zufällig kennen lernten, hatte letzterer bereits große kirchengeschichtliche Vorstudien zu einem gelehrten Werke gemacht und traf mit

Guéranger ganz auffallend in der Vorliebe für die römische Liturgie zusammen.

Wir können an dieser Stelle unmöglich auch nur eine flüchtige Skizze dieses so vollen und reichen Lebens geben und müssen uns mit einer trockenen Uebersicht der Eintheilung und des Inhaltes des Buches begnügen. Wer sich in der französischen Kirchen- und Staatsgeschichte dieses Jahrhunderts einigermaßen auskennt, wird sich dann leicht eine annähernde Idee von dem Interesse des behandelten Stoffes machen können.

Das erste der sechs Bücher umfaßt sieben Kapitel und schildert uns das Leben Pie's bis zu seiner Erhebung auf den Bischofsstuhl von Poitiers. Besonders anziehend und lehrreich sind hier jene Seiten, welche uns ein Bild der damaligen Zustände in Bezug auf die Erziehung des Clerus geben, vor allem aber die Mittheilungen über das eigenthümliche Verhältniß zwischen Montals und Pie. Die Wirksamkeit des letztern als Vikar an der Kathedrale und als 29jähriger Generalvikar, sein Verhalten der Revolution von 1848 und dem Präsidenten der neuen Republik gegenüber sind ebenfalls außerordentlich interessant. Ein besonderer Nachdruck ist in diesem ersten Buch auf die Einflüsse gelegt, welche zur Entwicklung des Charakters beigetragen, und auf die gründliche Frömmigkeit, welche bei dem künftigen Bischof das Fundament seiner Größe und Wirksamkeit bildete. Kein Diener des Heiligthums oder Seminarist wird diese Ausführungen ohne Nutzen für Geist und Herz lesen.

Das zweite Buch führt uns nach Poitiers und zeigt uns den Bischof an der Arbeit in seiner Diöcese, im Seminar, auf der Kanzel, am Studiertisch, auf seinen Firmungsreisen u. s. w., oder auf dem für die religiöse Entwicklung Frankreichs so außerordentlich wichtigen Concil von Bordeaux (1850), dessen eigenste Seele und festester Halt Pie wohl mit vollstem Rechte genannt werden darf, wenn es auch wegen der Zeitumstände nicht soweit gehen konnte, als er es gewünscht. Bald genug regte sich trotzdem der Gallicanismus, welcher wohl fühlte, daß ihm durch die Decrete von Bordeaux der Todesstoß gegeben wurde. Sogar der alte Montals beging jenen unglücklichen Schritt und stellte sich auf Seiten Sibours, zur größten Trauer seines jungen Freundes, der nun alle Mühe hatte, seinen „Vater" beim Papst möglichst zu entschuldigen und ihm im Hinblick auf seine großartigen Verdienste um die Schule Gnade und Verzeihung zu erlangen. Nichts ist für Bischof Pie's Charakter so bezeichnend, als sein Verhalten dem Bischof von Chartres gegenüber; hier tritt einerseits die ganze Festigkeit hervor, die auch um der innigsten kindlichen Liebe willen kein Pünktchen von der Wahrheit opfert, andererseits aber auch jene unerschöpfliche Ehrfurcht und Liebe gegen die Person, welche recht wohl den unüberwindlichen Irrthum von dem Manne selbst zu trennen weiß. Gleich darauf erscheint die Mahnung Sibours an den „Univers", und damit ist das Zeichen zum Kampf um die religiöse, offen für die römische Richtung eintretende Presse gegeben, an dem nun Mgr. Pie seinerseits wieder mit der größten Entschiedenheit, aber auch mit der vollendetsten Ruhe und Mäßigung theilnimmt. Daß er auf Seiten des „Univers" stand und mit dessen erstem Redacteur eine innige Freundschaft schloß, ist bekannt. Bald darauf trat er

in einen Briefwechsel mit dem Grafen Chambord, auf dessen glorreiche Thronbesteigung sein königstreues Herz mit Sehnen wartete. Ein zweites Mal kam er dann um eben jene Zeit in persönliche Berührung mit dem Prinzpräsidenten, der noch im selben Jahre (1851) den Staatsstreich ausführte. Ein eigenes Kapitel voll der schönsten Gedanken zeigt uns „Das Kaiserthum und die bischöfliche Politik". Die so wichtige Frage über die Theilnahme des Clerus an der Politik in dem so zerklüfteten Frankreich findet hier die allseitigste Behandlung. Aber Pie ist vor allem Bischof, und es ist staunenerregend, wie rasch die Zahl seiner Schöpfungen, besonders zu Gunsten der Ausbildung und religiösen Haltung seines Clerus, wächst, und wie reichlich alle diese Schöpfungen gedeihen. Aber auch, welch ein freier, weiter Blick in diesem Mann! Wie richtig hat er das Verhältniß von Welt- und Ordensclerus erfaßt, wie unbeirrt von Vorurtheilen und Schwierigkeiten führt er das einmal Erkannte aus, und wie weit ist er bei allem von kleinlichem Parteigeist oder Voreingenommenheiten entfernt! Wie fest weiß er die Zügel der Regierung zu halten, um nicht den Geist der Revolution und des Parlamentarismus in die Verwaltung der Kirche, in die Reihen des Clerus eindringen zu lassen! Bezeichnend für den Mann ist die Anrede, die er einst am Schluß der Priesterexercitien, denen er stets beiwohnte, an die versammelten Pfarrer hielt: „Meine Herren! Es wäre eine uneigentliche Redeweise, zu sagen: die Obrigkeit (l'autorité), die Verwaltung (l'administration), der bischöfliche Rath (le conseil épiscopal) hat mich zu diesem Posten ernannt; sagen Sie einfach: Mein Bischof hat mich ernannt. Er hat jedenfalls seinen Rath befragt, aber er allein hat nach der hierarchischen Constitution der Kirche Ihnen das Amt gegeben." Diese Betonung der persönlichen Auctorität hinderte nicht eine durchaus väterliche Güte und Rücksicht und noch viel weniger die wahrhaft begeisterte Anhänglichkeit aller guten Priester an ihren Bischof. Im Jahre 1852 entbrannte dann von neuem der Streit um die Schule, und es ist von großem Interesse zu lesen, wie Bischof Pie die Schulverhältnisse seiner Diöcese zu ordnen und aufrecht zu erhalten verstand. Zu gleicher Zeit beschäftigte ihn die nicht minder wichtige Frage des katholischen Liberalismus. Hier treffen wir auf alte und neue Gegner. Mgr. Dupanloup tritt uns zum erstenmal entgegen, und wir sehen Mgr. Pie freundschaftlich bemüht, den geistvollen Antagonisten eines bessern zu belehren. Noch oft werden diese Prälaten, Hauptvertreter der beiden katholischen Strömungen, aufeinander stoßen. Bei allem Kampf gegen die Ideen bewahrte sich übrigens Pie im Gegensatz zu manchen seiner Gesinnungsgenossen stets ein warmes Herz voll Liebe für die Person. Der kleine Nekrolog auf Dupanloup, den er in sein Diöcesanblatt einrücken ließ, ist ein beredtes Zeugniß, ebenso aber auch der Eifer, mit dem er sich beeilte, dem Begräbniß des Verstorbenen beizuwohnen.

Im Jahre 1853 wurde das Concil von La Rochelle gehalten, von dem Pie freudig sagen konnte: „Bis auf eine Nuance ist dies Concil noch viel mehr das meinige als das andere (von Bordeaux)." Aber auch hier wieder zeigte sich die Mäßigung des römischen Vorkämpfers in einem Grade, daß er sich

den Vorwurf einiger Heißsporne mußte gefallen lassen, er habe dem Gallicanismus Zugeständnisse gemacht. Dabei fand er in den arbeitsvollen Tagen noch Zeit, bei Gelegenheit des Dogma's von der Unbefleckten Empfängniß für seine Diöcese einen Frauenorden zu Ehren dieses Geheimnisses zu stiften und mit gesunden und dauerhaften Regeln und Zielen auszustatten. Der Kampf ruhte inzwischen nicht. Ein bischöfliches freies Wort richtete sich gegen den heuchlerischen Indifferentismus der Akademie, und eine „katholische" Zeitschrift, der Correspondant, „ergriff die akademische Palme Dupanloups, um den Bischof von Poitiers zu geißeln". Ein äußerst maßvoller, wirklich von christlicher Liebe eingegebener Brief an Herrn Lenormant, den Redacteur, war die einzige Antwort Pie's. Der Feind war aber geweckt, der Liberalismus trat immer gefährlicher in katholischer Kleidung auf, und so erließ denn der wachsame Hirt am 7. Juli 1855 einen Synodalunterricht über die Hauptirrthümer der Zeit, welcher einerseits einen Commentar zu der von Pius IX. am 9. December 1854 gehaltenen Allocution, andererseits eine erste Skizze des ein Jahrzehnt später erscheinenden Syllabus bildete, zu dessen Zustandekommen gerade Mgr. Pie das Seinige beigetragen. Für die Expedition in die Krim fühlte er sich nicht begeistert; auf ihm lastete der Druck der Freundschaft, welche Napoleon mit dem excommunicirten Victor Emanuel geschlossen, der auf einer Reise nach London von einem Theil des französischen Clerus als Verbündeter des Kaisers warm begrüßt worden war, während Pie in einem offenen Schreiben den Gegner des Papstes brandmarkte. Der Zufall wollte es, daß der Bischof kaum eine Viertelstunde nach dem abgereisten König das Cabinet Napoleons betrat und in einer langen Audienz sein bischöfliches Herz mit dem Freimuth eines Fürsten der Kirche ausgoß. Sie schieden ausgesöhnt, der Kaiser war „gerührt". Einige Wochen später reiste Pie zum erstenmale nach Rom, und jene zwei Heldenseelen, die sich längst verstanden und geliebt hatten, Pius IX. und Pie, begegneten sich, um einen wahren Freundschaftsbund für das Leben zu schließen. Wir können unmöglich die anderen berühmten Männer aufzählen, die dem Bischof während dieses Aufenthaltes nahe traten, noch auch die Verhandlungen in Rom verfolgen. Eine erneute einstündige Audienz bei Napoleon, wo Rede von den italienischen Angelegenheiten und dem Unterrichtsminister war, beschloß die römische Reise. Bei dieser Audienz sprach Pie „mit einer Freiheit und Wärme", wie sie selbst ihm, nach seinem eigenen Geständniß, nicht immer zu Gebote standen. Dabei machte er dem Kaiser gegenüber aus seiner Anhänglichkeit an die alte Dynastie kein Hehl, und Napoleon selbst sah sich gezwungen, diese Treue zu ehren. Die erste Frucht der römischen Reise war die definitive Einführung der römischen Liturgie, wofür der Bischof in Verbindung mit Guéranger bereits als Vikar gekämpft hatte. Auch dies zeigt wieder die Klugheit und Rücksicht des unvergleichlichen Mannes, der erst womöglich überzeugen und dann befehlen wollte. Ein Concil in Perigueux und ein zweiter Hirtenbrief über die Irrthümer der Zeit folgten bald. Dann kam der Tauftag des jungen Napoleon, wozu alle Bischöfe Frankreichs in Paris zu erscheinen hatten. Die Einladung lautete wirklich unvergleichlich: „Nous désirons, Monsieur l'Évêque,

que vous ayez à vous y rendre.“ Pie wollte nicht gehen, er fühlte die Tendenz und entschuldigte sich. Pius IX. hatte ihm als eine große Gefahr für die Kirche Frankreichs bezeichnet: „Die Bischöfe und Priester neigen zu sehr zur Regierung.“ Diese höfische Gesinnung war dem Bischof verhaßt, aber eine zweite, sehr deutliche Einladung des Ministers ließ ihn alle Bedenken hintansetzen und nach Paris gehen, weil die Feinde nur darauf warteten, daß er nicht käme.

Eine höchst interessante Episode jener Zeit, ebenfalls wieder äußerst charakteristisch für den Bischof, bilden seine Bemühungen zu Gunsten eines Buches Victor Cousins, das auf den Index gesetzt werden sollte. Zu gleicher Zeit aber trat er dann auch mit aller Entschiedenheit gegen die Feinde des „Univers“ auf, die eben damals jenen infamen Streich vollführt hatten, der als „Univers jugé par lui-même“ eine ewige Schande des katholischen Liberalismus bleiben wird. Aber bald treten all die Einzelkämpfe, die fortdauern, in den Hintergrund gegenüber dem einen großen Kampfe Pie's gegen die ungläubige und kirchenverrätherische Strömung des Kaiserreichs. Eine Rede in Nantes über den Kriegerberuf der Bischöfe brachte den lange schon im Geheimen sich zuspitzenden Antagonismus zum Ausbruch. Dann kam jener fulminante Hirtenbrief: „Wasch deine Hand, Pilatus, wasch deine Hand!“ mit nicht mißzuverstehendem Hinweis auf den Pilatus in Paris, der an den italienischen Greueln unschuldig sein wollte. Auf Charsamstag erhielt Pie die Nachricht seiner Verurtheilung vor dem Staatsrath. Der Bischof antwortete mit einer Homilie über St. Petrus, die Regierung mit einer fruchtlosen Untersuchung und einer kleinlichen Ueberwachung des Bischofs, dessen Schritte und Bewegungen, Worte und Briefe auf das genaueste beobachtet wurden. In Rom und Paris gingen die Sachen ihren Gang, dort zum Concil und zur Einnahme — hier zum deutschen Krieg und zum Sturze des Kaiserthums. Aber wie viele Etappen noch, auf denen wir dem in seinem Einfluß und seiner Thätigkeit stets wachsenden Bischof hier folgen müßten! Da wären vor allem die Auseinandersetzungen mit dem immer ausgesprochener auftretenden katholischen Liberalismus (Congreß von Mecheln), die 61 Propositionen, der dritte Hirtenbrief über die Irrthümer der Zeit, der Syllabus zu nennen, zwei Reisen nach Rom (1865 und 1867), eine dritte Audienz bei Napoleon zu erwähnen; allein das alles läßt sich nur andeuten und muß im Buche selbst nachgelesen werden. Es ist das alles sehr zeitgemäß und wunderbar tröstend und ermunternd.

Das letzte Buch umfaßt die letzten zehn Jahre dieses großartigen Lebens — aber welche Jahre: das Concil, den Krieg, die Republik, den Tod Pius' IX., die Thronbesteigung Leo's XIII., die Errichtung der theologischen Facultät in Poitiers, die Erhebung zum Cardinalat, die offene Verfolgung der Kirche in Frankreich. Sehr anziehend ist die Darstellung des Verhaltens Pie's gegenüber den beiden großen Päpsten, die mißverstandener Eifer in Gegensatz hat bringen wollen. Pie will zu den Lobrednern und Vertheidigern Pius' IX. gehören, aber er steht auch voll und ganz auf Seiten Leo's XIII. Der neue Papst hatte diese große Seele auch bald gewürdigt,

und er that, was Pius für den Freund nicht gethan, vielleicht nie hätte thun können, er ernannte ihn zum Cardinal. Bis zum letzten Hauch geistesfrisch und thätig, wurde der wackere Streiter Christi endlich im Alter von 65 Jahren (8. Mai 1880) fast plötzlich abberufen. Frankreich verlor in ihm einen seiner größten und edelsten Männer, der Episkopat eines seiner würdigsten Mitglieder, die ganze Kirche einen ihrer mächtigsten Vorkämpfer in That und Wort, die religiöse Literatur einen ihrer gründlichsten, nicht bloß glänzendsten Vertreter.

Diese nur allzu dürftige Inhaltsangabe möge genügen, eine Idee von dem schönen und dauernd wichtigen Werke Baunards zu geben. Wie manche Namen wären freilich noch nachzutragen, die im Verlauf der Erzählung mit demjenigen des Helden genannt werden; welch interessante Skizzen gäbe es, wollte man z. B. Pie und Guéranger — Pie und Veuillot — Pie und Dupanloup — Pie und Mgr. de Ségur — Pie und Napoleon — Pie und Thiers — Pie und die Jesuiten, die Benediktiner, die Lazaristen, die Frauenorden — seine Generalvikare (Poitiers und Orleans) — die Vorbildung des Clerus, die Zouaven, die Akademie u. s. w. nebeneinander stellen; welch ein anziehendes Bild würde es besonders bieten, wollte man nur das Verhältniß des Sohnes zu seiner nur wenige Jahre (1877) vor ihm verstorbenen Mutter schildern! Indes genüge das Gesagte, um auf ein Werk hinzuweisen, das wie wenig andere geeignet ist, in unseren trüben und schweren Tagen das Herz aufrecht zu erhalten, den rechten Weg zu zeigen und mit Begeisterung für die Kirche zu erfüllen.

**W. Kreiten** S. J.

**Anthero de Quental.** Ausgewählte Sonette, aus dem Portugiesischen verdeutscht von **Wilhelm Storck.** 126 S. kl. 8°. Paderborn und Münster, Schöningh, 1887. Preis: *M.* 1.60.

Der ausgezeichnete Uebersetzer des Camoens läßt uns in dieser kleinen Sammlung einen, wenn nicht sehr tröstlichen, doch sehr interessanten Blick in die allerneueste portugiesische Literatur thun. Denn die 78 wieder meisterlich übersetzten Sonette sind einer Sammlung von 109 Sonetten entnommen, welche erst 1886 zu Porto erschien; gedichtet aber wurden dieselben in den Jahren 1862 bis 1884. Der Dichter, Anthero de Quental, gehört seiner Abkunft nach einer der ältesten Kolonistenfamilien der Azoren-Insel S. Miguel an. Er wurde am 18. April 1842 geboren, kam „als ein schüchternes Bürschchen" 1856 an die Universität Coïmbra und studirte daselbst bis 1864. Als das „gewichtige Ereigniß" dieser Jahre bezeichnet er in einer brieflichen kurzen Selbstbiogrophie an seinen Uebersetzer, daß er dabei um seinen Glauben kam. „Weggefegt war in einem Augenblicke meine ganze katholische und traditionelle Erziehung, und ich verfiel in einen Zustand von Zweifel und Unsicherheit, welche um so einschneidender waren, je mehr ich, ein von Natur religiöses Gemüth, dazu geboren war, gelassen zu glauben und harmlos einer anerkannten Regel zu folgen. Ich befand mich ohne Leitung, in einem entsetzlichen Geistes- und Gemüthszustande, welchem zu jener Zeit, der ersten in

Portugal, die mit Entschiedenheit und Bewußtsein die alte Bahn der Ueberlieferung verließ, mehr oder weniger fast alle meine Altersgenossen anheimfielen." Neben Proudhon und Michelet, einem Chaos von Romanen und naturwissenschaftlichen, politischen und theologischen Werken, die er ordnungslos durcheinander las, lernte er „Göthe's Faust" und „vieles" von Hegel in französischer Uebersetzung (von Blaze de Bury und Vera) kennen und „wurde so endgiltig für den Germanismus gewonnen". Er conspirirte für die Iberische Union, gründete Handwerkervereine, führte als Adept von Marx die internationale Arbeiterassociation in Portugal ein und wühlte mittelst Zeitungsartikel, Aufrufe und revolutionärer Conferenzen für Freiheit und Fortschritt. Als die liberalen Blätter unter katholischer Maske 1864 den Syllabus angriffen, protestirte er gegen ihre Inconsequenz. „Er erblickte," so lauten seine eigenen Worte, „während er den Papst wegen der Schönheit seiner intransigenten Haltung im Angesichte des Jahrhunderts verherrlichte, in dieser Intransigenz ein historisches Gesetz, betete ehrerbietig ein ‚De profundis' über die Kirche (!!), welche gerade durch die Erhabenheit ihrer Institution dazu verurtheilt war, unversehrt zu Grunde zu gehen (!), aber sich nicht zu beugen, und griff die Heuchelei der liberalen Journale an." Es gruppirten sich um ihn 15 bis 20 junge Leute, „welche schon nicht mehr katholisch noch monarchisch waren; welche von Göthe und Hegel sprachen, wie die Alten von Chateaubriand und Cousin gesprochen hatten u. s. w. Die zehn oder zwölf ersten Namen der heutigen Literatur Portugals gingen alle (ausgenommen zwei oder drei) aus der ‚Coimbraner Schule' oder aus deren Einwirkung hervor. Der Germanismus hatte in Portugal festen Fuß gefaßt". In den Jahren 1867 und 1868 bereiste Quental Frankreich, Spanien und die Vereinigten Staaten. Neben politischen Flugschriften schrieb er „Sonette", „Romantische Frühlinge", die er selbst als „du Heine de deuxième qualité" charakterisirt, und „Moderne Oden". Ueberhetzt von revolutionärer Publicistik und Poeterei, erkrankte er 1874 an einem nicht mehr zu heilenden Nervenleiden und wandte sich nun von der socialistischen Agitation der Philosophie zu. Dabei machte er eine seltsame Wandlung durch. „Der Naturalismus," so fand er jetzt, „selbst ein möglichst erhabener und harmonischer, selbst der eines Göthe oder eines Hegel, bietet keine wirkliche Lösung, läßt das Gewissen schwankend, und das Gemüth in allem, wovon es am tiefsten berührt wird, unbefriedigt. Seine (des Naturalismus) Religiosität ist eine falsche, ist bloß eine scheinbare: im Grunde genommen ist sie nichts weiter als ein intellectueller und verfeinerter Paganismus" (S. 31). Er las nun Hartmann, Lange, du Bois-Reymond, Leibniz, Kant, die „deutsche Theologie" und die buddhistischen Bücher, und braute sich namentlich aus letzteren eine Art mystischer Philosophie zusammen, die er Psycho-Dynamismus oder Panpsychismus nennt. Aus dieser völlig pessimistischen Ideenconfusion ist die letzte Reihe seiner Sonette hervorgegangen, während die früheren schon theilweise darauf vorbereiten. Idealer Schwung, Gedankenreichthum, tiefe Empfindung, harmonische Kunstvollendung weisen darin auf ein mehr als gewöhnliches Talent hin; aber ein ungetrübter Genuß ist dabei kaum möglich. Nur selten blickt der kranke,

völlig in die Irre gerathene Dichtergeist noch in das verlorene Paradies seiner Jugend zurück; meist schweift er trauernd in der ganzen ihm öde gewordenen Schöpfung umher und mischt selbst in seine Liebesseufzer „des Alls Geklage". Gleich Ibsens bankrottem Peer Gynt flieht der von den Furien des Weltschmerzes Gequälte zu seiner Geliebten, wie ein hilflos Kind zu seiner Mutter. Wahrhaft peinigend wirkt es, wenn der Sohn einer so edlen, katholischen Nation in einem lichten Augenblick noch seine selbstgemachten Seelenleiden in reuigem „Mea Culpa" (S. 75) auf sich nimmt oder in rührendem Gebet sich „an die allerseligste Jungfrau" (S. 97) wendet, dann aber völlig pessimistisch den „Befreier Tod" (S. 89) herbeicitirt, düstere „Gespenster" (S. 96) um sich schweben fühlt, sich buddhistisch in „Nirvâna" (S. 101) taucht oder gar seinen inneren Seelenjammer in einer darwinistischen „Evolution" (S. 105) aushaucht:

„Einst war ich Fels und war in alter Welt
Baum oder Strauch in unbekanntem Wald;
Als schäum'ge Welle ward ich ohne Halt
Vom früh'sten Feinde, dem Granit, zerschellt.

Ich brüllt' als Raubthier, wo zu schatt'gem Zelt
Einhüllten Ginst und Farn den Höhlenspalt,
Und hob als urweltart'ge Mißgestalt
Lässig den wüsten Kopf aus Sund und Belt.

Jetzt bin ich Mensch, — und seh' im falben Licht
Weithin zu Füßen mir die Stufenschicht,
Die niedersteigt in vielgewund'nem Gang;
Das Unbegrenzte fragend, wein' ich still;
Doch ausgestreckt die Händ' ins Leere, — will
Und wünsch' ich Freiheit bloß aus diesem Zwang."

Einen tieferen Werth vermögen wir derartigen Herzensergüssen, bei aller Schönheit der Form, nicht zuzuerkennen; aber merkwürdig sind sie als Krankheitssymptome des modernen Geisteslebens. Von Portugal und Italien bis hinüber nach Rußland, Schweden und Norwegen begegnen wir überall denselben pessimistischen Jammertönen. Der „geniale" Naturalismus hat rasch abgehaust, und an seine Stelle tritt dann der kläglichste Weltschmerz — Heine de deuxième qualité. Da mag denn der Deutsche die reine Vernunft zugleich mit dem Absoluten und Unbewußten in Bier herunterspülen und als reichstreuer Philister mit Schlafrock und Pfeife ruhig dem Nirvâna entgegendampfen: der lebhaftere Südländer vermag einen solchen Ausgleich nicht. Er nimmt die Irrthümer ernst, leidenschaftlich und geht daran zu Grunde!

Möchte der Verfasser in einer ausführlicheren Schrift den Niedergang des portugiesischen Geisteslebens beschreiben und den traurigen Antheil kennzeichnen, den der „Germanismus" im Sinne Quentals daran gehabt hat. Es könnte das für Portugal und Deutschland zugleich sehr heilsam sein. Denn die sogen. deutsche Philosophie steht mit dem Socialismus und mit der Revolution in viel näherem Contact, als man gewöhnlich annimmt, und eine

entschiedene Rückkehr der deutschen Wissenschaft aus ihren naturalistischen und pessimistischen Verirrungen zum positiven Christenthum würde auf die Beruhigung Europa's tiefer und andauernder wirken als alle Ausnahmsgesetze und alle Polizeispitzel-Wirksamkeit.

A. Baumgartner S. J.

**Le P. Desbillons. Par Pierre Dubois.** 167 p. 8⁰. Bourges, Tardy-Pigelet, 1887. Preis: *M.* 4.

Der Titel des Buches ist insofern zu umfassend, als der Verfasser sich darauf beschränkt, uns den geistvollen Fabeldichter und originellen Büchersammler vorzuführen. Dabei kommt dann die Würdigung des pflichttreuen und wahrhaft hochherzigen Ordensmannes etwas zu kurz. Nur aufmerksame Leser werden aus gelegentlichen Stellen der mitgetheilten Briefe ihn auch als solchen erkennen.

Franz Joseph Terasse Desbillons wurde im Jahre 1711 geboren. Im Jesuitencolleg zu Bourges erzogen, trat er mit 16 Jahren in die Gesellschaft Jesu. Nach dem Noviziat und zweijährigem Studium der Philosophie wurde er in verschiedenen Anstalten als Lehrer der oberen Klassen verwendet, zuletzt im Collegium Ludwigs des Großen zu Paris. Dort machte er auch seine theologischen Studien, erhielt im Jahre 1742 die heilige Priesterweihe und wurde gleich darauf Professor der Rhetorik zu La Fleche. In gleicher Eigenschaft im Jahre 1744 nach Bourges versetzt, vertauschte er 1748 seine Professur mit dem Lehrstuhl für positive Theologie an der dortigen Universität. Nach zwei Jahren schon wurde er nach Paris zurückgerufen, um daselbst dauernd als Schriftsteller zu arbeiten. Im Jahre 1756 erschienen das erste Mal seine lateinischen Fabeln. Ihr Erfolg war großartig. Die bedeutendsten wissenschaftlichen Zeitschriften des In- und Auslandes überboten sich in Anpreisungen; eine Auflage folgte der andern. Mehrfach ins Französische, Italienische und Deutsche übersetzt, erschienen sie zuletzt wieder im lateinischen Original im Jahre 1885 zu Tours, und sind augenblicklich in vielen Erziehungsanstalten Frankreichs im Gebrauch. In einer Besprechung dieser Fabeln schreiben die Leipziger „Nova acta eruditorum“ vom Jahre 1758: „Si doctissimus harum fabularum auctor ante hos ducentos annos vixisset easque, detractis callide quibusdam paucis, sub Phaedri nomine tum edidisset, non dubitamus, quin respublica literaria, certe magna ejus pars, in errorem facillime inducta esset. Adeo ille per omnia Phaedro similem, ne dicamus parem, se exhibet versu, numero, periodo, elegantia et ea quam sive simplicitatem venustam, sive venustatem simplicem dixerit [dixeris], neutrum mentiare.“

Neben den Fabeln beschäftigten ihn fortwährend seine eigentlichen Hauptwerke: „Die Geschichte der lateinischen Sprache“ und „Kritische Geschichte der französischen Literatur“. Ersteres kam im Manuscript nie über die drei ersten Abschnitte heraus; die Veröffentlichung des letzteren wurde durch die Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich verhindert. Beim Beginne dieses Sturmes durch den Proceß Lavalette schrieb P. Desbillons an seinen Bruder:

„Wir können nicht zweifeln, daß derartige Mißgeschicke uns zur Heiligung unserer Seelen geschickt werden; an uns ist es, sie für die Ewigkeit auszunützen.“ Als im Jahre 1764 die Jesuiten aufgefordert wurden, ihrer Verfassung abzuschwören oder Frankreich zu verlassen, zögerte Desbillons keinen Augenblick, die Verbannung zu wählen. Das Jesuitencolleg zu Mannheim nahm den vertriebenen Ordensmann auf; der Pfälzer Kurfürst Karl Theodor selbst hatte eine Einladung an den Fabeldichter ergehen lassen. Am 30. März 1764 traf er in Mannheim ein, um es bis zu seinem Tode (1789) nicht mehr zu verlassen. Da er wegen Unkenntniß des Deutschen nach außen gar keine Thätigkeit hatte, lebte er mehr wie je seinen Büchern.

Die Aufhebung der Gesellschaft Jesu war für den treuen Sohn derselben ein harter Schlag. Die Liebe zur Mutter und der Gehorsam gegen den Papst stritten in seinem Herzen. „Du nennst mich noch Jesuit,“ schrieb er an seinen Bruder, „dafür bin ich dir dankbar; denn dieser Name bleibt stets in meinem Herzen . . ., aber ich bin kein Jesuit mehr, da ich mich den Befehlen meiner rechtmäßigen Oberen zu unterwerfen habe. . . . Für mich ist die Hauptsache, daß keine Macht der Erde mich hindern kann, ein Religiose zu sein, d. h. auf eine besondere Weise Gott geweiht, zwar nicht durch die feierlichen Gelübde, da der Papst sie gelöst hat, wohl aber durch eine Hingabe und durch eine Lebensart, die ich selbst mir bestimmen kann. . . . Die Aufhebung der Gesellschaft ist der härteste Schlag für mich. Gott hat mich gestärkt und stärkt mich täglich. Ich gebe mir alle Mühe, fröhlich zu sein; denn ich weiß, Gott will nicht, daß wir traurig seien, wenn wir um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden: Einen fröhlichen Geber liebt der Herr.“

Kleinere wissenschaftliche Arbeiten ließ Desbillons auch noch in Mannheim erscheinen, so die „Ars bene valendi“, eine neue Ausgabe der „Nachfolge Christi“; seine Hauptthätigkeit aber war die Vermehrung seiner beständig neu aufgelegten Fabeln und die Vergrößerung seiner Bibliothek. Desbillons war ein Bücherliebhaber im großen. Seine Bibliothek zählte 6000 Bände, als er die Gastfreundschaft des Kurfürsten annahm; 17 000 Bände hinterließ er beim Tode den P. P. Lazaristen, welche in Mannheim das Erbe der unterdrückten Jesuiten angetreten hatten. Jetzt bildet die Abtheilung Desbillons einen der kostbarsten Bestandtheile der Mannheimer Bibliothek. Er selbst sagt über diese Bücherliebhaberei in seinem metrisch geschriebenen Testament: „Intellexi, me nimis cupidum fuisse colligendi plurimos . . . libros . . ., si modo ipsos raritas et fama faceret aliqua commendabiles.“ Jedes Buch enthält einen von seiner Hand geschriebenen Zettel, mit der Angabe des Preises und seiner Ansicht über den Werth des Buches. Diese kurzen Kritiken zeugen von großer Schärfe und umfassender Kenntniß. Einige Beispiele: Dionysii Areopagitae opera. Curieux, mais visiblement apocryphe. Cela fut fait au IV. siècle pour le plus tôt. — Hieronymi Cardani, De rerum varietate. Cardan est un fou, qui avait de l'esprit comme un diable. — Basnage, Histoire des savants. Méchant Huguenot. — Remarques curieuses et savantes. Elles ne sont ni curieuses ni savantes; l'auteur est un sot. In Deutschland, Frankreich, Italien, England, überall hatte er

seine Verbindungen, durch welche er die Bücher erhielt. Auch auf Einband und Provenienz gab er viel. In solch friedlicher Beschäftigung verfloß ihm der Rest seiner Tage. Obwohl beim Kurfürsten in großer Gunst stehend, hielt er sich vom Hofleben gänzlich fern. Schon im Jahre 1740 hatte er in einem geistreichen Gedicht: „Les visites“ folgende ernste Mahnung ausgesprochen:

„De nos ayeux le zèle utile
Réforma la ville et la Cour;
Craignons que la cour et la ville
Ne nous réforment à leur tour.“

Ruhig ging am 29. März 1789 sein Leben zu Ende; beigesetzt wurde er in der alten Gruft seines Ordens.

Drei beigefügte Kataloge (der gedruckten Werke Desbillons', seiner Manuscripte, seiner Correspondenz) und das eben erwähnte Testament beschließen die dankenswerthe Publication Dubois'. Leider fehlen aber nicht störende Oberflächlichkeiten. Seite 102 wird der Pfälzer Kurfürst genannt: „duc de Juliers et Berg-op-Zoom“ (!); das Herzogthum Jülich-Berg hat nichts mit Berg-op-Zoom zu thun. Ein Citat wie: „Poetische Werke französische“ dürfte doch höchstens einmal als „Druckfehler“ vorkommen, findet sich aber öfter. **Paul von Hoensbroech** S. J.

---

# Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

**Die Uebung der Demuth.** Von Joachim Cardinal Pecci, jetzt Papst Leo XIII. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen nach der Ausgabe des hochw. Herrn Bischofs von Casale, von Joseph Alphons Zoller. 99 S. 12°. Freiburg, Herder, 1888. Preis: 50 *Pf.*, geb. 65 *Pf.*

So große Bedeutung Leo XIII. schon als Cardinal-Erzbischof von Perugia den modernen Aufgaben der Presse beimaß, so hat seine weitgreifende hirtenamtliche Geschäftsthätigkeit es ihm doch nie verstattet, sich ex professo umfangreichen schriftstellerischen Arbeiten zu widmen. Erst als er auf den höchsten Lehrstuhl der Kirche erhoben worden war, sind seine bischöflichen Erlasse, Hirtenbriefe und Verordnungen, dann später die Dichtungen seiner Mußestunden gesammelt und je zu einem Bande vereinigt worden. Auch das vorliegende Büchlein gehört ursprünglich dem engern Kreise seines oberhirtlichen Wirkens an. Es ist den Zöglingen seines Seminars zu Perugia gewidmet und verfolgt den bescheidenen Zweck, in den ihm zunächst anvertrauten Candidaten des Priesterthums „die Grundlage der christlichen Vollkommenheit“ und mit ihr das Ziel und Ende eines segensreichen priesterlichen Wirkens sicherzustellen. „Dieses Ziel und Ende“, so sagt er, „besteht nicht nur in eurer eigenen

Heiligung, sondern auch in Förderung jener der Nebenmenschen, indem ihr das Reich Jesu Christi mit ebendenselben Mitteln erweitert, die er selber in seinem sterblichen Leben angewendet hat; und Herzensdemuth ist sein bezeichnendes Merkmal gewesen. Mit ihr wird es euch gegeben sein, den Stolz der Welt zu besiegen und in alle Herzen die Abtödtung und die Demuth des Kreuzes zu pflanzen." In 60 Paragraphen von theilweise aphoristischer Knappheit und Kürze werden die Motive zur Demuth, die Art und Weise ihrer Uebung, die Mittel zu ihrer Erlangung klargelegt. Dann folgt die Rede des hl. Augustin „über die Furcht Gottes und die wahre Demuth", und endlich eine Blütenlese von 16 Aussprüchen verschiedener Väter und Kirchenschriftsteller über denselben Gegenstand. In der schlichten Darlegung liegt eine Andacht und Salbung, die mächtig zum Herzen spricht; vor allem aber deckt der aus tiefer Erfahrung und Menschenkenntniß hervorgegangene Unterricht die vielfachen, naheliegendsten und eben deshalb oft unbeachteten Gelegenheiten auf, in welchen die Demuth sich, mit Ausschluß alles Auffälligen und Sonderbaren, täglich, ja stündlich üben läßt. Jedem wird die Uebung der Tugend dadurch praktisch, leicht, liebenswürdig gemacht, und niemand wird sich in die Lesung des wahrhaft goldenen Büchleins vertiefen, ohne reichen Nutzen für seine Seele daraus zu schöpfen. Mitten im äußern Glanze des Papstjubiläums weist es in ergreifendster Weise auf die unsichtbare, verborgene Lebenskraft hin, von welcher der Triumph der Kirche in Hirt und Heerde, im einzelnen wie in der gesammten Gesellschaft bedingt ist, den Geist Jesu Christi — den Geist der Demuth und Selbstverläugnung um Christi willen.

**Die Streiter des Heiligen Vaters.** Episode aus der jüngsten Geschichte der Eroberung Roms (20. September 1870). Schauspiel in drei Aufzügen von Dr. Ant. de Waal, Präses des römischen Gesellenvereines. Zweite, verbesserte Auflage. Mit einer Musikbeilage. VI u. 48 S. 8°. Regensburg, Fr. Pustet, 1888. Preis: 60 *Pf.*

Diese zweite Auflage des gleich nach den Ereignissen (30. December 1870) abgefaßten Schauspiels hat insofern eine Aenderung erfahren, als im dritten Act Rücksicht auf die Jubiläumsfestlichkeiten genommen wurde. Diese Aenderung hat auch für den künstlerischen Abschluß des Ganzen seinen großen Werth — die jetzigen Verhältnisse Roms oder vielmehr die Stellung des Papstes im Jubiläumsjahr werfen ein tröstliches Licht auf die heldenmüthigen aber unglücklichen Kämpfe des Jahres 1870 zurück und wirken darum verklärend und tröstend. Die leichte Ausführbarkeit des in ungebundener Rede geschriebenen Stückes dürfte ihm in katholischen Kreisen, besonders in den Gesellenvereinen, die weiteste Verbreitung sichern; wir wünschen ihm dieselbe auch schon deshalb, weil es uns höchst geeignet erscheint, die Liebe zu Rom und dem Papst zu stärken.

**Tractatus de SS. Eucharistiae mysterio** in auditorum usum exaratus opera Petri Einig, S. Theol. et Philos. Doctoris, ejusdem S. Theol. in Seminario Trever. Professoris. Cum approbatione Ordinarii. VIII et 155 p. 8°. Treveris, ex officina S. Paulini, 1888. Preis: *M.* 2.

In scholastischer Form behandelt der Verfasser dieser Festgabe zum Papstjubiläum die Glaubenslehre vom heiligsten Altarssacrament. Der erste Theil bietet die Lehre von der wirklichen Gegenwart Christi, der zweite Theil zeigt die heilige Eucharistie als Sacrament, der dritte das eucharistische Opfer. Große Gründlichkeit und Klarheit und reiche

Fülle des Stoffes bilden die Hauptvorzüge dieses Werkchens, und gerade durch die vortreffliche Auswahl der Beweise, besonders aus der Tradition, hat der Verfasser jene Vorzüge auf verhältnißmäßig geringem Raume zu vereinen gewußt. Sehr wohlthuend ist zugleich ein Zug der Frömmigkeit und Ehrfurcht gegen das heilige Sacrament, der sich durch das Ganze zieht. Ob es nicht vielleicht der Uebersichtlichkeit dienen würde, wenn nicht allzuviel in den Väterstellen gesperrt gedruckt wäre (z. B. S. 22—28)? Einiges in den Praenotanda ließe sich auch wohl besser gegen Ende des Buches behandeln, wo dann die Bedeutung des heiligsten Altarssacramentes für die anderen Religionswahrheiten, wie für das ganze Leben der Kirche etwas ausführlicher erklärt werden könnte. Als Anhang folgen einige Aussprüche Luthers für die Wahrheit der eucharistischen Gegenwart und des Opfers. Die äußere Ausstattung der Schrift ist durchaus angemessen. Wir hoffen, der hochw. Verfasser werde noch durch manche ähnliche Arbeit die katholische Lehre begründen und vertheidigen.

**Die vier Großmeister der Aufklärungs-Theologie** (Herder, Paulus, Schleiermacher, Strauß), in ihrem Schreiben und Treiben verständlich und nach Möglichkeit erheiternd dargestellt von Sebastian Brunner. 634 S. 8°. Paderborn und Münster, Schöningh, 1888. Preis: *M.* 5.40.

In dem innern Selbstzersetzungsproceß des deutschen Protestantismus nehmen die vier auf dem Titel genannten Theologen unbestreitbar den ersten Platz ein. Jeder derselben ist in der Verflachung der christlichen Begriffe und Formen einen Schritt weiter gegangen, bis Strauß endlich die letzten Ueberreste davon wegwarf und erklärte: Wir sind keine Christen mehr! Eine eingehende Beleuchtung ihres Lebens und ihrer Lehren ist darum von höchstem Interesse und wird dem vorliegenden Band von vornherein viele Leser sichern, zumal der Verfasser über jeden der vier „Großmeister" eine reiche Fülle des werthvollsten Actenmaterials zusammengestellt hat. Manche würden es nun vielleicht vorgezogen haben, wenn diese zuverlässigen und unwiderleglichen Zeugnisse zum ruhigen, objectiven Geschichtsbilde verwoben worden wären. Namentlich gilt das von Herder, der um die deutsche Literatur sich große Verdienste erworben hat, und der nicht gerade als ein geharnischter Feind des Christenthums bezeichnet werden kann. Die anderen drei dagegen haben offen und versteckt so sehr am Christenthum gefrevelt, daß außer einer rein geschichtlichen Darlegung ihres Treibens eine polemische Abfertigung desselben durchaus begründet ist, und es ist reiner Pharisäismus, wenn die antikirchliche Presse das Buch Brunners als einen hämischen Angriff bezeichnet hat. Es ist kein Angriff, sondern nur wohlberechtigte Abwehr! Auf Kosten solcher Gegner ist es wohl erlaubt, einmal zu lachen und ihren unverdienten Ruhmesschimmer mit der Waffe des Spottes zu verfolgen. Jede der vier biographischen Skizzen ist in lauter kleine Silhouetten zergliedert, Herder in 46, Paulus in 31, Schleiermacher in 126, Strauß in 113; jede dieser Miniaturen „nach Möglichkeit erheiternd dargestellt", d. h. mit einer komisch-burlesken Titelüberschrift, mit beißenden Glossen und nicht selten mit kurzen und langen Spottversen versehen. Die Sprache steigt des öftern zu einem etwas starken Colorit herab, wie wenn es z. B. heißt: „Wie Strauß auf einen noch viel schäbigern Ahnherrn als auf Darwins Pavian die Hoffnung der Wissenschaft setzt" (S. 465). Der ganze Ton ist jener der Verachtung, der Entrüstung, der Satire und Ironie. So werthvoll die eigentlich sachliche und wissenschaftliche Substanz des Buches ist, so scheint sie uns doch unter dieser zu weit gehenden Polemik und den mit ihr zusammenhängenden Kraftäußerungen des Witzes zu leiden. Gewiß ruft vieles im Leben und Streben der vier „Großmeister" nicht

nur Widerspruch, sondern Spott und Ironie wach. Der Uebermuth, mit dem ihre schalen Anschauungen — dieses Christenthum ohne Christus, diese Religion ohne Gott — in hundertstimmigem Chorus der Gegenwart angepriesen und verhimmelt werden, muß jedes christliche, gläubige Gemüth verletzen. Difficile est, satiram non scribere! Und doch, glauben wir, hätte der sonst so hochverdiente Verfasser der guten Sache einen noch größern Dienst geleistet, wenn er seine Satire auf die vier „Großmeister" ein wenig gemäßigt und die Thatsachen mehr selbst hätte sprechen lassen. Was aber die Sache betrifft, die er vertheidigt, wird jeder Katholik unbedingt auf seiner Seite stehen und dankbar die mannhafte Streitbarkeit und Entschiedenheit anerkennen, womit er seit Jahrzehnten die freche Unverschämtheit der antikirchlichen Presse nach deren vollem Verdienst geistvoll und allzeit schlagfertig gezüchtigt hat.

**Aus Welt und Kirche.** Bilder und Skizzen von Dr. Franz Hettinger. Zweite, sehr vermehrte Auflage. I. Band: Rom und Italien. II. Band: Deutschland und Frankreich. 657 u. 592 S. 8⁰. Freiburg, Herder, 1887. Preis eines Bandes: brosch. *M.* 4, geb. *M.* 5.50.

Inhalt und Vorzüge dieses trefflichen Werkes sind von uns bereits Bd. XXIX, S. 569—575 eingehend besprochen worden. In der neuen Auflage haben beide Bände einen ansehnlichen Zuwachs erhalten, Bd. I durch drei größere Skizzen: Venedig und die Mönche zu S. Lazzaro (487—546), Malaria- und andere Nöthen in Italien (547—566) und Neu-Rom (567—657), Bd. II durch eine Wanderung „ins Thal der fränkischen Saale" (397—499). Wie in den früheren Abschnitten ist die poetisch angehauchte, fesselnde Reiseschilderung beständig durch bedeutsame historische, politische, literarische und anderweitige Excurse unterbrochen, welche bald Vergangenheit und Gegenwart der geschilderten Stätten zu einem geistigen Gesammtbild verweben, bald über den Rahmen des malerischen Bildes hinaus weitere Prospecte über die mannigfachsten Beziehungen von Welt und Kirche eröffnen. In der Zeichnung der romantischen Lagunenstadt waltet das geschichtliche und literaturgeschichtliche Moment vor, in jener der italienischen Nöthen und Neu-Roms aber das culturgeschichtliche und politische, während die Fahrt an die fränkische Saale uns erst auf duftigem, deutschem Waldeshintergrund das Schloß Mespelbrunn zeigt, dann uns mit seinem merkwürdigsten Besitzer, Bischof Julius Echter, dem Gründer der Universität Würzburg, bekannt macht, und an seine Stiftungsurkunde anknüpfend weiter ausführt, wie nur die christliche Religion wahre Humanität zu begründen und zu fördern vermag. In ähnlicher Weise verwandelt sich auch die weitere malerische Wanderung fast Schritt für Schritt in eine geistig-ideale — und während wir durch die Lichtenau in den Spessart ziehen, Einsiedel, Neustadt, Gertraud, Rieneck, Schönau, Seyfriedsburg, Homburg, Sodenberg, Reußenberg, Dreistölz, Saaleck, Hammelburg, Altstadt besuchen, führt uns die Geschichte bald in die Zeiten des Bauernkrieges, bald in jene Karls des Großen, bald in die traurige Epoche der Säcularisation zurück, weitere Betrachtung aber in das Walten und Wirken der Mönche für die Gestaltung der deutschen Civilisation, in die Bedeutung und Entwicklung der deutschen Sage, in das Verhältniß von Adel und Judenthum, in die Entwicklung der heutigen Stände und die sociale Frage überhaupt. Von höchstem Werthe ist wohl die Schilderung von Neu-Rom, eine ebenso gründliche und allseitige, als anschauliche Darstellung der traurigen Umgestaltung, welche das Rom der Päpste durch die italienische Gewaltherrschaft in den letzten Jahrzehnten erlitten hat. Da Rom jedem katholischen Herzen eine zweite Heimat ist, so wird schon dieses Kapitel ausreichen, um der neuen Auflage zahlreiche Leser zu sichern.

**Dante's Divina Commedia:** its scope and value. From the German of Franz Hettinger DD. Edited by Henry Sebastian Bowden, of the Oratory. XXXVI and 425 p. 8°. London, Burns & Oates, 1887.

Als alte Hof- und Salon-Sprache von Europa ist das Französische in England noch immer sehr vor dem Deutschen bevorzugt, und während eine Menge französischer Literatur alljährlich nach England strömt, finden katholische Werke in deutscher Sprache nur spärlichen Zutritt. Um so erfreulicher ist es, daß Hettingers vorzügliches Werk über Dante so rasch einen Uebersetzer, und zwar einen ganz vortrefflichen gefunden hat. Aus seiner interessanten Einleitung möchten wir hervorheben, daß der Katalog des Britischen Museums aus dem vorigen Jahrhundert nur ein englisches Buch über Dante aufzuweisen hat, aus dem gegenwärtigen dagegen dreißig Uebersetzungen und zwanzig Werke. Von den Uebersetzungen sind diejenigen Wrights und Longfellows am populärsten geworden; P. Bowden hat jedoch für die häufigen Citate als eine genauere diejenige Cary's vorgezogen, von welcher schon Macaulay sagte: „Es ist schwer zu bestimmen, ob der Verfasser größeres Lob wegen seiner Vertrautheit mit der Sprache Dante's, oder wegen der außerordentlichen Meisterschaft über seine eigene verdient." Unter den Commentatoren hat hauptsächlich ein mazzinistischer Italiener, Rossetti, nicht wenig dazu beigetragen, eine völlig mißverständliche Auffassung Dante's als eines Vorläufers der Reformation und Revolution in Umlauf zu setzen. Ein katholisches Buch, das diese Irrthümer gründlich abgewiesen hätte, gab es bis jetzt in England nicht, und Cardinal Manning heißt darum — in einem vorgedruckten Begleitschreiben — die Uebersetzung freudig willkommen. Möchten auch die Geschichtswerke von Janssen und Pastor bald einen so tüchtigen und gewandten Uebersetzer finden!

**Joseph von Eichendorff.** Sein Leben und seine Dichtungen, dargestellt von Heinrich Keiter. Zur 100jährigen Geburtstagsfeier, 10. März 1888. (Dritte Vereinsschrift der Görresgesellschaft für 1887.) 126 S. gr. 8°. Köln, Bachem, 1887. Preis: *M.* 1.80.

Von den Huldigungen, welche Literatur und Presse dem 100jährigen Geburtstag Eichendorffs gewidmet haben, ist diese knapp gehaltene, aber ungemein reichhaltige und anziehend geschriebene Biographie bei weitem die werthvollste und bedeutendste. Der modernen Neugier auf „ungedruckte Papierschnitzel", wie sie sich in der Göthe-Forschung namentlich zum verheerenden Polypen ausgebildet hat, wird dieselbe allerdings wenig entsprechen. Eichendorff hat selbst dafür gesorgt, eine solche entozoische Ausbeutung seines Privatlebens unmöglich zu machen. Er glaubte der Welt in seinen Werken das Beste zu hinterlassen, was er ihr bieten konnte, und ließ das übrige vernichten. In der That enthalten seine Werke eine Fülle der köstlichsten geistigen Schätze, welche bis dahin bei weitem nicht die ihnen gebührende Würdigung gefunden haben. Nur als Lyriker wird er in den akatholischen Kreisen bedingungslos gefeiert und sogar als der dritte neben Göthe und Heine gestellt — das reinste, kindlichste Gemüth neben den größten epikuräischen Lebensvirtuosen und neben den unsaubersten Spottvogel der deutschen Literatur. Alle seine übrigen Leistungen aber wurden verhältnißmäßig sehr gering angeschlagen, weil in denselben der Romantiker, der glaubensvolle Katholik zu deutlich und lebhaft hervortrat. In treffender Darstellung weist nun Keiter nach, daß Eichendorff auch als Romanschriftsteller, Novellist, Dramatiker, Literaturhistoriker und Uebersetzer eine hochbedeutende Erscheinung ist, daß er in Roman und Novelle sich durchaus ebenbürtig an Novalis, Tieck und Bren-

tano reiht, daß er als Calderon-Uebersetzer die große Aufgabe A. W. von Schlegels, als poetischer Historiograph der Romantik das Wirken Friedrich von Schlegels erfolgreich weitergeführt hat, daß die Romantik also durch ihn nach allen Seiten hin bis in die Gegenwart herab weiterblühte. Möge die von liebevollstem Verständniß des Dichters zeugende Schrift in recht weiten Kreisen Verbreitung finden und mit dem Studium des Dichters seinen tiefreligiösen, jugendfreudigen und echt poetischen Geist neu beleben.

**Studien over Vondel en zijn Jozef in Dothain** door A. M. Verstraeten van het gezelschap van Jezus. 316 Bz. 8°. Gent, Leliaert, 1886.

Diese fleißigen Studien eines vlämischen Schulmannes über Vondel und speciell seinen „Joseph in Dothain" [Joseph von seinen Brüdern verkauft] wird nicht nur den Freunden holländischer Literatur von Interesse sein, sondern auch solchen, welche sich mit dem Studium des biblischen Schuldrama's beschäftigten. Der auf die besten älteren Ausgaben sich stützende Text ist von reichen Wort- und Sacherklärungen begleitet. Die Einleitung enthält eine nahezu erschöpfende Monographie über die Geschichte, den Vorwurf, die Anlage und Ausführung des Stückes. In den beigefügten Excursen wird die Joseph-Trilogie Vondels eingehend mit jener des P. Le Jay verglichen, welcher Vergleich zu Gunsten des noch protestantischen Vondel ausfällt. Von Bedeutung scheint uns namentlich der Nachweis, daß Vondel sich nicht an den Franzosen, sondern an den Griechen geschult hat (S. 283 ff.), und daß er von ihnen gelernt hat, die Verwickelung seiner Dramen nicht immer und ewig auf das plattgetretene Motiv sinnlicher Liebe zu bauen, sondern in bezaubernder Mannigfaltigkeit auf die verschiedensten anderen Motive (S. 276 ff.).

**Dichtwerken van wijlen Dr. Michaël Smiets**, verzameld en met een levensschets van den dichter uitgegeven door A. H. M. Ruyten, Leeraar te Rolduc. 382 Bz. 8°. Roermond, Henri van der Marck, 1887. Preis: *fl.* 1.40 (holländisch).

Holländisch Limburg hat während der Jahre des Culturkampfs so vielen deutschen Verbannten eine freundliche Aufnahme gewährt, daß einige poetische Klänge aus dieser katholischen Grenzprovinz wohl einem oder dem andern vielleicht eine willkommene Erinnerung sein mögen. Aufgeklärte Berliner- und Pariser-Poesie wird man da natürlich nicht erwarten. Der Dichter, 1830 geboren, 1855 zum Priester geweiht, war zwanzig Jahre lang Lehrer am bischöflichen Seminar von Roermond, starb dann 1885 als Pfarrer von Alt-Valkenburg, und die meisten seiner Gedichte stammen aus der Zeit seiner Lehrthätigkeit am Seminar. In Sprache und Form hat er sich mit viel Glück an Vondel, Bilderdijk und Da Costa gebildet; seine Stoffe berühren aber nicht blos den engeren Freundes- und Heimatskreis (wie etwa in der „Kornblume von Heristal", „Oranje-Blumen", „Sanct Servatius zu Maastricht", „Das Glöckchen von Roermond", „Die St. Martinskirche" u. s. w., sowie in zahlreichen heiteren und ernsten Gelegenheitsgedichten), sondern auch Welt und Kirche im weitesten Umfang. Er nimmt herzlichen Antheil am schweizerischen Sonderbund, an Polen, an der Schlacht von Sadowa, an dem unglücklichen Kaiser Maximilian von Mexico, an den Triumphen und am Tode Pius IX. — Eine Ode auf „Das Gaslicht" zeigt, wie der Dichter das anscheinend Prosaische wahrhaft dichterisch zu verklären weiß; die Erzählung „Die Mutterlose" vereinigt die tiefste Empfindung mit herrlicher Naturschilderung. Aber auch der köstlichste niederländische Humor spielt in

manchen Gedichten, wie in dem volksthümlich gewordenen „Touwslager" (Seiler), worin dieses edle Handwerk als Sinnbild eines segenvollen „Rückschritts", im Gegensatz zum zweifelhaften „Fortschritt" herrlich geschildert wird. — Das Gedicht beginnt also:

„Fortschritt! heißt der Machtspruch, das zündende Wort,
Das Berge versetzt und von Ort zu Ort
Die Menschheit reißt fort!
Fortschritt! stöhnt der Dampf, der Monarch der Maschinen,
Fortschritt! rufen Luftballon und — Krinolinen.
Fortschritt! ruft Demo- und Aristokrat,
Fortschritt heischt alles früh und spat.
Nur Einer, und diesem gilt jetzt mein Gesang,
Nimmt immer rückwärts zum Fortschritt den Gang
Und zieht sein Glück lang."

**Die Legende des heiligen Herzog Ruprecht,** bei Bingen auf St. Ruprechtsberg leiblich rastend. Gegeben und gedruckt von Jakob Köbel zu Oppenheim auf Montag nach St. Gregorien des heiligen Papstes Tag Anno M. D. X. X. iiii. Wiedergegeben von Franz Falk, neugedruckt von Karl Wallau und verlegt bei Franz Kirchheim in Mainz 1887. 46 S. 8°. Preis: *M.* 1.

Eine typographische und bibliographische Curiosität aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts in trefflichem Neudruck. Der Drucker der Legende, Köbel aus Oppenheim († 1533), folgte anfänglich Luther, wollte aber keine Trennung vom Papst, sondern trat wieder mit Nausea und dem strengkatholischen Kreise zu Mainz in Beziehung. Die anmuthige, mit Bildern ausgestattete Legende ist ein schöner Beleg dafür, wie die reiche religiöse Volksliteratur des ausgehenden Mittelalters sich noch bis in die Zeit der Glaubenstrennung hineinerstreckt und es brutaler Gewalt bedurfte, um sie zu zerstören.

**Aus dem Sonettenkranze: St. Benedikt und sein Orden.** Von P. Franz Sal. Tomanik O. S. B. aus Stift Martinsberg in Ungarn. 71 S. kl. 8°. Verlag des Stiftes Martinsberg in Ungarn, 1888.

In einer Reihe treffender Epitaphien zeichnet der Dichter die mehr als tausendjährige Geschichte des um Religion, Cultur, Literatur und Kunst so hochverdienten Benediktiner-Ordens. Ein Zauber von Poesie umgibt längst die erhabenen Gestalten, die er uns vorführt: Benedikt und Scholastika, Gregor d. Gr. und Augustin, Ceolfried und Beda, Winfried-Bonifaz und Gallus, Walafried und Alcuin, die Notker und Ekkehard, Odilo und Anselm, Hildegard und Gertrud. Ein Kranz der ehrwürdigsten Erinnerungen flicht sich um Namen wie Montecassino und Montserrat, Fulda und St. Gallen, Reichenau und St. Blasien, Westminster und Canterbury, St. Denys und Clugny, Tours und Corvey. In fast allen Ländern Europa's hat der Orden des hl. Benedikt das Kreuz gepflanzt, die Völker gebildet, Wissenschaft und Kunst gegründet. Unbesiegt hat seine segensreiche Thätigkeit die Stürme der Reformation und Revolution überdauert und hat in Amerika und Australien die friedlichen Triumphe erneuert, die das frühe Mittelalter einst geschaut. Mit wahrer Herzensbegeisterung hat sich der Dichter in die Fülle dieser glorreichen Erinnerungen versenkt, mit Geist und Geschmack hat er das Größte, Erhebendste, Herrlichste hervorgehoben und es zu feinen, in wenig Worten viel sagenden Miniaturen ausgeprägt.

Auch die schwierige Form der Sonette ist im Ganzen glücklich bewältigt. Mitunter hat aber die dichterische Inspiration den an sich reichen und schönen Stoff doch nicht zu eigentlich poetischem Ausdruck emporgehoben. Da der Verfasser jedoch nicht mehr den Lebenden angehört, so würde es ebenso lieblos als nutzlos sein, bei diesen Fehlern der Form zu verweilen. Es ist vielmehr am Platze, freundlich des frommen und wackern Sängers zu gedenken und den Kranz schöner und heiliger Erinnerungen, den er uns hinterlassen, dankbar in Ehren zu halten. Poetische Gemüther werden in demselben reiche Anregung finden und vielleicht manche Blüte zur vollen Entfaltung bringen, die in diesen Sonetten noch Knospe geblieben ist.

**Was das Ewige Licht erzählt.** Gedichte über das Allerheiligste Altarssacrament. Von Cordula Peregrina (C. Wöhler). Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage. 258 S. 12°. Innsbruck, Rauch, 1888. Preis: brosch. *M.* 2, Leinwandband mit Goldschnitt *M.* 3.

**Katholisches Haus- und Herzens-Leben,** beleuchtet vom Schimmer des ewigen Lichtes. Eine Sammlung geistlicher Lieder von Cordula Peregrina (C. Wöhler). 330 S. 12°. München, Korff, 1888. Preis: *M.* 1.

Diese andächtigen, weihevollen Lieder, Betrachtungen, Gebete sind das Werk einer Convertitin, welche sich schon als Kind, mitten unter protestantischer Umgebung, durch einen innern Ruf der Gnade zum allerheiligsten Sacrament des Altars hingezogen fühlte, aber erst nach neunjährigem Warten im Schooße der katholischen Kirche das Ziel ihrer Wünsche verwirklicht sah. Was sie erhofft und ersehnt, das fand sie am Fuße des Tabernakels im reichsten Maße: Gnade, Licht, Trost und Frieden.

„Ich bin katholisch!“ — Weißt du all' den Segen,
Den dieses eine kleine Wort umschließt?
Und hast du nicht vielmehr im Traum gelegen,
Ohn' daß das volle Licht dich klar gegrüßt?
„Ich bin katholisch!“ — Damit sagst du aus:
„Bin Kind der Kirche, — Kind in Gottes Haus!“

„Ich bin katholisch!“ — Mögen and're reißen
Um Titel sich und Würden in der Welt, —
Der höchste Fürst kann doch nicht höher heißen,
Der ärmste Bettler Himmelswürd' erhält, —
„Ich bin katholisch!“ — Wer so lebt und spricht,
Kann — selig sterben, und — mehr braucht es nicht!

Aus beständigem Umgang mit Christus im allerheiligsten Sacrament, häufigen Besuchen, Communionen und Segensandachten sind denn die vorliegenden Gedichte hervorgegangen, ein Kranz frommer Gebete und Anmuthungen in dichterischer Gestalt. Mögen Reim und Sprache da und dort zu wünschen übrig lassen, einige Gedichte, wie das „Herz-Jesu-Täublein“ (S. 183), etwas zu süßlich klingen, andere bloße Variationen häufig wiederkehrender Gedanken sein: die ganze Sammlung durchwaltet eine so tiefe, ernste Andacht und Minne zu dem unter den sacramentalen Gestalten verborgenen Erlöser, daß sie nur wohlthätig und erbauend wirken kann. Die zweite Sammlung erweitert den Kreis frommer Anmuthung und Betrachtung auf die Mutter Gottes, die lieben Heiligen, verschiedene Feste des Kirchenjahres und andere religiösen Stoffe. Auch hier hätte mehr Feile, Auswahl und Kürzung wohlgethan.

**Mutterlieb in Lust und Leid.** Eine Festgabe, den deutschen Müttern geweiht von Amara George. Mit Illustration. 343 S. 12°. Würzburg, Stahel, 1887. Preis: geb. *M.* 7.

Aus Dichtern des In- und Auslandes der verschiedensten religiösen Schattirung hat die gefeierte Dichterin einen Kranz lyrischer Poesie gesammelt, welche der Mutterliebe Leiden und Freuden in den mannigfachsten Accorden und feinsten Gefühlsnüancen zur Darstellung bringt, vorwiegend genreartig, aber immer sinnig, zart, gemüthreich, ideal. Da, wie in der deutschen Literatur überhaupt, die Erzeugnisse protestantischer Dichter vorwiegen, so hat dieser Kranz natürlich kein specifisch katholisches Colorit, und manche Leserinnen dürften das gerade vermissen. Dagegen werden andere, an interconfessionellen Verkehr gewöhnt, sich einer Sammlung freuen, die auf dem Gebiete des Gemüthslebens so edle und freundliche Berührungspunkte bietet. Wie in der Malerei das Genre gegenüber der religiösen Historienmalerei, so hat auch in der Literatur eine derartige Poesie ihre Berechtigung, und der feine Tact gebildeter Frauen wird ihnen leicht sagen, wo eine solche Festgabe angebracht, oder wo sie etwa besser durch eine andere ersetzt wird.

**Die Kreuzfahrer.** Historische Erzählung von Konrad von Bolanden. 2. Band: III. Die Helden von Nicäa und Dorläum. IV. Die heilige Lanze. 386 S. 8°. Preis: *M.* 3.20. 3. Band: V. Am Libanon. VI. Triumph des Kreuzes. 476 S. 8°. Mainz, Kirchheim, 1886 u. 1887. Preis: *M.* 3.80.

Mit diesen beiden Bändchen hat Bolanden seine neueste historische Erzählung über die Kreuzfahrer, welche wir beim Erscheinen des ersten Bändchens bereits empfohlen haben, zum Abschlusse gebracht. Wie schon damals hervorgehoben wurde, bietet uns der verdiente Erzähler hier nicht einen historischen Roman, sondern eigentlich die Geschichte des ersten Kreuzzuges in novellistischem Gewande. Das tritt bei diesen Bändchen noch mehr hervor als im ersten. Orlamünde und der Ritter Udo von Falkenberg verschwinden unter den Gestalten der historischen Helden, welche an der Spitze des gewaltigen Unternehmens stehen, und das Interesse des Lesers wird an erster Stelle nicht für die Privatschicksale der beiden genannten Kreuzritter, sondern für den endlichen Sieg der Pilger, für die Eroberung Jerusalems und den Triumph des Kreuzes über den Halbmond wachgerufen. Das soll keineswegs ein Tadel sein; Bolanden wollte offenbar die großartigen Thaten der Kreuzfahrer nicht als bloßen Hintergrund eines Phantasiegemäldes benützen, sondern als die eigentliche und Haupthandlung in den Vordergrund treten lassen. Er hat dadurch seinen Zweck, den Leser in das Verständniß der großartigen religiösen Bewegung einzuführen, welche Hunderttausende nach dem Grabe des Erlösers führte, viel vollkommener erreicht, wenn auch der bloß ästhetische Werth seiner schönen Arbeit dadurch vielleicht einige Einbuße erlitten haben sollte. Niemand wird die Erzählung lesen, ohne die Ueberzeugung zu gewinnen, daß der erste Kreuzzug eine wirklich großartige Bethätigung des Glaubens war, und daß die Kreuzfahrer im großen ganzen nicht nur von den besten Gesinnungen geleitet wurden, sondern auch mit wahrhaft heldenmäßiger Tapferkeit ein bewunderungswürdiges Tugendleben verbanden. Die Glanzseite des christlichen Ritterthums tritt uns da in lebenden Bildern in seinem ganzen eigenthümlichen Farbenzauber vor Augen. Jugendliche Leser namentlich werden die herrlichen Schlachtschilderungen, in denen sich die Meisterschaft Bolandens in diesem Werke am glän-

zendsten zeigt, mit wahrer Begeisterung lesen, dabei aber erfahren, daß nicht glänzende Waffenthaten, sondern der Geist christlicher Selbstüberwindung und christlicher Liebe den Ritter zum echten Ritter machten. Wir können diese Erzählung Bolandens für die weitesten Kreise empfehlen und thun es mit dem Wunsche, daß der auf dem Gebiete der katholischen Belletristik hochverdiente und hochbegabte Verfasser noch recht viele ähnliche Zeit- und Sittengemälde aus der reichen christlichen Vergangenheit uns vor die Seele führen möge.

**Die russische Kirche in Livland unter Nicolaus I.** Nach dem Werke J. Listowski's „Philaret, Erzbischof von Tschernigow". Ein culturhistorischer Beitrag von M. v. Brönstedt. 32 S. 8⁰. Berlin, Nagel, 1888. Preis: 40 *Pf.*

Die Zurückweisung, welche die reformirte Geistlichkeit der Schweiz in ihren Bemühungen zu Gunsten der „evangelischen Kirche" in den baltischen Provinzen vom Oberprocurator des heiligen Synods, Pobedonoszew, erfahren hat, beschäftigte neuerlich auch die deutsche Tagespresse. In dem vorliegenden kleinen Schriftchen findet man interessantes Material, um sich über diesen Kampf zwischen russischer Orthodoxie und baltischem Protestantismus ein selbständiges Urtheil zu bilden.

Beschreibendes Verzeichniß der **Handschriften der Stadtbibliothek zu Trier.** Von Max Keuffer, Realgymnasiallehrer und Stadtbibliothekar, Mitglied der Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier. Erstes Heft: Bibel-Texte und -Commentare. 77 S. 8⁰. Trier, Lintz, 1888. Preis: *M.* 3.

Die Handschriftensammlung der Trierer Stadtbibliothek besitzt die bedeutendsten Codices der alten in und um Trier gelegenen Klöster. Trotz ihrer Wichtigkeit war sie bisher für weitere Kreise schwer verwerthbar, weil ein guter Katalog fehlte. Das erste Heft des neuen ausführlichen Verzeichnisses verdient darum den Dank aller derer, welche sich für alte Handschriften interessiren. Es bringt unter anderm genaue Beschreibungen des berühmten Adacodex, des Codex Egberti und der werthvollen Handschrift der Apokalypse, deren ursprünglicher Text noch derjenige der Itala ist. Die folgenden Hefte werden für rheinische Geschichte werthvolles Quellenmaterial zur allgemeinen Kenntniß bringen. Möchte der Verfasser, durch weite Verbreitung und freundliche Aufnahme seiner mühevollen Arbeit zu fernerer Forschung aufgemuntert, sein Unternehmen stetig fördern und in nicht zu langer Zeit zum Abschluß bringen. Die treue Gewissenhaftigkeit, womit er vorangeht, bietet Gewähr für die Zuverlässigkeit seiner Angaben und die möglichst genaue Darstellung des Zustandes und Inhaltes der beschriebenen Codices.

---

# Miscellen.

---

**Zum Centenarium von 1789.** Die Männer der „Cercles catholiques d'ouvriers" in Frankreich bethätigen nicht bloß einen großen Eifer für die Wiederaufrichtung der arbeitenden Klasse in religiöser sowohl wie in materieller Hinsicht, sondern sie bringen auch allen socialpolitischen Fragen und Bestrebungen überhaupt ein hohes praktisches Verständniß entgegen. Das revolutionsfreundliche Frankreich will bekanntlich das Centenarium von 1789 im kommenden Jahre zu einer großen Festfeier gestalten, und die Regierung stellt schon Enqueten an, um all' die Wohlthaten ziffernmäßig aufweisen zu können, mit welchen die neue Aera die französische Nation gesegnet habe. Nichts wird leichter sein, als mit Ziffern zu prunken und dem nicht nachdenkenden Leser Sand in die Augen zu streuen; aber nichts wird schwerer werden, als wirklich den Nachweis zu liefern, daß das Gute und Fördernde, welches in diesem Jahrhundert in Frankreich gezeitigt wurde, auf Rechnung der Maximen von 1789 zu setzen sei. „L'Association catholique", das monatlich erscheinende Organ der „Cercles", hat nun schon seit einiger Zeit diesen Bestrebungen seine Aufmerksamkeit zugewandt und ihnen gegenüber einen andern Plan in Anregung gebracht, nämlich in einer Reihe von Schriften das von der Regierung aufgeputzte Phantom ins rechte Licht zu setzen und sowohl die Principien der Revolution von 1789 theoretisch zu beleuchten, als auch auf einer viel breitern Basis, als sie die Regierung für ihren Plan genommen hat, geschichtlich nachzuweisen, welch ein Unsegen nach allen Richtungen hin aus jenen revolutionären Grundsätzen für Frankreich im Verlauf dieses einen Jahrhunderts erwachsen ist. Eine nähere Darlegung dieses Planes, ein bis in die Einzelheiten entwickeltes Programm, bringen die beiden neuesten Nummern aus der Feder des Marquis La-Tour-du-Pin. Einige Andeutungen darüber, insbesondere über die Enquete, werden unseren Lesern nicht unerwünscht sein.

Die Enquete soll sich zuerst erstrecken auf den geistigen Zustand des französischen Volkes: auf die religiöse und moralische Heranbildung und die dazu dienenden Anstalten; auf die Ausbreitung, den Grad und die Beschaffenheit der Bildung und des Unterrichts unter den verschiedenen Volksklassen; auf die Sitten und Gebräuche der verschiedenen Klassen, wie sie sich am häuslichen Herd und im Privatleben darthun. — An zweiter Stelle soll die Enquete übergehen zu den politischen Institutionen und ihrer Thätigkeit, die Organisation der Regierung und Verwaltung, die Justizpflege sowohl hinsichtlich der Gesetze wie auch des Richterstandes, die finanzielle Lage und Anspannung der Kräfte des Volkes. — An dritter Stelle soll die Enquete sich erstrecken auf den wirthschaftlichen Zustand des Landbaues, der Industrie und des Handels, auf die Behandlung des Eigenthums, der Steuer, der Arbeit und Arbeiterfrage, der Production, des Wechsels, des Credits.

Der gelehrte Marquis gibt dann für die einzelnen der angegebenen Punkte treffliche Winke durch Gegenüberstellung von Einst und Jetzt. In religiöser Beziehung früher die Kirche geachtet und privilegirt, jetzt unter feindliche Macht gestellt und, wenn's möglich wäre, bis zur Vernichtung verfolgt. Der Unterricht, früher gepaart mit Religion und mit Erziehung, jetzt von Religion und von Gott getrennt oder vielmehr zu ihm in Gegensatz gesetzt, statt der Gewissensfreiheit, mit der man prahlt, der unerhörte Zwang zur atheistischen Schule. In den Volkssitten herrschte früher Standesehre, Abstufung und Ordnung der verschiedenen Klassen, jetzt ein übertriebenes Gleichmachen und ein Zerstören aller Organisation. In politischer Beziehung galt früher die Autorität, jetzt dem Namen nach die Volkssouveränität, in der That die Anarchie. In finanzieller Rücksicht wurden früher die öffentlichen Ausgaben theils aus dem königlichen Schatze, theils durch die Subsidiengelder gedeckt; jetzt wird man nicht müde, stets neue directe und indirecte Steuern zu erheben oder die bestehenden zu erhöhen, und die öffentliche Schuld erdrückt die lebende Generation und wälzt sich mit ihrer Last auf die kommende. Die Blutsteuer früher kaum gekannt, jetzt von jedem gefordert, der die Waffen zu tragen im Stande ist. Die öffentliche Unterstützung der Nothleidenden früher für den Staat ohne Kosten, da meist durch religiöse und kirchliche Anstalten hinlänglich vorgesorgt war; jetzt große Steuersummen nöthig, denn die Revolution hat die Armen ihrer Güter beraubt. In wirthschaftlicher Beziehung früher alles corporativ organisirt, jetzt durch die Arbeitsfreiheit alles zerstückelt, in Wahrheit aber die Arbeit zur Sklaverei geworden. Und bezüglich des Handels? Die Revolution hat die Wucherwirthschaft gebracht, einigen mit Millionen die Taschen gefüllt, die große Mehrheit des Volkes zu Bettlern gemacht.

Das katholische Frankreich begrüßt mit Freuden jenes Unternehmen. So spricht sich das 3. Heft der „Études“[1] zu voller Befriedigung darüber aus. „Es handelt sich darum, den hochtönenden Phrasen der Gegner eine wissenschaftliche und praktische Widerleguug der Revolutionsprincipien und -folgen entgegenzusetzen und einen auf Wahrheit beruhenden Vergleich zwischen 1789 und 1889 anzustellen. Es müssen die wahrheitsgetreuen Hefte des Centenariums geschrieben werden, damit jeder darin lese einerseits die berechtigten Forderungen der gegenwärtigen Gesellschaft und anderseits die lügenhaften Behauptungen einer Revolution, die nichts von dem gehalten hat, was sie versprochen.“ —

---

[1] Es sei uns bei dieser Gelegenheit gestattet, auf das Wiederaufleben der Monatsschrift „Études religieuses, philosophiques, historiques et littéraires“ aufmerksam zu machen, welche bei der neuesten Verfolgung der Gesellschaft Jesu in Frankreich zeitweilig gestundet werden mußte. Sie hat jetzt mit Januar 1888 ihren 25. Jahrgang begonnen und erscheint zu Paris bei Retaux-Bray, 82 Rue Bonaparte. Der Titel selbst enthält schon ihr Programm. Nach den bisher erschienenen Heften zu schließen, verfügt die wichtige Zeitschrift über sehr tüchtige Kräfte, und zwar für all' die einschlägigen Gebiete, zumal wo Religion und Philosophie in Frage kommen.

Ganz gewiß. Hätte man statt der Revolution und ihrer gottentfremdeten Grundsätze eine wahre Reform und Besserung der mannigfachen Schäden, welche vor einem Jahrhundert freilich in vielen Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft sich zeigten, auf christlicher Grundlage angestrebt, dann würde nicht bloß Frankreich, sondern ganz Europa unsägliches Elend erspart geblieben sein. Wenn aber die Revolutionsideen fortwähren und die Weitergestaltung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse beherrschen sollen, dann sind wir freilich noch lange nicht am Ende des socialen Elendes angekommen.

**Das Problem der Ausgleichung von Menschen- und Thierreich.** Herr Wm. Hosea Ballou ist ein Gelehrter eigener Façon. Vergleichen könnte man ihn höchstens mit jenem radikalen Helden der Wissenschaft, der als oberstes Princip auf seine Fahne schrieb: Wissenschaft ist Kühnheit! Ja, kühn ist Herr Hosea Ballou. Das zeigt schon die Wahl des Hörsaales, in welchem er seine Weisheit der Welt verkündet. Es ist die höchst angesehene, in Amerika und England vielgelesene Zeitschrift „North American Review“, welche Männer wie Bancroft, Ernst Curtius, de Lesseps, Edison, Froude, Cardinal Gibbons, Gladstone, Lecky, Cardinal Manning, Max Müller, Newcomb, Cardinal Newman, Schliemann, Sherman und zahlreiche andere staatliche und kirchliche Würdenträger, wie Gelehrte und Staatsmänner ersten Ranges zu Mitarbeitern zählt.

Noch höher jedoch steigt der Respect vor der Kühnheit des Mannes, sobald man die drei Thesen liest, die er an die Spitze seiner Abhandlung stellt, und deren Beweis zu erbringen er sich anheischig macht (N. A. R. Vol. 145 No. 5). Auch große Männer haben oft ihre Liebhabereien: Herr Hosea Ballou schwärmt für die Ausgleichung zwischen Menschen- und Thierreich. Dahin zielen seine Thesen:

„1. Viele Arten niederer Thiere unserer Zeit besitzen höhere geistige Begabung als der Urmensch; einige Thierarten der Gegenwart sind sogar höher geistig begabt als die niederen Menschenklassen der Gegenwart.

2. Die geistigen Unterschiede zwischen dem Menschen und den niederen Arten sind bis zu einem gewissen Grade das Ergebniß der Erziehung, Erfahrung und Lebenszähigkeit.

3. Die geistige Zukunft der niederen Thiere kann jener des Menschen sich gleicher gestalten; eine Methode, mit den niederen Thieren zu verkehren, ist möglich.“

Jetzt komme noch einer und mäkele an der Wahrheit des Satzes, daß Wissenschaft Kühnheit sei!

Aber auch das ist anzuerkennen, daß es Herrn Hosea Ballou durch seinen kühnen Griff gelungen ist, das Interesse seiner Leser sofort in ungewöhnlichem Grade zu wecken. Oder wer wäre nicht gespannt, für *diese* Thesen den Beweis zu vernehmen? Das Interesse ist ein so überwiegendes, daß der Leser gegenüber einigen Eigenthümlichkeiten in der Fassung der Thesen gern ein Auge zudrückt, wie wenn z. B. der gelehrte Herr unter „niederen Thieren“ gerade diejenigen versteht, welche die Sprache der Wissenschaft als

„höhere Thiere“ zu bezeichnen gewohnt ist. Man läßt sich das, wie gesagt, nicht anfechten, sondern denkt höchstens: Wenn Herr Hosea Ballou sich selbst als höheres Thier betrachten will, so ist das in erster Linie eine Privatsache, die ihn schlimmsten Falls nöthigen wird, sich mit den Affen, Hunden, Katzen, Elephanten und den übrigen Concurrenten auseinanderzusetzen, die dadurch aus ihrer bisherigen Stellung als höhere Thiere verdrängt wurden. Also die Beweise!

Zu 1. — Viele zeitgenössische Thierarten besitzen eine höhere Intelligenz als der „Urmensch“ (primeval man). Und wen führt unser Gelehrter hier zum Zwecke des Vergleiches als Beispiel für den Urmenschen an? Nicht einen Lemuren oder einen schmalnasigen Pithekoiden oder ein anderes affenähnliches Geschöpf, sondern — den Aristoteles. Ja, der gute, alte Aristoteles, den man fast 2000 Jahre lang für einen der größten Philosophen hielt, und den die moderne Naturwissenschaft sogar als einen großen Naturforscher preist, — der muß bei Herrn Hosea Ballou die Rolle des „Urmenschen“ spielen. Und dieser Urmensch soll geistig tiefer stehen als „viele Arten niederer Thiere unserer Zeit“? Wie lautet der Beweis dafür? Welches seiner „niederen Thiere“ wählt er aus? Naive Frage. Herr Hosea Ballou geht resoluter voran. Er nimmt ohne weiteres ein junges „höheres Thier“. Heutzutage wisse ja fast jedes Kind, daß die Aale nicht aus Würmern kommen, die im Schlamme entstehen. Was kümmert's Herrn Hosea Ballou, daß Leute, die bei einem Argumente noch auf die Anforderungen der Logik sehen, hier erwarteten, daß eines der in Rede stehenden „niederen Thiere“, nicht aber ein junges Menschenkind vorgeführt werde: der Radicalismus der Wissenschaft, wie Herr Hosea Ballou ihn versteht, läßt sich von solchen Anforderungen nicht mehr imponiren. Hören wir nur weiter.

Es soll klargelegt werden, daß manche Thierarten der Gegenwart sogar den niederen Menschenklassen unserer Zeit an geistiger Begabung überlegen seien. Bob, ein Neufundländer auf der Jacht Idler, „verstand“ die für die Matrosen bestimmten Signale besser als ein Matrose. Daraus folgt nach Herrn Hosea Ballou, daß die „Thierart“ der Hunde in der Gegenwart geistig höher steht als die „niedere Menschenklasse“ der Matrosen in der Gegenwart; denn so weit wie ein Hund können mehr oder minder alle Hunde es bringen. Auch bei diesem geistvollen Argumente werden wiederum diejenigen, bei denen die Logik des „Urmenschen“ Aristoteles noch nicht ein völlig überwundener Standpunkt ist, bedenklich den Kopf schütteln.

Um die Beweiskraft dieser Hundeanekdote zu erhöhen, versichert der gelehrte Forscher, er habe noch eine Menge ähnlicher Thatsachen „über Hunde, Katzen, Vögel und Arten im allgemeinen“ [sic] vorräthig. Eine der wichtigsten unter ihnen muß jedoch wohl die Geschichte einer Katze sein; denn diese Geschichte gibt er zum besten. Als besagte Katze, „Schwarz“ geheißen, einmal operirt werden sollte, kam sie dem Wundarzte zuvor und nahm mit der größten chirurgischen Geschicklichkeit die Operation an sich selber vor. Angesichts solcher Thatsachen schließt die erste These mit den — nun ja kühnen Worten: „Derjenige muß also unwissend, blödsichtig und eigensinnig sein, der

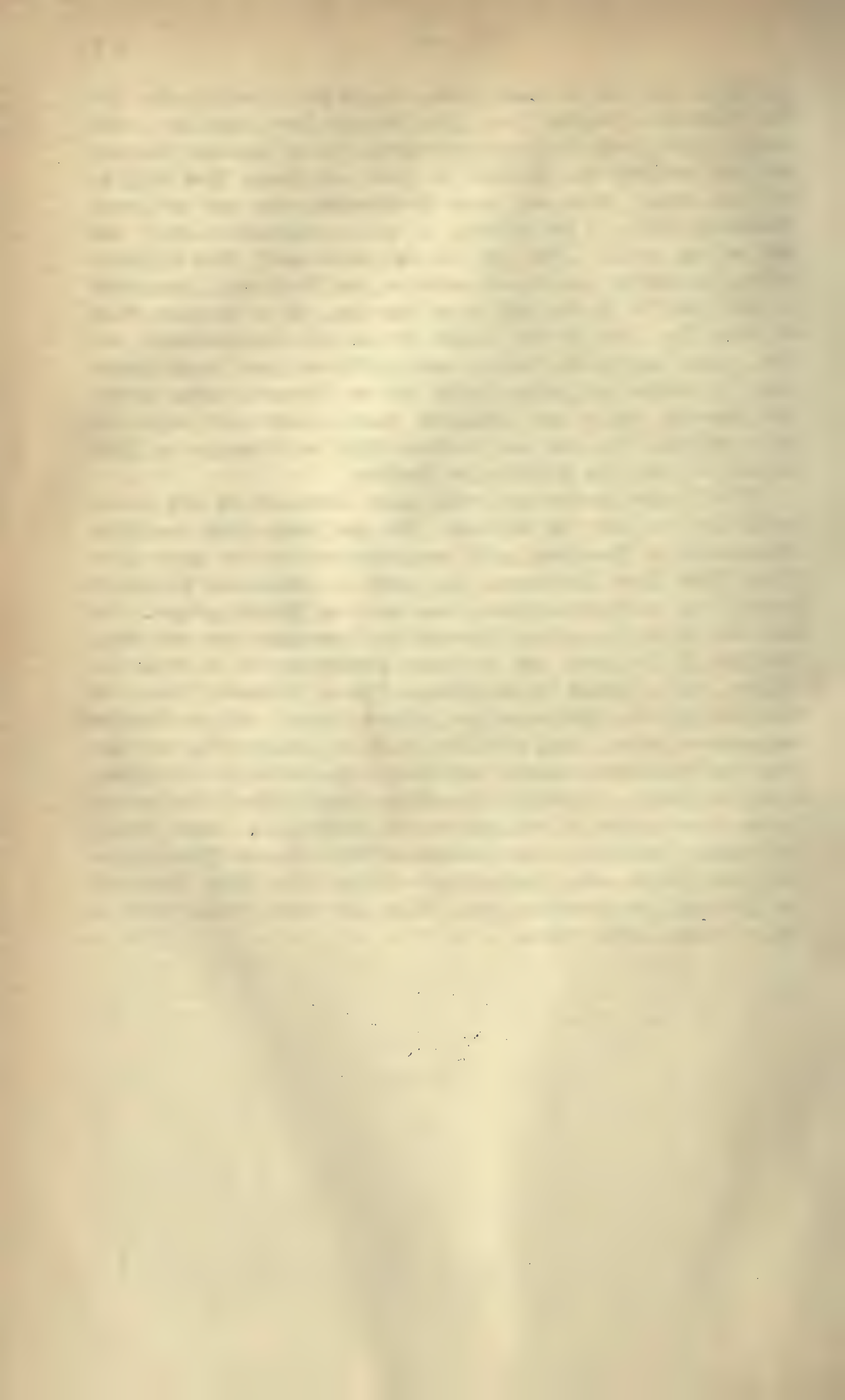
noch den Ausdruck „Instinkt' auf alle Thätigkeiten der niederen Thiere anwendet und nicht zugeben will, daß einige von ihnen eine höhere Geistigkeit (mentality) besitzen als der Urmensch und die moderne Hefe der Menschheit."

Zu 2. — Die Photographen, welche Katzen haben, richten dieselben oft dazu ab, durch ihre Grimassen kleine Kinder, die photographirt werden sollen, zum Lachen oder zum Weinen zu bringen, gerade so wie sie auf der Photographie aussehen sollen. Daraus, daß der Mensch und selbst gebildete Photographen dies nicht so unfehlbar zu Stande bringen wie Hinz und Miez, schließt Herr Hosea Ballou, die Katzen seien einer höheren geistigen Bildung fähig. Ueberhaupt sind alle Eigenthümlichkeiten der Hauskatze, mit Ausnahme ihrer Neigung zum Fischfang, nach der Ansicht unseres Forschers ein Resultat der feinen und erfolgreichen Erziehung, die sie durch den Menschen bereits erhielt. In ganzen vierzehn Zeilen beweist er hierauf, daß die Thiere im allgemeinen nur deshalb so weit in der „geistigen" Entwicklung zurückgeblieben seien, weil der Mensch ihnen dazu die Gelegenheit nahm: die intelligentesten Hunde wurden beim ersten Anzeichen von Verrücktheit erschossen, die weisesten Kühe in der Blüte ihres Lebens geschlachtet, andere Hausthiere sahen sich durch Mästung zu einem niedrigen Epikuräismus verurtheilt. Unter letzteren sind offenbar in erster Linie die bekannten rüsseltragenden Borstenthiere zu verstehen. Also ein Ferkelchen als Stoiker! Schöne Zukunftsaussicht!

Zu 3. — Sind wir bereits so weit, so kann der dritte Satz, daß die geistige Zukunft der Thiere sich der unsrigen ähnlicher gestalten könne, als es bisher den Anschein hatte, keine ernsten Schwierigkeiten mehr bieten. Zudem ist Herr Hosea Ballou ja in der Lage, sich auf das klare Zeugniß der Entwicklungslehre zu berufen, daß der Mensch ja ehemals selbst ein Affe gewesen. Habe er es in der geistigen Entwicklung so herrlich weit bringen können, weshalb sollten andere das nicht auch können? Die Thierwelt der Gegenwart stehe eben noch auf der Kindesstufe ihrer geistigen Entfaltung; mit Geduld und Ausdauer könne sie schon höher steigen. Und es beirrt unsern Thierfreund nicht, daß die geistigen Kinderschuhe der Thierwelt doch gar fest angewachsen sind, so zwar, daß die Thiere nunmehr seit Jahrtausenden stets die gleiche Kindesstufe einnehmen, während doch für gewöhnlich aus dem menschlichen Kinde in absehbarer Zeit ein gereifter vernünftiger Mensch wird. Thut nichts. Auch die Thiere müssen die Kinderschuhe ausziehen! Herr Hosea Ballou fühlt in sich den Beruf, ihnen dabei seinen Beistand zu leisten. Worauf es ankommt, ist der Unterricht. Darum fragt er: „Wie kann das niedere Thier unterrichtet werden?" Antwort: Die begabtesten Individuen sind auszuwählen, und dann ist Sorge zu tragen, daß sie eine ebenso begabte Nachkommenschaft erhalten. Sorgfältig müssen ihnen jene elementaren Begriffe beigebracht werden, deren sie fähig sind, und diese sorgfältige Geistespflege muß mehrere Generationen hindurch anhalten. „Gebt ihnen nur eine Erziehung und jene Vortheile, die der Mensch während der letzten Jahrhunderte sich verschafft hat, und viele niedere Thiere würden mit vieler Kenntniß und ihrem Nützlichen bereichert werden und fähig sein, mit uns zu verkehren."

Da ist aber noch ein kleiner Haken, nämlich die Thiersprache. Bei dem entschlossenen Vorgehen Herrn Hosea Ballou's könnte man nun freilich meinen, derselbe werde ein Conversationslexikon für die gesammte Thierwelt oder doch wenigstens ein Abc-Buch für Hunde und Katzen schon fertig in der Tasche haben. Allein mit großer Bescheidenheit, aber auch mit großer Bestimmtheit erklärt er hier plötzlich: „I have no method to offer", das heißt auf gut deutsch: „Hier geht mir das Latein aus." Das ist freilich mißlich, sehr mißlich; aber dennoch verliert er den Muth nicht. Statt selbst zu helfen, wozu er sich eben nicht in der Lage sieht, gibt er den guten Rath, ein reicher Herr solle 100 000 Dollars für die erste Thiergrammatik aussetzen. Diese hohe Prämie, hofft er, werde die Ankunft jenes Tages beschleunigen, an welchem der geistige Verkehr mit der Thierwelt eröffnet werde! Voll Zuversicht ruft er aus: „Vielleicht dauert es nicht mehr lange, und irgend ein Hund, eine Katze oder ein Vogel bricht das Schweigen der Jahrtausende und lehrt seine Gefährten die Methode."

Böse Menschen werden nun freilich sagen: Dann wäre die hohe Prämie ja für den Hund oder für die Katze! Wir aber weisen solche ungehörige Bemerkungen mit Entrüstung zurück und freuen uns mit dem guten Herrn Hosea Ballou seiner Hoffnungen. Ja, wenn nur einmal der Anfang gemacht ist mit den Elementarschulen, dann muß das Wagniß gelingen. Gar bald wird sich an den niedern Unterricht ein Gymnasium oder eine höhere Realschule für die Hunde und eine höhere Töchterschule für die Katzen anschließen, und so ähnlich bei den übrigen Thieren. Natürlich könnten die Lehrstühle auf diesen Schulen nur von „niederen Thieren", nicht von Menschen eingenommen werden. Auch dürfte kein Hund ein Katzenprofessor und keine Katze eine Vogellehrerin werden, sonst könnte es enden wie bei der Hühnerpredigt des Fuchses. Hoffentlich aber wird man derlei Mißgriffe nicht machen, sondern es wird alles gut und geordnet von statten gehen. Dann bringen es die Hunde schließlich zu einer Hundeuniversität, und andere Thiere werden nach deren Muster andere Universitäten errichten. Das dürfte dann wohl der Höhepunkt der Entwicklung sein. Möge Herr Hosea Ballou dieses in voller geistiger Frische erleben!



# Stimmen aus Maria-Laach.

## Katholische Blätter.

Fünfunddreißigster Band.




Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1888.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

# Inhalt des fünfunddreißigsten Bandes.



## Recensionen.

## Miscellen.

# Vorschläge zur Regelung des ehelichen Personenrechtes für Deutschland.

In einer früheren Darlegung[1] glauben wir zur Genüge bewiesen zu haben, daß der Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuches, soweit er das eheliche Personenrecht ordnet, für uns Katholiken, also für mehr als ein Drittel der Bevölkerung Deutschlands, unannehmbar ist. Er würde einen Culturkampf, wenn auch in verjüngtem Maßstabe, aufs neue heraufbeschwören, er würde die Gewissen verwirren, die Autorität der Staatsgewalt und das Vertrauen zu ihr schwächen, er würde zur Entchristlichung und Entsittlichung der Bevölkerung erheblich beitragen.

Es ist indes leichter zu kritisiren, als besser zu machen, und wir verkennen durchaus nicht die Schwierigkeiten, welche dem Gesetzgeber bei Regelung des Eherechtes entgegentreten. Diese Schwierigkeiten mögen auch der Grund sein, welcher die Verfasser bewog, den Knoten, wie uns scheint, nicht zu lösen, sondern gewaltsam zu zerhauen. Aber der Knoten muß nun einmal gelöst, nicht zerschnitten werden, und so wollen wir es versuchen, nach besten Kräften einige Gedanken für diese Lösung vorzulegen. Zwei Gesichtspunkte mögen dabei uns leiten.

Erstens muß der Grundsatz feststehen, alles auszuschließen, was gegen die Gewissens- und Religionsfreiheit verstößt; insbesondere darf die Bevölkerung nie zu Handlungen genöthigt werden, die in ihren Augen mit Recht als unsittlich erscheinen. Die Mißachtung dieses Grundsatzes ist es, woran der Entwurf trotz seiner Vorzüge auf anderen Gebieten für das Eherecht scheitern muß; denn er zwingt die katholische Bevölkerung zu Dingen, die nach den Grundsätzen des katholischen Glaubens nichts anderes sind, als Unzucht, Ehebruch, Bigamie, Sacrileg u. dergl.; er nöthigt die katholischen Standesbeamten, zu solchen Dingen mitzuwirken; er nöthigt die katholischen Richter, die Bevölkerung zu solchen Verbrechen

[1] Bd. XXXIV, S. 493 ff.

zu zwingen und auf Schritt und Tritt einen widerrechtlichen Eingriff in das Rechtsgebiet der Kirche, welcher sie angehören, zu begehen. Es muß also unser erster Grundsatz sein, diese unerhörten Mißstände zu vermeiden, sollten selbst Schwierigkeiten anderer Art dadurch herbeigeführt werden.

Wenn wir die Gewissens- und Religionsfreiheit vorzüglich bei der katholischen Bevölkerung betonen, so geschieht das aus einem doppelten Grunde: einmal, weil wir als Katholiken bei dieser vorzüglich interessirt sind; dann aber auch, weil dieselbe objectiv durch eine staatliche Gesetzgebung weit leichter verletzt wird, als die Gewissens- und Religionsfreiheit der Protestanten und der übrigen Bevölkerung. Denn zunächst hat die Ehe bei uns Katholiken (da sie ein Sacrament ist) weit mehr einen religiösen, einen das Gewissen angehenden Charakter, als bei den anderen Confessionen; ferner ist für die protestantische Bevölkerung ein Conflict zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt kaum möglich, da beide im weltlichen Monarchen kraft einer Art von Personalunion gipfeln; endlich kennt die nichtchristliche Bevölkerung überhaupt keine andere öffentliche Gewalt, als die des Staates, so daß ein Conflict zwischen zwei öffentlichen Gewalten nicht stattfinden kann. Wenn wir für uns Katholiken also die Religions- und Gewissensfreiheit besonders hervorheben, so geschieht es nicht, als gönnten wir dieselbe nicht auch der übrigen Bevölkerung, sondern es geschieht, weil dieselbe bei uns leichter gefährdet ist und besonders durch den vorliegenden Entwurf angetastet wird.

Aus der Achtung vor der Gewissens- und Religionsfreiheit ergibt sich als zweiter bei der Gesetzgebung einzuhaltender Grundsatz, daß diese Gesetzgebung nothwendig eine mehr complicirte Natur annehmen muß, als wenn die ganze Bevölkerung wie vor der Kirchenspaltung in Deutschland aus Einem Guß wäre. Die thatsächlich vorhandenen religiösen Gegensätze können nun einmal bei der Ehegesetzgebung nicht unberücksichtigt bleiben. So sehr wir am Entwurf im übrigen den Vorzug einer gewissen Einfachheit anerkennen, so wird derselbe hier zum Prokrustesbett. Für complicirte thatsächliche Verhältnisse paßt eben kein anderes juristisches Gewand, als ein complicirtes; daher darf man vor den Schwierigkeiten eines solchen nicht zurückschrecken. Leicht ist es zwar, ein Futteral zu fertigen für einen Würfel; ebenso leicht etwa, ein Futteral herzustellen für einen Cylinder. Aber ein passendes Gehäuse für eine große, zackige Seemuschel zu liefern — das hat seine Schwierigkeit. Und dennoch ist die einzig richtige Umhüllung für eine solche Muschel eine sehr complicirte; man soll die Muschel mit ihren vielen Zacken nicht hineinzwängen wollen

in das Futteral eines Würfels oder Cylinders. Ebenso wenig soll man im Interesse der Einfachheit und Rechtsgleichheit über so tief ins Gewissen und in die religiöse Ueberzeugung hinabreichende Verschiedenheiten, wie sie für das Eherecht in Deutschland bestehen, rücksichtslos hinweggehen. Wir möchten hier analog den Satz geltend machen, welchen die Pandekten im Titel De diversis regulis juris (50, 17) voranstellen: Regula est, quae rem, quae est, breviter enarrat. Non ex regula jus sumatur, sed ex jure, quod est, regula fiat. Mit anderen Worten: Man soll in der Theorie das praktisch vorhandene Recht wiedergeben, nicht das Recht nach vorgefaßten Theorien umgestalten. Aehnlich möchten wir hier also sagen: Der Gesetzgeber hat sein Werk nach den thatsächlich vorhandenen Bedingungen abzumessen, nicht nach Bedingungen, wie er sie vielleicht wünscht, wie sie aber in Wirklichkeit nicht existiren.

Diese Bedingungen sind für Deutschland die tiefgreifenden religiösen Gegensätze auf dem Gebiete der Ehe, Gegensätze, welche wohl übertüncht, aber (für Jahrhunderte wenigstens) durch keine Gesetzgebung hinweggeräumt werden können; Gegensätze, welche der Gesetzgeber also in den Rahmen seines Werkes organisch hineingliedern muß, sollen sie nicht ein Pfahl im Fleische sein und Eiterung erzeugen.

Wenn nun die hier entwickelten zwei Grundsätze, wie sie es müssen, bei Regelung des Eherechtes in Deutschland zu Grunde gelegt werden, so kann unseres Erachtens kaum eine andere Regelung sich ergeben, als die Aufstellung verschiedener Systeme des ehelichen Personenrechtes; ähnlich wie für das eheliche Güterrecht im Entwurf mit anerkennenswerther Berücksichtigung der verschiedenen Bedürfnisse oder Wünsche des Volkes eine ganze Reihe von Gütersystemen den Eheschließenden zur Wahl freigestellt ist: das System des ehelichen Nießbrauchs, das der allgemeinen Gütergemeinschaft, das der Errungenschaftsgemeinschaft u. s. w. Aehnlich müßten, so scheint uns, für das eheliche Personenrecht mindestens drei Systeme zur Wahl gestellt werden. Wir wollen dieselben kurzweg bezeichnen als das katholische, das protestantische und das civile.

1. Das katholische System. Für die katholische Bevölkerung muß das eheliche Personenrecht unbedingt gänzlich der Gesetzgebung der Kirche und der Aburtheilung durch die geistlichen Gerichte überlassen bleiben. Die Ehe ist nach katholischem Dogma nun einmal ein Sacrament, und Sacramente können nach katholischem Dogma eben nur im Sinne der katholischen Kirche gehandhabt werden. So viel Religionsfreiheit aber wird uns Katholiken in Deutschland auch der verbissenste Katholikenfeind

doch zugestehen müssen, daß unsere Sacramente, also das innerste Heiligthum unserer Religion, nicht durch akatholische, nicht etwa gar durch jüdische oder atheistische Gesetzgeber und Richter geregelt und gehandhabt werden. Die Regelung der weltlichen Folgen der Ehe können wir bereitwillig dem weltlichen Gesetzgeber und Richter überlassen. Dieser steht dann den katholischen Ehen als einer fertigen Thatsache gegenüber, ähnlich wie den Ehen eingewanderter Eheleute.

Durch eine solche Regelung ist für die katholischen Ehen jeder Conflict mit Religion und Gewissen vermieden; der nichtkatholischen Bevölkerung muß es doch offenbar gleichgiltig sein, welche Behandlung den katholischen Ehen zu Theil wird. Auf die gemischten Ehen werden wir später kommen. Wenn aber — was ja selbstverständlich ist — dem Staate daran liegt, Kenntniß von der Schließung oder Trennung katholischer Ehen, überhaupt von allen Vorgängen zu erhalten, welche für das eheliche Vermögensrecht und die sonstigen weltlichen Folgen der Ehe von Bedeutung sind, so hat er dafür ein sehr einfaches Mittel: er verpflichte die Eheleute, die nöthigen Anzeigen auf dem Standesamte zu machen, oder er bestimme (wie in England und in dem neuesten Gesetze für Spanien), daß der Standesbeamte sich als Zeuge der Eheschließung in die Kirche begebe.

Eine solche Regelung hat, wie gesagt, den Vortheil, daß die Religions- und Gewissensfreiheit der Katholiken gewahrt bleibt, und schon dieser Umstand allein ist für sie von durchschlagender Bedeutung. Indes noch ein anderer Punkt verdient die Aufmerksamkeit des unbefangenen und unparteiischen Gesetzgebers. Das katholische Eherecht ist weit strenger, als das protestantische und als das Eherecht des neuen Entwurfes. Seine Ehehindernisse sind zahlreicher und weitergehend; ist aber die Ehe geschlossen, so ist das Band weit fester, indem es nicht anders gelöst wird als durch den Tod. Die Ehescheidungsgründe des Entwurfes dagegen bilden ein ganzes Register, wenngleich einige der exorbitanten Scheidungsgründe des preußischen Landrechts beseitigt sind.

Nun kann es nicht bezweifelt werden, daß das strengere katholische Eherecht in socialer Beziehung vor dem laxern Recht des Entwurfes den Vorzug verdient, vorausgesetzt, daß sich eine Bevölkerung findet, welche dieser strengern Regelung sich unterwirft. Die katholische Bevölkerung aber unterwirft sich bereitwillig diesem strengern Eherecht. Wozu sie also hinabdrücken auf das niedere Niveau des Entwurfes, welches so weit entchristlicht ist, daß kein Exeget es mit der Heiligen Schrift in Einklang

zu bringen vermag, selbst nicht mit Hilfe der protestantischen Exegese jener bekannten Stellen im 5. und 19. Kapitel des Matthäus? Wozu also, wie gesagt, die katholische Bevölkerung auf dies niedere Niveau hinabdrücken? Der einzige Grund könnte die Sucht sein, die gesammte deutsche Bevölkerung möglichst zu uniformiren. Aber man treibt doch auf anderen Gebieten die Uniformirung nicht so weit, daß man praktische Interessen unnöthigerweise schädigt! Wenn z. B. der Handelsverkehr für sein Gedeihen gewisse Ausnahmen vom gemeinen Recht verlangt, so gewährt man sie ihm und opfert das Princip der Gleichmacherei dem praktischen Nutzen. Ja, man stellt für das eheliche Güterrecht, wie erwähnt, eine ganze Reihe verschiedener Systeme den Eheschließenden zur Wahl vor. Wozu also ihnen nicht ebenso die Wahl lassen zwischen einem katholischen, einem protestantischen und einem civilen System des ehelichen Personenrechtes? Wozu ihnen nicht hier die freie Wahl lassen, wo die Ausschließung dieser Wahl zur furchtbarsten Gewissensbedrückung sich gestaltet?

Wir sagten: das strengere katholische Eherecht verdiene in socialer Hinsicht den Vorzug. Das zeigt sich, um nur diesen einen Punkt hier zu berühren, ganz besonders bezüglich der Ehescheidung. Unermeßlich ist der sociale Nutzen, welchen die Unauflöslichkeit der katholischen Ehe erzeugt. Wie viel inniger schließen Mann und Frau von vornherein sich aneinander, wenn sie wissen, daß nichts als der Tod sie scheidet! Wo ihnen aber, wie im Entwurf, eine ganze Reihe von Mitteln geboten wird, die giltig geschlossene Ehe anzufechten und auflösen zu lassen, da wird ihnen zugleich die Versuchung geboten, die Neigungen des Herzens anderswo als bei dem angetrauten Ehegatten umherspielen zu lassen.

Wozu also, fragen wir aufs neue, wozu ohne jeden zwingenden Grund, einzig wegen der Schablone einer gewissen Uniformität, ein Drittel der Bevölkerung Deutschlands dieser socialen Vortheile berauben? wozu dieses Drittel einer entsetzlichen Gewissensbedrückung aussetzen? wozu dasselbe aufs neue mit Bitterkeit und Mißtrauen erfüllen gegen die Maßnahmen der weltlichen Macht? Alles das kann aber vermieden werden durch Zulassung eines besondern Systems für das eheliche Personenrecht der katholischen Bevölkerung.

2. Das protestantische System. Den Wünschen und Interessen der positivern Richtung des Protestantismus würde es, so scheint uns, entsprechen, wenn eine ähnliche Behandlung des ehelichen Personenrechtes, wie wir sie für uns Katholiken fordern, auch der protestantischen Bevölkerung freigestellt würde. Zwar ist die Ehe nach protestantischer

Auffassung kein Sacrament; aber einen gewissen religiösen Charakter möchte man ihr dennoch zuerkennen, trotz der Aeußerung Luthers, daß sie ein eitel weltlich Ding sei. Unter Voraussetzung dieses religiösen Charakters wäre aber die Ehe von der höchsten geistlichen Autorität zu regeln. Demgemäß fiele — wir reden hier selbstverständlich im Sinne des Protestantismus — die Schaffung eines gemeinschaftlichen protestantischen Eherechtes für Deutschland den Regierungen zu, nicht insofern sie weltliche Regierungen sind, sondern insofern sie die höchste Gewalt in den protestantischen Landeskirchen und das Hoheitsrecht über diese und alle in ihrem Territorium vorhandenen protestantischen Secten beanspruchen. So könnten sie, vertreten natürlich durch protestantische Bevollmächtigte, ein gemeinsames Eherecht für den deutschen Protestantismus herstellen, also für Evangelische, Lutheraner, Calvinisten, Badisch-Reformirte, Mennoniten u. s. w. Das Bürgerliche Gesetzbuch könnte dann für sein eheliches Güterrecht diese Gesetzgebung in ähnlicher Weise bei den protestantischen Ehen zur Voraussetzung nehmen, wie bei den katholischen Ehen das schon vorhandene katholische Eherecht. Die Handhabung desselben bliebe selbstverständlich Nicht-Protestanten entzogen. Hierdurch würde auch der Gewissenszwang für katholische Standesbeamte und katholische Richter vermieden; denn es würde ihnen alsdann nicht zugemuthet, im Namen der weltlichen Macht eine Jurisdiction in Ehesachen über Getaufte zu üben, obgleich sie wissen, daß eine solche Jurisdiction der weltlichen Macht nicht zusteht; es würde insbesondere einem katholischen Richter nicht auferlegt, das Band der Ehe zu scheiden, noch einem katholischen Standesbeamten, die Geschiedenen anderweitig zu verheiraten — beides (wenn es ernstlich gemeint wird) in vollem Widerspruch mit dem katholischen Glauben und der katholischen Sittenlehre.

Wie sehr innerhalb des Protestantismus selbst die gediegeneren Richtungen zu dieser Art von Behandlung der Ehe hinneigen, das möge uns ein Gutachten v. Savigny's, wohl des ersten protestantischen Juristen der Neuzeit, darthun. Von der piemontesischen Regierung war ihm im Jahre 1852 die Frage gestellt: „Ist es in den gegenwärtigen Umständen, in diesem Zeitalter der Bildung, worin wir uns befinden, gut, die bloß bürgerliche Ehe, wie sie im französischen Code civil besteht, zuzulassen?"

Savigny erwiederte: „Die Ausdrücke, in denen diese Frage abgefaßt ist, scheinen zu einer bejahenden Antwort hinzuneigen; sie scheinen anzudeuten, daß die bürgerliche Ehe ein Fortschritt auf der Bahn wäre, welche die Vorsehung den Menschen angewiesen hätte, um sich der Voll-

kommenheit zu nähern. Ich habe zweimal Gelegenheit gehabt, mich öffentlich über das Wesen der Trauung auszusprechen im System des römischen Rechts und in einer besondern Abhandlung über die Reform der preußischen Gesetze ... Ich habe dort das Princip aufgestellt, daß die Ehe einen Charakter hat, der sich aus verschiedenen Elementen zusammensetzt, deren erstes und maßgebendes das moralische und religiöse Element ist, während bei der Civilehe das juridische Element allein anerkannt und vertreten, das moralische und religiöse Element dagegen mißkannt, vernachlässigt und dem Gutdünken der einzelnen überlassen bleibt, wodurch nothwendig die Ehe entarten muß ...

„In den Zeiten Napoleons waren die verneinenden und zerstörenden Principien viel weniger wirksam und mächtig, als in der Gegenwart. Wenn Sie heutzutage die bürgerliche Ehe in ein Land einführen, wo sie noch nicht angenommen ist, so wird es viele Personen geben, welche mit Begierde sie annehmen werden, ohne den religiösen Act folgen zu lassen: die einen aus Leichtsinn und Eitelkeit, die anderen, weil sie entschiedene Feinde der christlichen Grundsätze sind.

„Von der andern Seite führt die bürgerliche Ehe in ihrer natürlichen Entwicklung nothwendig zur Annahme der unbeschränktesten Ehescheidung; denn von dem juristischen Standpunkte aus kann man wenig dagegen sagen, daß die Ehe durch den einfachen Willensact der Gatten getrennt werde; es ist nur das höhere Princip, das moralische und religiöse, welches das hindern kann. Wenn diese Neuerungen consequent ins Werk gesetzt werden, wenn bei einer beträchtlichen Zahl der Bevölkerung die Ehe ohne religiösen Act eingegangen, wenn die Scheidung dem mehr oder weniger absoluten Gutdünken der Ehegatten überlassen ist, dann wird man bald zu einem Punkte kommen, wo es unmöglich sein wird, eine entscheidende Grenze zwischen Ehe und Concubinat zu finden. Dann tritt die Auflösung der Familie ein.

„Ich weiß durch die öffentlichen Blätter, daß bei Ihnen schwere Conflicte zwischen der katholischen und der liberalen Partei statthaben. Man wird vielleicht sagen, daß ich das katholische Princip auf die Heirat angewandt habe, und daß jeder, welcher nicht ganz und gar dem katholischen Princip sich unterwerfen will, deshalb durchaus die von mir vertheidigte Ansicht verwerfen muß. Hierauf muß ich Ihnen bemerken, daß ich Protestant bin, daß ich bei meiner Auseinandersetzung über das Wesen der Ehe nicht vom katholischen Princip, sondern vom ganz allgemeinen Standpunkte ausgegangen bin. Wenn mithin zum großen Theil meine

Ansicht über das Wesen der Ehe und die sich daraus ergebenden Folgerungen mit den betreffenden Dogmen der katholischen Kirche übereinstimmt, muß dieses Ihnen beweisen, daß die soeben ausgesprochene Ansicht das Resultat der innigsten persönlichen Ueberzeugung, nicht aber aus irgend einer Parteinahme hervorgegangen ist."

Soweit v. Savigny. — Auf seine Autorität gestützt, glauben wir, daß es auch im Sinne der positivern Richtung des Protestantismus nicht rathsam wäre, die Bestimmungen des Entwurfes über das eheliche Personenrecht zu adoptiren. Dennoch geben wir zu, daß diese Bestimmungen für den Protestantismus nicht so schlechthin unannehmbar sind, wie für uns Katholiken. Denn nach protestantischen Grundsätzen steht dem Landesherrn sowohl die Kirchengewalt als auch ein Hoheitsrecht über die Kirche zu. Die eine wie das andere ermächtigt ihn, jenen Gesetzen, die er als weltlicher Monarch unterschreibt, zugleich kirchenrechtliche Geltung beizulegen. Es werden hierdurch jene Conflicte vermieden, die für uns Katholiken (für welche zwei reell verschiedene höchste Gewalten das öffentliche Rechtsleben ordnen) unvermeidlich sind, sobald die weltliche Macht das religiöse Gebiet — und zu diesem gehört ja die Ehe — einseitig für sich beschlagnahmt. — Auch die Auflösung des Ehebandes, wie der Entwurf sie kennt, und welche nach katholischem Glauben der göttlichen Anordnung widerstreitet, macht den Protestanten nicht die nämliche Schwierigkeit. Daß die Ehe im Falle des Ehebruchs (auch dem Bande nach) geschieden werden könne, wollen sie bereits aus der Bibel (Matth. 5, 32 u. 19, 9) herausgelesen haben; daß dem Ehebruch das böswillige Verlassen in dieser Hinsicht gleich zu achten sei, haben protestantische Theologen gleichfalls schon gefunden. Schwerer dürfte es freilich für sie sein, die übrigen Ehescheidungsgründe des Entwurfes mit der Heiligen Schrift in Einklang zu bringen, angesichts des klaren Wortes beim hl. Lucas: „Ein jeder, der sein Weib von sich entläßt und eine andere heiratet, der bricht die Ehe; und wer eine vom Manne Geschiedene heiratet, der bricht die Ehe" (Luc. 16, 18).

3. Das civile System. So erscheint also ein besonderes protestantisches Eherecht neben dem katholischen und dem civilen nicht zwar als durchaus nothwendig, wohl aber als wünschenswerth. Noch weniger nothwendig dürfte es sein, für andere Glaubensbekenntnisse, die nicht unter den allgemeinen Begriff des Protestantismus fallen, also z. B. für die Deutschkatholiken, die Russen u. s. w., besondere Gruppen des ehelichen Personenrechtes aufzustellen. Das Gleiche mag von den Bekennern

der israelitischen Religion gesagt werden. Wollte man indes auch ihnen ein besonderes Ehesystem zugestehen, so hätten wir dagegen gar nichts einzuwenden; wir würden es sogar entschieden befürworten, sobald sich zeigen sollte, daß die einseitig staatliche Regelung der Ehe bei ihnen eine ähnliche Vergewaltigung der religiösen Ueberzeugung und des Gewissens zur Folge hätte, wie bei uns Katholiken.

Als schlechthin nothwendig dagegen erscheint uns bei der gegenwärtigen Lage der Dinge in Deutschland ein eigenes civiles, d. h. staatliches System der Ehe neben dem kirchlichen. Ein großer Theil der Bevölkerung (in Berlin etwa ein Drittel) wird nicht mehr getauft und hält sich zu keiner religiösen Gemeinschaft. Diese Leute zwingen wollen, die Ehe in der Kirche zu schließen, für ihre Ehestreitigkeiten einen kirchlichen Richter anzuerkennen, ist durchaus unthunlich: darin stimmen wohl alle Parteien überein. Sollen sie daher ohne jede gesetzliche Regelung der Ehe, ohne jeden Richter in Ehesachen belassen werden? Das geht nicht. Einen andern Gesetzgeber oder Richter aber gibt es für sie nicht, als die weltliche Obrigkeit: also muß diese einschreiten.

Wir haben dieser Ansicht schon anderswo das Wort geredet [1]. Die Ehe ist nämlich (wie auch Pius VI. hervorhebt [2]) erst dadurch der Jurisdiction der Kirche unterstellt, daß sie von Christus zur Würde eines Sacramentes erhoben ward. Wo sie kein Sacrament ist, und wo die Eheschließenden als Nichtgetaufte der kirchlichen Jurisdiction nicht unterstehen, da kann die Kirche keine gesetzliche oder richterliche Gewalt über sie üben; diese Gewalt muß also vom Staate geübt werden. Daraus folgt, daß auch katholische Richter und Beamte bei Ehen von Nichtgetauften unbedenklich im Auftrage des Staates thätig sein können; es folgt, daß auch die geistlichen Gerichte der katholischen Kirche die bürgerliche Ehegesetzgebung als giltig anzusehen haben, wenn vor ihnen die Frage nach der Giltigkeit einer unter Nichtgetauften eingegangenen Ehe (z. B. gelegentlich eines Uebertritts zum Katholicismus) erörtert wird.

Eine Entscheidung der Propaganda für einen derartigen Fall diente uns, neben den inneren Gründen, als vorzügliche Stütze unserer Ansicht. Von einem Missionar in West-Tongking war der Propaganda folgender Fall unterbreitet: Ein Nichtgetaufter hatte sich mit einer Nichtgetauften verheiratet, dabei aber eine Ceremonie unterlassen, deren Unter-

[1] Vgl. mein „Kirche und Staat", S. 150—153.

[2] Vgl. a. a. O. S. 143.

lassung nach tongkinesischem Rechte ein trennendes Ehehinderniß bildet. Es fragt sich: Ist die Ehe giltig? Die Propaganda entschied, daß die Ehe ungiltig sei; sie hielt also die tongkinesische Gesetzgebung für rechtskräftig bei Aufstellung von Ehehindernissen unter Nichtgetauften.

Wir hatten den Fall nur aus dem Referat eines französischen Gelehrten (Perocheau) anführen können, dessen Behauptung indes, da sie der nähern Quellenangabe entbehrte, in Zweifel gezogen ward. Herr Resemans, ein holländischer Gelehrter, gab sich die Mühe, in Rom der Entscheidung nachzuspüren, und fand das Document, welches das Datum des 26. Juni 1820 trug. Freilich wagte er die Frage nicht zu entscheiden, ob es sich um eine wirklich erlassene Entscheidung oder etwa bloß um den Entwurf einer solchen handle. Herr Resemans veröffentlichte diese Entscheidung in einem eigenen Schriftchen über die hier erörterte Frage[1] und konnte außerdem noch anderes einschlägiges Material beifügen, ganz besonders eine Instruction der Propaganda vom Jahre 1821, in welcher die nähere theoretische Begründung des obigen Urtheils dargelegt wird. Diese möge im Auszuge hier wiedergegeben werden, da sie den katholischen Standpunkt hinsichtlich der Ehe eingehend entwickelt. Es heißt dort:

„Wenn es sich um Ehen unter Christen handelte, könnte es in keiner Weise bezweifelt werden, daß die weltlichen Fürsten mit ihren Gesetzen, soweit diese von der Kirche nicht approbirt und adoptirt wären, keinerlei Gewalt hätten über den natürlichen Vertrag der Ehe und das eheliche Band. Seitdem nämlich Christus der Herr die Ehe, d. h. den von Gott selbst anfänglich eingesetzten natürlichen Vertrag, zur Würde eines Sacramentes erhoben, steht den weltlichen Fürsten keinerlei Gewalt ferner zu über dieselbe und über ihre verbindende Kraft (ejus vinculum).

„Da sie nämlich eine heilige Sache und der materielle Bestandtheil des Sacramentes (materia sacramenti) ward, so folgt nothwendig, daß sie der Regelung der Kirche untersteht. . . .

„Da es sich jedoch um eine Ehe von Nichtgetauften handelt, so kommt die Rücksicht auf das Sacrament, welche die christliche Ehe der Regelung durch die Kirche unterwirft, gänzlich in Wegfall; denn weder sind jene, die noch nicht durch das heilbringende Wasser der Taufe wiedergeboren wurden, des Empfanges der Sacramente fähig, noch erläßt die Kirche

[1] Resemans, De competentia civili in vinculum conjugale infidelium. Romae ex typ. Soc. edit. Rom. 1887. (Ratisbonae, Pustet.)

ihre Gesetze für jene, die draußen stehen. Obgleich daher unter Nichtgetauften eine wirkliche Ehe besteht, so gehört diese doch lediglich der natürlichen Ordnung und dem Gemeinwesen an und muß daher gänzlich vom natürlichen und bürgerlichen Rechte geregelt werden. Es folgt hieraus, daß die weltlichen Fürsten, mögen sie getauft oder nicht getauft sein (sive fideles, sive infideles), die vollste Gewalt behalten (plenissimam potestatem retinere) über die Ehen ihrer nichtgetauften Unterthanen, derart, daß die Ehehindernisse, welche sie aufstellen und welche dem natürlichen und göttlichen Recht nicht widersprechen, dieselben nicht bloß hinsichtlich der bürgerlichen Wirkungen, sondern auch hinsichtlich des Ehebandes selbst durchaus nichtig machen. Denn es liegt kein Grund vor, weshalb jene, die zum Wohle des Gemeinwesens durch ihre Gesetze eine bestimmte Form und Feierlichkeit für die Gesetzmäßigkeit und Giltigkeit der übrigen Verträge vorschreiben können, dies nicht auch vermöchten für den Ehevertrag ihrer nichtgetauften Unterthanen." [1]

Soweit die Instruction der Propaganda, die auf jeden Fall eine große doctrinäre Autorität besitzt. Auf sie gestützt dürfen unseres Erachtens katholische Richter und Beamte unbedenklich im Auftrage des Staates auch in Ehesachen handeln, solange nicht die Ehe Getaufter in Frage kommt.

Ueberschauen wir mit einem Blick die bisherige Entwicklung, so erscheint uns als die für Deutschland geeignete Regelung des Eherechtes etwa folgende. Wie für das eheliche Güterrecht eine ganze Reihe verschiedener Systeme den Brautleuten zur Wahl vorgelegt wird, ähnlich möge auch das eheliche Personenrecht drei Systeme aufweisen: das katholische, das protestantische und das civile. Die Regelung, welche der Entwurf für die gesammte Bevölkerung plant, möge (wohl mit einigen Aenderungen) auf die civile Gruppe beschränkt bleiben. Für die protestantische Gruppe wäre durch die Regierungen, welche die Kirchengewalt für sich beanspruchen, ein gemeinsames protestantisches Eherecht für Deutschland herzustellen. Für die katholische Gruppe liegt ein solches bereits vor; und sollte der Staat einige Modificationen in demselben wünschen, so wären diese vielleicht durch Vereinbarung mit Rom zu erreichen. — Mit Rücksicht auf die bürgerlichen Wirkungen der Ehe wären jene Eheleute, deren Ehen nicht durch die weltliche Macht geregelt würden, zu einer Anzeige beim Standesbeamten soweit nöthig zu verpflichten.

---

[1] L. c. p. 73. 74 und Anhang.

Eine solche Regelung würde — wenigstens für die großen Gruppen der Bevölkerung — verhüten, daß die Gewissen und die Religion vergewaltigt, daß das praktische Christenthum mehr als nöthig aus dem öffentlichen Leben verdrängt würde. Für Ausnahmefälle wäre allerdings auch auf diesem Wege nicht jede Bedrückung der Gewissen vermieden. Eine solche könnte eintreten bei gemischten Ehen, wenn kein Theil dem andern hinsichtlich der Wahl des Systems nachgeben wollte; sie könnte eintreten infolge eines Religionswechsels; sie könnte eintreten, wenn notorisch getaufte Eheleute die Trauung oder Ehescheidung von einem katholischen Staatsbeamten forderten. Das wären jedoch nur Ausnahmefälle, und sie kämen für die sociale Tragweite der Gesetzgebung weniger in Betracht. Für die Schonung der religiösen Ueberzeugung und des Gewissens müßte indes auch gegen solche Fälle Vorkehr getroffen werden. Das könnte geschehen durch eine Bestimmung etwa folgenden Inhalts: Jeder Zwang zu einer Handlung oder Unterlassung, welche dem Glauben oder der Sittenlehre einer der in Deutschland anerkannten Religionen widerstrebt, ist für die Angehörigen dieser Religion ausgeschlossen. Auf diese Bestimmung könnten sich die einzelnen berufen, wenn sie zur ehelichen Lebensgemeinschaft mit einer Person gezwungen würden, mit welcher sie nach den Grundsätzen ihrer Religion nicht verheiratet sind; auf Grund dieser Bestimmung könnten Richter und Standesbeamte ihre Thätigkeit ablehnen, wenn z. B. die Scheidung einer Ehe oder die Wiederverheiratung Geschiedener nachweislich den Grundsätzen ihrer Religion widerspräche. Sache des Staates ist es doch wahrlich, das Gewissen seiner Beamten in Ehren zu halten. Der Entwurf selbst huldigt diesem Grundsatz, indem er (§ 106) unsittliche Rechtsgeschäfte für nichtig erklärt. Es wäre somit die schreiendste Inconsequenz, Eheleute durch ihren Ehevertrag, Richter oder Standesbeamte durch ihren Dienstvertrag mit dem Staat und den ihn bestärkenden Diensteid zu Dingen verpflichten zu wollen, welche nach den Grundsätzen ihres vom Staat anerkannten Glaubens im höchsten Grade unsittlich sind.

L. v. Hammerstein S. J.

---

# Propaganda für die „neue Weltanschauung".

In Deutschland hatte der Darwinismus, wie in keinem andern Lande, eine unerwartet günstige Aufnahme gefunden, und nirgendwo waren seine Freunde und Gönner emsiger bemüht, auch das Volk für die neue Lehre zu interessiren. Nachdem Ernst Haeckel in seinen „Gemeinverständlichen wissenschaftlichen Vorträgen" 1868 den Ton angegeben, überboten sich alsbald Gelehrte und Ungelehrte in „populären" Leistungen zum Lobe und Preise der „neuen Errungenschaft". Aber das war dem Uebereifer seiner begeistertsten Vorkämpfer nicht genug. Die zerstreuten Kräfte sollten gesammelt werden, um so mit mehr Nachdruck die Werbung beim deutschen Volke zu betreiben.

„In Verbindung mit Charles Darwin und Ernst Haeckel, sowie einer Reihe hervorragender Forscher auf den Gebieten des Darwinismus" gründeten O. Caspari, G. Jäger und E. Krause (Carus Sterne) eine „Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung auf Grund der Entwicklungslehre", den „Kosmos", 1877.

Man sieht, wie weit der Darwinismus unterdessen auf deutschem Boden und unter deutscher Pflege gediehen war. Aus einer Hypothese über die Entwicklung der Organismen war er zu einer fertigen, „einheitlichen Weltanschauung" emporgewachsen, und während er sich früher mit einem beschränkten Gebiete der Naturgeschichte begnügte, standen ihm nunmehr eine ganze Reihe anderer Gebiete zur Verfügung. Denn „die Wissenschaften, welche sich mit dem Menschen beschäftigen, von der Anthropologie, Ethnologie und Völkerpsychologie an bis zur Sprachforschung, Cultur- und Staaten-Geschichte, Nationalökonomie, Rechts-, Geschichts- und Religions-Philosophie, Moral und Diätetik, entpuppten sich so gut als Naturwissenschaften, wie die Disciplinen, die sich mit der Erdgeschichte, Mineralogie, Biologie und mit der praktischen Menschenerziehung, Pflanzen- und Thierzüchtung befassen." [1]

Mit einer so imponirenden Miene wandten sich nun die Herren vom „Kosmos" an das „Aufklärung erwartende" ungelehrte Volk. Denn: „Mit dieser Zeitschrift wenden wir uns nicht bloß an die gelehrte Welt. Der

---

[1] „Kosmos" 1887. Prospekt, S. 1.

Darwinismus hat nicht nur einen Bund aller (!) Wissenschaften, sondern auch einen in dieser Ausdehnung vorher noch nie dagewesenen Verkehr zwischen den schaffenden Fachgelehrten und dem Aufklärung erwartenden gebildeten Publikum zu Wege gebracht. Die Aufgabe, diesen Bund zu hegen und zu pflegen, wird die Zeitschrift dadurch zu erfüllen suchen, daß sie alle Fragen in gemeinverständlicher Sprache behandelt, um zugleich durch faßliche Darstellung das Interesse des Laien zu fesseln." [1]

Und was hat der „Kosmos" ausgerichtet? Inwiefern ist es ihm gelungen, das Interesse des Laien zu fesseln, oder wie hat das gebildete Publikum seiner Einladung entsprochen? Darüber möge er uns selbst berichten. „Obwohl sich der ‚Kosmos' während der beinahe zehn Jahre seines Bestehens immer eine angesehene Stellung unter den wissenschaftlichen Zeitschriften gewahrt und die Sache des Darwinismus getreulich vertreten hat, ist es ihm leider doch nie gelungen, sich die Gunst weiterer Kreise in dem Maße zu erwerben, wie es seine Freunde im Anfang wohl gehofft und erwartet hatten; und da auch die letzten Jahre trotz vieler Bemühungen und Opfer der Betheiligten hierin keine wesentliche Aenderung brachten, so blieb nichts übrig, als für jetzt auf die weitere Durchführung seines Programms zu verzichten." [2] Mit anderen Worten: Wir haben ein regelrechtes Fiasko gemacht.

Aber wie war es auch anders möglich? Die sogen. monistische oder „einheitliche, widerspruchslose Weltanschauung" war ebenso wenig widerspruchslos als neu. Sie war nichts anderes, als der alte, nackte, rohe Materialismus aus den Zeiten des alten Heidenthums und den Vorjahren der französischen Revolution. Die darwinistische Bewegung bot ihm nur eine willkommene Gelegenheit, unter neuem Aufputz seine früheren erfolglosen Werbungen wieder aufzunehmen. Eine Weile stutzte die nicht gelehrte Welt über die ungewohnte Erscheinung; aber bald war der Reiz der Neuheit verschwunden und der Alltags-Laie ließ sich nicht mehr „fesseln".

Zwar tröstete der „Kosmos" sich und seine Freunde mit dem Hinweis auf seine Verdienste um die Wissenschaft: er habe wenigstens dazu sein „Bescheidenes" beigetragen, daß „von nun an eigentlich der Darwinismus, soweit es sich um die allgemeine Geltendmachung seines Princips in der Wissenschaft handle, eines besondern Organs nicht mehr be-

---

[1] „Kosmos" a. a. O. S. 3.

[2] „Kosmos" 1886. „Abschiedswort", S. 482.

dürfe". Andere Leute dagegen sind der Ansicht, daß ein solches Organ, welches die einschlägigen Fragen ruhig und objectiv im Dienste der Wissenschaft behandelt hätte, leider bis jetzt nicht existirte, und daß der hochfahrende, absprechende, leidenschaftliche und frivole Ton, den manche Mitarbeiter des „Kosmos", namentlich in den ersten Jahrgängen, anzuschlagen beliebten, am wenigsten geeignet war, diesem Zweck zu entsprechen. Hätte der „Kosmos" wirklich dieses Ziel im Auge gehabt und in der rechten Weise verfolgt, so wäre er sicherlich im Kampf ums Dasein nicht zu Grunde gegangen. Aber es galt ja vor allem, die nicht gelehrte Welt für die einheitliche Weltanschauung, d. h. für Materialismus und Atheismus zu gewinnen, und da sah er sich allerdings recht bald genöthigt, trotz der vielen Bemühungen und Opfer „für jetzt auf die weitere Durchführung seines Programms zu verzichten".

Der Ausdruck für jetzt ist euphemistisch zu verstehen; denn wer auf seine Existenz verzichtet, wird wohl nicht mehr an die weitere Durchführung eines Programms von seiner Seite denken. Wohl aber könnte ein solches zu anderen Zeiten, von anderen Kräften und auf andere Manier wieder aufgenommen werden, und der Grabredner des „Kosmos" hat es nicht unterlassen, diese Wiederaufnahme dringend zu empfehlen.

„Um so dringlicher und nothwendiger freilich erscheint es, daß das größere Problem, Denken und Leben unseres ganzen Volkes dem neuen Ideenkreis gemäß umzugestalten, von berufener Seite in die Hand genommen, auf naturwissenschaftlich-philosophische Grundlage gestellt werde — ein Bestreben, dem sicherlich (!) die Zukunft gehört. Aber ein im Dienste dieser Idee stehendes, weit über den jetzigen (!) Rahmen des „Kosmos" hinaus greifendes Unternehmen würde ebenso wenig als Fortsetzung des letztern gelten können, als es etwa jetzt schon auf allgemeinen Beifall rechnen dürfte; seine Verwirklichung muß günstigeren Zeiten vorbehalten bleiben." [1]

Noch war kein volles Jahr verflossen, da hielt Dr. Ernst Krause die Zeiten schon für hinreichend „günstig" und sich selbst für berufen, „das größere Problem" in die Hand zu nehmen, bezw. seine Lösung aufs neue zu versuchen. Er überraschte das „Aufklärung erwartende Publikum" mit der Ankündigung eines ausführlichen, auf 25 Lieferungen in drei Bänden berechneten Werkes unter dem Titel: „Die alte und die neue Weltanschauung — Studien über die Räthsel der Welt und

---

[1] „Kosmos" a. a. O. S. 482.

des Lebens — von Carus Sterne." Und wirklich liegen vom ersten Bande, der „die allgemeine Weltanschauung in ihrer historischen Entwicklung" zu behandeln vorgibt, bis dato bereits acht Lieferungen vor. Man kann nicht sagen, daß die Leistung völlig neu sei; denn manche Abschnitte und ganze Kapitel waren früher schon einmal im „Kosmos" zu lesen. Aber einiges ist vorher, wenigstens in der Art, wie es jetzt geboten wird, noch nicht dagewesen. Dies gilt namentlich vom ersten Kapitel, das merkwürdigerweise zugleich als Vorwort oder Einleitung fungirt und als das eigentliche Programm zum ganzen Opus angesehen werden muß. Worauf der Verfasser hinauswill, läßt er zwar nur allmählich, aber zuletzt klar genug durchblicken:

„Nicht die neue Wahrheit ist es, von der die Gefahr droht, sondern der alte Irrthum, in welchem die Geister so lange erhalten wurden, und den man noch immer weiter conserviren möchte. Die Gefahr liegt darin, daß unsere ganzen Einrichtungen, Haus, Schule, Kirche, öffentliches Leben ꝛc. auf diesen alten Irrthümern fußen und auf sie zugeschnitten sind" (S. 17).

Auf den Standpunkt der neuen Weltanschauung soll der Leser emporgehoben werden durch Sterne's leichtfaßliche Darstellung der Art und Weise, „wie der Forschung die Flügel gestutzt werden"; — so lautet nämlich die Ueberschrift des ersten Kapitels. Folgen wir ihm eine Weile in seinem Gedankengang, um zu erfahren, welcher Mittel man sich auf gewisser Seite bedient, um das Volk „aufzuklären".

„Mit dem Gewichte einer hohen Autorität", so hebt der Herr Doctor mit schüchternem Pathos an, „wird uns heute gesagt, es gäbe eine Anzahl von Welträthseln, die der menschliche Geist weder bisher gelöst habe, noch jemals lösen werde. Sehen wir dann überdem, daß es sich dabei gerade um diejenigen Räthsel handelt, die uns als die wichtigsten und lösenswerthesten erscheinen wollen, dann überkommt uns wohl einen Augenblick der Kleinmuth. . ." (S. 1).

Kleinmuth? bei einem Vertreter der neuen Weltanschauung à la Sterne? Das ist eine auffallende Erscheinung, gleichviel welcher „Autorität" gegenüber. Am Ende basirt der Mangel an Klarheit hier an dieser Stelle wirklich auf Kleinmuth. Welchen Grund hätte sonst das Verschweigen der Namen? Darf das „Aufklärung erwartende" Publikum nicht wissen, daß Du Bois-Reymond oder Virchow nicht „uns", sondern den Naturforschern à la Haeckel und Sterne Winke ertheilt, die sehr wohl angebracht sind? „Wir" Laien haben darüber weder eine Anwandlung von „Kleinmuth" noch das Gegentheil verspürt. Aber Sterne

weiß Rath gegen die Folgen jener unliebsamen Zurechtweisung moderner „Flügelstutzer", wenn auch die Wahl der Medicamente eine sehr beschränkte ist.

„Gegen eine solche Entmuthigung gibt es nur eine Arznei: das Studium der Naturwissenschaft in ihrer geschichtlichen Entwicklung, der Rückblick von dem Erreichten auf die Anfänge, nicht weil wir es ‚so herrlich weit gebracht', sondern weil wir erst jetzt ganz ermessen können, was man uns allerlei als unumstößliche Wahrheit zugemuthet hat zu glauben, und unter welchen unerhörten Erschwerungen wir das bescheidene Theil des Wissens, welches den gegenwärtigen Ruhm des Geschlechts ausmacht, haben erarbeiten müssen" (S. 1).

Eine gedrückte Stimmung in Folge Virchow'scher Einwirkung ist auch in diesem Passus nicht zu verkennen. An Klarheit läßt derselbe noch vieles zu wünschen übrig. Wer ist denn dieser „man", der „uns" (?) „allerlei" (?) zugemuthet hat zu glauben? Besonders zu Anfang seiner Rede sollte ein „Volksaufklärer" doch vor allem deutlich und verständlich sein; sonst trifft ihn der Vorwurf, es sei ihm nicht um Aufdeckung und Mittheilung, sondern um Verdunkelung und Entstellung der Wahrheit zu thun. Wie leicht hätte sich die vage Phrase etwa folgendermaßen exemplificiren lassen:

Um nur einiges zu erwähnen, hat „man uns" z. B. „als unumstößliche Wahrheit zugemuthet, zu glauben", daß zwischen Thier und Mensch ein wesentlicher Unterschied bestehe; jetzt aber „wissen wir zum Ruhme unseres Geschlechts", daß dem nicht so ist, und daß es überhaupt „einen ersten Menschen niemals gegeben hat" [1].

Ferner muthete man uns den Glauben an einen Schöpfer und Regierer des Weltalls zu, und die Frage, ob ein solcher existire, wurde sogar „von den größten Geistern, welche je gelebt haben, bejahend beantwortet" [2]; jetzt aber „wissen wir", daß eine derartige „dualistische Gottesvorstellung einer niedern thierischen Entwicklungsstufe des menschlichen Organismus entsprach", und darum haben „wir", die wir unter unsäglichen Beschwerungen eine höhere Stufe erklommen, uns zur formellen Läugnung eines außerweltlichen Schöpfers, oder wenn man will, „zu der erhabenen Vorstellung von der Einheit Gottes und der Natur" [3] emporgeschwungen. Und welche Noth hatten wir erst, um an die Stelle

---

[1] Fr. v. Hellwald, Culturgeschichte I, S. 10. 1883.

[2] Darwin, Die Abstammung des Menschen, übersetzt von Carus, S. 55. 1871.

[3] Haeckel, Schöpfungsgeschichte, S. 64, 1870.

des alten Glaubens von der Entstehung des Lebens eine neue wissenschaftliche Erklärung zu setzen, bis „wir“ unter unerhörten Beschwerungen und nach vielen vergeblichen Bemühungen — ich erinnere nur an die „feurige Wolke“ Tyndalls, an Haeckels „Plastidul- und Atomseele“, an die „Kosmozoen“ Preyers u. a. — zu dem freilich etwas bescheidenen, aber zuverlässigen Resultat gelangten, daß die spontane Entstehung des Lebens ein „wissenschaftliches Postulat“ sei!

Aber wir kamen vom Regen in die Traufe. Auch in der neuen Aera hat „man“ uns gar vieles als unumstößliche Wahrheit zu glauben zugemuthet, so z. B. die Fabel von dem zählebigen Bathybius, die zum Verwechseln große Aehnlichkeit zwischen den verschiedensten Thier- und Menschen-Embryonen, die Entdeckung einer ganzen Reihe pithekoider Menschenschädel, die Geschichte mit jenen „asiatischen und afrikanischen Menschenstämmen“, von denen es hieß: „Sie leben in Heerden beisammen, wie die Affen, größtentheils auf Bäumen kletternd und Früchte verzehrend; sie kennen das Feuer nicht und gebrauchen als Waffen nur Steine und Knüppel, wie es auch die höheren Affen thun.“ [1]

Das Schlimmste war, daß sogar Männer der Wissenschaft uns Erschwerungen bereiteten, indem sie die Zumuthungen, die „wir“ an den Glauben anderer stellten, für unzulässig erklärten, und überhaupt uns zu scharf kritisirten. Doch diese Handvoll Widersacher ist schon gerichtet: „Versteinert und starr rückwärts blickend, wie einst Loths Weib auf die verlorene Heimat, ragen diese Salzsäulen der Wissenschaften [Agassiz, Virchow, de Quatrefages u. a.] nunmehr einsam und fremd in unserer schnellwandelnden Zeit empor, Denkmäler der Vorzeit, welche die heutige Generation beinahe schon Mühe hat zu begreifen.“ [2] Aehnlich ergeht es allen, welche Umschau halten, ob unsere schnellwandelnde Zeit noch im rechten Geleise ist. Dagegen wirkt ein weiterer Rückblick auf die Anfänge, auf die überstandenen Erschwerungen und auf die Methode, wie der Forschung die Flügel gestutzt wurden, nach Art einer Arznei belebend und ermuthigend.

So etwa hätte sich der dunkeln Rede Sinn für einen Laien verständlich machen lassen. Aber der „Volksaufklärer“ wird seine Gründe gehabt haben, weshalb er die Dunkelheit vorzog. In der Folge wird er allgemach etwas unbefangener und dreister. Er läßt die „Flügel-

---

[1] Haeckel a. a. O. S. 653.

[2] „Kosmos“ 1878. „Ein Wort zum Frieden, von der Redaction.“ S. 353.

stutzer“ Revue passiren, zunächst die Heiden Sokrates (!) und Cicero (!), und hierauf „die Lehrer des Christenthums“ sammt und sonders mit dem hl. Paulus an der Spitze.

„Hütet euch vor den Fallstricken der Philosophie,“ schrieb Paulus an die Kolosser, „nachdem er gesehen hatte, daß er mit seinen Gründen den Philosophen in Athen und anderswo nicht gewachsen war“ (S. 2).

Der neuheidnische Philosoph muthet seinen Lesern nicht zu, ihm aufs Wort zu glauben, bewahre! Er ist ein geschworener Feind alles „Autoritätsglaubens“. Was er behauptet, das beweist er und tritt es je nach Umständen über die Maßen breit. Hier schien die kurze Fassung gerathener: Paulus warnte die Kolosser vor „Fallstricken“; also war er ein Erzflügelstutzer! — Nur wenn es gewisse Kleinigkeiten zu berühren oder zu insinuiren gibt, erlaubt sich Carus Sterne, dieselben als nebensächliche Anhängsel oder Einschiebsel zu behandeln. So z. B. die Bagatelle, daß die Gründe des Christenthums denen der heidnischen Philosophen „nicht gewachsen waren“ (und dennoch den schließlichen Sieg errangen), und daß der hl. Paulus die Unhaltbarkeit „seiner Gründe“ eingesehen (und dennoch für dieselben in den Tod ging). — Der „Volksaufklärer“ hat seine Motive, warum er diese Manier zu „belehren“ auswählt.

„Die Kirchenväter sahen sich daher genöthigt, den Streit zu vermeiden, und unter der Behauptung, daß sie im Besitz der Wahrheit seien, den Ungläubigen jedes Recht zur Forschung zu bestreiten“ (S. 2).

Diese zu wenig glaubwürdige „Thatsache“ wird etwas sorgfältiger beleuchtet. Sterne citirt sogar einige aus dem Zusammenhang gerissene Sätze aus Tertullians Schrift „über die Zurechtweisung der Ketzer“. Irrlehrer, so führt dieser Kirchenlehrer aus, welche (wie die Marcioniten) das Apostolische Glaubensbekenntniß und damit die Wahrheit verwerfen, unter dem Vorgeben, durch Forschen in der Heiligen Schrift die Wahrheit erst finden zu wollen, sind unter Christen „zu keiner Disputation über die Schrift zuzulassen“. Wie nun daraus hervorgehen soll, „die Kirchenväter“ hätten „den Ungläubigen“, ob Juden oder Heiden, „jedes Recht zur Forschung“ über beliebige Dinge bestritten, ist schlechterdings nicht einzusehen. Noch viel weniger läßt sich begreifen, wie ein auch nur halbwegs gebildeter Mensch behaupten kann, daß „die Kirchenväter sich genöthigt sahen, den Streit zu vermeiden“, da doch ihre zahlreichen Controversschriften das gerade Gegentheil beweisen.

Noch eine andere Stelle Tertullians wird so nebenbei gestreift, freilich nur als eine „im Zorn und halb ironisch ausgesprochene Behauptung", der gegenüber die anderen Aussprüche „viel wichtiger" seien. Aber mit dieser Stelle hat es eine eigene Bewandtniß. Zunächst ist das geflügelte Wort „credo quia absurdum" in Tertullians Schriften nirgendwo zu finden. Möglicherweise hat jemand einmal folgende Stelle zu Gesicht bekommen: „Daß der Sohn Gottes gestorben, ist durchaus glaubwürdig, weil es (nach Marcion) eine Thorheit ist; und daß er aus dem Grabe erstanden, ist gewiß, weil es (im Sinne Marcions) unmöglich ist." [1] Einem Vertreter der neuen Weltanschauung wird es allerdings schwer fallen, solchen Aeußerungen den rechten Sinn abzugewinnen, ebenso wie jenem analogen Ausspruch des hl. Paulus, auf welchen Tertullian an jener Stelle sich beruft: „Wir aber verkünden Christum den Gekreuzigten, den Juden ein Aergerniß und den Heiden eine Thorheit." — Wie kommen die Vertreter der neuen Weltanschauung überhaupt dazu, über Dinge aburtheilen zu wollen, die sie nicht verstehen?

Ob es zum Thema gehört oder nicht, um jeden Preis sollen eben die verhaßten „Lehrer des Christenthums" bloßgestellt werden. Und da das bisherige, zur Stütze leichtfertiger Behauptungen beigebrachte Material doch gar zu armselig ist, so müssen die Commentare zum biblischen Schöpfungsbericht herhalten. Da läßt sich nämlich sehr wohlfeil und mit spielender Leichtigkeit nachweisen, „wie wenig" die Kirchenväter von den bescheidenen Resultaten der modernen Forschung gewußt haben, und nebenbei kann man die unbequeme Logik etwas spazieren gehen lassen, während die Phantasie den freiesten Spielraum hat und das Herz hinreichende Gelegenheit findet, sich zu erleichtern und allerlei neue Behauptungen einzustreuen. Zwar läßt sich dabei das Geständniß nicht umgehen,

„daß die Theologen der Naturforschung durchaus nicht so abhold waren, wie man sie mitunter darzustellen beliebt, und wie sie es nach den Ansichten Tertullians [vielmehr nach Sterne's früherer Darstellung] hätten sein müssen" (S. 4).

Aber dieser Eindruck ist leicht verwischt, indem man sich den Anschein gibt, als könne man

---

[1] Tertullian, De carne Christi, c. 5: „Sed non eris sapiens (Marcion), nisi stultus saeculo fueris, Dei stulta credendo. . . Natus est Dei filius; non pudet, quia pudendum est: et mortuus est Dei filius; prorsus credibile est, quia ineptum est: et sepultus resurrexit; certum est, quia impossibile."

„nachweisen, wie schnell selbst in rein physischen Dingen das vernünftige Denken geknebelt wurde auf Grund einer Schrift, welche [um rasch eine Kleinigkeit beizufügen] die nicht eben hervorragenden naturwissenschaftlichen Kenntnisse des jüdischen Volkes im fünften Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung widerspiegelt" (S. 5).

Und nachdem man noch einiges vom „Opfer des Intellects" und vom sogen. „Autoritätsglauben" gefaselt, macht man eine radikale Schwenkung und behauptet rundweg, daß „die christlichen Kirchenlehrer" von einem wahren Haß und Abscheu gegen alle „nicht kirchliche Forschung" beseelt waren. Verstöße gegen die Regeln der Logik und den gesunden Menschenverstand kommen dabei nicht in Betracht. „Die Wissenschaft" schlechthin, „nicht kirchliche Wissenschaft" und „die Naturwissenschaften" werden beliebig durcheinandergeworfen. Ein Lehrgebäude, das schon „aufgebaut worden war", bezeichnet man, je nach Bedarf, als „neu aufzuführen." Da sich der Fleiß, mit welchem die Kirchenlehrer auch „nicht kirchliche Wissenschaft" betrieben und sogar dem Studium heidnischer Schriftsteller oblagen, durchaus nicht wegläugnen läßt, so wäre es Unrecht, ihnen „Haß und Verachtung" gegen solche Forschung anzudichten. Aber man thut es doch und legt obendrein das „Unberechtigte" eines solchen Verfahrens ihnen selbst zur Last.

„Bei den christlichen Kirchenlehrern entwickelte sich ein Haß und eine Verachtung gegen alle nicht kirchliche Forschung, die um so unberechtigter erscheinen müssen, als ja das kirchliche Lehrgebäude selbst erst mittelst angestrengtester Forschung und eifrigster Durchsprechung der subtilsten Fragen aufgebaut worden war" (S. 6).

„Natürlich war ein vollkommener Abschluß gegen die Meinungen der heidnischen Philosophen um so schwieriger durchzuführen, als sich die Lehrsätze mancher philosophischen Schulen auf das trefflichste als Bausteine zu dem neu aufzuführenden Gebäude eigneten" (S. 7).

„Bereits Albert d. Gr. verdankte seine umfassende Gelehrsamkeit und seinen Titel als Doctor universalis hauptsächlich dem Studium des Aristoteles" [und darum war seine Abneigung gegen alle nicht kirchliche Forschung unberechtigt!] (S. 8).

Wofür hält Dr. Ernst Krause seine Leser, oder wofür hält er sich selbst, daß er ihnen so ungereimtes Zeug zu bieten wagt? Seine Entschuldigung ist uns freilich bekannt: „Ich weiß sehr wohl, daß die poetisch gehobene Form solcher Darstellungen manchen Lesern, besonders der philosophischen und naturforschenden Kreise, recht unsympathisch werden kann [sehr richtig!], allein für diese ist das Buch kaum bestimmt."[1] Aber

[1] „Kosmos" 1880. „Selbstkritik" von Carus Sterne, S. 227.

schließlich schreibt er doch für ein „gebildetes Publikum“, oder wenigstens für vernünftig denkende Menschen!

Also die anfangs als Flügelstutzer fungirenden, sonst aber „der Naturforschung durchaus nicht abholden“, später mit Verachtung gegen alle nicht kirchliche Forschung“ erfüllten christlichen Kirchenlehrer wären (einstweilen wenigstens) mit den „nicht kirchlichen“ heidnischen Philosophen glücklich zusammengebracht; denn:

„Bereits Albert d. Gr. verdankte seine umfassende Gelehrsamkeit und seinen Titel als Doctor universalis hauptsächlich dem Studium des Aristoteles, und sein Schüler Thomas von Aquino nahm bald darauf den alten Heiden mit offenen Armen in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche auf“ (S. 8).

Letztere Ausdrucksweise wollen wir mit vielen ähnlichen einem Manne, wie Carus Sterne schenken. Vielleicht gehören auch solche Formen nach seiner Ansicht zu den poetisch „gehobenen“ oder zu „der bekannten schriftstellerischen Eigenart des Verfassers“, welche „dafür bürgt, daß sich die Darstellung nirgends mit einer trockenen Aneinanderreihung der Thatsachen begnügt, vielmehr auch den sprödern Stoff zu lebensvollen Bildern und Ausblicken gestaltet“ [1]. Genug, daß er selbst eingestehen muß, die christlichen Kirchenlehrer hätten sich auch mit dem Studium heidnischer Philosophen und sogar mit Aristoteles befaßt; und das will gewiß viel sagen, denn:

„Die Kirche hatte unstreitig einen großen Schritt vorwärts gethan, indem sie die Lehren des Aristoteles aufgenommen, die in ihrem Ursprunge doch auf fleißiger Naturbeobachtung und scharfsinniger Auslegung beruhten. Aber damit glaubte sie nun auch das Mögliche gethan zu haben“ u. s. w.

Und hiermit hält der Herr Doctor den unbequemen Zwischenfall für erledigt. Rasch noch einige lebensvolle Bilder und Ausblicke, und wir befinden uns richtig wieder im alten Fahrwasser, beim Thema des Flügelstutzens.

Dieser Aristoteles, „dieser philosophische Leichnam“, dieser „alte salzige Heide“, diese „Mumie“, diente zur „neuen Festlegung [?] der orthodoxen Schullehre (Scholastik), die freilich dem Ansturm neuer Ideen mit ungeschmälertem Ansehen nicht allzulange standhielt“. Denn „der frische Luftzug der beginnenden Wiedergeburt der Wissenschaften drang bald durch alle Fugen und Ritzen des Systems und beförderte den allmählichen Zerfall der Mumie“ (S. 8).

---

[1] Prospekt zur „Alten und neuen Weltanschauung“, S. 2.

Zur Abwechslung wollen wir hier eine kleine Pause eintreten lassen, um uns zu überzeugen, daß sich das Thema über das Verhältniß der Kirche zu den „nicht kirchlichen" Wissenschaften im Mittelalter auch manierlicher behandeln läßt, und daß nicht alle Darwinisten und Vertreter der neuen Weltanschauung so toll ins Zeug gehen, wie Dr. E. Krause, genannt Carus Sterne.

O. Peschel z. B., gewiß ein unverdächtiger Gewährsmann, schrieb seiner Zeit: „Unter ihnen [den Scholastikern] haben vorzüglich drei Geistliche unsere Wissenschaft kräftig gefördert: Albert d. Gr., ein Deutscher, Roger Bacon, ein Brite, und Vincenz von Beauvais, ein Franzose. Nur leichtfertige Beurtheiler konnten die Verdienste der Scholastiker herabsetzen... Hätten jene mittelalterlichen Gelehrten nichts anderes geleistet, als das alte hellenische und das neue arabische Wissen zu verbreiten: sie müßten uns schon ehrwürdig erscheinen als die Urheber aller späteren Fortschritte; doch werden wir zeigen, daß auch ihre selbständigen Leistungen uns das beglückende Schauspiel einer beschleunigten Entwicklung gewähren." [1]

Fr. v. Hellwald äußert sich von seinem Standpunkt aus, den wir wahrhaftig nicht theilen, der aber immerhin den Sterne'schen um einiges überragt, folgendermaßen: „Was die Herrschaft der Kirche ermöglichte, war, daß sie lange Zeit thatsächlich mehr wußte, als die übrigen Menschen; von den geringen überhaupt existirenden Kenntnissen ruhte die Mehrzahl im Schoße der Geistlichkeit, und die Kirche selbst brachte die großen bahnbrechenden Köpfe des Mittelalters hervor, sie selbst zeugte die Kinder, welche sie überwinden [?] sollten. Johann von Salisbury, Albertus Magnus, Roger Bacon, Thomas von Aquin, Duns Scotus, Bonaventura, Vincenz von Beauvais und so viele andere waren Geistliche, gehörten der Kirche an." [2]

Und speciell von Albert d. Gr. sagt J. V. Carus, ein echter Darwinist: „Albert, welchem der Zuname des Großen bereitwillig zugestanden werden kann, ist jedenfalls die bedeutendste literarische Erscheinung auf dem Gebiete der Naturwissenschaften im 13. Jahrhundert. Von seinen rein theologischen und moralischen Schriften abgesehen, ist schon die Thatsache, daß er es unternahm, das ganze philosophische Gebäude des Aristoteles mit seinen metaphysischen und physischen Seiten zu bearbeiten,

---

[1] O. Peschel, Geschichte der Erdkunde, S. 198, 1877.

[2] Fr. v. Hellwald, Culturgeschichte II, S. 226.

zu paraphrasiren und mit dem Kirchenglauben in nicht bloß formelle Uebereinstimmung zu bringen, ein mehr als hinreichender Beweis für das Verständniß, was er von seiner Zeit hatte." [1]

An einer andern Stelle drückt sich derselbe Forscher über die Wissenschaft des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit also aus: „Unrecht wäre es, die Wissenschaft des Alterthums einem künstlich, aber haltlos aufgeführten Gebäude zu vergleichen, nach dessen Einsturz das Mittelalter einzelne Säulen und Bogenstücke aus den Trümmern hervorgesucht hätte, um den Bau von neuem zu versuchen. Es hat vielmehr die alte Welt den sichern Grund gelegt. Vulkanischen Ausbrüchen vergleichbar, in ihren Wirkungen ungeheure Erschütterungen der ja nicht bloß Wissenschaft treibenden Menschheit haben diesen Grund mit Schlacken und Asche bedeckt. Das Mittelalter fängt an, ihn zu säubern; die neuere Zeit baut auf ihm fort." [2] Wir empfehlen die hier zu Grunde liegende Wahrheit dem Verfasser „der alten und der neuen Weltanschauung" zur gefälligen Beachtung; denn ein Gebäude mit solidem Fundament, das gewaltigen Erschütterungen Jahrhunderte lang trotzte, umblasen wollen, während die Männer der Wissenschaft rüstig weiterbauen — eine solche Prätension ist doch großartig lächerlich!

Kehren wir nun zu seinen übrigen „Ausblicken" zurück. Nachdem er „die Scholastik", soviel an ihm lag, unschädlich gemacht, nähert er sich rasch jener Zeit, „in welcher die Geister erwachten, und es nach Huttens Ausspruch eine Lust war zu leben", d. h. der Reformationszeit. Deren Nähe hat der Neuheide wohl schon verspürt, da er folgendes leistete:

„Raymund von Sabunde, ein durchaus gläubiger Christ, scheute sich nicht, frei auszusprechen, daß von den beiden einem gemeinsamen Urheber zuzuschreibenden Offenbarungen die in der Natur gegebene derjenigen der Schrift entschieden vorzuziehen sei." „Der offenbar tieffromme Lehrer . . . bekannte sich zu manchen ganz unkirchlichen Ideen . . ." (S. 10).

Und hierauf werden die Unwahrheiten haufenweise ausgeschüttet. In einem 16 Zeilen langen Satze, der mit dem „tieffrommen Lehrer" und seinen „ganz unkirchlichen Ideen" anhebt, heißt es unter anderem:

„Als Nicolaus von Cusa († 1464), der klarste Vorgänger des Copernicus († 1543), die Bewegung der Erde . . . gelehrt hatte, begann man [„die Kirche" nämlich] nach und nach die drohenden Gefahren zu er-

[1] J. V. Carus, Geschichte der Zoologie, S. 224, 1872.

[2] J. V. Carus a. a. O. S. 90.

kennen, welche das Naturstudium für die Reinheit der Lehre in sich birgt..."

Einen solchen Nonsens soll „man" erkannt haben? Aber was sagt der Volksaufklärer einige Seiten weiter über denselben Gegenstand? „Schon geraume Zeit vor dem Auftreten des Copernicus war an der festen Stellung der Erde im Mittelpunkt des Alls gerüttelt worden, aber die Kirche that so, als ob sie das nichts anginge" (S. 46). Wofür hält Carus Sterne seine Leser, daß er ihnen so ungereimtes Zeug zu bieten wagt?

Also „man begann, die drohenden Gefahren zu erkennen [aber die Kirche that so, als ob sie das nichts anginge] und zog daher neben den religiösen Ketzern auch diejenigen vor das Tribunal der Inquisition, deren abweichende Ansichten und Lehren sich nicht unmittelbar auf Religion, sondern auf Weltbau und Naturphilosophie erstreckten. Pietro d'Albiano, Cecco d'Ascoli, Giordano Bruno, Campanella, Galilei, Vanini u. s. w. duldeten weniger wegen eigentlicher religiöser Ketzereien, als wegen ihrer wissenschaftlichen Ueberzeugungen" (S. 10).

Sechs oder noch mehr Geschichtslügen auf einmal! Das ist stark! Es kann uns nicht in den Sinn kommen, hundertmal zurückgewiesene Lügen immer wieder im einzelnen zu widerlegen. Unter den sogen. „Martyrern der Wissenschaft" nehmen selbstverständlich zwei Sterne's hervorragendes Interesse in Anspruch, weil deren Andenken sich bei den Neuheiden, wie bei allen Kirchenhassern, einer ganz besondern Gunst erfreut: Giordano Bruno und Galilei.

Also Giordano Bruno ein Dulder für seine „wissenschaftlichen Ueberzeugungen"?

„Von grimmigem Haß erfüllt gegen die katholische Kirche, begeistert fußend auf der Wahrheit des copernicanischen Weltsystems, erscheinen ihm Gott und die Welt nicht als Geschiedenes; das unendliche All, das Alleine ist ihm seine Gottheit; im Pantheismus sieht er die einzige Wahrheit." So perorirt Prof. Dr. Fritz Schultze über Giordano Bruno, diesen „ersten Propheten der monistischen Philosophie" und Patron der Loge[1].

Giordano Bruno war „ein Freigeist, der die Einrichtungen der Kirche mit bitterem Spott verfolgt und ihren Dogmen gegenüber mit einer durchaus nicht zu billigenden höhnischen Freimüthigkeit gesprochen hatte". So stellt ein anderer Neuheide, und zwar Dr. Ernst

[1] „Kosmos" (herausgegeben von Dr. E. Krause) VIII, S. 19.

Krause (S. 60), seinen „Martyrer der Wissenschaft" und damit sich selber bloß. Der Text aber, welcher ihm bei Formulirung dieser Charakteristik Bruno's vorlag, rührt von einem Protestanten her und lautet etwas anders:

„Es würde entschieden übereilt sein, Giordano Bruno ohne weiteres als einen Martyrer copernicanischer Ueberzeugungen hinzustellen... Schon seine Schrift „Spaccio della bestia trionfante" trug einen so entschieden kirchenfeindlichen, positive Dogmen, wie das von der Gottheit Christi, in lucianeischer Weise bespöttelnden und auch frech verhöhnenden Charakter, daß er schon um ihrer willen der Anklage, ein Gotteslästerer zu sein, unmöglich entgehen konnte." [1]

Ueber Galilei weiß der Verfasser der „alten und der neuen Weltanschauung" so viel zu erzählen und zu illustriren, daß er ihm ein eigenes Kapitel widmet und auch hier noch lange nicht alles unterzubringen vermag. Die „lebensvollen Bilder und Ausblicke", zu denen sich da „der spröde Stoff gestaltet", sind geradezu verblüffend. Darum strotzt aber auch der betreffende Text von allerlei Entstellungen der Wahrheit dermaßen, daß wir uns eventuell anheischig machen würden, zum mindesten vierzig solcher nachzuweisen. Betreffs der Frage, ob Galilei ein Martyrer der Wissenschaft gewesen und inwiefern hier „die Kirche" verantwortlich gemacht werden dürfe, hätten wir nur oft Gesagtes zu wiederholen [2].

In „poetisch gehobener" Stimmung fährt unser Volksaufklärer fort, zu „belehren" aus der Fülle des Herzens.

„Inzwischen war die dem Autoritätsglauben so schädliche Buchdruckerkunst erfunden worden... Die Welt des Aristoteles und der Kirche schien wahrhaftig mit einem Male aus den Fugen gegangen zu sein... In jener Zeit, in welcher die Geister erwachten und es nach Huttens Ausspruch ‚eine Lust war zu leben', meinte bald jeder [!] glauben zu dürfen, was er vernunftmäßig fände" (S. 11).

„Luther selbst bestieg am 17. Januar 1546 zu Wittenberg die Kanzel, um gegen die ‚verfluchte — Vernunft' zu predigen" (S. 14).

Man sieht, der „wissenschaftlich gebildete" Herr geräth vor lauter Herzenspoesie manchmal aus dem Context, wobei seine Logik „heillos in die Brüche geht".

„Mit der Zeit hat sich diese Abneigung gegen die Wissenschaft in der protestantischen Kirche fortschreitend gemäßigt, und da sie solcher Zwangs-

---

[1] Zöckler, Theologie und Naturwissenschaft, S. 532, 1877.

[2] Vgl. u. a. diese Zeitschrift Bd. XIV, S. 113 ff., und H. Grisar S. J., Galilei-Studien, Regensburg 1882.

mittel wie Index und Inquisition von vornherein ermangelte, so hat sie sogar den Philosophen (!) gelegentlich eine Freistatt anbieten können" (S. 14).

Aber „die Philosophie dieser Kirche [der katholischen nämlich] ruht noch immer auf dem [nicht wissenschaftlichen!] Fundamente des Aristoteles, und selbständige Denker, die wie J. C. Baltzer und Frohschammer" ... von der katholischen Lehre abweichen, „werden sofort vor den römischen Richterstuhl gefordert und ihre Schriften dem Index einverleibt".

„Die Folge dieses Verfahrens ist gewesen, daß eine freie Forschung und Wissenschaft unter dem Scepter der Kirchenherrschaft nicht gedeihen konnte, und daß der weitaus größte Theil der wissenschaftlichen Arbeit in den letzten Jahrhunderten von offenen und verkappten Ketzern geleistet werden mußte. Zwar hat sich die Kirche oft gebrüstet, daß sie selbst in den Reihen ihrer Priester berühmte Naturforscher aufzuweisen habe, wie z. B. die Jesuitenpater Scheiner, Kircher und Secchi, allein bei näherer Betrachtung ist es mit diesen Glaubenshelden meist nicht weit her; sie müssen sich, wie Secchi, zum Opfer des Intellects und zur ‚doppelten Buchführung' bekennen, und können sich in keiner Weise mit solchen Forschern messen, deren Forschungen ‚die Kirche' verdammt hat, wie Copernicus und Galilei" (S. 15).

Ei wie sachte, so nur vergleichsweise und natürlich mit dem richtigen Paß versehen die beiden letztgenannten zwar zugelassen, aber möglichst im Hintergrunde aufgestellt werden! Männer, deren „Forschungen" ein Carus Sterne in seiner Geschichte der „allgemeinen Weltanschauung" bei anderen Gelegenheiten nicht hoch genug zu erheben weiß! Mit oder ohne seine Erlaubniß stellen wir die echt katholischen Forscher Copernicus und Galilei an die Spitze der neuen wissenschaftlichen Aera, wohin sie sowohl der Zeit als ihrem Rang nach gehören. Auch Kepler lassen wir uns nicht so ohne weiteres entreißen, da er bekanntlich, vor protestantischer Unduldsamkeit fliehend, bei Katholiken und sogar bei Jesuiten Aufnahme und Unterstützung fand. Herrn Dr. Ernst Krause rathen wir übrigens, sich möglichst bald mit seinem Freunde und Mitarbeiter, Fr. v. Hellwald, ins Einvernehmen zu setzen, ob er nicht geneigt sei, in einer spätern Auflage seiner „Culturgeschichte" die Seiten 448 ff. des zweiten Bandes vollständig umzugestalten, damit der gewohnte Mangel an Uebereinstimmung unter den Lehrern der neuen Weltanschauung nicht auch auf diesem Gebiete allzu grell hervorleuchte. Dabei möge er nicht vergessen, sich für ein solides Compliment zu bedanken, mit dem auch er beehrt wurde, als jener schrieb: „Der Satz, daß die Leistungen der Jesuiten eine strenge wissenschaftliche Prüfung in keiner Weise vertragen können [„nicht weit her sind"], ist einfach unhaltbar. Noch in der Gegenwart zählte der Orden in seinen Reihen einen Astronomen ersten

Ranges, P. Secchi, dessen Forschungen über die Sonne in Fachkreisen allenthalben die verdiente Würdigung finden." [1]

Die Phrase mit der „doppelten Buchführung" anlangend, müssen wir offen gestehen, daß wir derselben einen vernünftigen Sinn abzugewinnen einfach nicht im Stande sind. Die Aufgabe wird um so schwieriger, da auf der folgenden Seite, scheinbar erklärend, ausgeführt wird, die sogen. „doppelte Buchführung" setze „an Stelle der Wahrheit ein System wissenschaftlicher Heuchelei", und überdies vergesse man, „daß in unserer Zeit der Druckerschwärze den Tempelhütern die Bewahrung einer solchen Geheimlehre ganz unmöglich gemacht werde". Wie gesagt, für uns gewöhnliche Menschenkinder ist eine solche Sprache unverständlich, was wohl daher rührt, daß wir „vom Ansturm neuer Ideen" und von dem „frischen Luftzug der beginnenden Wiedergeburt der Wissenschaften" noch nicht hinreichend erfaßt wurden.

Zu der leicht hingeworfenen Behauptung, „die Kirche" habe die Forschungen (?) eines Copernicus und Galilei verdammt, nur ein Wort. Entweder ist Dr. Ernst Krause wirklich so beschränkt, daß er keinen Unterschied zu finden weiß zwischen „der Kirche" und der Index-Congregation vom Jahre 1616, oder aber der Volksaufklärer führt seine Leser geflissentlich in Irrthum. In beiden Fällen unser aufrichtiges Bedauern.

Wir sind bald zu Ende. Carus Sterne hat sich über das Thema des Flügelstutzens ausgesprochen, und es gibt nichts weiter zu berichten, als daß er „das immer wiederholte Lied derer" auch jetzt noch zu vernehmen glaubt, „die mit J. de Maistre glauben, die Völker könnten und müßten in Dummheit erhalten werden" (S. 15). Dann versucht er, eine Weile zu philosophiren, und zieht endlich seine Schlüsse.

„Man kann unbedenklich zugeben, daß die Verheißungen der Religion den im Denken ungeschulten Menschen in seinem Gemüthe vollständiger befriedigen können, als die Errungenschaften der Wissenschaft, die niemals ein Abgeschlossenes darstellen und auf die letzten Fragen keine Antwort haben" (S. 16).

Und man kann auch unbedenklich zugeben, daß beim Verfasser, als er jene Zeilen schrieb, nicht nur im Gemüthe, sondern auch in einer andern Seelenfähigkeit nicht alles in Ordnung war.

„Das Licht der Erkenntniß kann, wie das ungemilderte Sonnenlicht für Augen, die sich nicht daran gewöhnt haben, schmerzhaft sein, und mancher

[1] Fr. v. Hellwald a. a. O. S. 450.

mag es vorziehen, den ganzen Tag im Boudoir mit verhängten Fenstern und farbigen Lampen zuzubringen, aber ihretwegen kann die Wissenschaft, der wir so gewaltige materielle und geistige Fortschritte danken, und die den Ruhm unseres Geschlechtes ausmacht, nicht Halt machen" (S. 16).

Unseres Wissens hat noch niemand „der Wissenschaft" zugemuthet, Halt zu machen, auch Virchow nicht, wenigstens nicht in dem Sinne, wie Sterne seinen Lesern zu glauben zumuthet. Etwas anderes ist nämlich, gewissen „Vorkämpfern der Wissenschaft", die auf dem Holzwege sind, zur Umkehr rathen, etwas anderes, „der Wissenschaft" Halt gebieten. Was aber die Aehnlichkeit angeht zwischen der Wirkung des Sonnenlichts auf leibliche Augen und der Wirkung des Lichtes der Wahrheit auf das Erkenntnißvermögen, so scheint Sterne hierüber noch tiefer im Irrthum zu stecken. Denn jeder, auch der „im Denken ungeschulte" Verstand kann zu beliebiger Zeit das volle Licht der Wahrheit ertragen, und der im Denken geschulte wie der ungeschulte Mensch findet sich in seinem Verstande um so vollkommener befriedigt, je voller und ungetrübter das Licht der Wahrheit ihm leuchtet. Das Umgekehrte ist mit dem Irrthum und der Lüge der Fall; denn diese wirken auf das lichtsuchende Auge des Verstandes wie „verhängte Fenster und farbige Lampen". Darum sind es müßige Phrasen, wenn Sterne fortfährt:

„Was ist es nun, was die Errungenschaften der heutigen Forschung in den Augen so vieler Menschen gefährlich erscheinen läßt? Kann die Wahrheit als solche schädlich und verwerflich sein?"

Dr. Ernst Krause mag sich trösten: wir erklären uns vollkommen mit ihm einverstanden, daß „die Wahrheit als solche" weder schädlich noch verwerflich ist. Etwas anderes ist es wiederum mit den Irrthümern und Lügen, welche unter dem falschen Namen von „Errungenschaften" colportirt werden.

Aus allen seinen poetischen, oratorischen, anekdotischen und philosophischen Prämissen zieht unser Neuheide endlich den längst fertigen Schluß:

„Nicht die neue Wahrheit ist es, von der die Gefahr droht, sondern der alte Irrthum [d. i. das Christenthum], in welchem die Geister so lange erhalten wurden und den man noch immer weiter conserviren möchte. Die Gefahr liegt darin, daß unsere ganzen Einrichtungen, Haus, Schule, öffentliches Leben, Gesellschaftsordnung, Regierungs- und Staatswesen auf diesen Irrthümern ruhen und auf sie zugeschnitten sind, wobei sie [?] nicht einmal einsehen wollen, daß es an ihnen ist, sich der bessern [!] Erkenntniß allmählich anzubequemen. Nur dadurch, daß sie dies thun, ist

der Erweiterung der Kluft [?] und einem gewaltsamen Zusammensturz des Veralteten vorzubeugen" (S. 17).

„Aber im großen und ganzen zweifelt niemand mehr, daß es die Pflicht der Kirche wäre, Lehren willig preiszugeben, die der allgemeinen [wiewohl „in den Augen so vieler Menschen gefährlich erscheinenden"] Weltanschauung der Zeit [d. i. des Neuheidenthums] ins Gesicht schlagen, und von ihnen [d. i. den Lehren des Christenthums] einzugestehen, daß sie offenbar einer alten Bildersprache menschlichen Ursprungs angehören" (S. 18).

In der That eine höchst komische Zumuthung! Wenn die erzürnten Wogen den tausendjährigen Fels nicht zu bewältigen vermögen, dann — „zweifelt niemand mehr, daß es seine Pflicht wäre", den Ohnmächtigen zuliebe, sich selbst — zu ruiniren! Würdig schließt sich dann das Folgende an:

„Auf der andern Seite wird die Forschung, um dieses Entgegenkommen zu erwiedern, offen und ehrlich ihre Grenzen anzuerkennen haben, und hinsichtlich der letzten Ursachen, die sich dem Begreifen und Verstehen des menschlichen [wenigstens des neuheidnischen] Verstandes entziehen, dem religiösen Gefühle sein Recht lassen müssen, um der Kirche ihre Mission nicht durch unwissenschaftliche Negation zu erschweren. Die Ideale der Menschheit werden sich freilich einigermaßen verschieben ...." (S. 18).

Carus Sterne spricht von Idealen der Menschheit! und will Ideale verschieben helfen! Nein, dafür steht er auf dem Boden der monistischen Weltanschauung viel zu tief! Es ist genug.

Wir wollten unsern Lesern einiges von dem mittheilen, was man uns alles „zumuthet zu glauben", und mit welchen Mitteln das Neuheidenthum an der „Aufklärung" des Volkes arbeitet; und zu diesem Ende mußten wir ausführlicher, als uns lieb war, einem Neuheiden das Wort gestatten. Daß wir dabei nicht den ganzen Cynismus desselben aufdeckten, indem wir manche seiner frivolen Aeußerungen aus Anstandsrücksichten übergingen, wird uns hoffentlich niemand verargen. Vergleicht man Carus Sterne mit anderen neuheidnischen Volksschriftstellern, so findet man wohl kaum einen zweiten, dessen Publikationen gleichzeitig einen so niedrigen Grad von wissenschaftlicher Bildung und eine so hochgradige Anmaßung und Frivolität zur Schau tragen. Und dennoch werden wir es voraussichtlich erleben, daß auch sein neuestes Machwerk, „Die alte und die neue Weltanschauung", über kurz oder lang von mehr denn einer Seite als „hervorragende Leistung" freudig begrüßt und „dem Aufklärung erwartenden Publikum" dringend empfohlen wird. Denn auch in ihrem

Urtheil über literarische Erzeugnisse besitzen die Neuheiden den „Freimuth“, ihre Leser schmählich hinters Licht zu führen.

Möchten doch alle Freunde der Wahrheit dazu beitragen, daß diesem tollen Treiben eines Theiles unserer populärwissenschaftlichen Presse, aus welchem seit den Tagen eines Haeckel und Consorten nicht mehr die Sprache der Wahrheit und des Verstandes, sondern jene der blinden Leidenschaft ertönt, ein noch stärkerer Widerstand entgegengesetzt werde, als es bereits geschehen ist. Vor allem aber sollten die Männer der Wissenschaft einmüthig Verwahrung einlegen gegen den schnöden Mißbrauch, der mit dem Namen der „Wissenschaft“ getrieben wird, indem man sich erdreistet, sogar jene leichtfertigen, im Romanstil abgefaßten Elaborate damit zu beehren, welche offenbar die Unwahrheit lehren und verbreiten.

Wir unsererseits erlauben uns, zu denjenigen zu gehören, welche der Naturforschung durchaus nicht so abhold sind, als man sie mitunter darzustellen „beliebt“. Dies soll uns aber nicht abhalten, gelegentlich vor den „Fallstricken“ des Neuheidenthums zu warnen, und nach Kräften dazu beizutragen, daß den Vertretern der monistischen Weltanschauung auf ihre Bemühungen um die „Volksaufklärung“ diejenige Antwort zu Theil werde, welche dieselben leider verdienen.

C. Boetzkes S. J.

---

# England und das übrige Europa von 1660—1714 nach der Darstellung Onno Klopps [1].

Trotz der vielen Bearbeiter dieser äußerst wichtigen Periode aus früherer und jüngster Zeit war eine Geschichte, welche auf Grundlage älterer Darstellungen und Benützung des reichlich fließenden Quellenmaterials sich aufbaute, ein dringendes Bedürfniß. Onno Klopp war infolge seiner Vertrautheit mit englischen und deutschen Verhältnissen und durch seine früheren Arbeiten mehr als irgend ein anderer befähigt, diese

[1] Der Fall des Hauses Stuart und die Succession des Hauses Hannover in Großbritannien und Irland im Zusammenhange der europäischen Angelegenheiten von 1660—1714. Von Onno Klopp. Bd. 1—14. Wien, Braumüller, 1875—1888.

schwere Aufgabe zu lösen. In der That steht das in 14 stattlichen Bänden vorliegende Werk auf der Höhe seiner Aufgabe und zählt zu den hervorragendsten Leistungen auf diesem Gebiete. Der Verfasser stellt nicht nur in vielen Fällen eine neue Auffassung des schon Bekannten auf, sondern theilt auch unbekannte Informationen über Thatsachen mit. Die Benützung des kaiserlich-königlichen Haus-, Hof- und Staats-Archivs in Wien, die Heranziehung der Hollandica, Gallica, Hispanica, Romana desselben Archivs, der Papiere von Hannover haben über manche bisher dunkle Punkte viel Licht verbreitet. Da die überaus wichtigen Gesandtschaftsberichte von früheren Forschern fast gar nicht benützt wurden, so ist Klopps Werk schon in dieser Hinsicht unentbehrlich, was ja auch feindselige Kritiker anerkannt haben.

Von noch größerem Werth ist die richtige Erfassung der Zeitverhältnisse, der Standpunkt, den der Verfasser einnimmt. Wie Herr Klopp im Vorwort zum siebenten Bande richtig bemerkt, theilen sich die in der europäischen Geschichtsliteratur verbreitetsten Ansichten über diese Zeit durchweg nach zwei Richtungen, von denen man die eine als die französische, die andere als die englische bezeichnen dürfte. Denn allerdings hat sich nur bei diesen beiden Nationen eine Gesammtauffassung jener Zeiten in mehreren geschichtlichen Werken damals gleich ausgeprägt, für Frankreich zuerst durch das bändereiche Werk des Zeitgenossen St. Simon, und kürzer zusammengefaßt dann durch das Buch Voltaire's über das Zeitalter Ludwigs XIV.; in England durch die Zeitgeschichte des anglikanischen Bischofs Burnet. Den englischen und französischen Traditionen gegenüber soll die österreichische Tradition zu ihrem Rechte kommen, sollen die Verdienste des deutschen Kaisers um Herstellung des europäischen Gleichgewichts in ihrem vollen Umfang gewürdigt werden. Es ist auffallend und nur erklärlich durch den großen Einfluß, den die französische Literatur auf England und Deutschland geübt, wie die französische Tradition bei Macaulay und Ranke die englische Tradition zurückgedrängt und die zwei tüchtigsten Darsteller dieser Periode zu Urtheilen über die Politik des Kaiserhauses verführt hat, die ebenso unbillig als ungerecht sind. Die glänzenden Vorzüge des englischen Geschichtschreibers sind bekannt, ebenso seine Voreingenommenheit und Leidenschaftlichkeit, seine Vorliebe für Antithesen, welche oft zur Uebertreibung führen, die in dem politischen Gegner nur Laster, Thorheit, Feigheit ꝛc. erblickt. Gegen diese Parteilichkeit Macaulay's sticht sehr ab die scheinbare Objectivität und die vornehme Ruhe Ranke's, der jedoch seine Abneigung gegen die Habs-

burger und seine Vorliebe für Ludwig nur schlecht verhehlt. Die dunklen Schatten in dem Charakter des letztern werden geschickt verwischt, seine Treulosigkeit, seine Verlogenheit, seine Ungerechtigkeit werden beschönigt. Macht scheint für Ranke Recht zu sein, der Erfolg scheint ihm jedes noch so schlimme Mittel zu rechtfertigen. Wo ferner wie bei Ranke die Grundanschauung verfehlt ist, wo Ludwig XIV. als Vertreter des Katholicismus, Wilhelm III. als Vorkämpfer des Protestantismus erscheint, da ist Verdunkelung des wahren Sachverhaltes unvermeidlich, da kann selbst die Kunst Ranke's die Widersprüche nur schwach verdecken. Wenn der Papst und der Kaiser die Verfolgung der Protestanten mißbilligen, wenn beide in England die von Frankreich empfohlene Politik bekämpfen und Jakob II. zur Mäßigung rathen, wenn endlich die Invasion Englands durch Wilhelm III. von ihnen nicht mißbilligt wird, dann muß die Vereinigung der europäischen Mächte gegen Frankreich nicht als Kampf des Protestantismus gegen den Katholicismus aufgefaßt werden, sondern als eine rein politische Allianz gegen die erdrückende Uebermacht Ludwigs XIV.

Ein Verständniß dieser Periode ohne eine gründliche und allseitige Kenntniß des Charakters und der Politik Ludwigs XIV. ist unmöglich. Darum bringt der Verfasser sorgfältig alle Momente bei, welche eine Würdigung dieses Monarchen möglich machen. Wenn Klopp nach Zusammenfassung der Klagepunkte schärfer urtheilt als irgend einer seiner Vorgänger, wenn er in den scheinbar zu Gunsten des Katholicismus geschehenen Maßregeln Selbstsucht und politische Berechnung findet, so bringt er nicht bloß Vermuthungen, sondern auch Gründe für seine Annahme. Wir können hier auf die Gründe nicht eingehen, welche Ludwig bei Widerrufung des Edicts von Nantes, bei der Einverleibung einer den deutschen Protestanten ungünstigen Klausel in den Friedensvertrag von Ryswijk bestimmten, obgleich gerade diese Thatsachen oft als Beweise seiner katholischen Gesinnung angeführt werden; dagegen wollen wir die vermeintlichen Verdienste um die katholische Kirche Großbritanniens etwas näher ins Auge fassen.

Zur Entschuldigung des Königs mag vorausgeschickt werden, daß Ludwig einfach die von seinen Vorgängern verfolgte Politik durchgeführt, und daß, wenn die Folgen seiner Politik weit verderblicher für die katholische Kirche sind, dies nicht allein ihm zur Last fällt. Wenn es Heinrich VIII. gelang, die Macht der katholischen Kirche in England allmählich zu untergraben, die Päpste über seinen eigentlichen Zweck, die Errichtung einer

Staatskirche, zu täuschen, sie an energischem Einschreiten zu hindern zu einer Zeit, wo Rettung der Kirche noch möglich war, so verdankt er dies alles den guten Diensten seines königlichen Bruders in Frankreich, der nicht aufhörte, durch Briefe und durch seine Gesandten zu Gunsten des englischen Königs zu interveniren. Unter Maria (1553—1558) wurde die katholische Kirche in England wiederhergestellt. Die Pflicht und der eigene Vortheil geboten Heinrich II., der ausgezeichneten Königin von England in dem an und für sich so schwierigen Werke der Gegenreformation keine Schwierigkeiten zu bereiten. Was geschah? Der französische Gesandte war im Bunde mit allen Empörern und feuerte dieselben an durch Versprechen französischer Hilfe. Die Königin sah sich deshalb genöthigt, Elisabeth, die Bastardtochter Heinrichs VIII., zu ihrer Nachfolgerin zu bestimmen mit Ausschluß von Maria Stuart, der Schwiegertochter des französischen Königs. Elisabeth, die blutige Verfolgerin der Katholiken in ihrem eigenen Reiche, durfte ungestraft die protestantischen Rebellen in den Niederlanden, ja in Frankreich selbst unterstützen, weil sich die französischen Herrscher nie zu einer katholischen Politik erschwingen konnten, weil Eifersucht und Neid ein Bündniß mit dem katholischen Spanien unmöglich machten. Späterhin war die Krone Frankreich mit Cromwell verbündet gegen die Stuarts, denen, obgleich sie mit dem französischen Königshaus verwandt waren, ein Asyl in Frankreich verweigert wurde.

Die Cardinäle Richelieu und Mazarin hatten gezeigt, wie man die Interessen der Kirche dem politischen Vortheile unterordnen könne: sie fanden an Ludwig XIV. einen nur zu gelehrigen Schüler. Durch den Einfluß und auf das Drängen des französischen Königs wurde von Karl II. die Erklärung der Duldung zurückgenommen und die Test-Acte bewilligt. Dieselbe forderte bekanntlich von jedem, der ein englisches Staatsamt bekleiden würde, die Abschwörung des Glaubens an die Transsubstantiation und Theilnahme an der Communion der englischen Staatskirche. Warum befürwortet Ludwig, der im Jahre 1670 im Vertrag von Dover die Katholisirung Englands als Bedingung für Zahlung von Subsidien gesetzt hat, ein den Katholiken so verderbliches Ausnahmegesetz im Jahre 1673? Einfach weil er eine Fortsetzung des Krieges gegen Holland und die für den Krieg nothwendigen Geldbewilligungen seitens des englischen Parlamentes wünscht. Der englische König erlitt durch diese Nachgiebigkeit eine große Niederlage, an eine Duldungs-Erklärung zu Gunsten der Katholiken war nicht mehr zu denken. Die politische

Partei, welche von der Abhängigkeit Karls von Frankreich die größten Gefahren für die Freiheit Englands fürchtete, verband sich jetzt mit der bigotten hochkirchlichen Partei und unterstützte alle Maßregeln gegen die Katholiken. Der schon früher erfolgte Uebertritt des Herzogs von York zum Katholicismus, dunkle Ahnungen von einem Bündniß mit Frankreich zur Herstellung des katholischen Glaubens konnten den blinden Fanatismus der Protestanten nur noch vermehren. Barillon, der französische Gesandte, that nichts, um die hochgehenden Fluten zu beschwichtigen, sondern benützte die den Stuarts feindliche Strömung, damit eine Aussöhnung der Brüder Stuart mit der Nation unmöglich werde.

Der Herzog von York, der als Jakob II. seinem Bruder Karl auf dem Throne folgte, hätte, durch die vielen Leiden und Verfolgungen gewitzigt, welche er seiner Anhänglichkeit an Frankreich wegen hatte erdulden müssen, jede Annäherung an dasselbe vermeiden sollen. Das beste Mittel einer Erleichterung des Looses der Katholiken war Beobachtung der bestehenden Verfassung, Entwaffnung des nur zu sehr begründeten Mißtrauens, ganz besonders eine Leitung der auswärtigen Politik, welche den Wünschen der Nation entsprach. Eine Verständigung und dauernde Freundschaft mit dem Herzog von Oranien, dem Gemahle seiner ältesten Tochter, dem vermuthlichen Thronfolger, würde die katholische Sache weit mehr gefördert haben, als die Berufung auf die königliche Prärogative und Acte der Willkür, welche die Tudors sich erlauben durften, welche aber unter ganz veränderten Zeitumständen den Unwillen der Nation gegen den König erregen mußten.

Bei aller Anerkennung der guten Absichten Jakobs, welcher den Katholiken gegenüber eine alte Ehrenschuld abzahlen und nicht dulden wollte, daß die, welche in der Vertheidigung der Rechte seines Vaters ihr Leben und ihr Vermögen geopfert, zum Dank für ihre Loyalität ihr Vermögen und ihre bürgerlichen Rechte einbüßten, daß die Ausnahmegesetze, welche vorzüglich darum gegen die Katholiken durchgesetzt wurden, um ihn selbst von der Thronfolge auszuschließen, in Kraft blieben, können wir nicht umhin, die Kurzsichtigkeit und Unbesonnenheit des katholischen Königs zu beklagen. Der letztere war ganz und gar nicht dazu geschaffen, die Rolle eines Gewaltherrschers zu spielen. Gleich seinem Vater fehlte ihm die Raschheit des Entschlusses, die Festigkeit in der Durchführung seiner Pläne; gleich dem Vater war er ganz unbekannt mit der Denkungsart seiner Gegner. Hier nur ein Beispiel. Die englische Staatskirche hätte sich im Gegensatz zu den Nonconformisten zum Grundsatz des pas-

siven Gehorsams gegen die zu Recht bestehende Staatsgewalt bekannt, hatte treu dieser Lehre Verfolgungen aller Art unter der Republik und unter dem Protectorat Cromwells erduldet. Das Motiv dieses passiven Gehorsams war jedoch nicht Ehrfurcht und Hochachtung vor der von Gott gesetzten Autorität gewesen, sondern Eigennutz und Selbstsucht. Die Stuarts hatten immer die Kirche geschützt und gegen die Angriffe von Feinden vertheidigt, während die Republik und der Protector die Staatskirche ausrotten wollten. Wiederherstellung der Stuarts war deshalb in den Augen der Hochkirchler gleichbedeutend mit Restauration der Staatskirche, die denn auch sehr bald die Dissenters und Katholiken zu verfolgen begann. Im Gegensatz zu seiner Erklärung in Breda, trotz seiner Sympathie für die Katholiken hatte Karl II. sich zu neuen Gesetzen gegen die Katholiken und Dissenters bestimmen lassen und in die Verbannung seines eigenen Bruders eingewilligt, weil sein katholisches Glaubensbekenntniß den Hochkirchlern mißliebig war, und trotz all dieser Erfahrungen von der Intoleranz der Staatskirche baut Jakob II. seine Pläne zu Gunsten der Katholiken auf die Hoffnung, die Anglikaner würden ihren Grundsätzen vom passiven Gehorsam treu bleiben, würden ruhig alles über sich ergehen lassen, weil Gehorsam gegen den König die erste Pflicht sei.

Heinrich VIII. und Elisabeth hatten sich gleichfalls auf dieses Princip vom passiven Gehorsam gestützt, haben sich weit größere und zahlreichere Eingriffe in die Rechte von Privatleuten und Corporationen erlaubt, aber dabei nie vergessen, eine mächtige Partei zu gewinnen und die Beute mit derselben zu theilen. Wie ganz verschieden ist die Einziehung der Klostergüter unter Heinrich VIII. und die Beraubung der Bischöfe unter Elisabeth von der Einmischung Jakobs II. in die Wahl des Präsidenten vom Magdalen College in Oxford! Welche Unbekanntschaft mit den Verhältnissen, welche Unbesonnenheit offenbart nicht der König, welche Schwäche neben unvernünftiger Hartnäckigkeit! Die Kunst, eine Position aufzugeben, um später eine weit bessere zu gewinnen, ist diesem König unbekannt.

Wie weit die katholische Partei verantwortlich ist für die vielen Mißgriffe Jakobs II., welche Schuld dem Jesuiten Petre (nicht Peters, wie Herr Klopp schreibt) beizumessen sei, darüber sind die Meinungen verschieden. P. Duhr hat in der Innsbrucker „Zeitschrift für katholische Theologie“ (Jahrg. 1886 u. 1887) eine Ehrenrettung dieses Jesuiten unternommen und denselben namentlich gegen die Anklagen des Ehrgeizes und der Aemtersucht erfolgreich vertheidigt. Läugnen läßt sich nicht, die französische Partei,

der Petre und andere Katholiken angehörten, machte sich eines großen politischen Fehlers schuldig durch ihre Hinneigung zu Frankreich. Erzwingung der Gleichberechtigung und Duldung aller Confessionen durch Hilfe einer fremden Macht konnte der katholischen Partei in England nur schaden, selbst wenn der Plan mit zeitweiligem Erfolge gekrönt worden wäre, wenn Frankreich in uneigennütziger Weise (eine Voraussetzung, an und für sich höchst unwahrscheinlich) die Hand zur Katholisirung Englands geboten hätte. Das englische Nationalgefühl würde sich früher oder später gegen die vom Ausland aufgedrängte Religion empört und die Katholiken zur Strafe gezogen haben. Die Erwartung, es würde dem Könige, der in den ersten Regierungsjahren keine Aussicht auf einen männlichen Thronerben hatte, binnen der wenigen Jahre seines Lebens glücken, die katholische Religion in England zu befestigen, war chimärisch. Alle Umstände legten es nahe, die katholische Religion durch friedliche Mittel zu verbreiten und allen Anstoß zu vermeiden. Allein die katholische Actionspartei hatte nicht die gehörige Einsicht in die wahre Sachlage. Das persönliche Wohlwollen des Königs, die katholischen Richter und Officiere waren ein schwacher Schutz gegen den Neid und die Eifersucht der Protestanten, welche natürlicherweise den Verlust ihrer Vorrechte fürchteten. Selbst viele Dissenters, welche der König durch eine Duldungserklärung zu gewinnen suchte, zogen Bedrückung durch die Staatskirche der Gleichberechtigung mit Anglikanern und Katholiken vor.

Macaulay und zum Theil auch Klopp gehen zu weit, wenn sie bei Jakob II. mehr die politischen als die religiösen Motive für sein Streben, England zu katholisiren, hervorheben. Nicht weil die katholische Kirche den Unterthanen Gehorsam und Ehrfurcht gegen die Könige zur Pflicht macht, wollte Jakob die katholische Religion wieder zur herrschenden machen — in diesem Falle hätte er ja füglich in der Staatskirche bleiben können —, sondern weil er die katholische Religion für die einzig wahre hielt. Jakob ist weit entfernt von der Willkür und Gewaltthätigkeit Heinrichs VIII. oder der Königin Elisabeth, welche die Widersetzlichkeit der Fellows vom Magdalen College nicht so lange ertragen hätten als Jakob, dem strenge genommen sich wenige ungesetzliche Handlungen nachweisen lassen, und der seine Krone verlor, weil man für die Freiheit und Unabhängigkeit von Kirche und Staat fürchtete. Die Engländer nennen diese Revolution die glorreiche, obgleich sie gestehen müssen, daß die Häupter derselben sich von unlauteren Motiven bestimmen ließen, obgleich Wilhelm III. selbst, der aus dieser Empörung den größten Vortheil zog, seine Verachtung

der charakterlosen Höflinge nicht verbergen konnte. Die politischen Gründe, welche nach Klopp die Invasion Englands durch Wilhelm rechtfertigen, können natürlich die treubrüchigen Großen des Reiches, die Desertion von Generalen nicht entschuldigen; wohl aber erklären sie, wie der unglückliche Monarch, der sich von seinen eigenen Kindern, von den Bischöfen des Reiches und den Großen verrathen sah, das Schlimmste für den jungen Prinzen von Wales, für die Königin und für seine eigene Person fürchtend, seine Heimat verließ und in Frankreich ein Asyl suchte.

Welche Schuld nun trägt an dieser Katastrophe Ludwig XIV.? Was hat er gethan, um seinen Verbündeten zu unterstützen? Wie weit ist er verantwortlich für die üblen Folgen? Der französische Monarch war durch seine Gesandten, Graf d'Avaux im Haag und Barillon in London, über die wahre Sachlage und die dem englischen Könige drohenden Gefahren vollkommen unterrichtet. Wenn er demnach einen friedlichen Vergleich Jakobs mit seinem Schwiegersohn Wilhelm verhinderte, seinen Verbündeten Jakob nicht warnte, so waren nicht das Wachsthum der katholischen Kirche in England oder das Interesse Jakobs die Beweggründe, sondern eher der eigene Vortheil. Ludwig hatte zwar den englischen König wiederholt auf die Rüstungen Wilhelms von Oranien aufmerksam gemacht und Gegenrüstungen empfohlen, auch ausreichende Geldhilfe geleistet. Weit wirksamer wäre die Aufstellung eines französischen Heeres an der Grenze Hollands gewesen; denn in diesem Falle hätte Wilhelm Holland nicht schutzlos lassen können. Dazu kam es nicht, zum Theil weil Jakob sich geweigert hatte, den Krieg an Holland zu erklären, indem solch ein Krieg ihn abhängig gemacht hätte von dem Parlamente, das hätte berufen werden müssen. Ob Ludwig nun einen so leichten Sieg seitens Wilhelms erwartet habe, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls war er über den Ausgang nicht erstaunt; denn wir erfahren, wie er schon vor der Landung des Oraniers den Gedanken anregte, die Königin und den Prinzen in das feste Portsmouth zu flüchten. Drei ganze Wochen hindurch hielt ein widriger Wind die holländischen Schiffe im Hafen; während dieser Zeit konnte Ludwig eine Diversion zu Gunsten seines Verbündeten machen; er that nichts, obgleich er die schlechte Stimmung im englischen Heere, die Erbitterung des Volkes gegen Jakob kannte. Die Behauptung, er könne seine Schiffe nicht zu der englischen Flotte stoßen lassen, weil er Gefahr laufe, dieselben zu verlieren, ist kaum mehr als eine Ausflucht; denn der englische Admiral Dartmouth versicherte, daß die Flotte trotz der Mißstimmung gegen Jakob sich tapfer mit dem Feinde

geschlagen haben würde. Fast sollte man meinen, ein Sieg des englischen Königs über den Oranier sei von Ludwig XIV. als wenig wünschenswerth betrachtet worden. Jakob hatte die von Ludwig übersandten Geldsummen immer dankbar angenommen, ohne jedoch zu Gegenleistungen sich zu verpflichten und ein Schutz- und Trutzbündniß zu schließen. Ein Sieg hätte ihn noch unabhängiger gemacht, vielleicht sogar mit seinem Schwiegersohne ausgesöhnt, oder wenigstens ihn Frankreich entfremdet. Daher kam alles darauf an, den König so an Frankreich zu binden, daß eine Umkehr unmöglich wurde, den schon früher gefaßten Plan wiederum in Vorschlag zu bringen und den König zu bereden, seine Gemahlin und den Prinzen von Wales nach Frankreich zu schicken. Trotz des Widerspruchs der englischen Rathgeber beschließt der König, seiner Gemahlin nach Frankreich zu folgen, hauptsächlich weil die französische Partei ihn glauben macht, sein Leben sei in Gefahr.

Die Hoffnung, welche Ludwig an die Entfernung des rechtmäßigen Königs geknüpft, daß nämlich ein Bürgerkrieg entstehen werde, erfüllt sich deshalb nicht, weil der rechtmäßige König in ein Abhängigkeitsverhältniß zu Frankreich getreten und er durch seine Flucht selbst von seinem angestammten Throne herabgestiegen ist. Aus der Anwesenheit der englischen Königsfamilie in St. Germain werden nicht alle Vortheile gezogen, die man hätte erwarten können. Die Katholiken, d. h. die Partei, welche die Rechte Jakobs hochhält, ist verhältnißmäßig nicht mächtig, aber immerhin für Wilhelm ein Pfahl im Fleisch. Der Oranier sieht sich von Verräthern umgeben, die der Reihe nach um die Gunst des Hofes in St. Germain und in Whitehall betteln, ja in charakterloser Weise ihre Dienste an die Meistbietenden verkaufen, und deshalb vielfach gehemmt in seinen Unternehmungen gegen Frankreich. Wie wenig wir dem französischen König Unrecht thun, zeigt ein Brief Ludwigs an Barillon vom 19. November 1685, der bei Noailles, Histoire de Madame de Maintenon 4, 158, und bei Fox, History of James II., Appendix CXXXVI, abgedruckt ist.

Der König ist bereit, Subsidien zu zahlen, er ist erfreut über die Dankbarkeit Jakobs II., und doch kann er sich trotz aller der Betheuerungen Barillons der Furcht nicht entschlagen, Jakob möchte mit den Feinden Frankreichs sich verbinden, möchte seine innere und äußere Politik ändern. Nur die politische Beschränktheit und der Eigensinn Jakobs, sowie die Unklugheit seiner Rathgeber konnte die Größe des Mißgriffs verkennen, welcher darin lag, die englische Nation ohne Parlament, im

Widerspruch mit den zu Recht bestehenden Gesetzen zu regieren. Gerade eine solche Willkürherrschaft hatte unter Karl II. die Krone so abhängig von Frankreich gemacht. Schon in diesem Brief wird Barillon darauf aufmerksam gemacht, ja in Fühlung zu bleiben mit der republikanischen Partei und sie sehen zu lassen, wie sehr sie in der Vertheidigung der Verfassung auf den Beistand Frankreichs rechnen könnte. Die enge Verbindung des französischen Monarchen mit Jakob sei nicht so stark, um den Republikanern zu schaden; sie könnten mit voller Freiheit vorangehen, ohne die französische Macht zu fürchten. Gleich danach heißt es: „Zweckmäßig ist es jedoch, alle sich darbietenden Gelegenheiten zu benutzen, um dem König auf geschickte Weise nahezulegen, wie nützlich die Einsetzung seiner Autorität sei behufs der Wiederherstellung der katholischen Religion und Abschaffung der Strafgesetze."

Zur Abschaffung der Strafgesetze hatte auch der Prinz von Oranien seine Hand geboten, mit Ausnahme der Test-Acte, welche unter Karl II. durchgesetzt ward, mehr aus politischen als religiösen Gründen, mehr weil man den Absolutismus des damaligen Herzogs von York, des jetzigen Königs, fürchtete, als weil man den Katholiken keine Duldung gewähren wollte. Der König wollte jedoch statt der fünf Sechstel, wie Graf Sunderland sich ausdrückte, das Ganze haben, oder richtiger: er wollte Katholiken in alle einflußreichen Stellen in der Verwaltung und im Heere bringen. Unter der Regierung Karls II. hatten nicht bloß die Katholiken, sondern auch Nonconformisten schreckliche Verfolgungen seitens der Richter und ganz besonders seitens der anglikanischen Geistlichkeit erdulden müssen. Die Gefängnisse waren gefüllt mit Unglücklichen, denen man kein anderes Verbrechen nachweisen konnte, als Abweichung von der Lehre der Staatskirche. Tausende starben in den äußerst verwahrlosten Kerkern, bevor ein richterliches Urtheil gefällt wurde. Wer so glücklich war, vor Gericht erscheinen zu können, wurde auf die brutalste und gewissenloseste Weise behandelt, wenn er keine Mittel zur Bestechung hatte. Die Geistlichen der Staatskirche waren ebenso bestechlich wie die Richter; falsche Anklagen, Parteilichkeit in den Urtheilen der geistlichen Gerichtshöfe waren ganz gewöhnlich. Jakob trug sich deshalb mit dem Gedanken, die in den geistlichen Gerichtshöfen geführten Processe untersuchen und die gegen die Dissenters verübten Ungerechtigkeiten veröffentlichen zu lassen. Leider waren seine eigenen Hände nicht rein. Trotz des so natürlichen Argwohnes nahmen viele Dissenters die Duldungserklärung des Königs mit Freuden auf, ja der Plan, die katholische Kirche in England zur herr-

schenden zu machen, war, wie die Furcht der Anglikaner zeigt, nicht ganz aussichtslos.

Dies zu verhindern, war die Aufgabe des Herzogs von Oranien, zunächst aus politischen Gründen. Klopps Charakteristik dieses geistig begabtesten Gegners Ludwigs XIV. hat vielfach Widerspruch gefunden und den Verfasser veranlaßt, in einem Artikel in den „Historisch-politischen Blättern“ (Bd. 94, 533) sein Urtheil über den Oranier noch einmal zu begründen. Soviel steht fest, Wilhelm wollte keinen Religionskrieg, ließ sich aber öfters von den fanatischen Parteien treiben oder wagte wenigstens nicht, dem Unrecht, das gegen die Katholiken verübt wurde, zu steuern. Ohne seine Eroberung Englands wäre wahrscheinlich ein allgemeiner Religionskrieg Europa's entstanden. Durch ihn wurde er wenigstens auf Großbritannien und Irland beschränkt. Die Frage: War Wilhelm zur Invasion Englands berechtigt? scheint Herr Klopp zu bejahen; seine Gründe erscheinen uns jedoch nicht durchschlagend. Auch hier muß man wohl unterscheiden zwischen Invasion, die unternommen wird, um den französischen Einfluß zu brechen und die Verfassung wieder herzustellen, und der Besitznahme des Thrones. Das Recht auf den Thron kann Herr Klopp nur durch den auch bei Engländern üblichen Scheingrund stützen, Jakob habe durch seine Flucht dem Throne entsagt, sein Anrecht auf denselben verwirkt. Im Interesse des Hauses Stuart und des europäischen Gleichgewichtes lag jedenfalls eine Regentschaft des Oraniers, welche viele Engländer gern gesehen hätten; aber eine Ausschließung des männlichen Thronerben war keineswegs gefordert. Eine solche Uneigennützigkeit, ein solches Maßhalten war Wilhelm III. nicht verliehen; er zog es vor, die englische Krone sich aufs Haupt zu setzen und als König Englands die englischen Streitkräfte zum Kampfe gegen Frankreich zu verwenden. Das große Mißtrauen gegen Jakob II., dessen tiefgewurzelte Abneigung er kannte, da derselbe die ihm angethane Schmach nie vergessen würde, trieb Wilhelm vorwärts auf der einmal betretenen Bahn. Der Oranier ist, wie Klopp selbst zugibt, kein fleckenloser Charakter, er ist verschlossen, argwöhnisch und läßt sich von der Leidenschaft hinreißen. Dem Kaiser Leopold an geistiger Begabung weit überlegen, ermangelt er der Großmuth und Reinheit, welche diesen Kaiser so sehr zieren. Seine Parteilichkeit für die Holländer, seine Willkür in der Durchführung seiner Pläne, wobei er sich weder um das Parlament noch seine eigenen Minister kümmert, verwickeln ihn in vielfache Schwierigkeiten und machen ihm viele Feinde. Ohne die Uneigennützigkeit des Kaisers Leopold, der den

eigenen Vortheil dem allgemeinen Wohle opferte, hätte Wilhelm III. unmöglich die Schwächung Frankreichs erreichen können. Er hatte sich gezwungen gesehen, den ersten Theilungsvertrag 1698 und den zweiten 1700 zu unterzeichnen, wodurch ein großer Theil des spanischen Erbes, d. h. alle europäischen Besitzungen, das eigentliche Spanien ausgenommen, an Frankreich gekommen wären. Es war am Platze, die Verdienste Oesterreichs um die Erhaltung des europäischen Gleichgewichtes eingehend zu würdigen; hoffentlich sind manche unbegründete Anklagen gegen das Haus Habsburg durch Klopps Werk gänzlich beseitigt. Von competenter Seite sind einzelne Punkte, welche Klopp zum erstenmal richtiggestellt oder ins rechte Licht gerückt hat, namhaft gemacht worden; auf diese brauchen wir nicht zurückzukommen.

Durch die unkluge Anerkennung des Prätendenten, d. h. des legitimen Thronfolgers, hatte der französische König dem Oranier Wilhelm über die größten Schwierigkeiten hinweggeholfen und eine Begeisterung für den kurz vorher so verhaßten Holländer wachgerufen, welche der englische König selbst für unmöglich gehalten hätte. Die Wiederherstellung der Stuarts war dadurch in weite Fernen gerückt, der Grund zu einem neuen und erbitterten Nationalkrieg gelegt. Ob das Haus Habsburg oder das Haus Bourbon die spanische Erbschaft antrete, war für die englische Nation eine untergeordnete Frage. Nicht Anhänglichkeit an Oesterreich, nicht Abneigung gegen Frankreich war die Ursache des langwierigen und kostspieligen Erbfolgekrieges, sondern die Furcht vor der Uebermacht Frankreichs, das durch Zurückführung der Stuarts und gewaltsame Einführung des Katholicismus England zu einem Vasallenstaat erniedrigen wollte. Nicht Wilhelm jedoch sollte diesen Krieg führen, sondern der Mann, welcher durch seine Intriguen dem Oranier so viele Schwierigkeiten bereitet hatte, John Churchill, besser bekannt als Herzog von Marlborough.

Dieser als Diplomat und Feldherr gleich hervorragende Mann war berufen, die Armeen der Verbündeten von Sieg zu Sieg zu führen und den Stolz Ludwigs XIV. gründlich zu demüthigen. Ohne glühenden Patriotismus, ohne höhere Ziele, verstand es der hab- und herrschsüchtige General, die widerstrebenden Elemente zu vereinigen und die Verbündeten zu gemeinsamem Handeln anzutreiben. So sehr auch diese Aufgabe durch seine Freundschaft mit dem Prinzen Eugen, durch den Einfluß, welchen er auf die Königin Anna übte, und durch die Bundesgenossenschaft mit Godolphin, dem eminenten Finanzminister, erleichtert wurde, so verdient doch

die Geschmeidigkeit, die Geduld, das einnehmende Wesen, wodurch er alle gewann, nicht geringere Bewunderung als sein Feldherrntalent. Nicht die geringsten Schwierigkeiten verursachten Marlborough die beiden politischen Parteien Englands, nämlich die Whigs, welche den Krieg wollten, um die protestantische Erbfolge des Hauses Hannover zu sichern, und die Tories, die eine Rückkehr des legitimen Thronfolgers wünschten. Die Königin schwankte und schloß sich nur mit Widerwillen den Whigs an, die, wie sie wohl wußte, ihrem Bestreben, die Staatskirche auf Kosten der Dissenters zu begünstigen und den rechtmäßigen Erben der Krone zurückzurufen, im Wege stehen würden. Sie hatte gegen den bestimmten Willen ihres Vaters, der seinen Segen an die Thronentsagung seitens Anna's geknüpft hatte, die Krone angenommen und war entschlossen, dieselbe auf ihre etwaigen Nachkommen zu vererben. Krieg gegen Frankreich, Eintreten für die protestantische Thronfolge, Maßregeln gegen den Prätendenten und seine Anhänger, die Jakobiten, waren unter diesen Umständen unvermeidlich. Die wiederholten Fehlgeburten nach dem Tode des jungen Prinzen in den Jahren 1702, 1703, 1704, der Tod ihres Gemahls 1708 scheinen das Gewissen der Königin beunruhigt zu haben. Soviel steht fest, von dieser Zeit an erschlaffte ihr Interesse am Kriege; seit dieser Periode suchte sie ihren Bruder zum Nachfolger zu haben und durch Verbindung mit den Tories die Schwierigkeiten hinwegzuräumen.

Erst Onno Klopp hat das Verhältniß Anna's zu dem Hofe von St. Germain richtig aufgefaßt und die Räthsel im Charakter der Königin gelöst. Die Correspondenz derselben mit ihrem Vater vom Jahre 1691, die auch später noch fortgesetzt wurde, war freilich schon lange bekannt; ebenso der Brief der Königin-Wittwe nach dem Tode Jakobs II. und die Anerkennung des Prätendenten als ihres Bruders durch Anna, der, sobald er zur anglikanischen Kirche überträte, von der Königin zum Nachfolger ernannt worden wäre. Statt nun mit Onno Klopp die Schwenkung in der Politik, die Unterhandlungen mit Frankreich, die Verdrängung der Whigs und die Berufung von Tories zu den höchsten Staatsämtern als Schritte und Vorbereitung für die Zurückberufung des Prätendenten aufzufassen, sehen selbst noch manche neuere englische Geschichtschreiber hierin nur politische Schachzüge der Toryminister, um die Hilfe der Jakobiten gegen die Whigs zu erlangen. Es ist das besondere Verdienst von Klopp, diese Ansicht gründlich widerlegt zu haben. Die Gegengründe sind schwach. Bolingbroke (Works I, 32), auf den man sich so häufig beruft, behauptet zwar: „Betrachten Sie als unzweifel-

hafte Wahrheiten diese Thatsachen, daß während der letzten vier Jahre der Königin Anna kein Plan im Werke war, die Thronfolge des Hauses Hannover zu beseitigen und die Krone dem Prätendenten aufs Haupt zu setzen, noch daß sich zu diesem Zwecke eine Partei gebildet hatte zur Zeit des Todes jener Fürstin" (bei Klopp XIV, 639). Dagegen hatten ihn nicht allein die Whigs in Verdacht, sondern auch der langjährige österreichische Resident Hoffmann. In seinem Bericht vom 12. September 1714 schreibt derselbe: „Niemand zweifelt daran, daß, wenn die Königin noch zwei bis drei Monate gelebt hätte, Bolingbroke nicht den Prinzen von Wales eingebracht, mithin die hiesigen Gesetze über den Haufen geworfen haben würde." Dies wird bestätigt von dem französischen Gesandten Iberville, dem Bolingbroke versicherte, alle Maßregeln seien so gut getroffen, und alle Angelegenheiten würden binnen sechs Wochen so geregelt sein, daß man nichts zu fürchten brauche. Nur der Staatsstreich Shrewsbury's und Argyle's und der Whigs sicherte die Krone für den Kurfürsten von Hannover. Bolingbroke macht in seiner Vertheidigung geltend, eine Gelegenheit für die Zurückberufung der Stuarts, wenn dieselbe von seiner Partei beabsichtigt worden, hätte sich früher schon geboten, wäre auch früher weniger gefährlich gewesen. Dies ist nicht richtig. Die Selbstsucht Ludwigs XIV., der in den Friedensverhandlungen mit den Toryministern sich so unnachgiebig zeigte und immer neue Vortheile erzwingen wollte, hatte der Popularität der Tories beim Volke großen Eintrag gethan. Sie konnten es, solange der Friede nicht abgeschlossen war, nicht wagen, den Prätendenten, den Schützling des französischen Königs, zurückzuführen, ohne der Gegenpartei das Uebergewicht zu geben. Nicht Bolingbroke fehlte es am guten Willen, sondern seinem Collegen Oxford, der zuerst gestürzt werden mußte, weil die Jakobiten und Bolingbroke selbst ihm nicht trauten. Ward (in dem Dictionary of National Biography, Anne) nimmt an, die herzlose, kalte Königin sei edleren Gefühlen des Mitleids für ihren Bruder unzugänglich gewesen, ihre Correspondenz mit Jakob II. könne nicht als Beweis gelten, daß sie ihre Undankbarkeit bereut habe, sie nenne sich in ihren Briefen an Mrs. Treeman, die Herzogin von Marlborough, your poor unfortunate faithful Morley (Conduct p. 128) infolge des Todes des jungen Prinzen George, nicht weil sie gegen den Willen des Vaters die Krone an sich gerissen. Aber Anna war auch nach dem Tode des Prinzen noch in Hoffnung auf Nachkommenschaft, und nichts liegt näher, als daß sie in den vielen Fehlgeburten eine Strafe des Himmels sah. Ueber das Innere der

Königin, ihre Gesinnung, haben wir leider sehr wenige Aufschlüsse; ihr Verhältniß zu Jakob II. blieb ein tiefes Geheimniß, um das nicht einmal die Herzogin von Marlborough wußte. Frau Masham freilich, die später die Gunst der Königin gewann, kannte alle die Geheimnisse und that alles, was in ihren Kräften lag, um die Königin in ihrem Vorsatz zu bestärken, das dem Vater zugefügte Unrecht an dem Sohne wieder gutzumachen. Es war die Pflicht des französischen Königs, auch seinerseits die Schwierigkeiten hinwegzuräumen und durch Zugeständnisse den Prätendenten mit der englischen Nation auszusöhnen. Und dazu war die Gelegenheit vorhanden. Das englische Volk war des langen Krieges müde, der Prätendent als Ueberbringer eines ehrenvollen Friedens wäre wohl mit Jubel aufgenommen worden. Der großmüthige König that nichts für den Sohn Jakobs II., nichts zu Gunsten der Katholiken Englands, er anerkannte die Succession des Hauses Hannover und willigte ein in die Verbannung des Prätendenten aus Frankreich. Der Prätendent wurde als Werkzeug von Ludwig ausgenutzt, dann verworfen.

Ludwig ist die Hauptursache der Entthronung Jakobs II. und seine Politik machte eine Rückkehr der Stuarts unmöglich. Man muß das große Werk von Klopp lesen, wenn man sich ein klares Bild von dem Charakter des französischen Monarchen verschaffen will. Derselbe scheint keine höhere Aufgabe zu kennen, als Fürsten unter sich und mit ihren Unterthanen zu entzweien, als unruhige Köpfe zur Rebellion anzustacheln, die Minister und Großen fremder Nationen zu bestechen. Die Fäden der zahlreichen Verschwörungen, welche alle bei ihm Unterstützung finden, sind in seiner Hand, er kennt keinen höhern Ehrgeiz als Vergrößerung Frankreichs, Erhöhung der eigenen Macht. Ob er, wie Klopp meint, einer der heftigsten Verfolger der Kirche geworden, wenn das Glück ihm treu geblieben wäre, muß dahingestellt bleiben und ist zum Theil bedingt von dem Urtheile über den Einfluß der Frau von Maintenon, über welche die Acten noch nicht geschlossen sind.

Englische Schriftsteller gestehen ein, die Bedingungen, welche im Frieden zu Utrecht erlangt wurden, stünden in keinem Vergleich zu den großen Opfern, welche gebracht, und den Siegen, welche errungen wurden. Die Preisgebung der Catalonier, welche auf Anstiften der Engländer sich erhoben hätten, sei ein Act gemeiner Selbstsucht; aber auf der andern Seite wäre es thöricht gewesen und eine Störung des politischen Gleichgewichtes Europa's, die spanischen und deutschen Besitzungen des Hauses Habsburg zu vereinigen.

Klopp macht mit Recht darauf aufmerksam, eine Gefahr der Störung des europäischen Gleichgewichtes habe nicht bestanden; der Kaiser Leopold habe ursprünglich nur die spanischen Besitzungen in Italien für seinen Sohn beansprucht und nur auf das Drängen Englands hin seinen Sohn Karl nach Spanien geschickt. In der That waren Spanien und Amerika in den Händen eines französischen Prinzen eine große Gefahr für den Handel Englands. Die beiden Nachbarstaaten Frankreich und Spanien konnten ihre Flotten verbinden und die Engländer vom Verkehre ausschließen. Das Toryministerium, welches den bourbonischen Prinzen in Spanien beließ, opferte nicht nur den nationalen Vortheil Englands auf, sondern brach dazu ein feierlich gegebenes Versprechen, Karl zum Könige Spaniens zu erheben. Die Schwächung Frankreichs, das ursprüngliche Ziel des Krieges, war nicht erreicht, ebenso wenig die protestantische Succession, obgleich sie als einer der Friedensartikel figurirte. Hätte Bolingbroke seinen Plan durchführen können, dann würde Ludwig zu allererst den Prätendenten als König begrüßt haben; dann wäre das politische Gleichgewicht erst recht gestört worden.

Wer die englische Geschichte unter der Regierung der Königin Anna im Zusammenhange der europäischen Angelegenheiten gründlich kennen lernen will, findet sie am besten in Klopps Werk. Denn die englischen Darstellungen von Lord Stanhope, von Burton, Wyon und die elementaren Bearbeitungen von Morris, Saintsbury sind ungenügend. Die einzige ausführliche Biographie von Agnes Strickland: Lives of the Queens of England (Vol. X—XII), ist unkritisch und parteiisch. Selbstverständlich sind manche Einzelheiten von Klopp übergangen oder nur kurz berührt, welche kein allgemeines Interesse haben, weil Klopp eine Geschichte Europa's geschrieben hat, d. h. aller der Völker, welche in den großen Erbfolgekrieg verwickelt wurden, nicht eine Specialgeschichte.

Eine besondere Hervorhebung verdienen noch folgende Abschnitte. Die Geschichte der Feldzüge in Spanien erscheint in ganz anderem Lichte, als bei englischen Geschichtschreibern. Höchst interessant ist die Beschreibung des Unternehmens gegen Cadix nach einem Berichte des Landgrafen Georg von Darmstadt (X, 188). Die englischen Führer konnten zu keinem Entschlusse kommen und machten jeden Erfolg unmöglich. Die Schlacht von Höchstädt (13. August 1704) gehört zu den entscheidenden Schlachten; sie brach die Uebermacht Frankreichs und rettete das österreichische Kaiserhaus vom fast sichern Verderben. Es ist diese Schlacht ein Wendepunkt des Glückes von Ludwig XIV., eine Kräftigung des römischen Reiches

deutscher Nation (XI, 196). Auf Seite der Verbündeten sind die protestantischen Religionsbekenntnisse weitaus überwiegend, Anglikaner, Lutheraner, Reformirte und nur wenige Katholiken; dagegen besteht das französisch-bayerische Heer fast ausschließlich aus Katholiken. Der Papst Clemens XI. glaubte, die katholische Sache würde durch diesen Sieg leiden. Klopp ist der Ansicht, daß dieser Sieg die Freiheit der katholischen Kirche besiegelt habe, die Freiheit des römischen Stuhls, des letzten Hortes aller sittlichen Freiheit auf Erden.

Die Erhebung der Sevennolen ist sehr eingehend geschildert. Wie später zur Zeit der französischen Revolution zeigen die Engländer, welche den Aufstand unterstützen wollten, wenig Geschick. Der englische Gesandte Hill hatte in Nizza 50 Officiere und 400 Mann bereit, ferner Waffen und einiges Geld. Die Unternehmung mißglückte, denn ein Sturm zerstreute die Schiffe. Reichliche Geldunterstützung würde viel eher zum Ziele geführt haben. Ludwig wußte weit besser, wie man den Feind im eigenen Lande beschäftigen kann. Der Aufstand der Sevennolen wurde durch die Mäßigung und Festigkeit des Marschalls Villars unterdrückt. Wie in Frankreich gegen die Protestanten, so erhob sich in England gegen die Katholiken ein gewaltiger Sturm. Eine Bill gegen das Wachsthum des Papismus ward im Oberhaus, wo auch nicht eine einzige Stimme zu Gunsten der Katholiken sich erhob, dreimal verlesen, ging aber im Unterhaus nicht durch, weil dasselbe gegen das Oberhaus erbittert war (XI, 351).

Die Charakteristik des Kaisers Leopold ist ausgezeichnet. Nicht bloß Katholiken, sondern auch protestantische Professoren, wie Rink und Menken, ja selbst Leibniz, gaben dem Kaiser das Prädicat des Großen und des Heiligen. Die politischen Fehler dieses Kaisers, besonders seine an Ungerechtigkeit streifende Gutmüthigkeit, werden nicht verschwiegen. Der Verfasser versäumt nicht die Gelegenheit, eine Lanze zu brechen für die Beichtväter des kaiserlichen Hauses, besonders für P. Bischof und P. Orban. Nicht ihnen fällt die Schlaffheit am Hofe und die Vernachlässigung der Armee zur Last; sie thaten, was sie konnten. P. Bischof schlug sogar vor, die kostbaren Kirchengeräthe zu Geld zu machen, um Mittel zur Fortsetzung des Krieges zu erlangen. — Das Urtheil Klopps über die Befähigung und die Leistungen des Lords Peterborough weicht bedeutend von der Auffassung Macaulay's ab. Der Resident Hoffmann sagt von ihm, er sei ein überaus unruhiger, ränkevoller Charakter, der sich mit niemand vertragen könne, ohne alle Kriegserfahrung zu Wasser und zu Lande. In der That verdankte er das Commando der persönlichen

Gunst der Königin und ihrer Freundin, der Herzogin von Marlborough. Neben der Schmeichelei verstand er noch die Kunst, fremdes Verdienst einzuheimsen und seine eigenen Fehler anderen aufzubürden. Die Mißerfolge in Spanien kommen auf seine Rechnung, da er, wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt, weder Verstand noch Tact noch Erfahrung besitzt, sondern mit vielem Reden und Lärmen alles zu verrichten und zu commandiren vermeint (XI, 508). Gerade Peterborough war es, der mit Officieren und Soldaten, mit König Karl und den Deutschen sich nicht vertragen konnte, die er der Gewinnsucht und anderer Fehler beschuldigt.

Eingehend werden die Kriegsjahre 1706 und 1707 geschildert. Im erstern Jahre beschloß Ludwig XIV. das höchste Aufgebot der Kraftentwicklung. Die Flotte wurde in Toulon neu ausgerüstet und acht Armeen aufgestellt, welche nach einem einheitlichen Plane vorgehen sollten. Niemals hatte man nach französischer Ansicht einen Feldzugsplan so wohldurchdacht und überlegt unternommen. Und doch war dies Kriegsjahr das unglücklichste für Ludwig XIV. Der Plan, Barcelona zu erobern und den König Karl zum Gefangenen zu machen, scheiterte an dem Patriotismus der Bürger und der Festigkeit Karls, der aushielt, bis Entsatz seitens der Verbündeten kam. Die Siege von Ramillies in den Niederlanden, von Turin in Italien waren äußerst unheilvoll in ihren Folgen. „Aber es gab für Ludwig“, wie Klopp (XII, 128) bemerkt, „auch günstige Seiten im Gange der Dinge des Jahres 1706. In Spanien war die Stellung Philipps V. wieder befestigt. In Ungarn glühte das Feuer der Rebellion fort und legte die Macht des Kaisers lahm. Der König Karl XII. hatte endlich den längst erwogenen Plan ausgeführt, seinen Vetter August II. bis in dessen Erbland Sachsen zu verfolgen. Somit drohten die Flammen der beiden großen Kriege, des nordischen und desjenigen um das spanische Erbe, ineinander zu schlagen.“

Die Thatsache, daß Peterborough, der die großen Summen, welche ihm von England übersandt wurden, zurückbehielt und immer mehr Geld forderte, auch den König Karl in sklavischer Abhängigkeit zu erhalten suchte, ist sehr lehrreich. Nicht Karls Nachlässigkeit, sondern die Eitelkeit Peterboroughs verhinderte den Marsch nach Madrid (XII, 132). Um einer Anklage, welche gegen sein Benehmen im Parlament erhoben wurde, die Spitze abzubrechen, dingte er einen gewandten Lohnschreiber, Dr. Friend, der Peterborough den größten Feldherren des Alterthums gleichstellte und die schwersten Anschuldigungen gegen die Verbündeten vorbrachte. Die Nationaleitelkeit der Engländer konnte dem

Köder nicht widerstehen, Peterborough wurde als großer Feldherr gefeiert (XIII, 4). Der Sieg der Tories über die Whigs wurde der Anlaß neuer Ausnahmegesetze und Verfolgung der Katholiken in Irland, welche sich an den Papst und den Kaiser Joseph wandten, damit besonders der letztere sich für dieselben verwende. Diese Verwendung des Kaisers wurde von der englischen Regierung übel aufgenommen. Der österreichische Gesandte Gallas schreibt in einem Briefe vom 5. November 1709: „Die Dinge in Irland sind bereits dahin gediehen, daß diese armen bedrängten Menschen keine andere Hilfe mehr haben noch hoffen können als die, daß Gott der Allmächtige die Gemüther, welche die Verfolgung in ihrer Willkür haben, dahin leiten möge, daß dieselben, gleich wie hier in England geschieht, nicht nach dem Wortlaute vollzogen werden." Dann aber steigt ihm ein Zweifel auf, und er fügt hinzu: „Dieses ist jedoch dort in einer abgesonderten Provinz, wo die Statthalter und die ihnen unterstehenden Obrigkeiten allezeit mit mehr Violenz verfahren, kaum zu hoffen" (XIII, 272). Der Tod des Kaisers Joseph kam der Torypartei sehr gelegen. Sie hatte dadurch einen Vorwand erhalten, die geheimen Friedensunterhandlungen mit Frankreich, die Lässigkeit in Fortsetzung des Krieges, die Trennung der englischen Armee von der der Verbündeten dem Publikum gegenüber zu rechtfertigen, dasselbe über den eigentlichen Zweck, die Zurückberufung des Prätendenten, zu täuschen. Leider haben wir nur die Briefe des letztern; die Briefschaften der Königin dagegen sind ihrem ausdrücklichen Willen gemäß sofort nach ihrem Tode, im Beisein der Regentschaft, verbrannt worden. Bothmar, der hannöverische Gesandte, war bei der Verbrennung gegenwärtig und meinte, als nach Verzehrung der Hülle die Briefe auseinanderfielen, in den zierlichen Schriftzügen die Hand des Prätendenten zu erkennen. Auch nach dem Berichte des Residenten Hoffmann war es die allgemeine Meinung, das Päckchen hätte die von Jakob II. und dem Prätendenten erhaltenen Briefe der Königin enthalten. Wir haben oben gesehen, wie der plötzliche Tod der Königin alle Pläne der Jakobiten vereitelte. Ludwig XIV. wollte nicht wie früher bei der Anerkennung des Prätendenten sich in einen Krieg mit der englischen Nation verwickeln, er erfüllte deshalb die Friedensbedingungen von Utrecht, erkannte Georg I. als rechtmäßigen König an und verhinderte den Prätendenten an seiner Weiterreise durch Frankreich. Alle Versuche der Jakobiten, die braunschweigische Dynastie zu vertreiben, scheiterten. Ein großer Bruchtheil der Nation blieb auch noch später jakobitisch gesinnt. Gerade das tragische Geschick dieser Familie hat allgemeine Sympathie erregt und manche

Dichter begeistert. Die Lieder der Jakobiten zählen zu den bedeutendsten Erzeugnissen der Volkspoesie.

Jeder Geschichtsfreund muß Herrn Klopp für sein großes Geschichtswerk dankbar sein, das so reiche Belehrung bietet und von einer so tiefen und gründlichen Auffassung der Verhältnisse zeugt. Klopp ist der beste Führer durch das Labyrinth der Politik dieser Periode, niemand hat sie so übersichtlich geschildert.

A. Zimmermann S. J.

---

# St. Petersburg.

Der Newskij-Prospect. Die Inseln. Czarskoje-Sselo.

---

Die Hauptverkehrs- und Lebensader der russischen Hauptstadt ist nächst der Newa der Newskij-Prospect. Er beginnt beim neuen Alexandersgarten an der Admiralität, durchzieht die Stadt in nahezu östlicher Richtung bis zum Moskauer Bahnhof, biegt sich dann etwas nach Süden und endigt beim Alexander-Newskij-Kloster. So hoch wie in den meisten neuen Quartieren moderner Städte sind die Häuser nicht, die Breite der Straße läßt sie noch kleiner erscheinen; doch reichen sie noch immer hin, ein großstädtisches Bild zu gewähren. Schon in kurzer Entfernung wird der Prospect von der Malaja und Bolschaja Morskaja gekreuzt, vornehme Straßen, wo Diplomaten und andere hohe Herren wohnen. Die letztere läuft zu dem großen Thorbogen hin, welcher die gewaltigen Flügel des Generalstabsgebäudes verbindet. Bald ist man an der Polizeibrücke über die Moika und sieht nun links die holländische Kirche mit Renaissance-Colonnade und weiter in die Stallhofstraße hinab die reformirte und die lutherische Kirche mit ihren zwei schlanken gotischen Thürmen. Dann erweitert sich rechts die Straße zum Platz, und die Kasankathedrale zeigt sich mit ihrem Petersplatz en miniature. In ihrer Nähe führt die Kasanbrücke über den Katharinenkanal, und man hat rechts schon den Signalthurm des Stadthauses, der Duma, vor sich. Ihr gegenüber ragt an einem seitlichen Platz die römisch-katholische Katharinenkirche empor mit stattlicher Kuppel, im vorigen Jahrhundert erbaut und innen wie außen reichlich ausgestattet. Dann zeigt sich nach derselben Richtung die armenische Kirche, von dem reichen Kaufmann Lazarew gestiftet, durch welchen Katharina in den Besitz des größten Diamanten in Europa gelangte. Endlich folgt rechts die kaiserliche Bibliothek und ein weiter prächtiger Platz, in der Mitte mit dem Denkmal Katharina's II. geschmückt, südwärts von dem Alexander-Theater und ostwärts von

dem Anitschkow-Palaste begrenzt. Nachdem man die Anitschkow-Brücke überschritten, folgen keine öffentlichen Gebäude mehr bis an die weiße, mit fünf blauen Kuppeln und goldenen Kreuzen geschmückte Snamjenskaja-Kirche. Am andern Ende eines weiten Platzes liegt südwärts der Moskauer Bahnhof.

Einige Strecken, wie jene an der Kasankathedrale und an der Bibliothek, sind sehr großartig und malerisch. Was aber den ganzen Prospect am meisten auszeichnet, ist das bunte Leben, welches er den ganzen Tag über darbietet und welches in anderen Städten kaum eine Straße im selben Maße besitzt. Wohl ein Dutzend Wagen können auf der 35 m breiten Straße bequem nebeneinander fahren. Ist das Gedränge nun auch nicht immer so dicht, so rollen doch beständig eine Menge Fahrzeuge nach beiden Richtungen hin, und zwar mit einer Raschheit, wie man sie sonst nirgends trifft. Trammwagen, Omnibusse, Gepäckwagen, feine Equipagen, zweispännige Miethwagen, echt russische Dreigespanne, kleine leichte Droschken, Reiter in Civil und Militär jagen da fast zu allen Tagesstunden in buntem Gewirre aneinander vorüber. Selten tritt eine Pause ein, wo eine Strecke der unabsehbaren Straße einmal frei wird. An zahlreichen Plätzen stehen lange Reihen von Droschken bereit, deren man für die Stadt etwa 25 000 rechnet. Denn fast alles fährt, nicht bloß Geschäftsleute, die gerade Eile haben, auch Lehrer, Studenten, Köche, Dienstboten. Die Distanzen sind zu weit, als daß man sich immer den Luxus des Gehens gönnen könnte.

Daß die Iswotschiks oder Droschkenkutscher sich nicht an den Tarif halten, habe ich schon bemerkt. Auf Beredsamkeit geben sie gar nichts. Wer sich in lange Unterhandlungen mit ihnen einläßt, der ist verloren. Der richtige Petersburger ruft ihnen nachlässig den Bestimmungsort zu und die Zahl der Kopeken, die er geben will. Da schüttelt der Iswotschik wohl erst den Kopf oder schreit „Njät"; aber seine Kollegen haben es gehört; einer meldet sich, und sofort wollen alle um diesen Preis fahren. Für 15 Kopeken aber kommt man weiter und rascher, als in deutschen Städten um 60 Pfennig oder eine Mark. Eine ordentliche Rücklehne bietet das leichte Wägelchen allerdings ebenso wenig als Federn und Spritzleder; der Iswotschik, meist nach Tabak und Branntwein duftend, sitzt einem unmittelbar vor den Knieen; Püffe und Stöße gibt's in Menge, aber man saust voran wie der Blitz.

Der Newskij-Prospect ist mit Holzpflöcken gepflastert, so daß es trotz der endlosen Menge der Fuhrwerke noch erträglich still darauf hergeht. Die Straße zu kreuzen, ist aber mitunter wirklich unangenehm, da das Wagengedränge von links und rechts kaum einen offenen Raum läßt.

Neben dem betäubenden Gewirre der Fahrzeuge drängt sich zu beiden Seiten auf den Trottoirs ein nicht weniger belebter Menschenstrom hin und her und in die Quere nach den Seitenstraßen und Plätzen hin, Officiere und Soldaten, Beamte und Livreebediente, vornehme Herren und Damen in elegantester Toilette, Bauern in Kaftan und Pelzmütze, Kindsmädchen in der buntfarbigen russischen Bäuerinnentracht, Stutzer mit Monocle und weithin strahlenden Manschetten, Studenten und Kinder, Proletarier der verschiedensten Sorte, Staatsräthe, Kaufleute, Dienstmädchen, Packträger, wohl auch reisende

Engländer und Deutsche, polnische Juden, Griechen, Circassier und Georgier in ihrem phantastischen Nationalcostüm, Ausrufer und Verkäufer der verschiedensten Dinge, kurz ein Tohuwabohu, wie man es nur auf einem bunten Weltjahrmarkt trifft. Nur all diese Nasen zu beschreiben, welche da an einem vorübersegeln, würde einen neuen Band zu Lavaters Physiognomie liefern — die herrlichsten Idealnasen vom Kaukasus und daneben Eskimonäschen, die man für Knöpfe an einem Schellenzug halten könnte, helleniſche Götternasen, an denen man Schliemann'sche Ausgrabungen prüfen könnte, und Stumpfnäschen, die eine japanesische Prinzessin eitel machen dürften, orientalische Khalifennasen aus Tausend und Eine Nacht und Mopsnäschen aus finnischen Kindergeschichten, vielleicht auch die Nase des Collegienassessors und Majors Platon Kowalow, von welcher Gogol erzählt, daß sie plötzlich ohne ihren Besitzer, in Uniform und mit dem Range eines Staatsraths in ganz Petersburg herumfuhr.

Und nun erst die Bärte! Die russische Geistlichkeit allein hat die Würde des Bartes gegen das kahl rasirte Europa Ludwigs XIV. mannhaft, nachdrücklich, officiell, mit allen Mitteln der geistlichen Gerichtsbarkeit vertheidigt. Der Bojar Scheremetjew wurde excommunicirt, weil er es gewagt hatte, den Bart zu stutzen; der Fürst Kolzow-Mossalski seines Amtes entsetzt, weil er sich nach ausländischer Weise frisiren ließ. Der Patriarch Joachim bedrohte 1681 nicht nur diejenigen mit dem Banne, welche sich rasiren ließen, sondern auch diejenigen, welche mit Rasirten Umgang pflogen. Sein Nachfolger Adrian erließ bei seinem Amtsantritt eine Encyklika gegen alle Barbiere und Barbierten, worin er ausführte, daß das Rasiren den Anordnungen Gottes zuwider sei: nur gottlose Fürsten, wie Julian der Apostat, haben das Bartscheeren befohlen; ohne Bart sehe man nicht wie ein Mensch, sondern wie ein Hund oder Kater aus; nur wer solchem Vieh ähnlich sehen und Ketzer werden wolle, dürfe zur Scheere greifen; bei den Ketzern komme es vor, daß nicht bloß Weltliche, sondern auch Geistliche und Mönche sich rasirten und dann aussähen wie Affen; die Kirche habe von den ältesten Zeiten an den Bart als gottgewollte Zier des männlichen Antlitzes geachtet und das Bartscheeren verboten. Peter der Große war es, der mit sultanischer Willkür den Bart beseitigte. Als er 1698 aus dem Auslande heimkehrte, schnitt er eigenhändig dem Feldmarschall Scheïn und anderen Vornehmen den Bart ab. Im Jahre 1701 wurde eine Bartsteuer eingeführt und darauf sogar eine Bartquittungsmünze geprägt, d. h. eine Münze, welche als Quittung dafür galt, daß einer sich für schweres Geld die Erlaubniß des Barttragens erworben hatte. Die Leute zahlten gern 60, ja 100 Rubel und mehr, nur um einen Bart tragen zu dürfen. Der Bart blieb in Ehren, trotz all der Reformbemühungen Peters. Später kam auch aus Westeuropa ihm Hilfe zu, und so blüht denn der Bart in Rußland fast wie in alten Zeiten. In allen Formen und Stufen zeigt er sich auf dem Newskij-Prospect, auch der richtige nationale Vollbart, den noch kein Barbier unter sein Joch gebracht. Zu den Bärten gesellen sich als malerisches Moment die Pelzmütze, Pelzmäntel, pelzverbrämte Röcke, die man schon im Herbste häufig trifft, die langen Kaftane und andere Stücke alter Tracht.

In dem bunten Menschengewirre ist es aber nicht so fischartig still wie in britischen Landen, wo einer am andern als einem zeitraubenden Hinderniß vorüberjagt; da murmelt's und wispert's und lacht's und ruft's und schwätzt's in mancherlei Sprachen und Mundarten, unaufhörlich. Mit lebendiger Geschäftigkeit waltet zugleich eine behagliche, lebenslustige Gemüthlichkeit in dem sich drängenden Menschenschwarm. Militär und Polizei machen sich lange nicht so steif und anspruchsvoll auf Schritt und Tritt geltend, wie in anderen Militärstaaten. Das ganze Leben und Treiben ist so ungezwungen, wie in Kopenhagen oder Stockholm. Einwanderung aus aller Herren Länder hebt beständig die großstädtische Verfeinerung, während ständiger Zuzug vom Lande und aus allen Theilen des Reiches der Stadt ebenso unaufhörlich noch urwüchsige, bäuerliche, halbbarbarische Nationalelemente zuführt. Auf dem großen Prospect mischt sich darum die feinste Modecultur gar bunt und drollig mit Zügen von altfränkischem, provinzialstädtischem Wesen. Da werden Heiligenbilder und Bilderbogen ausgerufen, Stiefel und Schlafröcke, Milch, frische Milch, Fensterscheiben, Fleisch und Gemüse, Pastetchen, Thee und Honigkwaß! Es ist kalt im Norden und das Volk hat immer Appetit. Wie in den anderen nordischen Städten wird auch hier eine Unmasse von Gebäck und Kuchen aller Art vertilgt. In Zahl und Glanz der Schaubuden mag der Newskij-Prospect hinter den großen Straßen anderer Städte zurückstehen; dafür gibt es aber eine Menge mittlerer und kleiner Geschäfte, die alle nebeneinander prosperiren und in ihrer Gesammtheit den Eindruck behäbigen Wohlstandes hervorrufen. Die meisten Häuser und Läden haben ein kleines Schutzdach, das auf Eisenstäben ruht und bis zum nächsten das Trottoir schirmt. Diese Dächer sind von verschiedener Höhe, wie auch die Häuser selbst nicht nach der Schnur abgezirkelt, sondern von der verschiedensten Höhe, Länge und Breite sind. An den Hausschilden trifft man neben den russischen auch deutsche, französische, italienische Namen, natürlich in großen russischen Buchstaben gemalt.

Das deutsche Element ist in St. Petersburg sehr stark vertreten. Man schätzt die Zahl der Ausländer anderer Nationen auf etwa 15 000, die deutsche Bevölkerung aber auf etwa 75 000 Seelen, was also eine größere Stadt als etwa Mainz, Augsburg oder Mülhausen repräsentirt. Die deutschredenden Katholiken sollen sich auf ungefähr 6000 beziffern. Die Deutschen sind zum größten Theil Kaufleute und Geschäftsleute, viele sind indes auch in der Armee, in verschiedenen Beamtungen, im Lehrfach und anderen wissenschaftlichen Kreisen angestellt. In dreien der größten Theater wird deutsch gespielt, im Alexander- und Michaelstheater abwechselnd deutsch und französisch, im Marientheater abwechselnd deutsch und russisch; dagegen ist es der deutschen Oper nicht geglückt, sich neben der beliebten italienischen Bahn zu brechen. Deutsche Zeitungen gibt es einige 30, die wie die übrige periodische Presse unter strenger Censur stehen.

Von den nicht-griechischen Bekenntnissen haben die Lutheraner drei Kirchen, die holländischen Reformirten, die französischen Reformirten, die deutschen Reformirten, die Schweden, die Finnen, die Esthen, die Letten, die Anglikaner,

die amerikanischen Methodisten je eine, die Armenier ebenfalls eine, die Katholiken vier Kirchen und eine Friedhofkapelle.

Die älteste und größte der katholischen Pfarrkirchen ist die schon genannte Katharinenkirche am Newskij-Prospect, zu welcher etwa 20 000 Seelen gehören, Russen, Polen, Deutsche, Franzosen, Italiener. Geschichte und Zustände dieser Pfarrei sind gleich seltsam und ungewöhnlich.

Peter der Große war, wie bekannt, auf die materielle und geistige Hebung des russischen Volkes nur so weit bedacht, als die Cultur nicht das religiöse Element betraf. Die Russen sollten sich nach westeuropäischer Weise rasiren, frisiren, kleiden, häuslich einrichten, Handel, Industrie, Wissenschaften und Künste treiben, aber dabei fein im Schisma bleiben, das ihm mit den ihm beliebten Reformen die bequemste Staatsreligion schien. Alle Ausländer, von denen die Russen etwas lernen konnten, waren ihm deshalb willkommen; er gönnte ihnen auch ihren eigenen Gottesdienst, nur sollten sie mit diesem seine Unterthanen nicht behelligen. Die Jesuiten wurden daher schon in seinen ersten Reformjahren aus dem Reiche verbannt. Kapuziner ließ er zu, schränkte sie aber so ein, daß ihnen die gewöhnliche Pastoration der vorhandenen Katholiken sehr schwer, eine eigentliche Missionsthätigkeit unmöglich gemacht wurde. Jeder Schritt war unter bureaukratische Polizeiaufsicht gestellt. Die katholische Gemeinde wuchs zwar sowohl durch die Vermehrung der Familien, als durch Zuzug von außen, gelangte indes nie zu freier Bewegung und Entwicklung. Kaiserin Anna schenkte ihr 1739 Grund und Boden zu einer Kirche an der Straße, die damals zwischen Gärten und Wald zum Alexander-Newskij-Kloster führte, aber es dauerte bis 1761, ehe der Bau begonnen werden konnte. Das nöthige Geld mußten die Katholiken selbst zusammenbringen. Reichere Kaufleute, besonders Andreas Pierling, steuerten freigebig bei; auch aus Polen flossen reiche Beiträge. Der Grundstein wurde 1763 durch den Obern der Kapuziner, P. Paul, gelegt; die Kaiserin ließ sich dabei durch ihren Ceremonienmeister vertreten und gewährte der Kirche 1769 durch einen Ukas das Recht zur Abhaltung des Gottesdienstes, Steuerfreiheit und kaiserlichen Schutz. Die feierliche Weihe erfolgte am 7. October 1783 durch den päpstlichen Nuntius Archetti, den Pius VI. eigens gesandt hatte, um dem ersten Erzbischof Stanislaus Siestrzencewitsch das Pallium zu übergeben. Der neue Erzbischof war ein Günstling der Kaiserin, von ihren Winken weit mehr abhängig, als von jenen des Papstes. Durch die neue Organisation gewährte sie der katholischen Kirche immerhin einigen Vorschub, einen viel bedeutenderen aber durch die Erhaltung des Jesuitenordens in Weißrußland. Ihre Minister Tschernischew und Potemkin nahmen sich sehr angelegentlich der Jesuiten an und schützten sie sogar gegen den neuen Erzbischof. Das Colleg von Polozk blühte neu auf und erhielt viele Kinder aus russischen Adelsfamilien zur Erziehung.

Noch günstiger gestalteten sich die Aussichten unter dem neuen Kaiser Paul I., der von seinem Regierungsantritt an sich offen als Freund der Jesuiten zeigte, den Papst selbst in eigenhändigem Schreiben um Wiederherstellung des Ordens bat und den P. Gruber als seinen persönlichen Freund be-

handelte. Ohne sich um den Erzbischof zu kümmern, der bei ihm in Ungnade gefallen war, die kirchlichen Interessen übrigens sehr vernachlässigt hatte, wies der Czar am 10. October 1800 durch einen Ukas die Seelsorge an der Katharinenkirche den Jesuiten zu: die Gebäude, worin der Erzbischof mit seinen Geistlichen gewohnt, sollten sofort geräumt und in ein Jesuitencolleg verwandelt werden. Durch andere Ukase wurde gleichzeitig die Wiederherstellung des Collegs zu Wilna verordnet und diejenige der anderen Ordenshäuser und Institute in Litthauen in Aussicht genommen. Kaiser Alexander, der 1801 seinem Vater folgte, führte zwar diese Anordnungen nicht aus. Er verbot die Errichtung neuer Häuser und verlangte, daß die Jesuiten alljährlich dem katholischen Gemeindevorstand Rechnung über die Verwaltung der Katharinenkirche ablegen sollten. Doch bestätigte er sie im Besitz derselben. Bei einem Besuch in Polozk erschien er persönlich am Krankenlager des Generalvikars P. Kareu. Im Jahre 1803 erfolgte dann die Gründung eines Pensionats für Adelige in Petersburg und die Eröffnung neuer Missionen an der Wolga, in Astrachan, Odessa und Riga. Wie der sardinische Gesandte Joseph de Maistre nahmen sich auch viele russische Staatsmänner, so der Senator Ilinski, die Minister Kotschubei, Loputschin und Tamara, und der Fürst Galitzin, Chef des Departement der fremden Culte, mit vielem Eifer der Jesuiten an. Im Jahre 1815 zählten sie in ihren 6 Collegien 1490 Schüler. Als Gouverneur von Wilna beschützte sie Kutusow, und der berühmte Graf Rostopschin wünschte, daß sie ein Convict für Adelige in Moskau eröffnen sollten. Sie zählten indessen auch viele und mächtige Gegner; die Zahl und Macht derselben mehrte sich während der napoleonischen Kriege. Fürst Galitzin wandelte sich in ihren erbittertsten Feind um, als ein Neffe von ihm zur katholischen Religion übertrat. Bald darauf störte die seelsorgerliche Thätigkeit eines Paters das sträfliche Verhältniß, das der Czar zu einer katholischen Polin unterhielt. Nun war es auch um die Gunst des Allherrschers geschehen. Am 20. December 1815 zeichnete er den Ukas, der die Jesuiten aus St. Petersburg verwies. Noch in der Nacht vom 20. auf den 21. wurde die Botschaft dem greisen Ordensgeneral P. Thaddäus Brzozowski durch den Generalgouverneur der Stadt überbracht. Einen Tag und eine Nacht ließ man den Verbannten Zeit, um sich auf die Reise vorzubereiten. Am 22. früh erschien eine Schwadron Kosaken vor dem Colleg und eine ganze Reihe Schlitten. Zu zwei und zwei wurden die Ausgewiesenen in die Schlitten gepackt, auch der ehrwürdige Obere des Ordens, und je zwei Schlitten ward ein Soldat als Bedeckung beigegeben. Wohin es gehen sollte, wußten sie nicht bis zum Augenblick der Abreise. Dann erst hieß es: nach dem Süden, d. h. nach Polozk. P. Brzozowski überlebte die Ausweisung noch vier Jahre. Bald nach seinem Tode, 1820, wurden die Jesuiten aus ganz Rußland verbannt. Wie vorher kam die Katharinenkirche wieder an russische Weltgeistliche, später an polnische Dominikaner, die aber, meist betagt und anderer Sprache nicht mächtig, kaum im Stande waren, den Bedürfnissen der verschiedenen Nationalitäten zu entsprechen. Erst während des letzten Jahrzehnts verstattete die Direction der fremden Culte, daß ein paar Ordensmitglieder anderer Nationen ihnen zu

Hilfe kommen durften, so daß nunmehr für Predigt und Beichtstuhl in deutscher, französischer, polnischer und italienischer Sprache einigermaßen gesorgt ist. Doch reichen die vorhandenen Kräfte für den großen Umfang der katholischen Gemeinde, Pastoration, Schulen, charitative Anstalten u. s. w. lange nicht hin. Dazu besteht noch die alte Einschränkung der Verwaltung durch den Kirchenrath, das katholische Collegium und die Abtheilung für fremde Culte, welche mit Sperberaugen darüber wacht, daß ein regeres katholisches Leben, religiöse Freiheit und Einwirkung auf Andersgläubige unmöglich sei und bleibe.

Eine zweite katholische Pfarrkirche, in den Jahren 1823—1825 auf Kosten des genannten Erzbischofs Siestrzencewitsch von Mohilew gebaut, befindet sich im südöstlichen Quartiere der Stadt, dem sogen. Kolomna-Viertel. Sie ist dem hl. Stanislaus gewidmet und dient vorzugsweise den katholischen Polen, Litthauern und Russen. Eine dritte Pfarrkirche steht nicht sehr weit davon an der Fontanka, in der Nähe der Ismailowbrücke. Mit ihr ist das Palais des Erzbischofs und des katholischen Collegiums verbunden, eine sonderbare Mittelbehörde zwischen Staat und Kirche, die seit 1867 errichtet ist. Jede der sieben russischen Diöcesen ernennt ein Mitglied, der Czar die drei übrigen. Alle Beschlüsse müssen aber ebenso wie alle Correspondenz mit Rom der Abtheilung für fremde Culte im Ministerium des Innern vorgelegt werden und erlangen erst durch deren Gutheißung rechtliche Kraft. Verkehr mit Rom auf anderem Wege wird als Staatsverbrechen geahndet. Die geringsten Verordnungen müssen diesen Instanzengang durchmachen. Will z. B. ein Pfarrer eine besondere Andacht halten, so muß er sich erst an den Bischof und durch diesen an das katholische Collegium wenden, welches seinerseits wieder den Vorschlag an die Abtheilung für fremde Culte zu berichten hat. Dort wird endgiltig bejaht oder verneint. Der Bischof ist, wie in keinem andern Lande, in vinculis, der Papst eine auswärtige Macht, in den Augen des Ministeriums eine mehr oder weniger feindliche, der Katholicismus ein Uebel, dessen Duldung die größte Vorsicht erheischt. Die Gebäude sind geräumig und schön — aber schließlich ein Kerker, über den weltliche Beamte und Angeber die Aufsicht führen.

Eine vierte katholische Kirche zum hl. Johannes, welche zu dem stattlichen Bau des Pagencorps gehört, dankt ihren Ursprung dem Kaiser Paul I., der nach dem Fall der Insel Malta den Johanniterorden aufnahm und dafür zum Großmeister gewählt wurde. „Divo Joanni Baptistae Paulus Imp. Hospit. Magister“ lautet die Inschrift der Façade. Das Innere ist durch zwei Reihen Säulen aus gelblichem Marmor in drei Schiffe getheilt, deren mittleres nach Basilikenart in eine geräumige Apsis endigt. Der Herzog Max von Leuchtenberg, Schwager des Kaisers Nikolaus, ist darin begraben.

Außer diesen vier Kirchen haben die Katholiken noch eine Kapelle auf dem ihnen zugehörigen Friedhof.

Von den 13 Stadttheilen kreuzt der Newskij-Prospekt drei der inneren: den Admiralitätstheil, den Kasan'schen und den Spaß'schen, und trennt vier der äußeren: die Moskauer von der Liteinaja Tschasst, und die Roschdestwenskaja von der Alexandro-Newskaja.

Den Kasan'schen Stadttheil charakterisirt außer der bereits beschriebenen Kasanskirche das ungeheure Findelhaus, das mit seinen zugehörigen Nebengebäuden, Kliniken, Entbindungsanstalt, Hebammeninstitut, Haus für obdachlose Frauen u. s. w., bis an die große Erbsenstraße reicht, jährlich 8000 bis 10 000 Findlinge aufnimmt und so reich dotirt ist, daß es bei einer Jahresausgabe von 1 000 000 Rubel noch immer Ueberschuß behält. Alle Czaren haben sich dieses Institutes angenommen, am meisten aber die durch Wohlthätigkeitsstiftungen aller Art ausgezeichnete Gemahlin Pauls I., Maria Feodorowna, welche ihm den jetzigen Platz anwies und an seiner Entwicklung den regsten Antheil nahm. Die Findlinge wurden ohne jede Nachfrage angenommen, numerirt, in Listen eingetragen und dem Ueberbringer die Nummer zugestellt, so daß die Eltern eventuell die Kinder wieder zurückerhalten könnten. Sieben Wochen wurden die armen Kinder in dem Hause aufgezogen, die überlebenden (denn etwa 20 % starben durchschnittlich im Findelhause weg) wurden dann Ammen in den umliegenden Dörfern übergeben und endlich (vom 7. bis 11. Lebensjahr) in eigenen Schulen weitergebildet. Für die Knaben errichtete die Kaiserin eine solche Schule in Gatschina, für die Mädchen in der Stadt selbst. Beim Tode der Kaiserin (1828) studirten 27 solcher geretteten Knaben an der Universität, 250 Mädchen waren als Gouvernanten untergebracht. Seither haben aber die Findlinge an den Waisenkindern anderer Anstalten starke Concurrenz bekommen. Auch der Taubstummen nahm sich Maria Feodorowna sehr angelegentlich an und ließ für sie in der Nähe des Findelhauses ein Institut errichten, für welches sie einen der besten Schüler des Abbé de Sicard aus Paris kommen ließ. Im nördlichen Theile der Kasanskaja Tschasst befinden sich die große und kleine Stallhofstraße mit der finnischen, schwedischen und lutherischen Peter- und Paulskirche, das Museum der kaiserlichen Wagen und der kaiserliche Marstall, im westlichen Theile der große Theaterplatz mit zwei gewaltigen Theatern, dem sogen. großen Theater, das 3000, und dem Marientheater, das an 2000 Zuschauer faßt. Das erstere ist zugleich Opernhaus und soll zeitweilig ein Balletcorps von 800 Personen beschäftigen. Unfern von den zwei Theatern erhebt sich wieder an einem ansehnlichen Platze die Nikolaikirche mit ihren fünf vergoldeten Kuppeln und daneben noch ein freistehender Thurm, 70 m hoch. Die Kirche besteht aus zwei vollständig getrennten Kirchen übereinander, von welchen die untere im Winter, die andere im Sommer gebraucht wird. Beide entfalten in Altären, Bildern, Votivgeschenken reiche Pracht, und freundliche Gartenanlagen heben von außen den würdigen Bau.

Könnte man den Kasan'schen Stadttheil als denjenigen der kaiserlichen Equipagen, des Lutherthums, der Findlinge und des großen Theaterlebens bezeichnen, so drängen sich in dem angrenzenden Spaß'schen zwischen dem Katharinenkanal und der Fontanka die großen Gärten, Märkte, Bank und Bibliothek, das katholische Element, die Stadtverwaltung und eine Palastregion zweiten Ranges hervor. Wenn man von der Nikolaikirche über die gleichnamige Brücke gekommen, befindet man sich schon auf der großen Gartenstraße, Bolschaja Ssadowaja, die den ganzen Stadttheil bis hinunter zum

Marsfeld durchzieht. Da gelangt man zuerst zu dem Jussupow-Garten, einem kleinen Prater, für alle möglichen Volksbelustigungen eingerichtet, dann an den Sjännaja-Platz oder Heumarkt, an den Apraxin-Markt, den drolligsten Trödelmarkt der Stadt, der das originelle Treiben der unteren Stände in den buntesten Bildern vor Augen führt. Gegenüber aber liegt ein mächtiger, hufeisenförmiger Bau, von vornehmem, selbstbewußtem Ansehen, die kaiserliche Bank. An sie reiht sich der Gostinnij Dwor, d. h. der größte Bazar der Stadt, mit zahllosen Kaufläden, nicht so glänzend, aber ebenso belebt als die Bazare anderer Großstädte, während gegenüber an schönen Gartenplätzen das Palais des Gardecorps mit der Johanniterkirche sich entfaltet. Noch vornehmer wird das Bild an der Anitschkow-Brücke, die man leicht an den vier kolossalen Bronzegruppen von Pferdebändigern kennt. Da erheben sich um einen weiten Platz die kaiserliche Bibliothek, das Alexandra-Theater und der Anitschkow-Palast, der seine eigene Kirche mit goldenen Kuppeln besitzt. Mitten zwischen diesen Herrlichkeiten thront auf ihrem Denkmal Katharina II., umgeben von den Großen ihrer Zeit, den Heerführern Potemkin, Rumjänzoff und Suworow, den Admirälen Orlow und Tschitschagow, dem Dichter Derschawin und der Fürstin Daschkow, den Organisatoren Bedboroko und Betzki — ein ebenso prächtiges als bedeutsames und gut ausgeführtes Monument. Jenseits des Newskij-Prospectes gelangt man dann an der Katharinenkirche und an der Duma vorbei zu dem Michaelsplatz und zu dem Michailow-Palais, das wohl der schönste und nächst dem Winterpalast auch der glänzendste Palast der Stadt ist. An seine weiten und prächtigen Gärten reiht sich der Newa zu das Marsfeld, auf welchem die großen Paraden und um Ostern die Volksbelustigungen der sogen. Butterwoche gehalten werden; endlich der Ljätny-Ssad oder Sommergarten, ein im Rococogeschmack mit vielen Statuen gezierter Park, der bis ans Ufer der Newa reicht. Ein schönes Eisengitter schließt ihn ein, an dessen Haupteingang eine reich mit Gold ausgestattete Kapelle an Alexanders II. Errettung aus Karakosows Mörderhand (im Jahre 1866) erinnert. In diesem Sommergarten wurde früher am zweiten Pfingsttag die sogen. Brautschau gehalten. Die Mütter brachten ihre heiratsfähigen Töchter dahin, und Heiratsvermittler führten ihnen nach Verabredung den richtigen Mann zu. Die drollige Sitte ist aber jetzt abgekommen. Doch ist der Garten viel besucht, und um das ungemein artige Denkmal des Fabeldichters Krylow tummelt sich die jüngste russische Jugend, die noch nichts von Panslavismus und Attentaten weiß, sondern noch alles Wahre, Gute und Schöne nach dem Princip der Eßbarkeit beurtheilt.

Der nächste, östlich angrenzende Liteinaja-Stadttheil machte mir einen ernstern Eindruck. Ich möchte ihn fast das Quartier der Kasernen und Krankenhäuser nennen. Zwar ragen auch hier einige bedeutende Kirchen empor, unter denen die Preobrashenskij-Kathedrale durch Pracht sich auszeichnet. Doch schon der Name hat einen militärischen Klang. Unweit davon sind auch die Kasernen und Ställe der berühmten Garderegimenter, die Artillerie-Kaserne, die Gendarmerie-Kaserne, die Sappeur-Kaserne, das Artillerie-Departement und das alte Arsenal. Die Umfriedungsgitter der Kathedrale sind aus dem Erz

erbeuteter Kanonen gegossen, Andenken an Türken und Franzosen; zwölf türkische Geschütze stehen noch auf ihren Lafetten da, und im Innern der Kirche verkündigen Roßschweife, persische und türkische Feldzeichen, „daß der Bien muß". Auch der Taurische Palast mit dem zugehörigen Garten war zeitweilig der Garde zugetheilt und dient jetzt vorzugsweise der Militärverwaltung und den Officieren. Neben all den Burgen des Militarismus hat sich indes auch die christliche Wohlthätigkeit und die moderne Humanität einige palastähnliche Institute errichtet: so das große Marien-Hospital, wieder eine Stiftung der Kaiserin Maria Feodorowna, das Alexander-Hospital, das Pawlowskysche Institut für Officierssöhne, das Katharinen-Institut, die Augenklinik, das Gebäude der Menschenfreundlichen Gesellschaft u. s. w. Aehnliche Wohlthätigkeitsanstalten sind übrigens durch die ganze Stadt zerstreut. Wenige Städte können sich in dieser Hinsicht mit St. Petersburg messen. Es gibt keine Art von Elend und Noth, für deren Linderung nicht menschenfreundliche Leute reiche Stiftungen gemacht hätten. Millionen von Rubeln werden in Saus und Braus verpraßt, Millionen verschlingt der Militarismus und die Bureaukratie, aber auch Millionen, ja wohl viele Millionen dienen religiösen und wohlthätigen Zwecken, schmücken all die prachtvollen Kirchen, die jedem offen stehen, ernähren Waisen, Wittwen, Findlinge, Invaliden, kranke Matrosen, Sieche und Arme aus allen Klassen, Blinde, Taubstumme, verlassene Frauen, gefallene Mädchen, arbeitsunfähige Greise. Zu den staatlichen und städtischen Comités, welche diese Anstalten leiten, gesellten sich viele private Hilfs- und Wohlthätigkeitsvereine. Während des Krimkrieges stiftete die Großfürstin Helena auch eine Art von Barmherzigen Schwestern, die sich in kurzer Zeit über das ganze Reich verbreiteten und manches Gute leisteten, wenn es auch nicht gelang, dem Institut eine tiefere Kraft, Weihe und Fruchtbarkeit zu verleihen.

Die übrigen äußeren Stadttheile im Osten und Süden, Roschdestwenskaja und Alexandro-Newskaja, Moskowskaja, Narwskaja und Kolomenskaja, haben gerade an ihren Außenlinien historische Monumentalbauten, welche sie bedeutsam mit dem Ganzen verbinden. Das Smolny-Kloster, schon 1748 begonnen — das Alexander-Newskij-Kloster, 1713 von Peter d. Gr. gegründet — das Nowo Dewitschi-Nonnenkloster und die Moskauer Triumphpforte, 1833 bis 1839 zum Andenken an Siege in Persien errichtet — der Narwa-Triumphbogen, 1834 zum Andenken an die Siege über Napoleon an die Stelle eines frühern hölzernen Triumphbogens gesetzt, und endlich der Katharinenhof, ein Kasteel in holländischem Stil, 1703 von Peter d. Gr. selbst gebaut, bezeichnen nebst den großen Friedhöfen in weiten Zwischenräumen die äußere Peripherie der Stadt.

Die Quartiere zwischen dieser Außenlinie und der Fontanka haben noch ein paar schöne Kirchen aufzuweisen, so die griechische Dimitri-Kirche unweit vom Moskauer Bahnhof, die Wladimir-Kirche an dem gleichnamigen Prospect mit fünf goldenen Kuppeln und die Troizy-Kirche oder Dreifaltigkeits-Kirche der Ismailow'schen Garden mit fünf hellblauen, sternbesäeten Kuppeln, von denen die mittlere 80 m hoch ist. Zwischen diesen Kirchen erstrecken sich

in weiter Entfernung vier große Exercirplätze, der Preobrashenski-Platz, der Alexandrowskij-Platz, der Ssemenowskij-Platz und der Ismailowskij-Parade-Platz. Unendlich lange Prospecte verbinden die vier Bahnhöfe, welche nach dieser Seite hin liegen: den Moskauer Bahnhof, den Warschauer Bahnhof, den Baltischen Bahnhof und den Bahnhof für die Linie Czarskoje-Sselo. Von der Admiralität, also dem Kern der Stadt, liegen all diese Bahnhöfe eine halbe Stunde weit oder mehr. Alles dehnt sich hier kolossal in die Länge und Breite. Paläste gibt es hier keine mehr zu sehen. Gewerbe und Großindustrie haben hier ihren Sitz aufgeschlagen, und nur selten unterbricht ein charakteristisches, öffentliches Gebäude noch die unabsehbaren, einförmigen Häuserreihen, die Fabriken, Arbeiterwohnungen, Magazine, mit den dazwischenliegenden Polizeistationen, Kasernen, Spitälern, Schulen u. s. w.

Als Industriestadt hat nämlich St. Petersburg dem ältern Moskau nicht weniger nachgeeifert, als in seiner officiellen Würde als kaiserliche Hauptstadt. Berühmt sind die Petersburger Fayence- und Porzellanwaaren, Lederfabrikate, Metallfabrikate. Die Krystallschleiferei in der Nähe des Alexander-Newskij-Klosters ist die größte der Welt. Die Baird'sche Eisengießerei und Maschinenfabrik besitzt einen eigenen Hafen und mehrere Dampfschiffe. In der Stearin- und Seifenfabrikation ist Petersburg den anderen russischen Städten überlegen; in der Baumwollspinnerei steht es hinter Moskau zurück; in der Möbel- und Bautischlerei kann es sich mit den ersten Industriestädten Europa's messen. Es gibt kaum einen Industriezweig, der nicht lebhaft gepflegt wird. Von den 640 Branntweindestillationen, welche Rußland besitzt, und welche jährlich für etwa 42 Millionen Rubel Branntwein liefern, hat Petersburg die größten und meisten. Die ungeheure Masse Schnaps wird bis auf einen geringen Bruchtheil in Rußland selbst vertilgt. Denn alle Welt trinkt Wodka. Er ist gewöhnliches Tischgetränk, wie es uns die Patres Possevin und Campan schon aus den Tagen des Iwan Wassiljewitsch vermelden. Sie fanden den Brauch durchaus sanitärisch begründet[1]. Ein Gläschen wird schon vor der Suppe und eines nach der Suppe getrunken, das ist allgemein verbreitete Nationalsitte. Wie der schwedische Smörgåstisch kam mir das zuerst wunderlich genug vor. Nachdem ich aber einmal in einem echt russischen Restaurant oder Traktir die nationale Küche kennen gelernt, erschien mir ein Gläschen Wodka durchaus nicht mehr befremdend. Das Essen fing mit einer Sauerkrautsuppe an, in die Rahm gerührt wurde; dann folgten fette Pastetchen, in welche, neben Fleisch und Speck, die verschiedensten Gemüse gehackt waren, darauf Gurken, andere schwere Speisen in so wunderbarer Zusammenstellung, daß ich ohne Wodka sicher krank davon geworden wäre. In dem seltsamen Menu war aber ungefähr die Charakteristik der russischen Kochkunst gegeben. Erwägt man nun, daß das

[1] Potus illis cerevisia ex fruge macerata, aut medo (is miscetur ex aqua et melle), ex his deinde aquam vitae sive ardentem, ut vocant (gorelka), eliciunt vi ignis, eamque in conviviis vulgo solent praesumere ad avertendas inflationes, quas cibi potionesque regionis faciunt. P. Pierling, A. Possevini Missio Moscovitica. Parisiis 1882. p. 63.

europäische Rußland etwa 80 Millionen Einwohner zählt, so ergibt sich, daß durchschnittlich auf einen Einwohner nur für etwa ½ Rubel Branntwein kommt. Das ist für ein gewöhnliches Tischgetränk nicht viel, und nur ein Temperenzler kann sich an den 40 Millionen entsetzen. Sie reichen für den Bedarf nicht einmal hin.

Interessant ist es, nach einigen Streifzügen durch die industriellen Quartiere den Katharinenhof zu besuchen, eines der Andenken an Peter d. Gr. Man glaubt sich an die Maas oder Waal versetzt. Ein holländisches Landhaus galt dem mächtigen Czaren damals als der Höhepunkt der Civilisation und Bequemlichkeit. Dieselben Blumentapeten, dieselbe Rococo-Stuccatur an der Decke, dieselben einfachen, zopfigen Kamine, dieselben großen Fenster mit verhältnißmäßig viel Scheiben — der Luxus eines reichen Walfischfängers oder Gewürzhändlers in Amsterdam. Bilder aus Holland und China, Kleider, Schmucksachen, Porträts, Karten, alte Möbel und eine Menge anderer Erinnerungen gemahnen indes an den kaiserlichen Erbauer, an seine Wißbegier wie an seine Leichtlebigkeit. Ein Porträt von ihm zeichnet ganz seinen Charakter voll Heftigkeit und Sinnlichkeit. Der Mund ist üppig, aber das Auge blitzt von Geist und Feuer. Das Schloß ist leider schlecht erhalten, der Garten ziemlich verwahrlost — in der Nähe sind Färbereien, Zuckersiedereien und andere Fabriken. Erst in weiter Entfernung gemahnt der Narwa-Triumphbogen, ganz aus Granit, eine schöne Nachahmung der römischen Triumphbögen, an die Triumphe, die Peters Reich noch kein Jahrhundert nach seinem Tod über Napoleon errang. Von dem Admiralitätsgebäude ist der Triumphbogen über 4, vom Alexander-Newskij-Kloster etwa 7 km entfernt.

Während der südliche Außenring der Stadt schon den Charakter industrieller Vorstädte hat, kann man einen Theil der Inseln noch zur City rechnen. Das gilt besonders von dem Ostende der Basiliusinsel, welches dem Admiralitätstheil gerade gegenüberliegt. An der Strjälka, d. h. an der Spitze, an welcher sich die Große Newa in zwei Arme theilt, steht die Börse, ein antiker Tempel mit 44 jonischen Säulen. Vor der Hauptfaçade nach dem Flusse hin erheben sich am Gestade zwei Granitsäulen mit metallenen Schiffsschnäbeln — eine Reminiscenz an die Rostra auf dem altrömischen Forum.

Nördlich von der Börse entwickeln sich die umfangreichen Gebäude des Zollamtes; südlich aber, an dem größten Arme der Newa, eine palastähnliche Front, welche den gegenüberliegenden öffentlichen Bauten, Admiralität u. s. w., ziemlich entspricht. Da reihen sich aneinander die Akademie der Wissenschaften mit Museum und Bibliothek, dann die Universität, das Historisch-philologische Institut, die Militärschule und, nur durch den Rumjänzow-Platz davon getrennt, die Akademie der Künste — kurz, das gelehrte St. Petersburg in einigen seiner Haupterscheinungen. Eine Menge anderer wissenschaftlichen Anstalten, die Rechtsschule, die Junkerschule, die Technische Schule, die Medicinisch-chirurgische Akademie, verschiedene Militärschulen und Gymnasien, sind durch die Stadt zerstreut. Weiter hinab an der Newa liegt die Bergakademie mit einer überaus reichen mineralogischen Sammlung, welche, wie keine andere, den ungeheuern Mineralreichthum Rußlands zur Anschauung bringt. Unter

dem Hofe derselben ist ein künstliches Bergwerk angebracht, an dessen Stollen, Schachten, Rollwagen und Wasserleitungen die Schüler den theoretischen Unterricht mittelst praktischer Anschauungen ergänzen können. Die großen Museen, welche zur Akademie der Wissenschaften gehören, stimmten bei näherer Besichtigung etwas die Erwartungen herab, welche der Anblick der ungeheuren Gebäude erweckt hatte. Gewiß sind diese Sammlungen sehr ansehnlich. Die zoologische allein füllt 14 Säle, und das artige Mammut daselbst mit seiner übrigen urweltlichen Gesellschaft werde ich nicht so leicht vergessen. Die größeren Säugethiere sind in malerischen Schaugruppen zusammengestellt, wie man sie für populäre Bilderbogen nicht besser wünschen könnte. Doch kam mir alles etwas altfränkisch und zum Theil vernachlässigt vor. Räume, Schränke, Anordnung schienen seit 20—30 Jahren wenig verändert und aufgebessert. Aus dem Aegyptischen Museum sind die besten Sachen in die Eremitage gewandert. Die Sternwarte, die früher mit der Akademie verbunden war, ist schon seit 1838 nach Pulkowa übergesiedelt. Die Bibliothek mit ihren 143 000 Bänden kann sich an Umfang mit der großen kaiserlichen, die über eine Million Bände zählt, nicht mehr messen. Sehr werthvoll ist sie aber immerhin noch durch ihre vielen asiatischen Handschriften. Eine Ergänzung dazu bietet das Asiatische Museum, das eine Menge chinesischer, tibetanischer und mongolischer Werke, Handschriften aus Japan und anderen orientalischen Reichen enthält. Im Ethnographischen Museum findet man die bunte Tracht des weiten russischen Reiches vereint, im Botanischen die Herbarien der berühmtesten Sammler, welche das europäische und asiatische Rußland erforschten, wie Gmelin, Pallas u. a. Das Münzkabinet wurde schon von Peter d. Gr. angelegt; im Mineralogischen Kabinet erinnert ein Riesenglobus an die vieljährigen Arbeiten Eulers in der russischen Hauptstadt. Der Plan und die Statuten der Akademie rühren noch von Leibniz; unter den ersten 15 Akademikern befanden sich 11 Deutsche; unter Katharina II. waren von 18 Mitgliedern wieder 10 Deutsche. Die Glanzperiode ihrer Geschichte ist mit jener der deutschen Wissenschaft aufs innigste verknüpft, und sie würde es wohl nicht zu bedauern gehabt haben, wenn dieses Band ein lebendigeres geblieben wäre. An glänzenden Mitteln fehlt es der Anstalt heute noch nicht, sie hat 300 000 Rubel jährliches Einkommen.

Die Universität ist erst spätern Datums: der weitläufige Palast, in dem sie sich befindet, gegen 400 m lang, beherbergte früher die zwölf Reichscollegien und wurde ihr erst 1819 durch Alexander I. zugewiesen. Sie steht mit ihren 700 Schülern weit hinter den größeren Universitäten Deutschlands und Oesterreichs zurück und hat durch die verzweifelten Reformpläne Tolstoj's und Katkows wenig Aussicht gewonnen, sich freier und fruchtbarer entwickeln zu können.

Das schönste Gebäude auf dieser Seite der Newa und überhaupt eines der prächtigsten der Stadt ist die Akademie der Künste, ein Quadrat von je 130 m Länge, zweistöckig und oben von stattlichem Gesimse umgrenzt. Von dem mittlern Porticus, den oben eine Kuppel überragt, führt eine breite Treppe an die Newa herab, an der zwei gewaltige Sphinxe, 1832 aus

Aegypten hergeholt, auf hohen Granitpfosten Wache halten. Neben großen Ausstellungssäulen umfaßt das Innere die Wohnungen der Beamten, Professoren und Schüler. Die Sammlungen bieten eine höchst interessante Ergänzung zu jenen der Eremitage. Im Erdgeschoß befindet sich ein altchristliches Museum, das in seinen drei Sälen zwar keine vollständige Uebersicht der byzantinischen und altrussischen Kunst gewährt, aber doch reichliches Material, um sich von deren Wesen eine Vorstellung zu bilden: Miniaturen vom 9. Jahrhundert an, Heiligenbilder vom 16. Jahrhundert an bis herab auf die neuere Zeit, Holzschnitzereien, Sculpturen, Modelle und Gipsabgüsse der verschiedensten architektonischen Details vom 10. Jahrhundert an. Ungleich reicher ist die Sammlung, welche in 15 Sälen des Hauptgeschosses die neuere russische Malerei und Sculptur entfaltet, und in welcher ungefähr alle berühmteren russischen Maler mit bedeutenden Werken vertreten sind. Eine dritte Sammlung ausländischer Schulen ist am besten mit älteren Niederländern und Franzosen bedacht, weniger mit Italienern und Deutschen. Je starrer die altrussische Malerei an ihren hergebrachten byzantinischen Typen hing, desto ungebundener hat sich die neuere Profankunst von aller religiöser Ueberlieferung losgesagt; sie ist in ihren neuesten Repräsentanten wie Wereschagin bei einem Realismus angelangt, der alles Ideale und damit auch jede höhere Weihe der Kunst zu zerstören droht. Zwischen den äußersten Extremen liegt indes eine ansehnliche Reihe trefflicher Leistungen: Mollers „Johannes auf Patmos", Flowitzki's „Die letzten Augenblicke christlicher Martyrer" sind mächtig wirkende Bilder, und auch Wereschagin scheint nur stufenweise sich niederwärts entwickelt zu haben. Sein Bild „Gregor der Große, der einen Mönch wegen Verletzung der Armuth an seinem Grabe excommunicirt", ist tiefernst gedacht, wenn auch schon mit einer gewissen Uebertreibung ausgeführt, die den religiösen Eindruck stört.

Der übrige Stadttheil der Basilius-Insel ist regelmäßiger als irgend ein anderer nach der Schnur gebaut. Drei große Prospecte schneiden die 26 von Südost nach Nordwest parallel laufenden Straßen, die Linien genannt werden, von denen aber nur 17 ausgebaut, die anderen nur begonnen sind. Die erste dieser Linien mündet auf die Tutschkow-Brücke, welche über die Kleine Newa in den Petersburger Theil hinüberführt. Hier gewinnt man eine prächtige Aussicht auf die Basilius-Insel, sowie die Kleine und Große Newa hinauf, eine Stadt und Seelandschaft, wie sie Stockholm nur am Mälar bietet; zugleich beginnt aber eine wieder ganz verschieden geartete Region, in welcher Stadt, Vorstadt, Land und Fluß gleichsam bunt durcheinandergewürfelt erscheinen. Folgen wir der spitzen Goldnadel der Peter- und Paulskirche, so kommen wir an den weiten Park, der im Halbkreis von Norden her die unheimliche düstere Festung umgürtet. Einen Theil dieses Parkes nimmt der Zoologische Garten ein. Ein noch ziemlich dicht gebautes Quartier trennt denselben von dem nördlich gelegenen Botanischen Garten. Dann nehmen aber Park, Garten, freie Landschaft überhand, meist Birken- oder Tannenwald, wie auf den Inseln am Mälar. Der Winter in St. Petersburg ist hart. Das Frühjahr ist sehr ungesund und rafft immer eine Menge Leute dahin. Wie in Stockholm, so herrscht darum

auch in der russischen Hauptstadt der Drang, sobald es die Jahreszeit erlaubt, aus der Stadt auf die Inseln hinauszuziehen und die wenigen schönen Monate mit ihren langen Tagen und kurzen Nächten im Freien zuzubringen. Die Inseln wie das nördliche Ufer der Newa sind deshalb mit Landhäusern wie übersäet, und zwischen denselben entwickeln Vergnügungsorte aller Art das fröhliche Leben eines Praters. Diese meist sehr einfachen Landhäuschen, große Holzhütten mit Bretter- und Riegelwänden, mit Veranden und Balkonen und schlicht verzierten Giebeln, gleich den Schweizerhäuschen, werden „Datschen" genannt, d. h. Gaben. Der Name soll daher rühren, daß Katharina II. ihren Günstlingen und Freunden solche Häuschen für den Sommer schenkte. Von Epheu, wilden Reben und anderen Schlinggewächsen umrankt, von niedlichen Gärtchen umgeben, mit Bänken zum Plaudern vor der Thür, sehen sie allerliebst gemüthlich aus. Oft stehen sie dicht beisammen, oft in größeren Zwischenräumen mit etwas Garten oder Park. Nachdem der Hof und die Großen das Beispiel gegeben, folgten bald reichere und angesehenere Leute ihm nach. Nun wollte auch der Mittelstand seine Datschen haben, und endlich hielt es auch der gemeine Mann nicht mehr in der Stadt aus. Mit Kind und Kegel zog er hinaus, um einmal gründlich frische Luft zu schöpfen. Dem lustigen Schwarm folgten die Verkäufer von Victualien und Delicatessen, die Frucht-, Gemüse- und Spezereihändler, die kleinen Handwerker, alle Musikanten, Bänkelsänger, Orgeldreher, große und kleine Wirthe, Komödianten und Seiltänzer, alles leichtfertige Volk der Stadt und bevölkerte die zahllosen Buden, kleinen Theater und Plätze des Inselreviers. Das Landschaftsbild ist bei weitem nicht so malerisch, wie im Thiergarten zu Stockholm oder Kopenhagen; aber das Leben und Treiben der Menge ist ebenso bunt und lustig. Entzückt auch kein feierlicher, alter Hochwald den Blick, so wechseln doch anmuthige Gärten mit den reizendsten Lustwäldchen ab, und aus dem leichten duftigen Birkengrün blinken das Ufer der Kleinen Newa entlang unzählige schmucke Landsitze, kleine italienische Palazzetti, holländische Kasteele, leichte gotische Schlößchen, Rococo-Pavillons, Schweizerhäuschen, chinesische Pagoden, finnische Blockhäuser, umgeben von den farbenprächtigsten Blumenbeeten und dem üppigsten Gesträuche, großen Teichen und englischen Parkanlagen.

Eine geradlinige Straße, fast so lang wie der Newskij-Prospekt und sehr belebt, durchkreuzt die ganze Petersburger-Insel, die Apotheker-Insel und einen Theil der Kamennüj-Insel, und gibt eine Vorstellung der großen Distanzen. Nach allen Seiten zweigen sich aber Waldwege ab und lassen in das labyrinthische Gewirre hineinschauen. An der Nordseite der Apotheker-Insel und auf der Kamennüj-Insel waltet das aristokratische Element vor. Auf der letztern steht noch das Lieblingsschloß Pauls I., der als Johanniter-Großmeister auch hier dem hl. Johannes eine Kirche erbaute. Phantastisch blitzen ihre Goldkuppeln zwischen den reizenden Landhäusern aus dem dichten Grün hervor. Alle Inseln sind mit Brücken verbunden. Die letzte führt von der Kamennüj-Insel ans rechte Ufer des nördlichsten Newa-Ufers hinüber. Da ist das Hauptquartier für den Kleinbürger und gemeinen Mann, „Staraja Derewnja und Nowaja Derewnja", Altdorf und Neudorf geheißen. Hier

drängen sich die Häuschen zu Hunderten, klein, eng, so leichtsinnig wie möglich gebaut, wahre Puppenhäuschen und Spatzennester; aber jedes hat seine kleine Altane, seinen Vorplatz zum Schwätzen und sein Gärtchen mit Aussicht nach dem Flusse hin. Dazwischen stehen Traktirs, d. i. Wirthshäuser und kleine Läden mit den drolligsten Schildern, kunterbunt mit Zuckerstöcken, Trauben, Obst, Schinken, Würsten, Spezereien, Bretzeln und Näscherei aller Art bemalt — dann Sommertheater, Schaubuden, Kaffee- und Theehäuser, Spielplätze aller Art. Es ist ein Jahrmarkt im Grünen, voll liliputischer Heiterkeit. Man kann sich zu der granitnen Feierlichkeit der Hauptstadt keinen fröhlichern Gegensatz denken, als diese bunt angestrichenen Bretterdörfer, in welchen das Volk sich von den Plagen des nordischen Winters erholt.

Ueber die Jelagin-Brücke gelangen wir wieder auf die Inseln zurück und zwar auf die nördlichste derselben: Jelagin-Ostrow. Katharina II. hatte diese den Orlows geschenkt, aber Alexander I. kaufte sie 1817 für 350 000 Rubel zurück und ließ daselbst seiner Gemahlin einen Sommerpalast erbauen. Die ganze Insel ist seither kaiserlicher Park, aber dem Publikum zugänglich. Aus dem proletarischen Juchhe von Nowaja Derewnja ist man plötzlich in die würdevolle Stille der vornehmsten Anlagen zurückversetzt. Prächtige Eichen beschatten die sorgfältig gepflegten Plätze, und aus den feinen Bosketten schauen keine leichtsinnigen Datschen mehr heraus, sondern nur einige fürstliche Gebäude. Zu dem offenen Westende der Insel, der sogen. „Pointe", hält die vornehmste St. Petersburger Welt im Sommer ihre Corsofahrten ab. Man hat hier freien Ausblick aufs Meer — ein einsam stilles, melancholisches Bild.

Auf einem andern der freien Parkwege kommen wir zur Krestowskij-Insel, deren größter Theil mit Park und Wald bestanden ist. An der nördlichen Seite aber entwickelt sich ein zweites Nowaja Derewnja mit einer ganzen Menge von Traktirs, Buden, Spielplätzen, Rutschbahnen, Caroussels und Spektakel aller Art, Wiesen und Wäldchen für Picknicks, ein anderer Prater comme il faut. In längeren und kürzeren Zwischenräumen setzt sich das auch auf der Petersinsel fort, auf welcher Peter d. Gr. sich bereits ein Schloß nebst Park angelegt hatte. Das schlichte Gebäude steht noch, die ursprünglichen Anlagen aber sind bedeutend erweitert, und der Wirthschaften und Vergnügungsplätze ist kein Ende. Die Bavaria-Brauerei soll allein, wie man mir erzählte, in ihren weiten Gartenlokalen während des Sommers oft in einer Woche gegen eine Million Flaschen Bier auswirthen. Sollte das übrigens auch zu hoch gegriffen sein, so ist nach der ganzen ethnographischen Anlage dieser fröhlichen Stadtquartiere kaum daran zu zweifeln, daß der slavische Durst hinter dem germanischen nicht zurückstehe.

Die Sommerherrlichkeit von St. Petersburg währt übrigens kurz genug. Eigentlich schön ist fast nur die Zeit von Mitte Mai bis Mitte Juni. Dann beginnt es schon gewöhnlich recht heiß zu werden, und die Hitze steigert sich bis in den August hinein. Nicht selten treiben aber bereits in diesem Monat andauernde Regengüsse die Bewohner in die Stadt zurück. Es folgt ein langer, trübseliger Herbst mit bleiernem Himmel, seltenem Sonnenschein und reichlichem Ungemach. Der Winter ist noch länger; aber man ist darauf

eingerichtet. Praktische Heizapparate wärmen nicht bloß die Zimmer, sondern auch Gänge und Treppen, das ganze Haus von der Eingangsflur an, wo allezeit der Pelz bereit hängt, schwer und dick genug, um der strengsten Kälte trotzen zu können. Die Ergänzung zum Pelz ist der Ssamovar, die große Theemaschine, die in den meisten Häusern fast immer bereit steht, um Punsch, Thee, Grog und alle anderen heilsamen Getränke zu brauen, welche einen halberfrorenen Menschen neu zu beleben im Stande sind. Aller Pelze und menschenfreundlichen Getränke unerachtet ist aber die Sterblichkeit in St. Petersburg größer als in den übrigen Weltstädten, und keine hygieinischen Maßregeln haben den mißlichen Umstand zu überwinden vermocht, daß Peter d. Gr. seine Czarenherrlichkeit in einen Sumpf hineingebaut hat.

Von den nächsten Umgebungen Petersburgs machte mir die nördliche Zone einen freundlichern Eindruck als die südliche. Die finnische Bahn nach Wiborg führt geraume Zeit noch durch ein vielfach parkähnliches Revier mit vielen Gärten, Landhäusern und geringeren Datschen, wie wir es auf den Inseln gesehen. Südwärts dagegen ist die Gegend fast ganz entwaldet, sumpfig, ein melancholisches Flachland, über das sich nur die Höhen von Pulkowa mit der berühmten Sternwarte erheben, dem Greenwich von Rußland. Sehr belebt und anmuthig wird die Gegend aber wieder in Czarskoje-Sselo, dem „Kaiserdorf“, einer Stadt von etwa 15 000 Einwohnern mit zwei großen kaiserlichen Schlössern, acht Kirchen und einem prachtvollen Park, 20 Werst von der Hauptstadt entfernt, die man in einer halben Stunde fährt. Auch hier hatte sich schon Peter d. Gr. sein Haus mit Anlagen und einem Thiergarten angelegt. Katharina II. baute dann das große kaiserliche Schloß, dessen Hauptflügel, 245 m lang, weiß und gelblich, mit reicher Rococo-Ornamentik, mit zwei großen Seitenflügeln und dem weiten Halbrund von Nebengebäuden, die den Schloßplatz umgeben, an prunkhafter Größe den Winterpalast in St. Petersburg und den gewaltigen Kremlpalast in Moskau sogar übertrifft. Eine prächtige Kirche mit goldenen Kuppeln fehlt auch hier wieder nicht. Einst sollen alle Kapitäle und Sockel der Säulen, Gesimse, Vasen und Statuen, ja selbst das Dach — mit Aufwand von ein paar Millionen Dukaten — vergoldet gewesen sein. Dieser Schmuck ist von Wind und Wetter zerstört, doch der Palast ist auch ohne denselben noch glänzend genug. Endlose Prunksäle reihen sich im Innern aneinander, einer hauptsächlich mit Silber, ein anderer mit Lapis lazuli, der Ballsaal (43 m lang) mit Gold und Spiegelglas decorirt. Im Chinesischen Saal wechselt Schwarz mit den reichsten phantastischen Goldfiguren, das Bernsteinzimmer ist ganz mit Bernstein getäfelt, das Schlafgemach der Kaiserin ist von weißem Porzellan mit dunkelblauen Säulen, der Parquetboden ist mit Perlmutter eingelegt. Andere Säle sind mit den schönsten Werken russischer Maler ausgestattet, einer stellt ein werthvolles Museum der besten niederländischen Gemälde dar. In der 82 m langen offenen Marmorgalerie sind die Bronzebüsten der berühmtesten Männer des Alterthums aufgestellt. Man glaubt sich in die Zeit der altrömischen Cäsaren versetzt, deren Aufwand wohl kaum ein neueres Herrscherhaus mit solchem Prunke nachgeahmt hat, wie das der Romanow. Betäubt von der schimmern-

den Pracht sucht man das Freie; doch der Blick findet auch hier keine Rast. Marmorsäulen, Pyramiden, Obelisken, Triumphbogen, Statuen, Schwanenteiche mit zierlichen Brücken, Grotten, künstliche Ruinen, türkische Kioske, kleine Flüsse, ein chinesisches Theater, eine große Meierei, Pavillons im verschiedensten Stil, ein ganzes chinesisches Dorf, die herrlichsten Blumen- und Treibhäuser, ein Doppelsee, über dessen Kanalverbindung eine Marmorbrücke führt, kurz ein ebenso kostbares als geschmackvolles Phantasiespiel belebt in reizendster Mannigfaltigkeit die majestätischen Waldpartien, Schattengänge und Wiesen des weiten Parks. Zwischen mächtigen Eichen und Buchen ragt ein Ritterschloß in englisch-gotischem Stil empor, von Nicolaus I. gebaut — das sogen. Arsenal, ein Kunst- und Raritäten-Museum von mehr als bloß fürstlicher Pracht. Europäische Schmucksachen aus den verschiedensten Perioden gruppiren sich hier um persische und türkische Trophäen, indische Prachtrüstungen und die kostbarsten Geschenke orientalischer Herrscher. Die Waffen, Rüstungen und der Reitschmuck flimmern von Gold, Diamanten, Perlen und anderem Edelgestein, und der funkelnde Reichthum in seinen phantastischen Formen und Farben versetzt uns in die Zauberwelt alter orientalischer Höfe. Asien und Europa gibt sich da ein Stelldichein: lebendig tritt uns vor Augen, daß der Czar als Mittelsperson zwischen den Gebietern des modernen Europa und zwischen den Khanen, Khalifen und Sultanen Asiens steht, ein prunkender Allherrscher wie diese, wenn auch in europäischer Uniform und mit dem Kreuz auf seinen vielen Orden.

Czarskoje-Sselo hat aber noch einen zweiten, modernen Palast, den Katharina für ihren Enkel Alexander I. erbauen ließ. In Pawlowsk, nur 3 Werst entfernt, sind wieder zwei kaiserliche Paläste mit einem Park, welcher den von Czarskoje-Sselo an Größe und Mannigfaltigkeit weit übertrifft. Nicht minder glänzend ist das weiter entlegene Lustschloß Peterhof, Kronstadt gegenüber, in dessen Park Katharina zu den übrigen Herrlichkeiten auch die Wasserkünste von Versailles nachahmen ließ. Nimmt man noch das Lustschloß von Strelna und die jetzige Hauptresidenz der Kaiser in Gatschina hinzu, und vergegenwärtigt man sich dazu noch die wundersamen Paläste des Kreml und diejenigen von St. Petersburg, so erhält man ein Gesammtbild, hinter dem wohl der Reichthum und Glanz fast aller anderen Fürstenhöfe zurücktritt. Was ich davon gesehen — und es war lange nicht alles — kam mir wie ein Märchentraum irdischer Größe und Herrlichkeit vor. Es muß berauschend sein, in solchem Glanz zu wohnen! Als wir aber gen Gatschina fuhren und die ganze Bahn militärisch besetzt und überwacht war, fast wie im Kriege, da verlor der Märchentraum seine Zauberpracht. Keinen der herrlichen Paläste kann der Czar frei und froh besuchen. Kaum in Gatschina genießt er noch einige Sicherheit. Ein norwegischer oder schwedischer Bauer ist im Grunde freier, reicher, glücklicher als der Czar.

**A. Baumgartner** S. J.

---

# Randglossen zu preisgekrönten und nicht preisgekrönten Gedichten der Gegenwart.

---

In einem der letzten Hefte dieser Zeitschrift (Bd. XXXIV, S. 362) hatten wir bei Besprechung des „Rheinisch-Westfälischen Dichterbuches" Gelegenheit, die katholische Zeitschrift „Dichterstimmen der Gegenwart" zu erwähnen und dieselbe den Dichtern wie Freunden der Dichtkunst zu empfehlen. Wir kommen heute auf diesen Punkt noch einmal zurück, weil uns eine der letzten Nummern des akatholischen analogen Blattes „Deutsches Dichterheim" dazu dringende Veranlassung bietet. Der Geist, welcher in diesem „Dichterheim" haust und wirthschaftet, ist in der That derart, daß es einem Katholiken nicht mehr stehen würde, dort Unterkunft zu suchen oder auch nur durch Abonnement regelmäßig Einkehr zu halten. Am besten spricht jener Geist wohl aus den drei preisgekrönten Gedichten, welche die Nummer 13 des VIII. Jahrganges (März 1888) bringt.

Die längere „poetische" Erzählung Coccola, ein Triester Faschingsbild, berichtet uns in ziemlich glatten, aber auch flachen Ottave rime, wie ein Advokatenschreiber oder Referendar ein 15jähriges Mädchen in sich verliebt macht, es abküßt und dann sitzen läßt. Der Schlußvers ist der beste: „'s ist wenig Ruhm, ein junges Herz zu brechen". Die ganze Erzählung ist ohne jeden tiefern Gehalt, einfach flach, frivol und gemein. Einmal sagt der Dichter:

„Von jeher wacht ein schreckhaft Ungeheuer
Vor jedem Hort, man liest von blut'gen Drachen,
Ihr Blick ist Gift, ihr Athem sengend Feuer ...
Hab Dank, du guter Gott, du hilfst den Schwachen:
Mag, wie in alter Zeit, so auch in neuer,
Bei jedem Schatz die grimme Hüt'rin wachen —
Du gibst ihr schwaches Aug' zum starken Willen.
— Kurzsichtig war Mama, trotz allen Brillen."

Das ist doch fürwahr fein und edel gesagt von der eigenen Mutter der Geliebten! Und der „gute Gott"? Wie sagt nur Valentin im Faust? — Daß man von Constantinopel derlei Dinge an die Redaction einsendet, ist ja begreiflich; daß aber eine so ernste Commission diese Reimerei als „das Schöne kröne", ist schon minder erbaulich.

Eine zweite und zwar lyrische Dichtung, ist überschrieben: „Das Wort." Ja, ja:

„Wie heißt es nur, das fremde, dunkle Wort,
So seltsam ist's, ich möcht' es wieder finden,
In meiner Seele klingt es immer fort,
Allein ich kann die Laute nicht verbinden.

Wie heißt es nur? Es hat mich stets gemahnt
An jene tagesmüden Dämmerstunden,
Wo unser Inn'res einen Frieden ahnt,
Den wir im tiefsten Traume nur gefunden.
Und wenn in schwüler Nacht ich schlaflos lag,
Und frug: Was hoffst du von dem neuen Tag,
Vom ganzen Leben, was erwartest du?
Sprach ich das Wort und schloß die Augen zu."

Ist es nicht jammerschade, daß der Dichter ein so schwaches Gedächtniß hat und die Laute gerade jenes Wortes nicht mehr verbinden kann, das man in schwüler Nacht nur auszusprechen braucht, um gleich einzuschlafen? Wie ängstlich suchen nicht die Aerzte nach einem Schlafmittel, das zugleich wirksam und doch auf die Dauer unschädlich wäre! Aber wie schlimm, es just wo man es wiederfinden möchte, so ganz und gar vergessen zu haben, obwohl es einen doch stets gemahnt hat an jene Stunden, wo man den Frieden ahnt, den man nur im tiefsten Traume findet, also den festen Schlaf! Daß man übrigens in tagesmüden Dämmerstunden den Schlaf ahnt, gehört zu dem göttlichen Ahnungsvermögen, das schon Tacitus als unseren deutschen Stammesmüttern eigenthümlich erwähnte, und wir schließen daraus, daß die vergeßliche Ahnungsreiche eine deutsche Frau ist. Wir Männer z. B. oder auch Französinnen könnten das nicht. Auffallend ist nur, daß die Dichterin in jenen Dämmerstunden, wo sie das Wort noch wußte und es aussprach, nicht gleich in jenen Frieden hinüberschlummerte. Aber wahrscheinlich wirkt der Zauber nur in „schwülen Nächten". Damit wissen wir aber immer noch das Wort nicht selbst. Die Dichterin weiß nur:

„Es stammt aus einem fernen, schönen Land,
Wo schlanke Palmen hoch ins Blaue streben;
Ein Weiser ist's gewesen, der es fand,
Und einem armen Volk hat er's gegeben.
Ein armes Volk — wo sind die Völker reich? —
Ich weiß es nicht, wir alle müssen ringen,
Der Kampf ums Dasein bleibt sich immer gleich,
Und ew'ge Feinde sollen wir bezwingen.
Gibt's denn ein Ewig? — schwache Creatur,
Dir ward der Feuergeist der Frage nur;
Dein Hirn durchglüht er und dein Sein,
Und Antwort gibt — fiel nur das Wort mir ein!"

Ja freilich, wüßten wir nur das Wort, das Antwort gibt auf die Frage und so den Feuergeist löscht, der Hirn und Sein durchglüht! Man meint aber doch, ein so nützliches, ja nothwendiges Wort, das uns in schlaflosen Nächten Ruhe und auf unsere tiefsten und brennendsten Fragen Antwort gibt, sollte in keiner Hausbibliothek fehlen. Es müßte mit Balmain'scher Farbe über jeder Bettstatt stehen, daß es leuchte bei Tag und Nacht; über jedem Thürpfosten müßte es eingegraben sein von innen und außen, auf dem Toilettentisch müßte es über allen Kosmetika glänzen, ja an alle Straßenecken

müßte es auf Gemeindekosten geschrieben und gemalt werden, und selbst das genügte nicht; der Feuergeist der Frage könnte selbst den einsamsten Wanderer in Feld und Wald, in Thälern und auf Bergen überfallen, und wehe, wenn der Gefragte das Wort vergessen! Darum soll ein jeder, der keinen Siegelring tragen kann mit dem eingravirten Wort, sich dieses Wort auf seinen Armen tättowiren mit unverwischbaren Farben! Hunger und Durst kann man leiden, aber sich „Hirn und Sein" versengen lassen, bloß weil man wie ein fauler Schuljunge dasteht und seine Lection, die doch wahrlich kurz genug ist, nicht weiß, nein, das ist nicht zu dulden und auszuhalten. Die Frage nach dem Wort drängt übrigens alles in den Hintergrund, selbst die tiefsinnigen Beiträge der Dichterin zur Socialwissenschaft, zum Darwinismus und zur Ascese. Ja, ja; wo sind die Völker reich? Ein Statistiker sollte das vielleicht wissen. Freilich wollte die Dichterin fragen: „Wo ist das Volk reich?" Und das ist allerdings etwas anderes, denn gerade weil es nicht reich ist, ist es das „Volk". Wir werden aber auch solche Fragen besser verstehen, wenn wir das Wort erst wissen. Nun äfft uns auch noch die Natur:

„Der Waldbaum rauscht's, der Herbstwind pfeift's im Hag,
Die Abendsonne schreibt's an Wolkenränder,
Ich hörte es mit manchem Glockenschlag,
Es zog mit mir durch aller Herren Länder;
Ich fand es in des Weltmeers Wellenspiel,
Auf Trümmern, im Gerölle konnt' ich's lesen,
Und wenn ein Stern vom Raum des Himmels fiel,
Um zu verglüh'n — sein ist das Wort gewesen.
So manches Menschenherz hat's mir gesagt,
Von Menschenthränen ward es mir geklagt;
Und als ich einst vor einem Todten stand,
Die starre Lippe dieses Wort noch fand." —

Es ist wirklich unverantwortlich von der Dichterin, ein Wort zu vergessen, das sie so oft gehört hat. Aber in einem Punkte muß ich doch die Natur gegen die Dichterin in Schutz nehmen. Wenn das Wort uns so von allen Seiten entgegen gerauscht, gepfiffen, geschrieben, geläutet, gespielt, gerollt, gefallen, geweint, geklagt und mit starren Lippen noch gesagt wird, so darf man doch nicht mehr behaupten, der „schwachen Creatur sei bloß der Feuergeist der Frage geworden". Die Antwort wird derselbigen „schwachen Creatur" ja so vielfach vermittelt, daß man schon ein seltsamer Krüppel — taub, blind, fühllos und schmacklos — sein müßte, um nicht durch irgend einen Sinn das Zauberwort, das Antwort gibt, zu erfahren.

„Lang ist es her, daß ich's zum erstenmal
Vernahm aus eines lieben Freundes Munde;
So eigen klang es dort im hellen Saal,
Inmitten jener froh bewegten Runde,
Fast wie ein Märchen, ich begriff es nicht.
Erst später, ja, da lernte ich's verstehen —
Spät ist es nun — das tiefgebrannte Licht
Erinnert, daß es Zeit zum Schlafengehen."

Also die höchste Zeit auch, uns das Wort zu sagen. Nach all der aufregenden Neugier und dem Sengen des Feuergeistes der Frage möchten wir es arg nöthig haben zum Einschlafen.

„Ein Funke weckte dich, ein Lufthauch treibt dich fort,
Erlösche, Flamme! und — Nirvana heißt das Wort!
Wie fiel's mir ein, wer rief's mir plötzlich zu?
Gleichviel, gleichviel — es ist das Wort der Ruh'."

Wenigstens für unsere Neugier, und wir wünschen der Muse der Dichterin „ein gutes Nirvana!" und unseren Lesern ein gutes Gedächtniß, damit sie das große Wort nicht zur rechten Stunde vergessen.

Daß die Preisrichter, ein Felix Dahn, Ernst Eckstein, Julius Grosse und Günther Walling (K. F. Ulrici) diesem „Wort" durch einen Preis das Wort reden, ist ein trauriges Zeichen der Zeit!

Wir kommen jetzt zum dritten Preisträger, einem bekannten Dichter, welchen denn auch die Redaction an erste Stelle gesetzt hat — Hieronymus Lorm. In derselben Nummer, welche sein preisgekröntes Gedicht enthält, bringt Hieronymus Lorm „ein Bekenntniß" in Prosa, in dem er sich gegen den Vorwurf der Kritik vertheidigt, als habe er „die Vernichtung und den Tod, sogar den Tod der Dichtkunst als ‚Befreiung' verkündet". Diesen Vorwurf will Lorm nicht auf sich sitzen lassen, er will „den wahren Grundton seiner Schriften aus diesen selbst anklingen lassen". Also:

„In meinen Gedichten heißt es:

‚Und droht auch Nacht der Schmerzen ganz
Mein Leben zu umfassen —
Ein unvernünft'ger Sonnenglanz
Will nicht mein Herz verlassen.'

„Ebenso heißt es dort:

‚Ein Glück, das Grund hat, geht mit ihm zu Grunde stündlich,
Und nur ein grundlos Glück ist wahr und unergründlich.'

„Die Unergründlichkeit dieses Glückes drückt sich als Empfindung der Natur gegenüber folgendermaßen aus:

‚Der Morgenstrahl, der Abendschatten
Erwecken mir geheimes Glück;
Auf Bergen wallt's und grünen Matten,
Vom Weltgeheimniß ist's ein Stück.

Das Ganze kann ich nicht erfassen,
Es wär' des Himmels Seligkeit;
Doch schon in jenem Glück erblassen
Für mich der Erde Schmerz und Streit.'"

U. s. w.

Später gibt Lorm als seine Religion an: „der grundlose Optimismus, die Religion des Pessimismus". Das „grundlos" ist aber nicht als „bodenlos", sondern als „ursächlich nicht begründet" zu verstehen, und der neue

Prophet meint: „Es läßt sich aber leicht einsehen, daß der grundlose, d. h. nicht mit Gründen zu belegende, in seiner Berechtigung rationell nicht nachzuweisende Optimismus sich in der Natur . . . . in der Geschichte . . . . in der menschlichen Persönlichkeit als die ewige Freude im Gebiete der irdischen Schmerzen darstellt, als ein im tiefsten Unglück sich entwickelnder Duft der Ewigkeit, welcher nicht aus erträumten Himmelshöhen stammt, sondern durch die Resignation im Herzen selbst entwickelt."

Lorm will über diesen „grundlosen Optimismus" demnächst eine philosophische Schrift herausgeben. Dann wird sich jeder für ein paar Mark die Kunst kaufen können, auch ohne Grund und Ursache glücklich zu sein.

Aber im Ernst, ist es nicht unsäglich traurig, daß Geister, die nicht zu den Schreckenskindern der Literatur, sondern zu den „Koryphäen der Nation" gehören, solche hirnwüthige Theorien im Ernste vortragen? Man hat bei Lorm freilich von „einer kleinen Gemeinde" gesprochen. Darauf erwiedert der Dichter: „Gewiß ist es eine Auszeichnung für mich, wenn man von einer ‚auserlesenen Schaar' spricht, der es allein vorbehalten wäre, meine Schriften lesen zu können und zu wollen. Die Thatsachen zwingen mich jedoch zu bescheidener Ablehnung einer so vornehmen Exclusivität. Manche meiner Schriften — ich weise nur auf meine Novellen-Sammlung hin — sind in mehreren Auflagen verbreitet, und nicht gering ist die Zahl einfacher, dem philosophischen Denken abholder Menschennaturen, die mir Dank wissen, weil ihnen die in jenen Prosadichtungen entfaltete Weltbetrachtung ‚geholfen hat, zu leben'."

Wir haben die von uns unterstrichenen Worte zweimal und dreimal gelesen, und trauen auch jetzt unseren Augen noch kaum, daß ein Verfasser sich hier wirklich gerühmt haben soll, den Dank von Menschen erlangt zu haben, die allem philosophischen Denken abhold sind und aus Novellen, denen jener grundlose Optimismus als Weltanschauung zu Grunde liegt, zu leben gelernt haben. Was würde da erst Zola für Dankschreiben aufführen können! Lieber wäre uns gewesen, Lorm hätte das Zeugniß auch nur eines philosophisch denkenden Mannes beigebracht! — Es ist heilsam und nützlich, bisweilen einen Blick in diejenigen Werkstätten zu thun, in denen das geistige Gift gebraut wird, das, in die Brunnen der Literatur geschüttet, unseres Volkes Seele nach und nach kränkeln macht. Wer noch etwas „philosophisches Denken" und etwas christlichen Glauben sich bewahrt, kann nur den Kopf schütteln und weinen, wenn er gewahrt, wie hier helle Unvernunft um das Höchste des Lebens bringt. Doch nun zum Gedichte Lorms. Es ist überschrieben: „Leid und Lust", und beginnt:

„Wie kömmt's nur, daß sich Leid und Lust
Verschwistert ineinander schlingen?
Noch hat kein Menschengeist gewußt,
In das Geheimniß einzudringen."

Hieronymus Lorm aber ist Mannes genug, in das Geheimniß der „verschwistert ineinander Geschlungenen" (?) endlich einmal einzudringen.

„Im tiefsten Schmerz, wenn sich der Gram
Wie Bahrtuch um die Erde breitet,
Erwacht ein Stern, der wundersam
Zur erdenfernen Lust geleitet."

Wahrscheinlich, damit sie sich dort „verschwistert ineinander schlingen". Sehen wir uns den „erwachenden Stern" nun an:

„Er ist der Wahn des Jenseits nicht,
Wo blüh'n soll, was verwelkt auf Erden;
Er ist in tiefster Brust ein Licht,
Das aufzehrt alles Blüh'n und Werden."

Der Leser wird jetzt wissen, was jener Stern ist, — ein alles Blühen und Werden aufzehrendes Licht. Das klingt geheimnißvoll traurig. Doch weiter:

„Das eig'ne Selbst in Staub zerfällt;
Was jetzt in uns'rer Seele waltet,
Verstößt ins Nichts zurück die Welt
Und schaut, was niemals ward gestaltet."

Es scheint, daß „Was jetzt waltet" Subject ist. Ganz deutlich ist uns dies aber nicht. Sonst hilft man sich in solchen zweifelhaften Fällen damit, daß man sieht, welche Erklärung den besten, d. h. vernünftigsten Sinn gibt; bei Lorms Philosophie ist dieser Ausweg nicht sicher.

„Es ist ein Duft der Ewigkeit,
Nicht aus erträumten Höhen bringend,
Doch, wenn gestillt der Erdenstreit,
Vom Kelch des Herzens los sich ringend."

„Es ist"; wer, was ist? der Stern? das Licht? das „niemals Gestaltete"? Wir folgen dem „erwachten Stern" nicht mehr. Er ist zu dunkel. Und doch ist leider das Gesagte die Lösung des großen „verschwisterten" Problems. Denn:

„Das ist die Lust im tiefsten Leid!
Was ist das Leid in höchster Freude?
Nur daß von unserer Seligkeit
Durchdrungen nicht das Weltgebäude.

In unserm Aug' die Freude sprüht,
In keinem fremden Aug' auf Erden,
Nicht will, was selig uns durchglüht,
Im weiten All zur Flamme werden.

So bleibt ein Sehnen noch zurück,
Und Sehnsucht ist Gefühl der Schranken;
Sie trennen uns vom höchsten Glück
Wie von der Schöpfung Urgedanken."

Es ist freilich ein ehrendes Zeugniß für den Charakter des Dichters, daß er einzig deshalb nicht ganz glücklich werden kann, weil andere nicht auch

schon glücklich sind. Nach seiner eigenen Theorie müßte aber gerade die „Grundlosigkeit“ seines vollendeten Glückes — denn Unmöglichkeit ist wohl die Negation des Grundes — dieses Glück unergründlich machen. Oder haben wir den Meister etwa nicht verstanden? Im übrigen aber können wir ihn trösten. Es geht uns wirklich nichts, gar nichts ab, wenn wir von seiner „grundlosen“ Seligkeit auch keine blasse Ahnung haben. Wir meinen, ein begründeter Optimismus müsse auch was für sich haben. Freilich verstehen wir den Schmerz des Dichters und Philosophen auch wieder ganz wohl, wenn er sehen muß, wie die blinde Welt so gar nichts von seinem „grundlosen“ Evangelium hält und vorderhand noch der Fahne des Causalitätsprincips folgt.

Vorstehendes war bereits geschrieben, als uns Nr. 1 (April 1888) der „Neuen poetischen Blätter“, eines andern liberalen Dichterjournals, zuging. „Preisgekröntes“ verspricht diese Zeitschrift freilich erst im zweiten Heft zu bringen; allein auch der nicht gekrönte diesmalige Inhalt ist schon derart, daß er nothwendig ein schwarzes Steinchen „der Anerkennung“ verdient. Da haben wir u. a. eine Anrufung, ein Gebet, wenn man will, „an die Leidenschaft“. Der Dichter bittet seine Göttin um Erlösung, denn

„Mich drängt es allgewaltig, heiß
Nach einer That vollwicht'ger Kraft,
Und gält' es eine Sünde, sei's!
Gib deinen Puls nur, Leidenschaft!

Ob ich beschwingt zum Himmel stieg,
Ob mich verdarb dein Feuerdrang:
Du bringst, wenn glorreich nicht den Sieg,
Mir doch den schönsten Untergang.“

Der Dichter heißt Stephan Milow, im bürgerlichen Leben Millenkovics, Hauptmann a. D. Wir bitten den Leser, diesen Namen nicht zu vergessen. Sollte uns jemals der Zufall in Herrn Stephan Milows Nähe bringen, so werden wir wohl auf unserer Hut sein; wer weiß, ob es ihn nicht gerade wieder „allgewaltig, heiß nach einer That vollwichtiger Kraft drängt“, so ein bischen „todschlaglauniger Manie“ — und wer's „weg hat“, könnte nicht einmal vom „schönsten Untergang“ singen. Von einem wüthenden Stier gespießt oder von einem Tollen hingeschlagen zu werden, ist, was die „Glorie“ angeht, wohl dasselbe.

Herr Georg Schaumberg läßt in einem emphatischen „Charfreitag“ den „ersten Kämpfer der Freiheit“ „unter dumpfem Wettergrollen, umglüht von greller Blitze Schein“ scheiden, und ruft dann „die hohen gütigen Mächte der unbegrenzten Ewigkeit“ an, ihm zu sagen, wann „der Liebe Evangelium endlich Früchte tragen, ein neues, freies Menschenthum aus dem Schutt ragen werde“.

Albert Möser, ein Dichter des Darwinismus, ist ebenfalls hier mit „Stufen der Schöpfung“ vertreten, in denen „der Mensch noch blöd an Sinnen aus Nacht hervorging und im Siegeslauf zu Geisteszinnen emporklomm“.

„Er sah der Noth im Lebensreigen
Den Tod gesellt,
Und sieh! ein Räthsel, seltsam-eigen,
Schien ihm die Welt.

Er forscht ihm nach mit heißem (?) Sinnen,
Fragt bang: Warum?
Er fragt und sinkt in Sarg und Linnen,
Für ewig stumm."

So endigen diese „Stufen". Ein besserer Reim als „stumm" stellt sich von selbst als Antwort auf dieses „Warum" ein.

Ernst Eckstein, auch ein „Berühmter", hat zu melden:

„. . . todt ist lange mein armes Ich,
Umhüllt vom Sterbeschleier.
Die Morgenglocken wehmüthiglich
Verkünden die Leichenfeier. . . .
Als Leiche wall' ich durchs flirrende Sein,
Mich rührt kein Sturmgetose ꝛc. . . ."

Und der Grund, den der Dichter selbst angibt? Er hat „sie" „zu voll und heiß besessen". Der Dichter führt das noch etwas weiter aus, doch es genügt das Gesagte.

Paul Fritsche fühlt in sich den „selig-unseligen Drang", sich hinzugeben, sich aufzulösen in des Weltalls Leben. Das ist seines Herzens innerstes Gefühl, seine dunkle Sehnsucht, sein räthselhaftes Bangen! Leider ist dies brünstigste Verlangen umsonst, denn ewig unerreichbar ist das Ziel. Dies Wissen zwingt ihn nun zu tiefer Klage.

„Auch Liebe gleicht nur antwortloser Frage,
Der hie und da ein sanftes Echo tönt.
Ob unsre Lust und unser Leid gemeinsam,
Im letzten Grund bleibt jedes Wesen einsam,
Mit seinem Dasein niemals ausgesöhnt."

Das ist aber einmal wirklich tiefsinnig. Allein wenn nun Liebe zufällig keine antwortlose Frage wäre? Was dann? Man sieht, die Dichtung regt Fragen an, die wie die Liebe — antwortlos sind. Uebrigens muß das, unter uns gesagt, ein glücklicher Mann sein, dieser Herr Paul Fritsche, der kein anderes Unglück kennt, als daß er ein in sich abgeschlossenes Wesen, ein Individuum ist, und dem selig-unseligen Drang nicht fröhnen kann, sich in den Universalbrei aufzulösen, aus dem alles werden kann.

Aber nun, Hut ab! der König kommt — Hermann Friedrichs heißt er. Er hat ein Bild gesehen, das ihn ergriff,

„Als säh' ich ein vom Sturm bedrohtes Schiff,
Ein Fahrzeug, das mit allen Kräften ringt
Und das die Woge dennoch niederschlingt.
In meiner Dichtung Purpur hüll' ich's ein,
So wird's verklärt in alle Zukunft sein."

Homer spricht nun freilich von einer „purpurnen Finsterniß“ der Meerestiefen, allein diese meint Se. Majestät Hermann Friedrichs nicht, sondern seiner Dichtung königlichen Purpur, d. h. Mantel oder Schleppe, meint er. Und das Eingehülltsein in diesen Purpur verklärt für alle Zeiten! Das ist ein verklärendes Verdunkeln! Lumpen sind bescheiden. Männer wie Hermann Friedrichs ziehen ohne Augenzwinkern die höchsten Wechsel auf die Zukunft, bei der sie einen unbegrenzten Credit haben. Wer nur einmal in ihren Mantel sich einhüllen kann, der ist verklärt für alle Zukunft! Enthüllen wir nun das diesmalige verklärte Bild:

Der Dichter führt uns in ein schimmernd Städtchen an Siciliens Strand, das zwar von fern wie eine „Fürstenrast“ erscheint,

> „Wie ein gewalt'ger Marmelsteinpalast.
> Wer's nah beschaut, der findet, ach, auch hier,
> Ruinenhafte Häuser sonder Zier.
> Die engen Gassen schmückt kein Trottoir,
> Gepflastert ward zuletzt vor tausend Jahr.“

Man denke sich! „ach, auch hier (wo sonst noch, sagt der Dichter nicht, wahrscheinlich überall; ach, auch hier) ruinenhafte Häuser sonder Zier,“ und enge Gassen, die kein Trottoir schmückt! Ob das nicht Grund ist, „ach!“ zu schreien? Wären die ruinenhaften Häuser wenigstens noch voller Zier! Und hätten die engen Gassen doch noch Trottoirschmuck! Aber nein, das findet man, „ach, auch hier“ nicht! Aber was soll das alles gegen das Folgende!

> „Der Hund, das Schwein wälzt mit den Kindern sich
> Vor jeder Thür im Schmutz geschwisterlich.
> Mit nackten Füßen schreitet Weib und Mann,
> Und nur zum Feste zieh'n sie Schuhe an.
> Am ‚Corso‘ freilich sieht es anders aus,
> Doch steht auch da nicht manches schmucke Haus.
> Nur hier und dort läßt sich ein Vorhang seh'n,
> Um dessen einst'ges Weiß es längst gescheh'n.
> Und wo die Scheiben nicht zerbrochen sind,
> Da sind sie unrein meist, seit Jahren blind.
> Das Städtlein ist an Noth und Armuth reich . . .
> Ein Eden, das sich selbst genießen will . . .“

Dieses „Eden“, sollte man meinen, müsse nun mit der folgenden Geschichte etwas zu thun haben. Bitte um Entschuldigung, nichts hat es damit zu thun; und des „Städtleins Priester, Don Paolo“, könnte ebenso gut in Gibraltar oder Husum „durch seines Hauses Säulengang schreiten“, wenn dies nur wegen der nachfolgenden Möven irgendwo am Meere geschieht. Das einstige Weiß, um das es geschehen, die zerbrochenen Scheiben, und ach! das nicht schmückende Trottoir haben mit Don Paolo's Verzweiflung und seiner Nichte keinerlei Fühlung. Und doch! Ja sie haben viel damit zu thun. Dieses Eden, das sich selbst genießen will, ist — echt künstlerisch gedacht und empfunden! — ein Symbol der nachfolgenden Dichtung. Auch in ihr bilden

ruinenhafte Häuser, d. h. Gedanken ꝛc., sonder Zier die engen Gassen, die, „ach! auch hier" kein Trottoir schmückt, auf welchem man festen Fußes ausweichen könnte, wenn sich im Schmutz der Verse Hund und Schwein und Kinderei geschwisterlich vor der Thür, d. h. in jeder Strophe wälzen.

Don Paolo ist ein Priester; er ist seinen Gelübden lange treu gewesen, noch jugendlich an Jahren — aber nun:

„Und riß ich's (das Herz) aus der Brust mit eign'er Hand
Und würf's den Möven an den Meeresstrand,
Es zwäng' mich dennoch, meinen Schwur zu brechen! . . .
Und nahtest du, mein Gott, auf Flammenschwingen,
Stark fühl' ich heute mich, mit dir zu ringen,
Zurückzutreiben dich zum Himmelsthor.
Und deine Welt auch ruf' ich in die Schranken,
Wenn sie mich mahnt an meines Standes Schwur. . .
Gestützt auf die Gesetze der Natur,
Folg' ich der Liebe rettendem Gedanken."

Seltsam, kaum hat Don Paolo so monologisirt, während rund herum alles „im goldgestickten Sommernachtsgewande" schlummert, da stürzt er, wahrscheinlich vor innerem Kraftgefühl, besinnungslos zu Boden. Das hat natürlich einen polternden Lärm abgesetzt; denn

„Da fliegt im weißen, wall'nden Nachtgewand
Das Weib herbei, das dieses heiße Ringen
Heraufbeschwor, das in der Liebe Schlingen
Gefangen ihn, verstrickt mit Herz und Hand."

Um die ganze nun folgende Scene, bis die beiden, von einem Dolch durch Paolo's Hand ermordet, nach der ersten „Liebesfeier" sterben, wollen wir des Dichters dichtesten Purpur breiten. Das läßt sich nicht mehr analysiren, nur die Peitsche des „göttlichen Eumäus" kann da würdig ihres Amtes walten.

Den katholischen und gläubigen protestantischen Leser und Dichter aber fragen wir: Verbietet nicht die Selbstachtung es einem jeden, sich auf irgend eine Weise fördernd an einem Unternehmen zu betheiligen, in welchem Dichter und Dichtungen oben beschriebener Art das große Wort führen?

**W. Kreiten** S. J.

# Recensionen.

---

**De Justitia secundum doctrinam theologicam et principia juris recentioris**, speciatim vero Neerlandici. Auctore **P. H. Marres**, Canonico ecclesiae cathedralis, in seminario Ruraemundensi S. Theologiae Professore. vol. II. 507 p. 8⁰. Ruraemundae, J. J. Romen et Fil., 1888. Preis: ca. *M.* 6.50.

In Band XVIII der „Stimmen" ist der erste Theil dieses Werkes einer längern Besprechung unterzogen worden. Die jetzt vorliegende Fortsetzung, welche durch die Behandlung der Verträge als lib. III und IV des ganzen Werkes dasselbe zum Abschluß bringt, ist an Werth und Gediegenheit keinenfalls geringer als die voraufgegangene Abtheilung. Man sieht es der Anlage des Werkes und jeder Seite desselben an, daß der hochw. Verfasser in demselben die Frucht jahrelangen Nachdenkens und sorgfältiger Arbeit niedergelegt hat. Die so schwierigen und oft so verschlungenen Fragen über die Verträge und die vielen daraus herzuleitenden Verpflichtungen, besonders fürs Gewissensforum, werden mit großer Gewandtheit zerlegt und auf die unbestreitbaren Grundsätze der Gerechtigkeit zurückgeführt. Die Lösung ist klar, wohlbegründet und allseitig; man wird nicht leicht einem Gewissensfall bezüglich der Verträge begegnen, für den man hier nicht die Lösung oder doch die zur Lösung ausreichenden Grundlagen fände.

Der hochw. Verfasser legt das Niederländische Recht zu Grunde. Aber es darf nicht außer Acht gelassen werden, was der Herr Verfasser auch in der Vorrede bemerkt, daß gerade bezüglich der ausgleichenden Gerechtigkeit und der Verträge das Niederländische Recht fast wörtlich dem neuen französischen Gesetzbuche entnommen ist. Darum haben die Ausführungen des vorliegenden Werkes auch ihre Giltigkeit zunächst für diejenigen Gegenden, in welchen das französische Recht gilt, dann aber auch in ihren wesentlichen Punkten für andere Länder, weil schließlich das französische Recht in den meisten wesentlichen und allgemeinen Bestimmungen über Verträge vom Römischen Recht und den auf diesem fußenden Gesetzen der verschiedenen Länder nicht abweicht.

Zunächst werden (lib. III, S. 1—203) die Fragen über die Verträge im allgemeinen behandelt. Hier verdienen diejenigen Partien besondere Beachtung, welche sich über die Verbindlichkeit des Eides bei Contracten und

über die Rechtsfolgen formloser Verträge oder überhaupt solcher Verträge aussprechen, die von den Gesetzen nicht anerkannt oder für nichtig erklärt werden. Der Verfasser nimmt zwar, und das mit Recht, für die öffentliche Gewalt die Befugniß in Anspruch, aus wichtigen Gründen gewisse Verträge oder Vertragsformen als absolut ungiltig zu erklären, macht aber in der Anwendung einen ausgiebigen Gebrauch von der Unterscheidung zwischen Contracten, die einfachhin als nicht bestehend und völlig ungiltig erklärt seien, und zwischen solchen, deren Nichtigkeit nur in dem Sinne verstanden werden müsse, daß sie eine gerichtliche Klage nicht begründen, oder auch von dem einen oder andern Theile der Contrahenten widerrufen werden können; sei die vollständige Ungiltigkeit nicht durchaus erwiesen, so müsse vor richterlichem Entscheid bloß jene abgeschwächte Nichtigkeit, d. h. die Auflösbarkeit, angenommen werden. Vielleicht darf man auch die Befugniß, sich mit Uebergehung der gesetzlichen Bestimmungen im Gewissensbereich contractlich zu verpflichten, noch etwas weiter ausdehnen, als der hochw. Verfasser zu thun geneigt ist.

In der zweiten Hälfte dieses Bandes (lib. IV) werden mit großer Sorgfalt die einzelnen Verträge nach ihrer Sonderart zur Behandlung gezogen: dieselben hier alle namhaft zu machen, ist unnütz, da sie denen, die das Buch interessirt, von selbst bekannt sind. Wir begnügen uns damit, die Aufmerksamkeit des Lesers auf jene Partien zu lenken, welche der Verfasser mit hervorragender Gründlichkeit und unseren Zeitverhältnissen angepaßt behandelt hat; solche Partien sind die Ausführungen über Kauf und Verkauf und deren Unterarten (S. 306—378), über die Versicherungsverträge (S. 472—488), dann über die Wechselgeschäfte (S. 378 ff.) und über Darlehen und Zins (S. 272 ff.). Betreffs des letzten Punktes macht der Herr Verfasser die sehr richtige Bemerkung (S. 285), daß nach den heutigen wirthschaftlichen Verhältnissen der Zins nicht zwar als *eigentlicher* Miethspreis angesehen werden könne, wohl aber *nach Analogie desselben* behandelt und erklärt werden dürfe. Die wenigen Punkte, bei denen eine kleine Verschiedenheit der Auffassung zwischen dem Herrn Verfasser und dem Recensenten obwaltet, finden wir um so weniger Grund hier zur Sprache zu bringen, da wir auch bezüglich dieser sagen müssen, daß der Verfasser den ihm entgegenstehenden Schwierigkeiten durchaus nicht gesucht hat aus dem Wege zu gehen.

Aug. Lehmkuhl S. J.

**Die Bulle Ne pretereat und die Reconciliationsverhandlungen Ludwigs des Bayers mit dem Papste Johann XXII.** Ein Beitrag zur Geschichte des 14. Jahrhunderts von **Wilhelm Felten.** Mit einem Anhange von Urkunden aus Trier, Koblenz und dem Vaticanischen Archive. 2 Thle. XVIII u. 368 S. 8⁰. Trier, Paulinus-Druckerei, 1885—1887. Preis: *M.* 5.

Die Bedeutung der Bulle Ne pretereat dürfte zur Genüge hervorgehen aus folgender Stelle des angeblich von Johannes XXII. gegen Ludwig den Bayer gerichteten Schriftstückes: „Provinciam Italie ab eodem imperio

et regno Alemannie totaliter eximentes ipsam ab subjectione, communitate et jurisdictione eorumdem regni et imperii separamus, dividimus, per partes scindimus ac de potestatis nostrae plenitudine liberamus, decernentes, ut nullo unquam tempore conjungantur et uniantur, aut in uno corpore existere censeantur, ex eo praecipue, quod earumdem provinciarum longa diffusaque protentio sic confundit et impedit unius regnantis jurisdictionis et gubernationis effectum .... ac declarantes regnum praedictum Alemanniae a regno Franciae claris distingui terminis et notis finibus limitari distinctis per nos de ipsorum fratrum [nostrorum] consilio, paterno more provide distinguendis.“ Die interessante „Bulle“ trennt also in der schärfsten Weise, ganz und unwiderruflich zunächst Italien vom abendländischen Kaiserthum und dann von Deutschland. Ueberdies nimmt sie noch eine Grenzregulirung zwischen Deutschland und Frankreich vor, um die französisch sprechenden Theile Deutschlands an Frankreich zu geben. Mit Recht weist der verdienstvolle Verfasser der vorliegenden Schrift (1, VII; vgl. 2, 126) darauf hin, daß ein derartiges Schriftstück den Papst Johannes XXII. als einen Feind der Deutschen und Begünstiger der Franzosen erscheinen läßt. Der Papst hätte uns ja alles genommen, Italien und die Kaiserwürde, ja sogar die Grenzen unseres eigensten deutschen Reiches hätte dieser Reichsfeind verrückt und ganze Stücke von unserem Vaterlande abgerissen, um sie der Habgier der Franzosenkönige zu überantworten.

Man beschäftigte sich in den letzten Jahren recht eifrig mit dieser „Bulle“ und suchte ihre Echtheit ausfindig zu machen. Besonders thätig waren W. Preger und Karl Müller. Beide kamen zu der Ansicht, daß das Schriftstück seinem Hauptinhalte nach eine echte Bulle sei, und Preger namentlich suchte diese Echtheit „durch die Ereignisse und Verhandlungen der Jahre 1330—1334“ zu erweisen. Da dieser Ansicht viele folgten, schien das Schriftstück, welches bis in die neueste Zeit für eine Fälschung angesehen worden, auf dem besten Wege zu sein, allgemein für eine echte Bulle gehalten zu werden, als Felten 1885 den ersten Theil seiner Arbeit herausgab, in welchem er aus inneren und äußeren Gründen darthut, daß ‚Ne pretereat‘ eine Fälschung ist. Im zweiten Theile der Schrift, der vor kurzem erschien, weist Felten den Versuch Pregers zurück, die Reconciliationsverhandlungen zwischen Johannes XXII. und Ludwig von 1330—1334 mit der sogen. Bulle in Beziehung zu setzen, um so einen Rückhalt für die Echtheit der Bulle zu schaffen.

Felten hat sich mit seinem Gegenstande mehr als sechs Jahre befaßt. Er hat, wie die vielen Seiten von Noten und Citaten darthun, ein gewaltiges Quellenmaterial durchgearbeitet. Niemand wird diese Schrift übersehen dürfen, wenn er die Geschichte des Papstes Johannes XXII. und seiner Zeit studiren will. Freilich hätten wir gewünscht, daß das reichhaltige Material an einigen Stellen noch etwas mehr verarbeitet wäre. In Dingen, die für die Entscheidung der Frage nicht maßgebend sind, wären zuweilen weniger bestimmte Behauptungen, zumal auch um etwaige unnütze Erörterungen zu vermeiden, vorzuziehen gewesen. Daß aber die Unechtheit der sogen. Bulle vollkommen

bewiesen ist, wird keiner, der das Buch Feltens durchgelesen, auch nur im geringsten bezweifeln.

Man hatte für die Echtheit der Bulle zunächst auch auf Zeugnisse hingewiesen. Dagegen zeigt der Verfasser, daß es keine einzige zuverlässige Nachricht über eine derartige Bulle gibt. Die ersten Stellen nämlich, wo von einem solchen Schriftstück die Rede ist, sprechen nur von einem audivimus, dicitur. Alle Zeugnisse, die sich mit der sogen. Bulle ausdrücklich befassen, von der im ganzen nur fünfmal die Rede ist, kommen bei ausgesprochenen Feinden des Papstes vor und führen auf jene abtrünnigen und excommunicirten Minoriten zurück, welche den Bayernfürsten umgaben und alles daransetzten, ihn mit dem Papste in erbitterter Feindschaft zu halten. Das allein dürfte für jeden ernsten Historiker genügen, um den Werth dieser „Zeugnisse“ auf das rechte Maß zurückzuführen. Zum Ueberfluß steht auch noch fest, daß einer von diesen Minoriten, Bonagratia, sich nicht gescheut hat, den Namen des Erzbischofs Balduin von Trier zu einer Fälschung zu mißbrauchen. Er verfaßte eine Appellation an ein Concil gegen den Papst, und zwar so, „als erginge sie im Namen Balduins und der Trierer Kirche“ (2, 100 u. 120).

Was nun den Wortlaut der „Bulle“ angeht, so sollte es auch u. a. „aus zuverlässiger Quelle“ feststehen, daß Dubik das Original gefunden. Felten weist dagegen nach, daß ein Original nicht existirt. Schon Daunou, ein Lohndiener Napoleons I., fand „trotz alles Suchens“ ein solches nicht; und im Vaticanischen Archiv findet sich nicht bloß von einer Bulle Ne pretereat, sondern überhaupt „von Documenten, die einen Anspruch erheben, Italien vom Reiche zu trennen, auch kein Schatten“.

Indessen sind doch einige alte mehr oder minder vollständige Aufzeichnungen von dem Schriftstück vorhanden. Die vollständigeren bringen eine recht ausführliche Motivirung, worin verschiedene Frevelthaten der Kaiser gegen die Kirche aufgezählt werden, worauf dann der bekannte Urtheilsspruch folgt. Andere geben nur den Urtheilsspruch des Papstes. Jedoch auch die vollständigeren sind ohne Anfang und Ende und ohne Datum. Es erscheint daher auch unrichtig, wenn man jetzt die fragliche Bulle, von der Alberich von Roxiata, ein Zeitgenosse und Gegner Johannes' XXII., ausdrücklich behauptet, daß sie mit „Ne pretereat“ anfange, nach den Anfangsworten des vollständigeren Bruchstücks „Quia in futurorum eventibus“ nennen will, um so mehr, da es eine unzweifelhaft echte Bulle Johannes XXII. gibt, die mit eben diesen Worten anfängt. Wie über die Anfangsworte und den Namen, so hat man sich auch über die Zeit der Abfassung dieser merkwürdigen Bulle nicht einigen können. Da aber der vollständigere Text bei Aufzählung der Unbilden, die der katholischen Kirche von den Kaisern seit Domitian [!] zugefügt worden, von Ludwig dem Bayer kein Wort sagt und nur von der Verwirrung spricht, die Heinrich VII. jüngst in Italien angerichtet (Commissio Henrici, qui diebus novissimis totam conturbavit Italiam), so ist es klar, daß der vollständigere Text vor der viel größern Verwirrung, die Ludwig der Bayer in Italien angerichtet, abgefaßt und gar nicht gegen Ludwig den

Bayer in der Hitze seines Kampfes gegen Rom gerichtet ist. Preger nun, der das Schriftstück als Bulle Johannes' XXII. für den Kampf desselben mit Ludwig dem Bayer verwenden wollte, schnitt die Motivirung von dem Urtheilsspruch ab, um diesen allein in das Jahr 1331 setzen zu können. Mit Recht weist Felten darauf hin, daß ein solches Vorgehen unstatthaft ist, nicht bloß weil Motivirung und Urtheilsspruch in den vollständigeren Copien ein Ganzes bilden, sondern auch, weil sie wegen ihres Stils und Gedankenganges zusammengehören und überdies in dem Urtheilsspruch ausdrücklich auf die Motivirung und Auseinandersetzung der Gründe verwiesen wird (ex praemissis rationabilibus causis et aliis, quas praesentibus inseri mater oblivionis prolixitas non suasit, . . . separamus, dividimus, per partes scindimus). Mehr wird es wohl nicht bedürfen, um das Bruchstück jener sogen. Bulle künftig vor dem Attentat, es in zwei Theile zu zerreißen, sicherzustellen.

Von dem Text der sogen. Bulle müssen selbst ihre Freunde zugestehen, daß „die Sprache des Ganzen eine andere ist, als in den sonst aus Johannes' XXII. Kanzlei hervorgegangenen Urkunden". In der That ist sie so sehr „eine andere", daß man den ungeübten Concipienten nur bemitleiden kann. Doch darauf wollen wir hier nicht näher eingehen.

Felten hat auch auf den wahren Ursprung des Schriftstückes hingewiesen. Eine Trennung Italiens von Deutschland und Verdrängung der deutschen Könige aus Italien lag offenbar im Interesse der Dynasten Italiens, unter denen die Anjou in Neapel damals hervorragten. Von diesen könnte eine solche Trennung gewünscht, von diesen auch betrieben worden sein. Und das ist in der That geschehen.

Es gibt nämlich zwei einander sehr ähnliche Instructionen des Königs von Neapel und der Welfenliga an ihre Gesandten bei der Curie, von welchen die erste vom Jahre 1314 ist. Diese Instructionen enthalten fast alle Vorwürfe, welche die sogen. Bulle gegen den Kaiser anführt, und zwar zumeist mit ganz denselben Worten, welche die Bulle hat. Aus diesen Instructionen geht hervor, daß namentlich die Anjou jahrelang beim Heiligen Stuhle gegen das römische Kaiserthum deutscher Nation arbeiteten. Eine Zusammenstellung der Bulle mit den Instructionen läßt keinen Zweifel darüber, daß die Bulle, die, wie bemerkt, nicht lange nach dem Tode Heinrichs VII. abgefaßt worden, an die neapolitanischen Instructionen sich anlehnt. Einiges, z. B. der Eingang, sowie auch Theile der Sentenz, sind echten päpstlichen Bullen entnommen und theilweise ungeschickt genug umgemodelt. So kam das zu Stande, was man eine Bulle genannt hat. Der Verfasser hebt noch hervor, daß die falschen Minoriten auch Verbindungen mit Neapel hatten, und daher auch von den Plänen und Instructionen, die von da ausgingen, genau unterrichtet sein konnten. Kurz, auf König Robert führt der Ursprung der „Bulle" zurück, auf die Minoriten unsere ganze Kenntniß derselben. Es sind denn auch schon viele, vielleicht fast alle, welche nach Preger und Müller zur Annahme der Echtheit der sogen. Bulle hinneigten, von ihrer Ansicht zurückgekommen. So wird man denn für Ne pretereat künftig wohl nur

mehr ein preteriit haben. In der That kann man sich beim Durchlesen des Buches nur darüber wundern, daß im Jahrhundert der Kritik ein so armseliges Schriftstück wie Ne pretereat für eine echte Bulle hat erklärt werden können.

Felten zeigt auch gegen Preger, der die Echtheit der Bulle durch die Ereignisse und Verhandlungen der Jahre 1330—1334 stützen wollte, daß eine Bulle wie Ne pretereat, die das bisherige abendländische Kaiserreich in drei Stücke zerreißt, in jenen Verhandlungen weder erwähnt noch vorausgesetzt wird, sondern im Gegentheil so sehr in Widerspruch mit ihnen steht, daß an eine Vereinbarung derselben gar nicht zu denken ist.

Preger hat ein Actenstück, welches Artikel enthält, die deutlich genug zwischen Papst und König Johann von Böhmen unmittelbar verhandelt sind, für einen „Vertrag von Piumaccio“ ausgegeben, den König Johann mit dem Legaten des Papstes abgeschlossen haben soll. Mit Hilfe dieses „Vertrages von Piumaccio“, der falschen Bulle Ne pretereat und einer hinreichenden Menge eigenthümlicher Vermuthungen und unbegründeter Hypothesen setzt Preger ein verworrenes Geschichtsbild zusammen zum Schaden der Ehre des Papstes und des Königs Johann von Böhmen. Es wird Felten nicht schwer, dieses Luftschloß zu zerstören. Nachdem er die „Bulle“ Ne pretereat als unecht dargethan, dem Actenstück, das nach Preger der Vertrag von Piumaccio sein sollte, die Stelle angewiesen, welche ihm künftig wohl bleiben wird, erklärt er alle Verträge und Thatsachen einfach und natürlich zum Vortheile der handelnden Personen und ihrem Charakter entsprechend. Es würde zu weit führen, wollten wir auf den für jeden Geschichtsforscher sehr beachtenswerthen Theil der Schrift, in welchem Felten gegen Preger einen wichtigen Abschnitt der damaligen Zeitgeschichte auseinandersetzt, weiter eingehen.

Die bedeutsame Arbeit Feltens sei allen Freunden der Wahrheit bestens empfohlen.

J. Niemöller S. J.

**Hymni, Sequentiae et Piae Cantiones** in regno Sueciae olim usitatae. 4 tomi. 178, 192, 182, 124 pp. 16°. Holmiae 1885—1887. Preis: *M.* 50. Zu beziehen durch Herder in Freiburg.

Diese äußerst elegant ausgestattete Hymnensammlung, die im Selbstverlag des Herausgebers, G. E. Klemming, Oberbibliothekar der kgl. Bibliothek zu Stockholm, erschienen ist, gliedert ihren reichen Inhalt in den vier Bändchen derart, daß der erste die Hymnen, Sequenzen, Officien der schwedischen Heiligen, der zweite diejenigen zur heiligsten Dreifaltigkeit, den göttlichen Personen, der allerseligsten Jungfrau, der dritte die auf nicht-schwedische Heilige enthält, während der vierte mit einer Folge von geistlichen Gesängen über die Vergänglichkeit des Irdischen und verwandte Gegenstände, von Schülerliedern und historischen Gedichten das Ganze beschließt. Von diesen Kategorien sind Band I und die letzte Abtheilung von Band IV insofern das Werthvollste, als sie fast nur bisher Unbekanntes zu Tage fördern, während die übrigen

Partien zum Theil wenigstens Sachen wiederholen, die bereits anderwärts, und zwar aus älteren und besseren Quellen vorliegen. Das gilt namentlich vom vierten Bande mit Ausnahme der letzten Abtheilung und nicht wenigen Nummern des zweiten, die aus einer so späten Quelle wie die Piae Cantiones von 1582 zu wiederholen kaum nöthig war.

Den ersten drei Bänden ist ein lateinisches Schreiben Sr. Eminenz des Cardinals Pitra vorgedruckt (Cl. V. Comiti P. Riant J. B. Card. Pitra Bibl. S. R. E. εὖ πράττειν), welches werth wäre, dem sechzehnten Jahrhundert anzugehören, und in dem es u. a. heißt: „Sane salivam moverunt plagulae pientissimae, quas deosculari potius quam explicare decet." Und in der That, wem es nur um das geistige Genießen des Gebotenen zu thun ist, der mag sich dieses Urtheil mit vollem Rechte zu eigen machen, und es ist gewiß nicht meine Absicht, ihm seinen Genuß zu vergällen. Wer dagegen vom Standpunkte der hymnologischen Forschung aus diese in ihrem Aeußern ebenso geschmackvolle als in ihrem Inhalte reiche Sammlung betrachtet, bei dem wird leider eine so vollkommene Befriedigung nicht aufkommen können. Schon das Fehlen eines jeden, auch des nothdürftigsten Registers wäre geeignet, seine Stimmung zu beeinträchtigen.

Unter dem, was zu bedauern ist, steht obenan ein Umstand, an dem freilich der fleißige Sammler dieser Lieder völlig unschuldig ist und den er wahrscheinlich ebenso sehr, ja noch mehr beklagt haben wird als wir. Es ist der Umstand, daß für diese Sammlung so wenige Handschriften benutzt werden konnten. Zum ganzen ersten Bande sind nur zwei Handschriften verwerthet worden. Zu diesen gesellen sich im zweiten Bande zwei neue, im dritten wieder zwei weitere, und sechs[1] im vierten Bande, so daß also für das ganze Werk nur 12 Codices benutzt sind, während alles andere aus Druckwerken geschöpft ist, die zwischen 1487 und 1582 erschienen. Hält man damit zusammen, daß z. B. die kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München allein bloß an handschriftlichen Meßbüchern, Brevieren, Antiphonarien ꝛc. über 800 besitzt, so wird man begreifen, daß diese schwedischen Quellen nur einen sehr dürftigen Eindruck machen können. Der Fanatismus des 16. Jahrhunderts hat da sein civilisatorisches Werk gründlich durchgeführt.

Zu diesem ersten Mißbehagen gesellt sich sofort das zweite, daß von keiner dieser Handschriften auch nur das beiläufige Alter angegeben ist, so daß man nie weiß, wie weit man mit einem Liede hinaufgehen darf, wie weit man herabrücken muß. Das Mißbehagen, wenn man will, die Enttäuschung, ist noch einer Steigerung fähig. Es werden im Verlauf der vier Bände mehrfach zu einzelnen Hymnen die Autoren derselben namhaft gemacht. So Birgerus Georgii zum Reimofficium der hl. Birgitta (I, 21) und des hl. Botuidus (I, 49); Nicolaus Hermanni zu den fünf Antiphonen auf erstgenannte Heilige (I, 35); Brynolphus I. (ep. Scar.) für das Reimofficium des hl. Es-

---

[1] Unter diesen befindet sich auch „Processus canonisationis beatae Catharinae", der auf noch nicht aufgeklärte Weise aus dem Dominikaner-Convent zu Krakau nach Schweden gewanderte Codex.

killus (I, 103), der hl. Helena (I, 115) und der Spinea corona (II, 94); Joh. Brask (ep. Linc.) zum Reimofficium des hl. Nicolaus von Linköping (I, 142); Joh. Benechini de Calmaria, † 1461, zum Reimofficium der hl. Katharina von Schweden (I, 74). Nur wer da weiß, wie schwierig es ist und wie selten es gelingt, für liturgische Poesien die Autoren zu ermitteln, begreift die freudige Erwartung, die solche Angaben, die jedesmal einen wesentlichen Fortschritt bedeuten, erregen; nur der begreift aber auch die Enttäuschung, wenn auch nicht mit einem einzigen, doch so wohlfeilen Wörtchen bemerkt wird, woher denn diese Angabe stammt. Was soll man sich denken, wenn man z. B. am Schlusse des Eskill-Officiums liest: Brynolphus I. episcopus Scarensis. Breviarium Strengense (1495) p. F. VII. Schreiber dieses hat noch in keinem Incunabel-Brevier den Autor eines Officiums oder Hymnus bezeichnet gefunden. Machen die schwedischen hierin eine Ausnahme? Das wäre sehr wissenswerth. Oder woher stammt denn sonst die Nachricht? Das sind Fragen, auf die man eine Antwort zu erwarten berechtigt ist. Denn in ihrer Unbeglaubigtheit regen ähnliche Angaben nur einen Tantalusdurst an.

Weniger empfindlich ist es, wenn umgekehrt Lieder, deren Autor nachgewiesen, anonym auftreten, oder wenn z. B. Brocken von Sequenzen Adams von St. Victor unterlaufen, nachdem bereits die zweite kritische Ausgabe seiner Poesien vorliegt (vgl. Klemming III, 144 mit Gautier, Oeuvres poétiques d'Adam de St. Victor. 2e éd. p. 123).

Auch die Abdrücke im einzelnen sind nicht immer ganz correct. Nur wenige Beispiele. Bd. II, 138 steht folgende Strophe aus Cod. Upsal. c. 600:

O regina virgo poli,
Me committo tibi soli,
Spernere me, virgo, noli,
Mater gratissima proli.

Das wird jeder als trochäischen Dimeter lesen und sich vielleicht aufhalten über die grausige Betonung Máter grátissíma próli. Allein wie die folgenden Verse zur Evidenz zeigen, besteht das ganze kleine Gedicht aus leonini caudati; die obigen zwei sind nur durch zweimaliges Einschieben des Wortes virgo verderbt, das der Herausgeber unterdrücken und daher schreiben mußte:

O regina poli,
me committo tibi soli,
Spernere me noli,
mater gratissima proli.

Auch die Antiphonen II, 144 sind solche Hexameter, was man ihnen aber bei solchem Abdruck schwer ansieht:

Stella Maria maris
paris
expers non tuearis.

Noch weniger kenntlich ist der Vers in der letzten Antiphon:

O fons hortorum,
flos florum,
gemma polorum,
gloria sanctorum,
vas morum,
spes miserorum etc.

Das sind wieder zwei versus leonini bicaudati:

O fons hortorum, flos florum, gemma polorum,
Gloria sanctorum, vas morum, spes miserorum.

Abweichende Lesarten sind in allen vier Bänden nur zweimal verzeichnet, nämlich IV, 62 und IV, 72.

Rubriken des Breviers oder Missals muß man entweder alle abdrucken, oder, was richtiger ist, gar nicht. Klemming druckt beharrlich nur die einzige: „Ad vesperas super omnia laudate", die in ihrer Brachylogie gewiß wenigen verständlich ist.

Räthselhaft ist, wie IV, 92 der Kirchweih-Tropus „Zachaeus arboris ascendens stipitem" unter die Cantiones historicae geräth.

Doch solches Eingehen ins Detail würde uns hier zu weit führen.

Den Additamenta zum ersten Bändchen, welches die schwedischen Heiligen enthält, könnten wir ein weiteres Reimgebet auf die hl. Birgitta beifügen. Es findet sich in dem Cod. Sangallen. 520 vom Jahre 1436 auf S. 255, leider in ziemlich fehlerhafter Abschrift:

1. Gaude, sponsa, gloriae,
Nova lux ecclesiae,
Brigitta beata,
Perduc nos ad gaudia
Summaque palatia
Prece tua grata.

2. Gaude, cui Christus plura
Revelavit et futura
Dedit quoque cernere,
Hujus mundi nobis vanam
Da fallacem et insanam
Semper pompam spernere.

3. Gaude, felix reparatrix,
Vinearum adornatrix
Nec non et ecclesiae,
Mentes nostras tu repara,
Ut in aula [coeli] clara
Summae jungamur gloriae.

4. Gaude, sancta Dei sponsa [1],
Dives atque paupercula,
Virtutibus impleta;
Tuam catervam protege
Atque [2] labantes erige
Dans gaudia quieta.

5. Gaude, soror angelorum,
Cujus pater saeculorum
Verbis dat credentibus
Sceptrum pulchrum in mercedem
Et praeclarum poli sedem
Regnis in coelestibus.

[1] Vielleicht fehlerhaft, obschon ähnliche Reimbildung auch 7, 1 und 2 wiederkehrt.
[2] Et Hsch.

6. Gaude, sponsa tam beata,
Jam in coelo collocata
Sentis semper dulcia;
Jam nos trahe sine mora,
Angelorum omni hora
Ubi sonant cantica.

7. Gaude, nova stella maris
Nos ad portum[1] pulsis malis
Perdu[cas coelestium]
Et in undis[2] constitutis
Sis adjutrix, fons virtutis
Praesens post exsilium.

Es wäre ungerecht, unsere Ausführungen ohne die Bemerkung zu schließen, daß das Gesagte zwar der Freude über diese schöne und reiche Sammlung einigen Abbruch thut, ohne daß indes dieselbe aufhört, zu den werthvollsten Bereicherungen zu gehören, welche die hymnologische Literatur in jüngster Zeit erlebt hat. Auch wäre den empfindlichsten Mängeln leicht durch einige Cartons zum IV. Bande abzuhelfen, wie ja solche auch zu Band I gedruckt sind, in denen Indices der Hymnen rc., der Handschriften mit Altersangabe, sowie endlich der Autoren mit biographischen Notizen und kritischen Belegen für ihre Autorschaft sich fänden.

G. M. Dreves S. J.

**Die Weltkarte des Castorius**, genannt die Peutinger'sche Tafel. In den Farben des Originals herausgegeben und eingeleitet von Dr. **Konrad Miller**, Professor am kgl. Realgymnasium in Stuttgart. Eine große Karte von 4,47 m Länge und 0,22 m Höhe, mit 126 S. Text in 8⁰. Ravensburg, Otto Maier, 1888. Preis: *M.* 6.

Am 4. Februar 1508 starb der Wiener Humanist Konrad Celtes. In seinem Testament hatte er dem Augsburger Rathschreiber Konrad Peutinger sein in einer deutschen Bibliothek gefundenes sogen. Itinerarium Antonini vermacht. Dasselbe bestand aus einer Pergamentrolle von 6,82 m Länge bei 0,34 Höhe und enthielt in farbiger Ausführung die wichtigsten Städte und Verkehrswege des römischen und persischen Reiches. Der Name Itinerarium sollte anzeigen, daß die Karte bestimmt war, Reisenden zu dienen. Einige Erklärer meinten, sie sei ursprünglich zu militärischen Zwecken entworfen, enthalte darum die bedeutenderen römischen Heerstraßen; andere sahen sie als Hilfsmittel für den römischen Postdienst an. Wahrscheinlich war sie nicht für einzelne Stände, sondern für Reisende überhaupt bestimmt. Mit Recht sagt der neueste Herausgeber: „Wir nehmen keinen Anstand, auszusprechen, daß die Karte für die alte Geographie wichtiger ist, als die wissenschaftlich bedeutendsten Leistungen des Alterthums auf geographischem Gebiete. . . Der Hauptwerth der Tabula (Peutingeriana) liegt in dem Material, welches sie als Itinerarium bietet, in den Entfernungszahlen, den Namen, der Schreibweise und der (durch kleinere oder größere bunte Zeichnungen angezeigten) Bedeutung der Orte. Die physische und politische Geographie kommt erst in zweiter Linie."

[1] a portu Hsch.
[2] in mundis Hsch. statt in undis oder in mundo.

Von Peutinger kam die Karte 1587 an Marcus Welser, der sie publicirte, 1737 an den Prinzen Eugen und dann in die Wiener Hofbibliothek. Sie ist heute allgemein als mittelalterliche Copie anerkannt. Meist hat man angenommen, sie sei erst im 13. Jahrhundert angefertigt worden, nach einigen von einem angeblich im Jahre 1265 zu Colmar lebenden Dominikaner. Dagegen weist Miller nach, der Charakter der Schrift berechtige zu einer um 200, wenigstens um 100 Jahre höher hinaufreichenden Datirung, wodurch jene „Colmarer Hypothese" widerlegt werde. Seine Untersuchungen zeigen weiterhin, daß der mittelalterliche Abschreiber das alte Vorbild keineswegs durch willkürliche Veränderungen, durch Zusätze oder Auslassungen verdarb, sondern im ganzen und großen treu copirte. Daß er im Abschreiben Fehler machte, darf nicht auffallen, da in die verschiedenen bis jetzt erschienen Ausgaben seiner Copie über 1000 abweichende Lesarten, bei der im Jahre 1753 von Scheyb zu Wien besorgten Edition allein im Schwarzdruck an 800 und selbst in der neuesten Pariser Ausgabe noch 70 zum Theil nicht unwichtige Irrthümer gekommen sind. Durch den Nachweis der Treue der Wiener Copie ist eine Grundlage zu weiterer Forschung geboten. Da Rom, Constantinopel und Antiochia auf der Karte als Hauptstädte des Reiches hervorgehoben sind, da Christenthum und Heidenthum gleichberechtigt erscheinen, indem Kirchen neben Götzentempeln berücksichtigt werden, da der Rhein eine Grenze des Römerreichs bildet, auch jenseits der Donau nur mehr Dacien als römisches Land behandelt erscheint, so setzt Miller die Anfertigung des Originals in die zweite Hälfte des vierten Jahrhunderts. Sein Versuch, für die Abfassungszeit die acht Monate des Kaisers Procopius von September 365 bis Mai 366 zu bestimmen, scheint aber nicht hinlänglich begründet, weil in den Abbildungen der drei Hauptstädte die thronenden Figuren, auf die er sich beruft, nicht als Kaiser, sondern als Personificationen dieser Städte aufzufassen sind. Auffallend bleibt, daß Trier, welches doch im vierten Jahrhundert einen so bedeutenden Rang einnahm, auf der Karte bildlich mit Bonn, Köln, Xanten, Nymwegen gleichgestellt ist, was nur zum fünften Jahrhundert passen dürfte. Dem ersten Zeichner können „nicht die Karten der griechischen Geographen als Quellen gedient haben", weil diesen die Absicht zu Grunde lag, „die wirklichen Verhältnisse der Erdtheile und der Länder darzustellen". Er hat eine neue Methode eingeschlagen, welche auf einen praktischen Römer hinweist, der die bis dahin listenartig aufgezeichneten Reiserouten graphisch zusammenfügte. Seine Reiserouten, die weder alle gleich gut sind, noch aus derselben Zeit stammen, muß er aus verschiedenen Weltgegenden gesammelt haben. Durch eine solche Entstehung werden nicht nur einzelne Widersprüche seines Werkes erklärlich, sondern auch die Unterschiede der angewandten Maßstäbe. Während nämlich für Gallien mit Ausnahme der Provincia Narbonensis gallorömische Längen zu 2,222 km als Einheitsmaß gelten, dient im übrigen Römerreich und in Mesopotamien die römische Meile zu 1,4815 km, in Persien aber die Parasange zu 6—7 km zur Bestimmung der Entfernungen.

Nachdem mit großer Wahrscheinlichkeit dargethan ist, daß die Karte in der zweiten Hälfte des vierten (oder im Anfange des fünften) Jahrhunderts

von einem Römer angefertigt wurde, lag es nahe, in ihr die um das Jahr 650 beim Kosmographen von Ravenna 36mal citirte Beschreibung des ganzen römischen Erdkreises von Castorius wieder zu erkennen. Nicht nur deckt sich der Inhalt der von jenem Kosmographen aus Castorius beigebrachten Citate in auffallender Art mit den auf der Karte verzeichneten Angaben, sondern es steht auch fest, daß die Arbeit des Castorius eine Karte, nicht ein Buch war. Professor Miller ist so sicher, das von Celtes und Peutinger im 16. Jahrhundert irrthümlich als Itinerarium Antonini bezeichnete wichtige Werk sei von dem Genannten hergestellt, daß er es auf seinem Titelblatt als „Weltkarte des Castorius" bezeichnet. Vielleicht würde die Benennung: „Itinerarium des Castorius" bedeutsamer und für den internationalen Verkehr der Gelehrten bequemer gewesen sein, weil das lateinische Wort schon allgemein angenommen und allen verständlich ist. Die alten Ausgaben genügen heute nicht mehr; die 1869—1874 zu Paris erschienene ist nicht nur zu theuer (120 Frs.), sondern auch unvollendet und mangelhaft. Hier erhalten wir in der auf $^2/_3$ der Größe der Wiener Copie in Farbendruck wiedergegebenen Karte ein ebenso handliches als billiges Buch. Dadurch ist das Ganze allen Forschern, selbst den Schulen zugänglich gemacht. Möge darum die neue Publikation der Karte und ihr ebenso sehr durch gründliche Wissenschaftlichkeit als durch klaren Vortrag sich auszeichnender Text weite Verbreitung finden. Das wird den Verfasser dann auch ermuthigen, den versprochenen, freilich sehr schwierigen, aber auch dankenswerthen Commentar zu der Karte fertigzustellen und bald zu veröffentlichen.

**Steph. Beissel** S. J.

---

# Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

**Die Residenzpflicht der Pfarrer, Curaten** und aller, welche ein mit der cura animarum verbundenes Beneficium inne haben. Eine canonistische Abhandlung von Dr. Franz Joseph Heim, Dompropst in Augsburg. Mit oberhirtlicher Druckbewilligung. IV u. 156 S. 8°. Augsburg, Kranzfelder, 1888. Preis: *M.* 1.80.

Die Residenzpflicht der Seelsorgegeistlichen ist, wie der hochw. Verfasser mit Recht hervorhebt, so selbstverständlich, daß es überflüssig erscheinen könnte, zu ihrem Beweise etwas zu sagen. Ist sie aber eine aus dem Amte selbst sich augenscheinlich ergebende Pflicht, so heißt das eben nichts anderes, als die Residenzpflicht der Seelsorgegeistlichen im allgemeinen ist göttlich-natürlichen Rechtes, sie beruht nicht bloß auf positiv-kirchlichem Gesetze. Diese Ansicht vertritt denn auch der Herr Verfasser mit aller Entschiedenheit. Dabei ist aber festzuhalten, daß die Art und Weise des Voll-

zuges der Residenzpflicht nicht in ihrem ganzen Detail oder in genau abgegrenztem Maße durch göttliches Recht bestimmt wird. Dieses gibt eben die allgemeine Norm für die Verpflichtung zur Residenz, insoweit dieselbe zur Ausübung des übernommenen Amtes erforderlich ist. Ob und wann durch zeitweilige Stellvertretung genügende Vorsorge getroffen, oder auch durch vorübergehende Unterbrechung der Residenz ohne Stellvertretung der gebührenden Amtsverwaltung kein Eintrag gethan werde, ist an sich eine Frage der praktischen Klugheit, kann aber und muß sogar, je nach Umständen, durch positive Gesetzgebung beantwortet und näher bestimmt werden. Die Kirche hat nun in dieser Hinsicht, zumal durch das Trienter Concil und durch nachfolgende Erklärungen der S. C. C., genau bestimmte und streng gefaßte Vorschriften erlassen. In der Erörterung eben dieser positiven Seite der Residenzpflicht besteht der Hauptinhalt vorliegenden Werkes. Doch ist es nicht eine bloße Angabe der bestehenden Gesetze: dieselben werden trefflich beleuchtet einmal durch die geschichtliche Erörterung der Residenz und Residenzpflicht in der vortridentinischen Zeit, dann auch durch die Prüfung der in der Folgezeit aufgetauchten Streitfragen und verschiedenen Ansichten und durch nähere Erläuterung der erlassenen Vorschriften. Ob aber die Ansicht des Verfassers über die Pflicht zur Spendung der Sacramente mit augenscheinlicher Todesgefahr in ihrer ganzen Ausdehnung aufrecht zu halten sei, möchten wir bezweifeln. Auch erlauben wir uns die Bemerkung, daß bei der Strafmaßberechnung für den Fall verletzter Residenzpflicht sich ein etwas milderes Resultat ergibt, wenn man mit dem hl. Alphons (lib. 4, n. 127, dub. 4) einen Theil des Jahreseinkommens für die trotz unberechtigter Abwesenheit erfüllten anderen Standesobliegenheiten anrechnet. Im übrigen zeugt das Werk des hochw. Verfassers nicht nur von reicher Belesenheit, sondern auch von gediegenem Urtheil und Gründlichkeit der Behandlung.

**Meister Breckmann,** wie er wieder zum Glauben kam und aufhörte, Socialdemokrat zu sein. Von L. v. Hammerstein S. J. 115 S. 8⁰. Trier, Paulinus-Druckerei, 1888. Preis: *M.* 1.

Der katholische Mann aus dem Volke kommt heutzutage so vielfach in Berührung mit dem Unglauben, daß die Gefahr der Verführung für ihn eine nicht geringe wird, wenn er nicht vorbereitet ist, Rechenschaft von seinem heiligen Glauben zu geben und die fadenscheinigen Gewebe gegnerischer Gründe zu zerreißen. Der popularisirte „Edgar", wie obiges Büchlein wohl genannt werden kann, bietet in schlichter, volksthümlicher Art die Widerlegung der landläufigen Einwürfe gegen das Dasein Gottes, gegen das Christenthum und den Katholicismus und gibt in kurzen, schlagenden Sätzen die faßlichsten Beweise für die Wahrheit der katholischen Religion. Wir wünschen dem „Meister Breckmann" so viele Freunde und Bekannte, wie „Edgar" gefunden hat; nicht nur können dessen Geistesverwandte, die sich leichtsinnigerweise von den verführerischen Versprechungen der Gottlosigkeit ködern ließen, durch dasselbe wieder auf den rechten Weg gewiesen werden, sondern auch die glaubenstreuen Katholiken gewinnen Festigkeit und Halt, um niemals auf solche Irrwege zu gerathen.

**Erster Beichtunterricht.** Von Ferd. Heinr. Jägers, Pfarrer in Solingen. Mit kirchlicher Approbation. Dritte Auflage. 119 S. 8⁰. Paderborn, Junfermann, 1888. Preis: 60 *Pf.*

Das Büchlein weist warm empfehlende Worte des jetzigen hochwürdigsten Herrn Erzbischofs von Köln auf, mit denen derselbe von Ermland aus die erste Auflage begleitet hat. So wichtig es ist, die Kinder gerade für die erste Beichte zu unterrichten,

so schwierig ist dieses auch sowohl wegen der geringen Fassungskraft des jugendlichen Alters, als auch wegen der Gefahr, bei Erklärung der Gebote und der Sünden durch ein Zuviel oder durch ein Zuwenig den Kindern ein falsches Gewissen beizubringen. Diesbezüglich ist uns eigentlich nur der eine Punkt aufgestoßen, daß bei Besprechung des Abstinenzgebotes den Kindern die Auffassung nahegelegt wird, als ob bei diesem Gebote von einer sogenannten parvitas materiae nicht die Rede sein könnte, während doch bei anderen Geboten sorgfältig diese Unterscheidung der Geringfügigkeit der Sache, wo sie zulässig ist, angegeben wird. Im übrigen ist die ganze Erklärung der bei den Kindern leichter möglichen Sünden mit großem Geschick durchgeführt und die Unterscheidung der Todsünden und läßlichen Sünden dem kindlichen Verstande durchaus angepaßt, ohne der theologischen Richtigkeit etwas zu vergeben. Was aber von noch weit größerer Wichtigkeit ist, die nothwendigen Stücke einer guten Beicht, Gewissenserforschung, Anklage, Reue und Vorsatz mit all ihren erforderlichen Eigenschaften, sind im allgemeinen gründlich und doch verständlich, erschöpfend und dabei ansprechend und ergreifend für das kindliche Gemüth ausgeführt. Wir stehen daher nicht an, es für eine unschätzbare und eine vielleicht das ganze zukünftige Leben entscheidend beeinflussende Wohlthat zu erklären, die dem Kinde zu theil wird, wenn es nach obiger Anleitung den ersten Beichtunterricht empfängt.

**Ledetraad i Verdenshistorien** til brug for begyndere af V. Skovby. Kjöbenhavn, Hagerup, 1887. Preis: ca. *M.* 3.

Dieser Leitfaden der Weltgeschichte für Anfänger hat insofern ein allgemeineres Interesse, als ein wackerer dänischer Protestant darin gewagt hat, die Hauptumrisse der Geschichte unabhängig von den traditionellen Lügen und Verdrehungen der Magdeburger Centuriatoren und ihres gesammten Kometenschweifes nach eigener, vorurtheilsfreier Untersuchung zu zeichnen. Er ist deshalb nicht nur der katholischen Kirche im allgemeinen in hohem Grade gerecht geworden, sondern erklärt katholische Controverslehren, wie jene vom Ablaß, vom Cölibat, von der päpstlichen Infallibilität nahezu vollkommen richtig, entlastet Gregor VII. und andere Repräsentanten der kirchlichen Freiheit von den landläufigen Verleumdungen und stellt selbst die Glaubenstrennung des 16. Jahrhunderts so nüchtern, objectiv dar, daß man das Buch, mit einigen kleinen Verbesserungen, wohl unbedenklich in katholischen Schulen benützen könnte. Er bildet ein höchst merkwürdiges, erquickendes Gegenstück zu den deutschen „Leitfäden" von Demmer, Helmsing, Holzweißig, Kurtz, Leimbach, Leipoldt, welche jüngst in diesen Blättern (Bd. 34, S. 299 ff. 406 ff.) zur Sprache kamen.

**Die drei neuen Heiligen aus der Gesellschaft Jesu,** Alphons Rodriguez, Johannes Berchmans und P. Peter Claver. Kurze Lebensgeschichte und Gebete. Von Fr. Hattler S. J. Mit Gutheißung der Obern. 108 S. 16° und Titelbild. Innsbruck, Felix Rauch, 1888. Preis: 40 *Pf.*

In Anlage und Ausführung gewahrt man sofort die ascetisch praktische und volksthümlich ansprechende Weise des Verfassers des „Herz-Jesu-Sendboten" und „Herz-Jesu-Kalenders". In kurzer gedrängter Form wird dem Leser die Hauptsache aus dem Leben der drei neuen Heiligen geboten; aber der Verfasser weiß sogleich seinen Standpunkt zu nehmen und die geschichtlichen Züge so zu wählen und zu gruppiren, daß die einzelnen Kapitel der Erzählung zu einer ganz ungekünstelten Mahnung christlichen Tugendlebens werden, und zwar eines Tugendlebens für die tagtäglichen Verhältnisse eines gewöhnlichen Christen. Unter den drei Titeln: „Ein katholisches

Glaubensleben", „Ein gottgeheiligtes Jugendleben", „Ein christliches Opfer- und Liebesleben", bringen die verschiedenen Abschnitte mit dem Lebensbild des heiligen Laienbruders, des heiligen studirenden Jünglings und des heiligen Missionärs die Substanz einer gründlichen christlichen Ascese: was etwa noch fehlen sollte, das trägt der Schlußtheil des Büchleins in der Form einer Anleitung zur Verehrung der Heiligen nach.

1. **Der heilige Johannes Berchmans** als ein Vorbild der christlichen Jugend zur Verehrung und Nachahmung dargestellt von Melch. Hausherr S. J. Dritte Auflage. Mit Bildniß. Mit Bewilligung der Obern. IV u. 131 S. 16°. Mainz, Kirchheim, 1888. Preis: 70 *Pf.*

2. **Leben des heiligen Alphons Rodriguez,** Laienbruders der Gesellschaft Jesu. Zur Heiligsprechungsfeier mit einem Titelbild neu herausgegeben von Melch. Hausherr S. J. Mit Bewilligung der geistlichen Obern. X u. 302 S. 8°. Paderborn, Junfermann, 1888. Preis: *M.* 1.20.

Für diejenigen, welche sich der Verehrung des einen oder des andern der genannten Heiligen in besonderer Weise zuwenden und sich eingehender mit ihrem Leben bekannt machen wollen, werden die Schriften des durch seine ascetischen Werke rühmlichst bekannten P. Hausherr eine erwünschte Gabe sein. Das an erster Stelle verzeichnete Büchlein ist der dritte Abdruck aus dem größern Werke desselben Verfassers: „Die drei heiligen Jugendpatrone", welches zur Zeit der Seligsprechung des hl. Johannes erschien. Die christliche Jugend, besonders die studirende Jugend, findet in diesem Lebensabriß des so früh vollendeten heiligen Jünglings ein um so anziehenderes Muster, weil es ein lebendiger Beweis ist, daß die christliche Heiligkeit nicht in außerordentlichen Dingen, sondern in der vollkommenen und so allerdings ungewöhnlichen Art und Weise besteht, die gewöhnlichen, allen obliegenden Handlungen zu verrichten.

Das an zweiter Stelle genannte Werk ist für ganz andere Leserkreise berechnet. Zunächst sind es die Laienbrüder in den verschiedenen Orden, die an dem Heiligen ein neues Vorbild gewonnen haben und denen das Buch zur Erbauung und zum Troste geboten wird. Doch ist dies durchaus nicht der ausschließliche Leserkreis. Das Leben des Heiligen bewegt sich zwar weit mehr in Außerordentlichem, als das des hl. Johannes; aber das Beispiel wie die Lebensregeln und Grundsätze des schlichten Laienbruders bieten eine goldene Anleitung zur Selbstheiligung im gewöhnlichen Leben des Arbeiterstandes. Die Seelenführer finden in dem Werke zugleich kostbare Winke für die Leitung solcher, welche Gott zu einer mehr als gewöhnlichen Vollkommenheit durch mächtige Gnadenwirkungen beruft.

**Das eine Nothwendige.** Gebet- und Erbauungsbuch für alle katholischen Christen, insbesondere zur Erinnerung an die heilige Mission und die heiligen Exercitien. Von Peter Diel, Priester der Gesellschaft Jesu. Mit oberhirtlicher Erlaubniß. 509 S. 12°. M.-Gladbach, Riffarth, 1888. Preis: *M.* 1.50.

Die Erwägungen dieses Buches verbreiten sich in allgemein verständlicher Weise über die großen Heilswahrheiten, welche bei Missionen und Exercitien behandelt zu werden pflegen. Wird daher „Das eine Nothwendige" ein höchst willkommenes Vade-

mecum insbesondere denen sein, welche an jenen heilsamen Uebungen theilgenommen haben und die Früchte derselben zu bewahren wünschen, so bietet es doch auch überhaupt allen heilsbeflissenen Seelen die kräftigsten Beweggründe und eine durchaus zuverlässige Anleitung zu einem christlich frommen Leben.

**Anna, Gräfin von Gloswood,** oder: Der Katholicismus in England unter Karl II. Frei nach dem Französischen des Frl. Ant. Lecler bearbeitet uud herausgegeben von H. W. A. Potthoff, Priester der Erzdiöcese Köln. Zweite Auflage. VII u. 278 S. 8°. Erfurt, Brodmann, 1887. Preis: *M.* 2.50.

Die blutigen Kämpfe, welche während des siebenzehnten Jahrhunderts in England geführt wurden, bilden den Hintergrund, von dem sich die Erzählung abhebt. Insbesondere werden uns die religiösen Wirren unter der Regierungszeit Karls II. geschildert. Wie sehr auch Anglikaner und Puritaner sich gegenseitig befehdeten, sie waren doch einig im Hasse und in der Verachtung der katholischen Religion. Katholische Priester hatten, um nur dieses Eine zu erwähnen, falls man sie auf englischem Boden betraf, den Tod zu erwarten. Aber die Gnade weiß auch unter anscheinend unübersteiglichen Hindernissen ihr Werk zu vollbringen — das zeigt aufs anschaulichste diese Erzählung, indem sie uns die Führungen einer hochbegabten Seele schildert, die trotz der puritanischen Erziehung und trotz der grassen Vorurtheile gegen die katholische Religion allmählich den Weg zur Wahrheit findet. Wie diese auserwählte Seele mit Hilfe der Gnade und unterstützt durch die lichtvollen Erklärungen eines väterlichen Freundes durch alle einzelnen Vorurtheile — es sind beiläufig dieselben, welche auch jetzt noch die meisten Protestanten theilen — sich bis zu voller Klarheit und zu vollem inneren Frieden durcharbeitet, das macht den Hauptinhalt, aber auch den Hauptreiz dieser „Conversionsgeschichte" aus. — Die Verlagshandlung hat dem Buche einen gefälligen Originaleinband gegeben. Für eine weitere Auflage wäre eine sorgfältigere Druckcorrectur zu empfehlen.

**Tausend Höhen-Angaben.** Zusammengestellt von Prof. Dr. Heinrich Baumgartner. 141 S. 12°. Graz, Styria, 1888. Preis: *M.* 1.

Ein höchst praktisches Nachschlagebüchlein für Gebirgsfreunde. Es zerfällt in drei Theile: im ersten sind die Höhenangaben nach den verschiedenen Gebirgssystemen, im zweiten nach der absoluten Höhe (in absteigender Folge) geordnet, während der dritte Theil ein alphabetisches Verzeichniß der Höhen bietet. Die beigefügten kurzen Notizen beziehen sich auf die Lage, hie und da auch auf die geologische Beschaffenheit.

---

# Miscellen.

---

**Zur Jubelfeier des Jammerpropheten.** Jüngst lasen wir in einem leitenden Artikel des weitverbreitetsten, aber auch leichtlebigsten unter den Tagesblättern der Hauptstadt an der Seine („Figaro" vom 6. Mai 1888), unsere Zeit sei wahrlich nicht heiter, und der Ton unserer Jubelweisen würde der Nachwelt so genau als möglich überliefert werden — in Schopenhauers sämmtlichen Werken. Die Allerweltshypochondrie wird von den Künstlern ausgebeutet, hieß es da weiter, im Hinblick auf den diesjährigen „Salon", und von den Dichtern besungen. Am schlimmsten aber sei die Sache bei den Romanciers. „Im modernen Roman hat der Kummer des Daseins und der Jammer des Lebens seinen letzten Schrei ausgestoßen. Da wird der Marasmus so erdrückend, daß man einen besondern Namen erfinden mußte, um seinen eigentümlichen Reiz zu bezeichnen. Man sagte: er schopenhauere."

Eine betrübende Einsicht ist uns da aufgegangen, nämlich diese: Jenseits der Vogesen hat man die Eigenart Arthur Schopenhauers besser erfaßt als bei uns. Sonst hätte der Versuch nicht gemacht werden können, uns einen unpessimistischen Schopenhauer vorzustellen. Die Obermandarine der öffentlichen Meinung schlugen an den Tamtam und riefen mit feierlicher Festmiene: Schopenhauer ist uns geboren! Schopenhauer, das säculare Genie; Schopenhauer, der Vollender Kants; Schopenhauer, der echte Philosoph, der Ruhm deutschen Denkens, den Hamburg uns schenkte, Berlin reifen sah, Frankfurt zürnen hörte. Groß und hehr zog Arthurs Gedächtnißfeier durch die deutschen Lande, d. h. durch die Spalten der Weltblätter. Und eigenthümlicherweise war der Grundton dieser Reclame für das Weltereigniß, daß 1788 Schopenhauer zur Welt kam, in einigen besonders hervorstechenden Leistungen eine völlige Verdrehung des Thatbestandes. Als Schopenhauers Columbusthat wurde die Entdeckung bezeichnet, daß die Welt nicht bloß Vorstellung, sondern auch Wille sei, Wille zum Leben, Wirken, Glücklichsein. Daher dürfe man seine Weltanschauung eigentlich zu den optimistischen zählen. Es sind also nur ein paar pessimistische Kleckse in seine sämmtlichen Werke gefallen. Man kann seinen Haß gegen die Mitmenschen, sein Wüthen gegen den Fluch des Lebens links liegen lassen. Es bleibt der Weisheit noch genug, und zwar ein alles beseligender und erlösender Optimismus. So ungeheuerliche Behauptungen spotten aller Kritik. Man kann einer Gedankenreihe nicht folgen, in der keine Folge ist, und Beweise nicht widerlegen, die nicht erbringbar sind. Was die Weltblätter an Main und Spree, Donau und Rhein zu Schopenhauers Gedächtnißfeier zusammenphilosophirten, ging wahrlich über alles Glaubliche hinaus. Die unglaublichsten Taschenspielerkünste aber mußten aufgeboten werden, um zu obigem Ergebniß zu gelangen. Daß dabei philosophische Mißgriffe vorkamen, wie sie selbst in Weltblättern selten sind, kann dann nicht Wunder nehmen. So die Behauptung der „Frankfurter Zeitung" (Wochen-

blatt XV. 9), erst Kant habe das Causalitätsprincip formulirt. Gerade als wollte man sagen, Vanderbilt habe das Einmaleins entdeckt, oder Boulanger das Pulver erfunden. Natürlich wurde mit besonderem Nachdruck gerühmt, Schopenhauer gehöre zu den Heroen der Humanität, welche mithalfen, den mittelalterlichen Kirchengott und das Jenseits abzuschaffen. Man weiß ja, wenn der Leser wieder so weit ist, dann gleitet das Auge interesselos über den sonstigen metaphysischen Gallimathias hinweg.

Es mögen ja immerhin mildernde Umstände vorhanden gewesen sein. Schopenhauers Geburtstag war einmal da, und geschrieben mußte werden. Wer immer etwas Philosophisches auf dem Herzen hatte, durfte die Gelegenheit nicht versäumen. Am Pessimismus, an den kalten Sarkasmen nagender Trostlosigkeit oder den wilden Ausbrüchen heller Verzweiflung hat der Zeitungsleser gemeinhin keine Freude. Man zahlt doch kein Abonnement, um sich am frühen Morgen schon den Humor verderben zu lassen. Trotz allem ist die Geschichtsfälschung zu arg, die uns in Schopenhauer einen optimistischen Schäferknaben zeigen will, der alle Welt frohe Weisen zu lehren versteht und nur hie und da ein bischen böser Laune war.

Hat vor allem denn niemand die schneidende Ironie dieser „Jubelfeier" bemerkt? Der Mann wollte Zeitgenossen und Nachwelt davon überzeugen, daß der Eintritt ins Leben „ein Fehltritt" und das Leben selbst „eine Verirrung ist, von der zurückzukommen als Erlösung" angesehen werden muß. Er selbst hat also von vorhinein die Gedächtnißfeier seines Geburtstages, jedes Geburtstages für die Gedächtnißfeier eines Fehltrittes erklärt, für das Jubiläum einer Verirrung.

Von ihm sodann seinen Pessimismus trennen wollen, ihm einen Einfluß zuschreiben, der frei ist von solchem Gifte, das geht einfach nicht, das widerstreitet den Thatsachen, den Denkgesetzen. Viel besser verstehen seine Stellung in der Gegenwart diejenigen, welche von jedem Menschenherzen und von jedem Menschenwerk, darin moderne Bildung und moderne Trostlosigkeit sich paart, zur Diagnose sagen: „Es schopenhauert."

Ist man nämlich wirklich überzeugt, daß der Wille zum Leben, Wirken und Seligsein das menschliche Streben durchwaltet, und glaubt man dazu wirklich der Ueberzeugung vom Dasein Gottes und der persönlichen Fortdauer nach dem Tode sich entschlagen zu können, dann wird der Pessimismus, deutsch die Verzweiflung, in jedem Manne, dem Fleisch und Sinne nicht genügen, nur unter einer dieser zwei Bedingungen ausbleiben: wenn er keine Consequenzen zu denken vermag, oder die Wahrheit zu sagen nicht geneigt ist. Gilt wahrhaft der atheistische Taufschein, der da behauptet, wir seien eine Spottgeburt des Augenblicks, wie Wolkengebilde, wie Staubwirbel, wie Seifenblasen, dann müßte alle Denkfähigkeit vermorscht sein, gälte nicht ebensowohl die höchst betrübende Nachricht: es bleibt denn auch nach dem Sterben nicht mehr von mir übrig, als vom Lichte einer ausgelöschten Lampe — nur schnell das Fenster auf! Dann ist das bischen Frühling und Freude, das wir hienieden mitmachen, das einzige, was wir in diesem Genre zu gewärtigen haben; die Masse Elend, die sich über die Welt wälzt und in die Herzen sich einfrißt,

unser eigenstes Lebenselement. Dann sind die Träume endlosen Glückes Schäume des gährenden Stoffes, Verzweiflung zu verbeißen unsere erhebende Lebensaufgabe, und das alles reizend zu finden verfluchte Schuldigkeit.

Der echte Schopenhauer spricht also: „Die richtige Lebensstimmung ist die eines Delinquenten, der zum Hochgericht schreitet“ [1]; „von der Hoffnung genarrt, tanzen wir dem Tode entgegen“ [2]. Er war zu starken Geistes, um Consequenzen nicht zu sehen; zu gewaltthätig im Ausdruck, um diese Consequenzen nicht so scharf als möglich auszusprechen. Sein Pessimismus bleibt ihm und allen, welche dem menschlichen Herzen Gottlosigkeit zumuthen.

Aber wir wollen den „Weltblättern“ nicht Unrecht thun. Einer von den Festartikeln der „Allg. Ztg.“ enthielt ein paar Sätze, welche zum Theil ganz richtig sind und unsere volle Zustimmung haben. Sie beleuchten „den klaffenden Widerspruch zwischen Leben und Lehre“ Schopenhauers [3]. „Er lehrte Nächstenliebe und blieb Egoist; er lehrte Weltentsagung und klammerte sich an Besitz und Ehre; er lehrte das Leben verachten und zitterte vor jeder Gefahr; er lehrte, mitleidig, liebevoll und gerecht zu sein, und war boshaft, verletzend, mißtrauisch bis ins Krankhafte.“ Den von seinen Verehrern und Bewunderern also Gezeichneten pries man vor ein paar Jahren als „den Mann der Menschheit im höchsten Sinne“. Das geschah in einem Aufruf [4], der von Gelehrten gezeichnet war, welche die moderne Welt nur zu den Besten zählt. Danach wäre also Egoismus und Habsucht, Feigheit und Bosheit „Humanität im höchsten Sinne“.

Gedachter Aufruf bezweckte die Errichtung eines Denkmals für Schopenhauer anzuregen. Schon „wandert die Sammelbüchse von Hand zu Hand“, heißt es, und bald soll dem Plan Erfüllung werden. Wir wissen zwar nicht, welcher Art das Standbild oder Denkmal werden soll, aber wahrscheinlich dürfte man Sorge tragen, daß eine Inschrift sich anbringen lasse, die Bedeutung des Helden zu verkündigen. Wir erlauben uns, den einen oder andern liebenswürdigen Sinnspruch in Vorschlag zu bringen — natürlich nur eigenste Worte des „Mannes der Menschheit im höchsten Sinne“. Also: „Die Wahrheit ist, wir sollen elend sein und sind's.“ [5] Oder noch tiefsinniger: „Ganz glücklich in der Gegenwart hat sich noch kein Mensch gefühlt, er sei denn betrunken gewesen.“ [6]

**Ein Beispiel hochgradiger Intoleranz**, das auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden verdient, findet sich in Nr. 15 der von Stöcker herausgegebenen „Deutschen evangelischen Kirchenzeitung“. Der Herr Hofprediger oder einer seiner Mitarbeiter hat die erste Lieferung des in neuer Auflage

---

[1] Parerga und Paralipomena. 1874. Bd. 1. S. 515. Vgl. Bd. 2. S. 301—311.
[2] A. a. O. Bd. 2. S. 306.
[3] 1888. Nr. 54. Beil. S. 794.
[4] Vgl. z. B. den „Literar. Anz.“ von Brockhaus bei „Unsere Zeit“. 1884. Nr. 10.
[5] Welt als Wille und Vorstellung. 1873. Bd. 2. S. 663.
[6] Parerga und Paralipomena. 1874. Bd. 2. S. 311.

erscheinenden Pierer'schen Conversationslexikons einer Prüfung unterzogen und theilt das Resultat derselben in einem Zorn und Entrüstung schnaubenden Artikel seinen Lesern mit. Und was hat den Mann so in Harnisch gebracht? Zwei Thatsachen. Zunächst hat er in dem auf dem Umschlag mitgetheilten Verzeichnisse der Mitarbeiter unter den 171 Namen zwei, sage und schreibe: zwei „ultramontane" Namen gefunden, und viel mehr als zwei dürften auch bei der sorgfältigsten Prüfung der Taufscheine schwerlich zu entdecken sein. Diese zwei Namen also erregen das Mißfallen des Herrn Kritikers in so hohem Grade, daß der Herausgeber des Lexikons sofort abgestraft und mit der schlechtesten Note censurirt wird: „Welchen Standpunkt nimmt in confessioneller Hinsicht der neue Pierer ein, der von Joseph Kürschner, dem Redacteur der Zeitschrift ‚Vom Fels zum Meer', mit einem Sprachlexikon in zwölf Sprachen verbunden, eben herausgegeben wird? Wir müssen nach dem Verzeichniß seiner Mitarbeiter und der ersten Lieferung des Werkes leider sagen: den denkbar unglücklichsten". Hoch die Toleranz!

Der zweite Stein des Anstoßes bildet der nicht ganz eine Seite füllende Artikel über Ablaß. Der Mitarbeiter des Stöcker'schen Blattes ist durch ihn in eine solche Aufregung und Verwirrung versetzt worden, daß er nach seiner eigenen Versicherung „seinen Augen kaum zu trauen wagt". Und doch finden wir in dem Artikel nur eine durchaus ruhige und rein sachliche Darlegung der katholischen Lehre über diesen specifisch katholischen Gegenstand. Aber gerade das ist es, was den Herrn in einen so unbändigen Zorn versetzt. Wie kann denn überhaupt von Ablaß die Rede sein, ohne daß gepoltert und auf Papst und Kirche geschimpft wird? Gerade dieses Fehlen der gewohnten Ausfälle auf den Katholicismus ist denn auch für den Herrn Grund genug, über den Artikel den Stab zu brechen; aber dabei bleibt er nicht stehen. Nein, das ganze Lexikon wird, falls nicht Wandel erfolge, in Acht und Aberacht erklärt: „Wenn die folgenden Lieferungen des Pierer'schen Wörterbuchs in der oben gekennzeichneten Weise fortfahren, dann ist das sonst gut ausgestattete Werk für jeden objectiven Geschichtsfreund und vor allem für jeden Protestanten ganz und gar unbrauchbar." Und das sind dieselben Herren, welche über den katholischen Index librorum prohibitorum sich nie genug ereifern können. Freiheit, die ich meine!

Am schönsten ist in mehr als einer Beziehung der Apell an „jeden objectiven Geschichtsfreund"! Nur schade, daß das Pochen auf „Wissenschaftlichkeit" und „Objectivität", an das sich diese Herren so sehr gewöhnt haben, allmählich selbst bei den eigenen Gesinnungs- und Glaubensgenossen nicht mehr die gewünschte Wirkung ausübt. Die Zeiten, wo in Deutschland die Katholikenfeinde auf dem Gebiete der Geschichte nach Willkür schalten und walten zu dürfen glaubten, sind eben unwiderruflich vorüber. Das hat der Artikelschreiber des Stöcker'schen Blattes wohl nicht genügend erwogen. Er ist nämlich naiv genug, auch was er unter „objectiver" Geschichtschreibung versteht, aufs deutlichste zu veranschaulichen, indem er eine Reihe Ungeheuerlichkeiten als „Thatsachen aus der Geschichte des Ablasses" seinen Lesern auftischt. Hier nur ein paar Proben:

„Gregor VII. hatte allen denen, welche von Heinrich IV. abfallen und den von ihm aufgestellten Gegenkönig unterstützen würden, die unbedingte (!) Absolution von allen Sünden (!) verheißen — der Ablaß als Lohn (!!) für Treubruch (!) und Revolution (!)."

„Als die Kreuzzüge keinen Anlaß zum Ablaßkaufen mehr gaben, wurden alle möglichen sonstigen Geldbedürfnisse, allgemeine wie lokale, gute wie schlimme, Türkenkriege, Kirchenbauten, Versorgung päpstlicher Verwandten und Kinder, päpstliche Habsucht und Schwelgerei mittelst der Ablässe befriedigt."

O ihr Generalpächter der Objectivität! In dieser Weise nur munter voran: dann werdet ihr bald auch den letzten Rest eures Credits schwinden sehen.

# Der Papst und die Freiheit.

Das päpstliche Rundschreiben „über die menschliche Freiheit" tritt weitverbreiteten und folgenschweren Irrthümern der Gegenwart entgegen. Es reißt dem Götzenbilde der falschen Freiheit schonungslos die Maske herunter und warnt den gläubigen Christen in wirksamster Weise, sich nicht durch bestehende Schlagwörter berücken zu lassen, noch ihnen zulieb den Wahrheitsgehalt christlicher Freiheit und göttlichen Rechtes mit der Knechtschaft der modernen Freiheiten und dem Luftgebilde menschlichen Scheinrechtes zu vertauschen. In der That thut ein solcher Ruf von St. Peter her noth. Die Luft unseres Zeitalters ist mit Trugideen so sehr gesättigt, daß es selbst dem Besten schwer wird, aller Ansteckung des Irrthums zu entgehen.

Die freiheitlichen Errungenschaften der Neuzeit und die nach ihnen umgewandelten Einrichtungen des öffentlichen Lebens, Religionsfreiheit, Cultusfreiheit, Redefreiheit, Preßfreiheit, Lehrfreiheit, sind in ihrer Schrankenlosigkeit und ihrer Loslösung von Gott und dem göttlichen Gesetze ein schweres Uebel; innerhalb der richtigen Schranken jedoch sind sie ein Gut oder ein zuläßiges geringeres Uebel: das sind die Sätze, in welchen die Ausführungen Leo's XIII. gipfeln. Wir könnten hier als auf einen weitern Commentar dieser päpstlichen Worte auf eine Anzahl von Artikeln hinweisen, welche schon seit einer Reihe von Jahren in diesen Blättern erschienen sind. Wir nennen Bd. XI S. 184—205, 249—270, 402—413, 532—543 über die Cultusfreiheit; Bd. XII S. 297—316, 410—432 über Lehrfreiheit und Schule; Bd. XXIX S. 19—25 über Rede- und Preßfreiheit. Die trügerischen Freiheiten, welche Leo XIII. brandmarkt, stehen auch dort gebrandmarkt, und das Recht der Katholiken, auch zu unbeschränkte Freiheiten als ein geringeres Uebel hinzunehmen und nöthigenfalls zu ihren Gunsten zu verwerthen oder zu erstreiten, ist auch dort genugsam betont. Allein der Wichtigkeit der Sache wegen ist es gewiß nicht überflüssig, diesen Gegenständen eine erneute Aufmerksamkeit zuzuwenden.

In diesem Artikel begnügen wir uns damit, auf jenen Gedanken hinzuweisen, welchen der Heilige Vater in seinem Rundschreiben an die Spitze stellt. Während nämlich der Hauptinhalt der päpstlichen Encyklika sich damit beschäftigt, die Unhaltbarkeit der übertriebenen Freiheitsforderungen, welche unsere Zeit so gern auf ihre Fahne schreibt, nachzuweisen, wird in diesem einleitenden Theil den wissenschaftlichen Vorkämpfern der liberalen Ideen der Vorwurf entgegengehalten, daß sie durch ihre Freiheitsforderungen mit sich selbst in den grassesten Widerspruch gerathen und daß sie ohne allen Halt und ohne jegliches Fundament ihre Forderungen aufbauen. Sie rufen laut nach Freiheit der Wissenschaft, Freiheit der Lehre, Freiheit in der Religion, Freiheit in Wort und Presse; aber die nothwendigste Unterlage auch des leisesten Ansatzes von all solchen Freiheiten, die natürliche psychologische Freiheit des Menschen in seinem Thun und Lassen, läugnen zahlreiche Wortführer der Wissenschaft unseres Jahrhunderts.

Der Heilige Vater sagt, seine eigentliche Absicht sei, über die sittliche Freiheit zu sprechen, wie sie sowohl in den einzelnen Personen wie im Staatswesen sich darstelle. Die oben angeführten Freiheiten in Wissenschaft, Lehre, Rede, Presse u. s. w. gehören eben in dieses Gebiet. „Doch“, fügt der Papst bezeichnend bei, „dürfte es zweckmäßig sein, einige Bemerkungen über die natürliche Freiheit vorauszuschicken, da diese, wenngleich von der sittlichen durchaus verschieden, so doch die Quelle ist und den nothwendigen und von der Natur gegebenen Ausgangspunkt bildet für jedwede Art von Freiheit.“

In der That, welcher Begriff und welche Bedeutung wohnt denn noch dem Ausdruck Gewissensfreiheit, Religionsfreiheit, Lehrfreiheit, Redefreiheit, Preßfreiheit u. s. w. inne, wenn die innere Freiheit des Menschen nicht besteht? Alles, was jene hochtönenden Worte Inhaltliches besitzen, verflüchtigt sich dann zu einer bloßen Verneinung äußern Zwanges, zu einer bloßen Verneinung irgendwelchen Gebotes und Verbotes, welches im Grunde genommen für ein innerlich unfreies Wesen auch ein Unding ist. Alle jene Freiheiten sind dann nur Namensfreiheiten; vollzieht sich alles, auch die menschlichen Handlungen, nach unabänderlichen, bestimmten Gesetzen, dann muß ich reden, schreiben, glauben, was ich eben thue, und wenn äußere Gebote und Zwangsmaßregeln mithelfen zu dieser unabänderlichen Bestimmung des Willens, dann wäre es ja das einzig Richtige, möglichst viele Zwangsmaßregeln zum Guten und gegen das Böse zu ergreifen, soweit da noch von Gut und Bös die Rede sein

kann; eine wirksamere Kur zur Heilung aller gesellschaftlichen Schäden gäbe es nicht, sie müßte aber auch bald alle Uebel und alles Böse aus der Welt geschafft haben.

Trotz jenes in die Augen springenden Widerspruches werden, wie schon gesagt, jene Freiheiten für Religion, Cultus, Lehre, Presse u. s. w., und zwar bis zur frechsten Zügellosigkeit, von solchen mit Vorliebe in Anspruch genommen, denen dieses „kostbarste natürliche Gut, welches den vernünftigen Wesen allein zukommt und dem Menschen die Würde ertheilt, sich selbst zu besitzen und Herr seiner Handlungen zu sein", wie der Papst sein Rundschreiben so schön anhebt, eine unbekannte Größe geworden ist.

„Die Freiheit, in sich das vorzüglichste Gut, birgt in ihrem Gebrauch die höchsten Güter wie die höchsten Uebel"; bei jenen ist die Bethätigung der Freiheit ein Selbstmord der Freiheit geworden. Der eigentliche Grund solcher Selbstentwürdigung ist nur zu häufig die höchst unbequeme Verantwortlichkeit, welche der Freiheit anklebt. Die Stimme des Gewissens ruft zu laut, daß der Mensch über all sein Thun und Lassen Gott dereinst Rechenschaft ablegen muß. Dieser lästige Mahner soll todtgeschrieen werden: deshalb wird die Freiheit geläugnet und nöthigenfalls mit ihr auch Gott; damit ist die Verantwortlichkeit weggeschafft, freilich nicht anders, als wie die Sonne von dem weggeschafft ist, der bei hellem Mittag die Augen schließt. Die Gründe für eine derartige Läugnung werden durch eine erstaunliche Kühnheit des Behauptens ersetzt. So sagt einer der gelesensten Wortführer der modernen Weltanschauung: „Es gibt schlechterdings keine diesen Namen irgendwie verdienende philosophische Weltanschauung, mit der nicht die Hypothese der indeterministischen Willensfreiheit in unlösbarem Widerspruche stände. Dieser Satz ist so klar, daß wir alle Versuche, ihn zu vertuschen und zu verdunkeln, auf sich beruhen lassen können, ohne sie einer Kritik zu würdigen."

Ein bequemes Ruhebett! — In diese Läugnung der menschlichen Freiheit stimmen trotz des laut dagegen redenden Bewußtseins des ganzen Menschengeschlechtes folgerichtig alle ein, welche den Atheismus, Pantheismus, Materialismus, Naturalismus, Positivismus auf ihre Fahne schreiben. Wer eine Weltschöpfung nach freiem Rathschluß des göttlichen Willens läugnet, der findet auch für eine menschliche Freiheit keinen Platz mehr; dieses so vorzügliche Gut kann einer unfreien Ursache nicht entsprungen sein. Doch lassen sie es nicht immer bei der bloßen Läugnung bewenden, sondern sehen sich auch zuweilen nach irgend einer Begründung um, oder viel-

mehr nach einer Erklärung der menschlichen Willensacte, die erfahrungsmäßig infolge von Berathung und mit dem Bewußtsein, sich auch anders entscheiden zu können, gesetzt werden. Alle Erklärung und Begründung läuft schließlich auf dies hinaus: Es ist die Summe der verschiedensten Einflüsse, Charakter, äußere Umstände, Erwägung und klare oder minder klare Erfassung der Folgen einer Handlung, welche den Menschen in jedem Augenblick bestimmen, so daß er keine andere Willensrichtung hat oder haben kann als jene, welche aus der Zusammensetzung aller jener Einflüsse resultirt. Man glaubt dies erfahrungsmäßig zu beweisen durch die Statistik, weil auch die angeblich freien Handlungen der verschiedenen Verbrechen mit einer Beständigkeit und Regelmäßigkeit aufträten, welche sie vorherberechnen lasse und eine willkürliche freie Willensentschließung nicht zulasse; speculativ wissenschaftlich will man die Behauptung damit erhärtet haben, daß, wer einen menschlichen Willensact annehme, der, statt von den verschiedenen Einflüssen bestimmt zu werden, sich selber frei und unabhängig bestimme, eine Wirkung ohne zureichenden Grund annehme und somit gegen das erste Grundprincip jeder Wissenschaft, ja eines jeden Vernunftschlusses verstoße.

Schwere Anklagen! Wir wollen mit der letzten beginnen. Wenn wir behaupteten, der Mensch sei in seinem Willensentschlusse ganz unabhängig von allen äußeren Einflüssen und Anregungen, so verstießen wir noch nicht gegen jenes erste Grundprincip aller Vernunft; dieses fordert zu einem physischen Werden einen physischen Grund; einen solchen setzten wir dann eben einzig und allein in die geistige Willensfähigkeit des Menschen selbst. Daß eine geistige Kraft in geistige Acte übergehen könne, verstößt nicht gegen den Grundsatz der genügenden Ursächlichkeit. Freilich ist thatsächlich eine vollkommene Unabhängigkeit beim Menschen nicht vorhanden. Nur Gott besitzt diese, und auch sein Wille handelt nicht ohne Erkenntniß. Als geschaffen nach dem Bilde Gottes entscheidet auch der menschliche Wille sich, zwar nicht unabhängig von der Erkenntniß dessen, was er will, aber doch nicht genöthigt; er erkennt vieles, zu dem er sich entscheiden kann; er entscheidet sich frei zu dem einen. Er entscheidet sich auch nicht unabhängig von äußeren Einflüssen, die seinen Verstand umdunkeln oder aufhellen, sein Begehrungsvermögen reizen oder abstoßen können; das unfreiwillige Begehren zieht und zerrt gar oft den vernünftigen freien Willen, behindert die volle freie Bethätigung seiner Wahl, läßt es aber schließlich dennoch in seiner Hand, sich frei zu dem hinzuneigen, das zu erwählen, was er will.

Also Vernunft und Wahlfreiheit schließen sich nicht aus. Nein, im Gegentheil, die eine erheischt die andere. Eben weil der Mensch ein vernünftiges Wesen ist, so fordert es seine natürliche Veranlagung, daß sein Wille mit Wahlfreiheit ausgerüstet sei. „Von allen Gütern dieser Erde", sagt der Papst, „urtheilt die Vernunft, daß sie alle und im einzelnen dasein können und ebenso gut nicht dasein könnten; und indem sie eben dadurch urtheilt, daß wir keines von ihnen nothwendig besitzen müssen, gibt sie dem Willen die Fähigkeit und die Wahl, sich nach Gutdünken zu entscheiden. Daß der Mensch aber über die sogen. Zufälligkeit der obigen Güter urtheilen kann, hat seinen Grund in der Einfachheit und Geistigkeit der Seele, die Denkfähigkeit besitzt. Eben wegen dieser Eigenschaft der Seele kann weder ihr Ursprung in der Körperwelt liegen, noch ihre Fortdauer von dieser abhängig sein; sondern, unmittelbar von Gott geschaffen und über die Natur der körperlichen Dinge weit erhaben, hat sie eine ihr eigenthümliche Lebens- und Handlungsweise. Da sie mit ihrem Urtheil die unwandelbaren und nothwendigen Ideen des Guten und Wahren umfaßt, so sieht sie ein, daß jene Einzelgüter nicht nothwendig sind. So ergibt sich denn aus der Betrachtung der Geistigkeit der Menschenseele und ihrer Verschiedenheit von allem hinfälligen Materiellen, vermöge welcher ihr die Denkfähigkeit innewohnt, zugleich die festeste Grundlage für die natürliche Freiheit." So die Worte des Papstes. Es wäre eben ein Zwiespalt in den menschlichen Fähigkeiten, wenn der Verstand die Zufälligkeit, die Nichtnothwendigkeit der Dinge erkennt, und der Wille, der Leitung des Verstandes übergeben, dennoch nothwendig jene Güter umfassen müßte. Gott setzt aber keinen Zwiespalt in die natürlichen Fähigkeiten hinein, sondern Ordnung und Harmonie. Diese naturgemäße Ordnung, diese Forderung der Natur hält er aufrecht; wenn das niedere sinnliche Begehrungsvermögen auch den höhern Willen noch so sehr bestürmen und mit sich fortzureißen drohen mag, solange die Vernunft noch mit ihrem Strahl den Werth und Unwerth der Sinnengüter beleuchtet, hält Gott den Willen gegen eine Nöthigung geschützt; und selbst wenn das höhere Gnadenlicht in ungewöhnlichem Glanze die höheren Güter der Ewigkeit aufdeckt und den Willen über das Sinnenfällige mit großer Gewalt emporhebt: auch da läßt Gott, gleichsam in heiliger Scheu vor der Selbstbestimmung des Menschen, hier im Stande der Prüfung und des Verdienstes, dem Willen noch die Wahl — der Mensch kann dem Zug der Gnade folgen oder nach seinem freien Willen sich von ihr abwenden.

So wie also Materialismus und Gotteslängnung — und zu dieser rechnen wir mit Grund auch jede Form des Pantheismus — zur Läugnung der menschlichen Freiheit führt, so führt das Festhalten an dem Einen persönlichen Gott und an der Geistigkeit der Seele folgerichtig aus sich schon zur Annahme der menschlichen Freiheit. Und so wie über alle spitzfindigen philosophischen Verkehrtheiten hinweg und allen Verirrungen der menschlichen Herzen zum Trotz, die sich Götzen und Gottheiten nach ihren Gelüsten schaffen zu können wähnten, die vernünftige Natur im innersten Grunde der Seele ihr Recht bewahrt hat und in leidenschaftsloser Stunde selbst der Brust des verkommensten Menschen das in diesem Sinne von Natur aus christliche Zeugniß abringt und stets abrang für das Dasein eines Gottes, dem nach dem Tode die Seele zum Gericht über das vollbrachte Gute und Böse verfällt: so hat auch aller spitzfindige Trug der gottentfremdeten Wissenschaft es nicht vermocht, praktisch auch nur einen einzigen aus dem ganzen Menschengeschlecht von der Unfreiheit des Willens zu überzeugen. Es wurzelt eben die Ueberzeugung von der Freiheit beim Handeln zu unvertilgbar im innersten Bewußtsein des Menschen, als daß die Anstrengungen der Freiheitsläugner es je dahin brächten, folgerichtig nach ihren Ideen die menschliche Gesellschaft einzurichten. Es gibt keinen Menschen unter der Sonne, der nicht für gewisse Handlungen Lob oder Tadel hätte, der sie nicht für lohnwürdig oder strafbar hielte; es gibt keine menschliche Gesellschaft, die nicht ihre Gesetze hätte, die nicht gewisse Vorschriften und gewisse Verbote erließe und je nach Verletzung der getroffenen Anordnungen das Strafrecht in Anspruch nähme. Das alles aber ist unerklärlich, unrecht und grausam, wenn der Mensch nicht frei ist, zu wählen, was ihm beliebt. Kann der Verbrecher, wenn er zur ruchlosen That schreitet, von den verschiedenen Eindrücken und Einflüssen bewältigt, nicht anders, dann ist es grausam, zu dem begangenen Uebel noch das Uebel der Strafe hinzuzufügen. Selbst der Beweggrund der Besserung des Verbrechers oder der Abschreckung anderer hält nicht Stich. Was soll derjenige bessern, der nichts verschuldet hat? Oder wie kann der sich bessern, dem zur Strafe für sein Verbrechen das Leben abgesprochen wird? Und wie kann ein neues Beispiel der Bestrafung andere abschrecken, welche in ähnlicher Lage dem stärkern Einflusse der sie bewegenden Motive sich ergeben müssen? Uebrigens wäre es der abscheulichste Mißbrauch, den einen am Leben zu strafen, um den andern abzuschrecken: wenn das recht ist, dann kann die Justiz alle Tage jeden beliebigen ergreifen, um an ihm eine abschreckende Execution vorzunehmen.

Mag man solche, welche die Freiheit läugnen, ohne die nothwendigen Folgerungen zu ziehen, für Weise und Gelehrte halten, und ihre Lehren — freilich mit Unrecht — für müßige Spielereien der Studirstube ansehen; wer aber an jenen Grundideen und Grundeinrichtungen der menschlichen Gesellschaft, die alle die menschliche Freiheit zur Voraussetzung haben, rütteln wollte, den würde man für einen unzurechnungsfähigen Thoren halten und als solchen behandeln.

Was endlich, wie oben angedeutet wurde, aus den statistischen Erhebungen über verschiedene Verbrechen gegen die menschliche Freiheit geschlossen werden will, beruht auf Entstellung der Thatsachen oder auf Unkenntniß des Freiheitsbegriffes. Bei denselben Einflüssen sollen dieselben menschlichen Handlungen ganz beständig folgen; eine beständig und gleichmäßig eintretende Wirkung setzt aber eine beständige und gleichmäßig wirkende Ursache voraus; eine solche ist jedoch nicht im freien Willen zu finden, der eine unberechenbare, schwankende, willkürliche Ursache ist; also — glaubt man triumphirend schließen zu können — ist nicht der freie Wille die Ursache der menschlichen Handlungen, d. h. die Handlungen werden nicht frei, sondern durch die verschiedenen äußeren Einflüsse abgenöthigt vom Menschen gesetzt. — Was sollen wir auf diese Beweisführung antworten? Es ist schwer, alle die Unrichtigkeiten, welche in diesen wenigen Sätzen liegen, aufzuzählen. Aber ein paar aufgedeckt zu haben, genügt, um deren Beweiskraft vollauf zu zerstören. Zunächst ist der erste Satz eine rein willkürliche Behauptung, auch wenn man von den menschlichen Handlungen nur den Minimalprocentsatz der statistisch erhobenen Verbrechen nimmt. Wir sagen, auch dann ist es eine rein willkürliche Behauptung, daß bei denselben Verbrechen z. B. des einen Jahres dieselben Einflüsse wie im andern Jahre vorhanden waren. Die Einflüsse, denen die menschliche Handlung nach den Freiheitsgegnern entspringen soll, sind der constante Charakter, die äußeren Umstände, die theoretische Kenntniß derselben, die Klarheit, womit sie vorgestellt werden. Was aber beachtet man beim Kategorisiren der statistischen Erhebungen, oder vielmehr, auf was muß sich die Beachtung beschränken? Fast nur auf die äußeren Umstände; höchstens gesellt sich noch eine sehr unvollkommene Kenntniß des Charakters der betheiligten Menschen hinzu. Wer führt denn Controle oder kann Controle führen über die theoretische Kenntniß der äußeren Umstände und über die Klarheit der Vorstellung derselben im Verstande der Individuen für den Augenblick, wo sie zur That schritten? Und doch sind das eingestandenermaßen sehr wichtige

Miturſachen für die ſich ergebende That! Alſo ſagen wir mit Recht, es ſei eine rein willkürliche Behauptung, daß dieſelben Thaten auf dieſelben Einflüſſe zurückgeführt würden. Und doch iſt jene Behauptung das ganze Fundament des gegneriſchen Beweiſes. Alſo iſt das ganze Fundament des gegneriſchen Beweiſes eine unerwieſene und unerweisbare Behauptung; und ſchon jetzt könnten wir ihn und ſeine Verfechter ihrem verdienten Schickſal überlaſſen. Doch ſehen wir von der Willkürlichkeit dieſes erſten Satzes der Gegner ab, und unterſuchen wir den zweiten Satz: Eine beſtändig und gleichmäßig eintretende Wirkung ſetzt eine beſtändig und gleichmäßig wirkende Urſache voraus. Wir antworten: Das iſt nur halb richtig. Zunächſt wird nur eine gleichmäßige in Thätigkeit getretene Wirkſamkeit oder ein gleichmäßiges Reſultat verſchiedener Wirkſamkeiten der Urſache oder Urſachen vorausgeſetzt; eine gleichmäßige Urſache nur dann, wenn die Urſache ihre ganze Kraft und ihr ganzes Vermögen an Wirkſamkeit entfalten mußte, alſo wenn es ſich um eine nöthige unfreie Urſache handelt, ſonſt nicht. Wer alſo durch dieſen Satz die Unfreiheit beweiſen will, der verſtößt gegen die Anfangsgründe der Logik, nach welchen man bei einem Beweiſe das nicht ſchon als ausgemacht annehmen darf, was zu beweiſen iſt. Zudem wird dann in dem folgenden Zuſatz des gegneriſchen Satzes das Schwanken, das Willkürliche, Unberechenbare des freien Willens in durchaus unrichtiger Weiſe übertrieben. Daß der Wille von den außer ihm liegenden Dingen beeinflußt und bewegt werde, gehört zur Weſenheit eines jeden geſchaffenen freien Willens; daß er durch Scheingüter beeinflußt werde, gehört zur Unvollkommenheit des menſchlichen Willens vor Erreichung ſeines Endziels: aber dieſer Einfluß iſt keine nöthigende Beſtimmung des Willens. Die Willensſchwäche und die Willensverkehrtheit des Menſchen iſt nun freilich ſo groß, daß er ſich ſelten den Reizungen der Scheingüter, ſo wie er könnte und ſollte, widerſetzt. Durch ſeine natürliche Schwäche gelähmt, mehr noch durch die Sünde geknechtet, gebraucht er ſeinen freien Willen nicht zum Widerſtand. Daraus iſt es erklärlich, daß bei heftiger Beeinfluſſung von außen, bei ſtarker Erregung der Leidenſchaft die endliche Willensentſcheidung mit großer Wahrſcheinlichkeit ſchon bei dem einzelnen Menſchen vorausgeſagt werden kann; doch bleibt dieſe Vorausſicht immer eine unſichere, deſto unſicherer, je größere Charakterſtärke der Betreffende beſitzt. Weit wahrſcheinlicher, ja weit ſicherer wird aber das zum voraus erwartete Reſultat, wenn es ſich um eine große Maſſe von Fällen handelt, wo ähnliche Einflüſſe häufig an einen und denſelben Menſchen oder an Tauſende von

Menschen herantreten; da kann bei gewissen Umständen schon die Regel gelten: wohin der Wille geneigt wird, dazu entschließt er sich, obgleich er sich frei entschließt. Mithin beweist alle die gerühmte, thatsächlich übertrieben gepriesene Beständigkeit der Statistik oder die nach bestimmten Gesetzen berechenbare Statistik gar nichts gegen das Wesen der menschlichen Freiheit; nur so viel beweist sie, daß man den Gebrauch der menschlichen Freiheit in vielen Fällen mit ziemlich sicherer Vermuthung vorauswissen kann.

Diese Erscheinung führt uns dazu, noch ein Wort zu sagen über das Mangelhafte der menschlichen Freiheit, welches Leo XIII. in seinem Rundschreiben so sehr hervorhebt und welches die Freiheitsläugner noch lieber verneinen möchten, als die Freiheit selber. Er nennt sie gleich im Beginn seines Schreibens „die Mutter wie der höchsten Güter, so auch der höchsten Uebel". Dieses Mangelhafte des menschlichen freien Willens findet der Papst gerade darin, daß wir, statt zum wahrhaft Guten, zu dem scheinbar Guten, aber in Wahrheit Bösen uns wenden können. Nicht in allem nämlich ist der Wille frei; er ist nicht frei, sondern muß nothwendig seine eigene Glückseligkeit im allgemeinen wollen; aber frei ist der menschliche Wille, wenn es sich darum handelt, wie er dieses Streben bethätigen und verwirklichen solle. „Die Natur der Freiheit", sagt die Encyklika, „besteht darin, daß jemand aus mehrerem, was er für zweckdienlich erachtet, wählen kann. Die Wahl bezieht sich auf das Zweckdienliche oder mit anderen Worten auf ein nützliches Gut; das Gute aber ist Gegenstand des Begehrungsvermögens, das bei Vernunftwesen Wille ist. Mithin liegt die Wahlfreiheit im Willen, oder ist vielmehr der Wille selbst, insofern ihm bei seiner Bethätigung das Vermögen der Wahl zukommt. Aber der Wille wird nicht in Thätigkeit gesetzt, wenn nicht die Erkenntniß des Geistes wie eine Fackel ihm vorleuchtet; das Gute nämlich, das der Wille anstrebt, kann nur insofern von ihm angestrebt werden, als es vom Verstande erkannt wird. Dieses um so mehr, weil bei jedem Willensact vor der Wahl immer das Urtheil vorausgeht über die wahre Güte der Dinge, und welches von ihnen den übrigen vorzuziehen sei. Urtheilen aber ist, wie kein Verständiger bezweifelt, Sache der Vernunft, nicht des Willens. Wenn nun also die Freiheit ihren Sitz im Willen hat, welcher der Natur nach das von der Vernunft geleitete Begehrungsvermögen ist, so muß auch sie, wie der Wille, auf das vernunftgemäße Gut sich beziehen. Dennoch, weil beide Vermögen, Erkenntniß und Wille, unvollkommen sind, so kann es geschehen und geschieht

in Wirklichkeit oft, daß das Erkenntnißvermögen dem Willen etwas vorhält, was in Wahrheit durchaus kein Gut ist, sondern nur den Schatten und den Schein des Guten hat, und daß der Wille dieses umfängt. Wie es aber ein Fehler ist, irren zu können und wirklich zu irren, und wie dies das Zeichen eines nicht allseitig vollkommenen Erkenntnißvermögens ist, so ist auch das Umfassen eines trügerischen und nur scheinbaren Gutes zwar ein Zeichen des freien Willens, so wie Kranksein auf Leben hinweist, aber es ist doch irgend etwas Fehlerhaftes an der Freiheit. Und so befleckt denn der Wille, der doch von der Vernunft abhängt, von Grund aus die Freiheit durch Fälschung und Mißbrauch, wenn er etwas begehrt, was der gesunden Vernunft widerspricht. Eben darum ist es bei dem unendlich vollkommenen Gott, der als höchste Erkenntniß und wesenhafte Güte zugleich auch höchst frei ist, nicht möglich, das Uebel der Schuld zu wollen, noch können dies wegen der Anschauung des höchsten Gutes die seligen Himmelsbewohner. Scharfsinnig haben schon der hl. Augustin und andere Bekämpfer des Pelagianismus die Bemerkung gemacht, wenn es zur Natur und Vollkommenheit der Freiheit gehörte, vom Guten abzufallen, dann wären entweder Gott, Jesus Christus, die Engel und die Seligen, welche dies nicht können, nicht frei, oder sie wären doch minder vollkommen, als der unvollkommene Mensch hier auf Erden."

Der menschlichen Freiheit hängt also ein gutes Stück Knechtschaft und Sklaverei an, die Knechtschaft der Sünde und der bösen Leidenschaften, von der er sich manchmal kaum und nur mit Gewalt losmachen kann. Je mehr er mit der Gnade Gottes diese Fesseln löst und sich selbst von der Freiheit zum Bösen befreit, desto vollkommener ist er schon jetzt. Dort oben gibt es im Stande der Vollendung nur mehr eine Freiheit zum Guten, im Zustand der Verwerfung höchstens noch eine Freiheit zum Bösen.

Aber werfen wir einen Blick auf die heutige Welt. Da wird leider weithin die Freiheit zum Guten verlacht, gehaßt, geläugnet, die Freiheit zum Bösen geübt, gepriesen, oder wenn geläugnet, so nur geläugnet, um sie desto ausgiebiger zu üben. Wenn das Leben des Jenseits ein Wiederhall des diesseitigen ist, dann eröffnet sich für eine große Masse der Menschheit eine trostlose Aussicht. Um so mehr ist es aber am Platze, daß von hoher Warte der Stellvertreter Christi sein Mahnwort in alle Welt hinausruft, um den Rest der Menschheit zu retten. Möge sein Wort weithin vernommen und beherzigt werden!

**Aug. Lehmkuhl** S. J.

---

# Die ältesten Zeugnisse für das Grab des hl. Petrus.

Wer jemals die vaticanische St. Peterskirche gesehen und unter ihrer Riesenkuppel an der Confessio des Apostelfürsten gestanden hat, der wird diese geheiligte Stätte niemals wieder vergessen. Der gewaltige, pracht- und hoheitsvolle Eindruck begleitet ihn in die Heimat. Es ist eben ein Ort, welcher in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung nur den hochheiligen Stätten des Gelobten Landes vergleichbar ist. Dort zu Jerusalem das Grab Jesu Christi; freilich ein Grab einzig in seiner Art, welches in der unabsehbaren Reihe von Menschengräbern seinesgleichen nicht hat, noch haben wird: ein Grab ohne Inhalt, ohne Todtengebein, weil die vorübergehende Ruhestätte des Gottmenschen. Hier zu Rom das Grab zwar eines gewöhnlichen Menschen, der Staub und die Asche nur eines armen Fischers vom See Tiberias, aber zugleich des Stellvertreters Christi auf Erden, jenes Mannes, dessen Nachfolger schon seit fast zwei Jahrtausenden die Kirche Gottes lenken und leiten. Und wie im Laufe der Zeiten Millionen und Millionen nach Jerusalem gepilgert sind, so zieht sich auch durch die Jahrhunderte ein großer, gewaltiger Römerzug: die Wallfahrt zum Grabe Petri. In diesem Zuge erblicken wir Könige und Kaiser, Welteroberer und Gelehrte, Priester und Laien; sie alle haben in gläubiger Verehrung am Apostelgrabe gekniet, und der gesammte Erdkreis hat durch sie Zeugniß abgelegt, daß dort auf dem Vatican derjenige ruht, welchen der Herr zum Fels und Fundament seiner Kirche gemacht hat. Noch mehr; ganze Länder und Völker rissen sich los von der Einheit des Glaubens; in Hochmuth und Empörung wurden Bischofssitze und Patriarchenstühle gegen das verhaßte Rom errichtet: aber selbst die leidenschaftlichste Zunge, der stolzeste Sinn wagte es nicht, auch nur anzutasten den Ruhm der ewigen Stadt, des Apostelfürsten Grab zu besitzen. Ja, noch bevor das heidnisch-römische Weltreich, jener geschworene, blutige Feind des christlichen Namens, zusammenbrach, als noch das kaiserliche Rom von Göttertempeln erfüllt war, da breitete sich schon aus über der Gruft des ersten Papstes das Dach einer christlichen Kirche. Und dieser Zeuge aus Stein, welcher vor mehr als fünfzehnhundert Jahren seine Stimme zu erheben begann, hat ein Jahrtausend lang die Grabeswacht gehalten. Geschlecht auf Geschlecht zog an ihm vorüber, hörte und sah, welchen Anspruch er erhob; und

dieses Menschenmeer der Vergangenheit, in Ost und West, in Nord und Süd, billigte und bestätigte, was der Bau verkündete, daß er sei die Grabstätte Petri. Welche Kraft der Wahrheit liegt nicht in einer solchen Ueberlieferung!

Erst späterer Zeit blieb es vorbehalten, Zweifel und Bedenken geltend zu machen. Anfänglich schüchtern und unbestimmt, dann lauter und zuversichtlicher ließen sich die gegnerischen Stimmen vernehmen; und unsere gegenwärtige Zeit ist überreich an Schriften und Schriftchen, welche in den verschiedensten Wendungen alle dasselbe wiederholen: Petrus liegt nicht in der Peterskirche begraben. Unter jenen, welche mit dem Anspruche auf strenge Wissenschaftlichkeit diesen Satz zu vertheidigen versuchen, nimmt Dr. Victor Schultze, zur Zeit Universitätsprofessor in Greifswalde, eine hervorragende Stelle ein. Sein Endurtheil über den Begräbnißort des Apostels faßt er in folgende Worte zusammen: „Die wissenschaftliche Untersuchung, welche die in Betracht kommenden literarischen und monumentalen Quellen in gleicher Weise berücksichtigt und die einen durch die anderen zu beleuchten versteht, wird nicht über das Geständniß hinauskommen, daß das Grab des Petrus eine unbekannte Größe ist, welche zu bestimmen uns die Mittel fehlen." [1]

Die folgenden Zeilen mögen dazu dienen, diese Behauptung in das rechte Licht zu setzen.

Der bekannte Geschichtschreiber Eusebius von Cäsarea († 340) berichtet im zweiten Buche seiner Kirchengeschichte mit größter Bestimmtheit, daß Petrus und Paulus, nachdem sie durch Kreuz und Schwert zu Rom den Martertod erlitten, daselbst bestattet worden seien. Um den Ort ihrer Begräbnißstätten genauer zu bezeichnen, führt er die Worte eines gegen Ende des zweiten und zu Anfang des dritten Jahrhunderts in Rom lebenden Mannes an, nämlich des Apologeten Cajus († wahrscheinlich 217). Die bedeutsame Stelle bei Eusebius lautet folgendermaßen: „Geschichtlich ist überliefert, daß Paulus zu Rom enthauptet und Petrus unter der Regierung des Nero ans Kreuz geheftet worden ist. Für diese Nachricht leisten Bürgschaft die Namen des Petrus und Paulus, welche sich daselbst bis jetzt auf ihren Begräbnißstätten erhalten haben. Nicht minder (leistet dafür Bürgschaft) der rechtgläubige Cajus, welcher unter dem römischen Bischof Zephyrin lebte. Dieser berichtet — in einer schriftlichen Unterredung mit Proclus, dem Haupte der Kata-

[1] Archäologische Studien. Wien 1880. S. 255.

phryger — ganz das Gleiche über die Orte, an welchen die sterbliche Hülle der genannten Apostel beigesetzt wurde. „Ich kann dir' — so sagt Cajus — ‚die Siegeszeichen der Apostel zeigen. Willst du nämlich zum Vatican oder auf die ostiensische Straße kommen, so wirst du die Siegeszeichen derjenigen finden, welche diese Kirche (von Rom) gegründet haben.'"[1] In diesem unzweifelhaft echten Zeugnisse aus der ältesten christlichen Zeit ist so klar und unmißverständlich der Vatican als Bestattungsort des hl. Petrus angegeben, daß es schwer begreiflich erscheint, wie jemand, welcher überhaupt noch die Beweiskraft geschichtlicher Zeugnisse anerkennt, dennoch die berichtete Thatsache bezweifeln oder gar läugnen kann. Eben wegen seines Alters und seiner wahrhaft grundlegenden Bedeutung wollen wir aber bei diesem Zeugnisse etwas verweilen. Schultze geht über diese erste literarische Quelle vom Begräbnißorte Petri mit folgenden Worten hinweg: „Es ist längst anerkannt und wird weiterhin aus nachfolgender Untersuchung sich ergeben, daß τρόπαια nicht die Begräbnißstätten, sondern die Richtstätten beider Apostel bezeichnet."[2] Das ist die ganze „Beleuchtung", welche der Herr Professor dieser Stelle zu theil werden läßt; denn in der „weiterhin nachfolgenden", über 30 Seiten sich erstreckenden Untersuchung wird das Zeugniß des Cajus auch nicht mit einem einzigen Worte mehr erwähnt. Sehen wir also zunächst, wie es sich denn in Wirklichkeit mit dieser längst erfolgten Anerkennung verhält.

Was den Eusebius angeht, welcher uns diese Worte des Cajus aufbewahrt hat, so bedarf es kaum noch des Nachweises, daß er den fraglichen Ausdruck von den Gräbern der Apostel verstand. Er führt ja gerade zum Zwecke der nähern Ortsbestimmung, wo sich die Ruhestätten (τὰ κοιμητήρια) der Apostel befunden, wo ihre sterbliche Hülle (ἔνθα τὰ ἱερὰ σκηνώματα τῶν ἀποστόλων κατατέθειται) beigesetzt worden ist, das

---

[1] Euseb. Hist. eccles. l. II. c. 25: Παῦλος δὴ οὖν ἐπ' αὐτῆς Ῥώμης τὴν κεφαλὴν ἀποτμηθῆναι, καὶ Πέτρος ὡσαύτως ἀνασκολοπισθῆναι κατ' αὐτὸν (Νέρωνα) ἱστοροῦνται. Καὶ πιστοῦταί γε τὴν ἱστορίαν ἡ Πέτρου καὶ Παύλου εἰς δεῦρο κρατήσασα ἐπὶ τῶν αὐτόθι κοιμητηρίων πρόσρησις. Οὐδὲν δ' ἧττον καὶ ἐκκλησιαστικὸς ἀνὴρ Γάϊος ὄνομα, κατὰ Ζεφυρῖνον Ῥωμαίων γεγονὼς ἐπίσκοπον. Ὃς δὴ Πρόκλῳ τῆς κατὰ Φρύγας προϊσταμένῳ γνώμης ἐγγράφως διαλεχθεὶς αὐτὰ δὴ ταῦτα περὶ τῶν τόπων ἔνθα τῶν εἰρημένων ἀποστόλων τὰ ἱερὰ σκηνώματα κατατέθειται, φησίν. Ἐγὼ δὲ τὰ τρόπαια τῶν ἀποστόλων ἔχω δεῖξαι. Ἐὰν γὰρ θελήσῃς ἀπελθεῖν ἐπὶ τὸν Βατικανὸν, ἢ ἐπὶ τὴν ὁδὸν τὴν Ὠστίαν, εὑρήσεις τὰ τρόπαια τῶν ταύτην ἱδρυσαμένων τὴν Ἐκκλησίαν (Migne 20, 208. 209).

[2] A. a. O. S. 224.

Zeugniß des Cajus an. Ja, bis zur Evidenz ergibt sich diese Auffassung des Bischofs von Cäsarea aus dem 31. Kapitel des 3. Buches seiner Kirchengeschichte: „Schon oben ist uns“, so schreibt er, „Zeit und Art des Todes von Paulus und Petrus klargelegt worden, und überdies auch noch der Ort, an welchem ihre Ueberreste beigesetzt worden sind.“ [1] Will man also nicht behaupten, daß Eusebius nicht wußte, was er schrieb, oder daß er den Sinn der Worte des Cajus gar nicht erfaßt habe, so wird man zugestehen müssen, daß die „Siegeszeichen“ (τρόπαια) hier allerdings die Grabstätten bezeichnen. Wir räumen aber gerne ein, daß diese Auffassung des Eusebius nicht das Alleinentscheidende ist. An und für sich könnte er sich ja über die Bedeutung des betreffenden Wortes getäuscht haben, obwohl von vornherein eine solche Täuschung höchst unwahrscheinlich ist, da ihm nicht, wie uns, nur Bruchstücke, sondern das ganze Werk des Cajus vorlag. Jeder Zweifel aber über die Auffassung der „Siegeszeichen“ wird schlechthin dadurch ausgeschlossen, daß Cajus selbst den Begräbnißort der Apostel angeben wollte. Proclus nämlich, der Gegner des Cajus, hatte sich, um die kleinasiatische Kirche gegenüber der abendländischen hervorzuheben, damit gebrüstet, daß in Phrygien die Gräber des Apostels Philippus und seiner weissagenden Töchter seien: „Ihr Grabmal ist dort und das ihres Vaters.“ [2] Diesem stolzen Einwand gegenüber betont nun Cajus seinerseits, daß sich zu Rom die Ruhestätten der beiden Apostelfürsten befänden. Hätte er nur deren Richtstätten bezeichnen wollen, so wäre seine Erwiederung durchaus unwirksam gewesen. Hinfällig ist somit die eben gehörte Behauptung von Schultze, es sei längst anerkannt, daß τρόπαια nicht die Begräbnißstätten, sondern die Richtstätten bezeichne; denn Cajus selbst sagt uns, daß er unter diesem Ausdruck die Gräber der Apostel verstanden habe, und damit hört doch wohl jeder weitere Streit über den Sinn dieses Wortes an der betreffenden Stelle auf. Hinfällig ist gleichfalls — und zwar aus doppeltem Grund — der Hinweis auf einige Verse des Aurelius Prudentius (348—405) [3], durch welche Schultze seinen Satz zu stützen sucht. Denn erstens ist die Frage doch einzig und allein die,

---

[1] Παύλου μὲν οὖν καὶ Πέτρου τῆς τελευτῆς ὅ τε χρόνος καὶ ὁ τρόπος, καὶ προσέτι τῆς μετὰ τὴν ἀπαλλαγὴν τοῦ βίου τῶν σκηνωμάτων αὐτῶν καταθέσεως ὁ χῶρος ἤδη πρότερον ἡμῖν δεδήλωται (Migne 20, 280).

[2] Euseb. H. E. III. c. 31 (Migne 20, 282): ὁ τάφος αὐτῶν ἐστιν ἐκεῖ, καὶ ὁ τοῦ πατρὸς αὐτῶν.

[3] Peristephanon XII. 7—39 (Migne 60, 557—563).

welchen Sinn dieses Wort bei Cajus hat, und niemand fällt es ein, behaupten zu wollen, daß man den Ausdruck tropaeum — welchen hier Prudentius gebraucht — nicht auch zur Bezeichnung von Richtstätten anwenden könne. Zweitens aber geht aus Vers 29—39 des Hymnus von Prudentius mit aller nur wünschenswerthen Klarheit hervor, daß auch Prudentius unter tropaea die Gräber der Apostel verstand. Diese Auffassung vertreten auch de Rossi[1], Rösler[2] und Brockhaus[3]. Freilich unterläßt es Dr. Schultze, gerade diese Verse anzuführen. In der That sehen wir denn auch die bedeutendsten Schriftsteller und Alterthumsforscher aller Zeiten und Richtungen einig in der Anerkennung, daß die „Siegeszeichen" bei Cajus den Bestattungsort der Fürstapostel bezeichnen. Der gütige Leser möge entschuldigen, wenn wir eine lange Liste von Namen hierhersetzen. Allein die zuversichtliche, jedoch unbewiesen gebliebene Behauptung Dr. Schultze's von der „längst erfolgten Anerkennung" des Gegentheils unserer bewiesenen Ansicht läßt diesen trockenen Namensaufruf zweckmäßig erscheinen: Eusebius[4], Prudentius[5], Maphaeus Vegius[6], Baronius[7], Valesius[8], Calmet[9], Bosio[10], Ciampini[11], Tillemont[12], Ferdinandus Carolus[13], Severano[14], Borgia[15], Raphael Sindone[16], Sacarello[17], Mamachi[18], Aringhi[19], Foggini[20], Windischmann[21], Ceillier[22],

[1] Bullettino di Archeologia cristiana. 1869. p. 85.

[2] Der katholische Dichter Aurelius Prudentius Clemens. Freiburg, Herder, 1886. S. 153.

[3] Aurelius Prudentius Clemens in seiner Bedeutung für die Kirche seiner Zeit. Leipzig 1872. S. 148.

[4] Hist. eccles. II. 25; III. 31 (Migne 20, 208. 280). [5] A. a. O.

[6] De rebus antiquis memorabilibus Basilicae s. Petri Romae lib. II. c. II. (Acta SS. Junii tom. VII. p. 63 *).

[7] Annal. eccles. I. p. 596 (ed. Theiner).

[8] Annot. in H. E. Eusebii I. p. 123 (ed. Mogunt. 1672).

[9] Diss. in V. et N. Test. III. p. 452 (ed. Wirceburgi).

[10] Roma sotterr. (ed. Severano). Roma 1632. tom. II. p. 29.

[11] De sacris aedificiis Romae. Romae 1693. p. 49.

[12] Mémoires I. p. 191 (ed. Paris. 1693).

[13] Templum Vatic. I. sect. 2 c. 9 (bei Severano, Memorie sacre I. p. 282).

[14] Memorie sacre delle sette chiese di Roma. Roma 1630. I. p. 23.

[15] Vaticana confessio B. Petri. p. XXV.

[16] Altarium Basil. Vatic. descript. p. 119.

[17] H. E. Romae 1772. II. p. 151.

[18] Antiquit. christ. Romae 1749. II. c. 6 § 2 p. 322.

[19] Roma subterr. I. p. 147.

[20] De Rom. D. Petri itinere. Romae 1741. p. 367.

[21] Vindiciae Petrinae. p. 93. [22] Auteurs sacrés I. p. 562.

Hundhausen [1], Hergenröther [2], Nirschl [3], Schmid [4], de Waal [5], de Rossi [6], Funk [7], Allard [8], Duchesne [9], Döllinger [10]; und von Nichtkatholiken nennen wir Bingham [11], Sieffert [12], Olshausen [12], Zeller [14], Langen [15], Roller [16], Baur [17], Neander [18], Thiersch [19]. Diese und noch viele andere — denn das Verzeichniß ließe sich leicht vermehren — verstehen den Ausdruck des Cajus von den Gräbern der Apostel Petrus und Paulus. Es sei uns gestattet, die Worte des Protestanten Olshausen hier anzuführen, da sie Bedeutung und Gewicht des cajischen Zeug-

---

[1] Das erste Pontificalschreiben des Apostelfürsten Petrus. S. 41 Anm. 5.

[2] K.-G. I. S. 111 Anm. [3] Patrologie I. S. 201.

[4] Petrus in Rom. S. 11.

[5] Des Apostelfürsten Petrus glorreiche Ruhestätte. S. 34.

[6] Roma sotterr. I. p. 196. [7] K.-G. S. 23.

[8] Histoire des persécutions I. p. 74.

[9] Le Liber Pontificalis I. p. 120. An dieser Stelle werden zwar die τρόπαια mit „Memoria b. Petri" übersetzt, so daß es zweifelhaft erscheinen könnte, ob darunter das Grab Petri verstanden sei, allein S. 125 bei Besprechung der „memoria", welche Papst Anaclet zu Ehren des hl. Petrus erbauen ließ, wird dieser Zweifel vollständig gehoben. Ueberdies hatte der gelehrte Verfasser die Güte, uns seine Ansicht über die Worte des Cajus in folgender Weise auszudrücken: „Le texte de Cajus me semble si fort, qu'on n'en peut dénaturer le sens, que sous l'empire de préjugés de secte ou d'éducation." Was den Ausdruck „memoria" betrifft, wodurch häufig das griechische τρόπαιον des Cajus wiedergegeben wird, so hat derselbe, sowohl im altclassischen wie frühkirchlichen Sprachgebrauch, die Bedeutung von Grabmal; vgl. Grut. Inscript. 827, 8; Corpus inscript. lat. 8, 217; de Rossi, Bullettino 1877, p. 101 sqq.; Hieron. Quaest. hebr. in Gen. (M. 23, 973); August. De civ. Dei XXII, 8 n. 11 (M. 41, 766). Kraus (Real-Encyklopädie der christl. Alterthümer II. 922), der unter den τρόπαια Kirchen (!) versteht, weil dieser Ausdruck sich mit memoria decke, scheint dies übersehen zu haben.

[10] Christenthum und Kirche. S. 101.

[11] Antiquit. eccles. III. p. 133.

[12] Realencyklopädie für protestantische Theologie (2. Aufl.), Bd. 11 S. 525.

[13] Theologische Studien und Kritiken. 1838. S. 941.

[14] Vorträge und Abhandlungen. Zweite Sammlung. S. 220.

[15] Geschichte der römischen Kirche I. S. 55.

[16] Les Catacombes de Rome I. p. XXX, note. — Welchen Werth somit die Behauptung Lipsius' (Quellen der römischen Petrussage, S. 95, wiederholt in: Die apokryphen Apostelgeschichten und Apostellegenden, Bd. 2, Theil 1, S. 391. Braunschweig 1887) hat: „Darunter (d. h. unter den τρόπαια des Cajus) ist sicher nicht das Grab des Apostels zu verstehen", ergibt sich nach obigen Ausführungen von selbst. Es sei nur noch bemerkt, daß, wie Schultze, so auch Lipsius nicht die Spur eines Beweises für seine Behauptung erbringt.

[17] Tübinger Zeitschr., 1836. Heft 3. S. 166 ff.

[18] Geschichte der christlichen Kirche. Hamburg 1833. Bd. II. S. 461.

[19] Die Kirche im apostolischen Zeitalter. Erlangen 1858 (2. Aufl.). S. 215.

nisses trefflich hervorheben. „Was läßt sich“, schreibt er, „gegen dieses Zeugniß einwenden? Ist etwa die Stelle kritisch verdächtig? Keineswegs. Erlaubt sie eine andere Interpretation oder ist die Person des Cajus als leichtsinnig oder betrügerisch verdächtig? In keiner Weise kann ein Bedenken dieser Art statthaben. Cajus war ein höchst ruhiger, besonnener Mann, der die Schwärmerei der Montanisten eifrig bestritt; er gibt Thatsachen an, die mit ihm Tausende wissen mußten; er schrieb in Rom selber, wo die Gräber der Apostel sein sollten; es ist also ganz undenkbar, daß sie nicht da waren. Man vergegenwärtige sich die Sache einfach. Gesetzt, es schriebe in Berlin in unseren Tagen ein Mann: ‚Dem berühmten Feldherrn Blücher ist in dieser Stadt, in der Nähe des Universitätsgebäudes, ein Denkmal errichtet worden‘; wäre denkbar, daß dessen ungeachtet dort kein solches Denkmal existirte? Würde nicht jeder Berliner eine solche Lüge oder einen solchen Irrthum widerlegen? Soll also überhaupt noch von Geschichte die Rede sein, so ist sicher: zu Cajus' Zeiten waren an den angegebenen Stellen die Denkmäler der Apostel. Nun aber ist innerhalb der christlichen Kirche in Rom, von Septimius Severus bis auf Nero, die Einheit der Tradition nicht zerrissen worden. Obwohl Verfolgungen über die römischen Christen ergingen, so hat doch kein Kaiser nach Nero die Christen aus Rom verjagt. Es ist daher nicht abzusehen, wie, wenn Petrus wirklich in Rom starb, diese Kunde sich innerhalb der ihn als Gründer ihres Glaubens verehrenden Gemeinde hätte verlieren können. Aber auch andererseits ist unbegreiflich, wie, wenn er nicht daselbst starb, die Sage, daß dies geschehen sei, so früh so kräftig werden konnte, daß man auf den Gedanken kam, ihm ein Grabmal zu errichten“ (a. a. O.).

Allein, so könnte vielleicht mancher einwenden, ist es nicht auffallend, daß wir über die Ruhestätte des hl. Petrus nur ein verhältnißmäßig spätes Zeugniß haben, und daß zum mindesten 133 Jahre nach dem Tode des Apostels verfließen ohne irgend eine Nachricht über sein Grab? Innerhalb dieses Zeitraumes konnte ja eine unrichtige Ansicht über den Begräbnißort schon ausgebildet sein. Darauf ist zunächst zu erwiedern, daß überhaupt die uns erhalten gebliebenen Nachrichten aus jenen ersten christlichen Zeiten sehr spärlich sind; großentheils sind es nur Bruchstücke von Gelegenheitsbriefen und Vertheidigungsschriften gegen die Verleumdungen der Heiden. Wenn wir also in diesen Aufzeichnungen das Grab des hl. Petrus nicht öfter und nicht früher erwähnt finden, so ist das, nach Inhalt und Zweck dieser Schriften, ganz erklärlich. Dann

aber — und das fällt hier ganz bedeutend ins Gewicht — war für die damaligen Christen Zeit und Ort des Todes und Begräbnisses der Apostelfürsten derartig bekannt, daß niemand daran dachte, sich noch eigens schriftlich darüber auszulassen. Auch von Cajus besäßen wir aller Wahrscheinlichkeit nach diese seine gelegentliche Aeußerung nicht, wenn ihm die eitle Prahlerei des Proclus über die Gräber des hl. Philippus und seiner Töchter nicht den zufälligen Anlaß dazu geboten hätte. Die ersten Schriftsteller und Apologeten hatten eben Wichtigeres zu thun, als offenkundige und jedermann bekannte Thatsachen zu vertheidigen. Nehmen wir dazu, weil es sich ja um einen Gegenstand von großer Bedeutung handelt, noch eine weitere Erwägung. Wer war denn dieser Cajus, und welche Gewähr leistet uns seine Stellung und Person? Aus dem Munde des Protestanten Olshausen haben wir allerdings bereits etwas über ihn gehört. Aber nicht genug; denn so spärlich die Nachrichten über Cajus auch fließen, sie sind ausreichend, um ihn in unserer Frage als sogenannten classischen Zeugen anführen zu können. Das Jahr seiner Geburt und seines Todes wissen wir mit Sicherheit nicht; wohl aber ist gewiß, daß er unter Papst Zephyrin (199—217) schon ein schriftstellerisch hervorragendes Mitglied der römischen Kirchengemeinde war. Eusebius beruft sich in seiner Kirchengeschichte viermal auf ihn[1] als auf eine belangreiche Quelle und nennt ihn einen „sehr wissensreichen Mann". Sehr begründet ist auch die Vermuthung, Cajus sei ein Schüler des großen Irenäus von Lyon (140—202) gewesen[2]. Er war also nach allem ein Mann, welcher für eine geraume Zeit seines Lebens dem zweiten Jahrhundert angehörte. Nur zwei Generationen trennten ihn von jenen, auf deren Grab er hinweist. Somit hat er in Rom mit Leuten verkehrt, welche selbst noch jene Männer gesehen und gesprochen hatten, die Augenzeugen des Lebens und Todes der beiden Apostelfürsten in der Tiberstadt gewesen waren. Sein Zeugniß über ihren Bestattungsort muß also der

---

[1] L. II. c. 25; III. c. 28; III. c. 31; VI. c. 20 (Migne 20, 209. 273. 279. 572): „λογιώτατος ἀνήρ".

[2] Nirschl, Patrologie I. S. 200; Funk, Opp. P. P. Apostolic. Tubingae 1878. Vol. I. p. 307, 3; Ceillier, Auteurs sacrés I. p. 561. Daß Cajus Presbyter der römischen Kirche oder gar Bischof gewesen sei, scheint höchst unwahrscheinlich und kann durchaus nicht aus dem Ausdruck „ἐκκλησιαστικὸς ἀνήρ" bei Eusebius gefolgert werden; ἐκκλησιαστικός ist hier mit „rechtgläubig" zu übersetzen, wie Valesius (Annot. in lib. II. hist. eccles. Eusebii p. 42, edit. Mogunt. 1672) überzeugend dargethan hat.

Thatsächlichkeit entsprechen. Mit einer ganz hervorragenden Verehrung und Sorgfalt nämlich wurden von den ersten Christen die heiligen Ueberreste der Martyrer, und der Ort, an welchem sie beigesetzt wurden, verehrt. Martyrer und Martyrergräber zu besitzen, galt für eine christliche Gemeinde als eine unschätzbare Ehre. War dies der Fall hinsichtlich aller, welche ihr Blut für den Glauben vergossen, so ganz besonders in Bezug auf die Apostel des Herrn, und unter diesen wiederum vorzugsweise in Bezug auf jene beiden, welche stets als die Apostelfürsten, als „die glorwürdigsten Apostel“ gepriesen wurden: Petrus und Paulus. Schlechterdings undenkbar ist es also, daß die damaligen Christen über Ort und Zeit ihres Martyriums, über Ort und Zeit ihrer Bestattung gar nicht oder nur ungenau unterrichtet gewesen wären. Schlechterdings undenkbar ist es ferner, daß eine Gemeinde, welche in Wirklichkeit den kostbaren Schatz des Grabes des Apostelfürsten besaß, es stillschweigend geduldet hätte, daß eine andere Gemeinde, welche diesen Schatz in Wirklichkeit nicht besaß, dennoch diesen Besitz für sich behauptete. Nun aber weist Cajus wie mit dem Finger auf die Gräber der Apostel als auf den größten Schatz der römischen Kirche, und von keiner Seite erhebt sich auch nur die leiseste Spur eines Widerspruches. Folglich, so schließen wir mit Recht, war Rom nicht nur der Schauplatz des Todes der Apostel Petrus und Paulus [1], sondern der Vatican, bezw. die ostiensische Straße, war auch der Ort ihrer letzten Ruhe.

Das ist Bedeutung und Tragweite des cajischen Zeugnisses. Es ist die erste literarische Quelle über das Grab Petri, und sie gibt, wie wir gesehen haben, klare und bestimmte Nachricht. Ungezwungen schließt sich die Besprechung der ersten monumentalen Quelle über denselben Gegenstand an.

Des hl. Petrus unmittelbarer Nachfolger auf dem Stuhle zu Rom war Linus. Von ihm berichtet das „Papstbuch“ (verfaßt um das Jahr 530) [2],

[1] Daß wir über den Martertod des hl. Petrus zu Rom die glaubwürdigsten und ältesten Nachrichten besitzen, eine sogar von einem zu Rom lebenden Zeitgenossen des Apostels, seinem Schüler und Nachfolger, dem Papst Clemens (gest. wahrscheinlich 97), vermehrt natürlich das Gewicht des cajischen Zeugnisses und läßt eine Möglichkeit des Irrthums seinerseits kaum mehr zu. Für die römischen Christen der damaligen Zeit ist eben die Kenntniß vom Tode des Apostelfürsten innerhalb ihrer Stadt und die Kenntniß seines Begräbnißortes ein und dasselbe. Es ist dies nie genug zu betonen.

[2] Diese Zeitangabe bezieht sich auf den ersten Theil des „Papstbuches“, von Petrus bis Bonifatius II. († 532). Auf das „Papstbuch“ selbst und seine Angaben

daß er neben dem Leibe des hl. Petrus auf dem Vatican bestattet worden sei [1]. Ueber 1300 Jahre waren verflossen, seitdem Cajus es als offenkundige Thatsache hinstellte, daß der vaticanische Hügel die heiligen Gebeine des ersten Papstes berge; über 1200, beziehungsweise 1000 Jahre, seitdem Eusebius und der Verfasser des „Papstbuches" diese Nachricht bestätigten; da erhob sich — so scheint es — aus dem Dunkel der Grüfte ein neuer Zeuge für diese Wahrheit. Ein Zeuge, der während anderthalb tausend Jahren an der Seite des Apostelfürsten geruht hatte: und dieser Zeuge ist die Grabinschrift des hl. Linus, des Schülers und Nachfolgers Petri.

Papst Paul V. ließ im Jahre 1615 größere Umänderungen an der Confessio der Peterskirche vornehmen. Im Verlauf dieser Arbeiten wurden hart an der Confessio mehrere Grabfunde gemacht, über welche uns Franz Maria Torrigio als Augenzeuge ausführlich berichtet.

Seine Worte lauten: „Dort (nämlich in der Krypta) wurden, wie ich selbst gesehen habe, viele Gräber der Heiligen aufgefunden (es waren aber auch gegenwärtig der erlauchte Herr Cardinal Palotta, Erzpriester der Basilika, einige Canoniker und andere). Einen Papst habe ich gesehen, bekleidet mit Planete und Pallium und von ziemlich großer Gestalt. Er wurde aber auf Befehl der Oberen durchaus nicht berührt, sondern sogleich wieder zugedeckt. Dort wurden auch gefunden viele Leiber, eingewickelt in fingerbreite Binden, kreuzweise, nach alter Art. Ferner fand sich in einem gut erhaltenen Sarge (drei Palmen groß) der Körper eines Kindes, welcher auch nicht berührt wurde; und in einem andern (Sarg), auf welchem geschrieben stand ‚Linus' (fand sich ein Leib?); und von einem (Sarg) insbesondere strömte ein solcher Wohlgeruch aus, daß alle Umstehenden es für etwas Wunderbares ansahen, wie diejenigen, welche gegenwärtig waren, es mir mitgetheilt haben. . . . Dort wurden auch viele Metallmünzen gefunden, auf welchen Constantin der Große und ein Kreuz eingeprägt war, auch in anderer Form." [2]

---

über das Grab des hl. Petrus werden wir im zweiten Theil unserer Arbeit ausführlich zu sprechen kommen.

[1] Qui sepultus est juxta corpus beati Petri in Vaticano. (In Vita S. Lini.) Cfr. Duchesne, Le Liber Pontificalis. Paris 1886. Vol. I. p. 121.

[2] Le sacre grotte Vaticane. Viterbo 1618 (1. ed.) p. 53: „Ivi furono trovati molti sepolcri de' Santi, come ancor io viddi, havendovi visto (mentre vi era presente l'illustrissimo Sig. Cardinale Evangelista Palotto, Arciprete di questa Basilica, e alcuni canonici ed altri) un Papa vestito con pianeta e pallio e dimostrava assai grande di statura. Non però fù punto

Es handelt sich hier, wie Schultze ganz richtig bemerkt, „um das Originalepitaph des ersten Nachfolgers des Petrus, des Linus" (Schultze a. a. O. S. 237), also um einen Fund, der, wenn er sich als echt herausstellt, für die Frage über den Bestattungsort des Apostelfürsten entscheidend ist.

Einer genauen Untersuchung ist demgemäß diese denkwürdige Inschrift (welche wir leider nicht mehr besitzen) wohl werth. Professor Schultze ist nach eingehender Besprechung zu dem Endergebniß gekommen, daß entweder die Beziehung der fraglichen Inschrift auf Linus überhaupt aufgegeben oder dieselbe betrachtet werden müsse als eine nachconstantinische, welche die Pietät späterer Jahrhunderte geschaffen habe (S. 238). Und dieses abfällige Urtheil ist mit einer Reihe von Gründen gestützt, deren Beleuchtung uns zunächst beschäftigen soll. Schultze schreibt, nach Anführung der eben gehörten Worte Torrigio's (a. a. O. S. 237): „Aus dieser Relation geht hervor: 1. Torrigio war bei der Auffindung des Epitaphs nicht gegenwärtig. Denn der ganze Bericht gliedert sich scharf in zwei Theile, von denen der erste das enthält, was der Verfasser selbst beobachtet hat, dagegen der zweite, mit ‚vi furono trovati‘ anhebende das, was ihm von anderen berichtet wurde. 2. Die Kleidung, welche die von ihm als ‚Papa‘ bezeichnete Person trug, die Münzen mit dem Bilde Constantins des Großen und dem Kreuzeszeichen (gemeint ist wohl das Monogramm Christi), weisen diesen Gräbercomplex der nachconstantinischen Epoche zu. 3. Der wunderbare Geruch, welcher dem einen Sarkophage entstiegen sein soll, zeigt, daß der Bericht bereits in der Form sagenhafter Umbildung zu ihm gelangt ist." Wir erwiedern: Die behauptete scharfe Gliederung des Berichtes in zwei Theile ist nicht vorhanden. Wir haben es, wie aus den Worten hervorgeht, mit einem Fundbericht zu thun. Das Aufdecken des gefundenen Gräber c o m p l e x e s, welcher im folgenden näher beschrieben wird, leitet Torrigio mit den Worten ein: „Ivi furono trovati molti sepolcri de' Santi", und setzt hinzu, daß er selbst diese „molti sepolcri" gesehen habe: „come ancor io

toccato per commandamento de' Superiori, ma subito si ricoprì. Vi furono trovati anco molti cadaveri infasciati con fascie, larghe un deto all' uso antico in croce. Di più in un bel pilo di tre palmi un cadavero d'un bambino, che nè anco furono tocchi: ed in un altro ove era scritto Linus; e da uno in particolare ne uscì tal odore che tutti i circostanti l'hebbero per cosa maravigliosa, come mi hanno essi referito, che vi si trovarono presenti ... Quivi furono trovati molti medaglie di metallo, ove era scolpito Costantino Magno ed una croce ed in altre guise."

viddi". Nach dieser allgemeinen Aeußerung über den gemachten Fund beginnt er im einzelnen die zu diesen Gräbern gehörigen Leichname zu beschreiben: „Vi furono trovati anco molti cadaveri"; und insofern kann man eine Gliederung des Berichtes zugeben, indem der erste Theil mehr von den Gräbern im allgemeinen, der zweite dann von den Leichnamen handelt. Nur dort, wo er auf den wunderbaren Geruch zu sprechen kommt, welcher einem der Sarkophage entströmt sein soll, bemerkt Torrigio, daß er diesen Geruch nicht selbst wahrgenommen habe, sondern daß andere ihm dies mitgetheilt hätten. Und dies steht durchaus nicht im Widerspruch mit seiner Eigenschaft als Augenzeuge. Denn dieser Wohlgeruch ist doch aller Wahrscheinlichkeit nach nur für den Augenblick der Erhebung des Sarges bemerklich gewesen. War also Torrigio in diesem Augenblicke nicht gegenwärtig, so mußte er sich freilich für diese vorübergehende Erscheinung auf die Wahrnehmung anderer beziehen, blieb aber Augenzeuge der gefundenen Gegenstände selbst, ihrer Beschaffenheit und Merkmale. Kurz, Torrigio versichert klar und deutlich seine Augenzeugenschaft für alles das, was sich überhaupt mit den Augen wahrnehmen ließ. Auch de Rossi[1] und Laurentius Dionysius[2], geborene Italiener, welche doch ihre Sprache richtig aufzufassen im Stande sind, führen den Torrigio unbedenklich als Augenzeuge bei dem gemachten Fund an. Hiermit ist auch die Antwort gegeben auf das von Schultze unter Nr. 3 erhobene Bedenken. Denn es handelt sich gar nicht um einen „Bericht . . . welcher zu Torrigio gelangt ist", sondern um die Aussage des Torrigio über das, was er mit eigenen Augen gesehen hat[3]. Was endlich die zweite Einwendung angeht, die sich stützt auf die gleichzeitig gefundenen constantinischen Münzen, so können wir nicht glauben, daß Dr. Schultze selbst sie für stichhaltig hält. Konnten denn diese Münzen nicht später in die päpstliche Gruft gelangt sein, zumal da Constantin ja seine Basilika zu Ehren des Apostelfürsten über dem Grabe desselben erbaute? Aus dem Alter der gleichzeitig mit der Inschrift aufgefundenen Münzen läßt sich also durchaus keine Folgerung ziehen für das Alter der Inschrift selbst; welcher Zeit letztere angehört, muß aus ihr selbst bestimmt werden. Hierin liegt der Kernpunkt der ganzen Untersuchung.

---

[1] Bullett. 1864. p. 50.

[2] Sacrarum Vaticanae Basilicae cryptarum monumenta. Romae 1773. p. XVII.

[3] Auf den unlogischen Schluß Schultze's: „es wird etwas Wunderbares berichtet, also ist der Bericht sagenhaft", wollen wir nur nebenbei hingewiesen haben.

Wie aus den oben angeführten Worten Torrigio's sich ergibt, trug die Inschrift des Sarkophagdeckels den Namen Linus ohne ein ihm vorgesetztes S. (Sanctus). Dieser geringfügig scheinende Umstand ist hochbedeutsam. Hätte sich nämlich das s. vor dem Namen befunden, so wäre es sicher, daß die bewußte Inschrift frühestens aus dem vierten Jahrhundert stamme, indem erst zu dieser Zeit der Gebrauch aufkam, die Namen verstorbener Heiligen oder Martyrer mit dem beigefügten „Sanctus“ (S.) auszuzeichnen. Das Fehlen dieses Buchstabens ist also ein Zeichen des höchsten christlichen Alterthums, wenn überhaupt die Inschrift auf den heiligen Papst Linus und nicht etwa auf einen andern Linus sich bezieht. Daß das erstere aber der Fall ist, dafür spricht sowohl der Fundort als auch der Name „Linus“. Man erwäge vorurtheilsfrei die folgenden Thatsachen: 1. Eine alte, schriftlich und mündlich bestehende Ueberlieferung bezeichnet einen bestimmten Ort als Grabstätte des Papstes Linus, und gerade an jenem Ort wird eine Grabinschrift mit dem Namen „Linus“ aufgefunden. 2. In der langen Reihe der Päpste gibt es nur einen Träger des Namens „Linus“, nämlich den ersten Nachfolger Petri, und an dem Ort, den das christliche Alterthum als seine Grabstätte bezeichnet, weist eine Grabinschrift diesen Namen auf. 3. Der Name „Linus“ ist unter den heidnischen Inschriften ein äußerst seltener, unter den Inschriften christlichen Ursprungs aber fast unbekannt, und dieser Name findet sich auf einer Grabtafel gerade dort, wohin eine wohlbeglaubigte Ueberlieferung das Grab des einzigen päpstlichen Trägers dieses höchst seltenen Namens verlegt. Kann man dieses merkwürdige Zusammentreffen vernünftigerweise durch den Zufall erklären wollen? Doch vernehmen wir über alles dieses einen Mann von unbestrittenem Ansehen.

De Rossi schreibt[1]: „Diese Thatsache (nämlich die Auffindung der Inschrift, wie Torrigio sie angibt) ist höchst wichtig und verdient eine aufmerksame Prüfung. Wäre es möglich, daß hier das Grab des Papstes Linus gemeint sei . . .? . . . Offen antworte ich, für mich ist es fast gewiß, daß der Sarg eines Linus, aufgefunden in der Confessio des hl. Petrus, derjenige des ersten Nachfolgers des Apostels ist, der begraben wurde neben dem Leibe des hl. Petrus auf dem Vatican. Der Name ‚Linus‘, höchst selten in der heidnischen Epigraphie, ist fast unbekannt (è presso che ignoto) unter den christlichen Inschriften. Wie

[1] Bullett. 1864. p. 50.

könnte ich also glauben, daß dieser Name, welcher unter 11 000 römischen Inschriften der sechs ersten christlichen Jahrhunderte fast nie vorkömmt (quasi inaudito), sich rein zufällig gerade an dem Orte vorfände, an welchem, nach der Angabe des ‚Papstbuches', der hl. Linus bestattet worden ist? Ueberdies wurde dieser Name auf einem Sarkophag gelesen; nun aber haben mich eingehende Studien zu der Ueberzeugung geführt, daß zur Zeit der ersten Anfänge der christlichen Friedhöfe in Rom gewöhnlich nur die Leichen sehr vornehmer Verstorbener in Särgen beigesetzt wurden. Im vierten Jahrhundert wurde der Gebrauch von Sarkophagen sehr häufig, allein während dieses prunkliebenden und wortreichen Zeitalters begnügten sich die Grabinschriften nicht einfach mit dem bloßen Namen. Ich glaube nicht, und werde es niemals glauben, daß die ganz merkwürdige Uebereinstimmung des Namens, des Ortes, der sonstigen Merkmale mit den kirchlichen Ueberlieferungen nichts als eine Wirkung des blinden Zufalls sein soll, der ja doch nur Verwirrung, nicht Uebereinstimmung im Gefolge hat. Und da jene Art der Beobachtung, nämlich die verschiedenen Anzeichen zu vereinigen und sie mit der Geschichte zu vergleichen, mich hundertmal zur Auffindung der Wahrheit geführt hat, so glaube ich, daß vorliegender und besprochener Fall mir das Recht gegeben hat, anzunehmen, daß der fragliche Sarg, aufgefunden in der Confessio des hl. Petrus, in Wirklichkeit derjenige des Linus ist, von dem geschrieben steht: er wurde bestattet neben dem Leib des hl. Petrus." Zwölf Jahre später, im Jahre 1876[1], kommt der große Alterthumsforscher wieder auf den Fund zu sprechen, und wiederholt seine Ansicht: „Dieser Name, der fast vereinzelt dasteht in der christlichen Epigraphie, gefunden an diesem Ort, läßt mich nicht zweifeln (non mi lascia dubitare), von wem er sei. Jener Linus ist der als unmittelbarer Nachfolger des Apostels in den Papstverzeichnissen angegebene Papst, welcher als der erste in der vaticanischen Confessio bestattet worden ist."

Das Gewicht dieser Ausführungen verkennt auch Dr. Schultze nicht; aber er sucht es abzuschwächen, indem er die Aussage des Augenzeugen Torrigio als unzuverlässig hinstellt. Allein war Dr. Schultze schon bei seinen obigen Einwänden nicht glücklich, so mißlingt ihm hier sein Versuch ganz und gar. Lassen wir ihn selbst sprechen: „Der Oratorianer Severano, welcher nach ihm (Torrigio) zuerst die Inschrift wieder erwähnt, war ihm jedenfalls an archäologischen Kenntnissen wie an kri-

[1] Bullett. 1876. p. 86.

tischem Urtheil überlegen[1] und gerade damals mit der Herausgabe der ‚Roma sotterranea‘ Bosio's beschäftigt und dadurch auch zu epigraphischen Studien geführt. Das Buch Torrigio's hat ihm bei der Abfassung seiner ‚Memorie‘ vorgelegen, da er S. 121 seine Leser ausdrücklich auf dasselbe verweist; auch decken sich seine Ausdrücke einigemale mit denen Torrigio's. Aber sein Bericht lautet gerade in dem Punkte, auf welchen es hier ankommt, wesentlich anders. Nicht nur bemerkt er hier ausdrücklich, daß sämmtliche Sarkophage ohne Inschriften gewesen seien, sondern er hat auch die Inschrift in der Form S. Linus, und fügt hinzu, daß sich dieselbe auf einer gesonderten, einzelnen Tafel befunden habe. Nè è da tacere[2] — sind seine Worte — che in fabbricar dette scale ed aprir quel sito si trovarono alcuni corpi in Pili separati, vestiti e ligati con fasce e cinte in Croce . . . eccetto uno, il quale era in habito Pontificale: e se bene non vi erano i nomi di essi, fu creduto però molto probabilmente, che fussero di quelli dieci Santi Pontefici successori di S. Pietro, per essersi trovata particolarmente una tavola con l'Iscrittione S. Linus. Wer in der Lage ist, die beiden Berichterstatter nach ihrer wissenschaftlichen Tüchtigkeit zu beurtheilen, wird nicht zweifelhaft sein, wem er größere Glaubwürdigkeit zuzuerkennen hat. Wenn de Rossi sich für die Relation Torrigio's entscheidet, so geschieht es offenbar unter dem Druck

[1] Darüber, daß Schultze den Bericht Severano's vor jenem Torrigio's so bevorzugt, äußert sich Erbes (Die Gräber und Kirchen Petri und Pauli in Rom. Zeitschr. für Kirchengeschichte, Bd. VII, 1 S. 20, Anm. 2): „Indem Schultze im übrigen auf richtigem Wege war, hat er gegen die Angabe des älteren Torrigio mit Unrecht des nachfolgenden Severano entstellte Angabe S. Linus bevorzugt, um einen Drücker gegen die Echtheit zu bekommen.“ Der von Erbes selbst aufgestellten Muthmaßung über die „Linusinschrift“ vermögen wir uns nicht anzuschließen, so viel Wahrscheinlichkeit der Verfasser seiner Aufstellung auch zu geben weiß. Aus den gleich zu besprechenden Worten des Augenzeugen Torrigio scheint eben doch zu deutlich hervorzugehen, daß Linus nicht der Schlußtheil irgend eines andern Eigennamens war, sondern nur, daß auf das selbständige Wort Linus noch andere Worte folgten.

[2] „Es ist auch nicht mit Stillschweigen zu übergehen, daß beim Bau genannter Treppe und dem Bemühen, diese Stelle zugänglich zu machen, einige Leichen gefunden wurden in gesonderten Steinsarkophagen, bekleidet und umwickelt mit Bandstreifen und Binden in Kreuzform . . . mit Ausnahme einer Leiche, welche bischöfliche Gewandung trug: und obwohl die Namen der Leichen sich nicht fanden, so hielt man es doch für sehr wahrscheinlich, daß es die Leiber jener zehn heiligen Päpste seien, welche auf den hl. Petrus folgten, und der Grund dafür war dieser: es fand sich eine gesonderte, einzelne Tafel mit der Inschrift: S. Linus.“

des Strebens, die römische Tradition zu stützen, während er doch selbst in den ‚Inscriptiones christianae' (I. n. 285. 598) die Unzuverlässigkeit Torrigio's mehrfach hervorhebt[1]. Gerade daraus, daß sich Severano in directem Widerspruch mit seinem Vorgänger, dessen Bericht ihm vorlag, setzt, ergibt sich mit Evidenz, daß er eine zuverlässigere Relation zu haben glaubte und gewiß auch hatte. . . Was aus der Inschrift seitdem geworden, ist unbekannt. Sie findet sich nirgends polemisch verwerthet. Bereits am Ende des 17. Jahrhunderts scheint sie nicht mehr existirt zu haben, jedenfalls wird sie seit Severano nicht mehr genannt" (a. a. O. S. 237—239). Unmittelbar vor diesen Worten findet sich das Folgende: „So wird man sich zu hüten haben, durch diese Relation (des Torrigio) die Lesart Linus gewährleistet zu finden: wenn Torrigio schon in der Wiedergabe von Inschriften, die er selbst gesehen hat, ungenau ist, so ist um so größere Vorsicht geboten, wo er nach bloßem Hörensagen berichtet. Er war überhaupt nicht archäologisch gebildet und hat sich in seinem Leben mehr mit Geschichten von Heiligen und verehrten Bildern, als mit ernsten Studien abgegeben" (S. 237).

Stellen wir nunmehr zunächst die Wahrheit fest über das wissenschaftliche Ansehen, das Torrigio thatsächlich genießt. Von allen einigermaßen nennenswerthen, nach Torrigio lebenden und schreibenden Alterthumsforschern, welche sich mit der vaticanischen Basilika beschäftigen, gibt es keinen einzigen, der sich nicht wiederholt, meistens fortwährend, auf das Werk des Torrigio als auf eine Autorität beruft. Da ist zunächst Severano selbst; er sagt von der „Vaticanischen Krypta" (Le sacre grotte Vaticane) des Torrigio, daß dies Werk „mit möglichster Genauigkeit" (con ogni esquisitezza) abgefaßt sei[2]; und Severano hatte

---

[1] Wer sich die Mühe nimmt, die von Schultze bezeichneten Stellen bei de Rossi nachzuschlagen, findet folgendes: In n. 285 p. 132 sagt de Rossi, Torrigio habe sich bei Wiedergabe einer Inschrift den Zusatz einiger Interpunctionszeichen erlaubt. In n. 598 p. 254 aber bespricht der große Alterthumsforscher eine aus der vaticanischen Krypta stammenden Inschrift; er führt mehrere Autoren an, welche diese Inschrift auch bringen, und zwar in folgender Reihenfolge: Gruter, Bosio, Aringhi, Reinesius, Ritter, Bottari, Torrigio, Cancellieri, Sarti, und setzt dann hinzu: „Alle geben die Inschrift fehlerhaft mit Ausnahme von Sarti" (mendose omnes, uno Sartio excepto). Folgert daraus Dr. Schultze das Urtheil der Unzuverlässigkeit für Torrigio, so muß er dasselbe nicht minder folgern für einen Gruter, einen Bosio, einen Cancellieri und Reinesius. Zieht er aber, wie vorauszusehen, für diese Autoren jene Folgerung nicht, so kann er sie auch nicht gegen Torrigio ziehen.

[2] Memorie sacre. Roma 1630. I. p. 121.

doch nach Schultze den Ruf eines „großen Gelehrten". Schultze nennt (S. 239) den Ciampini „den sehr genauen", und mit Recht. Dieser sehr genaue Schriftsteller citirt nun aber den Torrigio fortwährend; in dem einen Kapitel de partibus subterraneis sive sacris cryptis Vaticanae Basilicae beruft er sich achtmal auf Torrigio, unter anderem mit folgenden Worten: „So weit habe ich über einige noch bestehende Denkmale in der vaticanischen Krypta in Kürze berichtet, da dieselben schon ganz ausführlich von Torrigio in seiner ‚Vatikanischen Krypta' behandelt worden sind." Was Ciampini über die Sorgfalt des Torrigio dachte, erhellt aus folgendem: „Dort ist eine Marmortafel, welche durch das Alter in dreizehn Stücke zerfallen ist. Durch die Sorgfalt und das Bemühen (curā et diligentiā) des Torrigio sind nun diese Stücke zusammengestellt und so die Tafel wiederhergestellt worden." [1] Filippo Bonanni S. J. [2] und Carlo Fontana [3] sind nach dem Urtheil von Platner-Bunsen [4] diejenigen Autoren, bei welchen man die „gründlichsten und ausführlichsten Nachrichten" über die Peterskirche findet, und diese beiden berufen sich wiederholt auf die Meinung des Torrigio als auf die einer Autorität. Fontana gibt sogar in dem seinem Werke beigefügten Plane der Krypta von St. Peter (Pianta delle grotte Vaticane, p. 95) die Lage des Grabes des Linus an, und zwar nach dem Fundbericht des Torrigio, indem er auch das von diesem zuerst erwähnte Grab eines Kindes (sepolcro di un bambino) genau verzeichnet. Laurentius Dionysius (Dionigi) [5] spricht in der Vorrede zu seinem Werke über mehrere bedeutende Autoren, auch über den „sehr genauen" Ciampini, fährt dann aber wörtlich fort: „Alle diese hat bei weitem übertroffen (longe tamen hos antecelluit) Franz Maria Torrigio, indem er zuerst und mit größerem Fleiß, größerer Arbeit und Wissenschaft diese Denkmale in seinen Schriften behandelt hat (qui omnium primus et majori plane studio, labore atque eruditione monumenta ista scriptis suis . . . versavit). Aus ihm haben die ebengenannten Autoren geschöpft . . . Er hat nämlich nicht nur eine ganz hervorragende Sorgfalt angewendet auf Erhaltung

---

[1] De sacris aedif. Romae 1693. I. p. 101—108. 109.

[2] Numismata Pontificum Romanorum. Romae 1699.

[3] Il tempio Vaticano e suo origine. Roma 1694.

[4] Beschreibung der Stadt Rom. 3. Bd. Stuttgart 1837. Bd. II, 1 S. 134. Die gewiß unverdächtigen Verfasser berufen sich wiederholt auf Torrigio.

[5] Sacrarum Vaticanae Basilicae Cryptarum monumenta. Romae 1773. p. XVII. XXVIII. XX.

und Aufbewahrung dieser Denkmale, sondern hat sie auch, unter Benutzung handschriftlicher Mittheilungen des Jakob Grimaldi und Tiberius Alpharano, beschrieben." Und wenige Seiten vorher schreibt derselbe Dionysius: „Hier ist der Ort, zu erwähnen, was Torrigio als Augenzeuge (testis oculatus) berichtet über die Ausgrabung vor der Confessio des hl. Petrus unter Paul V."; dann citirt er wortwörtlich die Worte des Torrigio über den Fund der Linusinschrift, wie wir sie oben mitgetheilt haben. Dennoch schreibt Dr. Schultze (S. 239): „Jedenfalls wird sie (die Linusinschrift) seit Severano nicht mehr genannt"; und Dionigi schrieb im Jahre 1773, also 143 Jahre nach Severano! Setzen wir gleich hinzu, daß auch Giuseppe de Novaës S. J.[1] und Filippo Mignanti[2], ersterer aus dem vorigen, letzterer aus diesem Jahrhundert, den Fund der Linusinschrift hervorheben: Novaës mit Berufung auf Torrigio, Mignanti sogar mit Berufung auf Severano; aber bei Dr. Schultze steht: „Jedenfalls wird sie seit Severano nicht mehr genannt." Noch unerklärlicher ist es aber, wie Dr. Schultze auf derselben Seite schreiben kann: „Auch die von Bonanni in der zweiten Ausgabe seiner Schrift zuerst eingeführte Ortsbestimmung des Grabes des Linus . . . ist von späteren Beschreibern, wie Dionigi, Sarti, Settele wieder fallen gelassen worden." Hier enthält buchstäblich jeder Name eine Unrichtigkeit. Bonanni hat nämlich auch schon in der ersten Ausgabe seiner Schrift (vom Jahre 1696) die Ortsbestimmung des Grabes des Linus eingeführt. Auf dem Plan der Krypta zu S. 152 des genannten Werkes steht unter Numero 45 groß und deutlich: „Sepulchrum Lini", Grab des Linus. Fast das allererste, was beim Oeffnen des Werkes von Dionigi in die Augen fällt, ist ein Grundriß der vaticanischen Krypten in Folioformat, und auf diesem Grundriß findet sich unter Nr. 80 das Linusgrab, groß und deutlich verzeichnet, unter ausdrücklicher Bezugnahme auf die in der Vorrede angeführten Worte des Torrigio über den Fund dieses Grabes! Sarti und Settele[3] endlich lassen die Ortsbestimmung des Linusgrabes so wenig fallen, daß sie vielmehr unter Anführung der Worte Severano's über den Fund der Linusinschrift („jedenfalls wird sie nach Severano nicht mehr genannt") dem Grabe auf dem Plan

[1] Elementi della storia de' sommi Pontefici. I. p. 23.

[2] La Basilica Vaticana. II. p. 86.

[3] Ad Phil. Laurent. Dionysii opus de Vaticanis Cryptis Appendix. Romae 1840. p. 20.

der Krypta, unter den Buchstaben E E, eine Stelle anweisen. Borgia[1], Chattard[2], Cortonesi[3], Sindone[4], Desseine[5], Pacifici[6] sind sechs weitere Autoren, welche sich wiederholt des Ansehens des Torrigio bedienen. Bekannt und berühmt ist das Werk Cancellieri's[7]; derselbe citirt Torrigio auf 24 Seiten 17mal. Daß Platner-Bunsen ihre Ansicht oft auf Torrigio stützen, haben wir schon gesehen. Im „Corpus inscriptionum latinarum“[8], einem in Bezug auf Wissenschaftlichkeit einzig dastehenden Werke, ist gleichfalls die Berufung auf Torrigio sehr häufig, und im „Index auctorum“ zum ersten Theil des 6. Bandes finden wir Torrigio mit dem ehrenden Zusatz: „vir doctus“.

Es ist also in dem ganzen Abschnitte, welchen wir oben aus Dr. Schultze dem Leser mitgetheilt haben, kein einziger Satz der Wirklichkeit entsprechend, als der von uns unterstrichene: „Was aus der Inschrift seitdem geworden, ist unbekannt.“ Uebrigens müssen wir auf eine Bemerkung Schultze's noch näher eingehen: „Torrigio war überhaupt nicht archäologisch gebildet und hat sich in seinem Leben mehr mit Geschichten von Heiligen und verehrten Bildern, als mit ernsten Studien abgegeben“ (S. 237). Diese Worte erscheinen geschrieben, um auf ihnen, als Hintergrund, den „an archäologischen Kenntnissen wie an kritischem Urtheil überlegenen“ Severano desto mehr hervortreten zu lassen. Allein es wird hier gerade dasjenige verschwiegen, was bei Beurtheilung der beiden in Frage stehenden Werke des Torrigio und des Severano nicht hätte verschwiegen werden dürfen. Das Werk des Severano besteht nämlich aus zwei Bänden. Der zweite Band nun, 304 Seiten stark, ist ganz und gar ein Gebet- und Betrachtungsbuch, für den Besuch der im ersten Band beschriebenen Kirchen eingerichtet. Zumal für den Besuch der Peterskirche und ihrer Krypta bringt Severano auf 52 Seiten nichts als eine Sammlung von Gebeten, Betrachtungen, Litaneien und Psalmen. Torrigio hat dagegen in seinem ganzen Werk auch nicht ein einziges Gebet, sondern bleibt seiner Aufgabe, die Krypta der

---

[1] Vaticana confessio b. Petri. Romae 1776.

[2] Nova descrizione della Basilica di s. Pietro. Roma 1762.

[3] Roma moderna. Roma 1756.

[4] Altarium Basil. Vat. descriptio. Romae 1744.

[5] Rome moderne. Leiden 1713.

[6] Dissertazione sul Martirio di s. Pietro. Roma 1814.

[7] De secretariis veteris Basilicae Vaticanae. Romae 1786. p. 1780—1804.

[8] Corpus inscriptionum latinarum. Consilio et auctoritate Academiae litterarum regiae Borussicae. Berolini 1882. Vol. VI. pars I. p. LIX.

Peterskirche wissenschaftlich zu beschreiben, von der ersten bis zur letzten Seite getreu[1]. Natürlich liegt es uns fern, mit dem Gesagten dem Severano auch nur den mindesten Vorwurf machen zu wollen; denn Gelehrsamkeit und Frömmigkeit lassen sich sehr wohl vereinigen. Allein wenn man bei abschätzender Beurtheilung zweier Werke dem Verfasser des einen, der nichts Ascetisch-Erbauliches gebracht hat, die frömmelnde Richtung zum Vorwurf macht, um dadurch die Wissenschaftlichkeit des andern Werkes, das aber auf 304 Seiten nur Ascetisch-Erbauliches enthält, mehr hervorzuheben, und wenn man diese Thatsache verschweigt, so drängt sich auch dem ruhigsten Beurtheiler die Frage auf: ist das objective Darstellung? Noch etwas anderes, was die Objectivität leider in noch viel bedeutenderem Maße vermissen läßt, können wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Auf S. 239 in der Anmerkung schreibt Dr. Schultze: „Der Verfasser (Ciampini) verspricht, die insigniora monumenta quae in iisdem extant cryptis hodieque visuntur (die hervorragenderen Denkmale, welche in diesen Krypten erhalten sind und heute noch besucht werden), aufzuzählen. Das Schweigen betreffs des Grabes des Linus ist daher um so auffallender, und beweist, daß dasselbe damals für nicht nachgewiesen galt." In diesen Worten ist unrichtig: 1. daß Ciampini sagt, er wolle „die hervorragenderen Denkmale" beschreiben; er sagt im Gegentheil ausdrücklich, daß er nur „einige aus den hervorragenderen Denkmalen" aufzählen werde, und wiederholt dies später noch einmal[2]; 2. ist unrichtig, daß Ciampini vom Grabe des Linus schweigt, er erwähnt dasselbe a. a. O. S. 42. Daß er aber bei der Aufzählung der Denkmale der vaticanischen Krypta dies Grab nicht mit aufführt, hat einzig darin seinen Grund, weil er in dieser Aufzählung genau dem Torrigio folgt, welcher dies Grab in seinem Denkmal-

[1] Nicht uninteressant ist es, zu erfahren, daß ein Mann, welcher vollständig auf der Höhe moderner Kritik steht, E. Müntz, das Werk des Torrigio bezeichnet als „cet ouvrage célèbre" (Recherches sur l'oeuvre archéologique de Jacques Grimaldi. Bibliothèque des écoles françaises d'Athènes et de Rome. Paris, Ernest Thorin. Fascicule premier. 1877. p. 233). Uebrigens ist es durchaus nicht unsere Absicht, durch alles, was wir vorgebracht haben, den Torrigio als eine Autorität ersten Ranges hinzustellen. Wir wollen nur den Ausführungen Schultze's gegenüber den objectiven Sachverhalt darthun.

[2] De sacris aedificiis Romae. Romae 1693. I. p. 109: „Haec breviter de nonnullis antiquis memoriis, quae in hisce Vaticanis Cryptis adhuc servantur, indicanda duximus, cum plura de illis copioso calamo tractaverit Franciscus Maria Torrigio in suis Cryptis Vaticanis"; p. 103: „nonnulla insigniora monumenta, quae in iisdem extant cryptis hodieque visuntur".

verzeichniß auch nicht erwähnt, eben weil in diesem Verzeichniß nur solche Monumente aufgeführt werden, „welche noch bestehen und heute noch besucht werden"; das war aber in Bezug auf das Linusgrab nicht der Fall. — Was soll man bei dieser Sachlage von der Bemerkung halten, welche Dr. Schultze über den großen de Rossi macht [1]: letzterer stände „offenbar unter dem Druck des Strebens, die römische Tradition zu stützen"? Das ganze Streben des großen Römers zielt einzig dahin, der Wahrheit zu dienen. Davon liefert er gerade in unserer Frage einen glänzenden Beweis; doch hierüber später. Kommen wir jetzt endlich zu dem behaupteten Widerspruch, welcher bestehen soll zwischen dem Bericht Severano's und jenem des Torrigio.

Vor allem ist es von Wichtigkeit, zu betonen, daß beide Berichterstatter dasselbe sagen wollen. Ja Severano geht noch weiter als Torrigio, indem er die aufgefundene Inschrift als höchst wahrscheinlich (molto probabilmente) auf den Papst Linus gehend bezeichnet. Ferner war, wie wir nachgewiesen haben, Torrigio ein Augenzeuge, Severano nicht; und letzterer hängt überdies in seinem Bericht ganz von Torrigio ab. Es ist also von vornherein außerordentlich unwahrscheinlich, daß Severano sich mit seinem Gewährsmann in bewußten Widerspruch hat setzen wollen. Ohne jeden Grund schreibt also Dr. Schultze: „Es ergibt sich mit Evidenz, daß er (Severano) eine zuverlässigere Relation (als jene des Torrigio) zu haben glaubte und gewiß auch hatte." [2] Nach Dr. Schultze tritt der Widerspruch bei folgenden Punkten hervor:

1. Severano sagt aus, sämmtliche Sarkophage seien ohne Inschriften gewesen, Torrigio führt eine Sarkophaginschrift an.

2. Severano erwähnt eine gesonderte, einzelne Tafel mit der Aufschrift S. Linus, Torrigio will diesen Namen ohne das S. auf dem Sarge selbst gelesen haben.

Zunächst sei zu dem unter Nr. 2 Hervorgehobenen bemerkt, daß die Inschriften römischer Sarkophage nicht selten angebracht waren: theils auf Marmortafeln, welche in den Sargdeckel eingelassen und somit von diesem trennbar waren; theils auch ohne weiteres auf gesonderten Marmorplatten, welche auf den Sargdeckel gelegt wurden. Beispiele dieser Art finden sich bei de Rossi und Le Blant; wir führen nur zwei derselben an: „Neben dem unbeschriebenen Sarkophag lag eine Marmortafel mit

[1] A. a. O. S. 238. [2] A. a. O. S. 238.

der Aufschrift."[1] „Die Inschrift ist in eine Marmorplatte eingemeißelt, welche auf dem Sarge des siebenjährigen Flavius Anastasius gefunden wurde."[2] Von den uralten römischen Cömeterien Triers berichtet ein Augenzeuge, daß er auf „den Sarkophagdeckeln die Inschriften der kleinen eingelassenen Marmortafeln" gelesen habe[3]. Wenn also Torrigio sagt, die Inschrift habe sich auf dem Sarkophag befunden, und Severano, sie habe auf einer gesonderten Tafel gestanden, so ist beides sehr wohl vereinbar: sei es nun, daß die Inschrifttafel ursprünglich in den Sargdeckel eingelassen war und später durch irgend einen Zufall losgelöst wurde; sei es, daß sie von Anfang an nur lose auf dem Deckel gelegen. Noch viel einfacher aber und, wie wir gleich sehen werden, der Thatsächlichkeit allein entsprechend, ist die Erklärung, daß Severano mit den Worten „particolarmente una tavola" die ganze Deckplatte des Sarges bezeichnen wollte, daß er also sowohl der Bedeutung wie dem Wortlaut nach ganz dasselbe sagt, wie Torrigio. Auch Dr. Schultze wird nämlich zugeben, daß ein Sargdeckel „una tavola" genannt werden kann und häufig so genannt wird[4]. Diese Möglichkeit wird aber von de Rossi zur Gewißheit erhoben durch Mittheilung eines Manuscriptes des Torrigio aus dem Jahre 1623, in welchem er die Tafel, auf welcher sich die Linusinschrift befand, folgendermaßen beschreibt: „. . . fu trovata una tavola di marmo che serviva per coperchio d'un pilo di sepolcro"; „es wurde eine Marmortafel gefunden, welche als Deckel eines Sarges diente"[5]. Torrigio gebraucht also auch den Ausdruck „una tavola" zur Bezeichnung des ganzen Sargdeckels, somit wird doch wohl auch Severano dieses gleichen

[1] Bullett. 1876. p. 34: „Presso il sarcofago anepigrafo giaceva una tabella marmorea col titolo seguente." Inscriptions chrétiennes de la Gaule t. I. p. 380 n. 274; p. 400 n. 295. Paris, imprimé par ordre de l'Empereur 1856.

[2] Bullett. 1879. p. 100: „L'iscrizione è incisa sopra lastra marmorea trovata . . . sull' arca del settenne Flavio Anastasio."

[3] Wilmowsky, Die römischen Moselvillen zwischen Trier und Nennig. Trier 1870. S. 4; Jahresbericht der Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier. Trier 1882. S. 14. 27.

[4] Nur ein Beispiel: „una grande tavola di marmo vi fu adattata in antico a formarne il coperchio" (Bullett. 1876. p. 74). Man beachte, daß diese Worte fast gleichlautend sind mit jenen aus dem Manuscript Torrigio's.

[5] Diese und die unten folgenden Mittheilungen aus dem noch unveröffentlichten zweiten Bande der „Inscriptiones Urbis Romae" von de Rossi verdanken wir der liebenswürdigen Güte des Herrn Abbé L. Duchesne, welcher sie uns zu freier Benutzung zustellte.

Wortes für denselben Gegenstand sich haben bedienen dürfen. Die vollste Uebereinstimmung beider Berichterstatter ist hiermit urkundlich nachgewiesen. Dadurch erledigt sich auch die oben unter Nr. 1 berührte Schwierigkeit, indem sowohl Torrigio wie Severano berichten, auf einem Sargdeckel habe sich die Inschrift Linus befunden. Daß Severano dann noch hinzufügt, auf den anderen Särgen habe keine Inschrift gestanden, Torrigio aber dies zwar nicht mit Worten sagt, wohl aber durch die That, indem er nur diese eine Inschrift als aufgefunden bezeichnet, das ist doch wohl kein Widerspruch. Es bleibt somit nur noch der Widerspruch in Bezug auf die Inschrift selbst: „Linus“ bei Torrigio; „S. Linus“ bei Severano. Wie aber Dr. Schultze dazu kommt, die Schreibart des Severano für mehr gewährleistet zu halten, als jene des Torrigio, ist uns unverständlich. Nach seiner Ansicht ist ja Torrigio ein Mann, der sich „mehr mit Geschichten von Heiligen und verehrten Bildern, als mit ernsten Studien abgegeben hat“, dem also das S. (Sanctus) vor dem Namen eines Heiligen, ein sehr geläufiger Buchstabe gewesen sein muß. Läßt ein solcher dieses S. dennoch aus, und zwar dort, wo er von den Gräbern der Heiligen (sepolcri de' Santi) spricht, so scheint es fast sicher, daß eben auch auf der Inschrift selbst dieses S. nicht vorhanden gewesen ist. Doch dies nur nebenbei. Wir wiederholen, was wir schon früher sagten: Torrigio hat mit eigenen Augen die Inschrift gelesen, Severano nicht; Torrigio beschäftigt sich eingehend mit dem gemachten Fund, Severano nur gelegentlich in einer kurzen Bemerkung. Von Wichtigkeit ist überdies, daß Torrigio auf derselben Seite, auf welcher das Wort Linus ohne S. vorkommt, dreimal vor Eigennamen dieses S. gebraucht: S. chiera; S. Pietro; S. Silvestro (l. c. p. 53); daß es bei Linus fehlt, muß also doch wohl seinen Grund in dem thatsächlichen Nichtvorhandensein gehabt haben. Severano aber, welcher nicht einen eigentlichen Fundbericht abfassen wollte und welcher unmittelbar vorher S. Pietro geschrieben hatte, konnte dadurch sehr leicht veranlaßt werden, auch S. Linus zu schreiben, ohne damit auch nur im mindesten die diplomatische Genauigkeit dieser Schreibart behaupten zu wollen.

Doch genug. Unser Zweck, dem Leser zu zeigen, wie leicht es sich viele Gegner der Kirche mit ihren Angriffen machen, ist erreicht. An der Polemik als solcher haben wir keine Freude.

Also ist — so wird vielleicht mancher sagen — die Linusinschrift unzweifelhaft echt. Schon oben haben wir die Besprechung dieser Inschrift

mit einem unterstrichenen: „so scheint es“ eingeleitet. Kein Geringerer nämlich als der Altmeister der christlichen Alterthumskunde, de Rossi, hat in neuester Zeit ein Bedenken gegen die Echtheit, oder vielmehr gegen die Beweiskraft der Inschrift erhoben; und zwar gestützt auf das von ihm gefundene, oben erwähnte Manuscript Torrigio's. In demselben heißt es nämlich [1]: „. . . fu trovata una tavola di marmo che serviva per coperchio d' un pilo di sepolcro, sopra la quale si leggeva ‚Linus‘ con altre parole che per essere rose dal tempo non si puotero leggere“; „es wurde eine Marmortafel gefunden, welche als Sargdeckel diente, auf welcher man las: ‚Linus‘ mit anderen Worten, welche, durch die Zeit ausgelöscht, von mir nicht mehr gelesen werden konnten.“ [2] Diesen Worten fügt de Rossi folgendes bei, wodurch seine übrigens bei Freund und Feind schon längst anerkannte Rechtlichkeit und Unparteilichkeit aufs neue sich bewährt: „Qua re comperta, cum prorsus ignoremus, quid detritis litteris subesset, ne illud quidem certum jam est, utrum ‚Linus‘ integrum vocabulum sit, an longioris cognominis pars, puta Catullinus, Aquilinus, Anullinus“; „Da wir in völliger Unkenntniß darüber sind, was die ausgemerzten Buchstaben bedeuteten, so ist es infolge dessen nicht einmal mehr sicher, ob das Wort Linus ein für sich abgeschlossenes Wort sei, oder nur der Theil eines längern Namens, etwa Catullinus, Aquilinus, Anullinus.“ Und er schließt mit dem Geständniß, daß durch diesen Bericht des Torrigio der Schwerpunkt der ganzen Frage erschüttert werde [3].

Wenn wir uns erlauben, gegenüber dieser Aeußerung dennoch einiges zur Aufrechthaltung der Beweiskräftigkeit der Linusinschrift anzuführen, so geschieht es nur, weil das, was wir vorbringen werden, de Rossi selbst uns an die Hand gegeben hat. Alles aber wollen wir gesagt haben: salvo meliori judicio!

---

[1] Das vollständige Citat aus de Rossi (Inscriptiones II. p. 237), wie es uns Duchesne mittheilte, lautet: „Quod ad Turrigium vero attinet, ejus quoque autographum et novum testimonium sum assecutus, quo praecipuum quaestionis cardinem concuti ultro fateor. Turrigii liber ineditus de Basilica Vaticana et sanctorum reliquiis in ea conditis e privati hominis bibliotheca in Vaticanam proxime elapsis annis illatus notatusque n. 9907, f. 211′ de s. Lino haec habet: ‚Fu sepolto vicino al corpo di s. Pietro e nel 1615 scavandosi fu trovata‘ etc. . . . Qua re comperta“ etc.

[2] An derselben Stelle veröffentlicht de Rossi auch ein Manuscript des Severano, in welchem angegeben wird, die fragliche Inschrift habe gelautet: „Linus P. P.“ Also auch Severano gibt, wo er die Inschrift genau geben will, dieselbe ohne S.

[3] „Praecipuum quaestionis cardinem concuti.“

Wiederum handelt es sich, wie man sieht, darum, ob vor den Buchstaben, welche das Wort Linus bilden, noch etwas anderes gestanden habe oder nicht, und wiederum bilden die Worte des Augenzeugen Torrigio das einzige Mittel, um die Antwort auf diese Frage zu geben. Der einfache Wortlaut dieser Aussage scheint nun aber ein derartiger, daß die ungezwungenste und nächstliegendste Erklärung ist, Linus habe sich als selbständiges Wort auf der Platte befunden, allerdings nicht allein, sondern mit noch anderen Worten: „Auf der Platte las man Linus mit anderen Worten.“ [1] Hätte Torrigio so schreiben können, wenn er auch nur andeuten wollte, daß Linus nur Theil eines längern Wortes gewesen, daß sich jene ausgemerzten Buchstaben vor Linus, in unmittelbarem Zusammenhang mit ihm befunden hätten? Wir glauben nicht; um so weniger, da Torrigio eine solche Andeutung hätte geben müssen, indem er sehr wohl wußte, wie wichtig der Fund einer Grabinschrift mit dem selbständigen Worte Linus gerade an dieser Stelle sei. Dazu kommt, daß Torrigio mit seinem Zeitgenossen Severano wohl auch in persönlichem Verkehr stand — beide lebten zu Rom — und dann ohne Zweifel mit diesem über die Inschrift gesprochen hat. Dennoch gibt auch Severano in seinem Manuscript das Wort Linus eben als selbständiges Wort, setzt aber die Buchstaben P. P. dahinter. Gerade dieser letztere Umstand macht es sehr wahrscheinlich, daß die ausgetilgten Buchstaben hinter Linus standen, worauf dann Severano muthmaßte, diese Buchstaben hätten etwa P. P. geheißen und somit die Inschrift wiedergab: „Linus P. P.“ Man wende nicht ein: das alles sind nur Conjecturen. Gewiß sind es solche; aber Conjectur ist es auch, anzunehmen, Linus sei Theil eines längeren Eigennamens gewesen; und unsere Conjectur hat entschieden den Wortlaut des Torrigio und des Severano für sich. Endlich möchten wir für unsere Conjectur ganz dieselben Gründe anführen, mit welchen im Jahre 1864 und 1876 de Rossi in seinem Bullettino die Echtheit der Linusinschrift vertheidigte. Dort sagte, wie wir gehört haben, der große Gelehrte, er könne unmöglich jene ganz merkwürdige Uebereinstimmung von Namen und Fundort als Wirkung des Zufalls betrachten. Wäre es aber nicht ein noch viel merkwürdigerer Zufall, wenn am Begräbnißorte desjenigen Papstes, der allein unter allen Linus geheißen, sich eine Grabinschrift fände, die gerade derartig verstümmelt und unlesbar geworden, daß nur jene

[1] „Sopra la quale si leggeva ‚Linus‘ con altre parole“ (l. c.).

Buchstaben eines längern Wortes übrig geblieben wären, welche den so höchst selten vorkommenden Eigennamen „Linus“ bilden? Wie de Rossi damals sagte, so können wir auch heute sagen: daß nämlich das auffallende Zusammentreffen der verschiedenartigsten Umstände ein gutes Kennzeichen der Wahrheit und Thatsächlichkeit ist.

Es bleibt also noch zu erörtern übrig, ob nicht die unleserlich gewordenen Worte hinter Linus, der Zusatz, welcher damit dem Eigennamen beigefügt worden, dem behaupteten Alter der Inschrift Eintrag thue. Oben haben wir nämlich gesehen, daß gerade die lakonische Kürze, welche, nach dem ersten Berichte Torrigio's, nur den Namen Linus in den Stein gemeißelt hatte, eine treffliche Gewähr für das Alter der Inschrift biete. Wird nun diese Gewähr durch den in den ausgetilgten Buchstaben enthaltenen unbekannten Zusatz gänzlich zerstört? Nicht nothwendig. Abgesehen nämlich davon, daß auch auf den allerältesten christlichen Grabinschriften der Segenswunsch: „Pax tecum“ oder: „In Pace“ sich findet[1], so würde selbst unter der Voraussetzung, daß hinter dem Namen Linus noch das Wort Episcopus oder Martyr gestanden habe, dennoch der urchristliche Charakter der Inschrift gewahrt bleiben können. Hierfür stützen wir uns zunächst auf eine Bemerkung de Rossi's, in welcher er sagt, daß, wenn man auch annehme, auf dem Stein habe gestanden „Linus Episcopus“, dieser Zusatz nur „vielleicht“ (forse) ein Bedenken gegen das apostolische Alter der Inschrift erregen würde (Bullett. 1876 p. 87). In der That besitzen wir nämlich das unverdächtige Zeugniß über eine Grabinschrift mit dem Zusatz „Episcopus“, welche nach einigen der Regierungszeit des Kaisers Domitian, also dem ersten Jahrhundert angehört. Es ist dies der Grabtitel des Bischofs Flavius Latinus von Brescia[2]. Daß sich ferner auf den aufgefundenen Grabinschriften der Päpste Anterus († 236) und seines unmittelbaren Nachfolgers Fabianus das Wort Episcopus befindet, ist bekannt[3]. Allein

---

[1] De Rossi, Bullett. 1873. p. 51; Roma sotterr. I. p. 341; Imagini scelte della B. Vergine Maria tratte dalle catacombe romane. p. 18.

[2] Bullett. 1876. p. 91. Mommsen sagt (Corp. Inscript. lat. tom. V. pars I. n. 4846) von dieser Inschrift: „de sinceritate tituli male dubitavit Brunatius.“

[3] De Rossi, Roma sotterr. II. p. 56—59. Aus dem Jahre 111 n. Chr. besitzen wir eine christliche Grabinschrift folgenden Wortlautes: Servilia. Annorum XIII. Pis. et Bol. Coss. (de Rossi, Inscriptiones christianae Urbis Romae. I. p. 7). Hier findet sich also hinter dem Namen der Verstorbenen der Zusatz über ihr Alter und die damaligen Konsuln. Warum sollte sich also nicht ein ähnlicher Zusatz bei der kaum 50 Jahre ältern Linusinschrift finden können?

es gibt noch einen andern Weg zur Lösung dieser Schwierigkeit, und auf diesem Wege dient uns abermals als Führer der große römische Alterthumsforscher. In einer mit unvergleichlichem Scharfsinn geschriebenen Abhandlung aus dem Jahre 1876 bespricht er die zu Pavia aufgefundene Grabinschrift des ersten Bischofs dieser Stadt, des hl. Sirus, eines Schülers des Evangelisten Marcus. Diese Inschrift, in classisch schön geformten Buchstaben, lautet: SURUS EPC (Episcopus). Nach gründlichster Untersuchung kommt de Rossi zu dem Ergebniß, daß das Wort Surus (= Sirus) den ersten Jahren des zweiten Jahrhunderts angehört, daß aber die Abkürzung EPC später hinzugefügt worden sei[1]. Es gehört nicht hierher, die paläologischen, chronologischen und archäologischen Gründe für diese Ansicht anzuführen. Wer sich dafür interessirt, findet sie am angeführten Ort. Nur das Eine müssen wir noch erwähnen, daß de Rossi zur Unterstützung seiner Behauptung auf ein anderes Beispiel ähnlicher Art, und zwar bei einem Papstgrabe, verweist. Auf dem schon erwähnten Grabtitel des Papstes Fabian ist nämlich hinter den ursprünglichen Worten Fabianus Epi. die Abkürzung MP̄ (= Martyr) von einer spätern Hand eingegraben worden[2]. Wenn also aus der ersten christlichen Zeit geschichtlich oder besser monumental feststeht, daß die nachträgliche Hinzufügung eines Wortes oder einer Abkürzung vorkommt, so ist die Annahme, daß dasselbe vielleicht auch bei der Linusinschrift geschehen sei, wenigstens nicht grundlos.

Doch wir haben uns lange genug bei dieser ersten monumentalen Quelle über das Petrusgrab aufgehalten. Könnte ihre Echtheit zweifellos dargethan werden, so wäre das freilich von großem Gewinn. Allein von diesem Stein mit seiner Aufschrift hängt der Beweis für das Grab unseres ersten Papstes nicht ab. Der Hauptgrund, wir wiederholen es nochmals, weshalb wir uns eingehender mit der Linusinschrift beschäftigt haben, liegt darin, daß wir hierbei Gelegenheit hatten, zu zeigen, wie gar leicht ein Gegner „der römischen Tradition" es mit seinen Beweisen nimmt. Stellen wir uns jetzt wieder auf den festen Boden gesicherter geschichtlicher Forschung, welchen wir mit dem hochwichtigen Zeugniß des Cajus betreten haben, und sehen wir zu, was die folgenden Zeiten uns berichten.

(Schluß folgt.)

**Paul von Hoensbroech S. J.**

---

[1] Bullett. 1876. p. 77—106.

[2] Bullett. 1876. p. 101; Roma sott. II. p. 59.

# Washington und seine wissenschaftlichen Institute.

(Fortsetzung.)

---

Das Ministerium ist nur durch eine Straße vom Wetterbureau getrennt. Das Haus ist leicht zu finden durch die vielen Drähte, welche nach demselben führen, und die vielen Stangen, Windfahnen und kreisenden Anemometer auf dem flachen Dache. Vor dem dreistöckigen Gebäude aus Backsteinen, das früher zwei Privathäuser bildete, steht eine schwarze hölzerne Tafel, auf welcher der Stand der amerikanischen Witterung mit Kreide verzeichnet ist. Niemand achtete auf dieselbe, wie überhaupt die ganze Straße sehr wenig betreten war. Abgenutzte, steile Holztreppen führen in den niedrigen Instrumentensaal im obersten Stockwerke, an dessen Wänden die selbstregistrirenden Apparate aufgestellt sind. Anstatt militärischer Uniformen zeigte sich nur hier und da ein Herr in Civilkleidern, mitunter in Hemdsärmeln. Einer derselben erbot sich, die Instrumente zu zeigen, und schritt ziemlich schnell an denselben vorbei, indem er bei jedem einen gewohnten Spruch murmelte und nur mit Mühe durch einige Fragen zum Stehen zu bringen war. Die erste unserer Fragen bezog sich auf einen kubischen, bis an die Decke reichenden Schrank, dessen Wände sämmtlich von Glas waren und der von unregelmäßigen Ballen weißer Baumwolle ganz voll hing. Es war dies die Erfindung eines Franzosen, der damit die verschiedenen Wolkenformationen treffend nachahmte.

Die selbstregistrirenden Apparate sind Wind- und Luftdruckmesser, die ihre Angaben mit Bleistift auf bewegliche Papierrollen eintragen. Photographie wird zu diesem Zwecke als zu kostspielig nicht angewandt. Eine Wand des Saales ist mit einem tiefen Glaskasten bekleidet, der die vorräthigen Instrumente für die Wetterstationen enthält.

Von diesem Saale führt eine Holztreppe auf das flache Dach, wo außer den erwähnten Windmessern mehrere Regenmesser stehen nebst einem großen Kasten für die Thermometer, zu dem eine kleine Leiter führt. Derselbe ist von Holz und den ganzen Tag der Sonnenhitze ausgesetzt, gewährt aber der Luft freien Durchzug.

In einem Zimmer weiter unten stehen zwei telegraphische Apparate, und in mehreren kleinen Räumen auf Stehpulten ganze Stöße von großen Karten, alle mit farbigen Bleistiften überfahren, ebenso eine kleine Druckmaschine. In dem ziemlich winkeligen Gebäude trifft man zuweilen

ein kleines Schlafzimmer; alle Räumlichkeiten aber stehen offen und verlassen. Es war eben Mittag, und erst drei Stunden später sollte es wieder lebendig werden, wenn die Telegramme aus allen Theilen des Continents eintreffen und zu einer Wetterprognose zu vereinigen sind. Zu diesen Stunden, nämlich um 7 Uhr, 3 Uhr und 11 Uhr, würde aber ein Fremder vergebens Einlaß suchen.

Bei unserem Besuche war General Hazen noch am Leben. Seit seinem am 16. Januar 1887 erfolgten Tode sprach sich die öffentliche Meinung dahin aus, daß er seinem Vorgänger, General Myer, nicht im entferntesten gewachsen war und die zum Wetterdienste nöthigen Eigenschaften nicht besaß. Was sein Nachfolger, Cavallerie-Hauptmann Greely, der Leiter der unglücklichen Expedition nach Lady-Franklin-Bay vom Jahre 1881, jetzt aber Brigadegeneral und Chef des Signaldienstes, leisten wird, muß die Zeit lehren.

Der folgende Tag brachte uns näher dem Sitze der Bundesverwaltung. Das erste Gebäude derselben, zu dem man vom Capitole her gelangt, ist das Schatzamt, ein Bau von 460 Fuß Länge und 264 Fuß Breite, der in einfacherem Stile aus Sandstein und Granit aufgeführt ist und nahezu 8 Millionen Dollars gekostet hat. Gegen 3000 Personen sollen in demselben beschäftigt sein mit einer jährlichen Besoldung von 3 Millionen Dollars.

Der erste Weg ging nach dem Amtszimmer des Registrators, General W. S. Rosecrans, dessen Namensunterschrift sich auf allen Schatzamtsnoten findet. Der große Herr in weißem Barte, den ich schon in der St. Josephskirche neben den Negern hatte knieen sehen, erhob sich von seinem Sitze und gab uns auf Verlangen ein Billet mit auf die Wanderung durch das Gebäude. Große Freundlichkeit mit militärischer Haltung verbindend, sagte er, das Schatzamt laufe auf zwei Rädern, von denen er eines treibe, die Kasse und die Buchführung. Dieselben sind auch auf dem rothen Siegel des Schatzamtes durch Schlüssel und Wage bezeichnet.

Auf geräuschlosen Elevatoren ging es dann Stock auf und Stock ab durch verschiedene Amtszimmer, zu Gewölben von verschiedener Größe, die mit doppelten und feuerfesten Thüren versehen, aber unter Tags nicht immer geschlossen sind. Die eine dieser Thüren hat meist ein Zeitschloß mit Uhrwerk, die andere ein Combinationsschloß mit Zifferblatt. Ein einziger Herr führte Gruppen von Fremden in die Räume, deren Gestelle rings an den Wänden nur durch Drahtgitter geschützt waren. Rollen

von blanken Gold- und Silbermünzen und Stöße von Papiergeld lagen auf denselben herum, und der Beamte verstand es vortrefflich, Ausdrücke von Bewunderung hervorzurufen, indem er mit gleichgiltiger Miene auf kleine Pakete oder Säcke hinzeigte mit der Bemerkung: eine Million in Gold, eine halbe in Silber, drei Millionen in Papier. Die Wirkung wurde noch verstärkt durch den Umstand, daß es scheinbar so leicht gewesen wäre, die Hand nach diesen Schätzen auszustrecken. Keine Schildwache, keine Uniform, keine Waffe begegnet dem Blicke auf dem ganzen Rundgange. Schwer wäre es wohl nicht gewesen, von den elektrischen Alarmsignalen und der geheimen Polizei dieses Gebäudes eine praktische Kenntniß zu erhalten.

Deutlich genug zeigen sich die Wirkungen der Polizei in der sogen. Verbrecher-Galerie. Daselbst ist ein großes Album voll gefälschter Banknoten im Werthe von 5 Dollars bis hinauf zu 1000 Dollars. Dieser 1000-Dollars-Scheine sind 108 vorhanden, zugleich mit der Photographie des Gauners, der sie verfertigt hatte. Aus einer andern Banknote war die Werthziffer ausgeschnitten und dafür eine 10 eingeklebt. Auch gefälschte Stempel für Cigarren und Zündhölzchen sind zu sehen, aber keine Briefmarken. Die Stahlplatten, wovon die Abdrücke genommen waren, sind ebenfalls ausgestellt, aber durch tiefe Einschnitte unbrauchbar gemacht. In der Schublade zeigte der Führer gefälschte Gold- und Silbermünzen mit den zugehörigen Gußformen. Revolver, lange Küchenmesser und Brecheisen, die man den Falschmünzern abgenommen hatte, dienen nicht weniger der Belehrung als dem Interesse. Ein anderes großes Album, sowie mehrere an den Wänden hängende Tafeln zeigen die Photographien aller erwischten Falschmünzer, meist Männer aus den besten Jahren.

Zwischen dem Schatzamtsgebäude und dem früher erwähnten Ministerium liegt die Wohnung des Präsidenten, das sogen. Weiße Haus oder Onkel Sams Heim. Es hat nur zwei Stockwerke mit zwei Colonnaden über den Haupteingängen auf der Nord- und Südseite. Der Plan ist eine Nachahmung des Palastes des Herzogs von Leinster in Dublin und wurde von einem aus Irland eingewanderten jungen Baumeister Namens Hoban entworfen und ausgeführt. Da man im letzten Jahrhundert noch keine Kenntniß von den Marmorsteinbrüchen Virginiens und Marylands hatte, so wurde der Bau aus weichem Sandstein aufgeführt, muß aber deshalb alljährlich mit der Farbe überzogen werden, die ihm den Namen gibt. Ursprünglich kostete er nur 250 000 Dollars; mit den

Reparaturen aber, besonders nach der englischen Invasion im Jahre 1814 und den später angebrachten Verzierungen, belaufen sich die Kosten auf 800 000 Dollars.

Das ganze Gebäude ist 174 Fuß lang und 86 Fuß breit. Der untere Stock dient öffentlichen Feierlichkeiten, der obere den Staatsgeschäften und der Privatwohnung des Präsidenten während seiner vierjährigen Amtsführung. Der Ostsaal des untern Stockes ist für Staats-Diners bestimmt und steht Besuchern während des Tages offen, während die drei anderen Säle desselben Stockwerkes, der Blaue, der Rothe und der Grüne, nur bei Empfangsfeierlichkeiten geöffnet werden.

Das Weiße Haus kostet den Vereinigten Staaten jährlich 150 000 Dollars, wovon der dritte Theil die Besoldung des Präsidenten bildet. Die übrigen 100 000 Dollars dienen zur Bezahlung der Secretäre, Stenographen, Aufseher, Thürhüter, Boten, zur Bestreitung der Schreibmaterialien, der Telegramme, der Beleuchtung und Heizung, der Stallungen, der Blumen- und Gartenhäuser, ebenso der Reparaturen, nicht aber der Köche und Aufwärter, auch nicht der Speisen und Weine bei den Staatsdiners, obwohl letztere zur Amtsführung gehören und Auslagen bis zu 1000 Dollars verursachen können.

Eine der interessantesten Anstalten war dem folgenden Tage vorbehalten, das Bureau für Gravirung und Druck (Bureau of Engraving and Printing), wo das Papiergeld gemacht wird. Südlich vom Landwirthschaftlichen Museum und nahe am Potomac liegt das freistehende Gebäude mit drei Stockwerken und Erdgeschoß und von mehreren Thürmchen überragt. Es wurde erst im Jahre 1879 vollendet und ist aus Backsteinen aufgeführt mit einem Kostenaufwande von 367 000 Dollars. Vor dieser Zeit war das Bureau im Schatzamte.

Der Weg führt über einen eingezäunten Hof zu einer Steintreppe und von da in die Vorhalle, wo den Besucher eine Tafel erwartet mit der ministeriellen Verordnung, daß in Anbetracht der wichtigen Thätigkeit dieses Bureau nur an Samstagen der Eintritt gestattet sei. Indessen wird mit Reisenden, die weiter herkommen, regelmäßig eine Ausnahme gemacht, wie denn auch heute wirklich mehrere Gruppen herumgeführt wurden. Herr Sullivan, einer der Oberaufseher, selbst voll Achtung gegen den katholischen Priester, rief einen geeigneten Wegweiser herbei, und als er erst hörte, daß der Besuch dem Interesse einer katholischen Zeitschrift in Deutschland gelte, war das herzlichste Einvernehmen sofort hergestellt.

Das Bureau enthält sieben Abtheilungen mit etwa 1200 Personen, die jährlich 800 000 Dollars verdienen und für 200 000 Dollars Material verbrauchen.

Die Arbeit beginnt mit dem Papier, das aus den Gewölben des Schatzamtes wohl verschlossen und bewacht herübergebracht wird. Fünfundzwanzig Jahre hat man experimentirt, um dieses Papier seinem doppelten Zwecke anzupassen, großer Dauerhaftigkeit ohne Steifheit, und der Schwierigkeit der Nachahmung. Der größere Theil des umlaufenden Papiergeldes besteht aus dem sogen. Wilcox-Faserpapier, das an einer dunkelblauen Ader zu erkennen ist, die in bestimmter Richtung läuft und abgeschabt, jedoch nur schwer nachgeahmt werden kann. Dieses wird aber gegenwärtig durch das „Distinctiv"-Papier ersetzt, in welchem zwei Adern, die eine rothbraun, die andere hellblau, etwas über 2 Zoll von einander der Länge jeder Note nach hinlaufen, mit mehreren kürzeren Adern dazwischen. Auf den zwei parallelen Adern sollen die Nummern der Noten stehen.

Das Papier gelangt zuerst in den Befeuchtungssaal, wo es durch Wasserdampf imprägnirt wird, und von da in die Druckerei für den ersten grünen Druck auf der Rückseite. Vier Noten kommen auf ein Blatt, das 13½ Zoll lang und 8¼ Zoll breit ist. Der Nennwerth dieser vier Noten ist auf den Schatzamtsnoten gleichförmig, wechselt aber auf den Banknoten je nach der Bestellung des Banquiers. Die Drucker stehen hinter- und nebeneinander, wie Zöglinge in einem Studiensaale; jeder hat eine kleine Presse vor sich und einen Handlanger zur Rechten, der die Blätter hin- und zurücklegt. Die Tinte wird nicht durch Rollen auf die Platten übergetragen wie beim Typendruck, sondern durch Schmieren, und zwar mit den Händen, da man bis jetzt kein Material erfunden hat, das der menschlichen Hand an Schmiegsamkeit gleichkäme. Ist die Stahlplatte auf diese Weise mit der Hand rein gewischt, so wird sie zuerst mit dem Papier und dann mit Filz bedeckt und schließlich unter einer Rolle hin und her geschoben, wodurch das Papier in die eingravirten und mit Tinte gefüllten Vertiefungen eingepreßt wird. Die auffallende Schweigsamkeit und Schnelligkeit dieser Arbeiter erklärt sich nur dadurch, daß nicht die Arbeitsstunde, sondern die Arbeit selbst stückweise bezahlt wird. Von hier wandern die Blätter in das Zählungszimmer, wo sie der sogen. nassen Zählung unterliegen, in Bezug auf Genauigkeit untersucht und mit einer Marke bezeichnet werden. Nachdem sie die ganze Nacht im Dampfzimmer ausgebreitet waren, gehen sie noch einmal durch alle drei Abtheilungen,

um den zweiten Abdruck auf der Vorderseite zu erhalten, wonach sie getrocknet und gepreßt werden. Von da kommen die Bogen in die fünfte Abtheilung, die aussieht wie ein Saal voll Nähmaschinen, nur daß Banknoten die Stelle des Tuches und Lettern die der Nadel vertreten. Die Lettern drücken jeder Note eine besondere Zahl auf, deren Einer, Zehner u. s. w. sich in der Maschine automatisch ändern. Auf den Schatzamtsnoten steht vor der Zahl einer der Buchstaben A, B, C, D, und hinter derselben ein unverständlicher Schriftzug. Diese vier Buchstaben bedeuten der Reihe nach die Reste 1, 2, 3, 4 (oder 0), welche die letzten vier Ziffern rechter Hand bei der Division durch 4 übrig lassen. Mathematiker würden dieses Gesetz in die folgenden Worte kleiden: „Die Gruppe der letzten vier Ziffern rechter Hand muß congruent sein dem Anfangsbuchstaben nach dem Modul 4.“ Manche gefälschten Noten haben sich durch Nichtbefolgung dieser Regel verrathen.

Jetzt fehlt nur noch das rothe Siegel des Schatzamtes auf Staatsnoten oder die Unterschrift des Banquiers auf Banknoten.

Unterdessen werden die Blätter zu je tausend mit gelben Papierstreifen verpackt, mit der Namensaufschrift des Abzählers und den Nummern der obersten und untersten Note.

Zweiundfünfzigmal zum wenigsten wird jede Note gezählt und erhält von jedem, durch dessen Hände sie geht, ein Zeichen. Es braucht zwischen drei und vier Wochen, bis das Papiergeld durch alle Abtheilungen dieses Bureaus in das Gewölbe gelangt.

Gegen neun Millionen Blätter Papier sind so schon in einem Jahre in Geld verwandelt worden im Werthe von 268 Millionen Dollars, neben den 21 Millionen Stempelbogen, die $480^1/_2$ Million Stempel ergaben. Durchschnittlich aber beträgt der nominelle Werth der jährlich verfertigten Noten und Bankscheine nicht die Hälfte der obigen Summe und soll sich täglich auf etwa 250 000 Dollars belaufen.

Die interessanteste, kostspieligste und wichtigste Abtheilung dieses Bureaus ist diejenige, wo die Stahlstiche verfertigt werden; allein gerade hier waltet das größte Geheimniß ob; der Fremde darf nur einen der Säle betreten und in respectabler Entfernung die Stecher betrachten, wie sie die Fenster entlang auf hohen Dreifüßen sitzen, durch weiße Schirme gegen Blendung geschützt. In diesem Saale werden nur Lettern und Vignetten gestochen, d. h. Name und Ort der Bank mit dem Nennwerth der Note, dann Landschaften, Thiere und menschliche Figuren. Nur die besten Künstler des Landes werden zu dieser Arbeit zugelassen und jeder nur für eine be-

stimmte Gattung von Stichen. Ihre Besoldung ist so hoch, daß keiner seine Stelle aufgibt und oft bis fünfzig Jahre daselbst thätig bleibt. Auf diese Weise wird jeder in seinem Fache ein Virtuos und seine besondere Arbeit sozusagen unnachahmlich. Vollständig unnachahmlich für die menschliche Hand aber sind die Maschinen, die nie ein Uneingeweihter zu Gesichte bekommt, nämlich die geometrische Drehbank und die Liniirmaschine. Die erstere schneidet die cykloidenförmigen Ringe, die man in großer Menge besonders auf der Rückseite der Noten findet, alle gleichförmig dick, vollkommen abgerundet und parallel zu einander mit ganz scharfen Schneidungspunkten, mit einer Regelmäßigkeit, die an die Leistungen des Dobson'schen Pendels bei der graphischen Darstellung der Stimmgabelcurven erinnert [1]. Die Liniirmaschine gravirt parallele Linien als Schatten der Buchstaben, Wolkenbildung oder Wasserflächen.

Eine wichtige Rolle spielt die Uebertragungspresse. Die Arbeiten der einzelnen Stecher geschehen nämlich auf getrennten Stahlplatten, die, erst weich, später durch einen chemischen Proceß gehärtet werden. Auf der Uebertragungspresse werden weiche Stahlrollen unter hohem Drucke über diese Platten gewalzt, bis sie die feinsten Haarlinien des Stiches aufgenommen haben. Diese Rollen werden dann auf gleiche Weise gehärtet und in den Gewölben aufbewahrt, bis eine Druckplatte verlangt wird. Ist dies der Fall, so werden alle zu einer Note gehörigen Rollen herbeigeholt und auf der Uebertragungspresse nacheinander auf die weiche Stahlplatte eingedrückt, die dann nach chemischer Härtung für etwa 40 000 Abdrücke ausreicht.

Die Herstellung einer solchen Platte nimmt im ganzen sechs bis acht Wochen in Anspruch. Der Mann aber, welcher die in der Verbrecher-Galerie aufbewahrten 1000-Dollars-Noten herstellte, brauchte nach eigenem Geständnisse drei volle Jahre für seine Platte. Sobald eine solche Nachahmung gelungen ist, wird die alte Platte durch eine neue, veränderte ersetzt. So mußten die Nationalbanken im Jahre 1881 etwa ein Dutzend neuer Platten bestellen und für jede 100 Dollars bezahlen. Auch die Schatzamtsnoten von 1—1000 Dollars sind schon sämmtlich gefälscht worden.

Wenn das Papiergeld durch Umlauf abgenutzt ist, gelangt es in das Bureau zurück, in die Abtheilung für Einlösung, wo 60 Beamte mit dessen Zählung und Zerstörung beschäftigt sind. Eine ganze Reihe von

---

[1] Zeitschrift für Mathematik und Physik. XXIV. 5. S. 285.

Paketen wurde vor unseren Augen unter eine kleine Maschine geschoben und an zwei Stellen durchstochen. Früher verbrannte man dieselben, jetzt aber werden sie im Erdgeschoß in Gegenwart eines Comité's von Beamten zerrissen und dann in die Papiermühle geschickt. In den letzten zehn Jahren wurden Noten im Werthe von 1391½ Millionen Dollars vernichtet; ihr jährlicher Werth schwankt zwischen 60 und 240 Millionen. Wenn verkohlte Pakete einlaufen, so ist es die Aufgabe der Beamten, dieselben mit breiten, dünnen Messern zu sortiren und auf ihren Nennwerth zu prüfen. Merkwürdig sind die Rechnungsfehler der Nationalbanken bei Angabe des Werthes der einzulösenden Pakete. Das Zuviel des eingesandten Geldes belief sich in den letzten zehn Jahren auf 170 800 Dollars, das Zuwenig nur auf 135 843, so daß die Regierung hätte gewinnen können.

Tiefer im Gebäude kamen wir zu zwei großen, stahlbekleideten Gewölben, wovon das eine das Papier und das andere die Rollen und gegen 40 000 Stahlplatten birgt.

Jedes Gewölbe hat zwei Thüren, die eine mit Zeitschloß, die andere mit zwei Combinationsschlössern, die nur von verschiedenen Beamten geöffnet werden können.

Die in Bündel von je 1000 Blättern verpackten Noten werden jeden Abend gezählt und in eiserne Kisten verschlossen und so im Gewölbe aufbewahrt, bis sie am andern Morgen in dem olivenfarbigen Hängewagen, der mit Stahl gefüttert, mit Combinationsschlössern verriegelt und von vier Bewaffneten begleitet ist, in das Schatzamt gebracht werden. Zwischen 100 000 und 500 000 Dollars wandern so jeden Morgen über die Straße; ja es traf sich unlängst, daß bloß drei dieser Pakete den Werth von 150 Millionen Dollars darstellten, indem jede der 3000 Noten den Nennwerth von 50 000 Dollars hatte. Sowohl hier vor dem Abgange als auch beim Empfange im Schatzamte werden die Summen gezählt und durch Empfangsscheine bestätigt.

Die Stahlplatten werden ebenfalls jeden Abend in das Gewölbe zurückgebracht. Der Vorsteher einer Verwaltung, der sie am Morgen holt, hat den Empfang zu bescheinigen und bleibt für die Rückerstattung verantwortlich.

Trotz aller dieser Vorsicht verschwanden vor einigen Jahren Noten im Werthe von mehreren tausend Dollars auf unerklärliche Weise, und die Arbeiter des betreffenden Saales hatten den Schaden aus ihrer Tasche zu vergüten.

Der Besucher kann alle Säle betreten, bleibt aber immer durch Drahtgitter von den Arbeitstischen getrennt. Auf einem der geräumigen Gänge sieht er an der Wand eine etwa 12 Fuß lange Tafel, welche in Philadelphia ausgestellt war und Exemplare aller hier gedruckten Noten, von den größten Staatspapieren bis zu den Coupons darstellt. —

Ein paar hundert Schritte von diesem Bureau und am Ufer des Potomac steht Washingtons Monument, ein 555 Fuß hoher Obelisk aus weißem Marmor. Auf allen Wegen durch die Stadt begegnet dem Blick des Wanderers die schlanke Nadel; sie sticht aber nur matt vom Himmel ab, wenn sie nicht gerade die Sonnenstrahlen ins Auge reflectirt. Von dem Gravirungs-Bureau aus gesehen, erscheint der Obelisk der Structur nach wie ein Bau aus Ziegelsteinen und der Größe nach wie ein gewaltiger Kamin. Eine Schätzung ist unmöglich, da im Hintergrunde nur Wasser und ferne Hügel liegen. Schlägt man die Augen nieder, um auf dem rauhen Wege nicht zu stolpern, bis man am Monumente angelangt ist, so erfährt man eine überraschende optische Täuschung. Die von ferne so schlanke Nadel hat sich in wenigen Minuten in eine kolossale, himmelanstrebende Masse verwandelt, die vermeintlichen Ziegelsteine sind jetzt Marmorblöcke von 2 Fuß Höhe und 5 Fuß Länge; und legt man den Kopf nahe an die Wand, so hat man Gelegenheit, die Größe und Regelmäßigkeit der marmornen Ebenen und Kanten zu bewundern. Unterdessen aber machen die vorbeiziehenden Wolken auf das Auge den Eindruck, als ob das Monument sich seitwärts neige und den Umsturz drohe. Noch überraschender ist die Täuschung von oben. Schaut man nämlich aus einem der acht kleinen Fensterchen herunter, so scheint das Fundament sich zu verjüngen und die schwere Masse in der Luft zu schweben.

Dem Capitol gegenüber ist der 16 Fuß hohe Eingang, der durch die 15 Fuß dicken Mauern in das dunkle Innere des Monuments führt. Kalte, feuchte Luft bläst dem Eintretenden entgegen, gerade umgekehrt der Zugrichtung eines Kamins, aber übereinstimmend mit dem Gesetze der Schwere. Die Marmorblöcke gehen nur 2 Fuß tief in die Mauer, das übrige ist Granit. Acht eiserne Säulen steigen vom Boden bis in die Spitze und tragen die eiserne Wendeltreppe von 900 Stufen, die man in 20 Minuten ersteigt. Der innerhalb der Treppe laufende Elevator macht den Weg in 7 Minuten. Er war aber damals nicht im Gange, weil man an der unter dem Boden außerhalb des Monuments liegenden Dampfmaschine etwas zu ändern hatte. Wohl aus demselben Grunde

war auch das elektrische Licht nicht am Glühen, und wer seine Kerze vergessen hatte, konnte im Stockfinstern hinauftappen. Im untern Raume war jedoch so viel Licht vom Eingange her, daß man die Inschriften der Gedenktafeln lesen konnte, welche rings in die Wände eingefügt sind. Die kostbarsten sollen die von Philadelphia, Griechenland und Bremen sein. Ein Sandstein trägt die Aufschrift: „Dieser Steinblock ist von der ursprünglichen Kapelle, welche dem Wilhelm Tell 1338 am Luzerner See in der Schweiz erbaut wurde, an dem Platze, wo er dem Geßler entfloh." Daß die Inschrift: „Rome to America", welche der Papst auf einem schönen afrikanischen Marmorblock aus dem Tempel Concordia einhauen ließ, nicht hier zu finden ist, sondern wahrscheinlich auf dem Grunde des Potomac liegt, dürfen wir wohl als bekannt voraussetzen.

Wenn man die Höhe von 500 Fuß erreicht hat, beginnt der Obelisk sich stärker zuzuspitzen mit einer Basis von 34½ Fuß im Quadrat. Da diejenige des ganzen Obelisken 55 Fuß im Gevierte beträgt, so spitzt sich der ganze Bau auf jeder der vier Kanten bis auf die Höhe von 500 Fuß nur um 10 Fuß zu, während sich die Mauern von 15 bis auf 1½ Fuß Dicke verjüngen. Ein von der Spitze hängendes Senkblei zeigte, daß die Achse des Schaftes um weniger als 3 Achtelzoll gegen den Horizont geneigt ist.

Das ganze Gewicht des Obelisken wird auf etwas weniger als 81 000 Tonnen geschätzt, was 5 Tonnen Druck auf den Quadratfuß macht. Das vom Geniecorps der Armee erweiterte Fundament von 37 Fuß Tiefe wird jetzt als stark genug angesehen, um einem solchen Drucke zu widerstehen. Auf der Höhe von 517 Fuß erreicht man den Raum mit den acht kleinen Fenstern, der insofern eine eigenthümliche Aussicht bietet, als die Stadt gerade zu Füßen liegt, und die Straßen und Häuser ungemein klein erscheinen. Ueber den Bau der Stadt aber gewinnt man eine bessere Uebersicht von der Spitze des Capitols, das, obwohl 200 Fuß niedriger, mehr innerhalb der Stadt liegt, den Strahlungspunkt von zehn Avenuen bildet und auf der runden Galerie über der Kuppel einen freiern Blick gewährt. Handelt es sich aber um die Aussicht auf die Landschaft und den Potomac-Fluß, so kann das Monument mit dem neuen Collegsthurme auf den Höhen von Georgetown nicht wetteifern.

Anstatt der unfreundlichen Umgebung und dem zum Monumente führenden Holzsteig werden spätere Besucher die geplanten Terrassen und Anlagen finden, welche aber die Auslagen für den ganzen Bau wohl auf anderthalb Millionen Dollars erhöhen werden.

Es zeugt von der richtigen Gesinnung der Erbauer, daß dieses höchste von Menschenhand gebaute Kunstwerk auf der Spitze die Inschrift trägt: „Laus Deo“, aber auch von dem besondern Schutz der Vorsehung, daß seine Ausführung kein Menschenleben kostete. Hoffentlich wird es nicht mehr lange dauern, bis eine Gelehrten-Gesellschaft in diesem Obelisken ein zeitweiliges physikalisches Laboratorium errichtet zur Untersuchung oder Bestätigung einer Reihe interessanter Gesetze, z. B. über die Bewegung und Ablenkung des Pendels, über den freien Fall der Körper und deren östliche Abweichung, über den Widerstand der Luft, über die Fortpflanzung des Schalles, über elektrische und thermische Erscheinungen. Bedenkt man, daß Benzenberg das von Newton vorhergesagte östliche Voreilen fallender Körper in einem Schachte von nur 260 Fuß Tiefe beobachtete, daß dem Entdecker Foucault eine Pendellänge von erst nur 2 und nachher 11 Metern zu Gebote stand, und daß das Pendel im hohen Domchor zu Köln im Jahre 1852 nur 145 Fuß maß, so kann man ahnen, welche Resultate sich in einem Laboratorium von mehr als 500 Fuß Höhe erwarten ließen, wo der Luftzug so vollständig kann abgeschlossen werden, wo Erschütterungen kaum möglich sind und die Temperatur so beständig ist.

Die Ablenkung des Lothes auf der Nord- und Südseite des Obelisken wird zwar nicht bis auf 12 Bogensekunden steigen, wie bei Maskelyne's Experiment am Berge Shehallien in Schottland, aber die Gesteinsmasse könnte ungleich genauer angegeben und damit die Dichtigkeit der Erde schärfer bestimmt werden. Abgesehen von der unregelmäßigen Gestalt jenes Berges, ändert sich seine innere Dichtigkeit, so daß es auch nach den geognostischen Untersuchungen Playfairs und Seymours immer noch zweifelhaft blieb, in welchen Verhältnissen Quarz, Glimmerschiefer, Kalk und andere Gesteine in dem Berge vertheilt sind. Es wäre demnach nicht nöthig, nach Huttons Vorschlag (Phil. Trans. 1775 and 1778) eine wissenschaftliche Expedition nach den ägyptischen Pyramiden zu senden, da in Washington nicht nur der geeignete Obelisk, sondern auch die geeigneten Instrumente vorhanden sind.

(Schluß folgt.)

J. G. Hagen S. J.

# Jeanne d'Arc im Urtheile der neuern Geschichtschreibung.

Joan of Arc hath been
A virgin from her tender infancy,
Chaste and immaculate in very thought.
(Shakespeare, King Henry VI. I. 5, 4.)

---

Gegen Mittag des 6. März 1429 wurde auf dem Schloß zu Chinon im südlichen Frankreich, der damaligen Residenz des französischen Königs Karl VII., gemeldet, es sei soeben eine Jungfrau aus den Marken von Lothringen angekommen, welche dringend den König zu sprechen verlange. Sie trage Männerkleider: ein schwarzes Wamms, einen kurzen Rock aus grobem grauschwarzem Stoff und einen schwarzen Hut [1]. Von vielen wunderbaren Dingen rede sie, indem sie immer von Gott und seinen Heiligen spreche und behaupte, von Gott ihrem bedrängten Könige zu Hilfe gesandt zu sein [2]. Ihre Begleiter seien überzeugt von der außerordentlichen Sendung des jungen Mädchens und hätten das glänzendste Zeugniß für dessen Züchtigkeit und Frömmigkeit abgelegt. Schon am Tage vorher hatte der König einen Brief von der Jungfrau erhalten: sie wünsche nach Chinon kommen zu dürfen; einen Weg von hundertfünfzig Meilen habe sie zurückgelegt, um zum König zu gelangen und ihm Hilfe zu bringen; sie wisse viel Gutes für ihn [3].

Wer war dieses Mädchen in Männerkleidern? War sie eine Abenteurerin, eine Betrügerin, gar eine Zauberin? Durfte man es wagen, sie vor dem Könige erscheinen zu lassen? Die meisten Hofleute waren durchaus gegen die Zulassung; aber einige meinten doch, der König möge sie wenigstens anhören, weil sie ja behaupte, von Gott gesandt zu sein [4].

---

[1] Gleichzeitiger Bericht des Stadtschreibers von La Rochelle in der Revue historique 1877. p. 336.

[2] Perceval de Cagny bei J. Quicherat, Procès de condamnation et de réhabilitation de Jeanne d'Arc (Paris 1841—1849), IV, 3.

[3] Die Worte der Jungfrau im Verhör, bei Quicherat I, 76.

[4] Vgl. das maßgebende Zeugniß des „nobilis et scientificus vir dominus Simon Charles, domini nostri regis in sua Camera compotorum praesidens", der gerade von einer Gesandtschaft von Venedig an den Hof zurückgekehrt war, als die Jungfrau anlangte, bei Quicherat III, 114 sq.

Der König schwankte hin und her. Sollten seine und seines Volkes Gebete erhört sein? Hatte er ja zu wiederholten Malen den Collegien der Kathedralkirchen befohlen, Processionen zu veranstalten und das Volk zur Lebensbesserung und zum Gebete für den König und sein Reich zu ermahnen, „indem er bei sich erwog, wie die Leiden des Krieges, der Pest und der Hungersnoth Zuchtruthen in der Hand Gottes seien, die Verbrechen des Volkes oder der Fürsten zu bestrafen" [1]. Gegen Abend des dritten Tages (9. März) wurde die Jungfrau endlich vor den König geführt. Es folgten die dreiwöchentlichen peinlichen Untersuchungen und Verhöre in Poitiers. Ueberall schließlicher Triumph. Im April wird ihr die Führung eines kleinen Entsatzheeres für Orleans anvertraut: Befreiung von Orleans hatte die Jungfrau als ihren ersten von Gott empfangenen Auftrag bezeichnet. Am 25. April stand das Mädchen aus Lothringen bereits zu Blois an der Spitze ihrer Krieger; am 29. April zog sie ohne Schwertschlag in das seit dem 12. October 1428 von den Engländern hart belagerte Orleans ein; am 4. Mai griff sie die gewaltigen Belagerungsthürme der Feinde an: einer nach dem andern fiel nach harten, blutigen und verzweifelten Angriffen. Vier Tage später mußten die Engländer zum Rückzug blasen: Orleans war befreit. Am 16. Juli hielt Karl VII. seinen Einzug in Reims. Die Jungfrau hatte ihn trotz des größten Widerspruches von seiten des Hofes mitten durch das abgefallene Land zur Krönung geführt, wie sie versprochen. Im September macht Jeanne d'Arc einen vergeblichen Angriff auf Paris. Die Räthe des Königs hatten sich für den Rückzug auf die Loire entschieden. Am 23. Mai 1430 wird die Jungfrau bei einem Ausfall aus Compiègne von den Burgundern gefangen genommen und bald darauf den Engländern ausgeliefert.

Am Morgen des 30. Mai 1431 sah man vor dem Gefängniß zu Rouen gegen 800 Mann englische Truppen sich aufstellen. Die Thüre des Gefängnisses öffnete sich; eine Jungfrau in ärmlichem Frauengewande trat heraus; auf ihrem Haupte trug sie eine Mütze, auf der die Worte zu lesen waren: Ketzerin, Rückfällige, Abtrünnige, Götzendienerin. Gegen 9 Uhr langte der Zug auf dem alten Markte an. Dort war auf einem

---

[1] J. de Smet, Recueil des Chroniques de Flandre. Bruxelles 1856. III, 405. — Die Berichte von der Unsittlichkeit Karls VII. sind wenigstens für die Zeit der Jungfrau unhaltbar. Das Verhältniß zu Agnes Sorel gehört einer viel spätern Zeit an. Vgl. G. du Fresne de Beaucourt, Histoire de Charles VII. Paris 1882. II, 183 sq.

festen Gerüste ein großer Holzstoß aufgeschichtet; er war bereitet für die, auf welche die Inschrift des Gerüstes hinwies: „Johanna, welche sich hat die Jungfrau nennen lassen, Lügnerin, Verführerin des Volkes, Wahrsagerin, Gotteslästerin, Götzendienerin, Anruferin von Teufeln..." Das Urtheil wurde verlesen: „Wir schneiden dich ab vom Leibe der Kirche und übergeben dich der weltlichen Gewalt, mit dem Ersuchen, ein mildes Urtheil über dich zu sprechen und dich mit Tod oder Verstümmelung der Glieder zu verschonen." Aber ohne jedes Urtheil des weltlichen Richters wurde die Jungfrau sofort dem Henker übergeben. Sie betete so ergreifend, daß alle die, welche sie ansahen, heiße Thränen vergossen; selbst viele Engländer vermochten die Thränen nicht zu verbergen. Ihren Begleiter, den Dominikaner Isambard de la Pierre[1], bat sie, ihr aus der nahen Kirche das Kreuz zu holen und es ihr bis zum Tode dicht vor die Augen zu halten, damit das Kreuz, an welchem ihr Gott hing, solange sie noch lebe, stets vor ihren Augen sei. Als dann die Flammen sie umzüngelten, hörte sie nicht auf, mit lauter Stimme den Namen Jesus zu wiederholen und die Heiligen anzurufen: ihr letztes Wort war Jesus. So berichtet Isambard de la Pierre, der ihr im Tode beistand[2]. Kaum hatte man sich Sicherheit über den Tod der Jungfrau verschafft, so erhielt der Henker Befehl, das Feuer so weit zu entfernen, daß man ihren entseelten Leib am Pfahle sehen könne[3]. Jedermann sollte sich überzeugen, die Gefürchtete sei nicht entkommen, sondern wie eine andere Sterbliche der Raub des Feuers geworden. Dann schürte der Henker wieder die Glut, und bald war der Körper sammt dem Holzstoß zu Asche verzehrt. Selbst ergrimmte Feinde priesen den Tod Johanna's als den einer Heiligen.

Wer war die Jungfrau? Diese Frage beansprucht nicht allein ein historisches Interesse. In Frankreich stellte der gambettistische Deputirte Fabre einen Antrag, das Gedächtniß der Jungfrau durch ein jährliches Nationalfest zu verherrlichen. Er konnte nicht durchdringen. „Die republikanische Majorität fürchtete damit der monarchisch-clericalen Reaction

[1] Von diesem Ordensmanne bemerkt Quicherat: „L'homme le plus droit que la Providence ait rapproché de la Pucelle pendant son martyre, fut un obscur dominicain de Rouen, nommé Isambard de la Pierre. Ce digne religieux parla tout le temps du procès selon sa conscience, ne craignit pas de s'exposer à des reproches, pour éclairer l'accusée sur les pièges qu'on lui tendait, l'assista le jour de sa mort, et tint la croix devant elle jusqu'à son dernier soupir." Aperçus nouveaux sur l'histoire de Jeanne d'Arc. Paris 1850. p. 147.

[2] Quicherat II, 6. [3] Quicherat III, 191.

eine Waffe in die Hand zu geben. Ein einflußreicher Mann, der Senator und Freimaurer Jean Macé, Gründer der Ligue de l'enseignement, hat sich entschieden dagegen ausgesprochen."[1] Dieser selbe Fabre gab im Jahre 1884 eine Uebersetzung des Processes heraus, welche er dem Gedächtnisse Gambetta's widmete[2]. „Ich bin ein Verehrer der Jeanne d'Arc, sagte dieser große Franzose (Gambetta). Er vereinigte mit der Verehrung der Väter der Revolution die Verehrung für die Heldin der Monarchie." So ein Anhänger Gambetta's. Ein deutscher Protestant, der „auf die Geschichte der Jungfrau als einer Vorläuferin des protestantischen Princips das Recht der Gewissensfreiheit gegenüber dem Clericalismus begründet", hat vor kurzem den Vorschag gemacht, aus dem Maimonat einen „Johannenmonat" zu machen[3]. Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß zur selben Zeit, wo Vertreter der Revolution und Reformation der reinen, durch und durch katholischen Jungfrau Weihrauch streuen, vor dem Stuhle des Stellvertreters Christi Untersuchungen im Gange sind, ob Jeanne d'Arc den Gläubigen als ein Muster christlicher Tugend zur Verehrung und Nachahmung vorgestellt zu werden verdiene[4].

Daß die Befreierin Frankreichs besonderes historisches Interesse beanspruchen darf, wird gewiß niemand läugnen. „Die welthistorische Bedeutung dieser Erscheinung", so sagt Theodor Sickel[5], „ragt über die Grenzen des Landes hinaus, dessen Geschichte sie zunächst angehört. Schon

---

[1] H. Semmig, Die Jungfrau von Orleans und ihre Zeitgenossen. Leipzig 1885. S. 256. Vor Kurzem erschien eine zweite Auflage. Aehnliche Ideen wie in diesem Buche entwickelt Semmig in der „Allgem. Zeitung" (1888. Beil. Nr. 126 ff.): „Der clerikal-nationale Cult der Jungfrau von Orleans in Frankreich." Ueber den wirklichen Cult vgl. Lanéry d'Arc, Le cult de Jeanne d'Arc au XV[e] siècle. Orléans 1887.

[2] J. Fabre, Procès de condamnation de J. d'Arc d'après les textes authentiques. Paris 1884. p. VI.

[3] H. Semmig a. a. O. S. V und 177. Der Protestantismus hat sich etwas spät auf diese neue Acquisition besonnen. Semmig schreibt selbst S. 65: „Man hat nicht vergessen, daß die Hugenotten im October 1567 bei der zweiten Einnahme der Stadt Orleans das Denkmal der Jungfrau auf der Brücke zerstörten."

[4] Das Nähere bei F. Lagrange, Vie de Mgr. Dupanloup. 4[e] éd. Paris 1884. Der Diöcesan-Proceß wurde Mai 1874 von Bischof Dupanloup in Orleans eingeleitet und December 1875 in Rom überreicht (III, 129. 295. 325. 468). — Bei Ul. Chevalier, Répertoire des sources historiques du moyen-âge. Paris 1877 (I, 1247—1255), der eine gute Bibliographie über J. d'Arc zusammengestellt, findet sich verzeichnet: Collin et Desnoyers, Procès de l'ordinaire relatif à la béatification de J. d'Arc. Paris 1874. XV et 92 p. autogr.

[5] Historische Zeitschrift 1860. IV, 329 f.

die Zeitgenossen haben es durch ihre Theilnahme bekundet: bis in den Orient hinein lauschte Hoch und Nieder den Erzählungen von dem Heldenmädchen, und in Regensburg wurden schon zu Lebzeiten der Jungfrau ihre Thaten als Schauspiel aufgeführt. Und so haben auch die nachfolgenden Geschlechter aller Länder in Kunst und Geschichte an der Verherrlichung der Jungfrau theilgenommen, die uns in ihrem Bilde gezeigt, was Glaube und Vaterlandsliebe vermögen: eine ganze Nation mit fortzureißen zum berechtigten siegreichen Kampfe um ihre Unabhängigkeit." Es bedarf also keiner weitern Rechtfertigung, wenn wir im folgenden versuchen, die Stellungnahme der neuern Geschichtschreibung zu der oben von uns gestellten Frage: Wer war die Jungfrau? näher zu kennzeichnen. Wir werden dabei möglichst die einzelnen Autoren in ihren eigenen Worten reden lassen, unsere Gegenrede wird sich gegebenen Falls auf das allernothwendigste beschränken.

Namhafte Arbeiten über Jeanne d'Arc sind nur in Frankreich, Deutschland und England erschienen; wir dürfen somit die Literatur der anderen Länder von vornherein ausscheiden. Wir könnten selbst von England absehen, wenn es uns nicht darauf ankäme, auch die Nachkommen derer um ihr Urtheil zu befragen, welche die Jungfrau auf den Scheiterhaufen geführt haben.

Das größte Werk über Jeanne d'Arc in England ist bis jetzt noch die in den zwanziger Jahren von Ireland anonym herausgegebene Sammlung [1], die sich auf die von L'Averdy am Ende des vorigen Jahrhunderts veröffentlichten Auszüge aus dem Proceß und auf die verschiedenen Chroniken stützt. Ireland meint von den Offenbarungen der Jungfrau: „Ihr Glaube an solche Offenbarungen ist nicht zu verwundern, wenn wir die abergläubische Gläubigkeit in Betracht ziehen, welche in diesem Theil des Landes herrschte." Aber von ihrer Hinrichtung gesteht er zu: „Die Verurtheilung Johanna's war ein Frevel gegen Religion, Tugend, Menschlichkeit und Völkerrecht." [2]

Ein anderer englischer Historiker, Lord Mahon, will in seinem Essay über die Jungfrau [3] nicht zugeben, daß die Engländer die eigentlichen Henker Johanna's gewesen. „Man wird" — so sagt Mahon — „zugeben, daß wir in unserer Darlegung ihres Processes dessen Schlechtigkeiten weder

[1] Memoirs of Jeanne d'Arc with the history of her times. London 1824. 2 vols.

[2] L. c. I, XCI et II, CXCIX.

[3] Lord Mahon, Joan of Arc. London 1853.

geläugnet noch beschönigt haben. Aber wenn wir dieselben von französischen Schriftstellern als einen ewigen Schandfleck des englischen Namens dargestellt finden, so dürfen wir uns vielleicht die Bemerkung erlauben, daß es ihre eigenen Landsleute waren, die ihr das schreiendste Unrecht zugefügt haben." In Betreff ihrer Erscheinungen ist ihm die Aufrichtigkeit und der Glaube der Jungfrau über jeden Zweifel erhaben, der sie allein zu so herrlichen Thaten hätte entflammen und einen so entsetzlichen Tod hätte erdulden lassen können. „Die neuere Geschichte zeigt nirgends einen reinern, edelmüthigern Charakter, einen Charakter, der demüthiger war mitten in eingebildeten Visionen und unbestreitbaren Siegen, der sich frei erhielt von jedem Flecken der Selbstsucht, der näher steht den Helden und Martyrern der alten Zeiten. Alles dies ist nicht mehr, als was Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe zu sagen gebieten." [1]

Auch Harriet Parr [2] möchte in dem zweibändigen Leben der Jungfrau (nach den Proceßacten) nicht die ganze Schuld auf den Engländern ruhen lassen; denn Fürsten ihrer eigenen Nation hätten Jeanne d'Arc verrathen und Priester ihrer eigenen Nation ihre Hinrichtung durchgesetzt. „Von den englischen Lords aber, auf welche die Schmach dieser Hinrichtung zurückfällt, hätte der englische Weise wohl sprechen können, wenn er sagte: Wie oft hat nicht der Anblick von Mitteln zu einer schlechten That die schlechte That ausgeführt!" [3] Eine andere Geschichtschreiberin, K. Bray — ist es ja in England keine seltene Erscheinung mehr, daß sich Damen mit der Abfassung geschichtlicher Arbeiten, ja sogar mit der Herausgabe geschichtlichen Quellenmaterials beschäftigen — ließ im Jahre 1874 nach den bekannten Chroniken und den französischen Darstellungen ein Leben der Jungfrau erscheinen, in welchem sie ihren Standpunkt zu den Visionen Johanna's also darlegt: „Es kann nach unserer Meinung einem Zweifel nicht unterliegen, daß die Thaten Johanna's das Werk Gottes waren. Und wenn es Gott gefallen, in einer geheimnißvollen Weise, die zwar über, aber nicht gegen unsere Vernunft geht, seinen Willen dem einfachen und demüthigen Geschöpf, welches er zur Ausführung erwählt, kund zu thun, wer sollte etwas dagegen einwenden können?" [4]

---

[1] L. c. p. 10. 73. 85.

[2] H. Parr, The Life and Death of Jeanne d'Arc, called the Maid. London 1866. 2 vols.

[3] „How oft the sight of means to do ill-deeds makes ill-deeds done." II, 1.

[4] K. Bray, Joan of Arc and the times of Charles the Seventh, king of France. London 1874.

Von den bedeutenderen englischen Geschichtschreibern, welche die Jungfrau vorübergehend erwähnen, sei vor allem Turner genannt, der in seiner großen englischen Geschichte die Erscheinungen Johanna's für eine Geisteskrankheit erklärt. „Was der Jungfrau von Orleans zustieß", meint Turner [1], „ist dasselbe, was wir im Schlafe erfahren. Der Unterschied ist nur der, daß die täuschenden Einbildungen ihr in wachem Zustand während des Tages kamen, und daß dieselben gleich einem dauernden Delirium sie bis zu ihrem Tode nie verließen. Hätte sie länger gelebt, so würde vielleicht die Geisteskrankheit augenscheinlicher zu Tage getreten sein." Die Erklärungen der Thatsachen aber, welche Turner versucht, machen ihn dann selbst wieder etwas kleinlaut: „Von einigen ihrer Thaten kann man schließen, daß ein kriegerischer Geist frühzeitig sie zu beseelen begann, der ihrer patriotischen Begeisterung eine amazonenhafte Richtung gab, während ihre krankhafte Einbildung Gestalten und Töne den Gefühlen einer einfältigen, aber ehrbaren und glühenden Frömmigkeit entlieh. Mit diesem unvollkommenen Versuch, dieses intellectuelle Phänomen zu erklären, müssen wir den interessanten Gegenstand der eigenen Betrachtung und dem eigenen Urtheil des Lesers überlassen. Die Thatsachen sind sicher, obgleich die den Geist der Jungfrau bewegenden Kräfte dunkel sind." [2] Von Betrug ist auch nach seiner Meinung keine Rede bei „dieser patriotischen und heroischen Jungfrau. Nie ist ein Befreier aufgetreten, der einen ehrenvollern Ruhm erlangt oder sein großes Unternehmen in größeren Schwierigkeiten oder mit reinerer Selbstlosigkeit vollführt hat, als dieses edel gesinnte Weib. Wir können nur bedauern, daß Winchester und andere englische Edelleute Zeugen ihrer Hinrichtung gewesen sind." [3] In den neuen Ausgaben von Hume's englischer Geschichte, die sonst manche der alten Märchen wiederholen, wie z. B. daß Johanna in einer Schenke aufgewachsen, wird anerkannt, daß die Jungfrau als Kriegsgefangene hätte betrachtet werden müssen, „da sie nie Verrath geübt, nie ein Verbrechen begangen, die Tugenden ihres Geschlechtes aufs strengste geübt" [4]. Die neueste allgemeine englische Geschichte von Green urtheilt ebenfalls günstig über Johanna: „Inmitten ihres Triumphes blieb sie die rein zartfühlende Jungfrau", und über den Proceß wird bemerkt,

---

[1] S. Turner, History of England from the earliest period to the death of Elizabeth. London 1839.

[2] L. c. V, 535. 541.

[3] L. c. V, 555.

[4] Hume-Hughes, History of England. Ed. 1854. II, 399.

daß man keine Kunst unversucht ließ, sie in ihren Reden zu verwickeln[1]. Dem berühmten Verfasser der englischen Verfassungsgeschichte, Hallam, ist die Jungfrau ein unlösbares Problem. In dem Werke über den Zustand Europa's während des Mittelalters[2], das bereits mehr als ein Dutzend Auflagen erlebt hat, will er nicht „den Anspruch erheben, die überraschende Geschichte der Jungfrau von Orleans zu erklären, denn so leicht die Annahme wäre, daß eine hitzige und begeisterte Einbildungskraft ihre eigenen Visionen hervorgebracht, so ist es dann noch ein viel größeres Räthsel, Erklärungen für den Glauben an diese Visionen und die thatsächlichen Erfolge der Jungfrau zu geben. Und diese Schwierigkeit läßt sich nicht durch die Voraussetzung eines abgekarteten Planes lösen, welcher so sehr dem Fehlschlagen ausgesetzt erscheinen muß, daß er keinem vernünftigen Menschen hätte in den Sinn kommen können ... Scheinheiligkeit kann als eine, wenn auch sehr elende Entschuldigung für den verabscheuenswürdigen Mord dieser Heldin angeführt werden." Ein nicht weniger hervorragender Historiker, Joseph Stevenson, erklärt sich in seinem bedeutenden Quellenwerke über die Kriege der Engländer in Frankreich[3] ebenfalls außer Stande, das Räthsel zu lösen: „Ihr kurzes Leben, so reich an Handlung und so reich an Leiden, so furchtbar schnell zwischen Triumph und Niederlage wechselnd, begonnen in Ruhm und beendet in Leiden, zieht unsere Aufmerksamkeit auf sich und rührt unser Mitgefühl. Es ist ebenso schwer zu begreifen und geheimnißvoll als interessant, weil wir es mit einem Ausnahmewesen zu thun haben, welches so entfernt von menschlicher Berechnung und Handlungsweise ist, daß wir nicht den Maßstab der gewöhnlichen Kritik anlegen können. Es entspricht nicht meinem Vorhaben, auf die Einzelheiten dieser wunderbaren Geschichte einzugehen; es genüge zu bemerken, daß der Herzog von Bedford durch die Hinrichtung der Johanna Darc[4] die englische Ober-

---

[1] R. Green, History of the English People. London 1878. I, 555. 557. Aehnlich spricht J. E. Doyle, A Chronicle of England. London 1864. p. 383.

[2] H. Hallam, View of the State of Europe during the middle ages. London 1877. I, 69.

[3] J. Stevenson, Letters and Papers illustrative of the wars of the English in France. London 1861. I, LXII sq. Wie die meisten Werke Stevensons ist auch dieses im Auftrage der englischen Regierung geschrieben. Damals war Stevenson noch anglikanischer Vikar, später (1877) trat er bekanntlich in die Gesellschaft Jesu ein.

[4] Stevenson schreibt, wie viele Franzosen und auch Pauli (Geschichte Englands), Darc, nicht d'Arc. Was ist richtig? Sicher ist, daß bis in das 16. Jahrhundert

herrschaft in Frankreich beendigte. . . Der an Johanna begangene Justizmord war der Preis für die Befreiung Frankreichs. Die Engländer erklärten bei ihrer Rückkehr vom Richtplatze: ‚Wir sind alle verloren, denn eine Heilige ist gestorben.‘ Von dieser Zeit lebte die französische Nationalität wieder auf, und schnell erfüllte sich die Prophezeiung der Jungfrau, daß die Engländer vor Ablauf von sechs Jahren einen kostbareren Preis als Orleans verlieren würden."

In den großen englischen Revuen finden sich ähnliche Urtheile über die Jungfrau. Die „Quarterly Review" brachte beim Erscheinen des

---

hinein (1576) fast immer und später (bis 1610) meist Darc geschrieben wurde. Die Schwierigkeit liegt darin, daß im 15. Jahrhundert der Apostroph meistens, aber nicht immer, ausgelassen wurde; man schrieb z. B. les ambaxadeurs Dangleterre, la ville Dorleans le duc Dalençon, ambassadeur Despaigne, lentencion du roy; es findet sich aber auch, wenngleich selten, roy d'Engleterre, Seigneur d'Irlande u. s. w. Wenn man nun im 15. Jahrhundert den Apostroph regelmäßig gebraucht, würde man dann d'Arc geschrieben haben? Manche behaupten: ja, wegen des Bogens (arc), den die zwar nicht reiche, aber hinreichend begüterte Familie in ihrem Siegel geführt. Für letztere Behauptung ist mir kein Beweis bekannt. Vallet de Viriville hat in seinem Buche Nouvelles recherches sur la famille et sur le nom Darc, Paris 1854, p. 16 ss. alle Stellen aus Handschriften und Büchern gesammelt, wo der Name vorkommt. Der Adelsbrief für die Familie Johanna's hat nach der besten Handschrift Darc (Quicherat hat V, 150 Johanna d'Ars), in dem ersten Proceß steht dreimal Darc u. s. w. In seinem spätern Werke, der französischen Ausgabe des Processes (Procès de condamnation de J. Darc, Paris 1867), vertheidigt Vallet de Viriville in einem eigenen Kapitel wiederum die Schreibweise Darc (p. 267 s.). Er findet Darc ebenso wenig barbarisch wie Dumoulin. Seine Ansicht faßt er schließlich in die beiden Sätze zusammen: „La forme **Darc** laisse tout en état et n'affirme rien, si ce n'est que ce nom a été trouvé tel. La forme d'Arc affirme témérairement des assertions aujourd'hui démonstrées fausses ou plus que hasardées." Entschieden für Darc tritt auch ein Bouquet in seiner Schrift „Faut-il écrire Jeanne Darc ou Jeanne d'Arc?" Ein in der Revue des quest. hist. (1878. XXIV, 244) angeführtes Actenstück vom Jahre 1476 hat Jacquot d'Ars, ebenso ein Actenstück vom 31. März 1427 in den Mémoires de la Société archéolog. et hist. de l'Orléanais. Orléans 1885. XX, 306. Letzteres spricht also mehr für d'Arc. Wir halten es mit O'Reilly, der in der besten französischen Ausgabe der beiden Processe (Les deux procès de condamnation, les enquêtes et la sentence de réhabilitation de J. d'Arc. Paris 1868. 2 vols. I, 389) bemerkt: „Selbst wenn Darc auch richtiger wäre, der Name d'Arc ist nun einmal gegenwärtig im Gebrauch. Es ist ganz allgemein richtig, man muß die Namen lassen, wie sie sich einmal verändert haben, ohne auf ihre absolute Richtigkeit Rücksicht zu nehmen. Man müßte sonst auch Jeannette, nicht Jeanne, und nicht d'Arc, sondern Rommée schreiben, weil die Mädchen in Domremy den Zunamen der Mutter führten. Endlich schreiben die beiden größten Autoritäten in allen Fragen, die Jeanne d'Arc betreffen, Quicherat und Wallon, immer d'Arc."

ersten Bandes von Quicherat einen längern Aufsatz über die Jungfrau (1842, LXIX, 281—329), der mit einer glänzenden Charakteristik derselben schließt: „Eine durch und durch ernste Ueberzeugung, daß ihre Sache die gerechte sei, daß alles, was sie gesagt, nur Wahrheit sei, daß sie in allem, was sie that, nur ihre Pflicht erfüllte — ein Muth, der vor keiner Armee und keiner Festung zurückschreckt — Freudigkeit mitten in Wunden und Leiden — ein entschiedener Wille in allem, was mit ihrer Sendung zusammenhing — vollkommene Unterwürfigkeit und Demuth in allen anderen Punkten — ein klarer, gesunder Verstand, der die Casuistik von Sophisten zu Schanden machte — eine pflichtgetreue, allseitige Hingabe an ihr Land und ihren Gott: das ist der wahre Charakter Johanna's." In der „Edinburgh Review" (1857, CVI, 400 sqq.) wird stark gegen die zu begeisterte Darstellung Martins in dessen „Histoire de France" polemisirt. Im ganzen Leben der Jungfrau könne alles erklärt werden, ohne daß irgend ein übernatürlicher Einfluß angenommen werden müsse: den König beruhigte Johanna über seine Legitimität; die Unruhe des Königs über diesen Punkt habe Johanna aus dem dissoluten Leben der Königin-Mutter schließen können; Orleans wurde erobert, indem den Belagerten das Vertrauen wiedergegeben wurde u. s. w. Wie bei allen ähnlichen Erklärungsversuchen finden sich auch hier so sonderbare und geradezu falsche Dinge, daß man unwillkürlich zur Vorsicht gemahnt wird. Johanna habe z. B. die Suprematie der Kirche geläugnet, was einfach unwahr ist; die Zeugnisse der Zeugen im zweiten Processe seien werthlos, weil es ihnen nur darum zu thun gewesen, ihren Antheil am ersten Proceß in Vergessenheit zu bringen: als wenn nicht sehr viele Zeugen im zweiten Proceß aufgetreten, die mit dem ersten nichts zu thun hatten. Trotzdem wird aber auch in diesem Aufsatze anerkannt, daß Johanna „mit Aufrichtigkeit, Einfachheit und einem vollständigen Glauben an ihre Sendung die Befreiung ihres Vaterlandes unternahm". Die Dubliner Revue (The Dublin University Magazine, 1877, LXXXIX, 417) sagt, es sei für einen Engländer einfachhin unmöglich, eine Vertheidigung von Shakespeare's Schilderung dieses heroischen Charakters zu versuchen.

Bevor wir die englische Literatur verlassen, müssen wir mit einigen Worten die Stellung berühren, welche der größte katholische Historiker Englands, Lingard[1], dessen englische Geschichte ja noch allgemein als Standard-

[1] J. Lingard, A History of England. London 1819. III, 409 s. 420.

work anerkannt ist, in unserer Frage eingenommen hat. So bahnbrechend Lingards Geschichte auf vielen anderen Gebieten war, hier scheint er fast ganz in der Gefolgschaft Hume's, den wir oben erwähnt. Wie bei Hume, finden sich auch bei Lingard die Fabeln, daß Johanna Magd in einem Wirthshause gewesen und sich deshalb so gut aufs Reiten verstanden, daß sie nach der Krönung zu Reims den König beschworen, sie nach Hause ziehen zu lassen u. s. w. Die ganze Geistesverfassung der Jungfrau wird von Lingard als Begeisterung und „geistige Bethörung, mit der sie heimgesucht war", bezeichnet. Von Betrug spricht auch Lingard nicht; aber er meint, nach dem damaligen Kriegsrecht, welches den Gefangenen der Willkür des Siegers preisgegeben, hätten die Engländer Johanna zum Tode verurtheilen können, ohne sich dadurch den Vorwurf der Ungerechtigkeit zuzuziehen, „hatte ja die Jungfrau selbst nur wenige Tage vor ihrer Gefangennahme die Hinrichtung Franquets, des berühmten burgundischen Führers, angeordnet".

Was Franquet angeht, so wurde die Jungfrau im Verhör darüber befragt. Sie sagte, er sei hingerichtet worden, weil er nach eigenem Geständnisse ein Mörder und Räuber gewesen; sein Proceß habe fünfzehn Tage gedauert. Zuerst hätte sie Franquet gern frei gehabt, weil sie denselben zur Auswechslung gegen einen Gefangenen der Engländer gebrauchen wollte, dann aber, besonders auf die Bemerkung des Richters, sie würde durch die Befreiung des Franquet eine große Ungerechtigkeit begehen, der Gerechtigkeit ihren Lauf gelassen [1]. Die Darstellung Lingards kann somit als eine zuverlässige nicht bezeichnet werden.

Von dem halben Tausend Büchern, die über die Jungfrau erschienen sind, fällt der weitaus größte Theil auf Frankreich, wie das ja auch erklärlich ist. Seitdem gegen Ende des vorigen Jahrhunderts (1793) L'Averdy, den wenige Jahre später die französische Revolution auf die Guillotine sandte, größere Auszüge aus beiden Processen, und dann von 1841—1849 Quicherat die beiden Processe der Jungfrau vollständig mit allem dazu gehörigen gleichzeitigen und spätern Quellenmaterial veröffentlichten, wollen die Bücher und Broschüren über Jeanne d'Arc gar kein

---

[1] Quicherat I, 158. 264. Nach der Chronik von Monstrelet freilich hat die Jungfrau die Schuld: „Et meysmement ladicte Pucelle fist trenchier la teste à yceluy Franquet, qui grandement fu plaint de cheulx de son party, pour tant qu'en armes il estoit homme de vaillant conduicte" (Quicherat IV, 400), aber sein Zeugniß ist das eines Feindes. „Son témoignage sur elle respire d'un bout à l'autre la prévention d'un ennemi" (Quicherat IV, 360).

Ende mehr nehmen [1]. Allein über die Schreibweise ihres Namens hat sich eine ganze Literatur gebildet, in welcher sich die Arcisten und Darcisten (les Arcistes et les Darcistes) lebhaft bekämpfen. Mit dem größten Eifer hat man Staats- und Privatarchive durchforscht, um neues Material zu ihrer Geschichte aufzuspüren, aber der aufgewandten Mühe entsprach nicht der Erfolg [2]. Denn von ein paar Chroniken, die in der großen belgischen Sammlung erschienen, und einigen wenigen Actenstücken abgesehen, bieten die fünf Bände Quicherats noch immer einfachhin das Material. Seine Meinung über die Jungfrau hat Quicherat am deutlichsten in einer spätern Schrift, „Aperçus nouveaux sur l'histoire de Jeanne d'Arc“ (Paris 1850), niedergelegt. Hier vertheidigt er auch die Ansicht, „daß die Jungfrau nur zur Hälfte die Mission erfüllte, mit der sie sich vom Himmel betraut glaubte . . . Johanna hätte, ihren öffentlichen Aussagen entsprechend, die Engländer bis auf den letzten Mann aus Frankreich vertreiben und die Befreiung des Herzogs von Orleans bewirken müssen, und da sie weder das eine noch das andere that, so war ihre Sendung gescheitert“ (sa mission fut manquée) [3].

---

[1] Vgl. die neueste Bibliographie von Lanéry d'Arc, Bibliographie des ouvrages relatifs à Jeanne d'Arc. Paris 1888. (259 Seiten.)

[2] Einen kurzen Ueberblick über das seit 1856 veröffentlichte Material gibt Quicherat in der Revue historique (1882) XIX, 60. Weiterhin sind zu berücksichtigen die Mémoires de la Société arch. et hist. de l'Orléanais. Orléans 1884 et 1885. Vol. XVIII et XX. Dort lesen wir u. a. (XVIII, 449) die interessante Notiz: „Aujourd'hui après douze années de recherches exécutées par quinze fourrageurs il a été possible, de recueillir par les milliers d'objects que renfermait en cet endroit le vieux lit de Loire, ceux qui concernent le siège.“ Im XX. Bd. (S. 319 ff.) weist Boucher de Melandon die vielen Uebertreibungen über Reichthum und Adel der Familie J. d'Arcs zurück. — Dann findet sich noch in dem Jahrgang 1885 der Bibliothèque de l'École des Chartes nach einem vaticanischen Manuscript ein Bericht abgedruckt, den ein in Rom lebender Franzose Sommer 1429 seiner Chronik beifügte. Der Chronist schließt aus den Tugenden der Jungfrau, der Nützlichkeit ihrer Werke und der Förderung von Glauben und Sitte, daß die Jungfrau nicht mit Zaubereien umgehe, wie einige meinen; er sagt u. a.: „Nullum emolumentum temporale querit; sed cum multa sibi donantur nichil impendit sed ea redonat; responsa ejus brevissima et simplicia; in facto sue legationis prudentissima, vita honestissima, sobria, in nullo superstitiosa nec sortilega, licet nonnulli emuli veritatis eam asseverent sortilegam.“ Die neuesten französischen Arbeiten von 1886 bis 1888 sind beschrieben in der Zeitschrift „La Science Catholique“, 1888 (S. 514—520). Sie enthalten nichts wesentlich Neues.

[3] Diese Ansicht hat vielfache Zustimmung, aber auch begründeten Widerspruch gefunden. Zuerst schrieb dagegen Ath. Renard (La mission de Jeanne d'Arc.

In Bezug auf die Aussagen Johanna's über die Heiligen und Engel kann nach Quicherat „auch die strengste Kritik keinen Verdacht gegen den guten Glauben der Jungfrau erheben" (S. 45). Derselbe Gelehrte sieht „große Schwierigkeiten für diejenigen voraus, welche den Zustand der Jungfrau unter die pathologischen Erscheinungen unterbringen wollen. Ob nun die Wissenschaft dabei ihre Rechnung findet oder nicht, man muß nichtsdestoweniger, so meint Quicherat, die Visionen gelten lassen . . . Für jede Art der Vorhersagungen (geheime Gedanken anderer, außer dem Sinnenbereiche liegende Gegenstände, zukünftige Ereignisse) liefern die Acten wenigstens ein Beispiel, welches auf so soliden Fundamenten ruht, daß man es nicht verwerfen kann, ohne die ganze Geschichte selbst zu verwerfen." [1]

---

Examen d'une opinion de M. J. Quicherat. Paris 1856). Dann zehn Jahre später P. Gazeau in den Études religieuses, historiques et littéraires. Paris 1866. IX, 64—93. 311—341; er sagt (p. 339): „La mission militaire de la Pucelle d'Orléans est terminée à Reims. Ses voix l'avaient d'abord guidée contre les ennemis de la France; elles la laissent libre de les combattre encore à ses risques et périls." In wesentlicher Uebereinstimmung mit diesen beiden Aufsätzen befinden sich die Untersuchungen von Alfred Nettement (Revue des quest. hist. 1866. I, 526—561) und Du Fresne de Beaucourt (ibid. 1867. III, 383—416). Nettement hält die Ansicht Quicherats für durchaus unbegründet: „Non il n'est point exact de dire que Jeanne d'Arc n'a pas rempli toute sa mission. Sa mission était de vaincre les Anglais, de faire lever le siége d'Orléans, et de conduire le Roi à Reims pour qu'il fût sacré. Les voix l'ont assurée qu'elle accomplirait cette oeuvre: elles ne l'ont pas trompée, elle l'a accomplie. Au delà de Reims, la mission s'arrête, mais le rôle continue . . . ses voix ne lui parlent plus que pour lui annoncer des épreuves, des malheurs" (p. 556). Du Fresne de Beaucourt faßt seine Ansicht in die Worte zusammen: „La mission de Jeanne n'a eu que deux objets: la délivrance d'Orléans et le sacre de Reims, et que c'est heurter contre les textes les plus forts que de prétendre qu'elle avait charge d'accomplir elle-même trois autres événements qu'elle se borna à prédire: la prise de Paris, la délivrance du duc d'Orléans et l'expulsion totale des Anglais" (p. 411). Die hier angeführten Arbeiten fußen auf dem eingehendsten Studium der Acten. Auch Villiaumé (Histoire de J. Darc et réfutation des diverses erreurs publiées jusqu'à ce jour, Paris 1863) bekämpft S. 378 f. die Ansicht Quicherats; ebenso weist derselbe die Ausführungen Quicherats zurück, als hätten die Formen des inquisitorischen Processes die Verfahrungsweise gegen die Jungfrau, z. B. die Nichtgestattung eines Advokaten, gerechtfertigt. Sonst nimmt aber Villiaumé, um allem Uebernatürlichen zu entgehen, zu sehr auffallenden Erklärungen seine Zuflucht: den König konnte sie früher auf einer Medaille gesehen haben; den Tod, welchen sie einem Engländer voraussagte, konnte sie auf dessen Zügen gelesen haben u. s. w.

[1] Aperçus nouveaux p. 60 ss. Diese Erklärungen sind um so merkwürdiger, als Quicherat sich dagegen verwahrt, an Wunder zu glauben: „Ich glaube nicht an

Wie Quicherat, gehört auch Henri Martin zur liberalen (d. h. ungläubigen) Partei unter den französischen Geschichtschreibern. Martin kann in seiner französischen Geschichte, die von der Akademie mit den größten Preisen gekrönt wurde, nicht Worte genug finden, um seiner Begeisterung für die Jungfrau Ausdruck zu verleihen; aber in seinen Erklärungen kommt er nicht hinaus über einige französische Redensarten, z. B.: „L'inspiration du sentiment saura trouver de ces sublimes folies, qui sauvent le monde.“ Da sich Martin nicht leicht eine Gelegenheit entschlüpfen läßt, wo er meint, der Kirche etwas anhaben zu können, so hat er auch hier herausgefunden, daß beim Proceß in Rouen in grandioser Weise die Inspiration der Autorität und das frei gallische Genie (le libre génie gaulois) dem römischen Clerus gegenübertrat. „Durch die Verurtheilung der Jungfrau hat die Doctrin des Mittelalters, die Doctrin Innocenz' III. und der Inquisition, wie 14 Jahrhunderte vorher der alte Pharisäismus durch die Verurtheilung Christi, ihr eigenes Urtheil ausgesprochen.“ [1]

Während Martin zur „inspiration du sentiment“ seine Zuflucht nimmt, soll nach Michelet „le bon sens“ die beste Erklärung für die Erfolge der Jungfrau sein: „Was ihren Erfolg bewirkte, das war nicht so sehr ihr Muth oder ihre Visionen, das war vielmehr ihr guter Sinn (son bon sens) . . . Die Jungfrau schuf sozusagen ihr selbst unbewußt und realisirte ihre eigenen Ideen, sie bildete aus denselben Gestalten, sie theilte ihnen aus dem Schatze ihres jungfräulichen Lebens eine glänzende und alles vermögende Existenz mit. Ja für Religion und Vaterland war Jeanne Darc eine Heilige. Wo gibt es eine schönere Legende als diese ganz unbestreitbare Geschichte!“ [2]

Einer der besten Kenner der französischen Geschichte im 15. Jahrhundert, Vallet de Viriville, findet in seinem großen Werke über Karl VII.

---

Wunder, und doch lasse ich vollkommen das Phänomen gelten, daß ein Individuum aus der Entfernung in den Gedanken eines andern liest“ (bei Semmig, Die Jungfrau von Orleans, S. 232). Aber wie konnte die Jungfrau nach dieser Erklärung zukünftige, erst nach einer Reihe von Jahren eintretende Ereignisse in den Gedanken eines andern lesen?

[1] Martin, Histoire de France. 4e éd. Paris 1878. VI, 132—303. Er schließt seine Schilderung mit den Worten: „Deux figures colossales dominent toute notre histoire: loin, bien loin, à notre berceau, la vieille Gaule, notre mère; plus près de nous, sur les confins du moyen-âge et de l'ère moderne, Jeanne Darc, la France incarnée.“

[2] J. Michelet, Histoire de France. Éd. Paris 1861. VI, 176. 302.

die beste Erklärung für die Jungfrau ebenfalls in dem „bon sens élevé à sa plus haute puissance“. Ihm „erscheint übrigens Jeanne Darc um so herrlicher, je mehr die Wissenschaft sich mit ihr beschäftigt“ [1]. Aber eine Heilige darf die Jungfrau nicht sein; denn Vallet sagt in seiner vier Jahre später erschienenen französischen Uebersetzung des ersten Processes: „Johanna ist und wird bleiben die Heldin der Nationen, die Heldin von Frankreich, welches das eigentliche Recht besitzt, ihr Gedächtniß zu feiern. Sie ist aber nicht und wird niemals sein eine Heilige der Kirche.“ Wie von keiner Heiligen, will Vallet auch von keinem Wunder etwas wissen: „Das Wunder, d. h. das Anormale, das Uebernatürliche (für uns das Unmögliche und das mit der höchsten Ordnung Unvereinbare), wurde im Mittelalter für möglich betrachtet.“ [2] Es ist dies dieselbe ungeschichtliche Auffassung, der wir noch später besonders bei den deutschen Historikern begegnen werden. Denn wo hat die Geschichte jemals bewiesen, daß ein Wunder unmöglich ist? Man wirft damit das ganze Christenthum, d. h. eine Reihe von historischen Thatsachen, wie sie nirgends besser beglaubigt existiren, und somit jede historische Gewißheit über den Haufen.

Die größte liberale Revue in Frankreich, die „Revue des deux mondes“, enthält unter anderen Arbeiten über die Jungfrau einen längern Aufsatz: „Jeanne d'Arc et sa mission“ [3], in welchem besonders auch die Nothwendigkeit betont wird, die Thatsachen im Leben der Jungfrau anzunehmen, wenn man nicht jede historische Gewißheit preisgeben wolle. „Die Mission der Jungfrau war ebenso augenscheinlich als fruchtbar; denn man muß alle feststehenden Regeln in Sachen der historischen Gewißheit verwerfen, oder man muß die Thatsachen annehmen, welche dieselbe begründen. Diese Thatsachen zeigen uns Johanna den Willen von

---

[1] Histoire de Charles VII. Paris 1863. II, 54. 55.

[2] Vallet de Viriville, Procès de condamnation de Jeanne Darc. Traduit du latin et publié intégralement pour la première fois en français. Paris 1867. CII et CV.

[3] Revue des deux mondes 1856. I, 310—348. Aus den letzteren Bänden dieser Revue seien noch erwähnt die Arbeiten von Simon Luce über die verschiedenen Einflüsse, unter denen die Jungfrau aufwuchs, z. B. Jeanne d'Arc et les ordres mendiants (vol. 45 p. 65 s.). Diese Aufsätze erschienen auch gesammelt unter dem Titel: Jeanne d'Arc à Domremy, recherches critiques sur les origines de la mission de la Pucelle. Paris 1886. Gegen Simon Luce werden die Dominikaner vertheidigt in dem Werke von Chapotin, La guerre de Cent ans, Jeanne d'Arc et les Dominicains. Evreux 1888.

oben mit einem ebenso tiefen Schmerze als einer gänzlichen Unterwerfung hinnehmen, aber ihn hinnehmen, nachdem sie zuerst den Himmel angefleht, den Kelch an ihr vorübergehen zu lassen."

Was die französischen Historiker betrifft, die aus ihren katholischen Principien kein Hehl machen, so genüge es hier, drei Namen zu nennen, deren Träger sich um die Geschichte der Jungfrau besonderes Verdienst erworben haben: Du Fresne de Beaucourt, Marius Sepet und Wallon. Der erstere ist in der wissenschaftlichen Welt wohl bekannt als der Begründer der ausgezeichneten „Revue des questions historiques" und als Verfasser der besten Geschichte Karls VII [1]. In dem zweiten Bande dieser Geschichte handelt er in einem eigenen Kapitel (p. 201—258, Charles VII et Jeanne d'Arc) über die Jungfrau. In den einleitenden Bemerkungen drückt der verdiente Historiker klar und deutlich seine Ansicht aus: „Die Sache Frankreichs ist ‚au plus petit point'. Um die heldenmüthige Stadt zu retten, welche seit sechs Monaten alle englischen Streitkräfte in Athem hielt, hat Karl VII. seinen letzten Mann geopfert und seinen letzten Thaler ausgegeben. Alles hat man versucht, alles war vergebens. Die Lage war hoffnungslos. Aber der, welcher ‚seine Macht den Fürsten mittheilt', verläßt niemals denjenigen, welcher auf ihn sein Vertrauen setzt ... Und um besser seinen Arm fühlen zu lassen, bedient sich Gott zuweilen der schwächsten Instrumente ... Als für Frankreich die Stunde der Erbarmung schlug, um dieses so hart gezüchtigte Reich von der Bedrückung zu befreien, wählte Gott nicht einen Josua, nicht einen Gedeon, sondern weil er nach der Bemerkung eines andern Zeitgenossen zeigen wollte, daß alle Kraft von ihm, und daß er alle seine Werke wunderbar macht — ermuthigte und stärkte er ein schwaches und zartes Weib, welches tadellos in der Uebung einer englischen Reinheit gelebt hatte: durch ein einfaches Landmädchen sollte die göttliche Hilfe offenbar werden." Am Schlusse des Kapitels nennt er die Jungfrau „diese große und reine Gestalt, die

---

[1] Zur Begründung dieses Urtheiles genüge es, die Worte Moliniers in den Jahresberichten der Geschichtswissenschaft (Berlin 1885. II. 276) anzuführen: „C'est à l'histoire de Charles VII., que G. du Fresne de Beaucourt a voué son existence. Son grand ouvrage est le fruit de près de 25 ans de travail. Les recherches de l'auteur ont été aussi étendues que possible; et il les a poussées si loin qu'on peut croire qu'aucun acte important de ce prince, aucune chronique ne lui ont échappé . . . aussi l'ouvrage sorti de cette longue et laborieuse préparation fera-t-il absolument oublier les travaux antérieurs, même ceux de Vallet de Viriville" . . .

heute der Gegenstand allgemeiner, ehrfurchtsvoller Bewunderung geworden" [1]. Der an zweiter Stelle genannte Marius Sepet, der auch als Mitarbeiter der „Revue des questions historiques" vortheilhaft bekannt ist, ließ im Jahre 1885 ein großes Leben der Jungfrau erscheinen, in welchem die neueren und neuesten Publicationen über die Jungfrau in der gewissenhaftesten und ausgiebigsten Weise verwerthet sind. Er schließt sein Werk mit dem Wunsche der Heiligsprechung für die Jungfrau, indem er vorher bemerkt: „In den Augen des Historikers, und ohne der Entscheidung der Kirche vorgreifen zu wollen, deren Erleuchtung, Gott sei Dank, einen höhern Werth beansprucht als die unserige, sind Leben und Tod Johanna's die einer Heiligen." [2] Am meisten Ansehen genießt das Werk des frühern Unterrichtsministers und spätern Secretärs der Akademie, H. Wallon. Nach Wallon ist „das Leben der Jungfrau wie eine Legende mitten in der Geschichte, hingestellt an die Schwelle der neuen Zeit, wie um diejenigen Lügen zu strafen, welche die Wunder läugnen wollen." Ihre Mission trägt alle Zeichen der Dinge, welche von Gott kommen. „Wenn man mit den Proceßacten an das Ende dieser Geschichte kommt, so kann man mit vollständiger Ueberzeugung sagen: Johanna war in ihrem ganzen Leben eine Heilige, in ihrem Tode eine Martyrin: eine Martyrin für einen der edelsten Zwecke, für welche man sein Leben opfern kann, eine Martyrin ihrer Vaterlandsliebe, ihrer Reinheit und ihres Glaubens an den, der sie gesandt zur Rettung von Frankreich." [3] Das Buch, dessen Schlußworte wir soeben angeführt, hat eine der höchsten Auszeichnungen erhalten, die für uns auch wegen der darin ausgesprochenen Meinung über die Jungfrau von doppeltem Interesse ist. Pius IX. glorreichen Andenkens nämlich richtete am 25. October 1875 ein Breve an den Verfasser, in welchem diesem für sein Werk das größte Lob gespendet wird. Pius IX. nennt darin die Jungfrau eine Heldin, die Gott erwählt zur Rettung Frankreichs, zur Rückführung des angestammten Herrschers und zur Zermalmung des Starken durch das Schwache. Er wünscht dem Werke viele Leser, die von dem Gehorsam, den Thaten und Leiden der Jungfrau lernen möchten, daß es zwar

[1] G. du Fresne de Beaucourt, Histoire de Charles VII. Tome II. Le Roi de Bourges 1422—1435. Paris 1882. p. 202. 258.

[2] M. Sepet, Jeanne d'Arc. Tours 1885. p. 557. Vgl. p. 494 die treffliche Literaturübersicht.

[3] H. Wallon, Jeanne d'Arc. 3e édit. Paris 1877. p. V. 389. 392.

immer nützlich und ehrenvoll sei, den Willen Gottes zu erfüllen und dem Vaterlande zu dienen, daß aber von Gott und nicht von den Menschen aller Lohn zu erwarten sei.

(Schluß folgt.)

B. Duhr S. J.

---

# Nicolaus Wasiljewitsch Gogol.

Eine Skizze aus der neuern russischen Literatur.

---

Das Werden und Wachsen der russischen Literatur ist in Deutschland bis vor kurzem mit ziemlicher Gleichgiltigkeit, ja fast mit einer gewissen Geringschätzung betrachtet worden, und die Ansicht, daß sie „kein inländisches, sondern aus dem Auslande herübergepflanztes Gewächs" sei, ist aus Jordans Literaturgeschichte in zahlreiche andere Werke übergegangen. Von namhaften deutschen Dichtern hat nur Bodenstedt sein Talent der Uebertragung russischer Dichtungen gewidmet. Erst durch die Novellisten Iwan Turgenjew, Leo Tolstoi und Theodor Dostojewskij hat die russische Literatur — oder, besser gesagt, der russische Roman — in jüngster Zeit wie auf einen Zauberschlag in Frankreich, England und Deutschland hohes Ansehen und eine steigende Popularität erworben, und man hat dabei auch auf Gogol und andere frühere Schriftsteller zurückgegriffen, von welchen die heutige Literaturrichtung sich herschreibt. Mögen Modeliebhaberei, Neuigkeitssucht und politische Motive dabei ihren Antheil haben: ohne tiefern Grund hat sich das allgemeine Interesse auf diese Literaturerscheinungen nicht gelenkt. Sie verbinden den Werth bedeutsamer Zeit- und Culturgemälde vielfach mit jenem künstlerischer Leistungen höhern Ranges, und so mag es auch an dieser Stelle nicht ohne Nutzen sein, einmal einen Blick in diese uns fremdartige Welt zu werfen.

## 1.

Reich an Phantasie und Gemüth, wie die übrigen slavischen Völker, hat auch das russische seit Jahrhunderten einen ansehnlichen Schatz von Volkspoesie besessen. Steppe und einsamer Wald prägten ihr einen Zug tiefträumerischer Schwermuth auf. Eine wilde, ungezügelte Lebenslust durchbrach sie mit stürmischer Gewalt. In ernster, feierlicher Weise thronte die Pracht des griechischen Ritus in mächtigen Kirchen und Klöstern und schmückte Palast und Hütte, selbst das verlassene Steppenhaus, mit Heiligenbildern. Trümmer byzantinischer Religiosität und Schulweisheit mischten sich in der Phantasie des Volkes mit halbasiatischem Aberglauben, fromme Legenden mit wildem,

wüstem Teufelsspuk. Der jahrhundertelange Kampf mit den Völkern des Ostens, Mongolen und Tataren, den Stämmen des Kaukasus und den Türken, ein ebenso häufiger Kampf nach Westen und Süden hin, mit Griechen, Bulgaren, Polen, Schweden, erzeugte eine Heldensage voll bunter, phantastischer Gestalten, blutiger Kämpfe, ritterlicher Thaten, furchtbarer Greuelthaten, vielverschlungener Abenteuer zu Land und Meer. Die Großfürsten von Moskau umgaben sich mit dem Glanze orientalischer Herrlichkeit, die Patriarchen von Kijew wetteiferten an Prunk mit jenen von Byzanz, während wilde Kriegerhorden am Dnjepr, am Don und an der Wolga ein halbbarbarisches Ritter- und Räuberleben führten, deutsche und nordische Kaufleute den Markt von Nowgorod besuchten, Türken und Tataren unaufhörlich die Grenze beunruhigten.

Von der Zeit an, da die hll. Cyrillus und Methodius den Slaven mit der Botschaft des Christenthums auch die Anfänge der Civilisation und die altslavische Kirchenschrift brachten, also von der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts an, bezeugen Documente mancher Art, daß nicht bloß die Geistlichkeit die Schätze der griechischen Kirchenliteratur zu bewahren und zu mehren suchte, sondern daß auch im Volk Lied, Märchen, Sage, Legende, Geschichte vielfache Aufzeichnung fand. „Das Lied von Igori's Heerfahrt", die älteste erhaltene Kunstdichtung, gehört aller Wahrscheinlichkeit nach dem zwölften Jahrhundert an, kleinere mythische Volksepen, Bylinen genannt, schildern noch frühere Kämpfe. Die unselige Trennung von der abendländischen Kirche hielt indes die Entwicklung der Geistesbildung und damit auch jene der Literatur immer mehr und mehr zurück, und als Peter I. am Beginn des 18. Jahrhunderts die alte Scheidewand niederzureißen und Rußland nach westeuropäischem Vorbild einzurichten versuchte, da zeigte sich erst der ungeheure Abstand in seiner vollen Größe. Unglücklicherweise drang Peter zu den eigentlichen Quellen der abendländischen Bildung nicht vor: er hielt an dem hergebrachten schismatischen Kirchenthum fest, weil er darin die festeste Stütze seiner unbeschränkten Macht zu erblicken glaubte, und begnügte sich mit materiellen, äußeren Reformen. Hof und Hauptstadt, Heer, Flotte und Staatsverwaltung ward nach westeuropäischem Vorbild umgestaltet, dem weiten Reiche wurde der militärisch-bureaukratische Mechanismus des modernen Staates, mit Hilfe von Fremden, künstlich aufgeschraubt: aber weder Peter noch seiner großen Nachfolgerin Katharina II. war es beschieden, alle die bunten, durch Erbschaft und Eroberung angegliederten Stämme des weiten Reiches geistig umzugestalten und durch eine gemeinsame, nationale Geistesbildung zu vereinigen. Das alte Rußland blieb deshalb fortbestehen, und die oberen Zehntausend zogen von der westeuropäischen Bildung mehr das untergeordnete Ausstattungsmaterial an sich, als die leitenden Ideen und Grundsätze, welche seit dem 16. Jahrhundert die Cultur Westeuropa's theilweise umgestalteten, noch viel weniger aber die volle christliche Bildung, wie sie die katholische Kirche mitten in den Stürmen der Neuzeit unverletzt aufrecht erhielt und in wahrem, gesundem Fortschritt weiter entfaltete.

Eine einheitliche, nationale Literaturentwicklung war unter solchen Umständen nicht möglich. Halberstarrt, mumienartig erhielt sich in den Klöstern ein Schattenbild der alten griechisch-slavischen Gottesgelehrtheit; wild und urwüchsig lebten im Volk die alten Märchen und Sagen weiter, indes die höheren Kreise sich bemühten, der Literaturentwicklung der westeuropäischen Völker in rascherem oder langsamerem Tempo nachzufolgen. Anfänge von französischer und englischer Aufklärung brachte schon Peter mit sich. Dann herrschten Voltaire und die Encyklopädisten in St. Petersburg wie in Paris. Die nordische Semiramis nannte sich gern ihre Schülerin, und es mag als ganz symbolisch gelten, daß sie nach Voltaire's Tod dessen Bibliothek gekauft hat. Wie die Revolutionsliteratur, so verschlang der Hof und der Adel von St. Petersburg auch die darauf folgende Restaurationsliteratur. Frankreich behielt einen leitenden Einfluß, wenn auch deutsche Sturm- und Drang-Genies, wie Lenz und Klinger, sich nach Rußland wandten, Kotzebue lange die Bühne beherrschte, und die napoleonischen Kriege zeitweilig einen mächtigen Franzosenhaß hervorriefen. Unter Alexander I. drangen die deutschen Classiker, Romantiker und Philosophen in Rußland ein, dann Walter Scott, Moore und Byron. Der letztere war es, welcher gerade die bedeutendsten Talente an sich zog.

Trotz all dieser ausländischen Einflüsse darf man dennoch die russische Literatur nicht als eine bloße Resultante oder gar als einen Abklatsch derselben betrachten. Schon Michael Lomonossow (1711—1765) hat nicht bloß Sprache und Metrum selbständig und volksmäßig zu gestalten gesucht, sondern auch die begeistertsten nationalen Accorde angeschlagen. Schlossen sich dann auch die Dramatiker Sumarokow und Kniaschin sehr eng an französische Muster an, und wußte sich auch der Hofdichter Katharina's II., Gabriel Derschawin (1743—1816), der akademischen Schnürstiefel nicht zu entledigen, so war der letztere doch russischer Patriot mit Haut und Haar, ein idealistischer Biedermann, der in seinem ganzen Wesen mehr an Klopstock als an einen der französischen Kunstdichter erinnert. Der große Historiker Karamsin (1765—1826) setzte es sich zum Ziele, als Publicist und Novellist wie als Geschichtschreiber den französischen Einfluß zu bekämpfen, und die von ihm gegründete Schule wandte sich auf allen Gebieten begeistert dem Nationalen zu. Wenn Wasilij Schukowskij, geboren 1783 als Sohn eines Landedelmanns und einer Türkensklavin, seit 1817 Erzieher am kaiserlichen Hofe, durch die formgewandtesten Uebersetzungen Bürger, Göthe, Schiller, Herder, Fouqué, Moore, Byron in Rußland einbürgerte, so wurde dadurch die Richtung Karamsins keineswegs durchkreuzt. Sprache wie Geschmack wurden durch diese Arbeiten gehoben; Schukowskij selbst verherrlichte als Genosse der deutschen Freiheitslyrik den großen Kampf gegen Napoleon und nährte als Genosse der Romantiker die Liebe zu heimischer Sage und Ueberlieferung, zum Religiösen und Wunderbaren, zu jener poetischen Auffassung des Lebens, welche die deutsche Romantik im Gegensatze zum französischen Classicismus charakterisirt. Auch Puschkin (1799—1837) und Lermontow (1814—1841) darf man keineswegs als bloße Nachtreter Byrons betrachten.

Ist Puschkins „Eugen Onägin“ auch ein zweiter Child Harold und Don Juan, so trägt die Dichtung doch in Geist und Ausführung völlig russisches Gepräge. So eng sich seine kleineren Epen an Byron'sche Muster anschließen und so sehr seine selbstzerissene Lyrik derjenigen Byrons ähnlich klingt: im Glanz der Naturschilderungen, in wilder Leidenschaftlichkeit des Gefühls, in hundert kleinen Zügen spiegelt sich russisches Leben und Weben, das St. Petersburger high life wie die Herrlichkeit des Kaukasus, jene wunderliche Mischung großstädtischer Uebercultur und orientalischer Barbarei, wie sie sich nur in Rußland findet. Sein Drama „Boris Godunow“ ist ganz aus Karamsins patriotischer Geschichtsauffassung hervorgewachsen, und in vielen seiner Novellen behandelt er russische Geschichte und russisches Kleinleben mit solcher Liebe, daß man ihn zu den Vätern des heutigen realistischen Romans rechnen dürfte. Ebenso wie Puschkin hat Lermontow nicht bloß die blasirte Weltschmerzleier Byrons nachgespielt, sondern auch die Bergeswelt des Kaukasus in prachtvollen Bildern geschildert und den Ton der echten Volksballade meisterhaft getroffen. Daß aber der Einfluß Byrons auf die zwei jugendlichen Dichter jenen des nationalen Elementes überwog, lag durchaus nicht in Ausländerei begründet, sondern in dem blasirten Genußleben der höhern Gesellschaft, das in ideal angelegten Dichternaturen naturnothwendig Uebersättigung, geistige Oede, Schwermuth und jene innere Zerrissenheit wachrufen mußte, als deren classischer Repräsentant Byron gilt. Puschkin folgte ihm in düsterer Resignation, Lermontow als wilder Stürmer und Dränger, beide in durchaus origineller Weise, mit entschieden romantischem Grundzug.

## 2.

Schukowskij und Puschkin standen schon auf der Höhe ihres Dichterruhms, Lermontow studirte noch an der Junkerschule zu St. Petersburg, als im Jahre 1829 Nicolaus Wasiljewitsch Gogol, der Sohn eines kleinrussischen Gutsbesitzers, in der Kaiserstadt eintraf, um gleich hundert anderen Leuten vom Lande daselbst eine Anstellung zu suchen. Am 31. März 1809 zu Sorotschinzy im Gouvernement Poltawa geboren, hatte er seine erste Erziehung im Vaterhause erhalten. Der Vater, ein Freund von Declamation und Theater, unterwies den kleinen Nicolascha frühe in diesen Künsten; der Großvater, der noch einen angesehenen Posten in dem freien Kosakenheer der sogen. Saporoger bekleidet hatte, wußte ihm unzählige Geschichten von den einstigen Kämpfen und Heldenthaten dieser wilden Krieger zu erzählen. Auch im Volke lebten diese Erinnerungen noch fort und beschäftigten den lebhaften Knaben früh mit ihrem poetischen Zauber. Behufs weiterer Ausbildung wurde Nicolaus in das nach dem berühmten kleinrussischen General Bezborodko benannte Gymnasium zu Njeschin gethan, einer kleinen Stadt, die heute an der Bahnlinie zwischen Kijew und Kursk liegt. Hier zeichnete er sich an dem Schülertheater aus, weniger durch seine Studien. Er lernte immerhin etwas Latein und Französisch und las vielerlei bunt durcheinander. Mit zwanzig Jahren ging er nach St. Petersburg, um sich dem Staatsdienste zu widmen. Ohne höhere Gönner und Freunde, führte er in der großen Stadt anfänglich ein kümmer-

liches Dasein und hatte mit allem Unglück, was er versuchte. Mit Mühe erlangte er eine armselige Copistenstelle im Ministerium der Apanagen, hielt aber den prosaischen Dienst kaum ein Jahr aus. Er versuchte es beim deutschen und beim russischen Theater als Schauspieler, doch seine Stimme reichte nicht aus. Er ward Hauslehrer bei einer vornehmen Familie, aber auch dabei hatte er kein Glück. Der Mangel einer tüchtigen Bildung und ein launenhaftes Phantasieleben trugen zu diesen Mißerfolgen nicht wenig bei. Als ihm seine Mutter einst eine Summe Geldes schickte, um eine Schuld der Familie abzutragen, ging er, anstatt sich seines Auftrages zu entledigen, auf das erste beste Schiff, um sich einmal die Welt anzusehen. Es brachte ihn zufällig nach Lübeck und Hamburg. Da blieb er einige Tage und fuhr dann mit dem Rest des Geldes in die Czarenstadt zurück.

Merkwürdigerweise wollte auch die Poesie anfänglich nicht gedeihen. Ein Idyll, das er drucken ließ, wurde von dem Kritiker Polewoi so jämmerlich zerzaust, daß er allen Muth verlor, wieder etwas in gebundener Rede zu verfassen. Er schrieb indes anonyme kleine Feuilletons in die Zeitung, die Gefallen fanden. Pletnew, der Vorsteher des patriotischen Instituts, stellte ihn im März 1831 als Lehrer der Geschichte an dieser Anstalt an. Schukowskij, am kaiserlichen Hofe wie in der höchsten Gesellschaft sehr angesehen, ward auf den jungen Schriftsteller aufmerksam und empfahl ihn an Puschkin. Diesen soll er, wie man erzählt, bei seinem Antrittsbesuch gegen Mittag im Bett getroffen haben, und sehr verwundert darüber gewesen sein, daß ein Dichter die Nacht nicht zum Dichten, sondern zum Kartenspielen verwendete. Puschkin nahm ihn übrigens ganz liebenswürdig auf, ermunterte ihn in jeder Weise, und rieth ihm gerade zu jenem Kreis von Stoffen, mit dem er selbst sich zuletzt beschäftigt hatte, zu Stoffen aus dem Volksleben, der Volkssage und der ältern Volksgeschichte — ganz in romantischem Geiste. Gogol folgte diesem Rathe und verfaßte eine Reihe von acht Novelletten und Erzählungen, die im Jahre 1832 unter dem Titel „Abende auf dem Meierhofe bei Dikanka" erschienen. An diese Sammlung schloß sich im Jahre 1834 eine zweite unter dem Titel „Mirgorod" — Friedensstadt. Schon die erste Sammlung verschaffte dem jugendlichen Kleinrussen eine literarische Berühmtheit, durch die zweite trat er unter die Reihe der glänzendsten Prosaisten, die Rußland bis dahin gehabt.

Um ihrem Freunde eine gute gesellschaftliche Stellung zu sichern, verschafften ihm Schukowskij und Puschkin den Posten eines Hilfsprofessors der Geschichte an der Petersburger Akademie. Dafür war Gogol noch weniger vorbereitet als Schiller, da ihn Göthe als Geschichtsprofessor nach Jena rief. Obgleich einige gedruckte Fragmente seiner Vorlesungen darthun, daß er — ähnlich wie Schiller — ein Geschichtsthema geistreich aufzufassen, mit einem gewissen Fleiße zu studiren und anziehend auszuführen wußte, hatte er doch eingehendere Vorstudien nicht gemacht und fühlte weit mehr Lust, sich der Literatur zu widmen, als derartige Studien erst nachzuholen. Als er indes später bei vielen in Ungnade fiel, wurde seine Unfähigkeit stark übertrieben, ja in das denkbar ungünstigste Licht gestellt. Thatsächlich hielten ihn be-

deutende Männer der Stellung gewachsen; er versuchte, ihr zu entsprechen, glaubte aber schließlich selbst, daß das nicht sein eigentliches Fach sei, und verzichtete deshalb nach anderthalb Jahren auf seine Stellung an der Universität. Einige Specimina seiner Vorlesungen gab er später in seinen „Arabesken“ heraus.

Mit 22 Jahren ein angesehener Schriftsteller, mit 26 schon emeritirter Universitätsprofessor! Das tönt wunderlich genug. Der Dichter verdient deshalb aber ebenso wenig als Schiller bespöttelt zu werden. Mit ihm trat ein neues Ferment in die russische Poesie ein. Er gehörte nicht der eigentlich hohen Gesellschaft von Moskau oder St. Petersburg an, hatte seine Kindheit nicht unter einem fremden Gouverneur, die Knabenjahre nicht im Cadettenhaus zugebracht. Er kam vom Lande, aus dem Süden, aus dem eigentlichen Kleinrußland, der Ukraine, dem Lande, wo einst die Kosaken in wilder und furchtbarer Reichsunmittelbarkeit ihr halbbarbarisches Krieger- und Räuberleben trieben, das Volk noch ihre Ueberlieferungen bewahrte, eine reiche Volkspoesie ihre Kämpfe feierte, das Naturleben selbst die reichste Volksdichtung hervorrief. Er war ein Sohn der einstigen Steppe, und er hat ihren Zauber so schön beschrieben, wie keiner vor und nach ihm. Was Byron in seinem „Mazeppa“ nur aus der Phantasie und nach Büchern schilderte, das hatte Gogol träumend von Kindheit auf geschaut.

„Zu jener Zeit war der ganze Süden, der ganze große Raum, der jetzt Neu-Rußland heißt, von der Ukraine bis zum Schwarzen Meere, eine grüne, jungfräuliche Einöde. Niemals hatte der Pflug durch diese unermeßlichen Wogen wilden Grases seine Furchen gezogen; nur die wilden Pferde, welche sich darin wie in einem Walde versteckten, stampften es nieder. In der ganzen Natur konnte es nichts Schöneres geben; die ganze Oberfläche des Landes glich einem goldig-grünen Meere, auf welchem Millionen anderer Farben schimmerten. Zwischen den feinen, hohen Grashalmen drängte sich die hellblaue Kornblume hindurch. Der gelbe Ginster streckte seine pyramidenförmige Krone empor; der weiße Klee mit seinen schirmförmigen Köpfen schimmerte auf der Oberfläche, und die weiß Gott von wo hierher getragene Weizenähre reifte hier in dichter Masse. An ihrem feinen Stengel huschte das Rebhuhn mit emporgerecktem Hals dahin. Die Luft war erfüllt mit tausend Vogelstimmen. Am Himmel hing unbeweglich der Habicht mit ausgespannten Fittichen, die gierigen Blicke unverwandt auf das Gras gerichtet. Aus der Ferne tönte der scharfe Schrei einer Schaar Wildgänse von irgend einem abgelegenen See herüber. Aus dem Grase erhob sich mit gemessenem Flügelschlage die Steppenmöve und badete sich schwelgend in den blauen Luftwellen. Bald schwingt sie sich in die Höhe empor und erscheint nur noch als ein schwarzer Punkt, bald wendet sie die Flügel und leuchtet in den hellen Sonnenstrahlen! . . . O wie bist du schön, meine Steppe!“ [1]

---

[1] Diese wie die folgenden Stellen aus Gogols Werken geben wir nach den Uebersetzungen von Wilhelm Lange und Philipp Löbenstein.

Aber nicht bloß das Luftmeer und seine Bewohner beleben die endlose Ebene; Fluß und Berg durchschneiden sie und verbinden sie mit Nord und Süd.

„Wunderbar ist der Dnjepr bei heiterem Himmel, wenn seine vollen Wasser langsam und gleichmäßig zwischen Berg und Wald dahinfließen. Er trauert nicht, er tobt nicht: du blickst hin und weißt nicht, ob seine großartige Breite in Bewegung; es scheint dir, als sei er eine einzige gegossene Glasfläche, eine tiefe Spiegelbahn, maßlos in der Breite, endlos in der Länge, sich windend durch die grüne Welt. Eine Augenweide ist's, wenn die glühende Sonne in der Höhe leuchtet und ihre Strahlen in die Kälte des Krystallwassers senkt und die Waldungen an den Ufern sich in den Wassern hell spiegeln. Die Grünlockigen! sie drängen sich mit den Wiesenblumen zu den Wassern, sie neigen sich und blicken hinein und können sich nicht satt sehen, und sie weiden sich an ihrem lichten Spiegelbilde, sie lächeln es an und begrüßen es, mit den Zweigen nickend. In die Mitte des Dnjeprs wagen sie nicht zu blicken; niemand außer der Sonne und dem tiefen Himmel wirft einen Blick hinein; selten nur fliegt ein Vogel bis in die Mitte des Dnjepr. Prachtvoll! Es gibt seinesgleichen nicht unter den Strömen der Welt. Wunderbar ist der Dnjepr in der warmen Sommernacht, wenn alles in Schlummer versinkt — der Mensch und das Thier und der Vogel, und Gott allein Himmel und Erde überschaut und in seiner Erhabenheit sein Gewand schüttelt. Aus dem Gewande schütteln sich die Sterne; die Sterne glühen und beleuchten die Welt und alles wiederstrahlt im Dnjepr. All das faßt der Dnjepr in seinem dunkeln Schoß; nichts entgeht ihm — außer was am Himmel erlischt; der schwarze Wald, mit schlafenden Raben besetzt, und die von altersher geborstenen Berge versuchen es vergebens, überhängend ihn, wenn auch nur mit ihrem langgestreckten Schatten, zu bedecken — vergebens! Es gibt nichts in der Welt, was den Dnjepr verhüllte. In seiner Bläue ergießt sich seine Flut, so am Tage wie bei Nacht, so weit in die Ferne, als das menschliche Auge schaut. Sich bei der nächtlichen Kälte an die Ufer schmiegend und anlegend, hebt sich dann seine silberne Flut, bäumt sich gleichwie der Strich eines Damascenersäbels, und wieder nimmt er ab und entschlummert in seiner Bläue. Auch dann ist der Dnjepr wundervoll und ihm gleicht kein Fluß in der Welt! Wenn sich am Himmel die blauen Wolken zu Bergen thürmen, der dunkle Wald bis in die Wurzeln wankt, die Eichen krachen und die Blitze, sich zwischen den Wolken Bahn brechend, das Weltall beleuchten — dann ist der Dnjepr fürchterlich! Die Wasserhügel brausen, schlagen an die Berge, prallen sprühend und stöhnend wieder ab, heulen und überschwemmen die fernen Thäler."

In diesen und ähnlichen Schilderungen spiegelt sich nicht nur das tiefe Naturgefühl einer romantischen Dichterseele, sondern auch der jugendfrische Eindruck der Wirklichkeit selbst. Das Land am Dnjepr war aber in Gogols Kinderjahren nur stellenweise noch eine solche einsame Steppe. Dazwischen lagen Landgüter, Höfe, Dörfer und Städte, weite Wiesen und Saatfelder. Ein munteres Volk wohnte da, noch voll Erinnerung an die alte Kosakenzeit

und deren Kämpfe. Kleinrußland war und ist heute noch reicher an Volkslyrik, Sagen und Geschichten, als das nördlich gelegene Großrußland.

„Wenn die Arbeiten im Felde zu Ende sind, ruht man für den Winter auf der Ofenbank, und unsereins bewahrt seine Bienen im dunkeln Keller. Wenn man dann weder einen Kranich am Himmel, noch eine Birne auf dem Baume sieht, dann prasselt gewiß irgendwo am Ende der Straße ein lustiges Feuer, man hört schon aus der Ferne Gelächter und Gesang, das Geklimper der dreisaitigen Zither, ja selbst den Klang der Geige; man lärmt, kichert, schwatzt. . . . Die Mädchen kommen in einer Hütte zusammen mit Spinnrocken und Spindel. Sie scheinen sich auch im Anfang ernstlich zu beschäftigen. Die Räder schnurren, die Spindeln tanzen, es ertönen herrliche Lieder, und keine erhebt das Auge oder wirft irgend einen Seitenblick. Kaum aber treten einige Bursche mit dem Geiger über die Schwelle, so geht das Lärmen und Toben, das Tanzen und Hopsen los, und es werden allerhand lustige Streiche getrieben.

„Am gemüthlichsten ist es, wenn sich alle in einen engen Kreis zusammendrängen und das Geplauder beginnt. Ach, du mein Gott! was wird dann nicht alles erzeugt! wie viele alte Geschichten aus dem Schutt gegraben! wie viel Gruseln wird da erzeugt! Aber gewiß wurden nirgends so viele Wunderdinge erzählt, als an den Abenden beim Bienenzüchter, dem rothen Panko."

3.

Ihren gewaltigen Erfolg dankten die Novellen des jugendlichen Dichters wohl zum guten Theil seiner Jugendlichkeit. Er bot keine Verse, aber Poesie — ganz und voll, mit der ungesuchten Fröhlichkeit und sprudelnden Phantasiekraft der Jugend, aus der lebendigen Wirklichkeit, aus der Poesie eines lebendigen und darum eigenartigen Volksthums geschöpft — aus der Volksseele selbst hervorgegangen, und ohne rhetorische Künste und Büchergelehrsamkeit, von einem noch urwüchsigen, jugendlichen Dichtergeist künstlerisch gestaltet. Volksaberglaube, Hexenwahn, Teufelsspuk spielen darin eine hervorragende Rolle; aber dem Unheimlichen geht auf Schritt und Tritt der fröhlichste, neckische Volkshumor zur Seite, der den Schrecken und das Grauen in heiteres Phantasiespiel auflöst, und das Ergreifende und Gefühlvolle vor sentimentaler Thränenseligkeit bewahrt. Es weht in diesen Novellen etwas von der Jugendfrische und Gemüthlichkeit, die uns in den besten Leistungen der Romantiker, Brentano's, Fouqué's, Arnims, Hoffmanns, Eichendorffs, unwiderstehlich anzieht und erfreut. Fast alle Züge der romantischen Novelle finden sich bei ihm wieder, nur daß er in Plan und Ausführung meist realistischer und darum wirksamer ist, während ihm aber das tiefe religiöse Gefühl abgeht, das vielfach die deutsche Romantik durchklingt. Die Schuld liegt übrigens nicht an ihm. Er spiegelt ein Volksleben, in welchem die Religion zwar äußerlich mit viel malerischer Schönheit zu Tage trat, aber nicht innerlich den Volksgeist durchdrang und verklärte, noch weniger aber den Volksaberglauben und das Dämonische darin völlig überwand und besiegte. Lebens-

lustig, genußfroh setzt sich der Volksgeist wohl darüber hinweg, halb naiv, halb ungläubig lacht der Volkshumor darüber; aber unheimlich geistert das Dämonische weiter, und das dichterische Spiel damit führt nur allzubald an den Punkt, wo der Verstand des Spieles satt wird, das Wunderbare läugnet und dem krassen Realismus anheimfällt. Zur Jugendlectüre sind diese Novellen natürlich schon ihres Inhalts wegen nicht geeignet; dann und wann ist eine Stelle auch ziemlich derb.

Wir können in einer kurzen Skizze weder die einzelnen Erzählungen analysiren, noch all die köstlichen Charakterköpfe nachzeichnen, welche darin handelnd auftreten: den jungen Kosaken Lewko und seine Braut, die schöne Hanna, die sich in einer bezaubernden „Mainacht" ihre Liebe erklären; den Schulzen Jewtuch Makohonenko, der, selbst in Hanna verliebt, den Sohn auf schwere Probe stellt; die junge Burschenschaft des Dorfes, welche dem närrischen Alten die heillosesten Streiche spielt, und die Dorfmagnaten, den Schreiber und Branntweinbrenner, welche er zum Kampfe gegen sie führt; die alte zänkische Haushälterin, welche anstatt der Burschen gefangen genommen wird, und die wundersamen Wasserfräulein, welche durch gespensterhafte Dazwischenkunft das unentwirrbare Durcheinander lösen. Das alles ist so heiter, volksmäßig, bald neckisch, bald träumerisch erzählt, daß einem zu Muthe wird wie bei Shakespeare's Sommernachtstraum. Aehnlich weben sich in der „Nacht vor Weihnachten" Liebe und Humor, tolle Streiche und wunderliche Teufeleien zum fröhlichsten Gewirre, bis endlich der wackere Schmied Wakula die schöne Oxana zur Frau erhält. Seinen Höhepunkt erhält aber das Gespenstische im „Wij", dem König der Erdgeister, einer Schauergeschichte ersten Ranges. Selbst der Nüchternste wird bei Nacht kaum ohne einiges Grauen die dreimalige Todtenwache lesen, welche der Philosoph Thomas Brutus, Schüler des Seminars zu Kijew, an der Bahre eines vornehmen Fräuleins zu halten gezwungen wird. Die Beschreibung der drei Studenten, des Rhetorikers Tiberius Gorobetz, des Philosophen Thomas Brutus und des Theologen Chalawa, und des Studentenlebens in der altehrwürdigen Patriarchalstadt umrahmt aber die schaurige Dämonen- und Hexengeschichte mit solchen Arabesken des drolligsten Humors, daß man fast wetten möchte, der Dichter hätte nur aus Muthwillen die Philosophie durch den Teufel holen lassen wollen, um sich gleichzeitig über den Gespensterglauben wie über die Philosophie lustig zu machen. Wer könnte ohne eine Mischung von herzlicher Rührung und Fröhlichkeit den „Hader zweier Mirgoroder Größen" kennen lernen, des kugeldicken Landedelmanns Iwan Nikoforowitsch Dowgotschin, der für ein Nichts seinen bisherigen Herzensfreund Iwan Iwanowitsch Pereperenko einen „Gänserich" schilt und ihn sich dadurch zum unversöhnlichen Todfeind macht! Wer könnte ohne dasselbe Interesse bei den „Gutsbesitzern vergangener Tage" verweilen, einem classischen Ehepaar der guten alten Zeit, dessen Originalitäten zum Lachen reizen, dessen unbesiegliche Treue und Herzensgüte aber eine wehmüthige Sehnsucht nach den alten Zeiten wachruft! Wer könnte endlich je den „Landjunker" vergessen, Iwan Fedorowitsch Sponka, dieses mädchenhaft schüchterne, linkische, blöde Menschenkind, der schon am Gymnasium immer der Gerechte war, stets ein

Traumbuch mit sich führt, als Corporal, Fähnrich, Lieutenant derselbe gute Kerl bleibt, die schönsten Anlagen zur Verwaltung seines kleinen Gütchens entwickelt, aber vor Zimpferlichkeit weder zu einer ihm entrissenen größern Erbschaft noch zu einer Frau gelangen würde, wenn nicht seine entschlossene Tante Wasilissa Kascharowna ihm eine Braut aussuchte, für ihn freite, und ihm mit der Hand der Braut auch die entwendete Erbschaft wieder verschaffte! Wer erst könnte gleichgiltig bleiben für diese wahrhaft unschätzbare Tante! Wir erhalten nicht bloß ihre Photographie, wir glauben sie lebend vor uns zu sehen.

„Die Tante Wasilissa Kascharowna zählte zu seiner Zeit ungefähr fünfzig Jahre. Sie war nie verheiratet gewesen und bemerkte bei jeder Gelegenheit, daß ihr der jungfräuliche Stand theurer als alles wäre. Es hatte übrigens, soviel man sich erinnern konnte, niemand um sie gefreit. Es geschah dies deshalb, weil alle Männer in ihrer Nähe eine gewisse Scheu gefühlt und nicht den Muth gehabt hatten, ihr eine Liebeserklärung zu machen. ‚Wasilissa Kascharowna ist ein sehr fester Charakter!‘ sagten die Freier und waren vollkommen im Rechte, denn niemand verstand es so wie sie, den Wildesten zu bändigen. Den Müller, den Erztrunkenbold, der durchaus zu nichts zu gebrauchen war, hatte sie mit ihrer kräftigen Hand täglich so lange beim Schopf gebeutelt, bis er ohne irgend ein anderes Mittel der nüchternste unter allen wurde. Sie war von einem Riesenwuchse, und ihre Beleibtheit wie ihre Stärke standen mit diesem Wuchse in entsprechendem Verhältniß. Es schien, daß die Natur einen unverzeihlichen Irrthum begangen, als sie es ihr zugewiesen, an Wochentagen ein dunkel zimmetfarbenes, an Feiertagen wie an ihrem Namensfeste ein Kleid mit kleinen Blümchen zu tragen, während ein Dragonerschnurrbart und hohe Reiterstiefel sie besser gekleidet hätten. Dagegen entsprachen ihre Beschäftigungen vollkommen ihrem Aussehen: sie fuhr sich selbst im Boote und führte das Ruder geschickter als jeder Fischer; sie schoß auf Wild, beaufsichtigte, ohne sich zu entfernen, die Schnitter und Mäher, kannte genau die Zahl der Melonen und Kürbisse im Melonenfelde, nahm fünf Kopeken Zoll von jedem Wagen, der über den Damm fuhr, kletterte auf die Bäume, um das Obst abzuschütteln, züchtigte mit ihrem schrecklichen Arm die trägen Vasallen und credenzte mit derselben drohenden Hand den Würdigen das Schnapsgläschen. Fast zu gleicher Zeit schmälte sie, färbte das Garn, lief in die Küche, bereitete Apfelmost, kochte Honigconfitüren, trieb sich den ganzen Tag herum und kam überall zurecht. Die Folge von alledem war, daß das winzige Gütchen des Iwan Fedorowitsch, das nach der letzten Volkszählung nur 18 Seelen hatte, sich in voller Blüte befand; denn sie liebte ungemein ihren Neffen und sparte für ihn jede Kopeke.“

4.

Als die höchste novellistische Leistung Gogols gilt ziemlich allgemein der kleine Geschichtsroman „Taraß Bulba“; man kann ihm aber auch wohl die Novelle „Der Zauberer“ an die Seite stellen. Gemeinsam ist beiden der durchaus ernst gehaltene Charakter der Behandlung, gemeinsam auch

einigermaßen Grundstoff, Schauplatz und Hintergrund. Beide sind aus dem eigentlichen Kosakenleben gegriffen und spielen auf dem weiten Steppenland am Dnjepr. Dem „Zauberer" ist die schon mitgetheilte Schilderung des gewaltigen Stromes entnommen. Während „Taraß Bulba" aber ein nahezu geschichtliches Culturbild entrollt, schöpft die kleinere Novelle aus einer mehr phantastischen Volksballade, die hinwieder auf einer Lokalsage fußt. „Bis zum heutigen Tage steht auf den Karpathen ein Ritter hoch zu Roß und schaut, wie im bodenlosen Abgrunde Todte an den Todten nagen, und fühlt, wie der unter der Erde liegende Todte wächst, in schrecklicher Marter an seinen eigenen Gebeinen nagt und die Erde in ihren Vesten furchtbar erbebt. . . ." Der versteinerte Reiter und der Todte aber sind zwei Kosakenbrüder, Peter und Iwan, die unter Stephan Bathori gegen die Türken kämpften. Der eine, Iwan, nahm einen Pascha gefangen, wofür ihm der König den Sold des ganzen Heeres auszahlte. Iwan theilte die Beute brüderlich zu gleichen Theilen zwischen sich und Peter. Aber Peter war dessen nicht zufrieden. Als sie durch eine enge Schlucht ritten zu dem Lande, das ihnen der König angewiesen — stieß er Iwan mit dem Söhnchen, das er vor sich aufs Pferd gebunden, in einen Abgrund hinab, und als Iwan noch im Fall einen Baumstrunk erreichte, stürzte er ihn auch von da in den Tod. Dafür trifft den Mörder der entsetzlichste Bruderfluch. Seine ganze Nachkommenschaft soll kein Glück auf Erden finden, und der letzte seines Geschlechtes ein solcher Bösewicht sein, wie die Welt ihn noch nicht gesehen. Das ist der „Zauberer" — in den Augen des Volkes der leibhaftige Antichrist — die unheimlichste, grauenhafteste Schreckensgestalt. Als Friedensstörer tritt er, der Mörder des eigenen Weibes, zuerst bei der Hochzeit seiner Tochter Katharina auf, vernichtet ihr Familienglück, erschießt ihren jungen Gemahl Pan Danilo, bringt durch Zauberei ihr Kind um, ersticht sie selbst, nachdem sie vor Schmerz wahnsinnig geworden, und erschlägt einen Einsiedler, den er vergeblich um seine Fürbitte angefleht. Dann packt ihn der furchtbare Reiter und versetzt ihn in die Karpathen, wo alle Todten des Abgrundes aufspringen und an ihm nagen. Die Erde erbebt in ihren Vesten und die Karpathen drohen einzustürzen. Die ganze Schauergeschichte ist mit der durchsichtigen Einfachheit der schönsten Volksepik erzählt: das Ungeheuerliche selbst wird in der schlichten Verkettung gleichsam natürlich und begreiflich, und manche Stelle läßt sich mit den herrlichsten alten Balladen vergleichen. So Katharina's Todtenklage an Danilo's Leiche:

„Mein Gatte! Liegst du hier mit geschlossenen Augen?
Erhebe dich, mein herrlicher Falke, reiche mir deine Hand!
Stehe auf, blicke nur einmal auf deine Katharina,
Bewege die Lippen, sprich nur ein einziges Wörtlein! . . .
Doch, du schweigst, du schweigst, mein erlauchter Gebieter!
Du bist dunkelblau, wie das schwarze Meer.
Dein Herz schlägt nicht mehr!
Warum bist du so kalt, mein Danilo?
Ach! Meine Thränen sind nicht heiß genug,
Sie können dich nicht erwärmen.

Ach! Mein Weinen ist nicht laut genug,
Es vermag dich nicht zu erwecken!
Wer wird nun deine Rotten anführen?
Wer auf deinem rabenschwarzen Pferde dahintraben?
Wer an der Spitze der Kosaken den klirrenden Säbel führen?
Kosaken, Kosaken! Wo ist eure Ehre? Wo ist euer Ruhm?
Da liegt euer Ruhm, eure Ehre, auf der feuchten Erde!
Begrabt mich, begrabt mich mit ihm!
Verschüttet mich mit ihm!"

Unstreitig höher steigt die Darstellung noch in „Taraß Bulba". Der Held dieses kleinen Romans ist ein alter Kosakenhetman, der seine beiden Söhne eben von der Schule zu Kijew geholt. Damit sie ja nicht verweichlichen, läßt er sie nur eine Nacht im väterlichen Hause ruhen; dann bringt er sie selbst, zu unsäglichem Herzeleid der Mutter, fort durch die Steppe in die Sätscha, die Niederlassung der freien Kosaken oder sogen. Saporoger jenseits des Dnjepr. Da zettelt er alsbald eine jener abenteuerlichen Heerfahrten an, durch welche die Kosaken ihren wilden Kriegergeist unaufhörlich nährten. Wider das südwestliche Polen ziehen sie zu Felde, verheeren das ganze Flachland und belagern die Stadt Dobno. Die zwei Söhne eifern dem gewaltigen Taraß Bulba an Heldengeist nach. Doch der jüngere, Andreas, hat in Kijew eine junge polnische Woiwodentochter kennen gelernt und Zuneigung zu ihr gefaßt. Vor den Wällen der bedrohten, halbausgehungerten Stadt erhält er Botschaft von ihr und die Aufforderung, sie zu retten. Eine Tatarin bringt ihn durch einen geheimen Zugang in die Stadt. Er geht zu den Polen über. Taraß Bulba wird darüber von unermeßlichem Schmerz erfaßt; aber der ältere Sohn, Ostap, rächt die Ehre des Hauses. Bei einem Ausfall der Polen fällt Andreas von seiner Hand. Ostap wird zum Hetman erhoben; aber in einem verzweifelten Kampf geräth er in Gefangenschaft. Um den treuen Sohn noch einmal zu sehen, schleicht sich Taraß Bulba mit Hilfe eines Juden, des alten Jankel, selbst in Warschau ein und wohnt der Hinrichtung des Gefangenen bei. Dieser duldet die furchtbarsten Qualen mit Heldenmuth; erst zuletzt bricht er in den Ruf aus: „Vater, wo bist du? Hörst du dies alles?" Und aus der stummen, zahllosen Zuschauermenge heraus antwortet Taraß Bulba: „Ja, ich höre dich!" Es gelingt dem tollkühnen Vater indes, zu entrinnen, und erst nachdem er durch einen furchtbaren Rachezug des Sohnes Tod gerächt, fällt auch er in die Hände der Polen, im Tode aufjauchzend, daß seine Gefährten noch glücklich einen steilen Felsenhang hinunterjagen und sich über den Dnjestr retten können, während über seinem Haupt die verzehrende Flamme zusammenschlägt.

Es ist ein Bild furchtbarer Wildheit, fast unmenschlicher Leidenschaft, das sich in dieser Familientragödie entrollt. Das Weib erscheint, wie es bei den Kosaken war, nur als Sklavin. Nur durch die polnische Woiwodentochter tritt als Gegensatz ein romantischer Zug in die Geschichte hinein. Das wilde, urwüchsige Barbarenleben der Kosaken ist aber mit solcher homerischen Einfachheit und epischen Kraft gezeichnet, die Charakterschilderung bietet bei allem

Herben doch so viel menschlich Schönes und Großes, daß man diese Dichtung eher unter die eigentlichen Epopöen als unter die Romane rechnen möchte. Es ist ein Werk aus einem Guß, aus einem Geist, urwüchsig, gewaltig wie die Steppe, deren Bild den Hintergrund ausmacht. Das ist nicht wie in den Romanen eines Ebers oder Dahn moderne Erfindung, mit etwas historischer Garderobe und Drapirung überhängt, das ist urkräftige Volkspoesie, aus dem Leben selbst hervorgesproßt.

5.

Wie kaum ein anderer wäre Gogol veranlagt gewesen, der Walter Scott Rußlands zu werden. Er war erst 25 Jahre alt, als sein „Taraß Bulba" erschien. Hätte er sich mit derselben Liebe in die Geschichte Großrußlands versenkt, so hätte sich seinem feinen Beobachtungstalent, seiner Darstellungsgabe, seiner phantasievollen und doch so tiefdringenden Auffassung des Lebens eine fast unerschöpfliche Welt erschlossen. In der einleitenden Rede, womit er seine Geschichtsvorlesungen an der Universität eröffnete, bezeichnet er das Mittelalter als die merkwürdigste Epoche der Weltgeschichte. Einige seiner Haupterscheinungen, wie das Papstthum, das Ritterthum, die Kreuzzüge, die freien Hansastädte, die Republik von Venedig, die Heereszüge der Tataren und Saracenen, zeichnet er in so markigen, großartigen Umrissen, daß man an seiner Begabung für eine tiefe, ideale Auffassung der Geschichte nicht zweifeln kann. Die Zeichnung der Hunnen in seiner Vorlesung über die Völkerwanderung ist eine vorzügliche, wohl eine der besten, die es gibt, wenn er es auch verschmähte, sich durch gelehrten Ballast als Zunftgelehrten auszuweisen.

Unstät, launisch, phantastisch wie er war, hat Gogol indes das Gebiet des historischen Romans leider nicht weiter betreten, sondern sich von der Geschichte wieder der genreartigen Kleinmalerei zugewandt und dabei seine Gestalten (auch da kann man „leider!" sagen) nicht mehr in dem freundlichen Kreise südrussischen Volksthums, sondern in dem vorwiegend trüben und traurigen Gewirre der nordischen Hauptstadt gesucht. Auch in diesen St. Petersburger Skizzen zeigen sich die Vorzüge seiner frühern Novellistik wieder: seine Kunst, in wenig Zügen ein lebensvolles, scharfes Bild zu geben, ein unvergleichliches psychologisches Feingefühl, eine herzliche Gemüthlichkeit, tiefe Empfindung, ein harmloser, freundlicher Humor. „Die Nase" — ist eine dieser Skizzen überschrieben. Dem an den nüchternen Realismus von heute gewöhnten Leser wird es wohl als barocke, vielleicht ungenießbare Phantastik erscheinen, wenn Gogol darin fingirt, daß dem ehrgeizigen Collegienassessor Kowalow plötzlich seine Nase abhanden kommt und in ein Brödchen gebacken beim Frühstück des Barbiers Iwan Jakowlewitsch am Himmelfahrtsprospect auftaucht; doch die Bemühungen des Barbiers, die criminalistisch gefährliche Nase loszuwerden, und die Anstrengungen Kowalows, seine verlorene Nase wieder aufzufinden, führen zu einer so anschaulichen, lebendigen Schilderung des Petersburger Beamten- und Kleinbürgerlebens, daß auch ein abgesagter Feind aller Romantik sich damit versöhnen kann.

Eine noch sonderbarere Mischung von Alltagsrealismus und poetischer Phantastik weist die Novelle „Das Porträt“ auf; doch wiegt darin das Ideale vor, während „Der Newski-Prospect“ schon tiefer in die Schattenseiten des großstädtischen Lebens herabsteigt. Noch melancholischer wirkt die Novelle „Der Mantel“, die Lebensskizze eines Beamten, der in geisttödtender Schablonenarbeit sich abquält, nur einmal eine Freude hat, den Besitz eines Mantels nach jahrelanger Entbehrung — aber nur, um dieser Freude alsbald wieder durch herzlosen Pöbel und noch herzlosere Oberbeamte beraubt zu werden und im äußersten Elend unterzugehen. Wie die einschneidendste Klageschrift tönt der Schluß:

„Akaki Akakiewitsch wurde in sein Leichentuch eingehüllt und auf dem Friedhofe beigesetzt. Die große Stadt Petersburg lebte ganz in der alten Weise weiter, als hätte er niemals existirt. So verschwand ein menschliches Wesen, das weder Beschützer noch Freunde gehabt, das niemand eine wirkliche herzliche Theilnahme eingeflößt, das nicht einmal die Theilnahme der Naturforscher erregte, die doch so eifrig bemüht sind, ein seltenes Insekt auf die Nadel zu spießen, um es mikroskopisch zu untersuchen. Ohne einen Klageton hatte dieses Wesen den Hohn und Spott seiner Collegen ertragen. Ohne daß ihm ein außerordentliches Ereigniß zugestoßen war, war es seinen Weg zum Grabe gewandelt; nur gegen sein Lebensende hatte es ein Mantel in jugendliche Aufregung versetzt, dann hatte das Unglück es zu Boden geschleudert.“

Eine ebenso ergreifende Variation desselben Themas sind die „Memoiren eines Wahnsinnigen“. Ein anderer subalterner Beamter, Axenti Iwanowitsch, hat mit 42 Jahren das Unglück, sich in die Tochter seines Departementsdirectors zu verlieben und darüber den Verstand zu verlieren, da der sociale Abstand jede Hoffnung einer Ehe abschneidet.

Man hat diesen Stadtnovellen im Gegensatze zu den früheren Dorfgeschichten wohl zu viel politische Bedeutung beigemessen. Der Gegensatz geht unmittelbar gar nicht aus specifisch russischen Zuständen, sondern aus der allgemeinen Physiognomie des modernen großstädtischen Lebens hervor. Arme Copisten wie Akaki Akakiewitsch, gerngroße Faiseurs und Humbugmacher wie der Assessor Kowalow, unglückliche Geschöpfe wie Axenti Iwanowitsch, denen ein unausführbares Eheproject den Geist verwirrt, wird man in allen Großstädten wiederfinden. Wie der moderne Staat, so ist auch sein concreter Ausdruck, die Weltstadt, ein erbarmungsloses Ungeheuer, in dessen mechanischem Getriebe täglich eine Menge Existenzen unbeachtet zu Grunde gehen. Nur die Statistik notirt sie allenfalls als todte Zahlen. Auf ein leicht erregbares Dichtergemüth, das in gesunder, frischer Landluft aufgewachsen, mußte ein Blick in dieses Getriebe einen halb komischen, halb traurigen Eindruck hervorrufen. Die ideal angelegte Natur bäumte sich unwillkürlich gegen all die Unnatur und den socialen Jammer auf, welcher aus gewaltsam mechanischem Zusammenhäufen so vieler menschlichen Existenzen auf einem Punkt nothwendig hervorgehen mußte. Dieser Widerspruch war indes mehr jener des poetischen Idealisten gegen die Prosa des Lebens, als der eines Malcontenten gegen ein bestehendes Regierungssystem.

6.

Mehr als für schulmäßige Gelehrsamkeit hatte sich Gogol von Jugend auf für das Theater interessirt. Zwei von ihm geschriebene Lustspiele hatten indes wenig Erfolg. Er machte neue Entwürfe.

Keiner wollte ihm recht gelingen. Endlich nahm er auf Puschkins Anregung den einfachsten Vorwurf und brachte ein Stück zu Stande, das in seiner schlichten Komik alle bisherigen Leistungen der russischen Komödie weit überflügelte. Es heißt: „Der Revisor“.

In einer kleinen Provinzialstadt verbreitet sich plötzlich das Gerücht, es sei von Petersburg ein Revisor, d. h. ein kaiserlicher Obercontrolleur, eingetroffen, um die ganze Verwaltung incognito zu beobachten und darüber Bericht zu erstatten. Keiner der Beamten hat ein sauberes Gewissen, noch reinliche Hände. Das Gerücht wirkt darum wie ein Blitz. Der Gouverneur Skwosnik-Dmuchanowski, der Kreisrichter Lapkin-Tapkin, der Postmeister Kusmitsch Schpekin, der Hospitalverwalter Semljanika, der Schulrector Chlopow — alle sind wie vom Schlage getroffen, stecken die Köpfe zusammen und berathen sich, wie man die Lücken und Makel in der bestehenden Gerechtigkeit übertünchen, den Revisor entdecken, gewinnen und so einen günstigen Bericht erlangen könnte. Zwei Klatschbasen, die Gutsbesitzer Dobtschinski und Bobtschinki, führen die ganze geriebene Beamtenwelt durch ihre Dummpfiffigkeit auf eine falsche Fährte. Im Hotel weilt augenblicklich ein verlotterter Beamter aus St. Petersburg, der im Spiel eben sein letztes Geld verloren hat und nun nicht einmal die Zeche bezahlen kann. Der überkluge Gouverneur hält das für eine bloße Finte, durch welche der Revisor sein Incognito zu sichern sucht. Er rückt ihm sofort zu Leibe, und alle Quidproquos, die sich aus der Situation ergeben, bestärken ihn nur in der Meinung, daß der Revisor der durchtriebenste Mensch von der Welt sei. Jetzt ist's ausgemacht: der Revisor ist da. Alle haben nun nichts Angelegentlicheres zu thun, als ihn zu bestechen. Das führt zu einer Reihe der drolligsten Scenen. Selbst der Gymnasialrector bringt unter dem unbeholfensten Gestotter seine Rubelscheine herbei und läuft wie siegestrunken davon, nachdem Chlestakow, der vermeintliche Revisor, sie angenommen. Dieser findet sich bald in seiner einträglichen Stellung zurecht, läßt sich alle städtischen Institute zeigen, mit Ehrenbezeugungen überhäufen, mit Soupers, Diners und Geldspenden tractiren, macht der Tochter und der Frau des Gouverneurs den Hof und erlangt als Bräutigam sogar die Hand der Tochter. Nachdem es so weit gekommen, warnt ihn jedoch sein kluger Bedienter Ossip. Chlestakow bestellt sich die besten Postpferde, um vorgeblich rasch einen Besuch zu machen, und brennt durch. Unterdessen wird der Gouverneur mit Glückwünschen überschüttet, daß die Revision nicht nur so glücklich abgelaufen, sondern daß er als Schwiegervater sogar jetzt auf die höchsten Beförderungen rechnen könne. Wie alles jedoch beim Gouverneur versammelt ist, kommt der Postmeister herbei, der nach alter Gewohnheit, verdächtige oder interessante Briefe zu öffnen, auch einen Brief des Revisors nach St. Petersburg geöffnet hat und nun zur allgemeinen Kenntniß bringt; nur der Gouverneur protestirt anfänglich gegen diese Verletzung des

Briefgeheimnisses und droht dem Postmeister mit Sibirien. Die ganze, furchtbare Mystification wird durch den Brief aufgedeckt, und um das Unheil voll zu machen, kündigt sich zum Schluß ein wirklicher Revisor aus St. Petersburg an.

Obwohl das Stück die gesammte russische Beamtenhierarchie vom Generalgouverneur herab bis zum Polizeidiener dem allgemeinen Gelächter preisgab: es ging durch die Censur, es kam im Jahre 1836 auf die Bühne; es erweckte nicht nur eine unendliche Heiterkeit im Publikum, auch der sonst so ernste und strenge Czar Nicolaus I. lachte sich die hellen Thränen darüber, erkundigte sich nach dem Verfasser und ließ ihm, als er von Gogols ärmlichen Verhältnissen in Kenntniß gesetzt worden, in zartfühlendster Weise durch Schukowskij eine Summe von 5000 Rubeln zustellen. Der Dichter sollte vorab nicht wissen, daß die Summe vom Kaiser komme, damit er sich ja nicht verpflichtet glaube, fürder in officiellem Sinne zu schreiben. Wenn man diesen Triumph für beinahe unerklärlich bezeichnet hat, so mag vorab daran erinnert werden, daß Komik und Humor des Stückes den bittern, ironischen Stachel wirklich fast völlig überwinden. Man muß lachen, ob man will oder nicht. Scene um Scene ist so drollig, daß man nicht daran denkt, wie in dieser allgemeinen Lügnerei und Bestechlichkeit ein ernstes Zeit- und Sittenbild vor uns steht. Das Geschäft des Handsalbens wird mit einer solchen kindlichen Naivität und solchem Leichtsinn betrieben, daß man nur Theaterstreiche vor sich zu haben glaubt. Dieser Umstand mag auf die Censur eingewirkt haben; das ganze Verhalten des Kaisers aber deutet auch darauf hin, daß er denn doch etwas milder war, als man ihn vielfach hingestellt hat. Endlich — und das wird wohl die Hauptsache gewesen sein — nahmen sich angesehene Männer wie Schukowskij und Fürst Wjäsemskij des Stückes an.

7.

Auf Gogol wirkte dieser scenische Triumph eher verhängnißvoll als günstig. Die Zeit sorgloser, jugendlicher Poesie war damit vorüber. Volkssage, Geschichte, Romantik verloren nun völlig ihren Zauber. Der Dichter vertiefte sich zusehends in den Ernst der Zustände, die seiner Schalkskomödie zu Grunde lagen. Reisen im Ausland, ein längerer Aufenthalt in Rom vermochten ihn nicht mehr von dem Hauptgegenstand abzuziehen, den er als künstlerischer Beobachter in den sittlichen und socialen Uebeln Rußlands aufgegriffen. Der Plan eines größern Werkes richtete sich, abermals auf Anregung Puschkins, nach dieser Seite. So entstand sein berühmtestes Werk, der Roman „Todte Seelen", dessen erster Theil im Jahre 1842 erschien.

Die Fabel und Verwicklung dieses Romans ruht auf dem Umstand, daß die Gutsbesitzer in Rußland für die Steuerregister, wie sonst in der öffentlichen Meinung, nach „Seelen" geschätzt wurden, d. h. nach der Zahl von Bauern, welche sie auf ihren Gütern hielten. Wie Liegenschaften, Gebäude, Ställe konnten auch die „Seelen" verkauft, ausgetauscht, verpfändet, im Spiel verloren, vertrunken, auf der Bank versetzt werden. Für die Besteuerung waren indes die von Zeit zu Zeit stattfindenden Volkszählungen maßgebend. Starben während der Zwischenzeit Bauern, liefen sie fort oder zogen sie weg, so mußte der Grundbesitzer doch bis zur nächsten Schätzung die für sie angesetzte Summe zahlen.

Es gab also „todte Seelen“, d. h. Bauern, welche nur mehr auf den Steuerrollen existirten, aber eben deshalb noch als Tausch-, Kauf- und überhaupt Vertragsobject galten. Schon längst im Grabe, wurden sie von ihrem Herrn noch versetzt oder verschlemmt. Niemand nahm daran Anstoß, niemand fand darin etwas Auffälliges. Gogol erblickte darin jedoch ein wirksames Motiv, das ganze sociale Leben Rußlands in einem breitern Sittenroman zu zeichnen.

Ein an sich gutmüthiger, aber durch verfehlte Erziehung in Habsucht, Lüge und Betrug gerathener Mensch — Paul Iwanowitsch Tschitschikow — hat sich in höchst erbärmlicher Weise zum Zollbeamten emporgeschwindelt, sich aber gleichzeitig an die Spitze einer Schmugglerbande gestellt und ist so nahe daran, das volle ersehnte Glück zu machen: da wird sein Treiben entdeckt und er sinkt aus seinen stolzen Träumen wieder ins Nichts herab. Sein Geist hat indes Geschäftsroutine und Erfindungskraft gewonnen. Er verzweifelt nicht. In den „todten Seelen“ eröffnet sich ihm das geeignete Mittel, doch noch empor zu kommen. Mit dem Gelde, das er aus seinem Schiffbruch gerettet, beschließt er, Rußland zu durchreisen und „todte Seelen“ zu kaufen, d. h. den Gutsbesitzern die Bauern abzunehmen, die sie durch Tod oder anderweitig verloren. Er kann auf billigen Preis rechnen, da er die Leute von der Last der Steuer befreit. Hat er aber genug Seelen, d. h. einige Tausend beisammen, so will er die Liste bei einer Bank einreichen — und ist sicher, dafür ein ansehnliches Anleihen contrahiren zu können, völlig hinreichend für den Ankauf eines wirklichen Gutes mit lebendigen Bauern. Als Faden für einen längern Roman würde ein solcher Industriestreich für sich allein wohl kaum genug fesselnde Spannung geboten haben; allein Gogol schuf sich hierin das Mittel, seinen wunderlichen Tschitschikow in allen Kreisen der Gesellschaft umherzuführen und so ein Zeitbild zu entwerfen, wie es vor ihm noch kein anderer Schriftsteller geliefert hatte.

Auf der Britschka, dem nationalen Dreigespann, mit dem oft betrunkenen Kutscher Selizhan, der mit seinen drei Pferden, dem Braunen, dem Getigerten und dem falben „Assessor“, wie mit Menschen redet, führt uns Tschitschikow in dem ganzen russischen Kleinleben herum, logirt uns in den classischen Schenken und Wirthshäusern an der Landstraße, in artigen Herrschaftswohnungen, in verlotterten Landsitzen, in der Höhle eines Geizhalses, in der altfränkischen Wohnung einer Beamtenwittwe, im Gasthof der kleinen Provinzialstadt. Wir wohnen gemüthlichen Familienschmäusen, geräuschvollen Soireen, Kartenpartien, Raufereien, ökonomischen Consultationen, Bedienten- und Kutscherhändeln, Advokatenbesprechungen, Kanzleiverhandlungen, Polizeiactionen bei. Wir lernen die Landschaft und das bäuerliche Leben, das Beamtentreiben und die Zustände der Gutsbesitzer bis ins kleinste kennen. Gogol photographirt, aber nicht wie Zola immer mit einem Misthaufen im Vordergrund, sondern dichterisch, mit der größten realistischen Treue, aber stets unter Leitung des sittlichen und ästhetischen Gefühls. Er besitzt in hohem Grade jene feine Gemüthlichkeit, jenen good humour, mit welchem Dickens auch die Schattenseiten des menschlichen Daseins zu zeichnen weiß. Nach Branntwein duftet es allerdings durch das ganze Buch; der Samowar, der Thee- oder

Punschkessel, dampft in allen Kapiteln. Mit der schnöden Bedrückung der Bauern geht die Schlemmerei der Herren Hand in Hand. Gewichtige Winke deuten da und dort auf tiefe sittliche Fäulniß hin; doch der Dichter begnügt sich, das anzudeuten, er wühlt nicht darin herum. Mit um so deutlicheren Zügen zeichnet er dagegen die Verdrehtheit, Lügenhaftigkeit, Betrügerei, Schwindelei, Käuflichkeit, Ehr- und Gewissenlosigkeit, welche nahezu alle Kreise des Lebens beherrscht. Aber auch da mildert ein menschenfreundlicher Humor das düstere Bild. Man kann es mit Händen greifen, daß unnatürliche nationalökonomische Zustände, der Mangel einer das ganze Leben durchwaltenden Religiosität, eine durch lange Generationen vererbte üble Gewohnheit, die Ansteckung des Beispiels, das unheilvolle Gemisch alter Barbarei und bloß äußerer Modedressur, von den Großstädten ins Kleinleben gelangt, daß die verknöcherte Militär- und Polizeiwirthschaft den Sinn der Massen verdorben, aber eben dadurch die Responsabilität des einzelnen verringert hat. In der allgemeinen Spitzbüberei kann keiner vorankommen, ja nur bestehen, wenn er nicht etwas mitmacht. Ueberall tritt dabei die weiche, an sich gutherzige, kindliche Volksart des Slaven zu Tage. Und so ist auch hier, wie im „Revisor", ein Eindruck möglich, der zwischen Schadenfreude und Mitleid, Heiterkeit und Entrüstung in der Mitte schwankt. Denn es geht diesem Tschitschikow schlecht, sehr schlecht. Nachdem er Hunderte von todten Seelen zusammengeschachert und sich dadurch schon in den höchsten Kreisen der Provinzialstadt Ansehen verschafft, deckt der verkommene Schlemmer Nosdrew bei einem Ball seinen ganzen Schwindel auf; durch Klatschbaserei kommt Tschitschikow in den Verdacht, die Tochter des Gouverneurs entführen zu wollen, und es bleibt ihm nichts übrig, als sich möglichst rasch aus dem Staube zu machen.

In künstlerischer Vollendung können sich die „Todten Seelen" entschieden mit den schönsten Romanen von Dickens messen; ja sie haben den Vorzug, daß die Zeichnung oft noch präciser, realistischer, feiner ist, und daß Gogol durch lakonische Kürze in ein Gesammtbild zusammendrängt, was Dickens nur in mehreren und dazu viel breiteren Romanen entwickelt. Was Gogol in diesem ersten Theile seines Romans fehlt, ist ein klarer, bestimmter Standpunkt in Bezug auf Religion und Sittlichkeit. Er verhält sich rein wie ein Spiegel, der die waltenden Mißstände in ihrem ganzen bunten Gewirre mit mikroskopischer Feinheit wiedergibt; aber er sieht nicht den tiefern Grund der Erscheinung, und er hat noch weniger den Muth, auch nur den Maßstab des Naturgesetzes daran anzulegen — ein Arzt, der den Kranken anatomisch und pathologisch beschreibt, herzlich bemitleidet, aber vorläufig kein Heilmittel sieht und noch weniger eine ernste, entscheidende Kur wagt.

„Mein Gott! Wie traurig ist unser Rußland!" rief Puschkin, als er die „Todten Seelen" gelesen. Alle edleren, idealeren Gemüther mußten dieses Gefühl theilen, wenn die erste, komische Wirkung vorüber war. Ueber kleine, harmlose Fehler mag man lachen. Die tiefsten sittlichen Schäden eines einzelnen sind kein Object ungetrübter Komik mehr; Schäden, unter denen ein ganzes Reich krankt, noch weniger. Die geistreiche Ausführung mag noch ein Lächeln hervorrufen, der Stoff selbst ruft das ernste Urtheil hervor.

Gogol fühlte das selbst. Er sah ein, daß ein solches satirisches Bild weder wahre Erheiterung gewähren, noch die Menschen bessern könnte. Es erfaßte ihn eine tiefe Reue darüber, bis dahin mit seinem Talente nur gespielt, die höchsten Ziele des Lebens außer Acht gelassen zu haben. Er versuchte einen zweiten Theil zu den „Todten Seelen" zu schreiben, welcher ein freundlicheres, erhebenderes Gegenbild zeigen sollte, aber es wollte ihm nicht gelingen. Seine Gesundheit war erschüttert. Häufige Fieberanfälle zehrten an seiner Kraft, zunehmende Nervosität hemmte ihn an jeder Thätigkeit. In einem Anfall von Schwermuth und Trostlosigkeit warf er den zweiten Theil, nachdem er endlich einen solchen ausgeführt, ins Feuer, und wandte sich nun hauptsächlich dem Studium religiöser Fragen zu.

Statt einer Fortsetzung seines Romans gab er im Jahre 1846 zunächst „Briefe an meine Freunde" heraus, eine Art von geistlich-politischem Manifest, worin er gegen alle Bestrebungen der jungrussischen Schule Stellung nahm, zur religiösen Einkehr in sich selbst und zu echt christlichem Leben mahnte, die von den Gebildeten allgemein verachtete orthodoxe Hierarchie vertheidigte, dem Czarenthum begeistert das Wort redete, den Adel und die Besitzenden zur Wohlthätigkeit und Gerechtigkeit gegen den Bauernstand aufforderte, den Bauern Gehorsam gegen ihre Herren einschärfte, für die vielbekämpfte Leibeigenschaft einstand, alle Hoffnung für die Zukunft nicht auf politische und sociale Veränderungen, sondern auf innere religiöse Erneuerung setzte. Ein vom Volk geliebter Czar sollte nach ihm das ganze Reich beglücken können.

Manche seiner Ausführungen, wie z. B. diejenige über das Almosengeben, sind wunderschön. Der eigentliche Grundgedanke der Schrift, daß nur das ganze und volle Christenthum, ins Leben übersetzt, die sittlichen Schäden Rußlands beseitigen könne, war unzweifelhaft richtig. Daß er aber das Christenthum ganz und voll noch in der schismatischen Staatskirche und dem damit verwachsenen Czarenthum zu finden meinte, war unzweifelhaft ein ebenso großer Irrthum. Das eine wie das andere aber rief in den liberalen Kreisen die wüthendste Entrüstung wach. Der ganze Schwarm der aufgeklärten Kritiker und Schriftsteller fiel über ihn her wie über einen Tollhäusler. Sie gaben ihn für einen Mystiker aus — und damit war er in den Augen aller „Denkenden" gerichtet. Selbst die Panslavisten zu Moskau, welche ihn bis dahin nahezu vergöttert hatten, zogen sich von ihm zurück. Seine Vertheidigung der Leibeigenschaft mußte auch solche von ihm abwenden, die seine ernst-religiöse Richtung theilten.

8.

Der schwergeprüfte Dichter ließ sich durch diese Angriffe nicht abhalten, den geplanten zweiten Theil seines großen Romans abermals auszuführen und im Revolutionsjahr 1848 zu publiciren. Es war wie eine Ironie auf die herrschende Zeitströmung, und seine einstigen Freunde, fast sämmtlich Anhänger Hegels oder Feuerbachs, Fouriers oder Proudhons geworden, hatten nichts Eiligeres zu thun, als auch dieses letzte seiner Werke mit Spott und Tadel zu überhäufen. Die Charaktere darin wurden für „wandelnde Maschinen

und Marionetten" erklärt, das ganze Werk für eine Mißgeburt. Der einstige Dichter, hieß es, sei darin nicht mehr zu erkennen.

Dieses Urtheil ist ebenso unbegründet als ungerecht. Tschitschikow tritt in diesem zweiten Theil genau mit demselben urkomischen Schwindelapparat, mit demselben ungebrochenen Schwindelgeiste auf, wie vorher, völlig unbekehrt und unbekehrbar. Die treffende Zeichnung fesselt wie das erste Mal. Hundert kleine Züge beweisen denselben feinen Beobachterblick; Landschaftsschilderung, Charakteristik, Dialog, Verwicklung und Lösung zeigen dieselbe Meisterhand. Selbst über anscheinend prosaische Motive verbreitet der Geist des Dichters einen jugendfrischen Hauch der Poesie, und in trockenen nationalökonomischen Problemen entwickelt er eine hohe, ideale Begeisterung, ein edles, unbesiegtes Voranstreben, entsproßt aus der innigsten Liebe zu seinem russischen Volke.

„Wo findet sich aber", so ruft er an einer Stelle im Anfang aus, „der Wundermann, der in der heimischen Sprache den Russen das allmächtige Wort ‚Vorwärts' zuzurufen vermöchte? der, alle Kräfte, alle Eigenheiten, die ganze Tiefe unserer Nation kennend, wie mit einer Wünschelruthe uns den höhern Lebenspfad zeigte? Welche Dankesthränen, welche Liebe würden wir ihm weihen! Doch Generationen gehen ins Grab, und eine schmachvolle Trägheit, ein geistloses Schaffen umfaßt das unreife, junge Rußland, und die ewigen Götter lassen keinen Mann erstehen, der das allmächtige Wort auszusprechen vermöchte."

Eine solche Anklage auf Unreife, Geistlosigkeit und Trägheit konnte ihm das junge Rußland natürlich nicht verzeihen, obwohl der zweite Theil sie in den sprechendsten lebenden Gestalten verkörpert. Da ist der glücklich angelegte Edelmann Tentetnikow, nur wie durch ein Wunder der nichtswürdigsten Erziehung entgangen, des Staatsdienstes übersatt, jetzt halbunthätig in Projecten und Plänen für die Beglückung seiner Bauern. Da ist der ganz seinem Bauche lebende Peter Pjetuch, der seine Güter verpfänden will, um in Moskau angenehmer zu schwelgen. Da ist der melancholische Platon Platonow, der sich überall langweilt, weil er nichts zu thun hat, und darum jetzt Tschitschikow begleiten will. Da ist der halbverrückte, nationalökonomische Organisator, der Obrist Kostkarew, der das ganze Dorf einreißen und neu aufbauen läßt, um jedes der elenden neuen Häuser mit einer Inschrift zu versehen: „Depot landwirthschaftlicher Werkzeuge", „Hauptrechnungsabtheilung", „Comité für Gemeindeangelegenheiten", „Volksschule zur Bildung der Landleute", während alle „Abtheilungen" nur dem Namen nach bestehen, die Baucommission abgerechnet, die den Obrist nasführt. Da ist der aufgeklärte und ebenso abgehauste Adelige Chlobujew, der, bis über die Ohren in Schulden, noch auf Borg Nippsächelchen kauft und Champagner trinkt. Da ist endlich diese gesammte moderne Schwindelbildung, die zum Luxus und vom Luxus zum sittlichen und materiellen Ruin führt. In der grenzenlosen Leichtlebigkeit und Genußsucht erblickt Gogol auch den Hauptkeim der allgemeinen Betrügerei und Unehrlichkeit, welche das ganze öffentliche Leben vergiften.

„Unser Held begab sich in die nahe Gouvernementsstadt, die zugleich der Sitz eines Generalgouverneurs war. Er richtete sich dort häuslich ein und

begann seine Netze auszuwerfen. Er speculirte nicht mehr nur auf todte Seelen, er versuchte es, auch die Kisten und Kasten, die Schatullen und Börsen der Lebenden auszubeuten, und das mit solchem Erfolge, daß sich seine eigene Schatulle immer mehr füllte. Tschitschikow stahl wohl nicht, aber er suchte und fand ein Profitchen. Gar mancher findet ein solches, der eine bei Staatswaldungen, der andere bei verrechneten Staatseinkünften; der bestiehlt seine Pupillen wegen einer durchreisenden Schauspielerin, jener seine eigenen Bauern, um Möbel von Gambs oder eine Wiener Equipage zu kaufen. Was ist zu thun, wenn die Welt so vielfache Verlockungen darbietet, so theure Restaurants mit wahnsinnigen Preisen, und Maskenbälle und Lustpartien und Zigeunerinnen mit verführerischen Tänzen! Man kann sich doch nicht alles versagen; der Mensch ist kein Gott. So versuchte es auch Tschitschikow, gleich vielen Personen seines Gelichters, die Freunde des Comforts sind, jede Gelegenheit zu einem Profitchen sich zu Nutze zu machen."

Dem modernen Aufkläricht und Industrieritterthum stellt Gogol einige brave Russen von altem Schrot und Korn gegenüber, den General Betriszczew und sein schlicht erzogenes Töchterchen Julie, den reichen Gutsbesitzer Kostanglow und den zehnfachen Millionär Murasow, die aber ihren Reichthum nicht modernen Schwindeleien, sondern einer ehrlichen, arbeitsamen, haushälterischen Bewirthschaftung ihrer Güter danken. Diese zwei letzteren hat der Dichter hauptsächlich zu Wortführern seines volkswirthschaftlichen Programms gemacht. Dieses ist überaus einfach: Gebet, wahre Religiosität, treue, redliche, unverdrossene Arbeit, Ehrlichkeit in Handel und Wandel, Ordnung, Sparsamkeit, Vermeidung alles unnöthigen Luxus, sorgfältige Benützung der Zeit, statt raffinirter Genüsse die einfachen Erholungen des Landlebens, Wohlthätigkeit gegen die Bauern, Untergebenen und Armen. Kostanglow mit seinen Hunderttausenden und Murasow mit seinen Millionen leben schlicht wie Bauern und sind glücklich dabei. Von all den künstlichen Reformplänen wollen sie nichts wissen.

„Hm! politische Oekonomie?" sagt der biderbe Kostanglow, „das sind mir schöne politische Oekonomen! Ein Narr reitet den andern und der dritte treibt sie an! Der Esel sieht nur so weit seine dumme Nase reicht, und er stellt sich noch auf das Katheder . . . setzt die Brille auf und die Dummheit platzt heraus!" . . .

In classischer Derbheit schildert er, wie die Aufklärung den armen Landmann seiner glücklichen Einfachheit entrissen und mit den Bedürfnissen der höheren Stände bekannt gemacht haben:

„Dank diesen Bedürfnissen sind aus ihnen Puppen und keine Menschen geworden, und sie haben allerlei Gebrechen und Gebresten, der Teufel weiß wo, aufgegabelt. Jeder achtzehnjährige Junge hat schon alles durchgemacht, sie nennen es ‚blasirt sein', er hat keinen Zahn im Munde und ist so kahl wie eine Blase — nun wollen sie auch den Bauer anstecken. Wir sollten Gott danken, daß wir noch einen gesunden Stand wenigstens haben, dem diese Lüsternheiten fremd sind! Wir sollten dafür Gott in Demuth Dank sagen. Der Landmann ist bei uns am achtenswerthesten — rührt nicht an ihm! Möchten sie ihm alle gleichen. . . ."

„Da ist nichts zu klügeln. Die Erfahrung von Jahrhunderten hat es bewiesen, daß im Stande des Ackermanns der Mensch moralischer, reiner, edler, höher ist. Ich sage nicht, man soll keine andere Beschäftigung treiben, aber der Ackerbau muß die Grundlage bilden, das ist's. Die Fabriken erstehen dann von selbst, sie werden zur Nothwendigkeit — sie erzeugen, was der Mensch am Orte, zum täglichen Bedarfe benöthigt, aber nicht jene Bedürfnisse, die zur Schwächung der jetzigen Generation beitragen. Wir bedürfen keiner Fabriken, die zu ihrer Erhaltung, zum Absatze ihrer Fabrikate die schmutzigsten Mittel anwenden, die das unglückliche Volk entsittlichen, schänden, moralisch verderben."

Auf den in Liederlichkeit verkommenen Adel, der sich ruinirt, „um den höheren Anforderungen des Lebens Genüge zu leisten", ist Kostanglow natürlich gleich schlecht zu sprechen:

„Das ist alles Lug und Trug! Welche höheren Anforderungen? Wen wollen sie zum Narren haben? Sie lassen sich wohl Bücher kommen, lesen sie aber nicht. Zu guter Letzt kommen die Karten und der Champagner. . . Sie grollen mir, weil ich keine Zechgelage gebe und ihnen kein Geld leihe. . .

„Zum Fenster werfe ich aber mein Geld nicht hinaus. Mögen sie mich nur anklagen! Der eine will seiner Maitresse ein Bankett geben, der andere sein Haus auf eine wahnsinnige Weise aufs prachtvollste möbliren, um das Jubiläum irgend einer Personnage zu feiern, die für nichts und wider nichts lange gelebt. . .

„Man hat vielfach gesagt, daß das Landleben ein trauriges sei. . . Ich würde vor Gram zu Grunde gehen, wenn ich nur einen Tag der Art in der Stadt verbringen sollte, wie sie ihr ganzes Leben in ihren dummen Clubs, Gasthäusern und Theatern verbringen. Ein stockdummes, eselhaftes Geschlecht! Der Landwirth hat keine Zeit, sich zu langweilen. In seinem Leben gibt's keinen leeren Raum — — jede Minute ist ausgefüllt. Die Mannigfaltigkeit der Beschäftigungen erhebt aber auch den Geist. Der Mensch geht Hand in Hand mit der Natur, mit den Jahreszeiten; er nimmt Antheil an allem, was sich in der Schöpfung zuträgt."

Nach einer enthusiastischen Lobrede auf das Landleben bricht Kostanglow dann in die Worte aus:

„Ja, im ganzen Weltall findet ihr keinen ähnlichen Genuß! Hier aber ahmt der Mensch Gott nach! Der Allmächtige hat sich das Werk der Schöpfung als den höchsten Genuß vorbehalten und fordert vom Menschen, daß er der Schöpfer des Wohlergehens rund um sich sei. Und all das nennen sie langweilige Dinge!" . . .

Als Gegenstück zu dieser offenbar allzu sehr idealisirten Standrede auf das Landleben erhalten wir bald darauf die Zeichnung eines jener vornehmen Schuldenmacher, „deren Leben — ein vollkommen unerklärliches Räthsel" ist.

„Einer von ihnen hat, so scheint es, alles durchgebracht, er steckt bis über den Hals in Schulden, und er gibt eine Tafel, bei der die Theilnehmer denken, es ist wohl die letzte, und fest überzeugt sind, morgen schleppt man den Hausherrn in den Schuldenarrest. Dieses morgen tritt aber nicht ein, und die Gäste erhalten vielleicht demnächst eine neue Einladung.

„Das Haus Chlobujews in der Stadt bildete ein wahres Phänomen. Heute celebrirte da ein Priester im Meßgewande eine Andacht; morgen gaben daselbst französische Schauspieler eine Probe. Einmal war im ganzen Hause kein Bissen Brod aufzutreiben, und bald darauf war dort gastfreundlicher Empfang aller Schauspieler und Künstler, die noch dazu großmüthig beschenkt wurden. Es kamen manchmal so schwere Zeiten, daß ein anderer an seiner Stelle sich schon längst erhenkt oder erschossen hätte, aber ihn bewahrte davor das religiöse Gefühl, das sonderbar genug trotz seines liederlichen Lebens ihm innewohnte. In diesen schweren, bitteren Stunden las er das Leben der Martyrer und Asceten und stärkte dadurch seinen Geist, sich über das Unglück zu erheben. Sein Gemüth wurde weich, sein Herz zerknirscht, seine Augen füllten sich mit Thränen. Er betete — und sonderbar! fast immer erhielt er dann irgend eine unerwartete Hilfe: sei es, daß einer seiner alten Freunde sich seiner erinnerte und ihm Geld schickte, oder daß eine durchreisende, unbekannte Dame, die zufällig von ihm hörte, hingerissen von der Großmuth eines edeln, weiblichen Herzens, ihm eine reiche Gabe sandte, oder daß er irgend einen längst für verloren gehaltenen Proceß gewann. In tiefer Andacht erkannte er da die unbegreifliche Barmherzigkeit der Vorsehung, ließ eine Dankesmesse celebriren und begann sein ausschweifendes Leben aufs neue."

Diese seltsame Verquickung von religiösem Mysticismus mit der zerfahrensten Ausgelassenheit des Lebens ist keine Erfindung Gogols, sie ist dem Leben nachgezeichnet und findet wohl einige Erklärung darin, daß der russische Volkscharakter weit mehr Weichheit und Geschmeidigkeit besitzt, als etwa der englische oder deutsche, vorab aber darin, daß im höhern russischen Gesellschaftsleben die religiösen Andachten, Ceremonien und Feste der alten Staatskirche trotz aller Freidenkerei und Ungebundenheit stets den mächtigsten Einfluß behalten haben und daß eine Art abergläubischer Gefühlsreligiosität immer neben einer nahezu heidnischen Frivolität weiter vegetirte, die frühe Kindererziehung meist reich an religiösen Eindrücken war, die spätere Bildung diese zwar völlig verflachte, aber doch nicht ganz zerstörte, Unglück und Alter oft die Trümmer des kindlichen Jugendglaubens, vermischt mit Unglauben und Aberglauben, wieder neu belebte. Auch in Tschitschikow selbst blickt dieses Element noch durch.

Der Dichter läßt ihn nicht ganz untergehen, aber doch von der verdienten Strafe ereilt werden. Nachdem Tschitschikow eine neue Anzahl „todte Seelen" aufgekauft, wendet er sich anderen lucrativen Geschäftchen zu, mischt sich in Erbhändel und begeht eine Testamentsfälschung. Da ereilt ihn aber endlich die Gerechtigkeit. Wo er am Ziele seiner Wünsche angelangt zu sein glaubt, fällt er der Polizei in die Hände. Auf einen Schlag wird die ganze Kette seiner Betrügereien aufgedeckt, und er wäre für immer verloren, wenn der Millionär Murasow sich seiner nicht annähme und eine Milderung seiner Behandlung herbeiführte. Murasow thut das in echter christlicher Liebe, um den armen Sünder womöglich auf bessere Wege zu bringen.

„Pawel Iwanowitsch," so redet ihm der ehrwürdige Greis zu, „es liegt nicht in meiner Macht, Sie zu retten, das sehen Sie wohl ein. . . Sollte

es mir aber wider mein Erwarten gelingen, dann werde ich Sie bitten, meine Mühe nicht mit Undank zu lohnen. Geben Sie dann dieses Jammern um den leidigen Mammon auf. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ich würde keine Thräne vergießen, wenn ich heute mein ganzes Vermögen einbüßte, und es ist größer als das Ihre. Nicht auf das lege ich Werth, was man mir, wenn es dem Czaren gefällt, confisciren kann, nur auf das, was mir niemand stehlen oder abnehmen kann. Sie leben lange genug auf dieser Welt. Sie nennen selbst Ihr Leben einen Kahn im Wogensturme. Sie besitzen so viel, um in Ihren alten Tagen leben zu können. Siedeln Sie sich in einem stillen Winkel an, in der Nähe der Kirche und zwischen einfachen, guten Leuten, oder wenn Sie vom Wunsch beseelt sind, Nachkommen zu hinterlassen, heiraten Sie ein armes, bescheidenes Mädchen, das an Mäßigkeit und an eine stille Häuslichkeit gewöhnt ist: vergessen Sie die rauschende Welt mit ihren verführerischen Gelüsten. Möge sie auch Ihrer vergessen. In ihr wohnt der Seelenfriede nicht, in ihr haben Sie nur Feinde, Versucher, Verräther zu erwarten."

Es gelingt Murasow wirklich, die Freilassung Tschitschikows zu erwirken. Er überbringt ihm die Nachricht selbst und benützt die Gelegenheit, ihm noch einmal ins Herz zu reden:

„Ich will Ihnen noch zum Abschied einen ernsten Rath ertheilen. Es handelt sich im Leben nicht bloß um das leibliche Gut, um das die Menschen streiten und sich den Hals abschneiden, als ob man sein irdisches Glück in diesem Leben begründen könnte, ohne an sein Seelenheil zu denken. Es kommen im Leben der einzelnen wie der Völker Zeiten der Noth und des Elends. . . Bedenkt den Zusammenhang des vergänglichen Leibes mit der unsterblichen Seele. Hört endlich auf, an todte Seelen zu denken, sondern denkt an Eure lebendige Seele und setzt mit Gott Euern Wanderstab auf einem andern Wege weiter."

Gogol hat mit diesen Worten seinen Landsleuten die schönste und tiefste Mahnung ertheilt, die er ihnen geben konnte. Es entging dem tiefen psychologischen Blick des Dichters jedoch nicht, daß Rußland gleich seinem Tschitschikow mit dieser bloßen Erkenntniß noch nicht geholfen wäre, daß diese Erkenntniß in That und Wirksamkeit übergehen müßte.

„Das war nicht mehr derselbe Tschitschikow," so lautet der melancholische Schluß, „es war nur eine Ruine des einstigen Ttschitschikow. Man konnte seinen Gemüthszustand mit einem umgestürzten Baue vergleichen, einem Baue, den man absichtlich umgestürzt, um einen neuen aufzuführen; der Bau konnte aber noch nicht begonnen werden, weil vom Architekten der Plan noch nicht entworfen worden und die Mitarbeiter noch in bangem Zweifel befangen waren."

## 9.

Es ist klar, daß Gogol die Schlußmoral seines berühmten Romans sehr ernst genommen hat. Ein fast mit mikroskopischer Genauigkeit betriebenes psychologisches Studium des russischen Volkes in all seinen verschiedenen Klassen, Verhältnissen, Bestrebungen, Schwächen, Verirrungen und

Leiden hatte ihn zu der Ueberzeugung gebracht, daß keine politischen Maßnahmen, keine socialen Umgestaltungen, keine liberal-humanitären Programme seine Heimat und sein Volk auf den Pfad wahren Glückes und gesunden Fortschrittes bringen könnten, sondern nur die praktische Neubelebung der Religion. Deshalb wandte er sein Sinnen und Denken vorzugsweise der religiösen Frage zu, und zwar nicht als einer philosophisch-dogmatischen, sondern als einer eminent praktischen, sittlich ascetischen. Er las eine Menge ascetischer Bücher, betete, fastete, prüfte sein Gewissen, legte es auf eine planmäßige Bekämpfung seiner Sünden und Fehler an, erblickte in allen Ereignissen das Walten der Vorsehung, die Strafe der Sünder, die Prüfung der Gerechten, leitete seine nächsten Freunde zu einem ähnlichen geistlichen Leben an, theilte an sie Exemplare der „Nachfolge Christi" aus, empfahl ihnen zur geistlichen Lesung französische Asceten, ermunterte sie zur Lesung der Bibel, besonders der Apokalypse, ermahnte sie in Briefen zur Bekämpfung ihrer Fehler und Leidenschaften, rügte und tadelte sie salbungsvoll wie ein geistlicher Seelenführer, und forderte sie auf, ihm ihre inneren Schwierigkeiten und Nöthen zu entdecken. „Wenn Sie wüßten," schrieb er an Schukowskij, „welch ein Fest es mir ist, wenn ich einen mir bis dahin entgangenen Fehler entdecke! Kein besseres Geschenk kann man mir machen. Im Namen alles dessen, was Ihnen theuer und heilig ist, versäumen Sie es nicht, mir zu schreiben, was Sie auf dem Herzen haben." Manchmal glaubte er auch sein Ziel erreicht zu haben. „Ich habe", sagt er in den „Bekenntnissen eines Schriftstellers", „das Leben in seiner Wirklichkeit und nicht in den Träumen der Einbildung verfolgt, und ich bin so zu demjenigen gelangt, der die Quelle des Lebens ist."

So ernst es indes Gogol mit der Heiligung seiner selbst und seiner Nebenmenschen gemeint sein mochte, es fehlte diesem ganzen geistlichen Leben der vernünftige philosophische und dogmatische Untergrund. Sein Verstand arbeitete fast nur unter der Herrschaft der Phantasie und des Gefühls. Ohne philosophische Durchbildung aufgewachsen, maß er der klaren, bestimmten Erkenntniß und Formulirung der Wahrheit kein Gewicht bei. Er arbeitete beständig mit der Empfindung und war darum allen Schwankungen, Störungen und rauhen Püffen preisgegeben, denen dieses zarte, mimosenhafte Wesen in dieser prosaischen Erdenwelt unaufhörlich ausgesetzt ist. Der katholische Gottesdienst in Italien sprach ihn ungemein an, aber er fand keinen Unterschied zwischen der lateinischen und der griechischen Kirche. Katholische Ascetik und Mystik gefielen ihm, soweit sie sich vorzugsweise an Herz und Willen richteten: ihre dogmatischen Wurzeln und Grundlagen beachtete er nicht näher. So fiel er einer krankhaften religiösen Schwärmerei anheim, die ein frivoler Weltling und Ungläubiger bespötteln mag, welche aber einem gläubigen Katholiken und Protestanten nur innige Theilnahme einflößen kann. Denn wenn Gogol jahrelang eine Wallfahrt nach Jerusalem als das schönste Ziel seines Lebens betrachtete, so spricht sich darin doch ein tiefernster Glaube an den Gekreuzigten aus; wenn er aber ebenso unsicher, unruhig, unbefriedigt nach Hause kehrt, so liegt gewiß eine ergreifende Tragik darin, daß ein so edler, groß angelegter Geist den Lebenden bei den Todten sucht,

und, anstatt Christus in seiner lebendigen, noch immer fortwirkenden, unbesieglichen Kirche zu erkennen, mit der Klage Magdalena's von seinem Grabe wiederkehrt: „Sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben."

Der Hohn, mit welchem Gogol von der liberalen Kritik wegen dieser religiös-mystischen Richtung übergossen worden ist, klingt um so gefühlloser und unwürdiger, als es feststeht, daß dieselbe theilweise mit physischen Leiden zusammenhing, welche keine Veränderung des Klimas, keine ärztliche Sorge und keine noch so freundliche Pflege zu heben vermochte. Sein Nervensystem war zerrüttet, und eine krankhafte Gemüthsverfassung gab seinen wohlgemeinten religiösen Bestrebungen eine Wendung, die fast nothwendig das Uebel wieder steigerte.

Daß „im Jahre 1852 der große russische Humorist verhungert vor den Heiligenbildern gefunden wurde, vor denen er ganze Tage in stilles Gebet versunken gekniet hatte", steht zwar als hochpathetischer Schluß in mehreren Lebensskizzen Gogols zu lesen, wird aber von glaubhaften Zeugen als bloße Fabel erklärt. Gogol starb am 21. Februar 1852 an einem seiner nervösen Fieberanfälle, an denen er schon längst litt und der diesmal sich zu einem typhösen Fieber gestaltete — erst 43 Jahre alt. Die liberale Presse hat davon Anlaß genommen, ihn feierlich als Opfer seiner Mystik oder als Opfer „russischer Zustände" hinzustellen: ein sehr leichtes feuilletonistisches Kunststücklein. Man muß nur vergessen, daß auch schon Pariser Freidenker und lutherische Theologen am Nervenfieber gestorben sind, daß Schukowskij, der jahrelang derselben Mystik huldigte, im selben Jahre als Greis von 69 Jahren starb, und daß genau unter denselben „russischen Zuständen" der Historiker Nicolaus Turgenjew ein Alter von 83 Jahren, der Dichter Jwan Turgenjew ein Alter von 65 Jahren, Gogols Gönner aber, der Fürst und Dichter Wjäsemskij, ein Alter von 86 Jahren erreichte. Auch Gogol hätte also unter diesen Zuständen noch 20 oder 30 Jahre länger leben können, wenn seine Gesundheit eine bessere gewesen wäre.

Nützlicher als all diese Klagen über „russische Zustände" wäre es gewesen, die bedeutsamen Lehren zu beherzigen, die Gogol in seinen „Todten Seelen" gegeben. Denn Tschitschikows Geist und Wesen lebte noch in Tausenden fort, und Gogol hatte wohl nicht ohne Grund gesagt, daß in jedem Russen etwas von Tschitschikow stecke. Anstatt aber ernst und redlich wie Gogol der religiösen Frage ins Antlitz zu schauen und den Neubau Rußlands bei sich selber anzufangen, trieben die einen Hegelsche Philosophie, die anderen brüteten socialpolitische Projecte nach Proudhon und Marx aus, wieder andere versuchten die Mumien des Altslaventhums vom Grabe zu erwecken oder träumten von einem Allslavenreich, das die ganze Welt umgestalten sollte. Tschitschikow blieb indes Tschitschikow — und noch heute sieht sich die Welt vergeblich nach dem großen russischen Neubau, d. h. nach der lebenskräftigen Neugestaltung des Czarenreiches um, welche schon Gogol und seine Zeitgenossen erwarteten.

**A. Baumgartner S. J.**

# Recensionen.

---

**Handbuch der allgemeinen Religionswissenschaft.** Für Studirende und Studirte. Von **P. Hake,** Dr. theol., Oberlehrer und Religionslehrer am Gymnasium zu Arnsberg. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Erster Theil: Die natürlichen Grundlagen der katholischen Religion und deren Gegensätze. VII u. 216 S. 8°. Zweiter Theil: Die übernatürlichen Grundlagen der katholischen Religion und deren Gegensätze. VII u. 428 S. 8°. Freiburg, Herder, 1875 u. 1887. Preis: *M.* 6.

Bei dem vorliegenden Buche ist einmal das Nonum prematur in annum des alten Horaz zur vollen Wahrheit geworden — ja noch mehr als dies, indem sogar zwischen dem Erscheinen des ersten und des zweiten Bandes ganze zwölf Jahre liegen. Dafür sieht man es aber auch, das sei gleich hier bemerkt, einer jeden Seite des Werkes an, wie weit der Verfasser von jeder Oberflächlichkeit entfernt war, mit wie gewissenhafter Sorgfalt er sich seiner Aufgabe unterzogen hat.

Und welches war diese Aufgabe? Der allgemeine Titel des Buches gibt darüber kaum die erwünschte Aufklärung. Erst die Specialtitel der zwei Bände: „Die natürlichen Grundlagen der katholischen Religion und deren Gegensätze", und: „Die übernatürlichen Grundlagen der katholischen Religion und deren Gegensätze", lassen erkennen, daß wir es mit einem apologetischen Buche zu thun haben. Zugleich wird aus diesen Worten ersichtlich, daß der Verfasser sich nicht auf eine Darlegung und Begründung der zu behandelnden Wahrheiten beschränkt, sondern daß es ihm gleicherweise um eine Widerlegung der entgegenstehenden Irrthümer zu thun ist.

Der Stoff ist in der Weise vertheilt, daß der ganze erste Band sich mit den philosophischen Vorfragen beschäftigt, während der zweite Band den gemeiniglich der Apologetik zugewiesenen Fragen gewidmet ist.

Der erste Band erklärt zunächst in einer kurzen Einleitung den Begriff der Religion und die verschiedenen Eintheilungen derselben, sowie den Unterschied der natürlichen und der übernatürlichen Grundlagen der katholischen Religion. Darauf wird die Möglichkeit und die Nothwendigkeit der natürlichen Gotteserkenntniß erörtert. Gleich hier nun liefert der Verfasser eine Widerlegung derjenigen falschen Theorien, welche alle Wahrheit und Gewiß-

heit untergraben: des Skepticismus, des Empirismus und Sensualismus, des Idealismus. Gern hätten wir, sollten nun doch einmal diese Fragen behandelt werden, hier auch die Theorie von dem nur relativen Werthe der Wahrheit, diesen großen Krebsschaden des modernen philosophischen Denkens, berücksichtigt gesehen. Gewiß, diese Theorie ist im Grunde genommen nur ein verdeckter Skepticismus: aber gerade das überzeugend darzuthun, hätte sich angesichts der weiten Verbreitung dieses grundstürzenden Irrthums wohl der Mühe gelohnt. Jetzt folgen die vier Hauptabschnitte des Bandes, deren erster das Dasein Gottes behandelt. Die Darlegung der Beweise für das Dasein Gottes ist im großen ganzen die herkömmliche. Als „Gegensätze" kommen dann der Atheismus, der Materialismus, der Darwinismus, der Pantheismus in seinen verschiedenen Formen und der antike Dualismus zur Behandlung. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit Gottes Wesenheit (Aseität) und Eigenschaften, und zwar in so eingehender Weise, daß man die zwei ersten Abschnitte zusammen wohl als einen ziemlich vollständigen Abriß der Theodicee bezeichnen darf. Eine Reihe der wichtigsten Fragen aus der Kosmologie und der Psychologie kommen im dritten Abschnitte zur Sprache: Gott als Weltschöpfer, als Welterhalter, als Weltlenker; der Mensch, die menschliche Seele und ihre Fähigkeiten, insbesondere die Vernunft und die Willensfreiheit, die Einheit, die Substantialität und die Geistigkeit der menschlichen Seele, deren Unterschied von der Thierseele, Unsterblichkeit, ewige Vergeltung. Der vierte Abschnitt endlich geht dann mit großer Ausführlichkeit auf das Verhältniß des Menschen zu Gott ein, wie es sich in der Religion bethätigt; zumal wird die Nothwendigkeit derselben, sowie ihr Wesen und ihr Cultus, auch hier mit steter Berücksichtigung der entgegenstehenden Irrthümer, allseitig beleuchtet.

Der zweite Band gibt in einer kurzen Einleitung einen Ueberblick über die geschichtlichen Formen des Rationalismus und behandelt dann in vier Abschnitten: die Offenbarung im allgemeinen, die vorchristliche Offenbarung, die christliche Offenbarung und die Kirche. Wenn der Verfasser im zweiten und dritten Abschnitte auch die Authentie der wichtigsten Schriften des Alten und Neuen Testamentes zur Sprache bringt, so mußte er sich dabei selbstverständlich große Beschränkung auferlegen; trotzdem sind die betreffenden Ausführungen recht dankenswerth. Von den übrigen Partien, welche eine besondere Hervorhebung verdienen, mögen die folgenden genannt werden: die Darlegung des Wunders der Auferstehung Jesu, wobei auch die von den modernen Rationalisten so sehr betonte Visionen-Hypothese die gebührende Abfertigung erfährt; die Beweisführung für die Nothwendigkeit der Kirche, womit der Abschnitt über die Kirche anhebt; die Lehre vom päpstlichen Primat; die Ausführungen über die Quellen der Kirchenlehre.

Jeder einzelne Abschnitt legt Zeugniß dafür ab, daß der gelehrte Herr Verfasser seinen Gegenstand in hohem Grade beherrscht, und die Bearbeitung ist durchweg eine gründliche und auch hohe Anforderungen befriedigende. Im Verhältniß zu dem weitschichtigen Stoffe sind es nur wenige Punkte, bei denen wir Zweifel oder Wünsche zu äußern hätten. Einige derselben mögen hier genannt werden.

Das Gehirn des Menschen sollte trotz der beigefügten, den Ausdruck abschwächenden Erklärungen nicht „Organ und Medium des Denkens und aller geistigen Functionen" (I, S. 160) genannt werden. — In den Erklärungen über das Opfer (I, S. 190 bis 193) scheint uns der Opferbegriff nicht scharf genug gefaßt und durchgeführt zu sein. — Die ganze Besprechung der Unzulänglichkeit der natürlichen Religion (I, S. 204 ff.), bezw. der Nothwendigkeit der Offenbarung (II, S. 16 ff.), hätte unseres Erachtens an Klarheit und Bestimmtheit gewonnen durch ein näheres Eingehen auf die Frage, wie weit denn überhaupt die menschliche Erkenntniß sich zu erstrecken habe, damit noch von einem menschenwürdigen Leben die Rede sein könne. — Ist auch eine Gegenüberstellung von Heidenthum und Christenthum, von Natur und Uebernatur gewiß geeignet, die hohen Güter, welche das Christenthum der Menschheit brachte, in volleres Licht zu setzen, so liegt dabei doch die Gefahr nahe, auf die natürlichen Fähigkeiten des Menschen zu viel Schatten fallen zu lassen. Auch Dr. Hake hat diese Klippe nicht ganz vermieden; wir verweisen insbesondere auf den „historischen Beweis" für die Nothwendigkeit der Offenbarung (II, S. 21 ff.) und auf die Gegenüberstellung der christlichen und der rein philosophischen Sittenlehre (II, S. 140 ff.). An letzterer Stelle heißt es u. a.: „Cicero schrieb ein ganzes Buch über die Pflichten, stützt diese aber niemals auf die Autorität und den Willen der Gottheit." Und einige Seiten weiter nochmals: „Cicero stützt die sittlichen Verpflichtungen des Menschen niemals auf den Willen der Gottheit." Das ist nicht richtig, denn Cicero schreibt: „Hanc igitur video sapientissimorum fuisse sententiam, legem neque hominis ingeniis excogitatam, nec scitum esse aliquod populorum, sed aeternum quiddam, quod universum mundum regeret, imperandi prohibendique sapientia. Ita principem legem illam et ultimam mentem esse dicebant omnia ratione aut cogentis aut vetantis dei . . . Erat enim ratio profecta a rerum natura et ad recte faciendum impellens et a delicto avocans: quae non tum incipit lex esse, quum scripta est, sed tum, quum orta est. Orta autem simul est cum mente divina. Quamobrem lex vera atque princeps apta ad jubendum et ad vetandum ratio est recta summi Jovis" (De legibus II, 4). — Die Erklärung der moralischen und der metaphysischen Gewißheit (II, S. 33) weicht von der üblichen Auffassung der moralischen, der physischen und der metaphysischen Gewißheit ab. Was hier metaphysische Gewißheit genannt wird, ist das, was man gewöhnlich Evidenz nennt.

Fragen wir endlich nach dem Leserkreise, für den das vorliegende Werk bestimmt ist, so lautet die Antwort, welche uns der Titel gibt: „Für Studirende und Studirte". Näher erklärt sich der Verfasser in der Vorrede dahin: „Je größer die religiös-sittlichen Gefahren sind, welche der studirenden Jugend insbesondere drohen, um so nothwendiger werden eingehende und zusammenhängende Vorträge über jene religiösen Grundwahrheiten und deren Gegensätze eine Stelle in dem Religionsunterrichte höherer Lehranstalten finden, zumal in der obersten Klasse, welche den Uebergang zu neuen, gefahrvollen Lebensbahnen bildet . . . Einzelne Reihen solcher Religionsvorträge, die aus langjähriger Lehrthätigkeit hervorgingen, boten zunächst Anlaß und Stoff zu vorliegendem Handbuche." Gewiß, den Religionslehrern der höheren Gymnasialklassen wird das Buch die wesentlichsten Dienste leisten: es kann ihnen eine ganze Bibliothek vertreten. In der Hand des Schülers selbst wird es unseres Erachtens wohl nur dann den vollen Nutzen stiften, wenn ein tüchtiger

Lehrer die Schwierigkeiten ebnet, welche für nicht philosophisch gebildete Leser nothwendig mit dem Studium des Buches verknüpft sind. Die Schwierigkeiten erwachsen übrigens nicht nur aus dem Gegenstande selbst, sondern sind auch in gewissen Eigenschaften der Darstellung begründet, welche an und für sich als Vorzüge gelten können; wir meinen die kurze, gedrängte Sprache und die zahlreichen wissenschaftlichen Kunstausdrücke, die trotz der vielfach beigefügten Erläuterungen der jugendlichen Auffassungskraft doch ziemlich viel zumuthen. Akademisch gebildeten Männern aber, denen es um eine tiefere Begründung unserer heiligen Religion zu thun ist und denen insbesondere eine gründliche Orientirung über die religiösen Kämpfe der Gegenwart am Herzen liegt, darf zu diesem Zwecke das vorliegende Werk als ein vorzügliches Hilfsmittel empfohlen werden. **Aug. Langhorst** S. J.

1. **Principia philosophica** ad mentem Aquinatis quae in Pontificia Universitate Gregoriana tradebat P. **Sanctus Schiffini** S. J. 775 p. 8⁰. Augustae Taurinorum, ex typographia fratrum Speirani, 1886. (Freiburg, Herder.) Preis: *M.* 6.

**Disputationes metaphysicae specialis** a P. **Sancto Schiffini** S. J., Romae in Pontificia Universitate Gregoriana philos. et theol. schol. prof. ord. resolutae. Vol. I. De natura corporali et anima rationali. 692 p. 8⁰. Vol. II. Complectens quaestiones theologiae naturalis. 446 p. 8⁰. Ibid. 1888. Preis: *M.* 9.60.

2. **Praelectiones metaphysicae specialis**, quas in Collegio maximo Lovaniensi S. J. habebat **Gustavus Lahousse** E. S., nunc in eodem Collegio theologiae dogmaticae lector. Vol. I. Cosmologia. 396 p. 8⁰. Vol. II. Psychologia. 635 p. 8⁰. Lovanii, Car. Peeters, 1887 et 1888. (Mainz, Kirchheim.) Preis: *M.* 10.

1. In drei Bänden behandelt der gelehrte Professor der Gregorianischen Universität die ganze theoretische Philosophie. Das Werk ist die reife Frucht langer und gründlicher Studien, welche nicht bloß der eigenen Ausbildung dienten, sondern viele Jahre hindurch auf verschiedenen Lehrstühlen praktisch verwerthet wurden. Diesem Umstande schreiben wir einige Hauptvorzüge des Werkes zu. Die Lehrmethode, welche P. Schiffini als Professor eingehalten hat, bringt es mit sich, daß er sich keineswegs auf den Vortrag beschränkte, sondern auch bei den häufigen Disputationen alles, was seinen Zuhörern unklar geblieben war, erklären, und die Schwierigkeiten, welche vorgebracht wurden, lösen mußte. Das hat nothwendig zur Folge, daß die einzelnen Fragen scharf und klar gestellt werden, jeder Lehrsatz auf seine Richtigkeit geprüft wird, und jeder Beweis, welcher nicht stichhaltig ist, zum Falle kommt, wenigstens daß im Laufe der Jahre die Klarheit und Zuverlässigkeit der Doctrin der Vollkommenheit immer näher gebracht werden. Das ganze Werk, besonders aber der erste Band, ist in Bezug auf Klarheit und jene Umsicht, welche bereits in

Abfassung der Lehrsätze und Beweise alle Schwierigkeiten berücksichtigt, einfachhin mustergiltig. Der hochwürdige Verfasser beherrscht seinen Stoff vollständig.

Einen zweiten Vorzug des Werkes erblicken wir im richtigen Maßhalten. Den einzelnen Theilen ebenso wie den einzelnen Fragen ist jene Ausdehnung gegeben, welche ihrer Wichtigkeit entspricht, sicherlich ein nicht zu unterschätzender Vortheil bei einem Buche, das zum Unterricht dienen soll. Das gleiche läßt sich von der Zahl und dem Umfange der Beweise sagen, welche für die einzelnen Lehrsätze beigebracht werden. Ebenso beschränkt sich der Verfasser auf die Anführung weniger aber ausgezeichneter Gewährsmänner. Werke, in denen die Ansichten aller möglichen Gelehrten zusammengestellt sind, haben gewiß auch für die Philosophie, insbesondere für ihre Geschichte, großen Werth; aber brauchbar zum ersten Studium der theoretischen Philosophie sind sie nicht. Zweck desselben ist ja, scharf, richtig und gewandt denken zu lernen und sich über Gott und die Welt klare, gründliche und wahre Ansichten zu verschaffen.

Sehr enge schließt sich P. Schiffini an den hl. Thomas an, und jeder, welcher sein Werk studirt, muß gestehen, daß er einen Autor vor sich hat, der den hl. Thomas sehr gut kennt und ausgezeichnet versteht; der todte Buchstabe in den Werken des englischen Lehrers ist im Geiste des Verfassers wirklich lebendig geworden. Statt jeder Einleitung schickt P. Schiffini seinem ersten Bande einen Theil der berühmten Encyklika „Aeterni Patris“ voraus, wodurch jedenfalls vor jedem katholischen Gelehrten sein Anschluß an den hl. Thomas vollauf gerechtfertigt ist. Ob es aber dem Verfasser auch gelungen ist, einige wiederholt mit triftigen Gründen angegriffene Ansichten des englischen Lehrers erfolgreich zu vertheidigen, wagen wir nicht zu behaupten. Was die reale Verschiedenheit zwischen Wesenheit und Dasein in den Geschöpfen betrifft, so wollen wir gerne eingestehen, vielleicht nie eine bessere Auseinandersetzung dieser höchst dunkeln Ansicht gefunden zu haben als in den principia philosophica: nichtsdestoweniger werden manchen die entgegenstehenden Gründe als die besseren erscheinen.

Aehnliches könnte man bemerken in Bezug auf die Frage, ob die „materia signata“ als Individuationsprincip festzuhalten sei. Uebrigens entgehen dem gelehrten Verfasser selbst die Schwierigkeiten nicht, welche sich für die Individuation der geistigen Substanzen ergeben, wie er metaph. special. vol. 1 p. 207 eingesteht. Um auch ein Beispiel aus der Lehre von Gott anzuführen, so wird die Möglichkeit einer Weltschöpfung von Ewigkeit her vol. II. p. 278, wenn wir einige Ausdrücke genau nehmen wollen, wie „longe verius“, „S. Thomas efficaciter probat“, als sicher hingestellt. Möglicherweise indessen soll damit nur gesagt sein, die Ansicht sei die wahrscheinlichere, da in einer angeführten Stelle des hl. Thomas dieser selbst den Nachweis der Unmöglichkeit als einen wahrscheinlichen bezeichnet.

Es erübrigt noch, kurz den Inhalt der einzelnen Bände anzugeben. Der erste Band, den wir für den besten halten, behandelt Logik und Ontologie. Die Eintheilung der Logik ist die gewöhnliche in logica minor und major; letztere zerfällt in vier Abschnitte: Wahrheit der Erkenntniß, Ursache

der Gewißheit, allgemeine Begriffe, Methodenlehre, welche den Zusammenhang der verschiedenen Wissenschaften unter sich und das Vorhandensein übernatürlicher Wahrheiten zum Gegenstand hat. Aus der Ontologie möge erwähnt werden, daß der Verfasser in der Frage nach dem Unterschiede zwischen Natur und Person mit dem hl. Thomas hält: „secundum rem differt natura et persona“, sich aber gegen die Annahme einer reell verschiedenen Seinsweise ausspricht, die Suarez, Lugo und viele andere vertreten; trotzdem findet auch die berühmte Schrift von Claudius Tiphanus über diese Frage nicht den ungetheilten Beifall Schiffini's. Auch sei noch der Lehrsatz erwähnt, in dem der viel bestrittene Unterschied zwischen der Substanz und ihren Fähigkeiten behauptet wird. Die angeführten Beweise sind jedenfalls nicht leicht zurückzuweisen.

Der folgende Band enthält die Abhandlungen über die körperliche Natur und die menschliche Seele. Demnach enthält die erste Hälfte außer den Fragen nach der Natur des Körpers im allgemeinen auch jene nach dem Wesen des Lebens und der lebenden Wesen; an diese schließen sich dann die Lehren von der Ausdehnung und den körperlichen Thätigkeiten. Somit bleibt bei Betrachtung der menschlichen Seele nur noch ihre Natur, der Verstand und der Wille zu behandeln übrig. Besonderes Interesse verdient die Erklärung vom Ursprung unserer Ideen, bei der die Erklärungsweise des hl. Thomas bis in die letzten Nebenfragen hinein vertheidigt wird. Der letzte Band behandelt das Dasein Gottes, die Vollkommenheit der göttlichen Natur, das Leben Gottes und endlich Gott als Schöpfer. In Betreff der Beweise für das Dasein Gottes verwirft der Verfasser jede Beweisführung a priori; nur will uns scheinen, daß er S. 17 den Mangel derselben nicht richtig nachweist. Die scientia media vertheidigt er und verwirft die thomistische praedeterminatio physica.

Das Gesagte möge genügen, um einen Begriff von der Richtung, dem Inhalt und der Behandlungsweise dieser wissenschaftlichen Arbeit zu geben.

2. Die hochw. Professoren des Jesuitenollegiums zu Löwen entwickeln eine recht erfreuliche Thätigkeit auf dem Gebiete der Philosophie. Nachdem vor wenigen Jahren P. Ludwig de San einen Theil der Kosmologie herausgegeben hatte, folgte ihm bald darauf P. J. van der Aa mit einem kurzen Abriß der ganzen Philosophie. Jetzt liegen uns die zwei ersten Bände eines größern philosophischen Werkes vor. P. G. Lahousse wird in vier Bänden Kosmologie, Psychologie, Theodicee, Logik und Ontologie behandeln.

Der erste Band enthält die Kosmologie. Weniger ausführlich als P. Pesch (Philosophia naturalis) oder P. de San (Cosmologia I), bietet uns P. Lahousse bedeutend mehr, als der kurze Abriß des P. van der Aa. Der zu behandelnde Stoff wird in zwei Haupttheile zerlegt. Der erste handelt vom Körper, einzeln betrachtet; der zweite von der Körperwelt im ganzen: eine Eintheilung, die praktisch sowohl als theoretisch unanfechtbar ist.

Im ersten Theile setzt uns der Verfasser auseinander, worin die Wesenheit des Körpers bestehe, ferner seine Eigenthümlichkeiten (proprietates), nämlich Ausdehnung und Wirksamkeit, endlich jene Eigenschaften (qualitates), welche weniger nothwendig mit der Wesenheit zusammenhängen, wie Farbe,

Ton, Bewegung, Dichtigkeit. In der Frage nach der Wesenheit des Körpers steht P. Lahousse auf dem Standpunkte der Scholastik. Keine wichtigere Frage ist übergangen, keiner Schwierigkeit wird ausgewichen. Der scharfsinnige Verfasser hat nicht wenig dazu beigetragen, in dieser für das ganze System so wichtigen Frage Licht zu verbreiten. Wenn nämlich irgend ein System consequent durchdacht ist, so ist es das aristotelische. Es ist kein Zufall, daß alle seine bedeutenden Vertreter vom Begründer an bis zu Card. Zigliara, Kleutgen, Liberatore in allen wesentlichen Punkten übereinstimmen. Das volle Verständniß von Stoff und Form allein führt zur Erkenntniß der menschlichen Natur, erklärt die Vereinigung von Leib und Seele. Die Natur des Menschen ist die Quelle und Norm seines Handelns; richtig erfaßt, zeigt sie, wie der Ursprung unserer Begriffe zu denken sei. Das Handeln entspricht ja der Natur. Hiermit ist in der Metaphysik das beantwortet, dem in der Logik als parallele Frage die nach dem Gegenstand unserer Begriffe entspricht. Daher kommt es, daß die Scholastiker der großen Mehrzahl nach sich zum gemäßigten Realismus bekennen. Wissenschaftlich ist also die Frage nach dem Wesen des Körpers von der allergrößten Tragweite. Sie verdient vollauf die ausführliche Behandlung, welche sie im vorliegenden Werke gefunden hat. Freilich möchten wir nicht gerade jeden Satz des Verfassers unterschreiben, insbesondere bei den Erörterungen über die substantiale Zusammensetzung S. 78 ff. Manches Wichtige bieten sodann die folgenden Auseinandersetzungen. Sie gehören nothwendig zum philosophischen Verständnisse der Welt, und zwar nicht der Kant'schen, sondern der wirklichen Welt. Wie vieles muß uns nicht unklar und räthselhaft bleiben ohne einen klaren Begriff von Ausdehnung und Wirksamkeit der Körper! Die Außenwelt offenbart sich uns durch ihre sinnenfälligen Eigenschaften, das Größte wie das Kleinste in ihr ist in fortwährender Bewegung begriffen. Die Dunkelheit und Schwierigkeit der Sache selbst entschuldigt es wohl theilweise, wenn die Erklärung der sinnenfälligen Eigenschaften in einzelnen Punkten weniger befriedigt.

Der zweite Theil des ersten Bandes handelt von den Körpern in ihrem Zusammenhang untereinander. Die Hauptfragen sind die folgenden: Ordnung und Einheit der Welt, Raum und Zeit, der Pantheismus, Schöpfung, Zweck und Vollkommenheit der Welt, Naturgesetze und Wunder. — Auch hier haben wir es mit echt philosophischen Fragen zu thun, die das Interesse jedes denkenden Geistes herausfordern, die wirklich weltumfassend sind, die für alle Zeiten und alle Völker ihre hohe Bedeutung behalten. Wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob Raum und Zeit eher den Körpern in ihrem Zusammenhang als einzeln genommen zukommen; jedenfalls dürfen sie nicht übergangen werden. Besonderes Interesse dürfte für uns Deutsche die Widerlegung des Pantheismus haben, bei der auch Fichte, Schelling und Hegel die nöthige Berücksichtigung finden. Wo die Weltschöpfung behandelt wird, kommen auch die modernen Ansichten über die allmähliche Ausbildung der Welt hinreichend zur Sprache. Der Autor schließt sich mit Recht der Meinung an, daß nach der Erschaffung eine fortschreitende Weiterbildung stattgefunden habe. Nach ihm entwickelt sich die leblose Natur in der Art, daß sie ein passender Wohnort

für lebendige Wesen wird; der Ursprung des Lebens dagegen erfordert ein unmittelbares Eingreifen Gottes. Am glücklichsten scheint uns P. Lahousse in seinen Auseinandersetzungen über die Wunder zu sein.

Dem ersten Bande der Metaphysik hat der Verfasser recht schnell den zweiten folgen lassen, so daß wir hoffen dürfen, in kurzer Zeit ein abgeschlossenes Ganze in Händen zu haben. Der Gegenstand, welcher zu behandeln ist, umfaßt die Gesammtheit der lebenden Wesen und ist ebenso reich an den mannigfaltigsten Erscheinungen als tiefliegenden Gründen; ein Feld, auf dem sich bis zum heutigen Tage nicht wenige Denker verirrt haben.

Nachdem der Verfasser die Begriffe von Leben und Lebenskraft klar bestimmt und damit eine Grundlage für seine weiteren Auseinandersetzungen gelegt hat, geht er zu einer gründlichen und ausführlichen Behandlung des dreifachen Lebens über, des vegetativen, sinnlichen und geistigen. Letzteres beansprucht den seiner Wichtigkeit entsprechenden größten Theil des Werkes. Es ist kaum nothwendig, auf die einzelnen Lehrsätze näher einzugehen, weil das Lehrbuch sich weder in Bezug auf die gestellten Fragen noch in der Anordnung derselben von anderen Compendien derselben philosophischen Richtung unterscheidet. Nur die Behandlungsweise ist eine etwas ausführlichere als bei Card. Zigliara und P. van der Aa, oder auch bei den älteren P. Liberatore und P. Tongiorgi, was besonders von dem ausgiebigern Hereinziehen moderner Erudition herrührt: eine Beigabe, welche manchen nicht unwillkommen sein wird.

Zur Charakterisirung der auch in der Psychologie vom Verfasser aufgestellten Lehre genüge es, zu bemerken, daß sie sich ausnahmslos den Ansichten des hl. Thomas anschließt. Andererseits ist der Verfasser weit entfernt, die wissenschaftlichen Leistungen der letzten Jahrhunderte außer Acht zu lassen. Es ist ja augenscheinlich, daß nicht wenige Lebensvorgänge erst durch die neueren, ja neuesten Forschungen entdeckt oder wenigstens in ein richtigeres Licht gestellt worden sind, als sie das zur Zeit des hl. Thomas oder auch noch vor einem Jahrhundert waren. In der Berücksichtigung jener Ergebnisse, welche nicht mit Unrecht der Stolz unserer heutigen Naturforscher sind, liegt ein weiterer Vorzug der Psychologie des hochw. Verfassers. Allerdings war er nur selten in der Lage, die daraus hergeleiteten Hypothesen einfachhin gelten zu lassen; angefangen von den neueren Begriffsbestimmungen des Lebens, verhält er sich mehr ablehnend. Sollte es nicht möglich sein, aus all den Entdeckungen der Physik, Chemie und der beschreibenden Naturwissenschaften weitere und neue Beweise herzuleiten für die peripatetische Weltanschauung? Das scheint weniger in der Absicht des Autors gelegen zu haben; ein Verdienst wäre es jedenfalls und durchaus nicht unmöglich. Man spricht nicht selten von einer Aussöhnung zwischen den modernen Naturwissenschaften und den Lehren der Peripatetiker: als ob ein wahrer, eigentlicher Widerspruch zwischen beiden bestände. Fassen wir nur die sicher festgestellten Thatsachen, insbesondere der Physiologie, und die Seelenlehre des Aristoteles ins Auge, so werden wir darin keinen Widerspruch finden. Wahr ist nur, daß diejenigen, welche jene Beobachtungen anstellten, fast ausnahmslos von ganz anderen, ja von entgegengesetzten philosophischen Ansichten ausgingen. Dabei kann es

dann nicht ausbleiben, daß das Gesammtergebniß den Schein eines Widerspruchs erweckt. Hätten unsere verdienstvollen und nicht selten hochbegabten Forscher in ihren Bildungsjahren statt der Philosophie eines Kant, Hegel oder Herbart sich diejenige des Aristoteles zu eigen gemacht, sowohl die ganze Richtung ihres Forschens als auch die Natur ihrer Hypothesen würde grundverschieden von den jetzt gewöhnlichen ausgefallen sein. Andere Thatsachen nehmen beispielsweise meine Aufmerksamkeit in Anspruch, wenn ich nach der Verschiedenheit zwischen lebenden und leblosen Wesen suche; andere, wenn ich Wesensgleichheit von vornherein annehme und nur jene Erscheinungen beachte, welche dieser Ansicht günstig sind. Derartige ausgedehnte Forschungen anzustellen ist freilich nicht Aufgabe des Philosophen von Fach, aber er kann die aufgefundenen Thatsachen von seinem Standpunkte aus prüfen und verwerthen; auch kann und soll er den Standpunkt bezeichnen, von dem aus jene Forschungen anzustellen sind. Ersteres ist im vorliegenden Werke weniger als in einigen anderen, z. B. von Gutberlet und P. Pesch, geschehen.

Hiermit dürfte im allgemeinen diese neue Seelenlehre hinreichend charakterisirt sein. Was einzelne Ansichten betrifft, würden wir dem hochw. Verfasser keinen Vorwurf daraus gemacht haben, wenn er in der einen oder andern weniger belangreichen Frage vom hl. Thomas abgewichen wäre. So will uns scheinen, daß die Theilbarkeit aller Thierseelen ohne Ausnahme sich mit der Annahme, daß sie aus dem Stoffe educirt werden, besser im Einklang befinde, als wenn man bei den höheren Thieren eine einfache Seele annimmt. Ebenso scheint es nicht nothwendig, eine reale Verschiedenheit zwischen dem Abstractionsvermögen (intellectus agens) und dem eigentlichen Erkenntnißvermögen (intellectus possibilis) festzuhalten. — Die Correctheit des Druckes läßt zu wünschen übrig. So stoßen wir gleich in der ersten Linie der ersten Seite auf drei Fehler: της φύχης statt τῆς ψυχῆς. H. Haan S. J.

**Was ein Waldbruder sang.** Von Dr. **Wilh. Reuter.** 176 S. 12°. Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1888. Preis: *M.* 1.50.

**Unter Palmen und Oliven.** Von Dr. **Wilh. Reuter.** Zweite Auflage von „Minnelied der christlichen Seele", durchgesehen und erweitert. 149 S. 12°. Trier, F. Lintz, 1888. Preis: *M.* 2.

Durch die Sammlungen seiner Gedichte: „Sang und Sage" (1878), „Garben und Farben" (1884), „Sinnen und Singen" (1886), hat W. Reuter sich einen Namen unter den besten katholischen Poeten der Gegenwart erworben. „Sinnen" und „Singen" bezeichnet wirklich so recht die Hauptbethätigung seines schönen Talentes, da er sich ganz auffallend glücklich in die mittelalterliche Lyrik und Spruchpoesie eingelebt hat. Zu den schönsten Nach- oder Umdichtungen alter Volksweisen werden jedenfalls die von W. Reuter mit ebenso viel literarischem Tact als musikalischem Wohllaut hergestellten „Alten Lieder in neuem Gewand" zählen. Alfred Muth möchte seinerseits die Hauptstärke des rheinischen Dichters W. Reuter in dessen Gedankendichtungen suchen, gibt indes zu, daß es auch an eigentlicher Lyrik durchaus nicht fehlt.

Heute liegen uns von dem liebenswürdigen rheinischen Sänger gleich zwei Büchlein zur Besprechung vor, ein neues und ein erneutes.

„Was ein Waldbruder sang", heißt das erstere und bringt uns nach einer poetischen Einleitung in drei Büchern: „Klausners Kalender", „Klausners Waldlieder" und „Klausners Parabeln", so recht bezeichnende Beispiele der poetischen Eigenart Reuters: Gedankenpoesie in lyrischer Fassung.

„Ein stiller Klausner" möchte der Dichter sein, „so eine Art von Eremit". Freilich lebendig einsargen möcht' er sich nicht, auch kein finsteres Gesicht machen.

„Mein Vorbild ist nicht der Stylit,
Der einsam auf der Säule stand,
An die er sich mit Ketten band.
Sein Leben weckt' gerechtes Staunen,
Doch paßt es nicht in uns're Zeit."

Hier möchten wir doch den Dichter unterbrechen; denn diese Verse sind für den Dichter und sein Können bezeichnender, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Wir sehen nämlich nicht ein, wie der Stylit in unsere Zeit weniger passen soll als in die seinige, wenn er überhaupt in irgend eine paßt. Wir fühlen persönlich gar keinen Beruf zur Nachahmung, verlangen eine solche auch nicht im Traume vom Dichter oder von irgend einem unserer werthen Zeitgenossen, können es uns aber darum doch nicht versagen, in Gedanken einen solchen alten Heiligen mitten hineinzustellen in das fieberhafte Getriebe der Jetztzeit, auf den Marktplatz einer Hauptstadt, den Mittelpunkt einer Industriegegend, wo es um die lebendige Statue unten wimmelt und rennt und jagt, sich stößt und drängt — vorwärts — voran, ohne Rast und Ruhe, immer in der ebenen flachen Linie des irdischen Erwerbs und Genusses oder in die Tiefe der Versunkenheit und des Lasters, nur selten ein Spatzenflug über die Dächer als Erhebung nach oben. Da steht er denn, der Stylit, mit mitleidigem Lächeln; ein paar Fuß im Geviert seine ganze irdische Laufbahn, der ganze unermeßliche Himmel sein Reich; der gerade Gegensatz seiner menschlichen Umgebung: sie ganz Fleisch und Erde, nur wider Wissen und Willen das ewige Theil mit sich herumtragend; — er ganz Geist und Himmelsstreben, am liebsten auch das wenige noch abstreifend, was ihn an diese Erde zwingt, ein Extrem, das, als seltenste Ausnahme berechtigt, die tausend entgegengesetzten Extreme zur goldenen Mittelstraße weisen könnte, dem zeitlichen und irdischen Fortschritt gleich gerecht, Gebet und Arbeit, Bewegung und Ruhe zu versöhnen und zu vereinen. Doch dies nur im Vorbeigehen, weil wir es für eine kleine poetische Ketzerei hielten, den heiligen Styliten für unsere Zeit nicht mehr poesieberechtigt zu finden, während im Gegentheil ein reicher Quell recht realistisch poetischer Bilder und Gedanken auf der Höhe seiner Granitsäule hervorsprudelt. Und das kräftige, realistische Leben, der Pulsschlag des 19. Jahrhunderts, d. h. die neue Form, worin unsere Zeit das „ewig uralte Räthsel" kleidet, fehlt eben in den Dichtungen Reuters am fühlbarsten. Auch F. W. Weber hat seine Klausner-Poesie; aber man merkt es dem westfälischen „Einsiedel" an, daß er Menschen ge-

sehen hat und von ihrem Getriebe gehörig geschoben worden ist. Eine nothwendige Folge ist dann der blutige Ernst, das Durchlebte, die aus den Sprüchen und Liedern des einen sprechen, während der andere es selten über das Anmuthige hinausbringt.

Indes lassen wir jedem gern seine Weise, und ein Stylit will der Dichter nun einmal nicht werden. Auch gut!

„Ich will auch meine heitern Launen
Mitnehmen in die Einsamkeit.
Ich werde mich bequemer betten:
Mit Blumen-, nicht mit Eisenketten,
Aus freier Neigung fesseln nur
An das Geheimniß der Natur. . . .
Daß von der Schöpfung heil'gem Buch
Sie (die Seele) dichtend alle Siegel löse,
In seinem Segen, seinem Fluch
Sich ihr enthüll' des Ew'gen Größe" u. s. w.

Dichtend die Siegel der Natur zu lösen, ist denn auch in der That des Büchleins Ziel. Es strebt ihm zuerst nach in den zwölf Gedichten, welche den „Klausners-Kalender" bilden. Jedes derselben enthält ein sehr buntes Gemisch von Farben und Figuren. Meist beginnend mit einer alten Bauernregel oder einer Naturbeschreibung, geht der Dichter über zu einer allgemeinen Charakteristik des Monats, bringt dann in geschickter Weise die alten Volksgebräuche, Sagen und Legenden an, welche auf ihn Bezug haben, und hebt schließlich einige der volksthümlichsten Kirchenfeste oder Heiligen hervor, die im Laufe desselben gefeiert werden. Die Einheit des Gedichtes ist meist keine sehr hervortretende, die Uebergänge bieten sich sehr zufällig, das Ganze aber macht sich als poetische Monatsplauderei gar nicht übel, ja einzelne Naturbildchen können vollen poetischen Werth beanspruchen. So z. B. im „November":

„Vom Stamm der alten Eiche fällt
Ein braunes Blatt; die Frühlingswelt
Mit ihrem Reiz hat es durchlebt,
Hat in des Knospens Lust gebebt,
Geathmet in der Waldesluft
Des jungen Lebens würz'gen Duft;
Hört' auf dem Baum der Vöglein Singen,
Sah Bächlein von den Felsen springen,
Wie hat's im Wetterstrahl gezittert,
Der einen Nachbarast zersplittert!
Wenn nach des Sommertages Schwüle
Der Schöpfer in der Abendkühle
Ging segnend durch die Waldesnacht,
Da hat es auf sein Wort gelauscht
Und im Gebete mitgerauscht,
Das fromm der Wald ihm dargebracht.
Dann kam der Herbst, es braun zu färben,
Als ernste Mahnung an das Sterben.

Doch gern vom Leben niemand läßt:
Es hielt vergilbt am Zweig noch fest,
Bis es des Sturmwinds Hauch erfaßt,
Der an der Eiche mächtig rüttelt;
Er hat das Blatt herabgeschüttelt
Und trägt es fort in wilder Hast.
Und als erlahmt sein wildes Toben,
Das müde Blatt zu Boden fällt.
Da packt's ein neuer Stoß und schnellt
Es wieder mächt'gen Hauchs nach oben.
Nun flattert's auf den fremden Baum,
Der gönnt ihm eine Weile Raum,
Heißt dann den Wand'rer weitergeh'n,
Nach seinen eig'nen Blättern seh'n,
Die ihm entführt der rauhe Wind:
Grüß' mir sie all', du fremdes Kind!
Und wieder flattert irr das Blatt
Und suchet eine Ruhestatt" (67).

„Klausners Waldlieder" bilden den zweiten Theil des Büchleins. Es sind meistens Bilder aus dem wechselnden Naturleben des Waldes, in denen der Dichter irgend einen übersinnlichen Gedanken entdeckt oder einen solchen als Grundaccord in sie hineinträgt. Auf die Dauer würde diese ständige Wiederholung desselben Kunstgriffs bei dem beschränkten äußern Gesichtskreis des Klausners und der Kürze der Lieder rasch ermüden, wenn nicht der Dichter Sorge getragen hätte, die Reflexionen meistens objectiv zu halten und sie nicht immer an den Schluß des Gedichtes zu stellen. Manche dieser Lieder zeichnen sich durch große Sangbarkeit und Naturfrische aus; einzelne neigen stark zur Gnome, während einige wenige auch ohne Schaden des Ganzen hätten fortfallen dürfen.

Noch stärker als in den „Waldliedern" tritt der Charakter der Lehre naturgemäß im dritten Theil hervor: „Klausners Parabeln". Unter Parabeln muß man nicht das Gleichniß im engern Sinne verstehen, das Wort umfaßt nach des Dichters Ausführungen auch die eigentliche Legende und Erzählung, wenn aus ihr nur eine allgemeine Lehre oder praktische Anwendung gewonnen wird. Wir glauben nicht, daß W. Reuter in diesen „Parabeln" die Grundschwierigkeit aller Lehrpoesie immer glücklich überwunden und die meist tadellosen Verse auch immer zu wirklicher Poesie verklärt hat. Daß manchen Gedichten ein poetischer Gedanke zu Grunde liegt, läugnen wir nicht; nur das möchten wir aussprechen, daß dieser Gedanke im Ausdruck nicht immer hinreichend vertieft wurde, um den richtigen Eindruck auf das Gemüth zu machen.

In dem ganzen Büchlein, das sich gewiß manche Freunde gewinnen wird, zeigt der Dichter eine große Sprachgewandtheit, eine überraschende Leichtigkeit des Verses und peinliche Genauigkeit des Reimes. Ob diese Leichtigkeit in Behandlung des poetischen Materials ihn nicht bisweilen zu einer etwas zu raschen Abfertigung des Stoffes verleitet, ob nicht manchmal das Gute hier der Feind des Bessern gewesen, lassen wir unentschieden, obwohl unserm Eindruck nach diese Fragen zu bejahen wären.

Das zweite der oben angeführten Büchlein ist ein stark vermehrter Neudruck des 1859 erschienenen „Minnelieds der christlichen Seele“, das zu den ältesten Hervorbringungen Reuters zählt. Wenn sich nun auch die geübtere Hand des sangesgewandten Meisters an dieser zweiten Auflage bei einem nähern Vergleich mit der ursprünglichen Form jedenfalls bemerkbar machen würde, so hat sie doch wahrscheinlich nicht den innersten Aufbau und die großen Linien geändert. Trotzdem also „Palmen und Oliven“ ein Jugendwerk sind, muß doch zugegeben werden, daß sie noch mehr als die Lieder des Klausners die schönste Seite und angenehmste Eigenthümlichkeit Reuters, das liebevolle Versenken in den Geist des Mittelalters, äußerst wohlthuend hervortreten lassen.

Die Gliederung des durchaus religiösen, meist mystisch ascetischen Stoffes ist folgende. Nach einem recht stimmungsvollen Einleitungsgedicht, das zugleich den neuen Titel des Buches wie seinen Inhalt erklärt, folgt der erste Abschnitt: „Des Gottessohnes Erdenwallen“, der nur allzu cursorisch und darum auch weniger ergreifend und anschaulich das Leben des Heilandes von seiner Geburt bis zur Himmelfahrt, man kann nicht sagen, erzählt und schildert, sondern einheitlich skizzirt. Die Sprache ist wohllautend und kraftvoll. Der Anhang, „O vom heil'gen Christ zu singen“, stände besser zum Beginn dieses Theiles, statt der Anrufung der Engel mit ihren Harfen, welche letztere überhaupt — unserem Geschmack nach — zu häufig erwähnt werden.

Es folgt nun der Hauptabschnitt des Buches und künstlerisch der werthvollste Theil: „Ein Lied der Gottesminne“, das in vier Gruppen den Inhalt der Hauptzeiten des Kirchenjahres besingt: An der Krippe — Passionsblumen — Alleluja — Feuerzungen, denen eine kurze Einleitung: „Im Rosenhag“ voraufgeht, um gleich den richtigen Ton und die eigenthümlich mittelalterlich-mystische Stimmung zu finden. An die Minnelieder des Mittelalters gemahnt sofort die in diesem ganzen Abschnitt eingehaltene Strophe (zwei Stollen mit Abgesang und reichem Reimspiel), indem diese sich vollständig mit der z. B. in der Manessischen Sammlung enthaltenen schönen Hymne an Christus und jener an Maria deckt. Als Probe des Tones und der Strophe lassen wir ein Gedicht aus Nr. 2 folgen, das den Namen Jesu besingt:

„Sein Name ist ein Rosenstrauch,
Der duftet guten Balsamhauch,
Darin ich tauch'
Mit Herze und mit Sinnen.

Die Rose hat viel Blättlein rot,
Draus preßt man Oel für jede Noth,
Selbst gen den Tod
Kannst du da Kraft gewinnen.

Und wie das Blatt der Linde breit
In Sonnengluten schattet,
So auch sein Name jederzeit
Des Trostes milden Schatten beut,
Dem so von Leid
Das kranke Herz ermattet.“ (26.)

Im allgemeinen hat Reuter diese Strophe mit großer Virtuosität behandelt und verhältnißmäßig wenig unreine Reime zu Hilfe genommen. Weniger glücklich scheint uns einigemal das freiere Silbenmaß angewendet, da wir im Neudeutschen schon viel schwerere Silben als unbetonte brauchen wie das Mittelalter, dem meistens nur stumme e als solche galten. Der Inhalt der Strophen ist, wie das angeführte Beispiel beweist, hochpoetisch, bald innig zart bis zur Weichheit, bald kräftig und schwungvoll, bilderreich im Ausdruck und fromm in Gedanken. Einzelne wenige Male hat sich der Dichter von den mystischen Schriftstellern älterer Zeiten wohl zu Bildern hinreißen lassen, die wir im 19. Jahrhundert nicht mehr passend finden können. Es ist gewiß schon stark, wenn er zum Heiland sagt:

„Du selbst bist eine Harfe ja,
Hoch ausgespannt auf Golgatha."

Ganz ungebührlich aber scheint uns, wenn es einige Seiten früher heißt:

„Dein Leib ist ein durchlöchert Sieb." (39.)

Diese und ähnliche Bilder werden ja gewiß von älteren Autoren gebraucht worden sein; aber das beweist erstens noch nicht, daß sie schon damals geschmackvoll waren, und zweitens nicht, daß sie heute ästhetisch zulässig sind. Bei der jetzt wieder mehr in Aufnahme kommenden und in sich gerechtfertigten Rückkehr zum Alten soll man sich doppelt hüten, nun auch blindlings alles für gut und schön zu nehmen, eben weil es alt ist. Fern dagegen sei es, den Dichter zu tadeln, weil er mit reichlichster Hand alle jene Bilder häuft, welche das sinnige Gemüth des gläubigen Mittelalters ersonnen, um die Geheimnisse des Glaubens auszudrücken, einzukleiden oder zu erklären. Es ist ja wahr, daß dem heutigen Durchschnittsleser einzelne dieser Bilder, welche einer fabelhaften Naturlehre entnommen sind, fremd oder unverständlich wurden; aber sie behalten darum doch ihre poetische Wahrheit und sollten nicht ganz verloren gehen.

Gegen dieses hochpoetische „Minnelied" sticht die nun folgende „Sonntagsweihe" durch ihren mehr lehrenden Ton wieder stark ab. Sie enthält auf jeden Sonntag des Kirchenjahres ein fünfstrophiges Gedicht, welches in diesem streng abgemessenen Gefäß den Inhalt des ganzen jedesmaligen Evangeliums enthält. Seit Gryphius sein Kirchenjahr in Sonetten schrieb, haben Brentano und Annette Droste-Hülshoff diesen selben Gedanken in ihrer Art ausgeführt. Ihnen reiht sich also Reuter mit seiner „Sonntagsweihe" an, folgt dabei aber mehr dem Romantiker Brentano in dessen einfacher, oft nur zu einfach referirenden Weise, als der wirklich lyrisch sich vertiefenden westfälischen Dichterin. Einzelne dieser Sonntagsgedichte haben ja gewiß auch als Einzel-Lieder oder -Sprüche ihren poetischen Werth; in ihrer Gesammtheit aber glauben wir sie, wie die entsprechenden Blätter der Brentano'schen Werke, zu den schwächsten Hervorbringungen beider Dichter zählen zu sollen.

Den würdigen Schluß des Buches bilden die „Saronsrosen", d. h. 36 Sonette zum Preise der allerseligsten Jungfrau, in denen Reuter trotz der neueren Form wieder ganz seinen mittelalterlich-mystischen Ton findet.

Um das obenbezeichnete, echt mittelalterliche Häufen von Bildern zu zeigen, hier nur eine Probe:

— — — — — — — — —

„So blühten einst aus Aarons dürrer Gerte
Die Blumen auf im reichsten Farbenflor;
So ging Jehova durchs verschloss'ne Thor,
So war das Fell, das nicht der Thau versehrte.

Und wie aus der geschloss'nen Mandelschale
Der Kern sich löst, ohn' daß die Hülle bricht,
Und wie die Sonn' mit ihrem Feuerstrahle

Versendet durch das Glas ihr weißes Licht:
So gabst auch du uns, o du Makellose,
Das Heil aus deinem jungfräulichen Schoße." (134.)

Setzen wir für das etwas triviale „Fell" das hier angebrachte Wort „Vließ" und denken wir uns zu dem Bild der Mandel die nöthige Erklärung, so können diese Strophen als Muster ihrer Art gelten.

Die Ausstattung beider Büchlein ist eine sehr würdige.

**W. Kreiten** S. J.

---

# Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

**Repertorium biblicum** seu Totius Sacrae Scripturae Concordantiae juxta Vulgatae Editionis exemplar Sixti V. Pontificis Maximi jussu recognitum et Clementis VIII. auctoritate editum, praeter alphabeticum ordinem in grammaticalem redactae a Sac. Michaële Bechis, et infallibili Ecclesiae Magistro Leoni Papae XIII. dicatae. Pars I. VII et 1143 p. Pars II. 1150 p. 4°. Taurini, ex officina B. Canonica et Fil., 1887 et 1888. (Freiburg, Herder.) Preis: *M.* 32.40.

Die neue Concordanz, welche wir der unverdrossenen und viele Jahre hindurch fortgesetzten Thätigkeit eines Turiner Priesters verdanken, umfaßt den gesammten Wortschatz der Vulgata. In der Methode hat sich diese vollständige Concordanz das bekannte Manuale zum Vorbild genommen, welches Anfang der fünfziger Jahre zu Lyon erschien und seither mehrmals aufgelegt worden ist. Wie im Manuale, so ist auch hier das schnelle Auffinden jeder beliebigen Stelle dadurch möglichst erleichtert, daß bei den einzelnen Wörtern sämmtliche Stellen nach grammatischer Rücksicht geordnet auftreten. Diese zweckdienliche Methode auf den ganzen Sprachschatz der Vulgata angewandt zu haben, ist das große Verdienst des fleißigen Compilators, der sich den Dank aller derjenigen gesichert hat, die häufig zur Concordanz ihre Zuflucht nehmen müssen. Wünsche ich z. B. zu wissen, wo die Stelle ipsi erunt mihi in populum vorkommt, so brauche ich nicht mehr die endlosen Spalten des Wortes populus zu

durchgehen; es genügt ein Blick auf jene Stellen, welche bei der Accusativform populum vorkommen. Die Stelle poenitet enim me fecisse eos, welche im Manuale nur unter poenitet sich findet, wird in dieser ausführlichen Concordanz auch unter fecisse aufgeführt. Aehnliches gilt natürlich bei allen derartigen Stellen. Der Context der einzelnen Stellen ist nicht zu dürftig, sondern sehr reichlich, nicht selten sogar in vollständigen Sätzen geboten: ein Umstand, welcher den Nutzen der Concordanz bedeutend erhöht. Über Druck und Ausstattung der beiden handlichen Bände können wir unsere volle Befriedigung aussprechen. Jede Seite enthält nur zwei Spalten. Der Druck ist deutlich, dem Auge angenehm und größer als in anderen Concordanzen. So oft ein neues Stichwort, eine andere grammatikalische Form, z. B. beati, beatorum, beatis, zum erstenmale auftritt, wird sie durch Fettdruck hervorgehoben, — eine bedeutende Erleichterung für das Auge, wie solche auch im Manuale geboten war. Der hochwürdige Verfasser hat das Lob und die Anerkennung, welche ihm bereits zu theil geworden, vollauf verdient. Erwähnt sei noch, daß der Cardinal-Erzbischof von Turin es übernommen hat, das verdienstvolle Werk dem Papste als Jubiläumsgabe darzubringen.

**Aelteste Geschichte des Breviergebetes** oder Entwicklung des kirchlichen Stundengebetes bis in das fünfte Jahrhundert. Nach den Quellen kritisch bearbeitet von Dr. Franz Xav. Pleithner, Professor am Kgl. Lyceum zu Freising. XIV u. 319 S. 8°. Kempten, J. Kösel 1887. Preis: *M.* 4.20.

Mit großer Belesenheit und erstaunlichem Fleiße verfolgt der hochw. Herr Verfasser das kirchliche Gebet durch die ersten christlichen Jahrhunderte. Ohne uns hier auf Einzelheiten einzulassen, müssen wir soviel als nachgewiesen anerkennen, daß ein auf verschiedene Stunden des Tages und der Nacht vertheiltes Gebet bis in die Uranfänge des Christenthums hinaufreicht, und zwar ein Gebet, welches vorzüglich in den Psalmen seinen Ausdruck fand und welches von den Gläubigen insgesammt gepflegt wurde. Erst eine allmähliche Erschlaffung des Eifers hat dieses Gebet in der Folge auf den Clerus und die Klöster beschränkt. Der Verfasser schließt seine Untersuchungen mit dem fünften Jahrhundert ab, weil er dort nicht bloß alle jetzt noch bestehenden kanonischen Gebetszeiten, sondern auch schon die Grundlinien der ganzen spätern Ausgestaltung unseres heutigen Breviers findet. Daß der ins einzelne gehende Nachweis so hohen Alters die Ehrfurcht vor dem kirchlichen Officium vermehren muß, ist selbstverständlich. Noch mehr aber thut dies die Erwägung, daß, wie der Herr Verfasser mit Recht betont, die Kirche gerade in diesem liturgischen Gebete eine ihrer wesentlichen Aufgaben sieht und durch dasselbe mit Christus, ihrem Haupte, in einer hohenpriesterlichen Thätigkeit eins ist, durch welche er, unser Herr, beständig lebt, um zu beten für uns. Möge die Lesung und das Studium obigen Werkes recht dazu beitragen, daß diese hohe und heilige Auffassung des Breviergebetes in ihrer vollen Wahrheit immer besser erkannt und praktisch durchlebt werde.

**Im Geiste Overbergs** oder **Signale der „alten Garde"** für Seelsorger, Lehrer und Lehrerinnen von Bruno. (Der gesammte Ertrag ist bestimmt für die Communicanten-Anstalt in Celle.) IV u. 345 S. kl. 8°. Kempten, Kösel, 1888. Preis: *M.* 2.

Der Titel, welcher sich an einen besonders in Lehrerkreisen weithin bekannt gewordenen Ausspruch Dr. Windthorsts anlehnt, kennzeichnet sowohl den Inhalt, als

auch die etwas aphoristische Form des Buches in zutreffender Weise. Der pseudonyme Verfasser, selbst Lehrer, wendet sich in erster Linie an seine Amtsgenossen, sodann aber auch überhaupt an alle, welche am Unterrichte und an der Erziehung der Jugend mitzuwirken haben, und liefert durch eine Fülle sehr anregender und beherzigenswerther Gedanken einen schätzenswerthen Beitrag zur christlichen Pädagogik. Ist es auch vorzugsweise der Geist des Erziehers, welcher einläßlich und nach den verschiedensten Rücksichten und Gesichtspunkten klargelegt wird, so kommen doch auch eine Reihe praktischer Einzelheiten, wie sie im täglichen Leben und Wirken des Lehrers auftauchen, zur Erörterung. Ein fromm-christlicher Sinn, reiche Erfahrung und ein praktischer Blick leuchten uns aus den Ausführungen überall entgegen und verleihen denselben ihren hohen Werth, wenn auch nicht jeder Lehrer gerade jedes einzelne so zur Ausführung bringen kann, wie er es im Buche liest. Verschiedene Umstände erheischen eben Verschiedenes. Die Anordnung des Buches ist nicht gerade eine systematische, sondern die 100 Nummern mit Einzeltiteln sind in freier Weise zu sechs Hauptgruppen vereinigt. Die Sprache ist durchweg frisch und anschaulich, vielfach originell, zuweilen jedoch etwas manierirt.

**Discours du Comte Albert de Mun,** député de Morbihan, accompagnés de notices par Ch. Geoffroy de Grandmaison. Tome premier: Questions sociales. 599 p. Tome deuxième et troisième: Discours politiques. 554 et 479 p. 8⁰. Paris, Poussielgue, 1888.

Wir beschränken uns zunächst auf ein paar Worte über den ersten Band, kommen aber vielleicht bei anderer Gelegenheit auf die beiden Bände politischer Reden zu sprechen. Wer je in der Lage war, den Grafen de Mun selbst auf der Rednerbühne zu sehen und zu vernehmen, der wird sich alsbald von der Ueberzeugung bewältigt gefühlt haben, daß ein echter Redner vor ihm stehe. Ein solches Urtheil wird durch die vorliegende Sammlung von Reden vollauf bestätigt. Jedes Wort kommt vom Herzen und spricht zum Herzen. Klar in seinen Gedanken, begeisternd in der Form, zündend in dem Aufruf an die edelsten Gefühle seiner Zuhörer, ist Graf de Mun nicht nur ein vollendeter Meister in der Darstellungsweise, sondern verdient er auch des sachlichen Inhaltes seiner Reden wegen in die vorderste Reihe der gediegensten Autoren gestellt zu werden. Der sachliche Inhalt ist es gerade, welcher der Begeisterung erst recht Schwung und Nachdruck verleiht, oder vielmehr, der die Begeisterung weckt. Wir haben eine ganz von katholischer Auffassung getragene Behandlung der socialen Frage vor uns. Man darf wohl behaupten, daß die katholische Wahrheit und die lebensthätige Erfassung der katholischen Wahrheit es vorzugsweise vermocht hat, den hohen Verfasser zu dem Redner zu machen, der er ist. Es würde kleinlich sein, wollte ein deutscher Leser Anstoß nehmen an ein paar Aeußerungen, welche der Patriotismus dem französischen Offizier, zumal kurz nach der Katastrophe von 1870, in den Mund legt. Von einem doppelten Gesichtspunkte aus sind die vorliegenden Reden besonders empfehlenswerth: zuerst kann jemand aus denselben lernen, sich zum Redner zu bilden; dann aber sind die Reden über die socialen Fragen mit den kurzen voraufgehenden Notizen ein ausgezeichnetes, bezw. nothwendiges Quellenmaterial, um sich in den geschichtlichen Verlauf der katholischen socialpolitischen Bewegung in Frankreich einen klaren Einblick zu verschaffen.

**Der Selbstmord im classischen Alterthum.** Historisch-kritische Abhandlung von Dr. Karl August Geiger. VII u. 82 S. gr. 8⁰. Augsburg, Huttler, 1888. Preis: *M.* 1.50.

Diese Schrift, welcher der Verfasser später die „Geschichte der Vorstellungen vom Selbstmord im Christenthum“ will folgen lassen, hat den lebhaften Wunsch erweckt, daß

dieses Vorhaben bald seine Erfüllung finden möchte. Die ethische und rechtliche Auffassung des Selbstmordes bei Griechen und Römern wird mit großer Belesenheit in allseitiger Weise dem Leser vor Augen geführt. Sowohl die Beurtheilung einer solchen Gewaltthat von seiten der älteren griechischen „Weltweisen“ bis zu Pythagoras hin, als auch das Urtheil, welches die folgenden hervorragendsten Philosophen, Sokrates, Plato und Aristoteles, darüber fällten, und dasjenige, welches die Schulen der Cyniker, der Cyrenaiker, der Epikuräer und der Stoiker, der Eklektiker und der Neuplatoniker sich theoretisch bildeten und praktisch befolgten, wird durch kurze Darlegung der Lehre der einzelnen unter Angabe der Belegstellen und durch Beispiele klargestellt. In ähnlicher Weise bringt ein zweiter Abschnitt die Beantwortung der Frage, wie das öffentliche Recht, speciell das Strafrecht, sich zum Selbstmord stellte. Bezüglich dieser letzten Frage ist unzweifelhaft festgestellt, wie der Verfasser S. 59 und 63 es auch hervorhebt, daß das griechische Recht, sowie auch wenigstens in seiner ersten Periode das römische Recht im Selbstmord ein vom Staat durch Infamie zu ahndendes Verbrechen gesehen hat; die spätere Periode des heidnisch-römischen Rechtes setzte sich, praktisch wenigstens, über diese Anschauung hinweg, wie S. 64—76 eingehend nachgewiesen wird. In dem folgenden „kritischen Rückblick“ sagt Verfasser mit Recht, daß das classische Heidenthum im Selbstmord das Moment der Verletzung des Staatswohls und der Pflichten gegen den Staat durchaus in den Vordergrund rücke und es dem religiösen Moment gegenüber ungebührlich hervorkehre. Daß damit das religiöse Moment, nämlich die Auffassung des Selbstmordes als eine Verletzung der gegen die Gottheit bestehenden Pflicht, völlig preisgegeben sei, würde freilich noch nicht folgen; die Gesetze zogen diese Seite des Verbrechens nicht in ihren Bereich. — Wichtiger als die Beurtheilung der staatsrechtlichen Auffassung ist der „kritische Rückblick“ des Verfassers auf die philosophisch-ethische Auffassung des Selbstmordes in der von ihm zur Untersuchung gezogenen Periode. Das Facit ist richtig, daß das Heidenthum es nicht vermocht hat, die ganze Verwerflichkeit des Selbstmordes allseitig zu erkennen. Doch, glauben wir, gehen die Schlußfolgerungen des geehrten Verfassers in diesem Punkte etwas gar zu weit, wenn er S. 46 sagt: „Philosophen, Geschichtsschreiber . . . haben einstimmig der Ansicht gehuldigt, daß der Selbstmord an sich keine verwerfliche . . . Handlung sei“.

**Leben der Mutter Philippine Duchesne,** Ordensfrau der Gesellschaft des heiligsten Herzens Jesu und Gründerin der ersten Häuser dieser Gesellschaft in Amerika. Nach der dritten Auflage des französischen Urtextes des Dr. L. P. J. Baunard. Mit einem Vorwort des hochw. Dr. Paul Leopold Haffner, Bischof von Mainz. 496 S. gr. 8⁰. Regensburg, Fr. Pustet, 1888. Preis: *M.* 3.

Weniger umfangreich, aber durchaus nicht weniger gehaltvoll und interessant als das Leben der ehrwürdigen Mutter Barat, liegt uns jetzt die Geschichte einer der ältesten und hervorragendsten Töchter dieser großen Ordensstifterin vor, und zwar aus eben derselben gewandten Feder des Herrn Baunard, über dessen Musterbiographie des Cardinal Pie wir jüngst berichteten. Bei dem vorliegenden Werke fesselt nach einigen Seiten nicht bloß die interessante Zeit, in welche die erste Jugend der Mutter Duchesne fällt und die deren unruhige Geschicke zum Theil stark beeinflußt, sondern vor allem der Charakter der Jungfrau selbst, welcher trotz der stürmischen Zeit sie aufrecht erhält und wie einen Mann eingreifen heißt in den Gang der Ereignisse, um aufzubauen, was zerstört war. Es wundert uns einigermaßen, daß der Biograph es unterläßt,

die revolutionären Tage und Verhältnisse der engern Heimat und Vaterstadt des Frl. Duchesne, Grenoble, genauer zu schildern, da ohne diese detaillirte Schilderung manches unverständlich bleibt, und doch nicht erwartet werden kann, daß der Leser so viel eingehende Kenntniß jener Tage besitze, um das Fehlende selbst zu ergänzen. Sollten etwa die Quellen fehlen, so hätte dies unserer Ansicht nach erwähnt werden müssen. Vor der Revolution Novizin der Heimsuchung, während derselben altchristliche Diakonissin im Dienste der Bekenner Christi, dann Schulmeisterin und Katechetin der Armen, nach dem Sturme rüstige Arbeiterin am Aufbau des Ordenslebens, trat Mutter Duchesne nach einem traurig mißlungenen Versuch nach dieser Richtung auf ganz unverhoffte Weise in Verbindung mit der Mutter Barat. Wir können hier nicht weiter auf den Inhalt des an Thaten und Opfern so überreichen Lebens eingehen, wir sagen daher kurz mit dem hochwürdigsten Bischof von Mainz: „Ihr Leben enthält die herrlichsten Bilder der demüthigen, stillen, verborgenen Aufopferung, welche Gott erwählt hat, um die Macht einer glaubensarmen Welt zu überwinden. Gleich ihrer Mutter Barat stark wie ein Diamant und zarter als eine Mutter, dient sie allen denen zum Vorbild, welche Seelen zu leiten haben." Liegt so der Hauptwerth dieses Lebens in der geistlichen Erbauung, so beruht sein allgemeinstes Interesse auf der lebensvollen Charakteristik und reichen Mannigfaltigkeit der erzählten Thatsachen. — Die Uebersetzung müßte nothwendig bei einer zweiten Auflage genau durchgesehen und verbessert werden; bisweilen läßt sie den französischen Verfasser wahren Unsinn sagen. Z. B. S. 4, 15, 17, 19. An Druckfehlern ist ebenfalls kein Mangel. Im übrigen ist bis auf das Nichtnähen der Bogen die Ausstattung eine sehr gute, und empfehlen wir trotz der Mängel der Uebersetzung das Buch wegen seines interessanten Gegenstandes und seiner anderen Vorzüge recht sehr.

**Die Heiligen Deutschlands.** Von Ferd. Heitemeyer. Mit kirchlicher Approbation. IV u. 672 S. gr. 8°. Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1888. Preis: *M.* 3.

Deutschland hat an manchen seiner Landesheiligen noch eine Ehrenschuld abzutragen, indem es oft recht wenig besorgt gewesen ist, daß denselben eine würdige Verehrung gezollt werde. Wir dürfen daher ein Buch wie obiges mit rechter Freude begrüßen. Kenntniß und Verehrung der dort besprochenen christlichen Helden wird wesentlich durch dasselbe gefördert. Auf Vollständigkeit macht der Verfasser selbst keinen Anspruch; auch ist weder die Abgrenzung Deutschlands, noch die Scheidung zwischen erklärten Heiligen und solchen, denen diese Stufe der Ehre noch nicht zu theil wurde, ganz scharf eingehalten. Doch das ist etwas Nebensächliches. Die mehr als zweihundert Lebensbeschreibungen zeigen, wie reich in den verflossenen Jahrhunderten auch auf deutschem Boden das Leben vollendeter Heiligkeit geblüht hat. Für den geringen Raum, auf den die einzelnen Lebensbeschreibungen beschränkt bleiben mußten, enthält das Werk eine Masse von geschichtlichen Notizen, sowie von legendenartigen Berichten, mit denen die geschichtlich unbekannteren Leben mit der Zeit umgeben wurden. Nach jeder Lebensbeschreibung folgt ein ausgiebiger und durchaus maßvoll gehaltener religiös-sittlicher Unterricht als Nutzanwendung irgend eines Zuges des voraufgehenden Heiligenlebens. Dadurch wird das Buch um so brauchbarer für eine christliche Familie. Als ein solches Familienerbauungsbuch können wir es nur angelegentlichst empfehlen. Der ausnehmend billige Preis erleichtert die weiteste Verbreitung.

1. **Cura infirmorum.** Agende und Gebetbuch für den Priester am Krankenbette. Nach dem röm. Rituale. Zweite Auflage. 99 S. 16°. Aachen, A. Jacobi & Comp., 1888. Preis: 60 *Pf.*

2. **Officium Defunctorum.** 96 p. kl. 8°. Augustae Vindel., Dr. M. Huttler, 1888. Preis: 60 *Pf.*

3. **Officium Defunctorum cum appendice precum.** 96 p. 16°. Augustae Vindel., Dr. M. Huttler, 1888. Preis: 60 *Pf.*

Der Priester hat in Nr. 1 zum bequemen Gebrauch die rituellen Gebete für Spendung der Krankencommunion, der heiligen Oelung und des päpstlichen Segens, zudem deutsche Gebete zum Gebrauche für den Kranken selbst, welche theils Uebersetzung der Gebete des Rituals, theils eine recht gut gewählte Erweiterung derselben sind. Die letzten 10 Seitchen französischer Gebete sind an sich zwar sehr gut, doch zum praktischen Gebrauch für die geistliche Hilfe bei Sterbenden etwas gar dürftig. Das vorliegende Büchlein hätte eigentlich auch für seine zweite Auflage das Imprimatur nachsuchen sollen.

Andere sehr handliche Büchlein für den priesterlichen Gebrauch sind unter Nr. 2 und 3 verzeichnet. Das erste derselben (Nr. 2), in größerem Format und sehr leserlichem Druck, ist besonders für das officielle Chorgebet des Todtenofficiums eine höchst bequeme und empfehlenswerthe Ausgabe. — Das zweite (Nr. 3) ist ein kleiner, die Rubriken in Rothdruck gebender Abdruck des Todtenofficiums. Es ist augenscheinlich besonders für den Privatgebrauch berechnet, enthält auch neben dem Todtenofficium die vollständige Missa quotidiana pro defunctis einschließlich des Canons und der übrigen ständigen Meßgebete, zudem noch ein paar trefflich ausgewählte Gebete für die Verstorbenen. Bei diesen Büchern kommt fast alles auf die Ausstattung an; von ihr können wir nur sagen: sie entspricht den hohen Leistungen des Huttler'schen Instituts.

**Ceremonien-Büchlein** für Sacristane, Ministranten und Ceremoniäre. Von A. Leiter, Pfarrer. Zweite, verbesserte Auflage. Mit oberhirtlicher Genehmigung. 207 S. 16°. Innsbruck, Fel. Rauch, 1888. Preis: 60 *Pf.*

Nichts ist störender für die Feier des öffentlichen Gottesdienstes, als ein unbescheidenes und unbeholfenes Betragen der Ministranten; ebenso nichts erbaulicher, als wenn vom Priester am Altare an bis herab zum letzten Altardiener alle die ihnen zukommenden Functionen genau nach der kirchlichen Vorschrift und mit Würde verrichten. Dieses zu verwirklichen, ermöglicht obiges Büchlein in hohem Grade. Zuerst ist die Reichhaltigkeit des Inhalts lobend hervorzuheben. Sowohl für die einfache Privatmesse, wie für die gesungene Messe und das Levitenamt, für die Functionen des gewöhnlichen Kirchenjahres, sowie für die außergewöhnlichen Feierlichkeiten der Charwoche u. s. w. findet der Ministrant vollständige Belehrung. Sodann muß die einfache und klare Art und Weise rühmend erwähnt werden, in welcher der Verfasser seinen Leser zu unterrichten weiß. Bei etwas aufmerksamem Lesen des Büchleins erlangt der Altardiener ohne viele Mühe große Sicherheit in seinem heiligen Dienst; bis auf die geringsten Bewegungen hin wird er kaum je in Unsicherheit sein, wie er sein Benehmen einzurichten habe.

**Der Rosenkranz-Monat.** Betrachtungen über die Geheimnisse des Rosenkranzes von einem Priester des Ordens des hl. Dominicus. Aus dem Französischen. Mit oberhirtlicher Gutheißung. VI u. 340 S. 12°. Augsburg, Kranzfelder, 1888. Preis: *M.* 1.50.

Das Original dieses anziehenden Büchleins entstammt der Feder des berühmten P. H. D. Lacordaire. Das Ganze bildet gewissermaßen eine christliche Tugendlehre,

welche an die fünfzehn Geheimnisse des Rosenkranzes angelehnt und auf 30 Kapitel vertheilt ist. Die einzelnen Kapitel legen in einer ebenso herzlichen wie männlich frommen Weise den Inhalt und die Tugendfrucht der Rosenkranzgeheimnisse dar, und bieten für die einzelnen Tage des Octobermonates reichen Stoff für eine betrachtende Lesung. Es wird gewiß niemand gereuen, an der Hand dieses Büchleins einmal den Monat October zu Ehren Maria's, als Königin des hochheiligen Rosenkranzes, besonders gefeiert zu haben. Vermehrung der Andacht und allseitige Hebung des geistlichen Lebens wird die Frucht sein. Die Uebersetzung ist so fließend, daß man ihr den französischen Ursprung des Werkchens kaum anmerkt.

**Meine Pilgerfahrt nach Lourdes** in den Hoch-Pyrenäen, nebst einem Ausfluge ins spanische Baskenland im Jahre 1887. Von H. Benjamin, Priester der Diöcese Ermland. Mit zwei Lichtbildern. (Der Reinertrag ist für die Herz-Jesu-Kirche in Bönhof Post Rehhof bestimmt.) 108 S. 8°. Danzig, in Commission bei H. F. Boenig, 1888. Preis: 75 *Pf.*

Frisch und lebendig geschriebene Reise-Erinnerungen, welche mancher Lourdes-Pilger mit Vergnügen lesen wird. Störend sind nicht ganz seltene Stilunebenheiten und die häufig eingestreuten fremdsprachlichen Sätze und Worte; die meisten Leser werden gerne auf diese Zuthaten verzichten. Auch die Anekdote über „die Sprache der Franken" auf S. 51, 52 wäre besser weggeblieben.

**Jahrbuch der Naturwissenschaften,** 1887—1888. Von Dr. Max Wildermann. XX u. 565 S. 8° mit 24 Holzschnitten. Freiburg, Herder, 1888. Preis: *M.* 6.

Dieser dritte Jahrgang reiht sich würdig seinen beiden Vorgängern an. Hatte der zweite den ersten an Werth überholt, so bleibt ganz gewiß der dritte hinter dem zweiten nicht zurück. In leicht verständlichem Tone berichtet auch er wieder auf engem Raume über erstaunlich viele Neuigkeiten auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und gestattet so jedermann, einen Einblick zu gewinnen in das emsige Suchen und Schaffen der Experimentalforscher während des Jahres 1887. Die auffallende Bevorzugung der Bearbeitung des Gebietes der angewandten Elektricität gibt auch diesem Forschungsjahre seine Signatur. Bezüglich der Auswahl der einzelnen Gegenstände mag wohl mancher wünschen, daß das eine oder andere weggelassen und dafür dieses und jenes aufgenommen worden wäre; doch allen wird man es in dieser Beziehung nie recht machen können, da dieses von dem wechselnden subjectiven Ermessen des einzelnen abhängt. Im großen ganzen ist bei der Auswahl, wie uns scheint, mit großer Sachkenntniß und mit Geschick verfahren worden. Wie bisher tritt das praktisch Wichtige und das für weitere Kreise Interessante vor dem rein Wissenschaftlichen und dem speciell Fachlichen bedeutend in den Vordergrund. Wir wünschen auch diesem Bande die weiteste Verbreitung, an der es ihm im Hinblick auf die günstige Aufnahme seiner beiden Vorläufer nicht fehlen kann. — Verbietet auch die Anlage des Buches das Eingehen auf Einzelheiten, so können wir es uns doch nicht versagen, zu dem Referate über „zwei beachtenswerthe Kundgebungen zur Frage der Hebung des naturwissenschaftlichen Unterrichtes" eine kurze Bemerkung zu machen. In diesem Referate vertritt der Verfasser die Meinung, daß nach des Ministers v. Goßler Auseinandersetzungen im Abgeordnetenhause die unbeschränkte Zulassung der Realschul-Abiturienten zur Universität keine Aussicht auf Erfüllung haben könne und daß man deshalb auf eine allgemeine Reform des deutschen höhern Unterrichtes in diesem Sinne hinwirken müsse. Er be-

fürwortet dann die von Dr. Friedrich Lange im Januar angeregte Masseneingabe an den preußischen Cultusminister, um diesen zu einer solchen Reformarbeit zu veranlassen. Wenn auch wir eine Reform des deutschen Gymnasialunterrichtes — denn darauf läuft alles hinaus — für ganz angezeigt halten, so können wir uns doch für eine Reform nicht erwärmen, welche die humanistischen Studien durch die Realien zu verkümmern trachtet. Ist die einseitige Ueberschätzung der Experimentalwissenschaften unserer heutigen Cultur schon an und für sich ein ungesundes Symptom und ist dieselbe einem harmonischen Fortschritt und dem wahren allseitigen Wohle der Völker hinderlich, so müßte eine Reform im angedeuteten Sinne diese Einseitigkeit in hohem Maße verschärfen und ihre üblen Folgen verschlimmern.

**Der Himmelsglobus** als Mittel zur Kenntniß des gestirnten Himmels. Für Lehrer und Freunde der Sternkunde bearbeitet von J. G. Wollweber, Lehrer a. D. Mit 124 Figuren und zwei Sternkarten. XI u. 270 S. 8°. Freiburg, Herder, 1888. Preis: *M.* 2.20.

Der Verfasser hat den Zweck, seine Leser vermittelst eines Himmelsglobus in die Kenntniß des gestirnten Himmels einzuführen. Zu dem Ende wird nicht bloß eine treffliche Beschreibung der Sternbilder mit entsprechender Anweisung zur Auffindung am Himmel gegeben, sondern es werden auch mit Hilfe des Globus manche interessante astronomische Aufgaben in kurzer und faßlicher Sprache gelöst. Es folgen dann noch im Anhang Literaturangaben und biographische Skizzen der hervorragendsten Astronomen in chronologischer Ordnung. Das Werkchen wird seinen Weg machen, so daß wir, falls die vorliegende Auflage nicht gar zu stark ausgefallen, wohl bald eine neue erwarten dürfen. Das bewegt uns, dem Herrn Verfasser einige Punkte zur Erwägung vorzulegen. Man pflegt nicht mehr die Sterne, mit Ausnahme einiger hervorragenden, mit eigenen Namen, sondern mit Buchstaben nach dem Sternkatalog von Flamsteed zu bezeichnen; jedenfalls muß es so in den Karten gehalten werden. Bei bestimmten Zahlenangaben über Ausdehnung und Entfernung sogen. Astralsysteme muß man vorsichtig sein; was darüber mit halber Wahrscheinlichkeit gesagt werden kann, findet sich in der vom Verfasser angezeigten Astronomie von Newcomb. Vorsicht ist auch angebracht bei der Beurtheilung des Ptolemäischen Weltsystems, wie es im Almagest niedergelegt ist. Ein besonnenes Urtheil über Ptolemäus findet sich in der vom Verfasser angezeigten Geschichte der Astronomie von Wolf. Will man in einer Schrift wie der vorliegenden eine Literaturangabe als Hilfsmittel zur weitern Ausbildung in der Himmelskunde bieten, so muß man sich auf wenige gute Autoren, die man kennt, beschränken.

---

# Miscellen.

**Ein „confessionsloser" Volksdichter.** Bei Hartleben in Wien erscheint seit einiger Zeit eine illustrirte Ausgabe ausgewählter Werke P. J. Roseggers. Dieselbe sieht man auch in katholischen Blättern angekündigt und empfohlen, ja selbst als echtes Volksbuch gepriesen. Ein Wort der Warnung scheint uns daher am Platz, obwohl wir glauben, schon der hohe Preis

des ganzen Werkes — etwa 35 Mark — werde verhindern, daß diese „Volkspoesie“ wirklich beim katholischen Volk Eingang finde. Der Beisatz auf dem Titel „ausgewählte Werke“ ließ uns einen Augenblick glauben, daß in dieser Ausgabe alles vermieden sei, was mit Recht ein überzeugtes katholisches Gemüth verletze, besonders diejenigen Stücke beseitigt seien, die in einem gewissen halb mitleidig spöttischen Ton über katholische sehr heilige Dinge reden. Ein flüchtiger Blick in die bis jetzt erschienenen 15 Hefte, „Waldheimat“ umfassend, belehrt uns leider vom Gegentheil. In seiner Lebensbeschreibung beklagt sich Rosegger, daß kirchliche Blätter sich feindlich gegen ihn geäußert und dadurch ihrerseits das Aergerniß gegeben hätten, das sie ihm zum Vorwurf machten. Wir wissen nicht, was jene kirchlichen Kritiker gegen den steierischen „Volksdichter“ gesagt und in welcher Weise sie es gesagt haben; in der einfachen Warnung seitens der katholischen Presse vor dieser ungesunden Geistesnahrung sehen wir nur die Wahrung eines Rechtes oder vielmehr die Erfüllung einer Pflicht. Rosegger rühmt sich wiederholt, er sei nicht gegen die Religion, aber Confessionen seien nicht seine Sache. Man kennt ja die Phrase, und der ehemalige Schneidergeselle ist vom Scheitel bis zur Sohle der poetische Vertreter jener Halbbildung, die sich über Sachen lustig macht, von denen sie einfach nichts versteht. Aus seinem frühern Handwerk machen wir dem Dichter keinen Vorwurf, auch nicht daraus, daß er die Elle mit der Feder vertauschte; da er sich aber selbst der Beschränkung seiner Geistesbildung bewußt ist, müßte er sich hüten, über die Grenzen seines Wissens hinaus zu wollen und seinen Witz an Gegenständen zu üben, die ihm zu hoch liegen. Aus Roseggers Schriften ließe sich freilich eine Auswahl treffen, die man in jedem Kreise freudig begrüßen und genießen würde; wir streiten dem Dichter durchaus nicht ein wirkliches und zwar bedeutendes, wenn auch beschränktes, Talent ab. Die vorliegende Sammlung entspricht jedoch den katholischen Anforderungen nicht im geringsten, es könnte nur beklagt werden, wenn sie wirklich populär würde. Hier nur einige Proben, die uns beim Durchblättern aufstießen.

In „Weg nach Maria Zell“ weiß man nicht recht, ob die Wallfahrten gelobt oder getadelt werden, ein gewisser Ton läßt eher das letztere als allgemeinen Eindruck zurück. Ergötzlich ist nur die Aufschrift eines Kreuzes: „Hundert Tage Ablaß, wer das Crucifix mit Andacht küsset, und fünfhundert Tage vollkommenen Ablaß, wer: Gelobt sei Jesus Christus! sagt.“ (S. 111.) Der vollkommene Ablaß von fünfhundert Tagen ist ein Zeichen, daß „der kleine Peter“ seinen Katechismus gut weiß. Schlimmer schon und geradezu empörend ist die Geschichte „Die Ankunft des Heiligen Geistes“. Die Verbindung des sittlich Abscheulichsten mit dem Heiligsten, dummdreiste Bemerkungen und Fragen, Ausdrücke wie „die heilige Taube trinken lassen“, für nach der heiligen Firmung ins Wirthshaus gehen, machen diese Erzählung jedem Gläubigen bald zum Ekel. Wir wollen nicht weiter darauf eingehen; nur den Ritus der Spendung des Sacramentes nach Rosegger'scher Art fügen wir bei. „Sie kamen heran, die Priester in Chorröcken, jeder mit dem Zeichen seiner Würde. Der erste trug das Kreuz, der zweite salbte mir die Stirne

mit Chrisam, der dritte nahm die Firmkarte ... dann war er selber da, der Bischof; er legte die Hände auf das Haupt, berührte mit zwei Fingern die Wange und war vorüber" (S. 101).

Wenn im allgemeinen religiöse Gegenstände in halb scherzendem Ton behandelt werden, durch den der Spott merklich durchklingt, so erhebt sich Rosegger in dem Stücke: „Der arme Sünder am Beichtstuhl" zu einer ernsten Frage. „Daher frage ich, und frage nicht im Vorwitz, sondern im tiefen Ernste, ob unser Landvolk wohl klar genug denken könne, um durch das Institut der Beichte nicht mitunter moralisch Schaden zu leiden, anstatt dadurch sittlich gehoben und gebessert zu werden?" (S. 288.) Und warum diese ernste Frage? Ein Bauer hat gestohlen und meint, er brauche die Sache bloß zu beichten, die Lossprechung zu erhalten und dann sei alles in Ordnung. Der Beichtvater belehrt ihn eines Bessern, er verlangt Schadenersatz, Herausgabe des gestohlenen Gutes. Der Bauer staunt ob dieser Eröffnung, leistet Ersatz und „soll gar nicht mehr zur Beichte gegangen sein, aber auch nicht mehr gestohlen haben". Wie diese Thatsache zu der „ernsten Frage" führt, verstehen wir nicht — doch wir beabsichtigen hier keine vollständige Kritik der Rosegger'schen Werke zu schreiben, nur eines wollten wir sagen: die vorliegende Auswahl ist nicht derart, daß sie den Erfordernissen entspricht, welche wir an eine solche Auswahl stellen müssen, um sie unbeanstandet in das katholische Haus zu lassen.

**Protestantische Propaganda in Frankreich.** Die Bibel-Gesellschaft von Frankreich, so berichtet die „Deutsche Evangelische Kirchenzeitung" (Nr. 21), hat ihr Werk stetig fortgesetzt. Ihr Bibelwagen fährt durch das Land. Im Jahre 1887 wurden verkauft 6850 Exemplare der Bibel und verschenkt 46 000 einzelne Evangelien, außerdem 8690 Kalender und andere religiöse Blätter verkauft. Seit 1871, also in 18 Jahren, hat der Bibelwagen 104 567 Bibeln und Neue Testamente verkauft und 821 500 Evangelien verschenkt. Und die Früchte? Darüber schweigt der Bericht — aus guten Gründen.

**Eine protestantische Stimme aus Dänemark gegen den Gustav-Adolf-Verein.** Vor kurzem kam aus Deutschland die Aufforderung an die dänischen Protestanten, sich durch Einführung des Gustav-Adolf-Vereins gegen die stets wachsende Propaganda der katholischen Kirche zu schützen. „Es ist eine allgemeine Erfahrung bei uns," schrieb der deutsche Prediger an Pastor Steen (Pfarrer an der St. Johanneskirche in Kopenhagen), „daß der Jesuitismus dort machtlos ist, wo die Gustav-Adolf-Vereine blühen." Ohne Säumen antwortete der lutherische Pastor V. Esmann aus Karise im Kopenhagener Dagblad in einer Weise, die auch für unsere deutschen Leser von Interesse ist. Einige Hauptstellen der Antwort mögen darum hier folgen:

„Ich möchte gerne sofort gegen einen Vorschlag Einsprache erheben, dessen Ausführung ich sehr bedauern würde. Die katholische Propaganda in unserem Lande muß gewiß Bedenken erregen; jedoch dürfte das auf evangelischem Grund und Boden im Volke neu erwachte christliche Leben ein genügendes

Gegengewicht bilden. Ein so polemisch organisirter Kampf gegen die katholische Kirche, wie ihn genannter Verein führt, wirkt nur störend auf das Bewußtsein der Gläubigen. Gerade jetzt, da die Aufforderung an die Kirche ergeht, sich zu rüsten und nach Bundesgenossen sich umzusehen, um Gottes Reich auszubreiten und dessen Feinde zu bekämpfen, muß es im höchsten Grade verwirren, wenn man den Streit, an dem jeder Gläubige betheiligt ist, mit einer so traurigen Doppelfront entbrennen läßt, so daß man zur selben Zeit den Stachel gegen die Feinde aus dem Lager der Ungläubigen und Spötter und ebenso gegen jene große geschlossene Gesellschaft kehrt, die doch Jahrhunderte lang trotz aller Fehler und Verirrungen das Wort Gottes bewahrt und durch ihr von Luther ‚Christum treiben‘ genanntes Bestreben geistige Schätze gesammelt hat, aus denen wir Evangelische Tag für Tag unsern Hausbedarf und Waffenvorrath holen. Wir sollten uns eng aneinander schließen gegen Christi Feinde; als solche bezeichnen wir aber nicht die Katholiken, wenn sie auch uns so nennen (?). Man wird nun freilich einwenden, dieser doppelte Kampf trage doch ein sehr verschiedenes Gepräge: gegen die Katholiken handle es sich um Defensive, während der andere Kampf zugleich aggressiver Natur sei. Richtig; aber gerade um der evangelischen Kirche diesen bestimmten Charakter der Defensive zu wahren, bitte ich, uns mit der Hilfe und Führerschaft zu verschonen, die wir vom Gustav-Adolf-Verein zu erwarten hätten. Denn der jahrelang mit Energie von diesem Vereine geführte Kampf hat nachgerade eine Schärfe und Bitterkeit angenommen, die andersdenkenden Christen gerade nicht zur Erbauung gereicht. Dieser Kampf offenbart doch allzu viel Selbstsucht, Neid und Leidenschaft, ja selbst eine gewisse Schadenfreude tritt hie und da zu Tage, wenn man etwas recht Schlimmes aus dem Lager der Gegenpartei beweisen zu können glaubt oder wirklich entschleiert. Ich habe mir einige Flugschriften des Vereines zu verschaffen gesucht und verstehe nun, wie man in der ‚Diaspora‘ — Ausdruck des deutschen Predigers — zu einer solchen Polemik fortgerissen werden kann, aber ich wünsche sie nicht bei uns eingeführt . . . Schließlich, die Zeiten sind vorüber, in denen man hierzulande vom Katholicismus als ‚purem Götzendienst‘ sprach; es gibt gewiß auch nicht viele Prediger mehr, denen noch das alte Kirchengebet gegen das ‚gräßliche Papstthum‘ gefiele: wir haben nur zu gut gelernt, auf diesem Gebiete unsere Anschauungen fallen zu lassen. Gewiß, keiner von uns wird ohne tiefe Betrübniß sehen, welche Fortschritte die katholische Propaganda macht. Doch muß man noch mehr betrübt werden, wenn man sieht, wie Gottesläugnung und Unglauben sich ausbreiten."

# Zur neuesten Verurtheilung des Ontologismus.

Vor kurzem hat die Congregation der Römischen Allgemeinen Inquisition 40 Lehrsätze, welche den Schriften des italienischen Philosophen Anton Rosmini Serbati († 1855) entnommen sind, verurtheilt, und Se. Heiligkeit Papst Leo XIII. hat die Entscheidung genehmigt und bestätigt, mit dem Befehle, daß sich alle danach zu richten hätten. Auf solche Weise dürfte eine langjährige wissenschaftliche Fehde, die zwar größtentheils auf Italien beschränkt blieb, zu Ende geführt sein. Anton Rosmini war ein edler Priester, dem Italien auf dem Gebiete christlicher Liebe viel verdankt; er war aber ein minder glücklicher Denker, der auf dem Gebiete der Philosophie und Theologie Wege einschlug, welche mehr zur Förderung der Irrthümer der Neuzeit, als zur Bekämpfung derselben dienten. Kein Wunder also, daß das System Rosmini's nicht bloß viele Gegner, sondern auch, infolge einer leicht verzeihlichen Verwechslung, manche Anhänger, selbst unter hochgestellten Personen und kirchlichen Würdenträgern, gefunden hat.

Wir beschränken uns hier darauf, unsere Leser über den Hauptirrthum Rosmini's, den Ontologismus, kurz zu orientiren. Ein Vergleich desselben mit der Lehre der Vorzeit wird zugleich zeigen, mit welchem Rechte im Begleitschreiben, womit der kirchliche Entscheid den Bischöfen zugestellt wurde, wiederum betont wird, daß die echte Lehre der katholischen Kirche aus den reinen Quellen der heiligen Väter, der Kirchenlehrer und bewährter Autoren, besonders des englischen Lehrers, des heiligen Thomas von Aquin, zu schöpfen sei.

Es handelt sich um die Frage nach dem Ursprunge und dem Werthe unserer Ideen oder allgemeinen Begriffe. Nach der Scholastik gewinnt unser Geist seine ersten Ideen aus der sinnlichen Erfahrung, und zwar zunächst aus den Phantasiebildern. Dementsprechend ist der menschliche Verstand anfänglich bloßes Vermögen; sein eigenthümliches Object, woraus er seine ersten Begriffe schöpft, ist das Intelligibele im Sinnlichen.

Doch bleibt er dabei nicht stehen; durch sein fortschreitendes Denken gewinnt er allmählich seine Ideen von rein geistigen Gegenständen, sowie von Gott und göttlichen Dingen. — Wir haben den allgemeinen Begriff zu betrachten einmal als vitalen Act, dann als intentionale Wiedergabe des Erkannten (ratio concepta). Als vitaler Act ist der Begriff ein Erzeugniß des Vermögens und individuell, wenn auch immateriell; als intentionales Bild ist er allgemein und ein Erzeugniß des Gegenstandes, der erkannt wird. Es entstehen nun zwei Fragen: Wie kann der Gegenstand, der körperlich ist, mit der Erkenntnißkraft den Act hervorbringen? und wie ist die Allgemeinheit der Idee als geistiges Abbild zu erklären?

Auf die erste Frage antworten die Scholastiker, daß der Verstand mit Hilfe des Phantasma ein intelligibeles Gedankenbild erzeuge (species impressa), dann, mit diesem ausgerüstet, die Idee selbst hervorbringe (species expressa).

Auf die zweite Frage lautet die Antwort, daß der Verstand, eben als geistiges Princip, die Dinge nicht bloß nach ihren zufälligen Erscheinungen auffasse, sondern zu deren Wesen selbst vordringe, das allen Einzeldingen derselben Art oder Gattung gemeinsam sei; freilich nicht in dem Sinne, als ob allen Dingen nur eine concrete Natur zukäme, wohl aber in dem Sinne, daß trotz der numerischen Verschiedenheit eine Uebereinstimmung und Gleichheit der Dinge im Wesen sich finde, welche die Vernunft erfasse, wodurch eben die Idee allgemein sei, d. h. allen Dingen entspreche.

Der nächste Grund der allgemeinen Idee liegt also in den Dingen selbst; doch ist damit die Allgemeinheit, Nothwendigkeit und Unwandelbarkeit noch nicht vollständig erklärt. Denn die Dinge, denen die Ideen entsprechen, wechseln immerhin, entstehen und vergehen auch ihrem Wesen nach. So wird das folgerichtige Denken endlich zu Gott geführt. In Gottes Wesenheit, welche unendlich mannigfach nach außen nachahmbar ist, findet es den letzten Grund derselben; in der göttlichen Vernunft, welche die göttliche Wesenheit und ihre Nachahmbarkeit erkennt, in den göttlichen Ideen, findet es schließlich die bewirkende und vorbildliche Ursache der Dinge.

Mag auch jener Uebergang vom Sinnlichen zum Geistigen, die Art und Weise, wie aus dem Phantasma das Erkenntnißbild gewonnen wird, schwer zu erklären sein — die ganze Theorie entspricht so sehr dem ganzen Menschenwesen, daß ihre Wahrheit sozusagen in die Augen springt.

Die Menschenseele ist ihrem Sein nach nicht bedingt vom Leibe, aber doch Form desselben; daher ist auch der Verstand des Menschen innerlich nicht bedingt von der sinnlichen Erkenntniß, aber doch äußerlich an dieselbe gebunden. Wie im leiblichen Leben ein Fortschritt stattfindet, von den ersten Anfängen bis zur vollen Reife, so auch im Geistesleben.

Gerade den entgegengesetzten Weg schlägt der sogen. Ontologismus ein. Die Grundgedanken dieses Systems gehen dahin: Unser Verstand schaut unmittelbar Gott. In der göttlichen Wesenheit nun, die wir auf diese Weise schauen, erkennen wir zugleich die metaphysischen Wesenheiten der Dinge. Unsere allgemeinen Ideen sind demnach nicht etwas Psychologisches, Erscheinungen oder Erzeugnisse des Geistes, sondern etwas Ontologisches, sie haben eine objective Realität, die nur Gott selbst sein kann. Denn die allgemeinen Ideen oder Wesenheiten der Dinge sind ewig, nothwendig uud unveränderlich; sie können also nicht reell von Gott verschieden sein. — Diese unmittelbare Anschauung Gottes ist beständig und dem Menschengeiste wesentlich, aber eben als solche noch unklar, unbestimmt und dem Selbstbewußtsein unzugänglich. Sie gleicht dem ersten Anblick eines Gebäudes: erst dadurch, daß das Auge die einzelnen Theile aufmerksam betrachtet, kann derselbe klar und bestimmt werden. Aehnlich wird durch die Reflexion dieser erste und directe Blick des Geistes wie umschrieben und bestimmt, indem der Geist dem einzelnen seine Aufmerksamkeit zuwendet. Als Hilfsmittel dienen der Unterricht und die Wahrnehmung der sinnlichen Dinge.

Wir weisen auf einen dreifachen Unterschied beider Systeme hin. Nach den Scholastikern erkennen wir Gott aus den Dingen, nach den Vertretern des Ontologismus aber erkennen wir zuerst Gott, aus dem wir alles andere erkennen. Ferner unterscheiden die Scholastiker genau das Sein, welches die Dinge in sich selbst haben, und das Sein, welches sie in unserem Geiste und welches sie in Gott haben. Der Ontologismus unterscheidet, wenigstens in der Erkenntnißlehre, diese verschiedenen Seinsweisen nicht, und man sieht nicht ein, wie sich das concrete Sein zu unserer intellectuellen Erkenntniß verhält; es zeigt sich kein innerer oder ursächlicher Zusammenhang. Endlich unterscheiden die Scholastiker genau zwischen dem Begriffe als Erzeugniß der Vernunft und dem Inhalte des Begriffes, während die Vertreter des Ontologismus durchgehends beides für identisch nehmen. Dieses ist so wahr, daß Ubaghs, als er nachgerade die wichtige und mühevolle Entdeckung machte, daß die „species“ der Scholastiker doch nicht das sei, w a s erkannt wird, sondern

das, **wodurch** wir erkennen, allen Ernstes meinte, den englischen Lehrer mit dem Ontologismus in Einklang bringen zu können. — Dieses System nun wurde durch Decret vom 18. September 1861 verurtheilt. Darin werden nämlich sieben Lehrsätze verworfen, wovon die fünf ersten genau die ontologische Ideenlehre enthalten.

Die theologischen Gründe für diese Verurtheilung sind hauptsächlich die folgenden: einmal zerstört der Ontologismus den Begriff des Uebernatürlichen, wie er in kirchlichen Lehrentscheidungen vorgetragen wird; sodann führt er folgerichtig zum Pantheismus.

Was den ersten Punkt angeht, so besteht nach kirchlicher Lehre die Glückseligkeit der Heiligen in der Anschauung Gottes; mit der letztern ist auch erstere gegeben. Diese Anschauung Gottes ist ferner übernatürlich, und sie übersteigt deshalb wesentlich die Kraft, welche der Vernunft als thätigem Princip eigenthümlich ist. Daher bedarf dieses des besondern Lichtes der Glorie, welches keine Mitgift der Natur, sondern in eminentem Sinne ein freies Geschenk Gottes ist. Nach der Lehre des Ontologismus dagegen ist die Anschauung Gottes dem Menschengeiste natürlich, ja so wesentlich, daß der Menschengeist ihrer durchaus benöthigt; wohl aber kann die Anschauung ohne die Glückseligkeit bestehen. Sind das nun wirkliche oder nur scheinbare Widersprüche? Es kommt hier hauptsächlich auf den Begriff der **unmittelbaren** Erkenntniß an. Die Unmittelbarkeit, um die es sich handelt, ist nicht auf seiten des erkennenden Princips, sondern auf seiten des erkannten Objectes. Denn von seiten des erkennenden Princips ist auch die Anschauung Gottes, welche die Kirche lehrt, eine mittelbare insofern, als ein neues Princip erforderlich ist, das Licht der Glorie, aus dem der Act der Anschauung hervorgeht. Ebenso ist auch die intellectuelle Erkenntniß der sinnlichen Dinge eine mittelbare, sofern dieselbe, wie wir bereits bemerkten, vom Erkenntnißbild oder der species impressa bedingt ist. Von seiten des Objectes aber sind beide unmittelbar, weil ihr Object in sich selbst und nicht in einem andern erkannten Objecte erkannt wird. Wer die Ursache bloß in ihren Wirkungen oder einen Menschen im Spiegel erkennt, der hat davon nur eine mittelbare Erkenntniß; daher nennt die Heilige Schrift die Kenntniß Gottes, die wir jetzt haben, eine räthselhafte und wie im Spiegel, den die Dinge bilden, die Kenntniß der Seligen aber von Angesicht zu Angesicht. Gerade in dieser Unmittelbarkeit nun besteht nach kirchlicher Lehre die Eigenthümlichkeit der beseligenden Anschauung der Heiligen. Dadurch sind sie nach der Erklärung Benedikts XII. selig,

daß sie die göttliche Wesenheit unmittelbar, d. h. unverhüllt, klar und offen schauen, nicht vermittelst eines geschöpflichen Dinges, das sich als erkanntes Object verhielte, worin sie dieselbe schauten. Ganz die gleiche Erkenntnißweise legen die Ontologen der menschlichen Vernunft als natürliche Mitgift bei. Wie wollen sie dem Widerspruche mit der kirchlichen Lehre ausweichen und den unliebsamen Folgerungen sich entziehen?

Schon der hl. Thomas nennt die Meinung, wonach auch in diesem Leben das erste Object, welches der menschliche Geist erkenne, und die erste Wahrheit, durch welche alles übrige erkannt werde, Gott sei, einen offenbaren Irrthum; denn Gott durch seine Wesenheit erkennen, mache die Glückseligkeit des Menschen aus; jeder Mensch wäre demnach im Besitze der Seligkeit. Der Hinweis auf einen etwaigen Unterschied dem Grade nach entkräftet den Beweis nicht; auch nach kirchlicher Auffassung gibt es verschiedene Grade der Anschauung Gottes; aber selbst der geringste Grad macht wahrhaft selig. Ferner ist die Anschauung Gottes ihrem Wesen nach übernatürlich; ein Unterschied dem Grade nach macht aber noch keinen Unterschied im Wesen.

Noch unglücklicher ist die Ausflucht mit der directen und reflexen Erkenntniß. Nach der scholastischen Lehre findet beim menschlichen Geiste eine allmähliche Entwicklung statt, die sich vorzüglich im fortschreitenden Denken zeigt. Dieses ist zwar eine Vollkommenheit, aber keine reine, sondern eine gemischte, die in ihrem Begriffe etwas Unvollkommenes einschließt. Das discursive Denken verlangt ein Zweifaches: einmal, daß ein Gegenstand in einem andern erkannt werde, z. B. aus der erkannten Wirkung die Ursache; dann, daß die Erkenntniß des einen Ursache der Erkenntniß des andern werde, die eine Erkenntniß aus der andern entstehe. Im letztern Momente liegt das Eigenthümliche des discursiven Denkens. Ein Engel, der aus seiner Wesenheit Gott erkennt, ähnlich wie wir einen Menschen im Spiegel erkennen, hat zwar eine mittelbare Erkenntniß Gottes, aber keine discursive, weil die Erkenntniß seiner Wesenheit und die Erkenntniß Gottes nur *eine* ist. Das discursive Denken ist eine Eigenthümlichkeit der menschlichen Vernunft, welche ihre Kenntnisse aus der sinnlichen Erfahrung schöpft. Sobald die Vernunft thätig wird, nimmt sie auch, wie unwillkürlich, wahr, daß sie das Princip ihrer Acte ist; diese dunkle Wahrnehmung wird zur bewußten und klaren Erkenntniß, indem sie ihre eigene Thätigkeit zum Gegenstande der Betrachtung macht, darauf reflectirt. Ein ähnlicher Fortschritt findet statt in Bezug auf andere Gegenstände, welche die Vernunft wiederholt betrachtet.

So erkennt sie durch Reflexion, daß der Begriff „Mensch“ allen Individuen gemeinsam ist. Bei der ersten Auffassung zeigt sich dieser Begriff weder als allgemein noch als individuell. — Nun nennen die Vertreter des Ontologismus ihre Anschauung Gottes eine directe und unbewußte und glauben auf diese Weise den Schwierigkeiten zu entgehen, werden aber gerade dadurch zu Folgerungen gedrängt, welche der Vernunft und dem Glauben widersprechen. Sehen wir näher zu.

Weil das schlußfolgernde Denken eine Unvollkommenheit einschließt, muß es von einer Erkenntniß ausgehen und in eine Erkenntniß endigen, worin der Geist das Object und den Act, wodurch er es erfaßt, zugleich klar erschaut. Jede Bewegung nämlich muß einen sichern Haltpunkt haben, von dem sie ausgeht, und ein festes Ziel, in dem sie zum Abschluß gelangt. Ausgang und Ziel des discursiven Denkens ist intellectuelles Schauen. Mit Recht bemerkt der englische Lehrer, daß was der Verstand zuerst erkenne, die höchste Gewißheit haben müsse; daher müsse er auch gewiß sein, daß er es einsehe. Diese Wahrheit tritt gerade in der Anschauung der Seligen scharf hervor. Indem dieselben Gott schauen, erkennen sie zugleich klar und bestimmt den Act, wodurch sie ihn schauen. Nun behaupten die Vertreter des Ontologismus auf einmal eine Anschauung Gottes, welche, eben weil sie der erste und natürlichste Act sei, unbestimmt sein soll, unklar, wovon wir kein Bewußtsein haben, noch je eines erlangen können. Diese Behauptung erscheint, schon in sich betrachtet, widersinnig. Wenn wir durch Abstraction und fortschreitendes Denken das Intelligibele aus dem Sinnlichen gewinnen und zum rein Geistigen aufsteigen, läßt sich eine unklare und unwillkürliche Erkenntniß Gottes leicht begreifen; eine intellectuelle Anschauung Gottes aber, die von der Erfahrung nicht bedingt ist, eine unmittelbare Anschauung der reinsten Wahrheit, die unklar und unbewußt bleiben soll, ist ganz unbegreiflich.

Dazu tritt noch ein anderer Umstand. Die Seligen erkennen nämlich nicht bloß Gott, sondern in Gott auch die Dinge. Wie Gott als Ursache die Dinge in sich schließt, so schließt die Anschauung Gottes die Kenntniß der übrigen Dinge wie ihre Ursache ein. Eine ganz ähnliche Bedeutung legt der Ontologismus seiner Anschauung Gottes bei. Sie soll das Princip aller übrigen Ideen sein, was die größte Vollkommenheit besagt; sie soll trotzdem unklar und unbestimmt sein, was die größte Unvollkommenheit, ja einen offenbaren Widerspruch einschließt. Der Anfang aller Erkenntniß muß gewiß sein. Dadurch aber wird der Geist

gewiß und bestimmt, daß er den Grund der Gewißheit erschaut und dessen sich bewußt wird. Eine andere Determination widerspricht der Natur der Vernunft.

Sollte aber auch die intellectuelle Anschauung Gottes im Sinne des Ontologismus innerlich möglich sein, jedenfalls ist sie nicht mehr vereinbar mit der Uebernatürlichkeit der seligen Anschauung. Die directe und die reflexe Erkenntniß sind correlativ und gehören derselben Ordnung an, sie verhalten sich ähnlich, wie die einfache Auffassung zum Urtheil. Die unklare und unbestimmte Erkenntniß drängt zur klaren und bewußten: die directe Anschauung Gottes soll naturgemäß zur reflexen oder bewußten werden. Soll diese nun wieder verschieden von der Anschauung der Seligen sein?

Die Erkenntnißweise, welche der Ontologismus dem menschlichen Geiste beilegt, widerspricht also der übernatürlichen Ordnung. Das Verhältniß der allgemeinen Ideen zu Gott aber, wie es der Ontologismus bestimmt, führt zum Pantheismus.

Der Begriff Wahrheit schließt ein Zweifaches ein: einmal das Sein des Dinges, dann die Auffassung oder intentionale Wiedergabe desselben durch das intellectuelle Vermögen, welche dem Sein entspricht; im letztern Momente der Uebereinstimmung besteht eigentlich die Wahrheit. Beides nun ist auf Gott als die bewirkende und vorbildliche Ursache zurückzuführen; insofern gibt es, wie nur eine Ursache der Dinge, so auch nur eine Wahrheit. Trotzdem aber kommt den Dingen nicht ein bloß scheinbares, sondern ein wirkliches Sein zu, wodurch sie eigentlich sind, und der geschaffene Verstand ist wirkliches Licht, wodurch er über dieselben urtheilt. Insofern gibt es wie verschiedene Dinge, so auch verschiedene Wahrheiten. Der Ontologismus zerstört nun diese Wahrheit der Dinge. Nach ihm stehen die wirklichen Dinge mit unserem Verstande in keinem ursächlichen Zusammenhange, sie erzeugen in keiner Weise unsere Ideen. Dazu kommt, daß nach ihm die Ideen oder Universalien von Gott nicht reell verschieden sind; auch unterscheidet der Ontologismus nicht zwischen dem Inhalte der Ideen und den Ideen als Acte des Intellectes. Nach ihm ist Gott das Licht, durch das wir alles schauen, und alle Ideen sind nur verschiedene Erscheinungsformen der Idee Gottes; auch der Gegenstand all dieser Ideen ist das göttliche Sein, nur in verschiedener Beziehung. Und doch sagen wir unsere Ideen von den wirklichen Dingen aus, erklären also, daß der Inhalt der Idee mit dem Sein der Dinge identisch sei. Das führt aber offenbar zum Pantheismus,

zumal zum pantheistischen Idealismus, der die Welt für einen logischen Proceß erklärt.

Gerade diese Folgerungen treten bei Rosmini sehr scharf hervor. Anfänglich freilich erscheint er als bloßer Anhänger der Theorie von den angeborenen Ideen, die zwar philosophisch unhaltbar ist, aber gerade nicht direct Glaubenswahrheiten in Gefahr bringt. Alle unsere Ideen, das ist sein Gedanke, enthalten den Begriff des allgemeinen Seins, und die einzelnen Ideen sind nur nähere Bestimmungen desselben.

Allerdings liegt diese Vorstellung all unseren Begriffen zu Grunde, und wo dieser Begriff entschwindet, hört auch das Denken auf. Ein Denken ohne Gegenstand ist unmöglich, und dieser muß wenigstens irgend welches Sein haben. Daher ist der Seinsbegriff der erste Begriff; aber daraus folgt noch nicht, daß er angeboren sein muß. — Dieser erste Begriff ist der allgemeinste, weil er von allen Dingen ausgesagt werden kann; er ist der unvollkommenste, weil er alle Dinge nur unter dem Gesichtspunkte auffaßt, daß sie etwas sind. Dieses erste Sein im Denken, das seinem Inhalte nach sich mit der Wesenheit jedes Dinges deckt und mit ihm zusammenfällt, findet sich in jeder Erkenntniß wieder und ist über keines der Dinge erhaben. Ganz verschieden von diesem ersten Sein im Denken ist jenes erste Sein der Causalität nach, Gott, das absolute Sein und die erste Ursache, das alle anderen Dinge überragt. Zur Bildung dieses Seinsbegriffes gelangen wir nur allmählich durch Umschreibung, wodurch wir ihn von den übrigen Begriffen ausscheiden und Gott zueignen. Nach den Grundsätzen des Ontologismus haben wir einen eigenthümlichen Begriff von Gott, weil wir ihn durch unmittelbare Anschauung gewinnen.

Offenbar ist es ein grober Mißgriff, wenn jemand das erste Sein im Denken und das erste Sein der Causalität nach verwechselt. Und doch macht sich die moderne deutsche Philosophie vielfach dieser Verwechslung schuldig. Alle Dinge wären demgemäß nur Erscheinungen dieses einen Seins, mag man nun diesen Proceß mehr physisch oder logisch nehmen. Tragen nun auch die Vertreter des Ontologismus diese Lehre nicht ausdrücklich vor, so stellen sie doch bei der Erklärung der Ideen Grundsätze auf, die folgerichtig dazu führen. In den späteren Werken Rosmini's, denen die Lehrsätze entnommen sind, tritt die Folgerung offen hervor. Zunächst lehrte Rosmini, daß sich dem menschlichen Geiste etwas Göttliches offenbare, etwas von der göttlichen Natur, und zwar im eigentlichen Sinne, etwas vom nothwendigen und ewigen Sein, von der schöpferischen Ur=

sache, das eben Gott sei. Dann erklärt er in verschiedenen Wendungen, jenes allgemeine und unbestimmte Sein, das ohne Zweifel jeder Intellect erkenne, sei jenes göttliche Sein, das sich dem Menschengeiste offenbare (These 1—8) [1]. Damit bewegen wir uns bereits auf dem Gebiete des Pantheismus.

Weswegen aber nennt Rosmini das ideale Sein nur etwas Göttliches, zur göttlichen Natur gehörig, und nicht Gott schlechthin? Weil Gott zwar Gegenstand jener ersten Anschauung ist, aber bloß gerade als Ursache der Welt; wir sehen das göttliche Wort seiner Natur nach, aber noch nicht seiner Persönlichkeit nach. Damit behauptet Rosmini (These 37) [2] ausdrücklich, daß man die göttliche Wesenheit schauen könne, ohne die göttlichen Personen zu schauen: eine Annahme, die von jeher bei den Theologen als unmöglich galt, wozu aber der Ontologismus gedrängt wird, wenn er anders die heiligste Dreifaltigkeit als ein Geheimniß für den Erdenpilger wahren will. Ja gerade hierin findet Rosmini (These 36) [3]

---

[1] 1. In ordine rerum creatarum immediate manifestatur humano intellectui aliquid divini in se ipso, hujusmodi nempe quod ad divinam naturam pertineat.

2. Cum divinum dicimus in natura, vocabulum istud divinum non usurpamus ad significandum effectum non divinum causae divinae; neque mens nobis est loqui de divino quodam, quod tale sit per participationem.

3. In natura igitur universi, id est in intelligentiis quae in ipso sunt, aliquid est, cui convenit denominatio divini non sensu figurato, sed proprio. — Est actualitas non distincta a reliquo actualitatis divinae.

4. Esse indeterminatum, quod procul dubio notum est omnibus intelligentiis, est divinum illud, quod homini in natura manifestatur.

5. Esse quod homo intuetur necesse est, ut sit aliquid entis necessarii et aeterni, causae creantis, determinantis ac finientis omnium entium contingentium: atque hoc est Deus.

6. In esse quod praescindit a creaturis et a Deo, quod est esse indeterminatum, atque in Deo, esse non indeterminato, sed absoluto, eadem est essentia.

7. Esse indeterminatum intuitionis, esse initiale, est aliquid Verbi, quod mens Patris distinguit non realiter, sed secundum rationem a Verbo.

8. Entia finita, quibus componitur mundus, resultant ex duobus elementis, id est ex termino reali finito, et ex esse initiali, quod eidem termino tribuit formam entis.

[2] 37. Primum lumen reddens animam intelligentem est esse ideale; alterum primum lumen est etiam esse, non tamen mere ideale, sed subsistens ac vivens: illud abscondens suam personalitatem ostendit solum suam objectivitatem: at qui videt alterum (quod est Verbum), etiamsi per speculum et in aenigmate, videt Deum.

[3] 36. Ordo supernaturalis constituitur manifestatione esse in plenitudine suae formae realis; cujus communicationis seu manifestationis effectus est sensus (sentimento) deiformis, qui inchoatus in hac vita constituit lumen fidei et gratiae, completus in altera vita constituit lumen gloriae.

den eigenthümlichen Unterschied zwischen der natürlichen und der übernatürlichen Ordnung; in jener theilt sich uns das wesenhafte Sein seiner idealen Form nach mit, in dieser offenbart es sich auch in der Fülle seiner realen Form, d. h. nach dem ganzen Zusammenhang; in jener schauen wir die Wesenheit Gottes als schöpferisches Princip der Welt, in dieser schauen wir auch ihre Subsistenz und Persönlichkeit. Aber die Anschauung Gottes seiner Persönlichkeit nach ist doch offenbar als naturgemäße Vollendung oder Ergänzung der Anschauung der göttlichen Wesenheit anzusehen: wir können in dieser willkürlichen Bestimmung des Natürlichen und Uebernatürlichen kaum mehr irgend welchen vernünftigen Sinn, geschweige denn den kirchlichen Lehrbegriff wiederfinden.

Wir schließen mit der sehr zutreffenden Bemerkung Liberatore's, Rosmini scheine bei der ersten Fassung seines Systems Kant vor Augen gehabt zu haben, bei der zweiten Hegel, vielleicht in der eitlen Hoffnung, deren Anschauungen durch eine gewisse Mäßigung mit der kirchlichen Lehre in Einklang bringen zu können; in Wahrheit jedoch sei der Rosminianismus nichts anderes, als der deutsche Pantheismus in italienischem Gewande.

B. Felchlin S. J.

---

# Jeanne d'Arc im Urtheile der neuern Geschichtschreibung.

(Schluß.)

Ließe sich vielleicht gegen die Zeugnisse der französischen Historiker der Einwand zu großer Begeisterung für ihre Nationalheldin erheben, bei den Urtheilen der an und für sich schon kälteren deutschen Geschichtschreiber, die sich zudem eher von Abneigung als von Zuneigung leiten lassen, wenn von Frankreich die Rede ist, haben wir diesen Vorwurf sicherlich nicht zu befürchten. Eröffnen wir diese Reihe mit einem Urtheile Böttigers vom Jahre 1820 in der „Allgemeinen Encyklopädie" von Ersch und Gruber[1]: „Die kritische Geschichte hat auch an der französischen Heroine ihre ernsten Rechte zu üben und sie aus dem Reiche des Wunderbaren in den Zusammenhang des Gewöhnlichen zu ziehen gesucht, und

---

[1] V, 120.

solche Versuche müssen wenigstens angezeigt werden. Man hat vier Erklärungsarten ihres räthselhaften Daseins. Die Zeiten der beiden ersten, sie für ein unmittelbares Werkzeug Gottes oder des Teufels zu halten, haben aufgehört. Aber man hat auch in ihrem Leben bloß eines der sonderbarsten Spiele des launenhaftesten Zufalls, oder endlich einen von den französischen Großen fein angesponnenen und durchgeführten Plan gefunden, durch eine, wie es scheinen sollte, fast unmittelbare Hilfe des Himmels den entmuthigten König wieder aufzurichten. Nach vier Jahrhunderten kann aber auch wohl die Wahrheit auf einem besonnenern Wege zwischen Zufall und Menschenplan gesucht werden. Das Wichtigste klärt zum Theil ihr früheres Leben auf." Dann beginnt Böttiger eine Erklärung, die im Grunde nichts erklärt. Johanna hat früher Pferde gehütet, sie besaß eine ungewöhnliche Reizbarkeit der Phantasie, dazu kommt die politische Richtung ihrer Schwärmerei u. s. w. „Leutseligkeit und Frömmigkeit war ein Hauptzug ihres Charakters, und so konnte unter ihrer Fahne alles leicht das Gepräge eines heiligen Krieges bekommen. Den Vortheil davon scheinen die französischen Feldherren nicht verkannt zu haben. Man ließ Johannen den Schein, weil das Volk an sie glaubte."

Einen vollständig entgegengesetzten Standpunkt nimmt das im Jahre 1834 erschienene Werk von Guido Görres[1] ein, welches sich durch gründliches Studium und classische Darstellung auszeichnet. „Dieses gerade liegt manchmal in dem Plane der ewigen Weisheit Gottes, daß er vor den Augen der Welt die Klugheit der Weisen durch die Einfalt der Kinder beschämt und mit dem schwachen Lilienstengel die stolze Eiche zerschlägt: auf daß der Hochmuth der Spötter und die Klugheit der Zweifler zu Schanden werde und die Welt erkenne, daß ein Gott im Himmel lebt und er der Herr ist und ihm die Ehre gebührt. Eine solche Geschichte nun und eidlich beglaubigt wie kaum eine andere von vielen Augenzeugen ist die des Hirtenmädchens Johanna von Arc, nach ihrem großen Sieg

---

[1] Die Jungfrau von Orleans nach den Proceßacten und gleichzeitigen Chroniken von G. Görres mit einer Vorrede von J. Görres. Regensburg 1834. Mit einigen Verbesserungen könnte man dieses Buch auf die Höhe der gegenwärtigen Forschung bringen und zu einem wahren Hausbuch des deutschen Volkes machen. Uebrigens halten wir die Biographie auch in ihrer alten Gestalt für das beste Werk, welches wir in Deutschland über die Jungfrau besitzen. In Frankreich und Belgien erschien je eine französische Uebersetzung. Die Pariser Uebersetzung erlebte vor kurzem eine neue Auflage. Großes Lob wird Görres gespendet von Michelet, Histoire de France VI, 303; Revue des deux mondes 1856. I, 315 ss. Zur Kritik vgl. Sickel, Histor. Zeitschrift IV, 282; Revue des questions histor. 1886. XL, 674.

die Jungfrau von Orleans genannt; eine Geschichte groß und kühn und thatenreich, wie die des muthigsten Ritters, und zart und lieblich und rührend, wie die einer heiligen, gottgeweihten Jungfrau, durch und durch aber von dem lebendigen Athem Gottes durchweht, dessen Wunder allenthalben daraus hervorscheinen, wie die lichten Sterne am stillen, nächtlichen Himmel."

Keine Erklärung, aber eine ansprechende Darstellung des Lebens Johanna's gibt Alexander Schmidt[1] in dem zweiten Bande seiner Geschichte von Frankreich (1840). Aus ihrer Jugend hebt er folgende Züge hervor: „Ihre Güte und Bescheidenheit, ihre Arbeitsamkeit und Gottesfurcht und ihre Wohlthätigkeit und Bereitwilligkeit, Kranke zu pflegen, verschafften ihr die Liebe aller Dorfbewohner. Ihre Frömmigkeit zog ihr bisweilen den Spott ihrer Altersgenossen zu, für deren Vergnügungen, sowie für Tanz und Gesang, sie keinen Sinn hatte; oft besuchte sie die Kirche und beichtete, bisweilen fand man sie auch allein in derselben knieend und mit gefalteten Händen vor dem Bilde des Erlösers und der Jungfrau Maria." Ueber ihr späteres Leben sagt Schmidt u. a.: „Ihre feste Entschlossenheit und ihr unerschütterlicher Muth, ihre Einsicht in der Anordnung und Leitung des Kampfes und die Bereitwilligkeit und Ausdauer, womit sie alle Gefahren und Beschwerden des Krieges theilte, hatten die Bewunderung auch der erfahrensten Anführer erregt; ihre Fürsorge für kranke und verwundete Kriegsleute hatte die Ergebenheit gegen sie noch vermehrt und die Reinheit und Strenge ihrer Sitten einem jeden Achtung eingeflößt. Sie blieb aber stets das bescheidene, fromme und demüthige Landmädchen; sie wies die Ehre zurück, welche man ihr erweisen wollte, und bekannte, daß man nur Gott danken müsse für das, was sie gethan habe."

Auch Raumer nimmt in seinem historischen Taschenbuch vom Jahre 1845 der Jungfrau gegenüber einen objectiven Standpunkt ein. Er sagt: „Da es über allen Zweifel gewiß erscheint, daß Johanna das Ausgesagte nicht vorsätzlich erlog, so wird jeder Theilnehmende zu dem Versuche hingetrieben, eine Erklärung aufzustellen. Daß Gott sich in obbesagter Weise offenbaren könne, wird nicht bestritten, wohl aber bemerkt, daß nicht alle Weissagungen Johanna's in Erfüllung gegangen (z. B. sie werde Paris einnehmen und den König von England sprechen[2]) . . . In

[1] F. A. Schmidt, Geschichte von Frankreich. Hamburg, Perthes, 1840. II, 291 ff.

[2] Wir werden vielleicht Gelegenheit haben, in einem spätern Aufsatz diesen vielumstrittenen Punkt näher zu erörtern. Hier bemerken wir nur, daß man wohl unter-

unseren Tagen würde mancher Erklärer vielleicht von Magnetismus und Hellsehen sprechen, obgleich hierdurch das Räthsel mehr auf eine neue Weise bezeichnet als völlig gelöst wird. Die Grenze, wo die gewöhnlichen, natürlichen Kräfte des Menschen unzureichend erscheinen ... ist schwer zu erkennen, aber ein solches ungewöhnliches Ueberschreiten derselben weder unbedingt als unmöglich zu läugnen, noch aus kleinlichen Gründen leichtsinnig anzunehmen" (S. 473). Diesem letzten, durchaus richtigen Grundsatze fügen wir nur noch die Schlußworte der Arbeit Raumers bei: „Unparteiische Forschung bestätigt diesen Ausspruch (des zweiten Processes) und zeigt, daß die Jungfrau zu den edelsten und seltensten Gestalten gehört, welche durch das volle Licht der geschichtlichen Wahrheit nicht verlieren, sondern in jeder Beziehung gewinnen" (S. 489).

Wir müssen hier auch einer Schrift Erwähnung thun, die der Geheime Medicinalrath Hecker im Jahre 1848 „über Visionen" zu Berlin erscheinen ließ, weil die in ihr gegebene Erklärung der Visionen der Jungfrau von manchen Historikern angenommen wurde. „Visionen", so sagt Hecker, „kommen überall durch subjectives Sehen zu Stande ... Was innerhalb des Sehorgans mit gespannter Kraft vorgeht, erscheint äußerlich als sichtbarer Gegenstand. Dasselbe geschieht im Gehörorgan wie in allen übrigen Sinnen, und man nennt alle diese Wahrnehmungen ohne Gegenstand Hallucinationen ... Die einfache, elementare Vision ist die Vision des gestaltlosen Lichtes ... Auch war die erste Vision der unvergleichlichen Jungfrau von Orleans, welcher Frankreich seine Rettung verdanken sollte, von gleicher Gestaltlosigkeit (Helle, Licht zur Rechten, Anregung zu Gelübden, bald Gestalten) ... Man erkennt den Kern ihrer Gefühle, die Innigkeit ihrer Vaterlandsliebe, nicht minder aber auch einen höchst bedeutsamen Zug ihrer freien Geistesregung, wenn sie aus dem Munde des Erzengels selbst eine mahnende Schilderung der Leiden ihres Volkes vernahm. Welcher Unterschied von dem Gaukelspiele einer ungezügelten Phantasie! Die klare Wirklichkeit der Dinge, die ihr geläufig war, übertrug sie in die lautere Gedankenfolge, in die klangvoll edle Rede von Frankreichs Schutzengel; ihre höchste Ekstase gab den Thatsachen, die ihren Willen, ihren Entschluß herausforderten, einen überirdischen Ausdruck ... Hierbei ist vor allem die außerordentliche, in dieser Beständigkeit und Ausdehnung nie vorgekommene Eigenthümlichkeit

---

scheiden muß zwischen solchem, was die „Stimmen" Johanna mittheilten, und dem, was Johanna, sei es scherzweise, sei es um anderen Muth zu machen, oder sei es, weil sie es selber so auffaßte und erstrebte, ankündigte.

ihrer geistigen Anregung hervorzuheben, daß ihre Phantasie nicht den leisesten Antheil daran zu gewinnen vermochte ... Johanna's Erscheinungen waren Bilder der Vorstellung; zu ihrer anfänglichen Gestaltung hatte die Phantasie, äußere Eindrücke verarbeitend, allerdings das Ihrige beigetragen; sie waren aber in ihren Umrissen vollendet ... Das meiste (was die Jungfrau gethan) war die Wirkung einer übermenschlichen Geisteskraft, welche durch ihre Visionen, d. h. durch die ihr gleichbedeutende Gewißheit einer höhern Eingebung gehoben wurde." Hecker schließt seine Abhandlung mit den Worten: „Einen solchen Sieg gewann die einfache Jungfrau von Domremy über ihr Zeitalter, ja über die menschliche Natur durch die Macht der Visionen, durch die Kraft des Geistes, welcher das Höchste erreicht, wenn seine edelsten Gedanken, durch die Sinne nach außen in die Wirklichkeit versetzt, wie aus einer andern Welt zu ihm zurückkehren." [1] Was erklärt nun diese Erklärung? Vom Standpunkt des Mediciners (und als solcher spricht ja Hecker) nichts; denn Hecker muß eine „übermenschliche Geisteskraft" und „eine nie vorgekommene Eigenthümlichkeit der geistigen Anregung" zu Hilfe rufen. Aber trotzdem werden die Voraussagungen und Thaten der Jungfrau auch dadurch nicht erklärt. Ein Mensch, der bis zu seinem Tode solche Hervorbringungen seiner Geisteskraft als objective, außer ihm existirende Wesen vertheidigt, wird allgemein für geisteskrank gehalten. Das Gegentheil von Geisteskrankheit aber, ruhiges, klares, von aller Phantasterei entferntes Urtheil steht bei Johanna unwiderleglich fest [2].

---

[1] J. F. Hecker, Ueber Visionen. Berlin 1848. S. 4. 16 f 24. 35.

[2] Ein französischer Mediciner, A. Brierre de Boismont, erklärt in seinem Werke „Des hallucinations ou histoire raisonnée des apparitions, des visions" (Paris 1862. 3e éd. p. 540): „Il en résulte que les voix et les révélations de la Pucelle d'Orléans sont devenues pour nous des hallucinations physiologiques et des phénomènes de la force nerveuse, sans qu'aucun de ces deux états fut entaché de folie." Zur Erklärung bedarf er dann somnambules Hellsehen u. s. w. Die Behauptungen dieses Arztes sind hinreichend widerlegt in den eingehenden Untersuchungen von P. J. de Bonniot S. J. in den Etudes relig. 1874 (XXV. Bd.) und 1877 (XII, 145—160. 321—351) über das Wesen und die unterscheidenden Merkmale der Hallucination; ebendort (XII, 500—530) wird von demselben Verfasser in dem Aufsatze „Jeanne d'Arc a-t-elle hallucinée?" die Unhaltbarkeit aller ähnlichen Erklärungsversuche dargethan (vgl. ferner diese Zeitschrift XV, 248). Auch in den beiden neueren Specialschriften von Hoppe (Hallucinationen und Illusionen. 2. Aufl. Berlin 1884) und Sully (Die Illusionen. Eine psychologische Untersuchung. Leipzig 1884) vermochten wir nicht eine Erklärung für die Thatsachen im Leben der Jungfrau zu finden. Sully versteht unter Hallucination die Projection eines geistigen Bildes nach

Der Auffassung Heckers folgt Karl Hase in seinem Buche „Neue Propheten" (1851). Er schließt, wie alle anderen, jeden Betrug aus: „Auch die Zeitgenossen haben nicht ernsthaft an ein Lügengewebe der Jungfrau gedacht ... Aber ihr Ich, ihr Genius ist ihr äußerlich geworden und in der Gestalt des Erzengels und der beiden jungfräulichen Heiligen erschienen ... In der That, dieser Engel, diese hl. Katharina ist ihr unbewußt ihre eigene hohe Seele, wie ein Dämon des Sokrates; daher läßt sie von ihren Rathschlägen sich leiten und sagt gar naiv von ihren Heiligen: Ich bin immer ihrer Meinung. Dem scheint entgegenzustehen, daß doch das Wollen und Wissen der Heiligen auch als ein ganz anderes erscheint als das der Jungfrau: daß sie Orleans befreien und den König nach Reims führen soll, diese Berufung, vor der das arme Mädchen von Domremy zurückschreckt; die Weissagung ihres Martyrthums, die sie nach ihrer Hoffnung deutet, und gegen den Willen ihrer Heiligen hat sie sich vom Thurm gestürzt." Diesen sehr begründeten Einwurf, der einen häufigen tiefgehenden Widerspruch Johanna's gegen ihre Stimmen darthut und der somit alles Gerede von nach außen projectirten Lieblingsgedanken der Jungfrau als nichtig erkennen läßt, glaubt Hase also widerlegen zu können: „Allein der wäre ein sehr erhabener oder sehr beschränkter Mensch, der immer nur eines wollte, und wer unter uns hätte nie etwas in sich gefühlt, wie ein zweifaches Ich?

---

außen, dem kein äußerer Gegenstand entspricht. Nach ihm „fallen die Hallucinationen zum großen Theil unter die Kategorie der entschieden pathologischen Erscheinungen" (S. 106); es wären also sehr starke und unter den verschiedensten Umständen andauernde Hallucinationen, wie man sie bei der Jungfrau nach der obigen Meinung annehmen müßte. Als Ursachen der Hallucinationen führt Sully an: 1) locale Erkrankung des Sinnesorganes, 2) Zustand tiefer körperlicher oder geistiger Ermattung, 3) krankhafte Gemüthszustände wie Furcht, 4) äußere Ruhe und Stille, 5) Wirkung gewisser Gifte (S. 108). Welche von diesen Ursachen würde bei der Jungfrau für die Dauer ihres Lebens Stand halten? — Bruno Schön wendet sich in seinen „Mittheilungen aus dem Leben Geistesgestörter" (Leipzig, Hartleben, 1859. S. 251) gegen die Behauptung des Dr. Rud. Leubuscher (Der Wahnsinn in den vier letzten Jahrhunderten, Halle 1848), der die Jungfrau für eine pathologische Erscheinung hält, „weil sie Dinge sieht, die nicht existiren, weil sie der festen Ueberzeugung ist, daß ihre eigenen Gedanken ihr von anderen Wesen zugeflüstert werden". Schön meint dann aber selbst: „Johanna kann Hallucinationen und zugleich mit denselben den Beistand Gottes zur Vollbringung ihrer gewiß verdienstlichen und lobenswerthen Werke gehabt haben, was die transcendentale Philosophie gewiß nicht läugnen wird." Uns möchte es weniger geziemend erscheinen, daß Gott einen außerordentlichen Beruf vermittelst sonst nur krankhafter Affectionen zu erkennen geben sollte; zudem würde dadurch die Unterscheidung von Wirklichkeit und Täuschung nur zu sehr erschwert.

Wie die Gedanken sich untereinander verklagen, so berathen sie sich auch untereinander, und waren die Geister der Jungfrau nur hinausgeworfene Strahlen ihres eigenen Geistes, so liegt darin naturgemäß, daß derjenige Theil des Ich, der im Bewußtsein seiner selbst geblieben ist, in seiner Unterscheidung von dem erscheinenden Genius diesem den bessern Theil des gemeinsamen Besitzthums zutheilt, sowie umgekehrt bei dem Verkehr mit den bösen Geistern diesen die verführende Macht zugeschrieben wird, welche im eigenen Ich liegt." Aber eine neue Schwierigkeit! „Freilich, mit Phantasien eines aufgeregten Mädchens wird noch keine Schlacht gewonnen und kein Thron neu begründet ..." Doch hier hilft das „Vorgefühl ihrer historischen Bestimmung". „Diese Bestimmung war bedingt durch eine Glut der Andacht, der unbedingten Hingabe an Gott, in welcher Johanna ebenbürtig neben den großen Heiligen des Mittelalters steht." Aber wiederum: „Man wird vielleicht sagen: wie viel Zufälliges, Unberechenbares mußte da zusammenkommen! Als ob es nicht zusammentreffen müßte, wenn die Geschicke eines Volkes sich vollziehen. Wie viel uns Zufälliges, Unberechenbares mußte geschehen, bevor auf den Trümmern der ersten französischen Revolution der kriegerische Kaiserthron sich erhob!"[1] Also alles muß! Da ist natürlich bei dem Lehrer der protestantischen Theologen wohl kein Platz mehr für eine christliche Auffassung. Dies ist selbst für das durch und durch protestantische Gewissen Semmigs, der doch sogar „im Jahre 1878 zu Leipzig die Festrede zu Ehren Voltaire's und Rousseau's gehalten", des Guten etwas zuviel. Er wendet sich scharf gegen Hase, der trotz seiner Behauptung, die Jungfrau sei von Gott gesandt, einfach pantheistische Sätze aufstelle. Auch die Erklärungen Hase's will er nicht gelten lassen. Gegen dessen Bemerkung in Betreff des von der Jungfrau dem König mitgetheilten Geheimnisses, daß es nämlich „eine einfach sich von selbst verstehende Rede loyaler Anerkennung des göttlichen Rechtes des Königs gewesen, die sich später leicht zur Offenbarung des Gebetes steigern mochte", führt Semmig die Worte Quicherats an: „Wenn Johanna nur dies zu Karl VII. gesagt hätte, so hätte sie nur das wiederholt, was seine Minister und vertrauten Räthe ihm alle Tage sagten. Nicht durch diese banale Rede wäre die Ungläubigkeit des Königs besiegt worden."[2]

---

[1] Karl Hase, Neue Propheten. Leipzig 1851. S. 71. 77 f. 82 f.

[2] Semmig, Jungfrau von Orleans, S. 227. 232. 238. Vgl. S. 229, wo Semmig die von Hase der Jungfrau in den Mund gelegten Worte: „Es ist nicht Blut, was aus der Wunde quillt, es ist Ruhm", als unwahr bezeichnet. Er hatte

Durch seine große Geschichte von England hat sich Reinhold Pauli einen Namen als Kenner der englischen Geschichte gemacht. Im fünften Bande (1858) spricht er auch des nähern von der Jungfrau. Von ihrem Processe bemerkt er: „Am 21. Februar (1431) wurde auf dem alten herzoglichen Schlosse jenes Verfahren eröffnet, welches uns die sichersten Beiträge zu der wunderbaren Lebensgeschichte des Mädchens und die untrüglichsten Beweise ihrer Unschuld geliefert hat. Offen und rein waren ihre Aussagen, ihre Vertheidigung selbst unter maßlosem Kerkerleiden und im Angesicht der Folter für den rohen Fanatismus ihrer geistlichen Richter entsetzlich demüthigend."[1] Später hat dann Pauli in seinen Bildern aus Alt-England[2] eine eingehende Charakteristik der Jungfrau geliefert: „Was den Zeitgenossen ein Wunder des Himmels oder Ausgeburt der Hölle, bleibt auch Unparteiischen ein Räthsel. Sie steht, wie sie leibt und lebt, so menschlich schön, so zauberisch hoch da, daß keine Kunst, weder Poesie noch Malerei noch Sculptur, der rein historischen Gestalt so leicht volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Es sind endlich keine Legenden, sondern ernst beglaubigte Thatsachen, die in zahlreichen nüchternen Berichten und trockenen Urkunden zu lesen sind ... Urkundliche ärztliche Zeugnisse versichern, daß ihr Körper durchaus gesund gewesen. Von Betrug ferner war in ihrer reinen Seele keine Spur zu finden, und wie wir noch sehen werden, sie war mit einem hellen Verstande begabt, der für absolute Schwärmerei am wenigsten Raum hatte. Ihr war der wunderbare Zustand, in den sie sich versetzt meinte, jedenfalls eine Wirklichkeit, eine Offenbarung, ein Ergriffensein, das dann in der That den Anstoß zur Befreiung von Frankreich gegeben hat. Die wissenschaftliche Erfahrung freilich vermag ihn nur als einen jener seltenen und doch nicht beispiellosen Fälle des Seelenlebens zu fassen, in denen ohne pathologisch erkennbare Ursachen Hellsehen und Hellhören die Sinne beherrscht." Letztere Bemerkung zeigt, daß man eben das Räthsel

---

sich auch über diesen Punkt von Quicherat Aufschluß erbeten, der ihm am 15. October 1879 schrieb: „Nicht nur finden sich diese Worte in keiner Urkunde des 15. Jahrhunderts, sie sind überhaupt nicht Worte der damaligen französischen Sprache. Wollte man auch annehmen, daß Johanna gewußt hätte, was das ist: ‚Ruhm', so ist es doch durch die Urkunde bewiesen, daß es nicht das war, was sie suchte." Vor ihren Richtern betheuerte die Jungfrau, sie habe ihre Stimmen nie um einen andern Lohn als um die Rettung ihrer Seele gebeten: „Dixit etiam quod nunquam requisivit a voce praefata aliud praemium finale, nisi salvationem animae suae" (Procès I, 57).

[1] Reinhold Pauli, Geschichte von England. Gotha 1858. V, 226.

[2] Bilder aus Alt-England. 2. Aufl. Gotha 1876. S. 303—333.

auf jede Weise, wenn auch ohne irgendwie genügende Gründe, lösen möchte. Pauli schildert dann u. a. den Muth der Jungfrau während des langen Processes: „Mag es hinreichen, darauf aufmerksam zu machen, daß auch in dieser letzten Noth das schwache Mädchen ein Heldenthum entwickelt hat, wodurch ihre Tapferkeit in der Schlacht noch weit überboten wurde . . . So endete die Jungfrau von Orleans so herrlich und erhaben wie je ein gottbegeisterter Martyrer . . . Möge Frankreich stets in Ehren stolz bleiben auf Johanna, das Mädchen von Orleans, und das reine Bild, wie es die Geschichte überliefert hat, nicht abermals verzerren lassen."

Die Arbeit, die nun zunächst Berücksichtigung verdient, hat zum Verfasser den bedeutendsten Diplomatiker unserer Zeit, Theodor Sickel[1]: solange er sich auf seinem Gebiete der Diplomatik hält, dürfen wir unbedingt beipflichten. Und hier registriren wir vor allem Sickels Urtheil über die Ueberlieferung der beiden Processe: „Die diplomatische Ueberlieferung der Proceßacten läßt nichts zu wünschen übrig" (S. 275). Ferner: „Sagen wir es gerade heraus: nach Ausscheidung all der Momente, welche nachweisbar durch die Ueberlieferung umgebildet sind, bleibt noch eine Anzahl vollkommen verbürgter Momente, welche die Quellen als Wunder bezeichnen — es handelt sich um die Frage, wie diese aufzufassen und geschichtlich zu behandeln sind" (S. 280). Bei der Darlegung seiner Auffassung geht aber Sickel weit über das Gebiet des Historikers hinaus, ja er macht ein Axiom zum Fundament der Geschichte, das philosophisch unhaltbar ist. Sickel sagt: „Die wissenschaftliche Erkenntniß in der Geschichte beruht auf dem Axiom, daß es eine ewig feststehende und erkennbare Weltordnung gibt, die in Bezug auf menschliches Leben ausgeprägt ist in den Entwicklungsgesetzen des Individuums und der Gesellschaft . . . Unsere menschliche Erkenntniß vermag nie ganz heranzureichen an das gotterfüllte Sein der Welt . . . Mag es der einzelne als Glaubenssatz aufstellen und bekennen, daß die Vorsehung über die Ordnung, die wir als von ihr gesetzt erkennen, hinausgehen kann; sobald er ihn in die Geschichte zu übertragen versucht, entkleidet er sie ihres Charakters als Wissenschaft . . . Die Zulassung von Wundern bietet bei der Elasticität, deren diese Auffassung fähig ist, nur zu leicht einen bequemen Ausweg aus dem Labyrinth der Quellenberichte dar."

---

[1] In der Historischen Zeitschrift 1860. IV, 273—330. Auch separat erschienen: Th. Sickel, Jeanne d'Arc. München 1861.

Daß die Zulassung von Wundern Mißbräuchen ausgesetzt sein kann und wirklich solchen ausgesetzt gewesen ist, läugnen wir nicht; wir können eine unvernünftige Wundersucht nicht billigen. Ebenso wenig ist es aber zulässig, eine unvernünftige Wunderscheu als wissenschaftliches Axiom aufzustellen und alle mit dem Kainszeichen der Unwissenschaftlichkeit zu brandmarken, welche die Möglichkeit der Wunder anerkennen. Denn mit derselben absoluten Nothwendigkeit, mit der wir aus dem Chronometer auf einen Meister dieses feinen, complicirten Getriebes schließen müssen, sind wir auch gezwungen, für das millionenfach complicirtere Getriebe der Weltmaschine einen Werkmeister anzuerkennen. Nun, mußte sich denn dieser Weltenmeister derartig an den Lauf dieses Räderwerkes binden, daß er nie und nimmer auch nur dem kleinsten, tausendmillionsten Theilchen für eine kurze Zeit eine andere Richtung geben könnte? Die Geschichte kann freilich keine Thatsache, die absolut unmöglich ist, zugeben, wenn sie auch noch so verbürgt und beglaubigt erschiene. „Man muß sich aber hüten," so hat schon Rühs in seiner Propädeutik des historischen Studiums gewarnt (Berlin 1811, S. 243), „mit dem Unmöglichen das Unmöglichscheinende zu verwechseln, ein Fehler, der bei Mangel an Einsicht so gewöhnlich ist." Freilich haben manche Gelehrte sich abgemüht, das Wunder als absolut unmöglich zu beseitigen; aber es ist ihnen nie gelungen, die entgegenstehenden Gründe zu entkräften[1]. Kein Historiker hat somit das Recht, die absolute Unmöglichkeit des Wunders als wissenschaftliches Axiom aufzustellen.

Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß Sickel manches in dem Leben der Jungfrau zu erklären versucht; ob diese Erklärungen befriedigen, möchten wir nicht zu behaupten wagen. In Betreff der Visionen stimmt er der Ansicht Heckers bei, von der bereits oben gesprochen wurde. Das von der Jungfrau dem Könige mitgetheilte Geheimniß erklärt Sickel also: „Ein erster Strahl drang in Karls Herz, daß, als er schon selbst an seinem Recht gezweifelt, das schlichte und vertrauensvolle Wort der Jungfrau ihm wieder die Gewißheit seines Rechtes gab. Das war das Geheimniß seiner Gedanken, das ihm das Mädchen enthüllte, und das, wie damals alle meinten, ihr nur durch göttliche Eingebung bekannt sein könne" (S. 298). Wir haben vernommen, wie wegwerfend sich Quicherat über eine solche Erklärung äußert. Von dem Schwert, welches Johanna

---

[1] Vgl. J. Knabenbauer S. J., Das Wunder vor dem Forum der „modernen Wissenschaft", in dieser Zeitschrift, Bd. VIII, S. 1 ff. 241 ff.

aus der Kirche der hl. Katharina von Fierbois holen ließ, meint Sickel: „Mochte Johanna das Schwert gesehen oder von ihm gehört haben, also eine Erinnerung haben, oder mochte sie nur die Vermuthung haben, daß in den Gräbern jener Kirche irgend ein Schwert sich finden werde, wie sie alle auf ihre Mission bezüglichen Gedanken als von den Stimmen ausgehend faßt, so konnten ihr auch ihre Erinnerungen oder Vermuthungen um so mehr als solche erscheinen, da das Verlangen nach einem Schwert aus dieser Kirche ihrer Verehrung für die hl. Katharina entsprang. Sind es nicht auch Erinnerungen dessen, was sie selbst erlebt hat oder von anderen erzählen gehört hat, wenn die Stimmen ihr die Noth des Landes schildern?" (S. 305.) Die Jungfrau hat in dem Proceß auf die Frage, wie sie denn gewußt, daß dort ein Schwert sei, ganz klar gesagt, sie habe es durch ihre Stimmen erfahren [1], ohne auch nur hinzuzusetzen „wie es mir scheint", was sie sonst thut bei dem, was ihr nicht mehr recht erinnerlich. Wenn man so die klarsten Antworten als Hallucinationen erklären will, so heißt das nur mit sich selbst in Widerspruch gerathen; denn man müßte entweder den hellen, klaren Verstand oder aber die Wahrheitsliebe der Jungfrau in Zweifel ziehen: beides aber will und kann man nicht bezweifeln, weil die eine wie die andere Behauptung gegen alle vorliegenden Documente verstoßen würde. Noch weniger vermag die Erklärung Sickels über die Voraussagung der Wunde vor Orleans [2] zu befriedigen: „Ihre Kunst, die Verwundung vorauszusagen, reducirt sich auf Muth, Selbstbewußtsein und Gottvertrauen, ohne die man die ganze Erscheinung nicht begreifen kann" (S. 310). Wie stimmen endlich diese Erklärungen so wenig mit dem Bilde, das uns der Diplomatiker nach den besten Quellen von der Jungfrau entworfen: „Ihr guter Christenglaube machte sie unzugänglich für den Aberglauben . . . Alle rühmten ihren Lebenswandel, wie sie still, fleißig und sittsam gewesen, nie freventlich geschworen, Kranke gepflegt, Arme unterstützt und beherbergt" (S. 294). „Sie sprach wenig, ihre Rede war schlicht und bestimmt und selbst in erhöhter Stimmung schmucklos. Wie sie auch das Kleinste in unmittelbare Beziehung zu Gott setzte, hatte sie die Gewohnheit, ihre Aussagen

---

[1] „Interrogata qualiter sciebat illum ensem ibi esse: respondit quod ille ensis erat in terra rubiginosus, in quo erant quinque cruces; et scivit ipsum esse per voces" (Procès I, 76).

[2] „Interrogata an bene praesciebat quod laederetur respondit quod hoc bene sciebat et dixerat suo regi . . . Et fuerat hoc sibi revelatum per voces duarum Sanctarum beatae Catharinae et beatae Margaretae" (Procès I, 79).

durch die Anrufung des Namens Gottes oder der Heiligen zu bekräftigen. Dunois versichert, daß sie den Führern gegenüber über ihre Mission stets nur in ernster, würdiger Weise gesprochen, und sich nie mehr zugeschrieben, als das, was sie schon in Chinon als ihre Aufgabe bezeichnet hatte ... Ein kurzes Gebet, der Anblick des Crucifixes genügten, ihr neue Kraft zu geben ... Auch auf dem Kriegszuge besuchte sie so oft als möglich die Kirchen und führte selbst die Feldherren zum Gottesdienste" (S. 215). Von dem Processe sprechend, sagt unser Verfasser: „Die Jungfrau schwankt zwischen kühner und freudiger Offenheit und wohlberechneter Zurückhaltung in anderen Dingen." Er hebt ferner ausdrücklich ihren nüchternen Verstand hervor: „Es haben später alle, die mit ihr in Orleans lagen, ihren militärischen Scharfblick bewundert, der ebenso wie ihre politische Einsicht aus der ihr angeborenen freien Anschauung, aus ihrem bei aller Begeisterung nüchternen Verstande entsprang" (S. 309). Wie ist es also möglich, so dürfen wir wohl fragen, daß ein so bestimmter, klarer, nüchterner Verstand nicht die hochgradigsten Hallucinationen von der Wirklichkeit unterscheiden könnte?

Vielfach in den Bahnen Heckers, Hase's und Sickels wandelt auch Georg Friedrich Eysell, der Verfasser des umfangreichsten und eingehendsten Werkes, welches wir in Deutschland über die Jungfrau besitzen [1]. „Was uns betrifft," sagt Eysell, „so bezweifeln wir, daß den Visionen der Johanna d'Arc objective Realität zukomme, daß ihre Gesichte Gestalten waren aus jener Welt. So wenig es uns einfällt, die Engel und Heiligenerscheinungen der Heiligen Schrift zu bestreiten, so bestimmt behaupten wir erstlich im allgemeinen, daß ein solcher Engel- und Heiligenverkehr, wie ihn Johanna d'Arc beschreibt, aus der Bibel nicht nachzuweisen ist. Drei dergleichen Heiligenvisionen an einem Tage!" (S. 63.) Als wenn alles aus der Bibel nachgewiesen werden müßte! Aber auch in der Bibel sind solche Erscheinungen nicht unerhört, wir erinnern nur an den Begleiter des Tobias. Eysell gibt wie Sickel einen Auszug aus Heckers Erklärungen und „schließt sich diesen Ergebnissen der Wissenschaft unbedenklich an, weil sie über das Seelenleben Johanna's, wie es in den Quellen vor uns liegt, ein vollkommen klares Licht verbreiten. Die Geschichte der Jungfrau büßt auf diese Weise nichts von ihrer Herrlichkeit ein ... Man kann ihr Leben und Thun nicht lesen,

[1] Johanna d'Arc, genannt die Jungfrau von Orleans . . . getreu nach den Quellen dargestellt von Dr. Georg Friedrich Eysell, ordentl. Hauptlehrer am Gymnasium zu Rinteln. Regensburg, Manz, 1864. 744 S.

ohne in den tausend Zufällen, zusammentreffenden Umständen, Fügungen den Finger Gottes zu erkennen, und kaum gibt es einen Theil der Geschichte, worin auf so gedrängtem Raume sich des Wunderbaren so viel vereinigt findet. Und doch, wie natürlich dieses Wunderbare, so daß das Wunder überall Natur und die Natur zum Wunder wird!" (S. 68.) Was heißt das eigentlich: „Die Natur wird zum Wunder"? In der Erklärung von einzelnen Thatsachen, wie der Auffindung des Schwertes, des Geheimnisses des Königs u. s. w., scheint uns Eysell ebensowenig glücklich wie Sickel (vgl. S. 96. 112); in anderen folgt er gar Hase, der „von dem Standpunkte der heutigen Wissenschaft aus erklärt" (S. 509). Sobald sich aber Eysell dem rein Thatsächlichen zuwendet, entwirft er ein überaus glänzendes Bild der Jungfrau, das um so werthvoller ist, je mehr es sich Zug für Zug auf die Quellen stützt. „Wo finden wir eine innigere Innigkeit des Glaubens, wo eine glühendere Glut der Andacht, als in dieser Mädchenseele? ... Wo gibt es eine Liebe, die der ihren gleicht? Hat sie sich oder ihren König, ihr Volk mehr geliebt? Welche Selbstentäußerung, welche Selbstlosigkeit ist der ihren gleich? Was hat sie getragen, gelitten durch ihres Königs Unglauben und Unthätigkeit, durch den hochfahrenden Stolz der französischen Großen, durch die Selbstsucht der königlichen Räthe, durch die Zweifel selbst der königstreuen Geistlichkeit? Hat ihr der Eigennutz oder die Liebe die Kraft des Duldens gegeben?" (S. 633.)

Im Jahre 1872 ließ Beckmann seine „Forschungen über die Quellen zur Geschichte der Jungfrau von Orleans" erscheinen[1]. Beckmann meint bei der Besprechung der Chronik von Jean Cartier: „Ohne eine solche Wundersucht wären Erscheinungen wie Johanna und andere ähnliche gar nicht möglich gewesen" (S. 21), und etwas später: „Sie selber sagt in ihrem Briefe an die Engländer, daß sie von Gott komme, um die Engländer Leib an Leib aus Frankreich zu vertreiben ... Man begreift, wie mißlich es für eine solche Botin Gottes ist, eine ihr von Gott gewordene Mission nur zum Theile auszuführen" (S. 23). In dem Processe greift Johanna „lieber zu einer ihr ganzes Wesen compromittirenden Unwahrheit, als daß sie eine Sache (nämlich das Geheimniß des Königs) mittheilt, die sie wirklich im Lichte einer höhern Sendung erscheinen lassen würde" (S. 38). Zu wiederholten Malen polemisirt Beckmann gegen „die Voreingenommenheit Quicherats, die dieser gegen alle diejenigen Per-

[1] Paderborn 1872, 1. (und einziger) Theil.

sonen an den Tag legt, welche die gewöhnliche Ansicht der Franzosen über Jeanne d'Arc nicht theilen, oder, richtiger ausgedrückt, irgend welche Züge enthalten, welche das den Franzosen[1] vorschwebende hohe ideale Bild derselben zu entstellen drohen" (S. 43; vgl. S. 63. 75. 94). In ganz umgekehrtem Sinne könnte man Beckmann der Voreingenommenheit gegen alle Schriftsteller beschuldigen, welche ein glänzendes Bild der Jungfrau vor uns entrollen. Uebrigens hat Beckmann seine Ansicht über die Jungfrau nicht entwickelt; mit seinem Gesammturtheil, welches sich aus den obigen Stellen ergibt, steht er ganz allein. Daß Johanna im Processe zu einer „compromittirenden Unwahrheit ihre Zuflucht genommen", hat unter den neueren Historikern sonst keiner mehr zu behaupten gewagt.

Drei Jahre später veröffentlichte C. Hirzel in der Sammlung wissenschaftlicher Vorträge von Virchow und Holtzendorff eine Arbeit über die Jungfrau[2]. Hirzel betont ausdrücklich, daß „es für die Geschichtschreibung unserer Zeit zur Unmöglichkeit geworden, sich in Beziehung auf die Persönlichkeit der Pucelle auf den Standpunkt eines Shakespeare oder Voltaire zu stellen. Sie für eine Dirne oder für eine Betrügerin erklären, heißt geradezu der Wahrheit ins Angesicht schlagen" (S. 28). Von Wundern will Hirzel nichts wissen: „Wir stellen zuerst fest, daß sie keine Wunderthäterin ist, und legen daher kein Gewicht auf das, was als ein übernatürliches Wissen oder als eine Weissagung aufzufassen wäre . . . Es läuft neben allem diesem (den Vorhersagungen) ebensoviel Täuschung her." Aber doch „hat Jeanne d'Arc *Unerhörtes* geleistet, was sie nicht gelernt, und das kann nicht von einem genialen Gedanken kommen, der wie ein Blitz in die Seele schlägt" (S. 32). Das wäre nach Hirzel gerade so unmöglich, wie ein genialer Gedanke einen jungen Mann, der nichts von Musik versteht, plötzlich zum vollendeten Musiker machen könnte, so daß alles in lauten Beifall ausbräche. „Wir haben das *Räthsel* dargelegt," so fährt Hirzel fort, „wie wollen wir es lösen? Werden wir den Glauben der Jungfrau an das Wesenhafte und Reale ihrer Erscheinungen theilen und in ihr übernatürliche Kräfte, eine Gesandte Gottes erkennen? Es ist leicht, unter Berufung auf das aufgeklärte Zeitalter, in dem wir leben, solche Vorstellungen einfach als Ausgeburten einer verschollenen Zeit zu betrachten. Allein mit dieser Phrase ist wenig

[1] Nur den Franzosen?

[2] Jeanne d'Arc. Berlin 1875. Heft 227.

ausgerichtet" (S. 37). Von einer objectiven Realität der Visionen könne aber doch keine Rede sein, die Bilder und Gedanken der Jungfrau projicirten sich gleichsam und stellten sich ihr gegenüber als verkörperte, reale Wesen. Aber eine der mannigfachen Schwierigkeiten, die sich dieser Auffassung entgegenstellen, wird scharf hervorgehoben: „Das Räthselhafte liegt vielmehr darin, daß diese Visionen, wenn sie doch keine Realität, sondern ihren Ursprung im Geiste der Jungfrau haben, sie mit der Kraft zu den ganz außerordentlichen Thaten ausrüsten konnten, welche sie verrichtet hat ... Will man Johanna kurzweg als Schwärmerin bezeichnen, so ist damit nicht viel ausgerichtet; auch hier stellt da, wo Begriffe fehlen, zur rechten Zeit ein Wort sich ein ... Die Jungfrau ist eine kerngesunde, klare und besonnene Natur ... Die Ausdrücke Schwärmerei, Ekstase, Verzückung, Enthusiasmus mögen auf manche Gemüthszustände der Jungfrau passen; aber sie sind bei weitem nicht genügend, um ihr Wesen und ihre Thaten zu erklären" (S. 41 ff.). Seine Ansicht faßt dann Hirzel zum Schluß u. a. in die Worte: „Ich erkenne in ihr auch eine kerngesunde, äußerst glücklich organisirte, mit den edelsten Anlagen ausgerüstete Natur, welche sich rein erhalten hat von dem Schmutze der Sinnlichkeit und der Selbstsucht, ein Gemüth, kindlich versenkt in jene schwärmerische Religiosität, für welche der Vorhang gehoben ist, der die diesseitige und jenseitige Welt scheidet ..."

Die letzte eingehendere Arbeit[1], welche in Deutschland über die Jungfrau erschien (1885), hat zum Verfasser den bereits erwähnten Verfechter des protestantischen Gewissens, Hermann Semmig. Auch Semmig will „nicht versuchen, das wundervolle Räthsel der Erscheinungen irgendwie zu erklären; für Johanna waren sie Wirklichkeit ... Auf eines mache ich noch aufmerksam, und das unterscheidet sie so gewaltig von allen sogenannten

[1] Im Vorübergehen seien noch zwei Schriften über die Jungfrau erwähnt, die beide nach den besseren Biographien gearbeitet sind und beide der Jungfrau volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die erste, von Justizrath Heinrich Straß (Jeanne d'Arc, deren wahrhafte Geschichte, ihr Proceß, ihre Verurtheilung ... Berlin 1862. 177 S.), beginnt mit den Worten: „Zu den edelsten Erscheinungen aller Zeiten gehört unstreitig die hochherzige Jeanne d'Arc, genannt die Jungfrau von Orleans. Von ihr gilt, was von wenigen behauptet werden kann: die Dichtung und Sage hat nicht vermocht, sie herrlicher zu schmücken, als sie wirklich war. Sie verliert nicht, wenn man ihre Lebensbeschreibung von allem Beiwerk entkleidet, sie gewinnt, wie ein geistreicher Schriftsteller richtig gesagt hat, in der reinen Einfachheit der historischen Wahrheit." Die zweite Arbeit erschien 1877 als 18. und 19. Heft der „Katholischen Studien" (Amara George-Kaufmann, Die Jungfrau von Orleans, Johanna d'Arc. Würzburg 1877. 149 S.); sie schließt mit dem Wunsche der Canonisation der Jungfrau.

Heiligen der katholischen Kirche: sie hat bei all diesen Gesichten nichts mit der Kirche zu thun, sie vertraut nichts davon ihrem Beichtvater an, sie lebt, ganz wie das protestantische Gewissen, in unmittelbarem Verkehr mit den himmlischen Boten Gottes" (S. 15). Welches protestantische Gewissen könnte Herr Semmig wohl nennen, das sich so häufig, nämlich fast täglich, wie die Jungfrau nach Ausweis aller Quellen dem Bußgerichte gestellt hat? Aber Semmig will doch Recht behalten, denn „eines vor allem hat Michelet scharf und richtig hervorgehoben, und das wird kein Canonisationsversuch moderner Priestereitelkeit wegläugnen können, es ist der protestantische Charakter im Wesen Johanna's ... es ist doch wahr, was Michelet gesagt hat: Johanna gründete auf dem Scheiterhaufen das Recht des Gewissens, die Autorität der innern Stimme" (S. 63). Aber abgesehen von dieser fixen Idee, hat das Buch Semmigs auch manches Gute, so z. B. seine bereits erwähnte Polemik gegen Hase's Erklärungsversuche, gegen Fabre, der „sich durch ein Wortspiel: ‚Tout y est merveilleux, rien n'y est miraculeux,' aus der Verlegenheit zu ziehen sucht" (S. 244), und seine im Anschluß an Renards Schrift gegen Quicherat geltend gemachten Gründe, daß alles, was die Jungfrau im Ernst vorhergesagt, wirklich eingetroffen (S. 241—244).

Wir sind am Ziele unserer mühsamen und vielleicht nur zu sehr ermüdenden Wanderung durch das Gestrüpp so vieler Ansichten der modernen größeren und kleineren Historiker Englands, Frankreichs und Deutschlands angekommen. War der Weg aber auch ermüdend, er mußte gemacht werden, um einem jeden ein selbständiges Urtheil über den Stand unserer Frage zu ermöglichen. Dies ist ein Vortheil. Ein zweiter Vortheil, den wir nicht weniger hoch anschlagen, ist die Erkenntniß dessen, was sich als unbedingt sicher aus allen diesen sonst so verschiedenen Urtheilen von Männern der verschiedensten Lebensstellung, Nation und Anschauung ergibt. Wir fassen dieses Resultat in folgende Punkte: 1) Von leiblicher oder geistiger Krankheit kann bei der Jungfrau keine Rede sein, sie ist im Gegentheil körperlich kerngesund und klaren, nüchternen Verstandes; 2) jeder Betrug, sei es von seiten Johanna's selbst, sei es von seiten ihrer Umgebung, ist völlig ausgeschlossen; 3) die Jungfrau ist nicht fähig, eine bewußte Lüge vorzubringen; 4) in dem Leben der Jungfrau finden sich Dinge (Räthsel), die nach den gewöhnlichen Gesetzen des menschlichen Lebens nicht erklärt werden können. Wer einen von diesen Punkten läugnen wollte, würde sich dadurch in Widerspruch setzen mit

der Auffassung der ganzen neuern Geschichtschreibung, und was noch mehr zu bedeuten hat, mit den Berichten wohlunterrichteter gleichzeitiger Chronisten und mit den Aussagen der zuverlässigsten, vereidigten Augen- und Ohrenzeugen. Auf diesen Sätzen hat sich deshalb als auf einem unerschütterlichen Fundament jede Discussion über einzelne Fragen im Leben der Jungfrau zu bewegen.

B. Duhr S. J.

---

# Washington und seine wissenschaftlichen Institute.

(Schluß.)

Ein weiterer Besuch galt der Smithson'schen Stiftung, über deren Bedeutung wir bereits früher ausführlich berichtet haben. Der schloßartige Bau mit seinen neuen Thürmen und Thürmchen, von denen keines dem andern gleicht, sticht in seiner röthlichen Sandsteinfarbe vortheilhaft von dem Rasenteppiche des Parkes ab, der sich vom Capitol bis zu Washingtons Monument am Potomac hin erstreckt. Der größere Theil dieses kostspieligen Gebäudes dient noch als Ergänzung des Nationalmuseums, der andere dem Geschäftsgange der Stiftung. In der untern Haupthalle sind Vögel und Schlangen und darüber anthropologische Sammlungen mit Waffen, Möbeln und vielen Modellen von Indianerköpfen und Wigwams. Der ganze Westflügel ist mit der Ausstellung von Fischen und Weichthieren gefüllt, und nur der Ostflügel ist dem eigentlichen Zwecke der Stiftung gewidmet. Im obern Stocke ist das Bureau des ersten Geschäftsführers und jetzigen Vicedirectors, Herrn Wilhelm Rhees, welcher jeden Fremden, der sich für die Stiftung interessirt, ohne weitere Empfehlung zuvorkommend aufnimmt und mit Aufschlüssen über gestellte Fragen, mit Katalogen und Broschüren und mit Anweisungen an die unteren Beamten bedient. Der jetzige Director, Professor Baird, ist im Sommer gewöhnlich abwesend und als Fischcommissär am Atlantischen Ocean beschäftigt. Im untern Stockwerke ist das Bureau des Austauschsystems. Herr Georg Böhmer, der diese Abtheilung verwaltet und neu organisirt hat, macht sich eine Freude daraus, dem Besucher das Packlokal mit den vielen Fächern an den Wänden zu zeigen, wo die auszutauschenden Pakete nach Ländern geordnet sind; ebenso den Saal

für Correspondenz und Buchführung, das Postamt der Stiftung und das Lesezimmer, wo die Zeitschriften der ganzen Welt eine Woche lang ausgelegt werden, bevor sie in die Nationalbibliothek wandern. Das Anerbieten, auch die „Stimmen aus Maria-Laach" in das Austauschsystem aufzunehmen, wurde von der Direction der Stiftung bereitwilligst angenommen mit dem Versprechen, dafür die Smithson'schen Jahresberichte an die Redaction zu senden.

Nur ein paar Schritte von diesem Ostflügel entfernt steht das neue Nationalmuseum, das von der Smithson'schen Stiftung verwaltet wird, ein Bau von 327 Fuß im Gevierte mit einer 108 Fuß hohen Rotunde in der Mitte. Die Eintönigkeit der rothen Backsteine wird durch mehrere Schichten von gelben und blauen gebrochen. Jede der vier Seiten des Gebäudes hat einen Eingang zwischen zwei Thürmen, und jede der vier Ecken besteht aus einem Pavillon. Die vier Eingänge führen gerade auf die Rotunde und bilden so ein regelmäßiges Kreuz, von Pfeilern getragen. An jede der vier Ecken stoßen zwei Säle, welche mit dem Pavillon in Verbindung stehen. Der Boden ist mit Ziegeln und Marmor ausgelegt, und die siebenunddreißig Schieferdächer ruhen auf eisernen Trägern. Dampfheizung, Dampfmaschine, Kohlenlager u. s. w. befinden sich in unterirdischen Gewölben. Zum Zwecke der Beleuchtung bestehen die Außenwände und die Rotunde aus lauter Fensterbogen, ja die Dächer selbst sind an verschiedenen Stellen gehoben und mit Fenstern durchbrochen.

Die Aufstellung der Sammlungen besteht im wesentlichen darin, daß die Scheidewände und Pfeiler mit hohen Glaskästen bekleidet sind, während die freistehenden Schränke, von allen Seiten durchsichtig, alle einander parallel stehen. Ihre Höhe richtet sich nach dem Inhalte, indem das Mineralreich durchweg in niedrigen, flachen Kästen ausgestellt ist, das Thierreich hingegen und Archäologie in hohen. Auf eine Beschreibung ihres Inhalts können wir uns hier nicht einlassen.

Die Bronzestatue des ersten Directors, Joseph Henry, in dem Parke, dem Stiftungsgebäude gegenüber, zieht die Augen aller Vorübergehenden auf sich und soll sehr gut getroffen sein. Mit der Geschichte dieses Mannes, die zugleich die Geschichte der Smithson'schen Stiftung ist, sind die Leser dieser Blätter ebenfalls früher bekannt geworden.

Wir wenden uns nunmehr zwei Aemtern zu, die sich in der sogenannten F-Straße, unweit des Schatzamtes, einander gegenüberliegen, dem Patentamte und dem Postamte. Es ist nicht so sehr das wissen-

schaftliche Interesse, als vielmehr eine Menge von Curiositäten, die so viele Besucher in diese beiden Aemter führt.

Das Patentamt bildet einen Theil des Ministeriums des Innern und bedeutet demnach mehr als sein Name besagt. Dem entsprechend ist auch das Gebäude nach dem Capitol und den beiden Ministerien am Präsidentenplatze das größte der Stadt und umschließt zwei Hofräume. Jede der vier Fassaden hat über dem Eingange eine griechische Säulenhalle und vier Fensterreihen, von denen die unteren zwei zum Erdgeschosse gehören. In diesem letztern befinden sich links und rechts von den gewölbten Gängen, die den ganzen Tag mit Gas beleuchtet sind, verschiedene Regierungsämter, wie das der Indianer-Angelegenheiten, der öffentlichen Ländereien, der Patent-Gazette mit Bibliothek und Lesezimmer, und das Comité für Eisenbahnen. Früher war auch die Pensionsverwaltung in diesem Gebäude.

Die oberen zwei Fensterreihen bilden das obere Stockwerk mit Modellhalle und Geschäftszimmer für die Patentrichter. Die Modellhalle liegt im südlichen, östlichen und westlichen Flügel, und mitten durch dieselbe zieht sich ein weites, mit Stein belegtes Mittelschiff, das sein Licht theils vom Dache herunter, theils von den Fenstern erhält. Auf beiden Seiten wird dieser mittlere Gang von Pfeilern begrenzt, welche die Galerien tragen, auf und unter welchen die Glasschränke stehen. Die Anordnung der freistehenden Schränke ist im wesentlichen dieselbe wie im Nationalmuseum, d. h. dieselben sind von allen Seiten durchsichtig und alle einander parallel aufgestellt. Ihr Inneres ist in horizontale Fächer getheilt und ihre Höhe beträgt sechs bis sieben Fuß. Kommt man vom Haupteingange auf der weiten Steintreppe in die Mitte des südlichen und längsten Flügels, so hat man unter der Galerie noch eine Reihe von Amtszimmern vor sich, wo die Patente geprüft werden; darüber aber und in den beiden Seitenflügeln steht Schrank an Schrank mit allen Geräthen des menschlichen Lebens, aber fast sämmtlich in Miniatur, so daß man meinen sollte, eine Ausstellung von Nürnberger Waare vor sich zu haben.

Die Gegenstände sind methodisch abgetheilt nach Chemie, Physik und Ingenieurwesen, Kriegswissenschaft und Schifffahrt, schönen Künsten, Stein-, Holz- und Metallarbeiten, Landtransport, nach Industrie, namentlich Weberei, Lederarbeit, Buchdruckerei, Nähmaschinen, ferner Landbau und Viehzucht mit Maschinen und Erzeugnissen, Brauerei und Brennerei, endlich was zum Haushalt gehört, mit Beleuchtung, Heizung, Wasch- und Küchengeräthen.

Unter die besonderen Merkwürdigkeiten zählt man ein Dampfboot des Präsidenten Lincoln, das durch Blasebälge über die Sandbänke der Flüsse gehoben werden soll; ferner die erste Nähmaschine, die von Elias Howe im Jahre 1846 patentirt wurde, aber noch mit der Hand gedreht werden mußte, und weiter Shepherds erste elektromagnetische Uhr. Ein Schrank enthält auch die ineinander geschmolzenen Ueberreste der Modelle, welche durch die Feuersbrunst vom Jahre 1877 zugleich mit einem Theile des Daches zerstört wurden.

Die Modellhalle gibt indessen keinen annähernden Begriff von der Menge der ausgegebenen Patente, da ein Modell nicht verlangt und in den wenigsten Fällen eingesandt wird. Vor dem Jahre 1836 wurden im ganzen nur 10 000 Patente ausgegeben; seitdem aber mehr als 300 000. Zwischen den 12 Jahren von 1837 und 1848 schwankte die Zahl der jährlichen Patente zwischen 400 und 600; im Jahre 1849 stieg sie plötzlich auf 1000 und wuchs dann mit wenig Unterbrechungen während 18 Jahren mit einer jährlichen Zunahme von 400 bis 500, die im Jahre 1866 nahe an 1000 reichte. Von da an trat eine plötzliche Zunahme von etwa 4000 ein, so daß im Jahre 1867 über 13 000 Patente ausgegeben wurden. Vierzehn Jahre lang blieb diese Zahl stationär, nämlich bis zum Jahre 1880, von wo an sie wieder jährlich um 3000 zu wachsen begann.

Noch größer sind die Zahlen für die Anfragen um Patente, von denen durchschnittlich nur zwei Drittel wirklich zu einem Patentbriefe führen.

Verhältnißmäßig die meisten Patente werden in die New-England-Staaten und im Bundesdistricte versandt, nämlich eines jährlich auf je 700 bis 800 Einwohner.

Indem wir es dem Leser überlassen, zwischen dem Zuwachse der Patente und den politischen Ereignissen im In- und Auslande eine Parallele zu ziehen, geben wir noch einige Mittheilungen über die finanziellen Verhältnisse dieses Amtes. Weit entfernt, der Union zur Last zu fallen, könnte das Patentamt zu einer jährlichen Erwerbsquelle von einer halben Million Dollars werden. So viel betrug wenigstens in den letzten Jahren der Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben, während seit 25 Jahren kein Deficit mehr eintrat und überhaupt seit 50 Jahren deren nur acht. Es ist indessen nicht die Absicht, das Patentamt zu einer Art Nationallotterie zu machen, obwohl es für manchen eine solche geworden ist; die Regierung ist zufrieden, wenn es sich selbst unterhält, und beabsichtigt,

den Ueberschuß von 2 782 000 Dollars theilweise zur Vermehrung der Patentbeamten und zur Aufbesserung ihrer Gehälter zu verwenden.

Interessant und kostspielig sind die Publikationen dieses Institutes. Vor 1872 wurden jährlich mehrere Bände mit Beschreibung und Illustrationen aller patentirten Gegenstände ausgegeben. Seitdem aber erscheinen diese Berichte jeden Dienstag in der Official Gazette, welche jährlich fünf Dollars, im Auslande sieben Dollars kostet, von jedem Abgeordneten aber an acht öffentliche Bibliotheken gratis vertheilt wird. Außerdem verfaßt der Patent-Commissär einen Jahresbericht von 700 Seiten mit alphabetischem Verzeichnisse aller Namen und aller garantirten Erfindungen, Muster, Handelsmarken, Etiquetten und Publikationen.

Da das erste Patentgesetz am 10. April 1790 vom Congreß in New-York erlassen wurde, so werden schon jetzt Vorbereitungen getroffen zu einer allgemeinen Erfinder-Versammlung in genannter Stadt, um die bevorstehende Centenarfeier in entsprechender Weise zu begehen.

Das Postamt ist, wie das gegenüberliegende Patentamt, ein Marmorbau, der ein ganzes Häusergevierte einnimmt und über zwei Millionen Dollars gekostet hat. Beim Durchgange durch die breiten, langen Hallen sieht der Besucher links und rechts nur Bureaux voller Schreiber und Buchführer. Dieselben sind in drei Hauptsectionen getheilt, die unter ebenso vielen Assistenz-Generalpostmeistern stehen. Der erste dieser drei Assistenten besorgt die Bezahlung der 70 000 Postbeamten und Briefträger der Union und versieht die 51 000 Postämter mit Schreibmaterialien, Briefwagen und Stempeln. Unter dem zweiten Assistenten steht das ganze Transportwesen, nämlich die Postsäcke und Postwaggons, Schlösser und Schlüssel der Briefkästen und die Postbeamten auf Eisenbahnen und Dampfschiffen. Da die Regierung keine eigenen Bahnen und Postschiffe hat, so geschieht der Transport vermittelst Contract mit Privatgesellschaften. Auf diese Weise haben beispielsweise die Pacificbahn-Gesellschaften Gelegenheit, alljährlich nahezu eine Million ihrer Schuld an die Regierung abzutragen. Die rechte Hand dieses zweiten Assistenz-Generalpostmeisters bildet der Generalsuperintendent des Eisenbahnpostdienstes.

Zur dritten Abtheilung gehört das Brief- und Paketporto, nämlich die Herstellung der Freimarken, Postkarten und Regierungscouverte; ebenso das Amt der recommandirten und der „todten" Briefe und Pakete. Das Porto ist jetzt, mit Rücksicht auf das gesetzliche Gewicht von Briefen und Paketen, fast ebenso wohlfeil wie in England, zweimal so wohlfeil als in Italien und zweieinhalbmal so wohlfeil als in Rußland. Die Frei-

marken tragen die Bildnisse der hervorragendsten Präsidenten, z. B. die 2-Cent-Marken das Profil Washingtons, die 4-Cent-Marken Jacksons Portrait, und die schwarzen 5-Cent-Marken das Bildniß des unglücklichen Garfield. Die Herstellung der Freimarken geschieht durch Contracte und die der Geldanweisungen in dem früher besprochenen Bureau für Gravirung und Druck.

Der amerikanische Postdienst ist noch nicht so weit im Gleichgewichte, daß er sich selbst bezahlte, oder daß sein Budget sich von Jahr zu Jahr vorausbestimmen ließe. Im Durchschnitte kostet er jährlich gegen 50 Millionen Dollars, während die Einnahmen für die ein und ein Drittel Milliarden Briefe und Pakete, welche durch seine Hände gehen, um zwei bis drei Millionen darunter liegen können und dann durch die Steuerzahler ergänzt werden müssen.

Eine Curiosität bildet das Amt der todten Briefe und Pakete unter dem dritten Assistenz-Generalpostmeister. Der Besucher tritt in einen kleinen Saal, dessen Wände mit hohen Glaskästen bekleidet sind und deren geschmackvoll angeordneter Inhalt an eine Galanteriewaarenhandlung erinnert.

Durch die offene Thüre sieht der Besucher in einen großen Saal mit Galerien. Alle Briefe und Pakete, welche in den Postämtern des Landes weder an den Adressaten befördert, noch an den Absender zurückgeschickt werden können, gelangen als „todte" Post in diesen Saal. Es sind dieses Sendungen, deren Adressen entweder unleserlich, ungenügend oder unrichtig sind, oder deren Inhalt gesetzwidrig ist. Ueber hundert Beamte sind hier mit dem Entziffern, Oeffnen und Ausscheiden der „todten" Briefe und Pakete beschäftigt. Die Schwelle dieses Saales darf der Besucher nicht überschreiten. Selbst die Beamten brauchen eine schriftliche Erlaubniß, um von einem Bureau in das andere zu gehen. Wie im Bureau für Gravirung und Druck, sucht man auch hier die Leute an ihre Stelle zu binden, solange sie durch Beobachtung der strengen Maßregeln das in sie gesetzte Vertrauen rechtfertigen. Der Führer zeigt dem Besucher einen Herrn in weißen Haaren, der schon 57 Jahre in diesem Amte thätig ist, vergißt aber nicht, zu erwähnen, daß ein anderer entlassen wurde, weil er beim amtlichen Oeffnen eines todten Briefes ein 25-Cent-Stück in Papier für ein gleichwerthiges Silberstück austauschte.

Unbestellbare Sendungen vom Auslande werden nicht untersucht, sondern einfach an das Postamt zurückgesandt, dessen Stempel sie tragen. Einheimische aber werden, wenn der Adressat nicht zu ermitteln ist, unter

dem Siegel der Verschwiegenheit eröffnet, um den Absender ausfindig zu machen. Gelingt dieses, so werden sie an ihn zurückgesandt, und zwar franco im Falle von Briefen, und für das Retourporto im Falle von Paketen. Bleibt auch der Absender unbekannt, so fallen die Sendungen dem Postamte anheim. Werthlose Briefe werden in Fetzen zerschnitten und in die Papiermühle geschickt; werthvolle werden aufbewahrt und können jederzeit reclamirt werden. Der Inhalt wird durch eine jährliche Versteigerung in Geld umgesetzt und wandert in das Schatzamt auf Credit der Postverwaltung. Zollpflichtige Pakete gehen einfach an den Absender zurück. Kann dieser nicht ermittelt werden, so wird der Adressat mit den Bedingungen der Versendung bekannt gemacht.

Die Bücher aus den Jahren 1777 bis 1788 weisen für den Zeitraum von elf Jahren auf 44 Seiten nur 365 Fälle todter Briefe oder Pakete auf, eine Zahl, die sich gegenwärtig wohl in einer Viertelstunde anhäuft und in einem Arbeitstage bis über 15 000 anwachsen kann.

Von dem Gesammtwerthe werden 99 Procent an die Eigenthümer zurückerstattet. So fielen z. B. im Jahre 1883 dem Schatzamte nur ungefähr 12 000 Dollars zu, nämlich 7782 Dollars in Geld und 4498 Dollars als Ertrag der Versteigerung.

Außer den beschriebenen drei General-Assistenzen befinden sich im Centralpostamte zu Washington noch vier Bureaux, welche unmittelbar unter der Leitung des Generalpostmeisters stehen. Das erste gehört dem Systeme der Postanweisungen, die sich jährlich auf mehr als hundert Millionen Dollars belaufen mit einem Reinertrage für das Schatzamt von einer Drittelmillion. Das System steht unter einem Superintendenten. Ein zweites Bureau besorgt die auswärtige Post, sowohl aus- als einlaufende, und namentlich die Geschäftsführung mit dem allgemeinen Postverein. Der Superintendent dieses Bureaus hat festgestellt, daß die von Amerika ins Ausland gehende Post die einlaufende überwiegt, indem 52 Procent aller ausgetauschten Briefe, 55 Procent aller Postkarten und 61 Procent aller Drucksachen, einschließlich Zeitungen, von den Vereinigten Staaten abgesandt werden. Ein drittes Bureau besorgt die Topographie oder kartographische Darstellung der Postrouten, auf welcher die Häufigkeit des Dienstes durch verschiedene Farbentöne bezeichnet ist. Die Herstellung der Karten geschieht durch Photolithographie. Das vierte Bureau endlich ist das der Inspection, das eigentliche Bureau des Generalpostmeisters. Ueber 40 000 Anfragen oder Klagen gelangen jährlich an dieses Bureau und finden zum größern Theile eine befriedigende Lösung.

Nach dem Jahresberichte von 1884 gingen von 10 Millionen registrirter Sendungen etwa 600 verloren. Die Inspection von 360 Postämtern brachte an Strafgeldern die Summe von 57 961 Dollars ein. In demselben Jahre wurden 28 Postsäcke gestohlen, 19 Posten wurden von Straßenräubern ausgeplündert und 468 Postämter erbrochen. Nach der Meinung des Generalpostmeisters werden die Postämter von den Dieben als eine sichere Beute ihres Handwerkes betrachtet, indem die Verbrechen in dieser Richtung sich von Jahr zu Jahr mehren.

Der letzte Besuch galt der Abtheilung für geologische Vermessung, welche unter dem Ministerium des Innern steht und gegenwärtig in dem sogen. Ebbit-Hause, unweit des Schatzamtes, für die jährliche Summe von 20 000 Dollars eingemiethet ist. Der Besucher drückt dreimal auf einen Porzellanknopf an der Mahagoni-Thüre des hydraulischen Elevators, wird eingelassen und gelangt geräuschlos und ohne ein Wort zu reden im dritten Stockwerke an. Assistent Ahern wartet schon auf den heutigen Besuch und macht sich eine Freude daraus, die Schränke in den verschiedenen Zimmern zu öffnen und die heimgebrachten Mineralien wie die in der Arbeit begriffenen topographischen Karten zu zeigen und zu erklären.

Die Hauptarbeit dieses Bureaus besteht seit mehreren Jahren in der Ausarbeitung eines geologischen Atlasses für das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten unter der Leitung des Directors J. W. Powell, der zugleich dem ethnologischen Bureau vorsteht.

Die geologische Abtheilung wurde, wie früher erwähnt, im Jahre 1879 von der Küsten- und geodätischen Vermessung abgetrennt und drei Jahre später mit der Herstellung dieses geologischen Atlasses beauftragt. Die Arbeit theilt sich dabei in drei Klassen, in die topographische, die geologische und die paläontologische. Die Topographie bildet bei einer geologischen Karte die Grundlage, die Paläontologie die Ergänzung.

Die topographische Arbeit steht unter einem Obergeographen, der den ganzen Continent nach den Küsten, Flüssen und Gebirgen in sieben Hauptdistricte getheilt hat. Seine Aufgabe besteht wieder aus zwei ganz getrennten Zweigen, Ausmessung und Einzeichnung, mit anderen Worten: Geodäsie und Kartographie. Ein Glück für ihn, daß er sich bei dieser Riesenarbeit auf die Triangulation der geodätischen Abtheilung, sowie auf die Expeditionen unter King, Hayden, Powell und Wheeler, auf die Vermessungen des Geniecorps, des Bureaus für öffentliche Ländereien und diejenigen einzelner Staaten und Eisenbahngesellschaften stützen kann.

Als Maßstab für die Karten wurde das Verhältniß von vier zu einer Million oder ein Zoll auf vier englische Meilen gewählt. Dabei soll eine Karte nur einen Grad in Länge und Breite einnehmen, also 18 Zoll im Quadrate messen. Die Darstellung des ungeheuern Areals wird demgemäß einen Atlas von etwa 400 Karten erfordern.

Die Projection des Kartennetzes ist in diesem Bureau immer polykonisch, d. h. das Land wird in schmale Zonen getheilt und jede derselben längs des mittlern Parallelkreises mit einer Kegelfläche in Berührung gebracht, auf welche dann die Oberfläche, wie sie vom Mittelpunkte der Erde aus erscheint, projicirt wird. Da der Scheitel des Kegels für nördlichere Zonen sich mehr und mehr zum Pole heruntersenkt, sind die Parallelkreise nicht concentrisch und die Meridiane nicht gerade, wie dies bei der einfach-konischen Projection von Bonne der Fall ist. Die polykonische Projection erhielt ihren Namen von Major E. B. Hunt, Assistenten der Küstenvermessung, im Jahre 1853, wird aber dem ersten Director, F. R. Haßler, zugeschrieben. Den ausführlichen Tabellen, nach welchen das Kartennetz construirt wird, liegt jedoch nicht mehr das seit 1844 allgemein gebrauchte Bessel'sche Erdsphäroid zu Grunde, sondern das etwas größere und mehr excentrische von Oberst Clarke, dessen neuere Messungen und Rechnungen vom britischen Ordonnanz-Office in Southhampton im Jahre 1866 veröffentlicht wurden[1].

Die Wahl zwischen den verschiedenen kartographischen Systemen konnte nicht schwer fallen. Das Naturbild, welches die Gegend in Perspective zeigt, entsprach zu wenig dem wissenschaftlichen Zweck dieses Atlasses; die Projection nach Grundriß und Aufriß war die einzig mögliche Darstellung. Das Profil wurde aber mit dem Grundrisse vereinigt durch die Contourlinien, welche die Höhenintervalle von je 100 oder in gebirgigen Gegenden von je 200 Fuß darstellen. Denkt man sich den Meeresspiegel beständig steigend und zeichnet nach jeder Steigung von je 100 Fuß die Ufer ein, so erhält man die sogen. Niveau- oder Höhenlinien, welche die höheren Gegenden inselförmig umschließen. Je enger diese Linien, desto steiler die Böschung, je weiter die Curven, desto flacher das Land. Die absoluten Höhen können aus den Höhenziffern abgenommen werden, welche in gleichen Intervallen eingetragen sind. Denkt man sich gleicherweise den Meeresspiegel unter das gegenwärtige Niveau herabsinkend und

---

[1] Bessel: a = 6,377,397.2 met., b = 6,356,079.0; a : b = 299.153 : 298.153.
Clarke: 6,378,206.4 „ 6,356,583.8; 294.98 : 293.98.

zeichnet wiederum nach jeder Senkung von 100 Fuß die neuen Ufer ein, so erhält man die Senkung des Meeresbodens, die für den Küstenfahrer so wichtig ist.

Außer diesem System von Horizontallinien wird noch ein zweites eingetragen, welches sowohl in der Natur als auch auf der Kartenprojection auf dem ersten senkrecht steht, die sogen. „Linien des stärksten Falles". Diese sind es, welche die Tonabstufung oder Schraffirung einer Karte bilden und Steigung und Gefälle einer Landschaft eigentlich zur Anschauung bringen.

Es ist eine einfache Aufgabe des geometrischen Zeichnens, aus einem solchen Curvenbilde den Aufriß der Gegend darzustellen. Als Grundlinie des Profils wählt man irgend eine Horizontale, gewöhnlich den Meeresspiegel, und trägt auf derselben die horizontalen Entfernungen aller Punkte der Gegend auf. Den in diesen errichteten Perpendikeln gibt man eine Höhe, beziehungsweise Tiefe, entsprechend der Höhenziffer der Niveaulinien, meist in vergrößertem Maßstabe, und verbindet schließlich die Scheitel aller dieser Verticalen durch einen freien Curvenzug, welcher den Aufriß des Terrains darstellt.

Die Ausmessung der Höhenlinien geschieht nicht ihrer ganzen Länge nach, so wenig wie die der Straßen, Flüsse und Küsten, sondern nur an hervorragenden Punkten. Die Feldmesser bedienen sich dabei des Plantisches mit Kompaß, Meßkette und Wegmesser, welch letzterer an ein rollendes Rad befestigt und besonders auf Straßen gebraucht wird. Reichen diese Instrumente auch hin zur rein geometrischen Aufnahme des Grundrisses, so werden doch noch alle Winkel mit dem Theodoliten gemessen, um die Karte danach zu corrigiren. Das letztere Instrument dient neben dem Barometer auch zu Höhenmessungen.

Die Zeichnungen werden in diesem Bureau entworfen und photographirt, die Kupferstiche aber in New-York hergestellt. Auf den gedruckten Karten sind die Niveau- und Steigungslinien braun, die Flüsse und Seen blau, die Straßen schwarz.

Die geologische Abtheilung hat bereits die Bergwerksdistricte in Nevada und Colorado und den Quecksilberdistrict von Californien untersucht, ferner die vulcanischen Gesteine der westlichen Staaten, die Spuren des continentalen Gletschers, der allem Anscheine nach von Britisch-Amerika aus in die Nordstaaten sich erstreckte und dessen Spuren in New-England, New-York, Pennsylvanien, Jowa, Minnesota und Dakota deutlich zu erkennen sind, ferner die Granit-, Gneis- und Glimmerschichten mit

Kalk- und Schiefergestein, die sich um den Huron und Obern See quer durch Wisconsin bis nach Dakota erstrecken, und endlich die quaternären Seen des „Großen Beckens", nämlich des Districtes von Washington Territorium, Oregon, Californien, Utah, Arizona, Nevada und Idaho.

Die paläontologische Abtheilung veranstaltet Ausgrabungen von Fossilien. Weltbekannt sind die Arbeiten des Professors Marsh, der mit sechs Partien von Arbeitern viele miocäne und pliocäne Wirbelthiere in Oregon ausgegraben, und in diesem reichsten Fossiliengebiet der Erde viele neue Species und Gattungen, ja ganz unbekannte Klassen von Wirbelthieren ans Tageslicht gebracht hat. Von hohem Interesse sind die Versteinerungen von Säugethieren, die er in den Juraformationen von Wyoming und Colorado entdeckt hat, weil dieses die älteste Formation ist, in welcher Säugethiere überhaupt gefunden wurden und auch dies nur höchst selten. Wirbellose Thiere wurden von anderen Expeditionen in großer Zahl in den mesozoischen und paläozoischen Schichten des Yellowstone und in den Flußbetten des Colorado und Missouri ausgegraben. Es wird indes noch lange Jahre brauchen, bis diese Sammlungen von Thier- und Pflanzenfossilien vervollständigt, geordnet und kartographisch dargestellt sind.

Die Publikationen dieses noch jungen Bureaus theilen sich in vier Serien. Die Jahresberichte erscheinen in Groß-Octavformat mit 500 bis 600 Seiten und 60 bis 100 colorirten Platten und Karten. Die Monographien erscheinen in Quartformat mit 300 bis 500 Seiten und colorirten Platten, deren Zahl oft über 50 steigt. Die Bulletins enthalten kleinere Abhandlungen von 30 bis 100 Seiten und darüber in Octavformat, ebenfalls illustrirt, und die statistischen Berichte behandeln die Mineralreichthümer des Continents in Octavbänden von 800 bis 1000 Seiten, aber ohne Illustrationen.

Weniger Bedeutung als das geologische Bureau hat das hydrographische, welches gleichzeitig mit jenem von der Abtheilung für Küstenvermessung getrennt wurde. Es hat seinen Sitz im Marine-Ministerium und steht unter dem sogen. „Hydrographen" des Schifffahrtsbureaus. Seine Hauptarbeit besteht in der Veröffentlichung einer monatlichen „Lootsenkarte für den Nordatlantischen Ocean", welche alles für den Seemann Wissenswerthe graphisch darstellt. Die Zeichen und Anmerkungen in rother Farbe beziehen sich auf Beobachtungen des verflossenen Monats über Schiffbrüche, Eisberge, Wasserhosen, Walfische und ähnliche Gegenstände, diejenigen in blauer Farbe aber auf den wahrschein-

lichen Witterungsstand des folgenden Monats, wie er sich aus den Beobachtungsmitteln von Maury ergibt.

Hiermit bringen wir die Beschreibung der verschiedenen Staatsanstalten Washingtons, die dem Auge des Fremden ein wissenschaftliches Interesse bieten, zum Abschlusse. Eine Privatanstalt ähnlicher Natur stellt sich aber denselben würdig zur Seite, wenn auch nicht an Geldmitteln, so doch an geistigem Werthe, an Alter und an Leistungen. Es ist dieses das bekannte Georgetown College, eine der bedeutendsten katholischen Erziehungsanstalten der Vereinigten Staaten.

Vom Capitol aus braucht man mit der Pferdebahn eine volle Stunde bis an das äußerste Ende von Georgetown. Eine ärmliche Straße führt zu der grün bewachsenen Ringmauer, durch deren offenes Thor man den neuen schloßartigen Ostflügel mit seinen zwei hohen Thürmen vor sich sieht. Der Eingang ist jedoch im Nordflügel, durch welchen man auf einen offenen Hofraum und von da in den nahezu hundert Jahre alten Südflügel gelangt, der in seiner ursprünglichen Gestalt sorgfältig erhalten wird. Der erste Weg, welchen der Besucher von dem Pförtner geführt wird, geht meist durch den neuen Flügel auf den hohen Thurm, wo sich eine überraschende Aussicht auf die Bundesstadt am Potomac entfaltet. Der weiße Marmor des Capitols und des Obelisken überstrahlt im Lichte der Abendsonne die Häusergruppen der hügeligen Stadt, und der Potomac erweitert sich im Süden mehr als eine englische Meile. Der Hügel des Collegs fällt gegen den Fluß schroff ab, der Signalstation Fort Myer gerade gegenüber, mit dem es durch die Aquäductbrücke verbunden ist.

Im Jahre 1788, noch ehe die Bundeshauptstadt existirte, wurde dieser schöne Punkt für das Colleg erkoren, und zwar von dem apostolischen Präfecten John Carroll, früherem Mitglied der aufgehobenen Gesellschaft Jesu und später erstem Erzbischofe von Baltimore[1]. Die Schulen begannen im Jahre 1791 unter dem ersten Präsidenten Robert Plunkett, dem im Jahre 1796 P. Dubourg folgte, welcher später Bischof von New-Orleans und dann Erzbischof von Besançon in Frankreich wurde. Im Jahre 1806 wurde die Anstalt den Vätern der Gesellschaft Jesu übergeben. Als im Jahre 1808 der Flügel auf der Nordseite nach dem Modell eines französischen Châteaus vollendet war, wurden auch Interne aufgenommen, und sieben Jahre später, nämlich am 1. Mai 1815, wurde

[1] Vgl. diese Zeitschrift Bd. XI. S. 37.

die Anstalt vom Congreß zum Range einer Universität erhoben, mit dem Titel Georgetown College und der Befugniß, die akademischen Grade zu verleihen. Der Apostolische Stuhl gewährte dem Colleg am 30. März 1833 die Vollmacht, die Grade in Theologie und Philosophie zu ertheilen. Im Jahre 1843 wurde unter Leitung des jetzt in hohem Greisenalter stehenden P. Curley (geb. 1796) die Sternwarte gebaut, welcher das Revolutionsjahr 1848 tüchtige Kräfte aus Italien zuführte. Es genügt, an P. de Vico zu erinnern, der sich als Director der Sternwarte in Rom durch die Entdeckung von sechs Kometen und durch verschiedene Abhandlungen über die Rotationszeit der Venus, über Nebelflecke und ähnliche Gegenstände bereits einen Namen erworben hatte, aber schon im Alter von 43 Jahren auf einer Reise in London starb, ferner an seinen 13 Jahre jüngern Schüler P. Secchi und dessen Mitarbeiter P. Sestini, die in Georgetown den Grund zu ihrer wissenschaftlichen Laufbahn legten.

Im Jahre 1851 erhielt die Universität die medicinische Facultät und im Jahre 1870 auch die juridische.

Eine zweijährige Unterbrechung erlitt die Anstalt durch den Bürgerkrieg, indem sie im Jahre 1861 dem 69. und 79. Freiwilligenregimente von New-York als Kaserne diente und nach der Schlacht von Bull Run im Jahre 1862 als Lazareth. Das Jahr 1870 wird von den früheren Studenten der Anstalt als ein besonders glorreiches bezeichnet, indem damals die promovirenden Schüler ihre eigenen Zimmer erhielten, zwei Turnhallen gebaut und der sogen. „Krug" (jug) abgeschafft wurde, in welchem nach Tisch die versäumten Lectionen nachzuholen waren.

Seit dem Jahre 1817 wurden in dieser Anstalt nicht weniger als 1529 akademische Grade ertheilt, worunter 5 philosophische im engern Sinne, 8 theologische, 275 juristische und 457 medicinische waren. Die bereits hohe Stellungen im Lande bekleidenden Graduirten bereiten sich gegenwärtig mit der Facultät darauf vor, die herannahende hundertjährige Gründungsfeier in würdiger Weise zu begehen.

J. G. Hagen S. J.

# Die ältesten Zeugnisse für das Grab des hl. Petrus.

(Schluß.)

Infolge des cajischen Zeugnisses steht es geschichtlich fest, und zwar mit einer Sicherheit, welche jeden vernünftigen Zweifel ausschließt, daß der Leib des hl. Petrus auf dem vaticanischen Gebiet beigesetzt worden ist und zur Zeit des Cajus dort ruhte [1]. Diese Thatsache ist aber von entscheidender Bedeutung. Schon allein hierdurch wären wir berechtigt, auch gerade jene Stelle innerhalb dieses Gebietes, welche seit mehr denn 15 Jahrhunderten als das Grab des hl. Petrus öffentlich verehrt wird, als den Ort zu bezeichnen, welcher wirklich die heiligen Gebeine des ersten Papstes birgt. Denn, wie die ersten Christen wissen konnten und mußten, wo der hl. Petrus begraben wurde, und wie eine Unklarheit über diesen Punkt für sie unmöglich war: gerade so konnte und mußte den späteren Christen der Ort dieses Grabes bekannt bleiben. Die Annahme einer irrigen Ueberlieferung innerhalb der römischen Christengemeinde hinsichtlich dieser Thatsache würde einem derartigen historischen Skepticismus Thür und Thor öffnen, daß von einer sichern geschichtlichen Forschung im Bereiche längst vergangener Zeiten überhaupt nicht mehr die Rede sein könnte [2].

---

[1] Die Uebertragung (bezw. Uebertragungen) der heiligen Gebeine des Apostels vom Vatican zum Cömeterium ad Catacumbas an der appischen Straße und von dort wieder zurück zum Vatican lassen wir hier außer Acht. Da der heilige Leib nur vorübergehend, sei es nun einmal oder zweimal, ad Catacumbas ruhte, und jedesmal zur ursprünglichen vaticanischen Ruhestätte zurückgebracht wurde, so liegt für uns kein Grund vor, auf die Uebertragung hier näher einzugehen. Daß wenigstens eine Uebertragung während der valerianischen Verfolgung (258) stattgefunden hat, scheint außer Frage zu stehen. Ausführlich ist die Uebertragung behandelt bei Duchesne (Le Liber Pontificalis I. CIV ss.), der sich für eine einmalige, und neuestens bei Joh. Baptist Lugari (Le Catacombe ossia il sepolcro apostolico dell' Appia. Roma 1888. p. 69), welcher sich für eine zweimalige Uebertragung entscheidet.

[2] Die gleichen Erwägungen drückt der Protestant Olshausen folgendermaßen aus: „Die Anwesenheit Petri in Rom und sein Martyrtod daselbst sind historisch so beglaubigte Facta, daß sie niemals hätten in Zweifel gezogen werden sollen . . . Starben die Apostel (Petrus und Paulus) in Rom, so konnte bei öffentlicher Hinrichtung derselben ihr Tod, sowie der Ort, wo ihre Leichname ruhen, unmöglich verborgen bleiben; starben sie nicht daselbst, so hätte sich irgend eine andere Angabe über den Ort des Todes Petri kundgeben müssen, da die berühmtesten unter den Aposteln doch nicht verschwinden konnten, ohne eine Spur zu hinterlassen." (Der Brief des Apostels Paulus an die Römer. Königsberg 1835. S. 39 ff.)

Doch wir sind in der glücklichen Lage, uns mit dem Zeugniß des Cajus, so wichtig und maßgebend es auch ist[1], nicht begnügen zu müssen. Ununterbrochen zieht sich die Kette von Nachrichten über Petri Grab durch die Kirchen- und Profangeschichte; ein Geschlecht überliefert sie dem andern, und alle diese Nachrichten, alle diese Ueberlieferungen in Wort und Schrift, in Erz und Stein weisen deutlich auf jenen Ort, welcher unter dem Namen „Confessio des hl. Petrus" weltbekannt und weltverehrt ist.

Cajus starb im zweiten Jahrzehnt des dritten Jahrhunderts. Höchstens 50 Jahre später (zwischen 260 und 270) wurde Eusebius von Cäsarea, „der Vater der Kirchengeschichte", geboren († 340). Sein Hauptwerk, welches, „solange es eine Wissenschaft der Kirchengeschichte gibt, seinem Namen Unsterblichkeit sichern"[2] wird, ist seine „Kirchengeschichte" in zehn Büchern, „ein unschätzbares Archiv von Thatsachen, Actenstücken; ein Quellenwerk im vollen Sinne des Wortes"[3]. Dieser Mann ist also wohl geeignet, als Zeuge aufzutreten, und er berichtet ganz dasselbe über den Begräbnißort Petri wie Cajus, daß nämlich der Apostelfürst seine Ruhestätte auf dem Vatican gefunden habe[4]. Wir haben die Worte des Eusebius im vorigen Artikel (S. 111) schon gehört; es genügt deshalb, hier darauf hinzuweisen, daß der Bischof von Cäsarea ausdrücklich hervorhebt, die Grabmale der beiden Apostel Petrus und Paulus auf dem Vatican und an der ostiensischen Straße trügen deren Namensaufschrift. Eine Verwechslung mit anderen Grabstätten, schon in sich höchst unwahrscheinlich, ist also gar nicht denkbar.

Das Zeugniß des Cajus reichte, wie wir sahen, in die apostolische Zeit hinauf. Einige Jahrzehnte später werden dessen Worte wiederholt

---

[1] „Nur durch entscheidende entgegenstehende Facta, nicht durch Hypothesen kann es (das cajische Zeugniß) umgestoßen werden. Dergleichen Facta würden sein, wenn von anderen Orten berichtet würde, daß Petrus dort und nicht in Rom gestorben sei; wenn das einfache Zeugniß des Cajus durch mehrfache Zeugnisse ebenso beglaubigter Personen, die das Entgegengesetzte berichteten, neutralisirt würde, indem z. B. Augenzeugen erklärten, sie hätten Petrus an einem andern Ort hinrichten sehen, oder wenn sich eine Verwechslung des Apostels Petrus mit einem andern Manne gleichen Namens darthun ließe. Dergleichen Erklärungen finden sich aber nicht. Das ganze christliche Alterthum kennt keine andere Stadt, die Anspruch darauf machte, Petri Tod gesehen zu haben, als Rom." (Olshausen, Ueber die frühesten Verhältnisse der römischen Gemeine und die Anwesenheit des Apostels Petrus in Rom. Studien und Kritiken, 1838. S. 947.)

[2] Realencyklopädie für protestantische Theologie, Bd. 4 S. 394 (2. Aufl.).

[3] Wetzer und Welte's Kirchenlexikon. 2. Aufl. Bd. 4 Sp. 1004.

[4] Hist. Eccles. II, 25 (Migne 20, 208).

und bestätigt durch den bedeutendsten Historiker des christlichen Alterthums, Eusebius, und seine Aussage führt uns bis in jene Zeit, in welcher sich über dem Apostelgrab auf dem Vatican eine großartige Kirche, die constantinische Basilika, erhob, um ein volles Jahrtausend schützend und schirmend, wachend und hütend zu stehen über dem „Siegeszeichen" des Felsenmannes Petrus [1].

Diesem Zeugen von Stein müssen wir jetzt unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Es liegt natürlich außerhalb des Rahmens dieser Arbeit, eine eigentliche Baugeschichte der constantinischen Basilika zu schreiben. Für unsern Zweck genügt die Beantwortung folgender zwei Fragen: 1. Ist die alte, bis zum 16. Jahrhundert in einzelnen Theilen noch bestehende Peterskirche von Kaiser Constantin dem Großen erbaut worden? 2. Schloß diese Basilika von Anfang an das Grab des Apostels Petrus ein? Auf die erste Frage könnten wir eine sehr kurze Antwort geben durch den Hinweis auf die einstimmige Bejahung derselben von seiten der namhaftesten Gelehrten [2]. Allein zweifelsohne wird es den meisten Lesern erwünscht sein, diesen wichtigen Punkt quellenmäßig erörtert zu sehen.

---

[1] Zwischen Cajus und Eusebius tritt noch ein anderer Zeuge für das Grab des Apostels auf dem Vatican, nämlich die Martyreracten des hl. Sebastian († 288). In denselben heißt es (Acta SS. Januarii II. p. 640; Tillemont, Mémoires t. IV p. 527 [éd. Paris.]): „Als die gottselige Zoë am Gedächtnißtage der Apostel am Grabe des Apostels Petrus betete, wurde sie von den nachstellenden Heiden gefesselt und zum Vorsteher des Stadttheiles, welcher Naumachie heißt, geführt" (Beatissima Zoë in Apostolorum natale, dum ad Confessionem Petri Apostoli oraret, ab insidiantibus paganis arctatur, duciturque ad patronum regionis Naumachiae). Da jedoch die Echtheit dieser Acten nicht völlig gesichert ist, so begnügen wir uns mit der bloßen Anführung dieses Zeugnisses. Für deren Echtheit erklären sich Bollandus, Hessels, Baronius und in neuester Zeit Paul Allard (Dioclétien et les Chrétiens avant l'établissement de la Tétrarchie; Revue des questions historiques. Juillet 1888); dagegen Tillemont (a. a. O. S. 516), Erbes (Zeitschrift für Kirchengeschichte. Bd. V S. 484 ff.) und andere.

[2] Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter (2. Aufl.), I. S. 15; Realencyklopädie für protestantische Theologie. Bd. II. S. 137; Duchesne, Le Liber Pontificalis I, CV; Ciampini, De sacris aedificiis a Constantino M. constructis. Romae 1693. p. 30; Bonanni, Templi Vaticani historia. Romae 1700; Martigny, Dictionnaire des antiquités chrétiennes. Paris 1877. p. 91; Lipsius, Die apokryphen Apostelgeschichten und Apostellegenden. Braunschweig 1887. II, 1 S. 391 ff.; Platner-Bunsen, Beschreibung der Stadt Rom. Stuttgart 1830. II, 1 S. 50 ff.; Reumont, Geschichte der Stadt Rom. Berlin 1867. I. S. 639 ff.; Hübsch, Die altchristlichen Kirchen. Karlsruhe 1863. S. XXIII; Zestermann, Die antiken und die christlichen Basiliken. Leipzig 1847. S. 131; Jannowits, Forschungen über den

Zu Ausgang des vierten und bei Beginn des fünften Jahrhunderts schildern uns zwei bedeutende Kirchenschriftsteller, Aurelius Prudentius (348—405) [1] und Paulinus von Nola (353—431), die Pracht und Größe einer zu Ehren des hl. Petrus auf dem Vatican schon bestehenden Kirche. In einem Briefe an Pammachius, einen vornehmen Römer, entwirft der hl. Paulinus ein Bild von der vaticanischen Apostelkirche: „Welche Freude gewährtest du dem Apostel (Petrus), als du seine ganze Basilika mit dichten Schaaren von armen Leuten erfüllt hattest! Sei es dort, wo sie unter der hohen mittlern Decke weit und lang sich erstreckt und aus der Ferne, vom apostolischen Stuhle herstrahlend, die Augen der Eintretenden blendet und die Herzen erfreut, oder wo sie unter derselben Last der Dächer von beiden Seiten in doppelten Säulenhallen die Arme ausbreitet. Sei es dort, wo sie im vorliegenden Atrium glänzend, in eine Vorhalle sich ausdehnt und wo den Brunnen, welcher für Hand und Mund dienstbares Wasser sprudelt, eine von gediegenem Erz gewölbte Kuppel ziert und beschattet, indem sie, nicht ohne mystische Bedeutung, den springenden Quell mit vier Säulen umschließt." [2] Auf eine Grabkirche Petri weisen auch zwei Nachrichten bei Hieronymus (331—420) und Ambrosius (335—397) hin. Ersterer berichtet nämlich, daß die Ruhestätte des Apostels auf dem Vatican durch die Verehrung des ganzen Erdkreises verherrlicht werde [3]. Letzterer erzählt [4], daß Papst Liberius seine Schwester Marcellina am Grabe Petri unter die gottgeweihten Jungfrauen aufgenommen habe. Da mit einem solchen Act stets eine religiöse Feier verbunden war, so muß sich schon damals, zwischen 352 und 366, eine Kirche über der Grabstätte erhoben haben. Mit aller Sicherheit können wir dies aber für die Zeit des Papstes Damasus (366—384) behaupten. Gegen das Jahr 370 schrieb nämlich der hl. Optatus, Bischof von Milevi, sein berühmtes Werk „Vom Schisma der Donatisten". Im vierten Kapitel des zweiten Buches findet sich folgende deutliche Erwähnung der Peterskirche: „Mir ist es ungewiß, ob er (nämlich der zu Rom weilende Afterbischof der Donatisten) den Stuhl Petri jemals gesehen hat,

---

Bau der Peterskirche. Wien 1877. S. 23; Kraus, Realencyklopädie der christlichen Alterthümer. Freiburg 1882. I. S. 134; Acta SS. Junii VII. p. 32* sqq.; De Rossi, Inscr. II. p. 230.

[1] Peristeph. XII. 31 sqq. (Migne 60, 562).

[2] Ep. XIII ad Pammachium n. 13 (Migne 61, 214. 215).

[3] De vir. ill. c. 1 (Migne 23, 610).

[4] De virgin. l. III. 1 (Migne 16, 219).

und zur Grabstätte des Apostels kommt er ja als Schismatiker nicht ... Siehe, dort sind die Gräber der beiden Apostel. Sagt an, ob er diese Heiligthümer betreten konnte, oder ob er dort, wo sich die Ruhestätten der Heiligen befinden, das Opfer dargebracht hat?"[1] Die Erwähnung des eucharistischen Opfers läßt keine andere Deutung zu, als daß an „den Ruhestätten der Heiligen" sich ein Gotteshaus befand; denn nur in einem solchen wurden die heiligen Geheimnisse gefeiert.

Allein noch weiter hinauf können wir das Bestehen der Peterskirche verfolgen. Im Jahre 1595 wurde innerhalb der Krypta von Sanct Peter der Sarg des Stadtpräfecten Junius Bassus aufgefunden. Derselbe starb aber, wie die Aufschrift des Sarkophags besagt, unter den Consuln Eusebius und Hypatius, also im Jahre 359[2]. Nehmen wir dazu eine Nachricht des Ammianus Marcellinus[3], nach welchem ungefähr zur selben Zeit eine große Schaar von Stadtarmen sich auf dem Vatican zu versammeln pflegte, um dort Almosen zu erhalten, so liegt die Annahme nahe, sowohl die Beisetzung des Stadtpräfecten, wie die Speisung der Armen habe in einer Kirche am Grabe des Apostels stattgefunden; um so mehr, als wir ja bereits vom hl. Paulinus hörten, daß der Römer Pammachius in den Hallen der Peterskirche Almosen austheilte. Wenigstens bis zum Jahre 357 werden wir endlich geführt durch den großen hl. Athanasius (298—373). In seiner „Geschichte der Arianer" berichtet er u. a. über die Vorgänge nach der berüchtigten Mailänder Synode (355), auf welcher die arianische Partei einen bedeutenden Sieg errang. Alles lag nach diesem Conciliabulum dem Kaiser Constantius daran, auch den Papst Liberius zum Falle zu bringen. Einer der vertrautesten kaiserlichen Räthe, der Eunuch Eusebius, wurde mit reichen Geschenken nach Rom gesandt. Doch Liberius blieb standhaft. „Da ergrimmte der Eunuch", so schreibt Athanasius, „und verübte eine gesetzwidrige That, welche eines Christen unwürdig und selbst für einen Eunuchen unverschämt ist. Indem er nämlich die Gesetzesübertretung des Saul nachahmte, eilte er zu der Grabkirche des Apostels Petrus und

[1] De schism. Donat. l. II. c. 4 (Migne 11, 951. 952): „Nescio si vel oculis (cathedram Petri) novit, et ad cujus memoriam non accedit quasi schismaticus . . . Ecce praesentes sunt ibi duorum memoriae Apostolorum. Dicite, si ad has ingredi potuit, aut obtulit illic, ubi sanctorum memorias esse constat."

[2] De Rossi, Inscriptiones christianae Urbis Romae. I. p. 80; Bullettino 1871, p. 46 ss.

[3] Rerum gestarum l. XXVII. 3, 5 (bei Duchesne, Liber Pontificalis I. CVI).

weihte ihm die Geschenke. Als Liberius dies erfahren, schalt er heftig den Wächter des Ortes, weil er dies nicht verhindert habe. Die Geschenke selbst aber warf er fort als ein unheiliges Opfer."[1] Wir haben hier das von Athanasius gebrauchte Wort μαρτύριον einfach durch „Grabkirche" übersetzt, weil auch sonst die über den Gräbern der Martyrer erbauten Kapellen und Kirchen „Martyria" genannt werden[2].

Nach diesen Zeugnissen kann es nicht mehr zweifelhaft sein, daß um das Jahr 355 eine Kirche zu Ehren des Apostelfürsten auf dem Vatican bestand. Diese Jahreszahl versetzt uns in die Regierungszeit Constantius', des am längsten lebenden der Söhne des großen Constantin. War Constantius etwa der Erbauer der Peterskirche? Ganz gewiß nicht. Erst im Jahre 350 wurde er durch die Ermordung seines Bruders Constans Alleinherrscher des Gesammtreiches; bis dahin gehörte ihm nur der Osten des Reiches. Als er aber im genannten Jahr auch die Westhälfte mit Italien erhielt, war er schon derartig dem Arianismus ergeben, daß er sicherlich nicht das widerspänstige, päpstliche Rom durch die Errichtung einer Pracht-Basilika auszeichnete. Der am frühesten gestorbene Sohn Constantins, Constantin II., kann bei der Frage nach dem Erbauer der Apostelkirche nicht in Betracht kommen. Nicht ganz drei Jahre (337—340) hatte er die Präfectur von Gallien inne, stand also, abgesehen von seiner kurzen

---

[1] Histor. Arian. ad Monachos n. 37 (Migne 25, 736): Ὁ δὲ εὐνοῦχος, λυπηθεὶς . . . πράττει τι παράνομον, Χριστιανῶν μὲν ἀλλότριον, σπαδόντων δὲ τολμηρότερον. Τὴν γὰρ παράβασιν τοῦ Σαὺλ μιμησάμενος, ἀπελθὼν εἰς τὸ μαρτύριον Πέτρου τοῦ ἀποστόλου, τὰ δῶρα αὐτῷ ἀνέθηκεν. Ἀλλὰ μαθὼν ὁ Λιβέριος, πρὸς μὲν τὸν τηροῦντα τὸν τόπον, καὶ μὴ κωλύσαντα, μεγάλως ἠγανάκτησεν, αὐτὰ δὲ ὡς ἄθυτον θυσίαν ἀπέρριψε.

[2] So bezeichnet Eusebius die Grabkirche zu Jerusalem und die Apostelbasilika zu Constantinopel als μαρτύριον (Vita Constant. l. IV. cap. 47. 58; Migne 20, 1197. 1209). Auch die auf Befehl des Kaisers Constantin zu Jerusalem versammelten Bischöfe sprechen von der dortigen Grabkirche, zu deren Einweihung (im Jahre 335) sie sich eingefunden hatten, als von dem μαρτύριον τοῦ Σωτηρίου („Kirche des Erlösers"). Dies bischöfliche Schreiben findet sich bei Athanasius in seiner „Apologie gegen die Arianer" (Migne 25, 397). Die sechste carthagische Synode vom Jahre 401 nennt in ihrem 17. Canon die Kapellen und Kirchen über den Martyrergräbern memoriae martyrum, was eben nichts anderes bedeutet, als das griechische μαρτύριον (vgl. Hefele, Conciliengeschichte II. S. 84. In Bd. I. S. 660 übersetzt deshalb der hochw. Verfasser das μαρτύριον τοῦ Πέτρου in obiger Stelle einfach mit „St. Peterskirche"). Auch der Ausdruck ὁ τηροῦν τὸν τόπον deutet darauf hin, daß unter diesem τόπος eine Kirche zu verstehen ist (vgl. Euseb., Vita Constant. l. IV. c. 59; Migne 20, 1209, wo die Wächter der Apostelbasilika zu Constantinopel φρουροὶ τοῦ τόπου genannt werden).

Regierungszeit, zu Rom in gar keiner Beziehung. Somit bleiben nur Constans der Sohn und Constantin der Vater übrig. Ersterer erhielt bei der Theilung des Reiches Illyrien und Italien mit Rom als Hauptstadt und hätte in den 13 Jahren seiner Herrschaft gewiß Zeit gehabt, die Peterskirche aufzuführen. Allein auch ihm können wir weder den Beginn noch selbst die Vollendung dieses Baues zuschreiben. Constantin, der erste christliche Kaiser, hat dem ersten Papst das Riesenmausoleum gesetzt. Den unwiderleglichen Beweis dafür finden wir in folgenden zwei Thatsachen:

1. Auf dem Triumphbogen der alten Peterskirche, welcher im Jahre 1525 beim Bau der heutigen Peterskirche zerstört wurde, befand sich ein Mosaikbild, welches den Kaiser Constantin darstellte, wie er dem Heiland und dem hl. Petrus die Basilika übergibt. Darunter las man die Inschrift:

> „Weil im Triumphe, geführt von dir, zu den Sternen die Welt steigt,
> Weiht dies fürstliche Haus dir Constantinus, der Sieger.“ [1]

Was auch immer Erbes und Lipsius [2] einwenden mögen, der constantinische Ursprung von Bild und Schrift bleibt durch das Urtheil so gewiegter Kenner wie Piper, Frothingham und Duchesne gesichert [3].

2. Ein Rompilger des frühen Mittelalters, der sogenannte „Einsiedler Anonymus“, hat uns in seinen Aufzeichnungen die Worte aufbewahrt, welche in der Apsis der ältesten Peterskirche standen:

> Der Gerechtigkeit Sitz, des Glaubens Haus, Stätte der Ehrfurcht,
> Diese ist's, welche du schaust, wo jegliche Frömmigkeit wohnet.
> Herrlich erstrahlt sie im Tugendglanze des Vaters und Sohnes,
> Stellet an Ruhm ganz gleich den Erbauer seinem Erzeuger.“ [4]

---

[1] „Quod duce te mundus surrexit in astra triumphans,
Hanc Constantinus Victor tibi condidit aulam“
(Jacobacci, De concilio. Romae 1538: „Constantinus imperator in musivo depictus, literis aureis ostendens Salvatori et b. Petro ecclesiam s. Petri“).

[2] Zeitschrift für Kirchengeschichte VII, 1. S. 43 ff. S. 397.

[3] Studien und Kritiken 1875, S. 102; Une mosaïque constantinienne inconnue (Revue archéologique. Janvier-Février 1883); Liber Pontificalis I. p. CV.

[4] Justitiae sedes, fidei domus, aula pudoris
Haec est, quam cernis, pietas quam possidet omnis;
Quae patris et filii virtutibus inclyta gaudet
Auctoremque suum genitoris laudibus aequat“
(Gruter, Corp. inscript. p. 1163 n. 6. Cfr. Corp. inscr. lat. tom. VI. p. X n. 10).

Vielfach deutete man früher die Bezeichnung „Vater" und „Sohn" auf die Personen der heiligsten Dreifaltigkeit. Es ist jedoch kaum glaublich, daß der Verfasser der Inschrift vom Tugendglanze Gott Vaters und Gott Sohnes sprechen wollte, oder daß er annahm, durch den Bau der Basilika sei die zweite Person der Gottheit der ersten „an Ruhm gleich geworden". Sehr treffend sagt deshalb Erbes: „Nicht Gott Vater und Sohn sind gemeint, sondern der menschliche Stifter der Kirche und sein leiblicher Vater."[1] Freilich versteht Erbes unter „Vater" und „Sohn" Constantin und Constantius, indem er erstern den Bau der Kirche beginnen, letztern ihn vollenden läßt. Allein mit Unrecht; nicht Constantin und einer seiner Söhne, sondern Constantin und sein Vater, Constantius Chlorus, ist gemeint. Das erhellt aus dem Wortlaut der Inschrift und aus ihrer Vergleichung mit dem Mosaikbild. In der Inschrift wird der Sohn, zum Unterschied vom Vater, der „Urheber" (auctor) der Kirche genannt; dadurch scheint aber ausgeschlossen, daß der mit diesem Wort Bezeichnete nur der „Vollender" des Baues gewesen sei. Auf dem Mosaikbild ist Constantin allein abgebildet, wie er die fertige Basilika ihrer Bestimmung übergibt. Wäre dennoch einer seiner Söhne der Vollender des Gotteshauses, so enthielte die bildliche Darstellung auf dem Triumphbogen eine offenbare Unrichtigkeit. Es bleibt nur die Schwierigkeit, wie der heidnische Vater Constantins, Constantius Chlorus, mit solchen Lobsprüchen ausgezeichnet werden konnte. Den Schlüssel zur Lösung dieser Schwierigkeit glauben wir jedoch in dem Edict zu finden, welches Constantin bald nach dem Siege über seinen Schwager Licinius (323) an die Provinzen des Morgenlandes erließ. Dort findet sich folgende Stelle über seinen Vater[2]: „Die früheren Herrscher hielt ich wegen der Roheit ihrer Sitten nicht zur Herrschaft berechtigt. Nur mein Vater war in seinem Wirken sanftmüthig und rief mit bewundernswerther Gottesfurcht bei allen seinen Handlungen Gott den Vater an." Nehmen wir dazu die Thatsache, daß Constantius Chlorus als Präfect von Gallien die diocletianischen Blutedicte gegen die Christen sehr gemildert, ja theilweise gar nicht zur Ausführung brachte[3], so läßt

[1] A. a. O. S. 43.

[2] Euseb., Vita Const. II, 49 (Migne 20, 1025): Ἔσχον ἔγωρε τοὺς πρὸ τούτου γενομένους αὐτοκράτορας, διὰ τὸ τῶν τρόπων ἄγριον, ἀποκλήρους· μόνος δ' ὁ πατὴρ ὁ ἐμὸς ἡμερότητος ἔργα μετεχειρίζετο μετὰ θαυμαστῆς εὐλαβείας ἐν πάσαις ταῖς ἑαυτοῦ πράξεσι τὸν Πατέρα Θεὸν ἐπικαλούμενος.

[3] Euseb., Hist. eccles. VIII, 13 (Migne 20, 780); Vita Constant. I, 13. 14. 15. 16. 17 (Migne 20, 928—934).

sich die dichterische Redewendung über den Tugendglanz dieses Mannes erklären.

Was Inschrift und Bild besagen, wird bestätigt durch mehrere Funde, welche man zu verschiedenen Zeiten beim Neubau der Peterskirche machte. Es sind dies: 1. Ziegelsteine und Dachziegel mit dem Stempel D. N. Constantinus Aug. Baronius hat dieselben selbst gesehen und sagt[1], sie seien ungefähr zwei römische Palmen groß gewesen. 2. Erzmünzen, auf der einen Seite das Bild des Erlösers, auf der andern das des Constantin tragend[2]. 3. Ein Dachbalken, auf welchem die Buchstaben Con erkenntlich waren[3].

Diese Zeugen und Zeugnisse dürften ausreichende Gewißheit darüber verschaffen, daß Constantin der Erbauer der alten Peterskirche war. Hatte ja doch überhaupt dieser Kaiser große Neigung für Kirchenbauten. So gewährte er gleich nach dem Siege über Maxentius aus eigenem Vermögen die Mittel zur Erweiterung und zum Aufbau mehrerer Kirchen[4]. Ein Schreiben an die Bischöfe des Ostens enthält die bringende Aufforderung, die bestehenden Kirchen gut im Stand zu halten und je nach Bedürfniß sie zu erweitern oder ganz neu zu bauen[5]. Zu Constantinopel, Jerusalem und Nikomedien führte er großartige Basiliken auf[6]; ebenso ließ er den Christen in Numidien auf Bitten der dortigen Bischöfe eine Kirche bauen[7]. Auch ohne die obigen Beweise läge also die Annahme sehr nahe, daß die Peterskirche zu Rom ihm ihren Ursprung verdanke. Oder „sollte er in Rom minder freigebig gewesen sein"?[8]

---

[1] Annal. ad ann. 324 tom. IV. p. 74 (ed. Theiner); vgl. auch Lipsius a. a. O. S. 397.

[2] Bonanni, Templi Vat. histor. Romae 1700. p. 10.

[3] Da wir für diesen merkwürdigen Fund abermals einen Augenzeugen als Gewährsmann haben, so führen wir dessen Worte an (bei Bonanni l. c. p. 36): „Narrat Alberinus (1339) sub Benedicto XII.: Quando il tetto vecchio si dismetteva fù trovato uno smisurato trave, e di mirabil grossezza. Io lo viddi, che dieci piedi era grosso e tutto fasciato di funi per la molta sua antichità, e per la sua grande grossezza era tanto durato. Questo trave era di arbore, come gli altri, e vi fù trovato scritto con lettere incavate in questo senso: Questo è uno di quelli travi, i quali pose in questo tetto il buon Constantino, e vi erano scritte queste tre lettere: Con (ex Ms. Alberini e Bibliotheca Congregat. s. Mauri Romae)."

[4] Euseb., Vita Constant. I, 42 (Migne 20, 957).

[5] L. c. II, 46 (Migne 20, 1023).

[6] L. c. IV, 58; III, 25. 50 (Migne 20, 1085. 1109).

[7] Tillemont, Mémoires tom. VI. p. 106 (éd. Paris.).

[8] Erbes a. a. O. S. 89.

Die zweite Frage, welche wir uns stellten, war, ob diese von Constantin erbaute Basilika von Anfang an das Apostelgrab in sich einschloß. Ein Blick auf den beigefügten Plan gibt die Antwort: die heutige Confessio mit dem Grabe Petri lag vor der Apsis der alten constantinischen Basilika. Höchstens könnte man also behaupten wollen, die heiligen Ueberreste seien erst nach Vollendung der Kirche in dieselbe übertragen worden. Diese Behauptung hat aber nichts für sich und alles gegen sich. Dagegen spricht das völlige Schweigen aller bekannten Quellen über eine solche Uebertragung. Dagegen spricht die Lage der Kirche selbst: umgeben von noch bestehenden heidnischen Götzentempeln, in einem Stadttheil, welcher noch zu Constantins Zeiten verrufen und gemieden war. Die Wahl eines solchen Ortes für die Hauptbasilika Roms läßt sich eben nur daraus erklären, daß die ursprüngliche Lage des Grabes die bestimmende Rücksicht bildete. Hätte man eine Kirche bauen wollen ohne Rücksicht auf dies Grab, mit der Absicht, die heiligen Gebeine des Apostels später in die vollendete Kirche zu übertragen, so stände die vaticanische Basilika zweifelsohne nicht auf dem rechten Tiberufer, sondern sie hätte einen in den Augen der damaligen römischen Welt ehrenvollern Platz erhalten. Dagegen spricht, daß auch die constantinische Paulskirche an der ostiensischen Straße sich *über dem Grabe* des Völkerlehrers erhob. Warum sollte derselbe Bauherr die dem gleichen Zwecke gewidmete Peterskirche anders gebaut haben? Dagegen sprechen endlich zwei Nachrichten aus der ältesten Zeit. Des Dichters Aurelius Prudentius (348—405) haben wir schon Erwähnung gethan. Um das Jahr 399 machte derselbe eine Reise nach Rom und beschreibt in schwungvollen Versen viele der dortigen heiligen Stätten. Der ganze zwölfte Gesang seiner „Siegeskronen" ist dem Andenken und der Verherrlichung der beiden Apostelfürsten geweiht. Vom Grabe des hl. Petrus gibt er folgende Schilderung:

„Trennend der Heil'gen Gebein [1], zwischen Gräbern hin sich ergießt der Tiber,
Jedwedes Ufer heil'ge Schätze bergend.
*Rechts unter goldenem Dach sich der Fischerfürst hat zum Schlaf gebettet,*
Allwo der Oelbaum rauscht, murmelt die Welle." [2]

---

[1] Nämlich der beiden Apostel Petrus und Paulus.

[2] Peristeph. XII, 29—45 (Migne 60, 561—563):
„Dividit ossa duum Tibris, sacer ex utraque ripa,
Inter sacrata dum fluit sepulcra.
*Dextra Petrum regio tectis tenet aureis receptum,*
Canens oliva, murmurans fluento."

Daß hier das „goldene Dach", unter welchem der Fischerfürst ruht, die Basilika bezeichnet, liegt auf der Hand. Ein Mann also, welcher die Peterskirche in ihrer ersten Frische und Schönheit sah, theilt uns mit, daß das Grab unter ihrem Dache sich befand.

Die zweite Nachricht stammt aus dem sechsten Jahrhundert, berichtet aber über eine Begebenheit aus dem Leben Constantins, welche zu Ende des 16. Jahrhunderts eine merkwürdige Bestätigung erhalten hat. „Ueber dem Leib des hl. Petrus," so heißt es, „über dem Erzsarg, welcher ihn umschließt, ließ er (Constantin) ein Kreuz anbringen von reinstem Gold, 150 Pfund schwer, mit der Inschrift: Constantinus Augustus und Helena Augusta zieren mit Gold diese königliche Stätte, welche die Kirche, schimmernd in gleichem Glanze, umgibt. Diese Worte stehen in dunkeln Buchstaben auf dem Kreuze selbst." [1] Es geschah unter Papst Sylvester (314—335), daß dieses Kreuz durch Constantin auf den Sarg des Apostelfürsten niedergelegt wurde. Clemens VIII. ließ im Jahre 1594 den Fußboden der Peterskirche erneuern und die Fundamente des gegenwärtigen Hochaltars herstellen. Bei dieser Arbeit entdeckte der leitende Baumeister Giacomo della Porta eine Oeffnung, durch welche man in die Grabkammer des Apostels sehen konnte. Seit dem zwölften Jahrhundert, also seit 400 Jahren, hatte niemand mehr in das Innere dieses Heiligthums geblickt. Della Porta benachrichtigte den Papst, und letzterer begab sich sogleich in Begleitung der Cardinäle Bellarmin, Antoniano und Sfondrate an Ort und Stelle. Der Baumeister leuchtete mit einer brennenden Fackel in die Grabkammer hinein, und der Papst, mit seinem hohen Gefolge sahen mit eigenen Augen jenes goldene Kreuz, welches der Kaiser Constantin vor 1250 Jahren auf den Sarg des Apostelfürsten gelegt hatte. Die Oeffnung ließ Clemens VIII. vermauern, und so ist es seit dieser Zeit geblieben. An der Wahrheit und Thatsächlichkeit dieses Berichtes zu zweifeln, haben wir keinen Grund. Ein Augenzeuge, der Cardinal Sfondrate, hat die ganze Begebenheit einem Canoniker der Peterskirche und dem Custoden der Confessio erzählt, wie uns Torrigio, welcher

---

[1] Liber pontificalis, in vita Sylvestri (Duchesne l. c. p. 176): „Super corpus b. Petri, super aere quod conclusit, fecit (Constantinus) crucem ex auro purissimo, pens. lib. CL . . . ubi scriptum est hoc: Constantinus Augustus et Helena Augusta hanc domum regalem (auro decorant quam) simili fulgore coruscans aula circumdat; scriptum ex litteris nigellis in cruce ipsa." Die in Klammer gesetzten Worte sind Conjectur von de Rossi (Inscript. christ. II. p. 200); im Liber Pontificalis fehlen sie. De Rossi deutet den Ausdruck „domus regalis" auf die eigentliche Grabkammer, das Wort „aula" auf die Basilika.

mit diesen Personen gleichzeitig zu Rom lebte, in einem seiner Manuscripte berichtet[1]. Auch ist nichts Auffallendes daran, daß ein goldenes Kreuz über ein Jahrtausend lang sich erhalten haben sollte. Man denke nur an die Goldschätze der Schliemannschen Ausgrabungen zu Troja und Mykene.

Ein schlagenderer Beweis dafür, daß die Apostel b a s i l i k a sich von Anfang an über dem Apostel g r a b erhob, läßt sich kaum denken.

Hiermit könnten wir eigentlich unsere Arbeit als beendet betrachten. Die constantinische Basilika, fortdauernd in der aus ihr entstandenen heutigen Peterskirche und somit seit mehr als anderthalb Jahrtausend das Grab des Apostels umschließend, enthebt uns aller weiteren Beweise für dessen Echtheit. Allein die Wichtigkeit des Gegenstandes und die Vollständigkeit seiner Behandlung räth uns, daß wir noch eine andere hochbedeutsame Quelle eingehend prüfen; um so mehr, da sie uns mit ihren Nachrichten über das Grab Petri zurückversetzt in die Zeit unmittelbar nach dem Tode des Apostelfürsten. Wir meinen das schon oben erwähnte „Papstbuch". Dasselbe ist eine zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Verfassern zusammengestellte kurze Geschichte der römischen Bischöfe von Petrus bis Stephan VI. (885—891). Uns interessirt hier nur der erste ursprüngliche Theil dieses Katalogs, der sich bis auf Papst Felix IV. (526—530) erstreckt und dessen Abfassungszeit nicht später als 534 anzusetzen ist[2]. Dieser älteste Theil des „Papstbuches" hat aber selbst wieder als Grundlage ein Verzeichniß der römischen Päpste aus dem Jahre 354[3], welches mit dem Regierungsantritt des Papstes Liberius (352—366) schließt und deshalb den Namen des liberianischen Katalogs erhalten hat. Das „Papstbuch" ist somit eine Quelle von hohem Alter und hohem Werth. Freilich ist dieser Werth ein sehr verschiedener, und wir

---

[1] Bonanni, Templi Vaticani historia. Romae 1700. p. 122: „Narrat Turrigius, cum novi templi Vaticani pavimentum altius deduci et aequari opus esset anno 1594, Jacobum a Porta retulisse Clementi VIII., detectum a se foramen, per quod s. Petri monumentum apparebat. Quo audito, Pontificem ipsum, ductis secum Eminentiss. Cardinalibus Bellarmino, Antoniano et s. Caeciliae (Sfondratus) et admota ab architecto ardenti face, oculis perlustrasse crucem auream sepulchro impositam; deinde jussisse, vetustissimam aram intactam in eodem loco relinquere, foramen se coram coementis oppleri. Haec affirmat Turrigius enarrata fuisse a Cardinali s. Caeciliae (Sfondratus), Aloysio Cittadino Basilicae Canonico et Joanni Baretto s. Confessionis Custodi."

[2] L. Duchesne, Le Liber Pontificalis I. p. XXXVI ss. Paris 1886.

[3] Th. Mommsen, Ueber den Chronographen vom Jahre 354. S. 582. Leipzig 1850 (aus dem ersten Bande der Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften).

sind weit davon entfernt, die Zuverlässigkeit aller seiner Mittheilungen behaupten zu wollen. Im Gegentheil, es finden sich in ihm nicht wenige Unrichtigkeiten. Immerhin aber bleibt bestehen, was der hervorragendste Kenner und Durchforscher des „Papstbuches", Abbé Duchesne, von ihm schreibt: „Sein Ansehen ist, je nach dem Gegenstand, welchen es behandelt, sehr verschieden; und wie es unklug wäre, grundsätzlich sein Zeugniß zu verwerfen, so wäre es auch unklug, demselben bedingungslos zu folgen. Es enthält über die wichtigsten Dinge Nachrichten von großem Interesse und hohem Werth . . . und legt zum mindesten Zeugniß ab für das Alter der Ueberlieferungen, aus welchen es schöpft. Nur in wenigen Fällen und bei Dingen von untergeordneter Bedeutung, wie Anzahl der vorgenommenen Ordinationen oder Dauer der Sedisvacanz, scheint es ohne sicheres Zeugniß oder Angabe vorangegangen zu sein."[1] Wie lautet nun der Bericht dieser Quelle über den Bestattungsort des hl. Petrus? „Petrus . . . wurde begraben an der aurelischen Straße, im Apollotempel, unweit des Ortes, wo er gekreuzigt worden, unweit des neronischen Palastes, auf dem Vatican, unweit des Triumphalgebietes."[2] Das sind die Worte des „Papstbuches". Dr. Schultze nennt diese Angaben „sehr eigenthümliche topographische Details"; er bezeichnet diese und eine ähnlich lautende Notiz im Lebensabriß des Papstes Cornelius als „confus", „ganz unentwirrbar". Es ist ihm sogar „nicht zweifelhaft, daß in dem betreffenden Passus des Katalogs nicht die Reproduction einer ältern Quelle vorliegt, sondern eine topographische Construction des sechsten Jahrhunderts, in welcher durch Häufung der Ortsbestimmungen eine gewisse Auctorität affectirt wird"[3]. Wir sind dagegen der Ansicht, daß die vom „Papst-

---

[1] L. c. p. CLXI.

[2] „Petrus . . . sepultus est via Aurelia, in templum Apollinis, juxta locum ubi crucifixus est, juxta palatium Neronianum, in Vaticanum, juxta territorium Triumphalem" (Duchesne l. c. p. 118). Völlig unverständlich ist es, wie Dr. Schultze (S. 224) schreiben kann: „Als Begräbnißstätte des Petrus wird der Campus Vaticanus zuerst im Catalogus Felicianus (gemeint ist das „Papstbuch") vom Jahre 530 genannt." Wie wir sahen, hat schon Eusebius von Cäsarea, welcher 200 Jahre vor der Abfassung dieses Kataloges lebte, den Vatican als Begräbnißort Petri bezeichnet; ferner sagt der hl. Hieronymus gleichfalls 110 Jahre vor dem felicianischen Katalog so unmißverständlich wie möglich: (Petrus) wurde zu Rom auf dem Vatican bestattet: „Sepultus est (Petrus) Romae in Vaticano" (De viris illust. cap. 1; Migne 23, 609); endlich feiert Aurelius Prudentius, wiederum weit über 100 Jahre vor dem „Papstbuche", das vaticanische Apostelgrab in einem eigenen Gedichte.

[3] A. a. O. S. 225. 226.

buche" mitgetheilten Ortsangaben auf thatsächlicher Grundlage beruhen; allerdings ist zu deren Auffindung eine sorgfältige Prüfung der vaticanischen Ortsverhältnisse zur Kaiserzeit erforderlich.

Das römische Stadtgebiet, in 13 Regionen eingetheilt, beschränkte sich bis zur Kaiserzeit ausschließlich auf das linke Tiberufer. Erst Augustus gliederte das Gebiet des Vaticans als 14. Region den übrigen an[1]; jedoch vermochte diese Angliederung den scharf betonten Unterschied nicht zu verwischen, der auch für die spätere Zeit fortbestehen blieb zwischen der eigentlichen „Urbs" und dem, was der Römer „Roma" nannte. Letztere erstreckte sich auch auf das rechte Tiberufer, erstere nicht. Zur „Roma", nicht zur „Urbs", gehörte also der Vatican, und die stolze Vornehmheit der 13 alten Regionen zog in die neue vierzehnte niemals ein. Zumal das vaticanische Gebiet war und blieb übel beleumundet; die alten Schriftsteller wissen viel von der schlechten Luft, dem schlechten Ackerland und dem noch schlechtern Wein des Vatican zu erzählen[2].

Die ersten größeren Bauten erhoben sich hier mit Beginn der Kaiserzeit, und zwar zunächst zwei kaiserliche Gartenanlagen: die Gärten der Agrippina und jene der Domitia. Beide gingen später in den Besitz des Nero über und hießen von da an mit gemeinsamem Namen die neronischen Gärten. Innerhalb dieser Gärten, und zwar genauer in dem Theile, welcher früher „Garten der Domitia" benannt wurde, ließ später Kaiser Hadrian sein ungeheures Grabmal errichten, die moles Hadriani, heute unter dem Namen „Engelsburg" bekannt. Ueberhaupt war diese ganze Gegend auf dem rechten Tiberufer an Grabmälern sehr reich. Die ehemaligen Anlagen der Agrippina dehnten sich stromabwärts aus und dürften aller Wahrscheinlichkeit nach einen Theil des vaticanischen Berges mit eingeschlossen haben. Diese Gärten sind es, welche Tacitus als Ort der entsetzlich grausamen Hinrichtung jener Christen angibt, die Nero als Urheber des von ihm verursachten Brandes der Stadt hingestellt hatte[3]. Neben diesen Gärten oder vielleicht in einem abgetrennten Theil derselben lag der Circus des Nero. Schon Caligula hatte diesen Bau aufgeführt, um ungestört die für ehrlos geltende Beschäftigung des Rosse- und Wagenlenkens ausüben zu können. Nero huldigte dieser wenig kaiser-

---

[1] Jordan, Topographie der Stadt Rom im Alterthum. Berlin 1878. I, 1. S. 319. 339. Becker, Handbuch der römischen Alterthümer S. 650.

[2] Martial. VI, 92: „Vaticana bibas, si delectaris aceto." Tacit. Hist. II, 93: „Infames Vaticani loci."

[3] Annal. XV, 44.

lichen Leidenschaft in noch stärkerem Maße, so zwar, daß er es nicht scheute, in seinem Circus öffentlich als Wagenlenker aufzutreten[1]. So bot er dem römischen Volke das eigenthümliche Schauspiel, den Beherrscher der Welt die Viergespanne tummeln zu sehen. Ueber Lage und Größe dieser Rennbahn sind wir hinlänglich unterrichtet, theils durch aufgefundene Mauerüberreste, theils durch die genaue Kenntniß des Standortes des Obelisken, welcher sich in diesem Circus befand und jetzt den Petersplatz schmückt.

Wenden wir uns jetzt zu den Straßen und Brücken, welche die 14. Region durchschnitten, bezw. mit der Urbs auf dem linken Tiberufer verbanden. Natürlich haben wir hier nur jene Verbindungen zu berücksichtigen, welche zwischen der Stadt und dem vaticanischen Gebiet, nicht die Verbindungen, welche zwischen ersterer und dem jenseitigen Flußufer überhaupt bestanden. Da ist zunächst die Triumphstraße (Via triumphalis) mit gleichnamiger Brücke (Pons triumphalis) zu erwähnen. Ueber diese Straße und Brücke hielten die siegreichen Feldherren, denen die Ehre des „Triumphes" zuerkannt worden, ihren Einzug in die Stadt. Lange war man und zum Theile ist man noch uneinig über die genaue Ortsbestimmung der Triumphbrücke. Die wahrscheinlichste Annahme dürfte aber jene von Piranesi sein, dem sich auch Platner-Bunsen[2] und Becker[3] anschließen. Sie erkennen nämlich in einigen Resten von Brückenpfeilern oberhalb der Engelsbrücke den alten Pons triumphalis. Hier also mündete die Triumphstraße in die Stadt ein. Spuren dieser Via finden sich noch in der Nähe der Porta Angelica. In dieser ihrer ursprünglichen Richtung und Anlage hat die Triumphstraße den heutigen Petersplatz jedenfalls nicht berührt, sondern zog rechts an ihm vorüber den Monte Mario hinauf. Es scheint jedoch, daß mit Erbauung der gleich zu besprechenden älischen Brücke die Triumphbrücke ziemlich rasch in Verfall gerieth. Somit ist es auch nicht unwahrscheinlich, daß die Triumphstraße in späterer Zeit über die neue Brücke verlegt wurde; dadurch mußte sie sich aber auf dem jenseitigen Ufer dem Petersplatz bedeutend nähern. Flußabwärts stand als zweite Brücke die sogen. älische

[1] Annal. XIV, 14: „Clausumque valle Vaticana spatium in quo equos regeret, haud promiscuo spectaculo. Mox ultro vocari populus Romanus laudibusque extollere, ut est vulgus cupiens voluptatum, et si eodem princeps trahat, laetum."

[2] Beschreibung der Stadt Rom. II, 1. S. 6.

[3] Handbuch der römischen Alterthümer S. 700.

(Pons Aelius). Kaiser Hadrian erbaute sie, um einen leichtern Zugang zu seinem Mausoleum herzustellen; sie entspricht also nach Ort und Bestimmung genau der heutigen Engelsbrücke. Die älische Brücke diente auch als Uebergang für die zweite Hauptstraße, welche das vaticanische Gebiet durchschnitt, nämlich für die neue aurelische Straße (Via Aurelia nova). Diese bildete mit der über den Janiculus laufenden alten aurelischen Straße den Weg zum Meeresufer. Ohne Zweifel bestand sie schon in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts [1]; ihre genaue Richtung läßt sich aber schwer bestimmen. Durch zahlreiche Grabfunde längs der heutigen Borghi nuovo und vecchio und auf dem Petersplatz steht zwar so viel fest, daß sie schräg über diesen Platz hinwegführte, ob aber rechts oder links vom neronischen Circus, bleibt strittig. Wir möchten uns für die Ansicht entscheiden, daß sie an der rechten Langseite dieser Rennbahn hinlief; die Gründe werden wir gleich darlegen. Daß diese Straße mit der Triumphstraße durch einen Querweg verbunden war, ist an und für sich schon sehr wahrscheinlich, wird aber außerdem durch die Aufdeckung zahlreicher Gräber auf dem Petersplatz, an seinen beiden Colonnaden und in den vaticanischen Gärten ziemlich sichergestellt. Noch weiter stromabwärts, gerade in der Biegung, welche der Tiber gegenüber dem heutigen Borgo S. Spirito macht, verband die beiden Flußufer die Nerobrücke (Pons Neronianus) oder die vaticanische Brücke, wie sie abwechselnd von Schriftstellern des frühen Mittelalters genannt wird. Nero errichtete sie im Zusammenhang mit seinen vaticanischen Garten- und Circusanlagen [2]. Von dieser Brücke aus lief ein Weg auf den Circus zu, und zwar an dessen rechter Langseite vorbei. Wenn wir auch in Bezug auf all diese topographischen Angaben die treffende Bemerkung Beckers [3] vor Augen halten müssen, daß nämlich die ganz genaue Bestimmung eines Gebäudes oder Ortes aus dem alten Rom vielfach eine mißliche Sache bleibt [4], so haben wir doch gerade für Bestehen und Richtung dieser Straße sehr thatsächliche Anhaltspunkte.

Schon oben sahen wir, daß Nero in seinem Circus öffentliche Vorstellungen gab, zu welchen das römische Volk als Zuschauer erschien; das setzt aber nothwendig auch einen öffentlichen Weg zum Circus

---

[1] Jordan a. a. O. I, 1. S. 377 ff.

[2] Jordan a. a. O. I, 1. S. 416. [3] A. a. O. S. XIII.

[4] Hinsichtlich des vaticanischen Gebietes sagt Duchesne sogar: „Il est impossible dans l'état actuel de la science, de tracer une topographie exacte du Vatican au premier siècle de notre ère“ (Bulletin mensuel 1880, n. 11 p. 206).

voraus. Da nun die Lage der Brücke, welche zu Garten und Circus führte, unzweifelhaft feststeht, so ist damit zugleich der öffentliche Weg gegeben. Ueberdies wissen wir durch Biondo, daß sich zwischen der Nerobrücke und der Peterskirche Theile einer altrömischen Straße fanden, welche eben keine andere gewesen sein kann als die zum Circus führende[1]. Nehmen wir dazu drei an verschiedenen Stellen, aber in gleicher Richtung aufgefundene altheidnische Gräber, welche mit Sicherheit auf eine Straße schließen lassen[2], so erhalten wir ganz genau die soeben für diese Circusstraße angegebene Richtung: an der rechten Langseite der Rennbahn vorüber.

Kehren wir jetzt für einen Augenblick zur neuen aurelischen Straße zurück; wir führten dieselbe auch rechts am Circus vorüber. Jetzt sieht man leicht, warum wir uns dazu berechtigt glaubten. Die von der Nerobrücke ausgehende Circusstraße bestand nämlich schon, als die neue aurelische gebaut wurde. Auf dem Petersplatze mußte letztere, von der älischen Brücke (Engelsbrücke) kommend, mit ersterer zusammentreffen. Warum sollten nun nicht die kaiserlichen Baumeister die schon bestehende Circusstraße als Theil in die neue aurelische aufgenommen haben, zumal da so ein Stück Arbeit erspart und die Hauptrichtung der Staatsstraße gewahrt blieb? Diese Hauptrichtung war nämlich durch die alte aurelische Straße bestimmt, mit welcher sich die neue aurelische jenseits des Janiculus vereinigte[3]. Die Annahme, daß die neue aurelische Straße rechts am Circus herlief, hat also durchaus nichts Gezwungenes[4]. Mag man derselben übrigens beipflichten oder nicht, so viel bleibt bestehen, daß von der Nerobrücke aus ein öffentlicher Weg über den heutigen Petersplatz an der rechten Seite des Circus vorbeiführte.

---

[1] Platner-Bunsen a. a. O. S. 7.

[2] Cancellieri, De secretariis Basil. Vat. p. 1351; Bonanni, Templi Vatic. histor. p. 24.

[3] Jordan a. a. O. I, 1. S. 379. Wenn wir die Straße von der Nerobrücke zum Circus „Circusstraße" nennen, so geschieht das nur der Kürze halber. Wie sie eigentlich geheißen, wissen wir nicht.

[4] Aus dem letzten Heft (Jahrg. 2, Heft 2) der „Römischen Quartalschrift für christliche Alterthumskunde", herausgegeben von Dr. de Waal, sehen wir zu unserer Freude, daß auch J. P. Kirsch die neue aurelische Straße an die nördliche Langseite des Circus verlegt. Zugleich bringt er aus ungedruckten Aufzeichnungen Grimaldi's (Cod. Barber. lat. XXXIV, fol. 273 b. 294) neue Beweise für das Bestehen der Circusstraße (Zur Geschichte der alten Peterskirche in Rom, S. 113—127).

Beenden wir einstweilen unsern Rundgang auf dem vaticanischen Gebiet. Aufgefundene Inschriften geben sichere Kunde von einem Heiligthum der Kybele, welches sich in nächster Nähe des Circus erhob. Bis ins vierte Jahrhundert hinein war dieser Tempel die Stätte wüster und lächerlicher Mysterien. Dasselbe „Priestercollegium", welches den Cult dieser Göttin leitete, stand auch dem Apollodienste vor [1]. Vielleicht rührt es von dieser Verbindung her, daß Petrus Mallius berichten konnte [2], die innerhalb der alten Circusmauern gelegene Kirche der hl. Petronilla habe Apollotempel geheißen; denn diese Kirche muß dicht an dem Kybeleheiligthum gestanden haben. Andere erklären die Verlegung eines Apollotempels an diese Stelle dadurch, daß in den letzten Zeiten des Heidenthums der Cult der Kybele, des Sonnengottes Mithras und des Apollo ineinander überging, ein Tempel der beiden ersten also leicht den Namen des letztern erhalten konnte [3]. Ohne daß wir diese Erklärungsversuche verwerfen wollen, sei es uns gestattet, eine dritte Ansicht aufzustellen, welche sich durch ihre Einfachheit und ihre Uebereinstimmung mit den feststehenden topographischen Verhältnissen zu empfehlen scheint. Ihre Besprechung fügt sich aber besser später ein.

Ob sich in der Nähe des Circus auch eine Naumachie befand, d. h. ein Ort für Scheingefechte zur See, läßt sich nicht nachweisen. Thatsache ist, daß frühmittelalterliche Schriftsteller dies berichten. Auch steht der Annahme durchaus nichts im Wege, daß der Ausdruck „Naumachie" für den Circus selbst benutzt wurde. Durch das Zeugniß des Tacitus und des Dio Cassius ist nämlich geschichtlich erwiesen, daß auch gewöhnliche Amphitheater und Circusse zur Veranstaltung von Seegefechten unter Wasser gesetzt wurden [4]. Besonders Kaiser Nero that dies wiederholt. Auch von einem „Palast des Nero" wissen wir, wenigstens unter dieser Bezeichnung, nichts. Wohl aber geht aus einer gelegentlichen Aeußerung des Seneca hervor, daß sich in den mehrfach erwähnten Gartenanlagen eine kaiserliche Wohnung befunden habe [5], welche ganz gut den Namen „Palast des Nero" erhalten konnte.

Das ist in Kürze die Ortsbeschreibung des vaticanischen Gebietes zur Kaiserzeit. Wenden wir uns jetzt wieder den Angaben zu, welche

[1] Marquardt, Römische Staatsverwaltung. III. S. 384. 394.

[2] Acta SS. Junii VII, 37*.

[3] Duchesne l. c. p. 120. 193; Becker a. a. O. S. 663; Platner-Bunsen a. a. O. II, 1. S. 24.

[4] Annal. XV, 37; Hist. Rom. LXI, 9. LXII, 15.

[5] De ira III, 18.

das „Papstbuch" über das Grab des hl. Petrus hinterlassen hat. Dort wurden zur nähern Bezeichnung seiner Lage angeführt: das Triumphalgebiet, der Apollotempel, der Palast des Nero, die aurelische Straße. Es ist nun nach dem Voraufgegangenen ein Leichtes, zu zeigen, daß diese Angaben deutlich auf den Ort hinweisen, an welchem sich heute die Confessio des hl. Petrus befindet, indem letztere gleichsam mitten zwischen all diesen Oertlichkeiten liegt. Wir bemerken noch, daß den verschiedenen Ortsbezeichnungen stets das „unweit" (juxta) vorgesetzt ist, mit Ausnahme der aurelischen Straße und des Apollotempels. In Bezug auf diese beiden wollte also der Verfasser eine genaue Angabe über die Lage des Grabes machen, in Bezug auf die übrigen eine mehr ungefähre. Diese ungefähre Bestimmung trifft zunächst zu bei dem Triumphalgebiet, welches nach der durch dasselbe führenden Straße seinen Namen erhielt [1]. Stand nämlich die alte Triumphbrücke etwas oberhalb der heutigen Engelsbrücke, und ging die Richtung der Straße auf die Porta Angelica, so ist es ganz richtig, zu sagen: das Grab des hl. Petrus liege „unweit" des Triumphalgebietes. Um so mehr, als ja wahrscheinlich später die Triumphzüge ihren Weg über die älische Brücke (heutige Engelsbrücke) nahmen, und somit naturgemäß die Triumphstraße noch mehr zum Petersplatz und zur Peterskirche hinübergedrängt wurde. Ein Gleiches gilt von der Bezeichnung „unweit des Palastes des Nero". Eine kaiserliche Wohnung befand sich ja in der That innerhalb der Gärten des Nero, nicht weit von der neronischen Brücke, also wiederum „unweit" der Peterskirche mit ihrem Grabe.

Wir kommen jetzt zu jenen Angaben des „Papstbuches", welche durch ihre Ausdrucksweise: im Apollotempel und an der aurelischen Straße, Anspruch auf größere Genauigkeit erheben. Um den richtigen Standpunkt zur Prüfung dieser Angaben zu gewinnen, müssen wir kurz berichten, wie der neronische Circus und die heutige Peterskirche in ihrer gegenseitigen Lage sich zu einander verhalten.

---

[1] Zu dieser Angabe macht Dr. Schultze (S. 225) folgende schwer verständliche Bemerkung: „Die Ortsbestimmung in territorio triumphali ist unrichtig; denn das territorium triumphale, welches durch den Lauf der via triumphalis bestimmt wurde, lag weiter nördlich von der Confessio. Richtiger sagt Hieronymus: juxta viam triumphalem." Wenn es richtig ist, daß das Grab juxta viam triumphalem lag, und wenn diese via durch ihren Lauf das territorium triumphale bestimmte, wie kann es dann unrichtig sein, daß das Grab in territorio triumphali gelegen sei? Das richtige juxta viam und das unrichtige in territorio besagen ja vollständig das gleiche.

Die letzten Theile der alten constantinischen Basilika wurden zur Zeit Pauls V. entfernt. Jakob Grimaldi, Kapitelsarchivar und Beneficiat von St. Peter[1], hat darüber sehr werthvolle handschriftliche Mittheilungen hinterlassen, welchen wir für unsern Zweck das Folgende auszugsweise entnehmen[2]. Als der letzte vordere Theil der alten Basilika weggeräumt wurde, stieß man bei den Stufen der Zugangstreppe der Basilika auf die Mauern des neronischen Circus. Diese Mauern, welche zur nördlichen Langseite des Circus gehörten und in dreifacher, durch Gänge getrennter Reihe nebeneinander liefen, zogen sich hin bis zur Kirche der hl. Martha hinter der Apsis der St. Peterskirche. Auf diesem nördlichen Mauerwerk des Circus erhoben sich die südliche Außenwand der constantinischen Basilika und die beiden Säulenreihen des zunächstliegenden (südlichen) Seitenschiffes. Ueberreste der südlichen Circusmauer wurden beim Campo Santo entdeckt. Der Obelisk endlich, welcher die Mauererhöhung in der Mitte des Circus zierte und sich jetzt auf dem Petersplatze befindet, hatte seinen ursprünglichen Standort dicht an der Sacristei von St. Peter[3]. Es folgt hieraus, daß ein Theil der südlichen Hälfte der heutigen St. Peterskirche auf der alten Circusfläche steht, so jedoch, daß von der äußersten Circusmauer bis zur Mittellinie der Basilika immer noch ein mehrere Meter breiter Abstand bleibt, welcher wie ein Streifen das Mittelschiff der Länge nach durchzieht. Hier auf diesem Streifen befand sich die oft erwähnte Circusstraße. Das Vorhandensein dieser Straße läßt sich durch aufgefundene Grabinschriften genügend nachweisen[4]. Daß die Seiten der öffentlichen Straßen von den

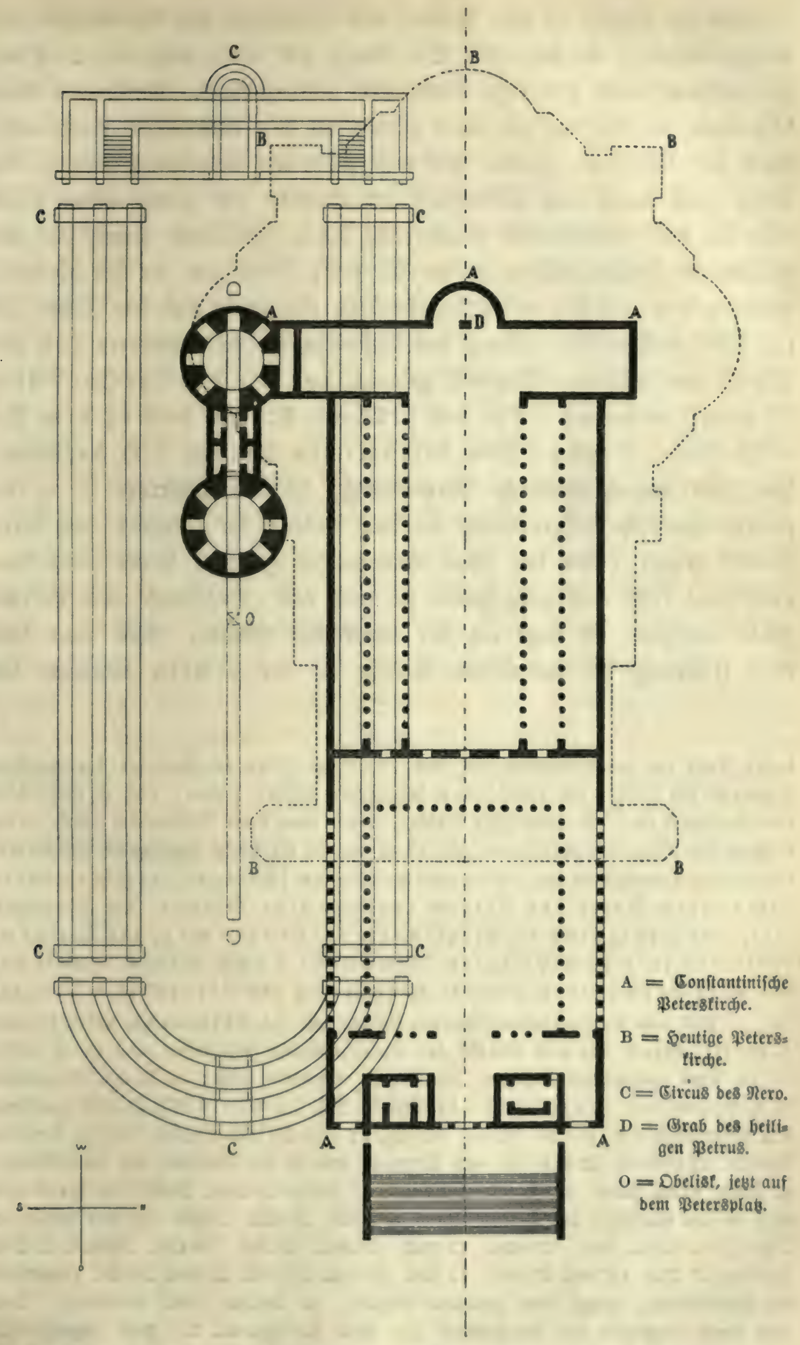
---

[1] Grimaldi war nicht, wie Schultze (a. a. O. S. 221) und nach diesem Lipsius (a. a. O. S. 401) schreibt, „päpstlicher Baumeister". Vgl. E. Müntz, Recherches sur l'oeuvre archéologique de Jacques Grimaldi (Bibliothèque des écoles françaises d'Athènes et de Rome. Fascicule premier. p. 227).

[2] Nardini, Roma antica III. p. 1305—1308.

[3] Ueber das Verhältniß zwischen dem neronischen Circus und der Peterskirche vgl. de Waal, Die Ausgrabungen bei der Confessio von St. Peter im Jahre 1626 (Römische Quartalschrift für christliche Alterthumskunde, Jahrg. 1, S. 15 ff.); Cancellieri, De Secretariis veter. Basil. Vatic. tom. II. p. 952; Canino, Indicaz. topograf. di Roma antica p. 20; Lipsius, Die apokryphen Apostelgeschichten und Apostellegenden, III, 1. S. 401; Christian Josias Bunsen, Die Basiliken des christlichen Roms, Tafel I; Erbes, Die Gräber und Kirchen Pauli und Petri in Rom (Zeitschrift für Kirchengeschichte, herausgegeben von Th. Brieger, Bd. VII, 1. S. 13. Gotha 1884; Bonanni, Templi Vaticani historia. Romae 1700. p. 17—22.

[4] Auch Erbes schreibt: „Daß sich allerdings auf dieser Seite (nämlich der rechten des Circus) Gräber befanden, ist schon darum möglich, weil der Circus nach




Die Peterskirche im Verhältniß zum neronischen Circus. (Nach Bonanni.)

Römern zur Beisetzung ihrer Todten und Errichtung von Grabdenkmälern benutzt wurden, ist bekannt. So finden wir denn auch den Lauf der Circusstraße durch zahlreiche Grabfunde gekennzeichnet. Anfangend beim Ospedale di S. Spirito, also gerade an der ehemaligen Nerobrücke, durch den Borgo S. Spirito hindurch, über den Petersplatz hinweg, der Länge nach durch das Mittelschiff der Basilika bis hinter deren Apsis zieht sich diese altheidnische Gräberreihe hin [1]. Zahlreich waren die aufgefundenen Grabinschriften an der Confessio selbst und in der Krypta; darunter eine aus dem ersten Jahrhundert, eine zweite aus dem Jahre 126 (n. 9393 und 8566). Durch das Aufdecken der Circusmauern sind wir also zu dem wichtigen Ergebniß gelangt, daß die heutige Confessio in unmittelbarer Nähe des frühern Circus und in dem Bereich einer altrömischen öffentlichen Straße sich befindet. Die nicht unwahrscheinliche Vermuthung, diese Circusstraße sei in die spätere aurelische aufgenommen worden, wodurch sie natürlich auch deren Namen erhielt, haben wir schon oben geltend gemacht. Unter dieser Voraussetzung trifft also ganz genau zu, was das „Papstbuch" vom Petrusgrabe berichtet: es liege an der aurelischen Straße. Will man aber diese Führung der aurelischen Straße an der rechten Langseite des

dieser Seite hin wahrscheinlich das Ende der vom Tiber an über die heutige Villa Barberini bis hierher sich erstreckenden kaiserlichen Gärten bildete, und ist thatsächlich erwiesen durch die Reste heidnischer Gräber, welche man beim Neubau der Kirche in der Gegend des alten Glockenthurms und unter der an die Apsis angebauten Grabkapelle der Anicier aufgefunden hat. Daraus darf man schließen, daß hier neben der rechten Seite des Circus entlang eine Straße (via Cornelia?) lief, und wenigstens die Möglichkeit vorhanden war, daß Petrus an derselben in einem privaten Monument Raum finden konnte vor der Zeit Constantins und der Zerstörung des Circus" (a. a. O. S. 14).

[1] Aus dem Corpus inscriptionum latinarum, vol. VI (Inscript. urbis Romae, I, II, III) führen wir eine Anzahl der aufgefundenen Inschriften an, durch welche die im Text angegebene Richtung der Straße erwiesen wird: n. 15 301 (Ospedale di S. Spirito); n. 10 972. 11 795. 11 880. 14 082. 14 897. 16 577. 21 499 (auf dem St. Petersplatz); n. 10 106. 10 693. 10 703. 12 118. 13 100. 15 263. 16 174. 20 648 a. 20 829. 22 069/70. 22 378 (an den Treppen und in der Vorhalle der Peterskirche); n. 8566. 9164. 9393. 9477. 9797. 13 427. 17 985 a. 18 261. 20 977 (in der Krypta und an der Confessio der Peterskirche); n. 2068. 15 002. 15 555 (in und hinter der Apsis); n. 8401. 9981. 10 056. 12 253. 13 002. 13 356. 13 416. 14 313. 15 173. 15 579. 15 733. 16 766. 17 906. 17 956. 20 001. 20 661. 22 944. 23 251 (innerhalb der Peterskirche, jedoch ohne genauere Angabe, an welcher Stelle derselben). Auch aus einer Nachricht bei Lampridius (In vita Heliogabal. 23) geht unzweifelhaft hervor, daß am neronischen Circus sich Grabdenkmäler befanden.

Circus vorbei nicht gelten lassen, so läge in der Angabe des „Papstbuches“ allerdings ein Irrthum; derselbe beträfe aber einzig und allein den Namen der Straße, die Sache selbst, daß das Grab an einer Straße gelegen (in via), bleibt auf jeden Fall unberührt. Doch wir können selbst für die Richtigkeit des Namens der Straße noch einen weitern Grund anführen. Von Prokop, einem Zeitgenossen des Verfassers unseres „Papstbuches“, wissen wir[1], daß das Thor an der Engelsburg damals „Thor des hl. Petrus“ hieß, „weil derselbe dort in der Nähe begraben liegt“; früher habe aber dieses nämliche Thor „aurelisches Thor“ geheißen. Dieses „Petrusthor“ stand aber in Verbindung mit der cornelischen Straße (Via Cornelia), welche höchst wahrscheinlich nur eine andere Benennung für aurelische Straße ist[2]. Wenn also die aurelische Straße mit dem „Thor des hl. Petrus“ in Verbindung stand, und das Grab Petri nahe bei diesem Thore lag, so wird eben die Straße, an welcher das Grab sich befand, auch die aurelische gewesen sein.

Kommen wir jetzt zu dem „Apollotempel“. Unter dieser Bezeichnung glauben wir den Circus des Nero verstehen zu dürfen. Es ist eine Thatsache, daß die römischen Rennbahnen dem Sonnengott besonders geweiht waren[3], außerdem stand auf der breiten Mauer (spina), um welche herum die Wettfahrten stattfanden, nebst anderen Heiligthümern auch ein kleiner Tempel des Sonnengottes. Bellori hat uns eine altheidnische Thonlampe aufbewahrt, welche jene Mauer des Circus und auf derselben den Sonnentempel deutlich abgebildet zeigt[4]. Apollo und der Sonnengott sind aber ein und dasselbe. Somit ist es sehr leicht möglich, daß sich im Volksmund[5] — denn nur aus diesem stammt der Name „Apollotempel“ — das Andenken an die dem Sonnengott geweihte neronische Rennbahn unter dem geläufigern Namen des Apollo erhielt, oder aber, daß die Reste des im Circus wirklich vorhanden gewesenen Sonnentempels der ganzen Rennbahn den Namen gaben. Es stand nun

---

[1] De Bello Gothico I, 19: Διὸ δὴ ἄλλας δύο τῆς πόλεως πύλας ἐνοχλεῖσθαι πρὸς τῶν πολεμίων ξυνέβαινε, τήν τε Αὐρηλίαν (ἣ νῦν Πέτρου τοῦ τῶν Χριστοῦ ἀποστόλων κορυφαίου, ἅτε που πλησίον κειμένου, ἐπώνυμός ἐστι) καὶ τὴν ὑπὲρ ποταμὸν Τίβεριν.

[2] Jordan a. a. O. I, 1. S. 380. 391. Hieraus erklärt sich auch, daß sonstige alte Nachrichten das Grab Petri als an der Via Cornelia gelegen bezeichnen. Via Cornelia und Via Aurelia scheinen eben dasselbe gewesen zu sein.

[3] Realencyklopädie der classischen Alterthumswissenschaft. Bd. 2 S. 384.

[4] Lucernae veterum sepulcrales iconicae. I, 27.

[5] Duchesne l. c. p. CLXI.

zur Zeit der Abfassung des „Papstbuches" (um das Jahr 530) die Grabkirche Petri wirklich innerhalb eines Theiles des neronischen Circus, d. h. innerhalb jener Oertlichkeit, welche „Apollotempel" genannt wurde, und in der Kirche lag das Grab. Wie es nun sehr leicht erklärlich ist, daß man damals sagte, die Peterskirche steht in dem „Apollotempel" (= Circus), obwohl dies genau nur von einem Theil der Basilika zutraf, so ist es auch erklärlich, daß die Leute sagten, das Grab selbst liegt im „Apollotempel", da es ja in jener Kirche sich befand, welche als in diesem Tempel gelegen richtig bezeichnet werden konnte. In Wirklichkeit lag allerdings das Apostelgrab, wie wir schon gesehen haben, an dem Wege, welcher dicht neben dem „Apollotempel" (= Circus) vorbeiführte. Mit diesem Erklärungsversuch stimmt überein, was dasselbe „Papstbuch" aus dem Leben des Papstes Sylvester berichtet[1]. Dort heißt es, daß Kaiser Constantin zu Ehren des hl. Petrus eine Basilika erbaute „im Tempel des Apollo". Verstehen wir hier unter „Apollotempel" den Circus des Nero, so entspricht diese Ortsangabe durchaus den thatsächlichen Verhältnissen; denn die constantinische Basilika erhob sich mit dem größten Theil ihrer südlichen Hälfte über dem Circus.

Wir sind also, so will es uns scheinen, zu der Aeußerung berechtigt, daß die Mittheilungen des „Papstbuches" über das Grab des hl. Petrus sehr schätzenswerth sind. Wie anderswo, so bewahrheitet sich auch hier, daß alte, gut beglaubigte Ueberlieferungen meistens der Thatsächlichkeit entsprechen.

Schließlich noch ein Wort über das letzte Bedenken, welches aufgeworfen werden könnte. War es denn überhaupt möglich, daß inmitten der genannten Oertlichkeiten, zwischen Rennbahn und kaiserlichen Lustgärten, ein Grab und noch dazu ein christliches Grab lag?[2] Der

---

[1] Duchesne l. c. p. 176: „Fecit (Constantinus) basilicam b. Petro Apostolo in templum Apollinis."

[2] Schultze schreibt (a. a. O. S. 240): „Bereits Nardini wußte sich nicht zu erklären, daß die Christen den Leichnam des Petrus in unmittelbarer Nähe des Circus hätten bestatten können." Der genannte Autor schreibt aber in Wirklichkeit das gerade Gegentheil von dem, was Dr. Schultze ihn sagen läßt. Was Nardini sich nicht zu erklären weiß, ist, daß das Grab im Circus gewesen sein soll; dessen Lage in unmittelbarer Nähe des Circus sucht er aber selbst so eingehend als möglich zu erweisen. Wir lassen die Stelle hier folgen: „. . . se il corpo do s. Pietro e de' Martiri fatti morir da Nerone, e di molti santi Pontefici ebbere sepolcro e cimeterio dove ha s. Pietro la Basilica, pare strano, che potessi ancora essere, e durare ivi il Circo. Forse Nerone immanissimo in

erste Theil dieser Frage erledigt sich durch den Hinweis auf die öffentliche Straße, welche hier vorüberführte. Nicht nur ein Grab, sondern viele Gräber lagen, wie wir gesehen haben, an derselben. Was aber das Vorhandensein dieses christlichen Grabes angeht, so bestand schon seit den Zeiten des Augustus die gesetzliche Vorschrift, daß die Leiber der Hingerichteten auf Verlangen der Verwandten oder auch anderer zum Begräbniß auszuliefern seien[1]. Es steht also durchaus nichts der Annahme entgegen, daß die irdischen Ueberreste des Apostelfürsten in einem Grabmale beigesetzt wurden, welches ein zum Christenthum Bekehrter oder diesem günstig gesinnter Heide an der Circusstraße besaß. Auch ist das Grab des Apostels nicht das einzige christliche, welches an dieser Straße lag. Das „Corpus inscriptionum“ führt unter 2068 ein Bruchstück auf, welches nach der Aussage Grimaldi's bei einem christlichen Grab aus der allerältesten Zeit verwandt worden ist[2]. Es war eben ganz natürlich, daß die Christen dieser ersten blutigen Zeit, ehe sie eigene Begräbnißstätten besaßen, ihre Todten zwischen heidnischen Gräbern bestatteten.

Wir stehen am Schlusse. Was hat die Untersuchung uns eingetragen? Eine mehr als genügende Sicherheit über die Echtheit des Petrus-

far strage de' Cristiani usò poi pietà in distruggere il suo Circo, per concedervi loro la sepoltura? Eppur quel Circo in tempo di Plinio durava in piedi. Forse si contentò, che all'uno ed'all'altro fine servisse, cioè per Circo agli Etnici, e per catacomba a Fedeli? Osservato l'antico sito della Guglia, dove era la metà de Circo, segue, che quello nè all' estremità occidentale della Basilica, nè al luogo, ove que' santi corpi giacciono pervenisse, essendo Circo chiuso in orti privati, è perciò non grande, e fu facilmente nell' estremità degli orti da quella parte; di là dal quale alla falda del monte facilmente fu alcun picciol luogo di persona divota a Cristiani, dove il cimeterio primiero fu fatto e poi adornato di tempio da Costantino“ (Roma antica. Roma 1771. Parte terza. p. 1306). Mit diesem Citate beschließen wir die Reihe der Anführungen aus den „Archäologischen Studien“ Professor Schultze's. Leider stehen diese Citate sämmtlich in directem Widerspruch mit der Thatsächlichkeit. Der Wahrheit und folglich auch der Wissenschaft dienen sie nicht.

[1] Dig. l. XLVIII, tit. 24, l. 3: „Corpora eorum, qui capite damnantur, cognatis ipsorum neganda non sunt . . . scilicet, ut ossa et cineres collecta sepulturae tradi possint . . . Corpora animadversorum quibuslibet petentibus ad sepulturam danda sunt.“

[2] „Questo frammento . . . ritrovato mentre si cavavano li fondamenti di choro di s. Pietro l'anno 1611, e serviva per una sepoltura di un cristiano antichissimamente sepolto; e si erano serviti di ditta pietra per fare la sudetta sepoltura.“

grabes zu Rom. Vom zweiten Jahrhundert abwärts fließen die Nachrichten über diese ehrwürdige Stätte in ununterbrochener Stetigkeit bis zu uns. Und wenn somit der Katholik in Andacht und Ehrfurcht an der vaticanischen Confessio kniet, dann treibt ihn zu dieser Aeußerung frommer Gesinnung nicht etwa ein blindes Fürwahrhalten, sondern die Wissenschaft — freilich nur die unparteiische — billigt voll und ganz, was er thut.

Paul von Hoensbroech S. J.

---

# Iwan Sergejewitsch Turgenjew.

Literarische Skizze.

---

Die Romantik erfreute sich in Rußland nur einer kurzen Blüte. Puschkin fiel 1837 im Duell; Lermontow traf 1841 dasselbe Schicksal. Der Lyriker Kolzow starb das Jahr darauf, kaum 36 Jahre alt. Schukowskij lebte bis 1851, Gogol noch ein Jahr länger; doch beide hatten sich bereits vor ihrem Tode von den Bahnen der Romantik abgewandt. Schukowskij flüchtete aus dem Wirrsal zeitgenössischer Politik und Literatur zum alten Homer und zur indischen Epik, während Gogol halb ernst, halb satirisch das sociale Leben der Gegenwart zu zeichnen begann und dadurch zum Vater der neuern realistischen Richtung ward. Weder für Puschkin und Lermontow, noch für Kolzow und Schukowskij fand sich ein ebenbürtiger Ersatz. Die Romantik geisterte schon mit ihren Vätern aus. Das eiserne Regiment Nicolaus' I. drückte nach und nach alle freiere Geistesbewegung nieder. Um so üppiger schoß indes, unter Druck und Gegendruck, die politische oder halbpolitische Publicistik empor und erlangte durch Alexander Herzen, den unechten Sprößling eines hochadeligen Geschlechtes, den Freund Mazzini's und Garibaldi's und der gesammten westeuropäischen Revolutionspropaganda, zeitweilig eine tiefgreifende Wirksamkeit. Mit einer bewundernswerthen Gewandtheit, Geschmeidigkeit und Widerstandskraft trotzte er jahrzehntelang allen Maßregeln der kaiserlichen Censur und übte durch seine Zeitschrift „Kolokol" (die Glocke) von London aus den mächtigsten Einfluß auf die russische Jugend aus. Durch Wissarion Belinskij, den „russischen Lessing", erhob sich auch die literarische Kritik zu hervorragender Bedeutung. Am meisten aber wandte sich die schriftstellerische Thätigkeit, nach Gogols Vorbild, dem Lieblingskind der modernen Welt, der Novellistik, zu, die dem gemeinsamen Geschmack aller Parteien und Richtungen entgegenkam und unter deren leichter, unfaßbarer Hülle die poli-

tische Agitation am leichtesten den Fangarmen der Polizei entwischen konnte. Wie anderswo, sank dadurch die Poesie vielfach zum zeitverderbenden Lesefutter oder zum politischen Agitationsmittel herab; es fehlte aber auch nicht an Künstlern, welche die höheren, sittigenden Aufgaben der Kunst nicht aus dem Gesicht verloren, und einer aus ihnen, Iwan Turgenjew (Turgénjew) wußte den poetischen Geist der Romantik so glücklich mit den realistischen Neigungen der Neuzeit zu verschmelzen, daß er als Novellist in ganz Europa Anklang fand und daß ein englischer Kritiker im Londoner Athenäum ihm bei seinem Tode den ehrenvollsten Platz in der gesammten neuern Literatur anzuweisen wagte: Europe has been unanimous in according to Tourgenef the first rank in contemporary literature. Das ist wohl etwas zu viel gesagt; aber jedenfalls kann sich der russische Novellist neben einem Dickens und Thackeray sehen lassen; als Charakterschilderer und Erzähler ist er unzweifelhaft einer der größten Meister der Neuzeit.

1.

Iwan Turgenjew ist nicht mit zwei anderen Trägern dieses Familiennamens zu verwechseln, welche während der ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts eine nicht unbedeutende Rolle in Rußland spielten. Der eine, Alexander Turgenjew, geb. 1785, in St. Petersburg und Göttingen gebildet, widmete sich frühe historischen Forschungen, sammelte auf mehrjährigen Reisen durch Dänemark, England, Deutschland, Frankreich, Italien die auf russische Geschichte bezüglichen Quellendocumente, von denen später (1845) ein Theil als Historiae Russiae Monumenta erschien, ward unter Alexander I. Chef der Abtheilung für fremde Culte und Günstling des einflußreichen Ministers Galitzin, verlor aber mit diesem 1822 Amt und Stellung und widmete den Rest seines Lebens wieder geschichtlichen Studien, trat mit dem Freiherrn von Stein, L. Tieck, Sismondi, Guizot, Walter Scott und anderen hervorragenden Zeitgenossen des Auslandes in lebhaften persönlichen Verkehr. Der andere, Nicolaus Turgenjew, Alexanders jüngerer Bruder, geb. 1790, studirte ebenfalls in Göttingen, bereiste fast ganz Europa und trat dann in den Staatsdienst. Als Diplomat im Ministerium des Auswärtigen arbeitete er während der napoleonischen Kriege gemeinsam in derselben Centralcommission mit dem Freiherrn von Stein und erwarb sich dessen vollste Sympathie. Nach Rußland zurückgekehrt, kämpfte er für Steuerreform und besonders für Aufhebung der Leibeigenschaft, wofür er bereits als 17jähriger Student geschwärmt hatte. Alexander I. nahm ihn schon für die Stelle eines Staatssecretärs in Aussicht; allein eben seiner liberalen Anschauung wegen fiel er bei dessen Nachfolger Nicolaus nicht bloß in Ungnade, sondern wurde als Hochverräther in contumaciam zum Tode, später in contumaciam zu den Bergwerksarbeiten in Sibirien verurtheilt. Da ihm auch Deutschland verschlossen blieb, so ließ er sich in Paris nieder, wo er sich mit politischen und literarischen Arbeiten beschäftigte und 1873 als 83jähriger Greis starb.

Durch eine Namensverwechslung hat der Dichter Iwan Turgenjew lange für einen Neffen dieser beiden Männer gegolten, deren Loos in beredtester

Weise die Gewaltherrschaft Nicolaus' I. charakterisirt. Sein Vater war jedoch nur ein entfernter Verwandter der beiden Politiker und Geschichtschreiber, der selbst nie eine einflußreichere Stellung einnahm, sondern nur kurze Zeit als Officier diente, dann als pensionirter Oberst auf seinem Gute im Gouvernement Orel lebte. Hier wurde Iwan im October 1818 geboren und hier verlebte er seine Jugendzeit bis zum sechzehnten Jahre unter der Leitung deutscher und französischer Hauslehrer. Seinen Vater verlor er, als er etwa neun Jahre alt war; weder über ihn noch über die Mutter hat er in seinen Lebenserinnerungen Näheres mitgetheilt, außer daß ihn seine Mutter einst mit einem von ihr gestickten Sophakissen zu dem Dichter Schukowskij schickte, den er so zum erstenmale zu sehen bekam. Von russischer Poesie aber hörte er zuerst durch einen Leibeigenen, der ihm Stellen aus Dichtern der Zopfzeit begeistert vordeclamirte.

Nachdem er ein Jahr an der Universität zu Moskau, drei an derjenigen zu St. Petersburg studirt hatte, kam er im Frühjahr 1838 nach Berlin, wo er sich noch zwei Jahre weiter ausbildete. Er hörte griechische Literaturgeschichte bei Boekh, römische Alterthümer bei Zumpt und Hegel'sche Philosophie bei Werder. Schon bevor er nach Deutschland kam, hatte sich bei ihm die Vorstellung festgesetzt, daß man nur im Auslande eine ordentliche Schulbildung erlangen könne, und er ward in dieser Anschauung bestärkt, als er, der doch in St. Petersburg für einen der besseren Schüler gegolten hatte, sich genöthigt sah, lateinische und griechische Grammatik nachzustudiren, um den öffentlichen Vorlesungen zu Berlin folgen zu können. Unter den jungen Russen, welche mit ihm daselbst studirten, befanden sich N. Stankewitsch, der später die Schelling'sche und Hegel'sche Philosophie zu Moskau einbürgerte, Michael Bakunin, das enfant terrible der Internationale, und Michael Katkow, der wüthende Panslavist und Deutschenhasser.

Nach Abschluß seiner Studien versuchte Turgenjew es im Staatsdienst und erhielt eine Anstellung in dem von Bludow geleiteten Ministerium des Innern. Bei der völligen Einschnürung jedes freisinnigen Strebens hielt er indes nur kurze Zeit aus und begab sich dann auf sein Heimatsgut, um gleich hundert anderen Edelleuten sich der Bewirthschaftung desselben zu widmen. Auch da fühlte er sich zu eng und gebunden, nicht in seinem Element. Im Jahre 1843 siedelte er wieder nach St. Petersburg über, aber diesmal mit der Absicht, sich unter Führung des Kritikers Wissarion Belinskij mit anderen jungen Leuten auf Poesie und Literatur zu verlegen.

Belinskij war nur acht Jahre älter als Turgenjew, hatte wegen Verdacht revolutionärer Gesinnung nicht einmal seine Studien zu Moskau ruhig vollenden können, sich aber als Publicist muthvoll durch alle Anfeindungen durchgekämpft und galt als der erste Literaturkritiker. Den Hegelianismus hatte er nur aus zweiter Hand, durch Vermittlung seines Freundes Bakunin, entwickelte sich jedoch noch fast rascher als dieser im Sinne der junghegel'schen Schule. Im Ausland war er nie gewesen, wußte weder ordentlich Deutsch noch Französisch, verstand so gut wie nichts von der Musik und den bildenden Künsten und hatte auch von classischer Schulung und geschichtlicher Erudition

nur einen leichten Anstrich; aber sein Russisch kannte er durch und durch, schrieb es mit Gewandtheit und zeigte in literarischen Dingen ein so klares, richtiges Urtheil, daß er schon mit 24 Jahren den gefeiertsten Schriftstellern imponirte, Mitarbeiter und Chef der angesehensten Zeitschrift ward, ja in gewissem Sinne die Literatur zu commandiren begann.

Als selfmade man, im rauhen Kampf mit Lebensnoth und Polizei nur durch die eigene Energie emporgekommen, hatte Belinskij wenig Interesse für Ueberlieferung und Vergangenheit, für Schulpoesie und höfische Kunstformen. Mit unerbittlicher Hand riß er darum die ganze ältere russische Literatur des 18. Jahrhunderts herunter. Sein Blick war in die Zukunft gerichtet, wo die Literatur nicht mehr bloß eine Modesache der Gebildeten, sondern eine Lebensangelegenheit des ganzen Volkes sein sollte, aus demselben hervorströmend und auf dasselbe zurückwirkend, politisch wirksam, ja das gesammte öffentliche Leben durchdringend. Puschkin, Lermontow, Kolzow, Gogol waren ihm bloß die ersten Ansätze zu einer solchen die ganze Nation neubelebenden Literatur. Eine solche aber hielt er im Grunde erst für möglich nach dem Sturze des gesammten bestehenden Regimentes.

So nahm er denn die um Ostern 1843 erschienene erste Jugenddichtung Turgenjews, „Parascha", zwar freundlich auf, widmete ihr sogar in den „Vaterländischen Annalen" (Sapisski) eine wohlwollende Besprechung, munterte ihn jedoch sonst zur Fortsetzung seiner literarischen Bestrebungen wenig auf. Turgenjew verlor beinahe Muth und Lust. Nur als Füllsel und Lückenbüßer gab er seine erste Novelle „Chor und Kalinitsch" auf dringende Bitten des Redacteurs Panajew in die Zeitschrift „Sowremennik" (Zeitgenossen), und Panajew setzte noch, um ja keine zu hohen Ansprüche zu wecken, den Titel hinzu: „Aus dem Tagebuch eines Jägers." Die Novelle hatte großen Erfolg und ermunterte Turgenjew, gleich noch mehrere zu schreiben. Auch jetzt verhielt sich Belinskij zurückhaltend, und noch im März 1847 spendete er dem neuen Schriftsteller nur ein sehr bedingtes Lob:

„Ich glaube, daß Sie entweder gar kein oder nur wenig rein schöpferisches Talent haben .... Täusche ich mich nicht, so besteht Ihr Beruf darin, die Erscheinungen des wirklichen Lebens zu beobachten und dieselben durch Ihre Phantasie gehen zu lassen und dann wiederzugeben, sich auf die Phantasie allein aber nicht zu stützen. Lassen Sie um Allahs willen nichts drucken, was nicht dies und nicht das, d. h. was weder schlecht noch sehr gut ist. Der Totalität des Rufes geschieht damit entsetzlicher Abbruch. Ihr ‚Chor und Kalinitsch' verspricht einen bedeutenden Schriftsteller — für die Zukunft."

Das Urtheil ist ein sehr zutreffendes, und Turgenjew hat es nicht zu bedauern gehabt, daß er in der Literatur jene Richtung einschlug und festhielt, welche Belinskij ihm vorzeichnete, zu welcher er sich übrigens auch durch eigene Neigung wie durch den günstigen Erfolg hingedrängt fühlte.

Im Jahre 1852 füllten die Novellen, welche er seit 1847 in Zeitschriften veröffentlicht hatte, bereits zwei Bände, und der Titel, welchen die erste

gleichsam aus mitleidiger Vorsicht mit auf den Weg bekommen: „Aus dem Tagebuch eines Jägers“, vereinigte jetzt die ganze Sammlung und trat als Titel eines classischen Werkes den Rundgang durch die ganze civilisirte Welt an.

## 2.

Das „Tagebuch eines Jägers“ ist, wie sich hieraus ergibt, keine einheitlich geplante Composition, sondern ein freier Kranz von einigen zwanzig Novellen und Skizzen, nur dadurch aneinander gereiht, daß sie derselben Landschaft angehören und daß der Dichter sie von demselben gemüthlichen Jägersmann erzählen läßt. Die knappe Form, die scharfe, skizzenartige Ausführung, die ländliche Scenerie und andere kleinere Momente erinnern an Gogols Dorfgeschichten. Turgenjew hat jedoch weder Gogols romantische Liebe zum Wunderbaren, noch seinen volksthümlich spaßhaften Humor. Seine Novellen bieten weniger Handlung und Verwicklung, weniger Schauerliches, Derbes, Phantastisches. Alle Striche sind feiner, alle Farben in milderen Tönen aufgetragen. Die Eindrücke des Dorf- und Landlebens haben den Salon oder wenigstens das Studio eines eleganten Belletristen passirt — aber eines echten Künstlers, der den poesievollen, natürlichen Eindruck der Wirklichkeit festzuhalten weiß und ihn in verschönertem Spiegelbilde wiedergibt, ohne ihn wesentlich zu verändern. Er hat in der Behandlung viel Verwandtes mit Stifter: in der künstlerischen Vollendung und Abrundung erreicht er aber durchweg die schönsten Novellen, die Göthe geschrieben hat.

Der Schauplatz, auf welchem diese Jägergeschichten spielen, sind jene Gouvernements von Großrußland, welche zunächst südlich und östlich von Moskau liegen, die nähere Heimat des Dichters selbst und ihre Umgebung. Romantische Felsgebirge, blaue Seen, herrliche Ströme, alte Burgen und Trümmer, auffallende landschaftliche Schönheiten haben diese Landstriche nicht aufzuweisen, — nichts als Wald, Feld, weite Steppen, bebaute Niederungen, kleine Dörfchen und Landsitze, anscheinend die einförmigste Scenerie der Welt. Aber welchen Zauber weiß der Dichter in dieselbe hineinzutragen, indem er mit dem zartesten Naturgefühl alle ihre Einzelheiten betrachtet und schildert: den lieblichen Frühlingstag in den ländlichen Gärten, den schwülen Sommertag in der unabsehbaren Ebene, den Herbst in den endlosen hohen Forsten, den Winter im kleinen Flußthal! Welche Mannigfaltigkeit gewinnen dieselben oder ähnliche Landschaftselemente im Grauen der Dämmerung, im Frühstrahl des Morgens, in der Glut des Mittags, im vollen Licht der Abendsonne, in der unheimlichen Nacht! Welche Fülle des Lebens entwickelt das einsamste Plätzchen des Hochwaldes, der Saum einer Straße oder eines Feldwegs, die sommerliche Wiese, das Kleingehölz, der halb verwahrloste Garten am Herrenhaus, das Kornfeld, das Binsengewirr am Flusse, die Steppe beim Einbruch der Nacht. Welche wundersame Gestaltenfülle bietet die Pflanzenwelt, von dem Haarmoos, das den Felsen umkleidet, bis hinauf zu den herrlichsten Riesen des Waldes! Dann die bunte Insectenwelt, die zahllosen Vögel, die Feld, Busch und Wald bevölkern! Für den Jäger hat jeder Hund seine eigene

Physiognomie, jedes Pferd seine eigenthümliche Charakteristik; für den sinnigen Naturfreund hat jede Tageszeit ihre feinen, fast unmerklichen Verschiedenheiten in Licht und Schatten, Farbe, Ton und Stimmung. In den hundert verschiedenen Kleinbildchen aber, in welche sich das scheinbar einförmige Naturpanorama auseinanderrollt, sprechen ebensoviele geheime Stimmen zum Menschenherzen. Um seinetwillen ist alles geschaffen, und in den Stimmungen der Natur findet es bald den Wiederklang der eigenen Empfindung, bald den Ruf des Schöpfers, der ihn näher zu sich emporhebt, bald das Gefühl seiner eigenen Kleinheit gegenüber der unerschöpflichen Menge der übrigen Wesen und der Größe des Weltalls. Wo im Landschaftsbild, in der Thierzeichnung, in der genreartigen Beschreibung der prosaische Realismus aufhört, die Poesie beginnt, wer kann das sagen? Ein kleiner Zug mehr oder weniger, und die Darstellung sinkt zur trockenen Analyse herab; ein kleiner Zug mehr oder weniger, und sie wird zum „Gedicht in Prosa". Hier erweist sich Turgenjew nun als glänzender Meister: so sehr er ins Kleinste herabsteigt, durchglüht seine Realistik stets die Seele tiefer, mächtiger Empfindung. Je aufmerksamer man seinen Schilderungen folgt, desto deutlicher fühlt man aus ihnen den liebevollsten, gewinnendsten Dichter heraus, und wenn er uns auch nur wenige Verse „aus einem verbrannten Gedichte" mittheilt, so beweisen uns doch seine Prosaschilderungen, daß er mit den Versen seine Poesie nicht verbrannt hat:

— — Und allgemach begann es ihn zu ziehen
Heim in sein Dorf und in des Gartens Düster,
Wo sich der Linden hohe, schatt'ge Pracht
Mit keuschem Duft der Maienglocke einet,
Wo üppig nieder über das Gewässer
Vom Damm sich neigt des Geißblatts duft'ge Laube,
Wo machtvoll aufwärts von der reichen Au
Die Eiche strebt und Hanf und Nessel blüht.
Dorthin, dorthin, zu jenen trauten Fluren,
Wo gleich dem Sammt die Erde dunkel schimmert,
Der Roggen prangt, soweit das Auge schweift,
Sich wiegt in sanften Wogen laut und leise.
Ein mächt'ger gold'ner Strahl fällt hell hernieder
Aus duftig weißem, schwellendem Gewölk,
Wie schön ist's dort! — —

Das Landschaftsbild ist indes in Turgenjews Jägernovellen nur die stimmungsvolle Staffage und der Hintergrund, von dem in ebenso mannigfaltigen Skizzen das bunte Gesammtbild des großrussischen Volkslebens sich abhebt. Dasselbe in einen kurzen Abriß zusammenzudrängen, ist nicht möglich. In der Verallgemeinerung gehen die scharfen, individuellen Züge und mit ihnen auch der Reiz und Duft der Darstellung verloren. Man muß die Skizzen selbst lesen, alle lesen und als Gesammtbild auf sich wirken lassen. Für sich abgerissen mag die eine als komische Humoreske, die andere als allzufreundliches Stimmungsbild erscheinen. Zusammengehalten bringen sie

sich aber in das richtige Gleichgewicht. Und wie sie die reiche Vielseitigkeit des Dichters bekunden, der sie gezeichnet, so zerstört ihre Gesammtheit auch das einseitige Zerrbild, das nationale Abneigung, Unkenntniß, Beschränktheit, Haß von dem russischen Volk entworfen haben und das in deutschen Landen nur allzu verbreitet ist. Wir haben ein hart mißhandeltes, nach unseren modernen Begriffen noch sehr uncivilisirtes Volk vor uns, aber doch nicht einfachhin eine massa damnata schnapsbetrunkener Bauern, welche, von unwissenden Popen an der Nase herumgeführt, von niederträchtigen Beamten ausgesogen, von grausamen Herren geknutet, nicht viel besser als das liebe Vieh sich im Schlamme der wüstesten Barbarei und aller Laster herumwälzen. An den traurigsten Schattenzügen fehlt es allerdings auch in Turgenjews Skizzenbuch nicht; aber sie mildern sich, weil wir sie nicht in ihrer häßlichsten, unwahren Verallgemeinerung vor uns haben, sondern sie in ihrer concreten Wirklichkeit, ihren psychologischen Ursachen, ihrer vielfachen Verschiedenheit begreifen lernen. Neben den Schattenseiten sind auch die Lichtseiten hier nicht vergessen. Wir finden auch in dem russischen Bauer den Menschen wieder, — ja vielfach einen so gutherzigen, gemüthlichen, wackern, verständigen Menschen, daß wir ihn lieb gewinnen müssen. In hundert kleinen Zügen treffen wir beim Adel wie beim Volk dieselben Schwächen und guten Eigenschaften wieder, welche die Menschennatur auch unter anderen Völkern an den Tag legt, nur modificirt durch althergebrachte Zustände, welche wie ein Verhängniß auf Rußland lasten und an welchen allerdings die autokratische Eroberungspolitik der Czaren, das griechische Schisma und die bloße Scheinbildung der höchsten Stände die Hauptschuld tragen.

In dem „Tagebuch" selbst anmuthig spielend durcheinander gewürfelt, lassen sich die Skizzen dem Inhalt nach in einige Hauptgruppen theilen, von denen die erste interessante, meist freundliche Charakterbilder aus dem Landleben überhaupt, die zweite eine Reihe Charakterköpfe origineller Gutsbesitzer, die dritte Züge aus dem Walten und Wirken der Leibeigenschaft umfaßt.

Zur ersten Gruppe zählen die Novellen: „Chor und Kalinitsch", „Der Kreisarzt", „Bjeschin Lug" (oder „Die Nacht am Tabun"), „Kasjan", „Der Tod", „Die Sänger", „Die Fahrt nach dem Holzland", „Wald und Steppe". Chor ist ein so würdiger, verständiger Patriarch, wie nur irgend ein bedächtiger westfälischer oder schwäbischer Bauer, Kalinitsch hat ein lebhafteres, mehr gemüthvolles Temperament. Bjeschin Lug ist die Pferdewiese, auf der fünf Knaben die Nacht hindurch über die Pferde zu wachen haben und sich nun zur Kurzweil die volksthümlichsten Gespenstergeschichten erzählen. „Kasjan" mit dem Beinamen „der Floh" ist ein seltsames Bauernoriginal mit mystisch-abergläubischem Anflug, aber ein herzensguter Kerl. Die Novelle „Der Kreisarzt" zeichnet in stark romantischer Weise das harte, aufopfernde Leben eines braven Arztes auf dem Land, „Wald und Steppe" den bunten Wechsel der Landschaft selbst. Auf der „Fahrt nach dem Holzland" lernen wir mit den schönsten Waldpartien auch einen unheimlichen, gaunerhaften Abenteurer kennen, der trotz seiner ausgeprägten Diebsnatur doch eines gemüthlichen Anflugs nicht entbehrt. „Die Sänger" zeigen uns des Volkes schlichte, derbe

Sangeslust, „Der Tod“ aber entwickelt an einer Reihe ergreifender Anekdoten, „wie der russische Bauer stirbt“.

Zur zweiten Gruppe rechnen die Novellen: „Am Quell“, „Mein Nachbar Radilow“, „Lebedjan“, „Tatjana Borysowna und ihr Neffe“, „Der Hamlet des Schtschigorow'schen Kreises“, „Tscherptochanow und Nedopjuskin“, „Das Stelldichein“. „Am Quell“ hören wir die Geschichte des Grafen Peter Ilitsch, der durch Maitressenwirthschaft sich selbst ruinirt und seine Angehörigen ins Elend gebracht hat. „Nachbar Radilow“, ein früherer Militär, eben noch untröstlich über den Verlust seiner Gattin, entführt deren Schwester Olga hinaus ins Weite. „Lebedjan“ ist der Name eines Dorfes mit großem Pferdemarkt, wo wir eine ganze Schaar leichtlebiger, halbverlotterter Gutsbesitzer kennen lernen. Die verwittwete „Tatjana Borysowna“ ist eine ganz treffliche Frau, aber sie verhätschelt ihren Neffen, und dieser bildet sich in Petersburg nicht zum Künstler aus, wie sie gehofft, sondern zum jämmerlichen Kunstdilettanten und Nichtsthuer. „Das Stilldichein“ malt den herzlosen Charakter eines ähnlichen jungen Strebers, der eine Zeitlang mit einer jungen Dorfschönheit herumtändelt und sie dann elend im Stiche läßt. „Tscherptochanow“ ist ein durch die Verschwendung und unglückliche Selbstverwaltung seiner Vorfahren heruntergekommener Adeliger, Bramarbas und Raufbold, sein Schützling Nedopjuskin aber ein vom Schicksal verfolgter Pechvogel — für die Menschheit ein „Ueberflüssiger“. Eine andere Abart „überflüssiger Menschen“ finden wir in dem „Hamlet des Schtschigorow'schen Kreises“, der umsonst Hegel studirt und ganz Europa bereist hat. Er weiß nicht, was er will, und das Ende der kühnsten Civilisationsprojecte ist, daß er mit dem alleroberflächlichsten Bildungsfirniß nach Hause kommt und nun bei Zweckessen ländlicher Matadoren den Witzmacher spielt, auch das nicht einmal mit glücklichem Erfolge.

„Ich war drei Jahre im Ausland,“ so erklärt dieser „Hamlet“, „allein in Berlin lebte ich acht Monate. Ich habe Hegel gehört, mein Herr, und kenne Göthe auswendig. Außerdem bin ich in die Tochter eines deutschen Professors verliebt gewesen . . . Urtheilen Sie selbst, welchen, nun, wie soll ich sagen? welchen Nutzen konnte ich aus Hegels Encyklopädie ziehen! Sie werden fragen, was Hegels Encyklopädie gemein hat mit dem Leben in Rußland. Wenn Sie verlangen, daß ich bei ihrer Anwendung auf dieses lieber nicht allein von der Encyklopädie, sondern von der deutschen Philosophie überhaupt sprechen soll, so will ich lieber sagen — Wissenschaft.“ Schon in Moskau wußte der gute Mann nichts damit anzufangen. „Frühmorgens stand man auf und ging spazieren, und des Abends warf uns ein schlaffüchtiger Diener den Ueberrock um, wenn wir zu den Freunden gingen; da wurde eine Pfeife geraucht, Thee in Gläsern getrunken und von der deutschen Philosophie, von der Liebe, der ewigen Sonne des Geistes und anderen abliegenderen Dingen gesprochen.“ Dabei entwickelte sich noch eine gewisse natürliche Originalität des Geistes, aber auch diese verlor sich, als der junge Mann nach Berlin ging und daselbst Philosophie studirte. „Ja, ich habe von Europa im besondern und der europäischen Cultur kaum etwas mehr kennen gelernt; ich hörte deutsche Professoren und las deutsche Bücher am Orte ihrer Er-

zeugung — das war der ganze Unterschied! Dabei führte ich ein sehr einsames Leben wie ein Mönch, verkehrte mit beurlaubten Lieutenants, die gleich mir vom Durst nach Erkenntniß geplagt wurden, übrigens aber herzlich schwerfällig und nicht mit der Kunst der Rede begabt waren; ich pflegte auch Umgang mit feingebildeten Familien und saß in den Kaffeehäusern, Journale lesend, oder ging des Abends ins Theater . . . Zwei Jahre hindurch bin ich dann noch im Ausland geblieben; ich war in Italien, stand in Rom vor der Verklärung Christi und in Florenz vor der Venus. Ich schrieb Verse und führte ein Tagebuch. Ich machte es, wie gesagt, so wie es alle machen. So leicht, sehen Sie, kann man ein Original werden! Ich verstehe gar nichts von Malerei und Bildhauerkunst, aber sollte ich das laut sagen? Unmöglich! Man nimmt einen Cicerone und besieht sich die Fresken . . . Endlich kehrte ich wieder nach der Heimat zurück und kam nach Moskau. Hier ging aber eine seltsame Veränderung mit mir vor. Hatte ich im Ausland viel geschwiegen, so sprach ich jetzt zum Verwundern kühn und wurde jetzt auch eingebildet auf mich selbst. Es fanden sich gutmüthige Leute, mit denen ich fast wie ein Genie verkehrte, und die Damen hörten meine Ausführungen mit größtem Interesse an, aber ich verstand mich nicht auf der Höhe meines Ansehens festzuhalten."

Schon in die genannten Novellen spielt da und dort die Leibeigenschaft hinein; Hauptmotiv wird sie dann in den folgenden: „Jermolay und die Müllerin", „Lgow", „Der Bürgermeister", „Das Comptoir", „Der Murrkopf", „Zwei Gutsbesitzer", „Peter Petrowitsch Karatejew". Turgenjew malt nicht mit Blut und Zinnober, er rasselt nicht mit eisernen Ketten, wie so viele Bekämpfer der Leibeigenschaft. Nur gedämpft hört man da und dort den Schlag der Knute in die schöne Landschaft hineinschallen, aber gerade die zarte Schilderung der Natur und des Volkslebens bewirkt, daß wir die Barbarei doppelt empfinden, und niemand kann ohne innere Entrüstung in das „Comptoir" der Gutsbesitzerin Helena Losnjakowa blicken, wo die Bauernschinderei zum bureaukratischen System eingerichtet ist, oder in das Treiben des „Bürgermeisters", der einem greisen Bauer die letzte Kuh wegtreibt, die Frau durchprügeln läßt und seinen letzten Sohn, die einzige Stütze seines Alters, willkürlich unter die Soldaten steckt, — nur aus Rache um eines einstigen Wortwechsels willen. Und der adelige Gutsbesitzer, unter dem das alles geschieht, declamirt auf Französisch über die Vortheile des Herrendienstes, baut an seinen Viehstall eine griechische Fassade mit der Inschrift: „Gebaut im Jahre 18 . . im Dorfe Schipilowka, dies ist der Viehstall". Ein jammervolles Opfer herrischer Willkür ist der arme sechzigjährige Sutschok, der erst Koch war, dann Kaffeediener, dann herrschaftlicher Schauspieler, dann Gärtner, Hundeknecht, Bartscherer und endlich zum Fischer degradirt wird, obwohl er weder zu angeln noch zu schwimmen versteht. Heiraten ließ seine Herrin Tatjana Wasiljewna in „Lgow" keinen ihrer Knechte, weil sie selbst auch unverheiratet lebte. Dem Gutsbesitzer Mardary Apollonitsch ist ein angenehmer Zeitvertreib, seine Bediensteten für eine Kleinigkeit prügeln zu lassen; ja, da ein Nachbarmädchen kommt, um die Hennen zu holen, die sich in seinen Garten

verlaufen haben, hetzt er seinen Diener und drei Hofburschen auf das arme Ding, um es gehörig zu schlagen. Es aber lächelt dazu und sagt: „Wie gefiel euch die Hetze, Väterchen? Ich habe tüchtig geschwitzt, seht ihr es?“ — Am jammervollsten aber ist das Loos der leibeigenen Mädchen, wenn sich ihnen die Aussicht auf eine günstige Ehe bietet. Herzlos werden sie dann aus ihren Träumen in ihr Sklavenloos zurückgeschleudert und um so ärger mißhandelt. Das ist das Loos der „Müllerin“ Arina, die um ihrer Schönheit willen zur Zofe erhoben worden ist und in Petersburg selbst eine bessere Bildung erhalten hat. Sobald sie aber um die Erlaubniß bittet, heiraten zu dürfen, wird sie aufs Land zurückgeschickt und gewaltsam einem rohen Müller zum Weib gegeben. Aehnlich ist das Schicksal der Leibeigenen Matrjona, in die sich ein fremder Gutsherr Peter Karatejew verliebt. Er will sie heiraten und bietet darum ihrer Besitzerin an, sie loszukaufen. Da diese, ein eigensinniges altes Weib, ihn an ihr häßliches Gesellschaftsdämchen verheiraten möchte, weigert sie sich dessen. Karatejew entführt Matrjona, aber durch ihre eigene Unvorsichtigkeit wird sie entdeckt. Die alte Frau macht Karatejew den Proceß — und um ihn nicht zu ruiniren, liefert Matrjona sich selbst aus. Lange Reden macht Turgenjew nicht; aber aus der freien Schilderung liest man deutlich genug, wie das Institut der „Leibeigenschaft“ nicht nur die Sklaven, sondern auch die Herren verdorben hat. Gewöhnt, auf Kosten der „Seelen“ zu leben, die für sie nur nach Rubeln und Kopeken zählen, schwelgen sie in Saus und Braus oder verthun Zeit und Kraft in geschäftigem Müßiggang — überflüssige, sich selbst zur Last fallende Menschen, deren alte Besitztitel nur zum Hohn auf sie selbst und die Menschheit geworden sind. Der Arzt, der Jäger, der Bauer, der Fischer, der Müller, der Leibeigene selbst — alle sind noch zu etwas nütze. Aber die Gutsbesitzer haben durch die Leibeigenschaft das große Grundgesetz aller menschlichen Entwicklung — die Arbeit — vergessen. An ihnen selbst rächt sich die Lieblosigkeit und Grausamkeit eines Instituts, das barbarische Zeiten geschaffen und an dem bis jetzt weder Voltairianische Aufklärung, noch Hegel'sche Philosophie, noch irgendwelche importirte Bildung aus dem Abendlande mit Erfolg gerüttelt.

3.

Der kaiserlichen Censur war dieser erste Novellenkranz Turgenjews durchaus nicht genehm. Er stellte den russischen Bauer in der liebenswürdigsten, künstlerischen Weise den übrigen Menschen gleich. Er sprach indirect für die Aufhebung der Leibeigenschaft, wie Onkel Toms Hütte für die Aufhebung der Sklaverei in Nordamerika. Er weckte für die geknutete Mehrheit der Nation Achtung, Zuneigung, Liebe. Doch hielt sich Turgenjew ganz als Künstler. Die politische Grundtendenz sprach er nirgends aus. Man konnte ihn nicht fassen. Die Polizei freute sich daher sehr, daß der freisinnige Novellist ihr anderweitig Gelegenheit bot, sein in ihren Augen verderbliches Wirken zu durchkreuzen. Diese Gelegenheit fand sie in einem kurzen Nekrolog auf den eben verstorbenen Gogol, den Turgenjew am 18. März 1852 in der Moskauer Zeitung erscheinen ließ.

„Gogol ist todt —,“ so begann dieser liebevolle Nachruf, „diese drei Worte werden jedes russische Herz erschüttern. Der Verlust, den wir erlitten haben, ist so herb, so unermeßlich, daß es für uns schwer hält, an denselben zu glauben. Gerade in dem Augenblicke, wo wir darauf rechnen konnten, daß er sein langes Schweigen brechen, daß er unseren ungeduldigen Erwartungen entsprechen werde, ist diese verhängnißvolle Nachricht eingetroffen. Ja, er ist todt, dieser Mann, den einen großen zu nennen uns der Tod das Recht, das traurige Recht gegeben hat; diesen Mann, auf den wir stolz sind als auf eine unserer stolzesten Zierden. Dahingerafft in der Blüte seiner Jahre, auf der Höhe seiner Kunst gestorben, gerade wie die herrlichsten seiner Vorgänger, denen auch nicht vergönnt gewesen ist, ihr begonnenes Werk zu vollenden.“

„Der Gedanke, daß sein Staub in Moskau ruhen soll“, so schloß der „Petersburger Brief“, „erfüllt uns mit einer gewissen schmerzlichen Befriedigung. Möge er dort, möge er im Herzen Rußlands ruhen, das er so tief verstanden, so glühend geliebt hat, daß nur leichtfertige oder kurzsichtige Menschen in jedem seiner Worte den Hauch seiner Liebe nicht verspürt haben können. Der Gedanke, daß die letzten, reifsten Früchte seines Genius für uns verloren sein sollten, würde nur zu schwer zu fassen sein, — das Gerücht von der angeblichen Vernichtung derselben haben wir zu unserem Schrecken vernommen.

„Ob es wohl Leute geben mag, denen diese unsere Worte übertrieben oder völlig unangenehm erscheinen? Der Tod hat eine reinigende und versöhnende Gewalt, selbst an gewöhnlichen Gräbern pflegen Verleumdung und Haß, Neid und Mißverständniß zu verstummen; an dem Grabe Gogols werden sie nichts zu sagen haben. Welcher Platz in unserer Geschichte seinem Namen auch endlich angewiesen werden mag, — wir sind überzeugt, daß jedermann mit uns ausrufen wird: Friede seiner Asche! Ewiges Gedächtniß seinem Leben, ewiger Nachruhm seinem Namen. T.......w.“

Die kaiserliche Polizei war mit Turgenjew durchaus nicht einverstanden. Denn der Czar hatte das humoristische Vergnügen längst vergessen, welches ihm einst Gogols „Revisor“ bereitet; er sah in dem Verfasser der „Todten Seelen“ nur einen der unruhigen Köpfe, welche die reglementarische Grabesruhe des heiligen Reiches zu stören drohten, und hatte deshalb verordnet, daß er so still als möglich bestattet werden sollte. Der Gouverneur von Moskau erhielt eine scharfe Rüge, weil er dem Sarge des patriotischen Schriftstellers in voller Uniform gefolgt war. Iwan Turgenjew aber wurde wegen seines Nekrologs für mehrere Jahre auf seine Güter verbannt, und nur der Fürsprache des Czarewitsch Alexander dankte er es, daß diese Strafzeit abgekürzt wurde. Volle Freiheit aber erlangte er erst nach der Thronbesteigung Alexanders II. im Juli 1855.

Die Regierung und ihre Organe täuschten sich nicht, wenn sie den jungen Schriftsteller als einen Gegner des herrschenden Systems betrachteten. In der Vorrede zu einer neuen Ausgabe seiner Werke hat er sich später (1868) ganz deutlich darüber ausgesprochen. Er vergleicht sich und seine gleichgesinnten Freunde

darin mit den altslavischen Fürsten seiner Heimat, die, unvermögend, ihr großes und reiches Land in Ordnung zu halten, sich an die skandinavischen Waräger um Hilfe wandten. Wie jene Altrussen habe er Rußlands intellectuellen Reichthum, die Lebenskraft seines Volksthums ganz und voll anerkannt; es sei ihm schwer gefallen, sich von seiner Heimat und ihren althergebrachten Institutionen loszureißen; aber ebenso klar sei es ihm geworden, daß man sich davon losreißen müsse, wenn man zu wahrer Freiheit und Ordnung gelangen wolle.

„Und so machte ich es," sagt er. „Ich stürzte mich kopfüber in die deutsche Flut, denn ich hielt es für meine Pflicht, mich zu reinigen und umzuschaffen, und als ich endlich aus den Wellen wieder emportauchte, war ich ein Anhänger des westlichen Wesens geworden.

„Es kommt mir nicht in den Sinn, diejenigen meiner Zeitgenossen zu verurtheilen, welche einen weniger radikalen Weg zu der von mir erstrebten Freiheit einschlugen. Ich muß nur gestehen, daß ich keinen andern Weg vor mir sah. Ich konnte mit dem, was ich haßte, nicht dieselbe Luft athmen, nicht bei ihm verweilen. Es fehlte mir dazu wahrscheinlich die gehörige Charakterstärke. Mir war es Bedürfniß, mich von meinem Feinde zu entfernen, damit ich mich in dieser Entfernung besser zum Angriff gegen ihn rüsten könne. In meinen Augen trug dieser Feind eine bestimmte Gestalt, einen bekannten Namen, dieser Feind war die Leibeigenschaft. In diesem Namen concentrirte sich für mich alles das, was ich mich entschlossen hatte, bis an mein Lebensende zu bekämpfen — mit dem ich geschworen hatte mich nie zu versöhnen . . . Das war mein Hannibalsschwur, und ich war nicht der einzige, der ihn damals ablegte. Ich ging in den Westen, um meinen Schwur besser zu erfüllen. Ich glaube aber nicht, daß meine westlichen Sympathien mich des Verständnisses für russisches Leben, russische Zustände und russische Mängel entkleidet haben."

Das war das allgemeine Programm, das Turgenjew sich wählte und sein ganzes Leben festgehalten hat. Er stellte sich schroff den Forderungen des nicolaitischen Regiments gegenüber, das an der Leibeigenschaft festhielt und den monarchischen Absolutismus nicht nur im eigenen Reiche, sondern auch im übrigen Europa erhalten und verstärken wollte. Er stellte sich auch den Idealen der slavophilen Partei gegenüber, welche sich unter der Führung Constantin Aksakows u. a. in Moskau gebildet hatte und welche, alle abendländische Bildung verachtend, Rußland aus seinem eigenen Innern heraus und die ganze Welt durch Rußland regeneriren wollte. Er stellte sich auch theilweise den extrem-radikalen Bestrebungen der russischen Revolutionspartei entgegen, welche mit Gewalt oder auf dem Wege der Verschwörung alle bestehenden Verhältnisse in Rußland umzustürzen beabsichtigte. In allem übrigen aber war dieses Programm so vag und unbestimmt wie möglich, so vielgestaltig als das „westliche Wesen" selbst. Was sollte denn aus dem Westen herübergenommen werden? Katholicismus oder Lutheranismus? Anglicanismus oder französischer Unglaube und Materialismus? Schelling'sche, Hegel'sche, Schopenhauer'sche Philosophie oder amerikanischer Protestantismus mit all

seinen Secten? ein englisches Parlament oder eine der deutschen Repräsentativverfassungen? eine neue Staatskirche oder völlige Trennung von Staat und Kirche? das englische Manchesterthum oder ein neuer Staatssocialismus, oder die eben erst ausgeheckten Systeme der neuesten Socialisten und Communisten? All diese und hundert andere Fragen ließ Turgenjew mit seinen Freunden unbeantwortet. Was ihnen vorschwebte, war nur im allgemeinen eine freiere politische und sociale Entwicklung im modern-liberalen Sinne. Man kann auf sein Programm beinahe anwenden, was er in der ersten seiner Jägergeschichten von dem alten Bauer Chor sagt:

„Aus diesen Gesprächen gewann ich eine Ueberzeugung, deren sich die Leser vielleicht nicht ganz versehen dürften — die Ueberzeugung, daß Peter der Große in erster Linie ein Russe war, ein Russe namentlich in seinen Neugestaltungen. Der Russe ist so voll Vertrauen auf seine Kraft und Festigkeit, daß er nicht fern davon ist, sie zusammenbrechen zu sehen; er beschäftigt sich zu wenig mit seiner Vergangenheit und blickt zu kühn in die Zukunft. Was gut ist, das gefällt ihm; was verständig ist, das will er haben — aber woher es kommt, das ist ihm gleichgiltig! Sein gesunder Sinn beschäftigt sich mit Vorliebe mit dem nüchternen deutschen Verstande, aber die Deutschen sind, nach den Worten Chors, ein wißbegieriges Volk, welches bereit ist, von sich selbst zu lernen, dank der Absonderung in der geographischen Lage und seiner thatsächlichen Unabhängigkeit.“

Wie wenig die Verehrung der westlichen Cultur ohne ein bestimmtes religiöses, philosophisches und politisches Fundament auf eine innere Umgestaltung Rußlands einwirken könnte, hat Turgenjew selbst einigermaßen eingesehen und mehrfach drastisch gezeichnet. Diese fein-ironischen Schilderungen treffen indes ein wenig auch auf ihn zu, insofern er, sich noch mit lateinischer und griechischer Grammatik herumschlagend, während der zwei Jahre in Berlin unmöglich die Hegel'sche Philosophie, und zwar in ihrem Verhältnisse zu den übrigen Systemen, durcharbeiten und sie mit seinem griechischen Bekenntnisse in irgend einen nothdürftigen scheinbaren Einklang bringen konnte, die Hegel'sche Philosophie aber schließlich eine haltbare Weltanschauung selbst nicht bot, sondern höchstens eine gewisse formelle Schulung des Geistes, gewisse moderne Schlagworte und Anschauungen und eine oberflächliche liberale Richtung. Den Gegensatz derselben zum positiven Christenthum scheint Turgenjew nie tiefer erfaßt, noch weniger aber im einen oder andern Sinne ernstlich durchgekämpft zu haben. Dagegen erwarb er sich neben der feinen Form der höhern Pariser Gesellschaft eine nicht unbedeutende Kenntniß der neueren Sprachen und Literaturen, der Geschichte und schönen Künste — das, was man in eleganter Gesellschaft Bildung nennt, was aber eine eigentliche systematische Durchbildung und gründliche Fachkenntnisse nicht voraussetzt. Er kannte Leben und Welt, Theater und Literatur, Musik und Kunst, wie sie ein vornehmer Mann in den höchsten Kreisen der Weltstädte, auf Reisen, an Badeorten und im Privatumgang mit Gelehrten, Künstlern und Dilettanten spielend erwirbt. Die schöpferische, erfinderische Phantasie eines großen Dichters besaß er nicht, aber das Auge des schärfsten Beobachters, ein feines Schönheitsgefühl, ein köstliches Erzählertalent

und eine völlige Herrschaft der Sprache. Wie in den Salons der ersten Weltstädte, so war er auch im armen Steppenhaus, in Wald und Flur seiner Heimat völlig zu Hause. Diese beiden Kreise waren reich genug, sein Schriftstellertalent mehr als dreißig Jahre zu beschäftigen, ohne daß er sich von der lebendigen Gegenwart abgewendet oder eine höhere Kunstform als jene der Novelle und des Romans angestrebt hätte. Er war aufs glücklichste ausgestattet, ein Publikum zu erfreuen, das sich am liebsten an Novelle und Roman ergötzte, ernstere Kost verschmähte, es sich aber gefallen ließ, die laufenden Tagesfragen leicht, geistreich, unterhaltend in den Gesprächen origineller Charakterfiguren besprochen zu finden.

Seinen Aufenthalt schlug Turgenjew vom Jahre 1847 an meist im Ausland auf, kehrte jedoch fast alljährlich für einige Monate auf seine Güter in Rußland zurück, um mit der Heimat und dem heimatlichen Volke in stets lebendiger Berührung zu bleiben. In Paris verknüpfte ihn eine enge Freundschaft mit der berühmten Sängerin Pauline Garcia, der vielgefeierten Fides in Meyerbeers „Prophet", und deren Gemahl, dem Schriftsteller Louis Viardot. Mit ihnen zog er 1863 nach Baden-Baden und baute sich daselbst ein kleines Lustschlößchen neben ihre Villa; 1870 zog er mit seinen Freunden nach London und dann nach Bougival bei Paris, wo er sich abermals neben der Villa Viardot sein eigenes Schweizer-Chalet errichten ließ. Hier brachte er den letzten Abschnitt seines Lebens zu; hier ist er am 3. September 1883 im Alter von 65 Jahren gestorben. Als wohlhabender und völlig unabhängiger Mann hatte er nicht mit jenen Sorgen zu ringen, an denen so manches schöne Talent zu scheitern pflegt, widmete viele Zeit der Jagd, der Sammlung von Kunstwerken, musikalischen Genüssen, und schriftstellerte nur, wenn ihn ein innerer Drang gleichsam dazu nöthigte oder eine glückliche Idee ihn mit sich fortriß. Er hatte volle Muße, jeden neuen Stoff ruhig heranreifen zu lassen und unter der angenehmsten künstlerischen Anregung auszugestalten. Russische und später auch ausländische Zeitschriften schätzten sich glücklich, eine Skizze oder Erzählung von ihm bringen zu können.

4.

Streng geschiedene Perioden lassen sich in Turgenjews langer schriftstellerischer Thätigkeit kaum unterscheiden. Sich an vollendeten Mustern schulend, hat er schon frühzeitig so künstlerisch Maß zu halten gewußt, daß sich seine Jugendleistungen in Ton und Haltung mit jenen des reifern Alters berühren. Als Marksteine seiner Thätigkeit kann man höchstens zwei umfangreichere Romane aus den Jahren 1862 und 1877 bezeichnen, von denen aber keiner die Drei- und Vierbändigkeit der Leihbibliothekenlieblinge erreicht. Sonst spielen seine Erzählungen, bald etwas kürzer, bald länger, in das Leben der höheren und niederen Gesellschaftsklassen hinein, und zwar selten so bestimmt abgeprägt, daß sich eine Gruppirung darauf bauen ließe. Auch noch in der letzten Zeit griff er wieder auf das Thema der Leibeigenschaft zurück und ergänzte gewissermaßen das traurige Bild, das er im „Tagebuch des Jägers" davon entworfen.

Düstere Scenen alter Barbarei, herber Grausamkeit und sittlicher Verwilderung entrollen die Novellen „Drei Portraits“ (1846), „Das Wirthshaus an der Landstraße“ (1852), „Mumu“ (1852), „Punin und Baburin“ (1875), vor allem aber „Ein König Lear der Steppe“ (1870). Auch hier trägt Turgenjew nicht mit starken Farben auf. Er läßt den guten Eigenschaften des Volkscharakters Gerechtigkeit widerfahren. Doch einmal gereizt, tobt die wüthende Urkraft der Leidenschaft sich mit vulkanischer Gewalt aus und reißt ungebändigt sich und alles ins Verderben. Ein Lieblingsgegenstand des Dichters sind gerade solche urwüchsige Gestalten, in welchen gewaltige Körperkraft sich mit tiefem Gefühle, die Sonderbarkeit des Häßlichen mit halbverlorenen Strahlen seelischer Schönheit oder Güte verbindet. In Westeuropa müßten dergleichen Gestalten als Phantasiegeschöpfe erscheinen; aber aus ihrer Umgebung heraus entwickeln sie sich mit fast psychologischer Nothwendigkeit.

Wie dieser echt tatarische Hang zur Grausamkeit im Soldatenleben weiterwirkt, zeigen zwei seiner frühesten Erzählungen: „Der Raufbold“ (1846) und „Der Factor“ (1848) in ergreifendster Weise.

„Tagebuch eines überflüssigen Menschen“ — so ist eine Novelle von 1850 überschrieben. Der „Ueberflüssige“ ist ein träumerischer, willensschwacher, träger, melancholischer Mensch, der nie weiß, was er will und soll, und an seiner eigenen Jämmerlichkeit Schiffbruch leidet. Der Typus, schon in den Jägergeschichten mehrfach variirt, tritt noch in mehreren anderen Novellen auf, so in den Erzählungen „Zwei Freunde“ (1853), „Stillleben“ (1855) u. a.

Den melancholischen Aberglauben und Fanatismus, der sich aus dem russischen Sectenwesen entwickelt hat, zeichnen die Novellen „Der Hund“ (1865), „Eine wunderliche Geschichte“ (1868). Die letztere gewinnt dadurch an Interesse, daß eine ins Groteske und Abergläubische verzerrte Ascese in einigem Zusammenhang mit dem Spiritismus erscheint.

Ein Reisender hört in einer kleinen Provinzialstadt von dem Kellner Ardaleon, daß es hier weder Concerte noch Theater, weder Tanzsoiréen noch Empfangsabende bei den Edelleuten gebe, daß man aber — auf seine Empfehlung hin — Todte sehen könne; ihm selbst sei sein verstorbener Vater gezeigt worden. Er führt den Reisenden nächtlicherweile in ein elendes, verfallenes Haus, wo sie eine gespenstische, hexenartige Alte empfängt. Und trotzdem sie stark nach Branntwein duftet, hat sie doch eine Herrschergewalt über das Reich der Geister. Wen der Reisende zu sehen wünscht, darf er nicht sagen, sondern nur innerlich denken. Er denkt sich einen Menschen, um den in dieser Gegend unmöglich jemand wissen kann, nämlich seinen längst dahingeschiedenen, greisen französischen Hauslehrer Desserre — und siehe da — nach einigem Hokuspokus in der dunkeln Stube bekommt er ihn zu sehen, wie er leibte und lebte, mit dem weißen, zu Berge stehenden Haare, seinen dunkeln Brauen, seiner Habichtsnase und selbst seinen Warzen, mit dem grünen Frack und der gestreiften Weste und seiner Jacke. Der Reisende ist aufs höchste überrascht und unschlüssig, welchen Mächten er die Erscheinung zuschreiben soll, obwohl der Erzähler nahe genug legt, daß Phantasie-Erregung und Humbug

die Hauptrolle spielen. Am andern Tag ist Ball im Casino, und der Reisende tanzt dabei mit einem jungen Fräulein Sophie B., das er kurz zuvor in ihrer Familie kennen gelernt und das, obwohl selbst noch halb Kind, nach dem Tode ihrer Mutter das Hauswesen führt, ein stilles, ernstes, schwärmerisches Ding. Er erzählt ihr während der Pausen des Tanzes von seinem spiritistischen Erlebniß, das sie mit höchstem Interesse anhört. Sie kennt den Namen des Mediums, welches der alten Hexe diente. Während er die Sache einigermaßen als Magnetismus zu deuten sucht, erblickt sie aber darin ein Wunder — eine Wirkung übernatürlichen Glaubens, verdient durch Selbstverläugnung und Erniedrigung. „Es gibt keine todten Seelen," sagt sie, „sie sind unsterblich und können stets erscheinen, wenn sie wollen ... sie umgeben uns beständig." Um mit ihnen und der ganzen Geisterwelt in Rapport zu kommen, reicht nach ihrer Meinung die officielle Seelenführung der Popen nicht hin, es bedarf eines Führers, der selbst durch heroische Opfer den Weg zeigt. „Ich habe irgendwo gelesen," so lauten ihre letzten Worte, „ein vornehmer Mann habe befohlen, ihn unter der Thüre der Kirche zu begraben, damit alle, welche die Kirche besuchten, über ihn hinwegschreiten, ihn mit Füßen treten möchten ... Das muß man schon bei Lebzeiten ..."

Zwei Jahre später trifft der Reisende dasselbe Fräulein völlig verwahrlost und entstellt auf einer abgelegenen Station als Begleiterin und Magd eines „Jurodiwi", d. h. eines jener schwärmerischen „Pilger", welche, mit schweren Ketten beladen, starrend von Schmutz, unter Gebet und Entbehrungen aller Art als Büßer das ganze Land durchziehen und vom gemeinen Volke allgemein als Heilige verehrt werden. Diese phantastische Gestalt hat später auch Alexis Tolstoj, Leo Tolstoj, Dostojewskij und andere Novellisten beschäftigt. Während die meisten sie aber mit einer gewissen Andacht und Verehrung behandeln, zeichnet Turgenjew sie offenbar realistischer und darum abstoßender nach der Natur.

„Ich trat auf die Treppe hinaus und erblickte den Jurodiwi. Er saß unter dem Thore auf einer Bank, auf welche er sich mit beiden Händen stützte, den gesenkten Kopf hin- und herwiegend, just wie ein wildes Thier im Käfig. Dichte Büschel krauser Haare verdeckten ihm die Augen und bewegten sich hin und her, ebenso wie die dicken Lippen ... Ein seltsames Gemurmel, das fast nicht einer menschlichen Stimme glich, kam zwischen denselben hervor. Seine Gefährtin hatte sich soeben in einem neben dem Brunnen hängenden Eimer das Gesicht gewaschen und sich noch nicht wieder das Tuch um den Kopf gewunden; sie wollte über ein schmales, auf die schwärzliche Düngerpfütze gelegtes Brett nach dem Thore zurückkehren ... Das war Sophie B.!"

Da die mitleidige Bauernwirthin dem erschöpften „Gottesmanne" ein Täßchen Thee anbietet, erwiedert dieser:

„Was dir nur einfällt! Den sündhaften Körper hätscheln! ... Oh, oh, oh! Alle Knochen müssen ihm gebrochen werden! ... Und sie — Thee! Ach, ach, verehrtes Mütterchen! Der Satan ist stark in uns! Kälte und Hunger und alle Schleusen des Himmels und strömender, durchdringender Regen fallen auf ihn herab, aber nichts kann ihm etwas anhaben, er bleibt

am Leben! ... Nun, höre mich: Gib alles, gib den Kopf, gib das Hemd! Niemand wird etwas verlangen, aber gib du nur! Denn Gott sieht es! Und ob er lange unter deinem Dache weile? Er gab dir, der Allgütige, Brod, und nun backe es im Ofen! Er sieht a—alles, a—alles, a—alles! Wessen Auge befindet sich in dem Dreieck? Sage einmal ...?"

Während die Wirthin sich heimlich unter ihrem Tuche bekreuzt, fährt er fort: „Der alte Feind ist fort wie Demant! Wie Dema—ant! Wie Dema—ant! Die alte Schlange! Aber Gott wird auferstehen! Ja, Gott wird auferstehen und seine Feinde zerstreuen! Ich werde auf seinen Feinden gehen ... Ha, ha, ha! Pfui!"

Das gutherzige Volk weiß diese wirre Schwärmerei von den darin entstellten christlichen Gedanken nicht zu unterscheiden. Es nimmt den Jurodiwi wie einen Gesandten des Himmels auf, hegt ihn und pflegt ihn, empfiehlt sich seinen Gebeten und sucht an ihm Gotteslohn zu verdienen.

Auffallend ist es, eine wie geringe Rolle die schismatische Landesreligion in fast allen Novellen Turgenjews spielt. Es kommt kaum ein Pope darin vor, und der höchstens als verschämter Schnapstrinker. Die Gutsbesitzer sind durch die Bank seichte Aufklärlinge. Die Bauern verneigen sich vor den Heiligenbildern, die in jeder Stube stehen, wie vor ihren allmächtigen Gebietern; aber eine sittliche Einwirkung auf die Gemüther zeigt sich kaum, außer in einer Art fatalistischer Unterordnung und grenzenloser Ergebenheit, mit welcher der gequälte Bauer Hunger und Durst, Entbehrung und Noth, Hohn und Schläge, alles erdenkliche Elend und schließlich auch den Tod über sich ergehen läßt. Die Sacramente will er indes im Tode empfangen, er will seine Sachen für das Diesseits wie für das Jenseits in Ordnung bringen, bevor er dieses armselige Dasein verläßt. Der religiöse Unterricht tritt kaum merklich hervor, wohl aber knüpft sich an Gottesdienst, Sacramente, Ceremonien, Bilder und Heiligenverehrung eine fromme Familienüberlieferung, welche mit mattem Schimmer das traurige Alltagsleben dämmernd erhellt.

Wunderbar lieblich strahlt jedoch aus diesem Dämmerschein eine Erzählung hervor, die man fast eine Volkslegende nennen möchte. „Lukerja" oder „Die lebende Mumie" ist sie überschrieben. Sie erzählt uns in wenigen Zügen das Leben eines Mädchens aus dem Volke, des fröhlichsten, lebenslustigsten Kindes, das, kaum eben zur Braut herangereift, alle Träume des irdischen Lebens durch schwere, hoffnungslose Krankheit durchkreuzt sieht, ans einsame Schmerzenslager geheftet, fast im Sinne der Heiligen still leidet und duldet und in unbesieglicher Geduld dem Himmel entgegenreift. Nur da und dort erinnert ein fast unmerklicher Zug an das muntere Weltkind, das Lukerja kaum noch gewesen; aber jede dieser Erinnerungen dient nur dazu, den Werth ihrer selbstlosen Opferfreudigkeit zu heben. Glaube und Gebet, die innigste Andacht zu Christus und seinen Heiligen, priesterliches Walten und Sacramente treten hier verklärend in das düstere Bild des Leidens hinein.

Auf der Heide, in einem Bretterverschlag, der im Winter dazu dient, die Körbe des anstoßenden Bienenstandes zu schützen, auf einem elenden Schragen — da ruht die arme Dulderin, von Krankheit und Elend fast auf-

gezehrt, ab und zu von einem kleinen Bauernmädchen besucht, das ihr Blumen bringt, aber sonst verlassen von aller Welt. Sie war Magd im Herrenhaus gewesen; doch da sie arbeitsunfähig geworden, kam sie ins Krankenhaus, wo mitleidslose Aerzte im Interesse der Wissenschaft an ihr herumoperirten. Nach unzähligen Qualen ward sie dann aufs Land zu Verwandten gebracht und fand Zuflucht in dieser elenden Hütte. Der Jägersmann, der Sohn ihrer Besitzerin, schrickt zusammen, als er im dunkelsten Winkel dieses Obdaches sie zufällig entdeckt. Und sie klagt nicht und jammert nicht. Sanft lächelnd erzählt sie ihm ihr Schicksal. Sie freut sich, daß ihr Bräutigam eine andere liebe Braut gefunden und daß es ihnen gut geht. Sie ist zufrieden mit Gott und Menschen, sie nimmt ihr Leiden wie ein Geschenk aus Gottes Vaterhand an. Andere Menschen, so findet sie, sind noch viel übler dran. Sie kann wenigstens noch sehen und hören. Der Duft des Buchweizenfeldes und der blühenden Linde dringen zu ihr. Die Schwalben besuchen sie durch die offene Thür, bauen sich ein Nest und ziehen da ihre Jungen groß. Der Gefahr zu sündigen, die dem Gesunden so nahe steht, ist sie fast enthoben: größerer Gedankensünden glaubt sie sich nicht schuldig gemacht zu haben, will aber doch beichten, bevor sie das Abendmahl empfängt. Dann singt sie ihre Lieder wieder, Chorlieder, Weihnachtslieder, Festtagslieder, nur die Tanzlieder nicht, die sich nicht mehr geziemen. Ihre Stimme ist leis, fast ersterbend, aber ihr Auge glänzt freudestrahlend beim lispelnden Tone der alten Melodien.

„Dann aber bete ich auch. Nur weiß ich nicht viele Gebete auswendig. Aber weshalb sollte ich dem lieben Gott auch immer beschwerlich fallen? Um was sollte ich ihn bitten? Er weiß besser als ich, was mir noththut. Er hat mir ein Kreuz auferlegt; beweist das nicht, daß er mich lieb hat? So müssen wir das verstehen. Ich bete das Vaterunser, den Englischen Gruß, das Gebet für alle Kranken, und dann liege ich wieder so für mich hin und denke an nichts, an gar nichts."

Aber auch in ihren Träumen spielen die frommen Anmuthungen weiter. Sie glaubt Christus zu schauen, der sie zum ewigen Brautfest in den Himmel ruft. Der Tod erscheint ihr nicht als häßliches Skelett, sondern als freundliche, lichte Frau, zu der sie um Erlösung fleht und die ihr solche nach Petri Fasten verspricht.

„Ein anderes Mal hatte ich folgenden Traum; aber vielleicht war das eine Erscheinung — genau weiß ich's nicht mehr. Mir träumte, ich läge auf diesem Geflecht, und da kamen meine seligen Eltern, Vater und Mutter, und verbeugten sich vor mir, ganz tief, aber ohne ein Wort zu sagen. Ich fragte sie: ‚Vater, Mutter! Warum verbeugt ihr euch vor mir?' — ‚Das thun wir darum,' antworten sie, ‚weil du auf dieser Welt so viel leiden mußt und nicht bloß deine eigene Seele von allen Sünden gereinigt, sondern auch von uns einen großen Theil unserer Schuld hinweggenommen hast. Und es ist uns in jener Welt schon viel erträglicher geworden. Von deinen eigenen Sünden hast du dich bereits gereinigt, jetzt leidest du für die unseren.' Und mit diesen Worten verbeugten sich meine Eltern noch einmal vor mir und waren nicht mehr zu sehen; nur noch die nackten Wände waren sichtbar."

Vergeblich bietet der mitleidige Besucher ihr an, sie in ein Krankenhaus bringen zu lassen; vergeblich fordert er sie auf, nachzudenken, ob sie etwas nöthig habe.

„Ich habe nichts nöthig; ich bin, Gott sei Dank, ganz zufrieden. Gebe Gott allen Menschen die Gesundheit! ... Aber vielleicht könnten Sie Ihre Mutter bewegen, den Bauern hier herum — es sind sehr arme Leute! — eine Kleinigkeit von dem Pachtzins nachzulassen. Ihre Ländereien sind schlecht und bringen nicht viel ein ... Wie würden sie zu Gott für Sie beten! ... Aber ich brauche nichts ... ich bin ganz zufrieden."

(Schluß folgt.)

**A. Baumgartner** S. J.

---

# Recensionen.

---

**Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts.** Von Dr. **Philipp Hergenröther**, Päpstlicher Hausprälat, Professor des Kirchenrechts, der Patrologie und Homiletik. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. XVI u. 552 S. 8⁰. Freiburg, Herder, 1888. Preis: *M.* 6.

Trotz der verschiedenen in jüngster Zeit erschienenen Lehrbücher des canonischen Rechts oder einzelner Partien desselben glauben wir, daß vorliegendes seinen Weg finden und einen ehrenvollen Platz unter den verwandten Schriften einnehmen wird.

Der hochw. Herr Verfasser hat den Stoff so geordnet, daß er das ganze Material in fünf Büchern behandelt, von denen zwei auf den allgemeinen, drei auf den besondern Theil fallen. Das erste Buch handelt von der Kirche als Gesellschaft in sich und im Verhältniß zu anderen Gesellschaften, dem Staate nämlich und den akatholischen Religionsgenossenschaften. Das zweite Buch, „Quellen des Kirchenrechts" betitelt, verbreitet sich unter anderem besonders über die Rechtssammlungen. Mit diesen beiden Büchern schließt der allgemeine Theil ab. Das dritte Buch führt den Leser des nähern in die Verfassung der Kirche ein und bespricht die kirchlichen Aemter und deren Träger, zumal die Papstwahl, Bischofswahl und die verschiedenen Arten der Pfründenverleihung. Das vierte Buch erörtert die kirchliche Regierung und Gerichtsbarkeit, das fünfte endlich die kirchliche Verwaltung, nämlich die Fragen über die Sacramente, den Gottesdienst, das Kirchenvermögen.

Die Eintheilung ist eine klare und recht natürliche. Wenn auch einige Fragen aus dem zweiten, dritten und vierten Buche sich gegenseitig berühren, so hat doch der Verfasser es verstanden, ohne Wiederholungen und ohne wesentliche Lücken den zu behandelnden Stoff unter die angegebenen Gesichtspunkte zu vertheilen.

Vor allem maßgebend für das Gesammturtheil über ein Werk, wie das vorliegende, ist uns immer, wir gestehen es, die Stellung des Verfassers in der Frage über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat. Wir haben uns hier nicht getäuscht in der Erwartung, eine Behandlung zu finden, die den kirchlichen Grundsätzen durchaus gerecht wird und von keiner Ausdehnung der Staatsallmacht in das kirchliche Gebiet hinein etwas wissen will. Zugleich aber weht durch das Buch ein Geist sehr weiser Mäßigung und selbst so

großer Zurückhaltung, daß der Verfasser, weit entfernt, die wahren staatlichen Rechte irgendwie anzutasten, sogar ein paar Ausdrücke anderer Autoren unbeanstandet anführt, welche das Recht des Staates eher über Gebühr ausdehnen, als verringern.

In dem (zweiten) besondern Theile werden in den verschiedenen Abschnitten am eingehendsten diejenigen Fragen erörtert, welche der Disciplin des canonischen Rechtes ausschließlich zustehen; diejenigen hingegen, welche theils auch in anderen theologischen Lehrfächern zur Sprache kommen müssen, theils durch Monographien eine ausführlichere Behandlung zu erfahren pflegen, werden nur kurz und summarisch behandelt. Es ist das eine anerkennenswerthe Beschränkung, welche der Verfasser zu Gunsten der Leser sich auferlegt hat und welche das Werk selbst für den praktischen Gebrauch um so mehr empfiehlt. Zu diesen Partien rechnen wir namentlich im vorletzten Buche die Censuren, im letzten die Sacramentenlehre; dennoch ist die Ehe in Anbetracht ihrer hervorragenden kirchenrechtlichen Seite, wenn auch immerhin noch knapp, so doch weit eingehender erörtert, als es die übrigen Sacramente sind, besonders ist das gerichtliche Verfahren in strittigen Ehesachen für das praktische Bedürfniß vollauf erklärt.

Zu recht ausführlicher Darstellung sind ganz besonders die Abschnitte über das kirchliche Gerichtsverfahren und über die canonische Institution in die kirchlichen Aemter gelangt; desgleichen über das Vermögensrecht der Kirche. Wie nicht anders möglich, verficht der hochw. Verfasser in letzterem Punkt ein vom Staate durchaus unabhängiges Recht der Kirche, zeitliche Güter zu erwerben und dieselben selbständig zu verwalten. Ueberhaupt findet der Leser selbst bis zu geringen, nur eben gestreiften Nebenfragen durchgehends die bewährtesten Ansichten vertreten und aufgeworfene Zweifel im kirchlichen Sinne gelöst.

Aug. Lehmkuhl S. J.

**Commentarius in Isaiam Prophetam.** Auctore **J. Knabenbauer** S. J. Vol. I: IV et 626 p. Vol. II: 408 p. gr. 8⁰. Parisiis, Lethielleux, 1887. Preis: *M.* 14.80.

**Commentarius in Libros Judicum et Ruth.** Auctore **Fr. de Hummelauer** S. J. IV et 408 p. gr. 8⁰. Parisiis, Lethielleux, 1888. Preis: *M.* 6.

Das große Unternehmen, einen den wissenschaftlichen Anforderungen der Gegenwart entsprechenden Cursus Scripturae Sacrae zu liefern, schreitet rüstig voran.

1. P. Knabenbauer gibt in zwei stattlichen Bänden einen Commentar über den Propheten Isaias, den man nicht etwa als eine Uebersetzung der 1881 erschienenen Erklärung des Propheten Isaias, sondern als eine vollständige Neubearbeitung betrachten muß, in welcher der Verfasser die Ergebnisse langjähriger Studien niedergelegt hat. Die neuere Literatur ist im lateinischen Commentar ausgiebiger verwerthet; die alten Bibelübersetzungen, besonders die Septuaginta, sind mehr herangezogen zur Erläuterung schwieriger Stellen.

Wir können hier die Stellen nicht namhaft machen, über welche der Verfasser durch Benützung der alten Uebersetzungen neues Licht verbreitet hat, und müssen auf den Commentar selbst verweisen. Die reichen Mittheilungen aus katholischen Exegeten sind noch vermehrt, haben jedoch, wie wir fürchten, der Uebersichtlichkeit des Commentars einigermaßen Eintrag gethan. Für den Fachmann mag es ja höchst angenehm sein, eine kunstvolle Verwebung des Besten, was die alten Exegeten geleistet, beisammen zu finden. Für den Priester, welcher Aufschluß über eine schwierige Stelle sucht, wäre es zweckmäßiger, wenn im Commentar eine knappere Erläuterung gegeben würde, in der Art, wie sie sich in den Commentaren des Toletus findet. Doch wir wollen mit dem Verfasser über den Plan und die Anlage seines Buches nicht rechten, vielmehr anerkennen, wie reiche Belehrung wir aus seinem Buche geschöpft haben.

Sehr treffend sind die Bemerkungen über den Stil und den Sprachschatz des sogenannten Deutero-Jesaia, des berühmten Unbekannten, dessen Existenz mit durchschlagenden Gründen bestritten wird. Der Verfasser läßt den zweiten Theil mit Kapitel 38 beginnen, nicht mit Kapitel 40, weil die in diesen Kapiteln berichteten Vorfälle die Weissagungen über Babylon erklären. Sehr eingehend wird der Knecht Jahve's behandelt. Es wird gezeigt, daß nicht bloß alles, was Isaias von dem Knechte Jahve's sagt, auf Christus seine Anwendung finde, sondern daß auch der Prophet selbst den künftigen Messias zu schildern die Absicht gehabt habe. Obgleich P. Knabenbauer streng homiletische Bemerkungen nicht gibt, so wird dennoch das Studium seines Commentars dem angehenden Prediger reiches Material liefern. Die messianischen Weissagungen sind selbstverständlich eingehend behandelt. Bekanntlich wollen die modernen Kritiker alle Prophezeiungen wegerklären, während ältere und zum Theil auch neuere katholische Schriftsteller auch da Beziehungen auf den Messias, auf die Kirche finden, wo sie durch den Literalsinn ausgeschlossen sind. P. Knabenbauer verfährt hier mit kritischer Strenge, wie er denn überhaupt in seiner Erklärung auf den mystischen und angewandten Sinn wenig Rücksicht nimmt. Der Dogmatiker sowohl als der Exeget wird aus dem Buche reichen Gewinn ziehen; wir verweisen nur auf das über die Kirche und den Messias Gesagte.

2. Dem Commentar des P. von Hummelauer über das Buch der Richter und Ruth können wir dieselben Vorzüge nachrühmen, die wir in der Anzeige seiner Erklärung der Bücher Samuelis hervorgehoben haben (Bd. XXXIII, S. 196 f.). In den gehaltreichen Prolegomena setzt sich der Verfasser mit den Anhängern der historisch-kritischen Schule auseinander, die bekanntlich auch in dem Buche der Richter verschiedene Verfasser unterscheiden und aus der Schilderung der religiösen Zustände, wie sie in diesem Buche sich offenbaren, beweisen wollen, die gottesdienstlichen und gesetzlichen Vorschriften der Bücher Mosis könnten damals nicht bestanden haben. Zur Hebung der chronologischen Schwierigkeiten dieser Periode wird angenommen, es könnten zwei oder drei Richter zur selben Zeit bei verschiedenen Stämmen das Richteramt verwaltet haben. Wie weit des Verfassers Zeitbestimmungen berechtigt sind, lassen wir dahingestellt, ebenso seine Unterscheidung von drei Zeitaltern, welche er mit

dem goldenen, silbernen und eisernen vergleicht. Sehr lehrreich ist § 6 über die Zustände zur Zeit der Richter und des religiösen Cultus, und § 7 über die alten Uebersetzungen. Die Abweichungen der Vulgata vom Urtext werden zurückgeführt auf Uebersetzungen von Eigennamen, auf doppelte Wiedergabe des einen Ausdrucks, auf Paraphrasirung des schwierigen hebräischen Ausdrucks. Die Erklärung zeichnet sich aus durch Selbständigkeit des Urtheils und durch Präcision; die Ansichten der Gegner werden eingehender behandelt, als in dem Commentar über Samuel.

Das wichtige Lied der Debora ist sorgfältig erläutert. Die Verbesserungen, z. B. von 5, 21: „ein reißender Bach ist der Bach Kison", statt „Bach der Vorzeit", sind recht ansprechend. Vermißt haben wir einige Bemerkungen, welche die scheinbaren Widersprüche zwischen Kapitel 4 und 5 erklärten. Dagegen hätte der Verfasser sich in Betreff des Gelübdes Jephte's kürzer fassen können. P. von Hummelauer nimmt an, wie uns scheint mit Recht, die Tochter des Jephte sei wirklich von ihrem Vater geopfert worden. Richt. 3, 8 wird statt „Chusan Rasathaim" übersetzt: „Chusan, der Fürst der Hethäer", und 6, 17: „Wenn ich Gnade gefunden vor dir, und wenn du das thun willst", statt der gewöhnlichen Uebersetzung: „Thue ein Zeichen."

Das Büchlein Ruth, diese herrliche Idylle hebräischer Sitten, muß den modernen Kritikern gleichfalls als Beweis gegen das Alter des mosaischen Gesetzes dienen. Selbst wenn sich keine Spuren der Beobachtung des Gesetzes in den wenigen Kapiteln fänden, wäre noch wenig bewiesen, da eine Darstellung des häuslichen Lebens mit Cultus und Gesetz wenig zu schaffen hat. Gleichwohl finden sich manche Hinweise auf den Pentateuch (vgl. S. 361). Hoffentlich wird der Verfasser uns bald wieder mit einer ähnlichen Gabe beschenken. A. Zimmermann S. J.

**Propädeutik der Kirchengeschichte** für kirchenhistorische Seminare und zum Selbstunterrichte. Von Dr. **Joseph Nirschl**, o. ö. Professor der Kirchengeschichte an der Universität Würzburg. XII u. 352 S. 8⁰. Mainz, Kirchheim, 1888. Preis: *M.* 4.40.

Laut der Vorrede wollte der Verfasser vor allem den Besuchern seines kirchenhistorischen Seminars, dann aber auch allen Freunden der Kirchengeschichte eine Einleitung in dieselbe bieten. Eine erschöpfende Darlegung der theoretischen und praktischen Fragen, die hier zur Beantwortung kommen, lag nicht in seiner Absicht. Er wollte „für Schüler und Anfänger" schreiben, „tiefere Begründungen und umständlichere Erörterungen" des im „Lehrbuche" Angedeuteten soll der mündliche Vortrag hinzuthun. Die Rücksicht auf Anfänger, welche in das geschichtliche Studium einzuführen sind, hat ihn dann weiterhin zu dem sehr dankenswerthen Versuche geführt, auch die historischen Hilfswissenschaften: Diplomatik, Paläographie, Epigraphik, Chronologie, Sphragistik, Heraldik und Numismatik, heranzuziehen. Der Heraldik, obschon von geringerem Werth für den Geschichtsforscher, ist dennoch durch Ausdehnung und Abbildungen eine so hervorragende Behandlung geworden, daß man den Wunsch nicht zu unterdrücken vermag, einige Schriftproben möchten auch die

paläographische Erörterung anschaulich gemacht haben. Eine Bemerkung, welche P. Renward Bauer in dieser Zeitschrift (XII. 338) bei Besprechung der von P. de Smedt in lateinischer Sprache 1876 geschriebenen Propädeutik der Kirchengeschichte aussprach, darf mit Rücksicht auf die vorliegende Arbeit wiederholt werden, daß nämlich die hervorragenden Päpste und die bedeutenderen Orden ebensowohl in den Literaturnachweisen zu berücksichtigen gewesen wären, wie die einzelnen Bisthümer. Indessen ist dies vielleicht deshalb nicht geschehen, weil praktische Gesichtspunkte die Besprechung der Schriften über die den Zuhörern näher liegenden Diöcesansprengel wichtiger erscheinen ließen.

Ueberaus erfreulich ist der warme Ton der Begeisterung, womit Dr. Nirschl Begriff und Aufgabe der Kirchengeschichte darlegt. Wie er in der Gesammtgeschichte der Menschheit den großen Lebensproceß unseres Geschlechtes erblickt, so ist ihm die Kirchengeschichte die Darlegung der Schicksale des Gottesreiches auf Erden, des beständigen Wachsens des mystischen Leibes Christi. Er verlangt darum vom Kirchenhistoriker ein einheitliches, treues und klares Bild der großartigen, segensreichen Wirksamkeit der Kirche, so daß die einzelnen Theile ihres Lebens in Zeit und Raum als organische Bildungen in ihrem Zusammenhange mit dem Gesammtleben der Kirche sich darstellen. Der menschgewordene Sohn Gottes als große, übernatürliche Erscheinung, die in die Weltgeschichte eintritt und die Geschichte seiner Kirche begründet und beherrscht; die Vorsehung Gottes, welche in der aus schwachen Menschen aufgebauten Kirche das Böse zuläßt, hemmt und zum Guten verwerthet; das nur durch Gottes Geist erklärliche Fortbestehen, Wirken und Auswachsen der Christenheit — dies sind ihm die Leitsterne, welche den Theologen bei Behandlung der Quellen und Darlegung ihrer Nachrichten zu leiten haben. Sehr richtig heißt es: „Dieser Standpunkt des katholischen Kirchenhistorikers widerspricht seiner Objectivität und Unparteilichkeit in keiner Weise, weil er ihn nicht im mindesten hindert, die Vorgänge und Zustände in der Kirche und die historischen Persönlichkeiten aufzufassen und darzustellen wie sie waren." Die geoffenbarte göttliche Wahrheit kann nie in Irrthum führen. Der Kirchenhistoriker, welcher, von seinem dogmatischen Standpunkt ausgehend, in ruhiger, wissenschaftlicher Bearbeitung der erhaltenen Nachrichten vergangene Ereignisse darzulegen unternimmt, ist demnach auf dem besten Wege, die objective Wahrheit zu finden, welche der Wissenschaft, die Gott selbst von den Dingen hat, möglichst nahekommt. Es ist erfreulich, solche Grundsätze offen dargelegt zu finden, und man kann nur wünschen, daß angehende Geschichtsforscher diese Propädeutik eifrig benutzen mögen. Es ist die Bescheidenheit des Verfassers, welche die Sache so dargestellt hat, als ob seine Arbeit fast nur für Schüler und Anfänger geschrieben sei. Sie ist so ausgestaltet, daß auch gereiftere Männer ihm für viele Auseinandersetzungen danken und seine Literaturverzeichnisse mit Nutzen zu Rath ziehen werden. Weitere Auflagen werden Lücken füllen und Fehler oder Versehen bessern, die beim ersten Versuch schwer zu vermeiden waren. Möge darum diese Propädeutik, die der Patristik des verdienten Verfassers zur Seite gestellt zu werden verdient, auch ähnliche Erfolge erringen!

St. Beissel S. J.

**Kurzgefaßte Geschichte der geistlichen Genossenschaften und der daraus hervorgegangenen Ritterorden.** Von Ernst von Bertouch. XIV u. 207 S. 8°. Wiesbaden, Bechtold, 1888. Preis: *M.* 3.60.

Die hier angezeigte Schrift ist von einem Protestanten, einem königlich preußischen Regierungsrath und Kammerherrn Sr. Majestät des deutschen Kaisers verfaßt, und zwar, wie das Titelblatt besagt, „den Orden zur Ehre, den Laien zur Lehre". Ueber den Standpunkt, welchen das Buch einnimmt, hat der Verfasser selbst sich dahin ausgesprochen: „Dies soll kein confessionelles Werk sein, sondern nur eine völlig parteilose Darstellung der Verhältnisse, unter denen die geistlichen Genossenschaften entstanden und zur Entwicklung kamen. Dieselben bedürfen keiner ruhmredigen Schilderung ihrer Verdienste um die übrige Menschheit. Sie tragen ihren Werth in sich selbst, den jeder erkennen kann, welcher ihre Geschichte verfolgt. Sie bedürfen auch keines bittern Tadels; denn sie haben sich oft genug selbst verurtheilt. Die zahllosen Verbesserungen der Orden sind davon der schlagendste Beweis" (Vorwort). Am Schluß heißt es u. a.: „Das Vorurtheil, welches noch vielfach gegen klösterliche Vereine besteht, läßt sich weniger durch Belehrung, als durch Selbsterkenntniß beseitigen. Wir brauchen damit nicht alles zu billigen, was uns nach unserer Auffassung, nach unserer confessionellen Stellung nicht zeitgemäß erscheint; wir sollen nur unbefangen prüfen, ob nicht vieles davon sich trotzdem mit diesen Ansichten vereinigen läßt, wenn wir Vortheile und Nachtheile gegeneinander abwägen. Den Katholiken wird es vielleicht befremdlich erscheinen, daß ein Protestant es sich zur Aufgabe machte, katholischen Genossenschaften das Wort zu reden, meinen Glaubensgenossen gegenüber wohl gar Anstoß erregen. Wie ich aber eingangs bemerkte, macht meine kleine Schrift keinen Anspruch darauf, nach irgend einer Richtung eine confessionelle zu sein. Ich will nur der Wahrheit die Ehre geben und das Lügengewebe zerreißen, welches Werke der Liebe und Opferfreudigkeit aus mißverstandenem Glaubenseifer zu verhüllen sucht; und wenn ich dabei andererseits getadelt werden sollte, daß ich nicht eindringlich genug die Vorzüge der Orden erörterte, so appellire ich hierin an P a p s t L e o d e n G e r e c h t e n."

Der Verfasser durchgeht in seinem Buch alle Jahrhunderte des katholischen Ordenslebens, von der ersten christlichen Zeit, von einem Paulus und Antonius angefangen bis auf unsere Tage. Ueber 200 Orden und Genossenschaften hat er auf seinem verhältnißmäßig sehr beschränkten Raum in systematischer Ordnung zusammenzufassen gewußt, und dennoch handelt er über einige, z. B. über die Benediktiner, über den Deutschorden in Preußen, über die Jesuiten, recht ausführlich. Auch bei den übrigen kommt Entstehung, Geschichte, historischer Zusammenhang mit anderen Congregationen und Orden nach Möglichkeit zur Darstellung. Sogar die Ordenstrachten, die Wappen u. s. w. werden kurz beschrieben. So gewährt das Buch in seiner Kürze und Klarheit ein überaus erfreuliches Bild von dem nie versiegenden, frischen Leben der katholischen Kirche, wie es gerade auf dem Gebiete des Ordenslebens von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage stets neue Blüten treibt.

Im Allgemeinen hat der Verfasser sich mit Glück bestrebt, in den Geist des Ordenslebens einzubringen, die Orden gerecht und sachgemäß aufzufassen und zu behandeln. „Das Ordensleben", sagt er u. a., „wurzelt im Christenthum. Das Vorbild des Erlösers hatte schon früh fromme Bekenner veranlaßt, anfangs zu eigener Erbauung sich vom weltlichen Treiben zurückzuziehen, später in brüderlicher Theilnahme an dem Geschick der Nebenmenschen sich denselben wieder zu nähern, um Sünder zu bekehren, Kranke zu pflegen, Armen zu helfen oder in frommer Andacht für deren Heil zu beten. Verschieden waren die Wege, welche sie einschlugen, ihre Ziele zu erreichen; aber segensreich war ihr Walten überall" (S. 106). Recht überraschend wird man es wohl finden, daß ein protestantischer Regierungsrath sogar für die contemplativen Orden nicht ohne Verständniß ist und ihnen ein billiges Gefühl entgegenbringt. „Es würde unrecht sein, zu behaupten," sagt er, „daß eine Genossenschaft vor einer andern moralisch den Vorzug verdiene. Denn jede sucht ihre Pflicht zu thun, jede mit Menschen und Umständen zu rechnen. Läugnen aber läßt es sich nicht, daß der praktische Nutzen für das politische und bürgerliche Gemeinwohl bei einigen stärker hervortritt, wie bei anderen. Eine Genossenschaft, welche sich auf Selbsterbauung beschränkt, vermag zwar den christlichen Sinn ihrer Umgebung durch ihr frommes Beispiel zu heben; deren leibliches Wohl wird aber besser gefördert werden durch eine andere, welche ihr beispielsweise zeigt, wie man Wälder robet, Moore trocknet, Felder und Gärten bestellt; — oder, die sich der Armen und Waisen erbarmt, die Kranken pflegt, die Leidenden tröstet, Kinder unterrichtet." Aber „jede dieser Genossenschaften verfolgte auf ihre Weise das hohe Endziel alles Strebens" (S. 205). So zeigt der Verfasser durchgehends eine sachgemäße, hohe und würdige Auffassung seines Gegenstandes. Das ist um so mehr anzuerkennen, als sie dem Verfasser nicht von Jugend auf eingeflößt worden. Er hat sich diese Auffassung sicherlich mühsam erwerben und gleichsam erkämpfen müssen. „Wahrheit und Dichtung", so sagt er selbst, „finden sich in zahlreichen Romanen und Tendenzschriften so unlöslich verbunden, daß namentlich in protestantischen Landen der Begriff finstern Aberglaubens mit dem alles Mönchthums völlig identisch erscheint." Freilich tritt in dem Buche zuweilen der Protestant hervor, z. B. wenn der Verfasser den „Presbyter der römischen Gemeinde" zum Papst „werden" läßt. Indessen dürfen dergleichen Verstöße, sowie auch einige kleinere Versehen dem Verfasser nicht zu hoch angerechnet werden.

Die Brauchbarkeit des Buches wird erhöht durch ein systematisches und ein alphabetisches Verzeichniß aller Orden und geistlichen Genossenschaften, so daß man sich mit Hilfe dieser Schrift auf dem umfangreichen Gebiete leicht zurechtfindet. Man sieht, wie sehr es dem Verfasser mit seinem Wunsche Ernst war, wenn er das Buch „in jedermanns Hand wissen möchte, um die vielen Irrthümer aufzuklären, welche über die geistlichen Orden allgemein verbreitet sind," sowie „in den ‚finstern Aberglauben' protestantischer Lande etwas Licht zu bringen und einer Einrichtung jene Achtung zu verschaffen, welche sie, den Zeitverhältnissen angepaßt, auch gegenwärtig noch verdient."

J. Niemöller S. J.

1. **La Cité Antichrétienne au XIX[e] siècle. II. La Franc-Maçonnerie.** Par **D. P. Benoit,** docteur en philosophie et en théologie, ancien directeur de séminaire. Tome I: 554 p. 12⁰. Tome II: 566 p. 12⁰. Paris, Société générale de librairie catholique (Victor Palmé), 1886. Preis: *Frcs.* 7.

2. **Cours de Maçonnerie pratique.** Enseignement supérieur de la Franc-Maçonnerie (Rite écossais ancien et accepté) par le Très-Puissant Souverain Grand Commandeur d'un des Suprêmes Conseils confédérés à Lausanne (1875). Édition sacrée s'addressant exclusivement aux Maçons réguliers. Publiée par **„un Profane"**. Tome I: LXXIX et 472 p. 12⁰. Tome II: VII et 532 p. 12⁰. Paris, Letouzey et Ané, 1886. Preis: *Frcs.* 7.

3. **La Franc-Maçonnerie sous la troisième République** d'après les discours maçonniques prononcés dans les loges par les FF∴ Brisson, Jules Ferry, Albert Ferry, le Royer, Floquet, Andrieu, Clémenceau, Emmanuel Arago, de Hérédia, Caubet, Anatole de la Forge, Paul Bert etc., par **Adrien Leroux,** ex-33[e] Souverain Grand Inspecteur Général. Tome I: XXV et 426 p. 12⁰. Tome II: 503 p. 12⁰. Paris, Letouzey et Ané, 1886. Preis: *Frcs.* 7.

Von den während der jüngsten Zeit in Frankreich erschienenen Schriften über Freimaurerei verdienen außer den Werken Taxils die hier angezeigten eine besondere Beachtung, wie schon ein kurzer Hinweis auf ihren Inhalt zur Genüge zeigen wird.

1. Der Verfasser behandelt an der Hand der Encyklika Leo's XIII., Humanum genus, das dem Reiche Gottes entgegengesetzte Reich der Welt, das Reich Satans, wie es in unseren Tagen auftritt. Nachdem er im ersten Theil des Werkes La Cité Antichrétienne die modernen Irrthümer besprochen, handelt er in diesem zweiten von den Streitkräften des Reiches der Finsterniß, als welche er in erster Linie die Freimaurerei bezeichnet. Er entrollt uns hier 1. den Plan des freimaurerischen Tempels (I, 11—199), zeigt uns 2. die Arbeiter, welche zu seinem Bau verwendet werden (I, 199—II, 162), und führt uns 3. im einzelnen ihre Arbeiten selbst vor (II, 162—476). Am Schlusse (II, 479—530) faßt er endlich die bemerkenswerthesten Stellen aus den Verdammungsurtheilen zusammen, welche der Apostolische Stuhl gegen die geheimen Gesellschaften erlassen hat.

Das Werk bietet nicht so sehr neue Enthüllungen, als vielmehr ungemein eingehende Studien über die Freimaurerei und ihr verwandte geheime Gesellschaften und Zeitströmungen auf Grund bereits bekannter Enthüllungen, welche sehr fleißig benutzt sind.

2. Dieses Werk enthält die vollständigsten Enthüllungen über das schottische Freimaurer-System. Es veröffentlicht eine Arbeit, welche ein hochgestelltes Mitglied dieses Systems, der Großmeister einer der 1875 zu Lausanne vertretenen „Suprêmes Conseils“ (schottische Großlogen) für den Gebrauch der Loge mit vieler Sorgfalt zusammengestellt hatte. Zweck seiner Arbeit war, den vielen auch im Kreise der Brüder herrschenden unrichtigen Anschauungen gegenüber den wahren Geist des schottischen Systems und der Freimaurerei überhaupt auf Grund der besten Quellen darzustellen.

„Dreißig Jahre ununterbrochener maurerischer Arbeit,“ sagt der Großmeister, „während welcher wir an den Arbeiten von Werkstätten aller Grade in Amerika, England, Belgien, Spanien, Frankreich, Holland und Italien theilgenommen und bei denselben den Vorsitz geführt haben, haben es uns ermöglicht, das kostbare maurerische Material zu sammeln, welches wir hier in übersichtlicher Zusammenstellung allen unseren Brrn.·. darbieten. Mögen unsere Brr.·. aller Grade, Obedienzen und Länder aus diesen Lehren Nutzen ziehen, um endlich einmal den Stein, welcher in ihren Händen hartnäckig bleiben will, kubisch zu machen“ (I, 4).

Es finden sich für alle Angaben, welche der freimaurerische Verfasser macht, eine Menge freimaurerischer Werke citirt, die in der Logenwelt den besten Klang haben. Der jetzige Herausgeber versichert, er habe die Citate meist selbst nachgesehen und als durchaus zuverlässig befunden (I, IX). Diese Enthüllungen tragen in der That, auch schon rein in sich betrachtet, durch ihre Genauigkeit und ihren strengen Zusammenhang den Stempel völliger Authenticität an der Stirne. Der Inhalt derselben ist natürlich recht gottlos und für das sittliche Zartgefühl verletzend. Darum wünscht der Herausgeber, daß das Buch nicht in die Hände von Kindern und Frauen komme. Er will nur solche in die Kenntniß der Logenmysterien einführen, die vielleicht sonst in die Lage kommen könnten, selbst von dieser Pest angesteckt zu werden, ähnlich jenem Arzte, welcher seinen Sohn einst ins Spital de Lourcine mitnahm, um ihm dort die infolge ihrer Ausschweifungen an abscheulichen Krankheiten Darniederliegenden zu zeigen. Das Wichtigste aus diesem Werke findet der Leser in der deutschen Ausgabe der „Drei-Punkte-Brüder“ (vgl. diese Zeitschrift Bd. XXXIV, S. 229 ff.).

3. Auch dieses Werk ist ein sehr werthvoller Beitrag zur Charakterisirung der heutigen Freimaurerei und zum Verständniß der jetzigen Zustände in Frankreich. Leroux, früher selbst Freimaurer und Inhaber des höchsten Schottengrades, stellt nach seiner orientirenden Einleitung (I, I—XXV) die freimaurerischen Bestrebungen unter verschiedenen Rubriken zusammen.

Den Hauptinhalt des Werkes bilden Reden, beziehungsweise Auszüge aus Reden, welche die berufensten Wortführer der französischen Freimaurerei bei bedeutenderen Anlässen in maurerischem Kreise in neuerer Zeit gehalten haben.

Im ersten Bande lesen wir Aufrufe zum Kampfe gegen Religion, Clericalismus, Obscurantismus (1—25). Es folgen dann Auslassungen über die religiöse und sociale Aufgabe der Freimaurerei (25—63), solche über die

Philosophie (63—113), über den Atheismus (113—179), über die Moral (179—235), über den Cult (235—287), über den Unterricht der Freimaurerei (287—418).

Im zweiten Bande werden auf ähnliche Weise beleuchtet: die freimaurerischen Festlichkeiten (1—55), die politische Rolle der Freimaurerei (55—113), die Geschichte im Sinne der Freimaurerei (113—202), die politischen Grundsätze (202—277), die socialen Grundsätze (277—364) und endlich die Wirksamkeit der Loge nach außen (364—481).

H. **Gruber** S. J.

---

# Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

**Leonis X. Pontificis Maximi Regesta** gloriosis auspiciis Leonis D. P. PP. XIII. feliciter regnantis e tabularii Vaticani manuscriptis voluminibus aliisque monumentis, adjuvantibus tum eidem archivo addictis tum aliis eruditis viris collegit et edidit Jos. S. R. E. Cardinalis Hergenroether, S. Ap. Sedis archivista. Fasc. IV et Fasc. V—VI. Fol. p. 385—808. Friburgi, Herder, 1886—1888. Preis: à Fascikel *M.* 7.20.

Ueber das Voranschreiten dieser hochwichtigen, durch Se. Eminenz Cardinal Hergenröther unternommenen Publikation, welche sich immer mehr als reife Frucht ebenso langwieriger und mühsamer, wie sorgfältiger und umsichtiger Arbeit ausweist, haben wir bereits wiederholt (Bd. XXVII. S. 100 ff.; Bd. XXIX. S. 575) unseren Lesern berichtet. Heute bringen wir drei weitere Fascikel zur Anzeige, welche durch 7430 Actenstücke (Nr. 6037—13 467) uns einen tiefen Einblick in das kirchliche Leben des Jahres 1514 ermöglichen; auf dieses eine Jahr nämlich vertheilen sich in chronologischer Abfolge die sämmtlichen in den drei Fascikeln mitgetheilten Documente.

**Die Menschwerdung des Sohnes Gottes** oder Erwägungen über die Geheimnisse der neun Monate vor der Geburt unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi. Von P. H. J. Coleridge, Priester der Gesellschaft Jesu. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von einem Priester der Gesellschaft Jesu. XXVII u. 340 S. 8°. Regensburg, Verlags-Anstalt (vorm. G. J. Manz), 1888. Preis: *M.* 3.60.

In England ist P. Coleridge schon längst wegen seiner ascetisch-exegetischen Werke hochgeschätzt (vgl. diese Zeitschrift Bd. XI. S. 459 ff.). Wir freuen uns deshalb, die deutsche Uebersetzung eines Theiles seines „Lebens Jesu“ zur Anzeige bringen zu können. In 14 Abschnitten behandelt der hochw. Verfasser das Leben unseres Herrn vor seiner Geburt und gibt im Anhang den auf diesen Zeitabschnitt bezüglichen Text der Heiligen Schrift, sowie unter 48 Titeln Betrachtungspunkte über den gleichen

Gegenstand. Eine reiche Fülle erhebender, erbauender und belehrender Gedanken kommt zum Ausdruck, alles auf dem sichern Untergrund des katholischen Dogma's. Sehr gut ist die Gegenüberstellung von Eva und Maria (S. 100—105). Ob es aber dem hochw. Verfasser gelungen ist, in dem 13. Abschnitt: „Die Prüfung des hl. Joseph", seine Ansicht über das Bedenken dieses hl. Patriarchen (Matth. 1, 18—25) überzeugend darzuthun, dürfte bezweifelt werden. Zur Vermeidung von Mißverständnissen wäre an einzelnen Stellen eine schärfere Fassung des Ausdruckes erwünscht; so insbesondere auf S. 72.

**Die vier Temperamente bei Erwachsenen.** Eine Anleitung zur Selbst- und Menschenkenntniß und ein praktischer Führer und Rathgeber im Umgange mit der Welt. Von Bernhard Hellwig. 74 S. kl. 8°. Paderborn, Schöningh (J. Esser), 1888. Preis: *M.* 1.

Ein ähnliches Lob, wie wir es zu Anfange dieses Jahres (Bd. XXXIV. S. 127) über „Die vier Temperamente bei Kindern" (3. Aufl.) ausgesprochen, können wir auch diesem neuen Schriftchen desselben Verfassers spenden. Wir begegnen der gleichen scharfen Beobachtung und reichen Erfahrung, welche die Grundlage der Ausführungen bildet. Auch diese selbst sind wiederum gründlich, klar, zutreffend. Kam es in dem ersten Büchlein hauptsächlich darauf an, den Erziehern praktisch an die Hand zu gehen, so hat die vorliegende Schrift den Zweck, allen den Umgang mit Menschen zu lehren. Begreiflicherweise berührt sich der Inhalt beider Werkchen vielfach, ja über die zweite Hälfte des neuen Buches macht der Verfasser selbst die Bemerkung: „In diesem wie in dem folgenden Abschnitte sah sich der Verfasser veranlaßt, sich meistens genau und wörtlich an die Darstellung zu halten, die er in den Temperamenten bei Kindern gegeben hat" (S. 38). — Die Auswahl der geschichtlichen Beispiele ist nicht immer glücklich; jedenfalls hätte S. 45 der fanatische Religionsschwärmer Mohammed nicht als Beispiel der Frömmigkeit angeführt werden sollen.

**Der Rompilger.** Wegweiser zu den wichtigsten Heiligthümern und Sehenswürdigkeiten der ewigen Stadt, und zugleich Andenken und Erinnerung an die Wallfahrt. Von Anton de Waal, Rector am deutschen Campo Santo. Zweite, verbesserte Auflage. Mit dem neuesten Plane der Stadt Rom. Im Selbstverlag des Verfassers. Druck von Friedr. Pustet in Regensburg, 1888. Preis: *M.* 4.

Dieser Führer durch die ewige Stadt ist für Pilger bestimmt, welche als Wallfahrer zur ewigen Stadt kommen und darum an erster Stelle religiöse Erbauung suchen, zudem nur wenige Tage dort zu verweilen vermögen. Niemand dürfte geeigneter gewesen sein, für diese ein kurzes Handbuch zu schreiben, als der Verfasser, dessen liebenswürdige Bereitwilligkeit, seinen Landsleuten nach Kräften behilflich zu sein, bei vielen Rompilgern in dankbarem Andenken steht. Die Brauchbarkeit des Buches ist dadurch erwiesen, daß schon nach wenigen Monaten eine neue Auflage nöthig wurde. Vielleicht würde sie noch gesteigert, wenn in den folgenden Auflagen die unentbehrlichsten Nachrichten über Gasthöfe, Tarife u. dgl. materielle Dinge beigefügt würden. Ebenso würde es dankenswerth sein, wenn im Inhaltsverzeichniß bei den wichtigeren Straßen und Kirchen angegeben würde, wo sie sich auf der großen beigefügten Karte finden. Das Buch ist geziert durch eine stattliche Reihe von Bildern, welche dem Besucher der ewigen Stadt nach der Heimkehr das Andenken an seine Reise erleichtern und lebendiger erhalten werden.

**Das Leben des seligen Jordanus von Sachsen,** zweiten Generals des Prediger-Ordens. Von P. Joseph Mothou, von demselben Orden, Lector der Theologie. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. XIX u. 371 S. kl. 8°. Dülmen, Laumann, 1888. Preis: *M.* 2.

Daß der Mann, dessen Leben hier gezeichnet wird, eine große Begabung und eine ungewöhnliche Tugend besitzen mußte, legt schon der Umstand seiner einstimmigen Wahl zum Generalobern des ganzen Ordens an Stelle des verstorbenen hl. Dominicus nahe, besonders da diese zur Zeit erfolgte, wo der Selige selbst eben erst zwei Jahre im Orden verbracht hatte. Die Lebensbeschreibung weckt ein um so größeres Interesse, weil es sich nicht bloß um die Heiligkeit eines Privatlebens handelt, sondern um die Thätigkeit des Mannes, durch den die Anfänge des bald so bedeutenden Ordens sich entwickelten und befestigten, und dies so sehr, daß aus demselben in den fünfzehn Regierungsjahren des Seligen schon ein wahrer Weltorden geworden war. Fast jeder Schritt und Tritt des neuen Generals ist mit neuem Wachsthum des Ordens bezeichnet; einerseits bekundet sich darin die Macht der göttlichen Gnade und die Macht der Beredsamkeit des Seligen, andererseits tritt uns da das Mittelalter mit seinem innigen Glaubensleben und seiner heldenmüthigen Begeisterung entgegen, welche die in eben dieser Zeit zu Tage tretenden maßlosen Ausschreitungen nicht nur im Gleichgewicht hielten, sondern überboten. — Die dem schwachen Menschengeiste manchmal schwer verständliche Vorsehung Gottes ließ den Mann, dessen Leben uns hier beschäftigt, ein tragisches Ende finden. Von seinem Besuche in Palästina hat er kaum die Rückreise angetreten: da erleidet das Fahrzeug, das ihn trägt, noch im Angesicht der syrischen Küste Schiffbruch; Jordanus versinkt mit seinem Gefährten in den Fluten. Der Leser würde nicht recht befriedigt sein, wenn die Lebensbeschreibung damit ihren Abschluß finden müßte. Merkwürdigerweise wurde trotz der Wunder, welche gleich nach seinem Tode berichtet wurden, innerhalb des eigenen Ordens Jahrhunderte hindurch das Andenken des großen Mannes nicht zwar begraben, aber doch weniger gefeiert, als sich gebührte. Erst in unserem Jahrhundert, im Jahre 1826, wurde demselben die Ehre der Altäre zu theil, da die feierliche Anerkennung seines Cultes als das eines Seligen seitens des Römischen Stuhles erfolgte.

**Vorbereitung auf einen guten Tod.** Von P. Karl Ambrosius Cattaneo aus der Gesellschaft Jesu. Frei nach dem Italienischen von Dr. Höhler, Domkapitular zu Limburg a. d. Lahn. Erster Theil. Mit bischöflicher Genehmigung. XX u. 412 S. kl. 8°. Regensburg, Pustet, 1888. Preis: *M.* 2.

P. Karl Ambrosius Cattaneo S. J. (gest. 1705 zu Mailand) war ein Mann von glühendem Seeleneifer, dessen apostolische Arbeiten großartige Erfolge aufzuweisen hatten. Die Betrachtungen zur „Vorbereitung auf einen guten Tod", welche erst nach seinem Tode dem Drucke übergeben wurden, wirkten seit jener Zeit durch ihren Gehalt und ihre eindringliche Sprache in Italien aufs segensreichste fort. Wir begrüßen es daher mit Freuden, daß dieselben nunmehr auch dem deutschen Publikum zugänglich gemacht werden. Herr Domkapitular Dr. Höhler, durch andere literarische Arbeiten längst vortheilhaft bekannt, hat sich der nicht geringen Mühe unterzogen, das Werk Cattaneo's in einer Weise zu bearbeiten, daß es allen billigen Anforderungen des deutschen Lesers entspricht. Vorausgeschickt wird eine Einleitung über das Leben und die Arbeiten, sowie über die Darstellungsweise des berühmten Missionärs. Möge es dem hochw. Herausgeber vergönnt sein, die anderen zwei Bändchen bald folgen zu

lassen. Der warme Dank vieler wird der mühevollen, aber auch höchst nutzreichen Arbeit nicht fehlen.

**Betrachtungen zu jedem Kapitel der Nachfolge Christi.** Von Msgr. Darboy, Erzbischof von Paris. Autorisirte Uebersetzung von Freiin M. Elisabeth von Schrötter. 251 S. 8°. Dülmen, Laumann, 1888. Preis: *M.* 1.50.

Das goldene Büchlein von der Nachfolge Christi bietet immer neuen und unerschöpflichen Betrachtungs- und Erbauungsstoff und kann nie genug empfohlen werden. Seine Schätze dem frommen Sinne leichter zu erschließen, bezweckt auch die vorliegende Schrift des seligen Erzbischofs von Paris, Msgr. Darboy, welcher bei dem Communeaufstand von 1871 an der Spitze der Geiseln in bekannter Weise ermordet wurde. Der hochwürdigste Herr will offenbar, daß der Betrachtende zunächst aufmerksam das betreffende Kapitel der Nachfolge Christi durchlese und dann erst die von ihm ausgehobenen Betrachtungspunkte, welche in knapper Form die Hauptgedanken des zu Grunde gelegten Kapitels zusammenfassen. Die einzelnen Erwägungen füllen durchschnittlich nicht mehr als zwei Octavseiten und beweisen schon dadurch, daß sie nur ein Fingerzeig für die praktische Anordnung des reichen Betrachtungsstoffes sein wollen. Die Schrift hat es wohl verdient, daß sie durch die vorliegende sorgfältige Uebersetzung auch in Deutschland weiteren Kreisen zugänglich gemacht werde.

---

# Miscellen.

**Protestantische Propaganda in Irland.** Die fieberhafte Thätigkeit protestantischer Missionsgesellschaften in Irland ist bekannt, und ebenso, um nur eine Autorität, Bell, „Geschichte der irischen Kirche", anzuführen, die Erfolglosigkeit aller Anstrengungen seitens der Protestanten. In den ersten zwei Jahrhunderten seit der Einführung der Reformation in Irland waren es gerade die irischen und großentheils auch die englischen Protestanten, welche eine Bekehrung der Katholiken zum Protestantismus nicht wünschten, weil das Bekenntniß des alten Glaubens die Iren rechts- und schutzlos machte, den Protestanten aber Gelegenheit bot, die Katholiken ihrer Güter zu berauben, von höherer Erziehung, Aemtern und Würden auszuschließen. Gegen Ende des letzten und am Anfang dieses Jahrhunderts war die große Mehrheit der Katholiken äußerst arm und nur schlecht unterrichtet. Die Gelegenheit schien gekommen zu sein, die Wissensbegier des irischen Volkes und seine Armuth als Hebel gegen die katholische Kirche zu benutzen und durch Gründung von Schulen und materielle Unterstützung der Eltern, welche ihre Kinder in diese Schulen schickten und dem protestantischen Religionsunterricht beiwohnen ließen, den Protestantismus zu verbreiten. Die Versuchung, zeitlichen Vortheils wegen die alte Religion zu verlassen und so gegen die Stimme des Gewissens zu handeln,

trat jetzt auch an die Armen heran: auch sie mußten jetzt entscheiden zwischen der angestammten Religion und Armuth, und zwischen verhältnißmäßigem Wohlstand und Annahme einer Religion, welche sie für falsch hielten. Die Bedrückung seitens der protestantischen Großgrundbesitzer, der Mißwachs und die daraus entstehende Hungersnoth, der niedrige Arbeitslohn (nur eine halbe Mark täglich), gar oft Mangel an jeglicher Beschäftigung lassen uns ahnen, welch heroische Standhaftigkeit, welche Glaubenstiefe dazu gehörte, den Versucher von der Thüre zu weisen. Nicht darüber dürfen wir uns wundern, daß einige Eltern der Versuchung unterlagen und, um sich und ihre darbenden Kinder vom Hungertode zu retten, dieselben in protestantische Schulen schickten und protestantisch werden ließen, sondern daß verhältnißmäßig so wenige vom alten Glauben abfielen.

Die rührigsten und thätigsten Proselytenmacher waren die Mitglieder der irischen Missionsgesellschaft. Dieselbe wurde gegründet von einem Soldaten Namens Dallas, der unter Wellington in Spanien gedient hatte. Voll des Selbstvertrauens begann Dallas zu predigen, Schulen zu gründen, Agenten auszusenden, Beiträge in England und Irland zu sammeln. Um den Eifer der Geber nicht erkalten zu lassen, wurden übertriebene lügenhafte Berichte von großen Bekehrungen verbreitet, Massenconversionen in nächste Aussicht gestellt, ausführliche Schilderungen von den heroischen Tugenden der Neubekehrten, ihrer Standhaftigkeit inmitten der Verfolgungen entworfen, so daß leichtgläubige Protestanten fortfuhren, milde Gaben für das große Werk beizusteuern.

Man könnte fragen: War es nicht Schwindelei und gemeiner Betrug, dem protestantischen Publikum durch Vorspiegelung von großartigen Erfolgen große Geldsummen abzulocken? War es nicht schnöde Selbstsucht seitens der Vorsteher der Missionsgesellschaft, hohe Gehälter zu beziehen, ohne etwas dafür zu leisten? Lag den Missionären nicht ihr eigener Vortheil mehr am Herzen als die Wohlfahrt der armen Katholiken? Oder war vielleicht die Selbsttäuschung so groß, daß die Missionäre glaubten, es sei erlaubt, durch Lügen und Verdrehung des Sachverhaltes Gaben für einen „guten Zweck“, Bekehrung der Katholiken und nebenbei Erleichterung ihres harten Looses, zu sammeln? Diese Entschuldigung kann in unserem Falle nicht gelten; denn die Agenten gaben den Kindern und Eltern Nahrung und Kleidung nicht aus Mitleiden mit ihrer Noth, nicht aus christlicher Liebe, Gottes wegen, sondern zu dem bestimmten Zwecke, sie zum Abfall vom Glauben zu verleiten, obgleich sie wohl wußten, daß die Erwachsenen, welche ihre Hilfe annahmen, Gewissensbisse hatten und ihre Nachgiebigkeit bitter bereuten, sich selbst und die Missionäre, welche sie zur Sünde gegen ihren Glauben verführt hatten, verfluchten. Es konnte ihnen unmöglich entgehen, daß sie den Eltern und Kindern, die den Gebrauch ihrer Vernunft hatten und die katholische Lehre kannten, den religiösen Frieden, die Ruhe des Gewissens raubten, daß die Bekehrungen zum Protestantismus nur scheinbar waren und entweder zur Rückkehr zum alten Glauben führten oder zum Indifferentismus und praktischen Unglauben.

Belehrung, welche von einem Gegner kommt, findet selten Eingang, und so mag auch hier die scharfe Polemik der Katholiken die Mitglieder der irischen Mission nur noch mehr in ihren Vorurtheilen bestärkt haben. Es sind übrigens nicht so sehr Katholiken, welche das Verwerfliche des Systems aufgedeckt haben, als Protestanten, die im Interesse der Gewissensfreiheit und Sittlichkeit gegen das Vorgehen der Missionsagenten protestirten und dasselbe als eine der schlimmsten Arten der Bestechung brandmarkten.

Einer der entschiedensten Gegner war Dr. Webster, Kanzler des protestantischen Bischofs von Kork, der im December 1863 in einer Predigt das Bestechungssystem der irischen Missionsagenten verurtheilte. Der Prediger Eade suchte die Anklage zu entkräften und machte in dem Brief, den er an Dr. Webster richtete, geltend: Es ist ganz richtig, in einigen, aber keineswegs in allen unseren Missionsschulen wird den Kindern ein Frühstück gegeben; die Kosten desselben werden jedoch nicht aus dem Missionsfond, sondern aus Beiträgen von Freunden bestritten. Die Nahrung wird nie unter der Bedingung verabreicht, daß die Kinder protestantisch werden (The only complete copy of the correspondence between Rev. G. Webster and H. C. Eade ... edited by four Rectors. Dublin, Hodges, 1864, p. 19. 20). Herr Eade konnte nicht in Abrede stellen, daß Geld mit dem Vorwissen und der Sanction der Missionäre gesammelt werde, um den Kindern, welche den protestantischen Katechismus lernten, Nahrung und Kleidung zu geben; er konnte nicht läugnen, daß andere arme Kinder und ihre Eltern von diesen milden Gaben ausgeschlossen wurden, wenn sie aus religiösen Bedenken ihre Kinder nicht in die Missionsschulen schickten, und er hatte doch die Dreistigkeit, einen Widerruf zu verlangen und im gegentheiligen Falle mit Veröffentlichung seines Briefes zu drohen. Dr. Webster, der bisher mit großer Schonung verfahren, schrieb nun einen viel schärfern Brief (p. 25), aus dem wir einige Auszüge geben wollen.

„Nicht darüber beklage ich mich, daß unsere darbenden Mitmenschen unterstützt werden, sondern daß es mit der Absicht geschieht, sie zur Sünde zu verführen. Sie geben zu, die Katholiken zu sündhaften Handlungen zu verführen; der Katholik, welcher gegen sein Gewissen handelt, begeht eine Sünde, und Sie begehen eine zweifache Sünde, indem Sie ihn durch zeitliche Vortheile verlocken. Sie erwiedern hierauf: Anfangs glauben dieselben, sie begingen eine Sünde, nachher entdecken sie ... Das ist gerade der Punkt, den ich hervorheben will. Ich kann es nicht glauben, irgend welche gute Folgen könnten eine Anwendung von ungerechten Mitteln rechtfertigen.

„Es scheint mir des Protestantismus unwürdig zu sein, die Armuth der Katholiken zu benützen und durch Ueberbietung und Uebervortheilung des katholischen Clerus, der dieselben zeitlichen Vortheile seiner Heerde nicht bieten kann, durch ein regelmäßiges System der Unterstützung Katholiken anzuleiten, die ewigen Güter dem zeitlichen Vortheile nachzusetzen." Dieser Protest hätte den Missionären die Augen öffnen können. In demselben Briefe führte Dr. Webster noch weitere unwiderlegliche Gründe an, welche seinen Protest rechtfertigten.

„Wenn nöthig, kann ich Beweise geben, wie bestellte Agenten der irischen Missionsgesellschaft Protestanten bezahlten, die bei den Versammlungen vorgeben mußten, sie wären Katholiken, und wie diese Protestanten sich in den schärfsten Ausdrücken über die Missionsagenten aussprachen. Ich kann eine Schule nennen, welche nach dem Missionsberichte von 80 katholischen Kindern besucht wird, obgleich in der That kein katholisches Kind seinen Fuß in diese Schule gesetzt, außer fünf armen Kindern, welche die Missionsgesellschaft von Dublin geschickt hat. Ich war selbst Zeuge bei einer Scene, wo eines Sonntagsmorgens große Brodvorräthe an Katholiken für das Auswendiglernen eines Bibelverses vertheilt wurden; ich hörte, wie diese Katholiken die Protestanten, welche ihnen das Brod gegeben und den Bibelvers gelehrt, verfluchten. Ich kann Agenten namhaft machen, denen man Trunksucht und andere Laster zur Last legte, welche, wenn sie ihrer Trunksucht wegen in Streitigkeiten verwickelt wurden, in ihren Berichten sich als um ihres Glaubens willen Verfolgte darstellten, und trotz der Vorstellung des protestantischen Pfarrers in ihrem Amte belassen wurden. Ein Agent gab vor, er hätte an einem bestimmten Orte zwölf Personen bekehrt; genaue Nachforschung stellte heraus, diese zwölf seien von weit entfernten Ortschaften herbeigerufen, in einem Schulhaus einquartirt und wochenlang verpflegt worden, um als Bekehrte figuriren zu können." Die Agenten Eade und Dallas suchten auch hier sich mit Unwissenheit zu entschuldigen; wenn solche Fälle vorgekommen, so seien sie höchst selten. Dr. Webster jedoch zeigte, daß sie um diese Vorgänge gewußt, daß der protestantische Erzbischof von Dublin gegen die Agenten eingeschritten und sie 1856 aus Irishtown-Dublin verbannt habe. Ueber die Grausamkeit der Proselytenmacherei macht Webster einige Bemerkungen, welche wohl verdienen, hier wiedergegeben zu werden. „Ist es denn vollkommen erlaubt, einen Katholiken zu bestechen? Wenn eine arme, verlassene Mutter sehen kann, wie ihre Kinder darben, wenn sie weiß, sie könne ihnen sogleich Nahrung und Brod verschaffen, sobald sie eine nach ihrem Glauben abscheuliche That begehe, und wenn sie trotz der Versuchung ausharrt und einen Tag nach dem andern Zeuge der Leiden ihrer unschuldigen Kleinen ist — sollen wir mit einer solchen Mutter keine Sympathie haben? Wenn sie zum Himmel blickt und entschlossen ist, eher zu sterben, als etwas nach ihrem Gewissen Gott Mißfälliges zu thun, sollen wir kein Mitleiden mit ihr haben, einfach weil wir glauben, ihre Begriffe von dem, was wahr ist, seien irrthümlich? Ich schäme mich fast, solche Fragen stellen zu müssen, und doch sind es gerade diese Fragen, die uns nöthigen, die irische Missionsgesellschaft zu bekämpfen" (p. 60). Leider denkt der gegenwärtige protestantische Erzbischof von Dublin, Plunkett, nicht so; er hat die Missionsgesellschaft unter seinen besondern Schutz genommen.

Nur noch einige Bemerkungen über die Fortschritte der Gesellschaft und ihre lügenhaften Berichte. Dr. John Forbes (Memorandums made in Ireland in the automn of 1852) berichtet, wie schwer es ihm geworden, in den Missionsberichten genaue statistische Angaben zu finden. Um sich durch den Augenschein zu überzeugen, bereiste er den Westen Irlands, woselbst die Thä-

tigkeit der protestantischen Missionäre so zahlreiche Bekehrungen gemacht, daß die früher ausschließlich katholische Bevölkerung ganz das Gepräge und die charakteristischen Eigenschaften des Protestantismus besitze. Aber wie sehr ward er enttäuscht! Von dem Wachsthum und der Verbreitung des Protestantismus wußte niemand zu berichten, die Agenten ausgenommen, die nach Dr. Forbes' Urtheil die künftigen Erwartungen für Wirklichkeit genommen (I. 244—247). Das Feld, auf welchem die Wirksamkeit der Mission die Bevölkerung angeblich geistig und materiell hob, war die Insel Achill im Westen Irlands. Schon seit 1834 hatte Edward Nangle sich diese Insel als seinen Wirkungskreis ausersehen, wahrscheinlich weil die Einwohner äußerst arm waren und so leichter zum Abfall gebracht werden konnten. Eifer und unermüdliche Thätigkeit lassen sich dem Prediger Nangle nicht absprechen. Er verkündete nicht nur das Evangelium allen denen, welche den Besitz bequemer Häuser und den Besitz von Land zu mäßigem Pachtzins der alten Religion und der Armuth vorzogen, sondern scheute auch die Mühe nicht, die katholische Lehre zu entstellen, ihre Gebräuche als Götzendienst zu verschreien. Das bei weitem wichtigste Geschäft war, neue Geldmittel zu beschaffen; nur so konnten die Convertiten erhalten und neue gewonnen werden. Zu diesem Zwecke veröffentlichte er: The Achill missionary Herald and Western Witness, eine Monatsschrift und Bettelschrift mit groben Holzstichen und noch gröberen, zum Theil höchst unwürdigen Erläuterungen, namentlich Verspottungen der katholischen Gebräuche, ganz geeignet, den bigotten Protestanten Geld aus der Tasche zu locken. Die Zahl der „Bekehrten" nahm immer zu, d. h. nach der bei den Agenten der Missionsgesellschaft üblichen Methode wurden dieselben Convertiten mehrmals, fast jedes Jahr mitgezählt; in der That machte Nangle kaum eine Bekehrung. Er gestand selbst, ohne die große Hungersnoth von 1847 wäre sein Missionswerk auf Achill ein klägliches Fiasko gewesen, d. h. seine Convertiten wären zum alten Glauben zurückgekehrt und Eltern würden ihre Kinder nicht in protestantische Schulen geschickt haben, wenn sie durch ein anderes Mittel sich und ihre Kinder vor dem Hungertode hätten retten können. Im Jahre 1852 gab Nangle seine Stellung auf, nachdem er noch zwei Drittel der Insel mit einem jährlichen Erträgniß von 1800 Pfd. für die Mission käuflich erworben. Die Missionsgesellschaft weigerte sich anfangs, diese Stelle zu besetzen, weil sie nicht die großen Geldsummen, welche Nangle jährlich ausgegeben, für seinen Nachfolger beischaffen wollte. Nach den Berechnungen Sachkundiger sollen über 500 000 Pfd. auf diese eine Mission verwandt worden sein. Was ist das Resultat? Nach O. Rourke (The battle of faith in Ireland, Dublin 1887, p. 527) zählt die Pfarrei Achill, die neben der Insel einen Theil des Festlands in sich begreift, 7500 Seelen, und nur 300 sind protestantisch. Darunter befinden sich 100 protestantische Küstenwächter, meist aus England, ungefähr 50 Küstenwächter, die ihren Abschied erhalten haben; die protestantischen Missionäre mit ihren Familien, die Lehrer, Bibelleser belaufen sich auf ungefähr 100; so bleiben noch etwa 50 Eingeborene, die anderen sind todt oder zum Katholicismus zurückgekehrt.

Mr. Hunter (Nineteenth Century, July p. 15) stellt den protestantischen Missionären Indiens das Zeugniß aus, sie seien endlich von den Uebertreibungen zurückgekommen, welche die früheren Angaben ihrer Erfolge entstellt hätten. Dasselbe läßt sich von den Missionären in Irland nicht sagen. Einer derselben, der Belfast durch seine Anwesenheit beglückt hat, schreibt in seinem Bericht über Belfast (Report for 1885) in folgender Weise: „Genaue Beobachtung während meines [nur] sechsmonatlichen Aufenthaltes hier hat mir die Ueberzeugung aufgedrängt, Belfast sei der für eine gesegnete Missionsthätigkeit unter den Katholiken geeignete Platz." Wir erwarten demnach, der Missionär habe freundliche Verbindungen mit katholischen Laien oder vielleicht gar mit Geistlichen angeknüpft oder auf den Straßen gepredigt. Davon verlautet indes kein Sterbenswörtchen; wohl aber nimmt unser ortskundiger, mit den Verhältnissen Belfasts so vertrauter Herr Veranlassung, den protestantischen Predigern Dr. Hanna und Dr. Kane zu danken, „weil sie ihm ihre Schulräume für seine Controversvorträge, welche von Katholiken zahlreich besucht worden und so viel Gutes gestiftet, überlassen hätten". Also Dr. Kane und Dr. Hanna, die Todfeinde der Katholiken, die Urheber der blutigen Mordscenen in Belfast, sollen für die Katholiken ihre Schulen geöffnet, die Katholiken sollen, ihre von den Protestanten abgetrennten Quartiere verlassend, vielleicht Arm in Arm mit den Orangemen den begeisterten Vorträgen unseres Berichterstatters gelauscht haben? Natürlich: was man wünscht, das glaubt man gern.

Das jährliche Einkommen dieser Gesellschaft beträgt noch heutzutage über 20 000 Pfd.; früher belief es sich auf 30 000, einigemal sogar auf 40 000 Pfd. Die alte Bigotterie ist in England noch nicht ausgestorben, denn aus England bezieht die irische Gesellschaft die meisten Einkünfte. Es scheint, die Engländer, welche mehr als 300 Jahre alles versucht, um die Iren ihres Glaubens zu berauben, haben die Hoffnung noch nicht aufgegeben, Irland zu protestantisiren. Die Geber trifft der Tadel weniger, als die Männer, welche durch falsche Vorspiegelungen das englische Volk betrügen, welche zu ihrem eigenen Vortheil, um ein bequemes Leben zu führen, hohe Gehälter beziehen, ohne etwas zu leisten, welche im Gegentheil den Haß und die Bigotterie immer von neuem entflammen.

Was Sir Wilson Hunter von den protestantischen Missionären in Indien sagt, gilt so recht von den irischen Missionären: „Sie müssen sich vor Bigotterie hüten, z. B. vor der Ungerechtigkeit, welche gewisse fromme Leutchen in England gegen den katholischen Clerus in Indien begehen, gegen die große Kirche, welche ruhig und mit spärlichen Hilfsmitteln eine Bevölkerung, die dreimal größer ist als alle die protestantischen Convertiten Indiens zusammengenommen, unterrichtet, in Zucht erhält und tröstet" (p. 29). Auffallenderweise sind die hartherzigsten Landlords Irlands, die gewöhnlich in England wohnen, die eifrigsten Beförderer des Missionswerkes.

**Kritische Versuche in der ersten Hälfte des Mittelalters.** Die ausgebildete historisch-kritische Methode, wie sie heute von den Geschichtschreibern

mehr oder weniger befolgt wird, darf wohl ein Ergebniß der Arbeit des letztverflossenen Jahrhunderts genannt werden. Daß die Kritik aber früheren Zeiten nie ganz fehlen konnte, liegt auf der Hand; denn was ist Kritik anderes als die ruhige Anwendung des gesunden Menschenverstandes auf die Prüfung der Berichte über geschichtliche Thatsachen? Obwohl dieser gesunde Menschenverstand sich nie unterschiedslos vor jeder Aussage gebeugt hat, ging es nichtsdestoweniger im Leben der Völker, wie in dem eines jeden gebildeten Menschen. Das Kind glaubt gern alles; aber mit dem Zunehmen der Kenntnisse wächst der Zweifel. Deshalb ist der besonnene Mann weit entfernt von der Leichtgläubigkeit des Knaben. Die Frage nach dem Grade der Kritik, welchen die einzelnen Jahrhunderte des Mittelalters geübt haben, beansprucht darum ein hohes culturgeschichtliches Interesse. Nur durch aufmerksames Studium aller geschichtlichen Werke der betreffenden Zeiten kann sie vollkommen gelöst werden. Einen willkommenen Beitrag zu ihrer Klarstellung bietet eine von Dr. Berthold Lasch bei Köbner in Breslau 1887 veröffentlichte Schrift über „Das Erwachen und die Entwicklung der historischen Kritik im Mittelalter (vom fünften bis zwölften Jahrhundert)". Der Verfasser berücksichtigt leider fast nur die deutschen Historiographen jenes Zeitabschnittes, weist aber in treffender Art nach, daß diese keineswegs aller Kritik bar waren. Heben wir die bemerkenswerthesten Ergebnisse hier aus.

Sowohl der im achten Jahrhundert lebende Paulus Diaconus als der zwei Jahrhunderte früher blühende Geschichtschreiber der Goten, Jordanis, nehmen wiederholt entschiedene Stellung gegen ältere märchenhafte und phantastische Nachrichten. Abt Ekkehard von Aura († 1125) verwahrt sich nicht nur gegen Erzählungen über die wunderbaren Dinge, die Alexander auf seinen Reisen erlebt haben soll, obwohl ihm dessen „angebliche Briefe" vorlagen, sondern auch gegen die über Karl den Großen in Umlauf gesetzten Sagen. Der große Cistercienser Otto, der als Bischof von Freising († 1158) seine bedeutenden Geschichtswerke schrieb, tritt mit noch viel größerer Entschiedenheit auf; denn er bezeichnet die Angaben, welche Alexander seinem Lehrer Aristoteles gemacht haben soll, als unglaublich und bezweifelt die Wahrheit der Irrfahrten des Odysseus, sowie der Geschichte des Romulus und Remus.

Bewog in den genannten Fällen die innere Unwahrscheinlichkeit zu einer ablehnenden Haltung, so sind auch die äußeren Verhältnisse nicht unberücksichtigt geblieben. Zuerst die Chronologie. Paulus Diaconus erklärt den Kampf zwischen Lamissio und den Amazonen für unannehmbar, weil er der Chronologie widerspricht; die Kaiserchronik betont, Dietrich und Etzel hätten unmöglich Zeitgenossen sein können, und Anselm von Lüttich zeigt um 1052 auf chronologischem Wege, der Kölner Bischof Evergislus sei mit dem Lütticher Evergislus verwechselt worden. Sorgfältige chronologische Untersuchungen finden sich ferner bei Frechulf, Bischof von Lisieux († vor 853), beim Erzbischof Adam von Bremen († 1072), beim sächsischen Annalisten und besonders bei den schon genannten Ekkehard und Otto.

Wie oft hört man den Vorwurf, die frühmittelalterlichen Geschichtschreiber hätten ihren Gewährsmännern alles geglaubt und ohne Untersuchung nach-

geschrieben, hätten die Glaubwürdigkeit ihrer Quellen nie geprüft! In Wahrheit finden sich aber unter ihnen manche Männer, die genau zusahen. Sie haben frühe die Mängel mündlicher Traditionen empfunden und beklagt. Beispielsweise sind Widukind von Corvey (967), sein Zeitgenosse Heriger, Abt von Lobbes, und Thietmar, Bischof von Merseburg († 1019), vorsichtig in Aufnahme älterer, nur mündlich erhaltener Nachrichten; andere sagen, es sei besser, sie zu übergehen, als Irrthümer zu berichten. Auch die schriftlichen Zeugnisse wurden schon im elften Jahrhundert nach ihrem verschiedenen Werthe geschätzt. Der Verfasser der Thaten der Bischöfe von Cambrai erklärte vor dem Jahre 1050 in seiner Vorrede, daß er nicht nur Chroniken, sondern auch die Urkunden des Archivs seiner Kirche zu Rath gezogen habe. Aehnliche Versicherungen geben Otloh von St. Emmeram (um 1060), Adam von Bremen und Siegebert von Gembloux († 1112). Nachrichten aus abgeleiteten Quellen, d. h. aus jenen schriftlichen Berichten, welche nicht von Zeitgenossen herrühren, werden vom Cambraier Chronisten, von Otloh, Adam und besonders von Ekkehard im elften und zwölften Jahrhundert genau controlirt, verworfen, verbessert oder ergänzt. Bereits Jordanis und Gregor von Tours versuchten im sechsten Jahrhundert ihre Quellen selbständig zu beurtheilen; denn in ihren Arbeiten werden poetische oder historische Darstellungen unterschieden und die Nachrichten der verschiedenen Schriftsteller gegeneinander abgewogen. Bei Siegebert und Otto von Freising ist ein bedeutender Fortschritt historischer Kritik unläugbar; wagt doch letzterer, die weitverbreitete Nachricht zu bezweifeln, Constantin sei unmittelbar nach seinem Siege über Maxentius von Silvester getauft worden und habe dem Papste den Kirchenstaat geschenkt. Im zwölften Jahrhundert bringt der Verfasser der Pöhlder Jahrbücher treffende Ausführungen über die Mängel mittelalterlicher Geschichtschreibung; er beklagt, daß für die Zeiten vor Christus bessere historische Werke vorlägen, daß man später schlechte Quellen benutzt, die Chronologie verwirrt, Namen verwechselt und Thatsachen vermengt habe. Aber er begnügt sich nicht mit eitelen Klagen, sondern sucht gleich Ekkehard und Otto die Mängel seiner Vorgänger durch methodisches Vorgehen zu vermeiden und zu verbessern. Selbst die Berichte der Augenzeugen und Zeitgenossen werden von den vorzüglicheren Geschichtschreibern der ersten Hälfte des Mittelalters keineswegs ohne weiteres hingenommen. Widukind, Adam von Bremen, Lambert und Ekkehard zeigen an verschiedenen Stellen Mißtrauen gegen weitverbreitete Erzählungen und unbewiesene Verdächtigungen. Thangmar von Hildesheim spricht in der vortrefflichen Biographie seines heiligen Schülers Bernward, ebenso wie Wolfhere und Otto von Freising, die Regel aus, ein Geschichtschreiber solle die Pflicht objectiver Darstellung nie verletzen. Anselm von Lüttich und Siegebert aber drücken unverhohlen ihr Bedauern aus, daß ihre Vorgänger sich durch Nebenrücksichten verleiten ließen, die volle Wahrheit zu verdunkeln.

Sogar die Kritik der Handschriften und Urkunden fehlt keineswegs. Hinkmar von Reims wies um 860 durch Vergleichung einer Reihe von Handschriften nach, daß Gottschalk eine Stelle des Augustinus gefälscht

habe. Seine Untersuchungen über die Echtheit der demselben Kirchenvater zugeschriebenen Hypognosticon libri VI „liefern jedenfalls für die gelehrte Bildung dieser Zeit einen vortheilhaften Beweis"; denn der Erzbischof geht in durchaus richtiger Art an die Behandlung seines Gegenstandes und „bezeugt Sinn und Fähigkeit für kritische Erörterungen". Ekkehard beklagt sich wiederholt über schlechte Lesarten und Schreibfehler seiner Vorlagen. Die Pöhlder Annalen wenden sich mahnend an die Abschreiber, doch nicht die mühsam gefundene Wahrheit durch Nachlässigkeit von neuem zu entstellen. Darin aber liegen offenbar die Anfänge paläographischer Kritik. Die diplomatische war schon durch die vielfachen Urkundenfälschungen geboten. Lasch erzählt eine Reihe sehr interessanter Fälle, in denen falsche Urkunden durch genaue Untersuchung des Stiles, der Schrift und des Siegels erkannt wurden, und hebt rühmend die Verdienste hervor, welche die päpstlichen Kanzleibeamten und besonders Alexander III. und Innocenz III. sich in dieser Hinsicht erwarben.

Es wäre nun freilich zu weit gegangen, wenn jemand nach den eben gegebenen Ausführungen glauben wollte, die historische Kritik sei schon im elften oder zwölften Jahrhundert in genügender Art bekannt gewesen und geübt worden. Der Mangel reicher Büchersammlungen, die große Achtung der Autorität, das Ansehen der alten Schriftsteller und die Bescheidenheit der damaligen Gelehrten traten einer vollen Entwicklung rücksichtsloser Kritik hemmend in den Weg. Aber die Urtheilskraft hatte sich im zwölften Jahrhundert infolge der den Blick erweiternden Kreuzzüge und der eingehenden theologischen Streitigkeiten der vorhergegangenen Zeiten erhöht. Ohne Zweifel ist es kein Zufall, daß gerade Otto von Freising, nachdem er in Paris wissenschaftlich, in Morimond ascetisch, als Bischof und Reichsfürst politisch ausgebildet worden war, einer der besten Geschichtschreiber des Mittelalters und eine bleibende Zier der historischen Wissenschaften wurde. Die stolze Verachtung des Mittelalters weicht heute zusehends bei allen, die eingehende Forschungen unternehmen. Ueberall, wo jemand, der feststeht auf dem unwandelbaren Boden des Christenthums, die Leistungen der besseren Geister unseres Jahrhunderts studirt, findet er, daß kein Grund vorliegt, die Arbeit der modernen Wissenschaft zu fürchten. Die echte und ernste Wissenschaft bringt von allen Seiten Bausteine herbei, welche eine klare Einsicht in den Zusammenhang der Jahrhunderte vermittelt und den Plan der göttlichen Weltregierung deutlicher hervortreten läßt. Langsam, aber stetig wächst trotz vieler Schwankungen und Rückschritte die Bildung unseres Geschlechtes. Die einzelnen Generationen bauen weiter auf den Grundlagen, welche sie von ihren Vorfahren ererbten. Darum ist auch die historische Kritik unserer Tage in allem Guten, dessen sie sich mit Recht freut und rühmt, eine seit langer Zeit vorbereitete Errungenschaft.

**Die moderne Mystik in der modernen Wissenschaft.** Die Bestrebungen, die spiritistischen Lehren und Thatsachen als Gegenstand und Beweismittel in die Wissenschaft einzuführen, finden wohl ihren eifrigsten Vorkämpfer in Herrn

Dr. Karl du Prel. Diesem Zwecke dient auch seine neueste größere Schrift: „Die monistische Seelenlehre.“ Ihr ausgesprochener Zweck ist, einen Beitrag zur Lösung des Menschenräthsels zu liefern, und zwar durch die moderne Mystik, d. h. durch eine Mystik, welche nicht nur nicht auf dem Boden des positiven Christenthums steht, sondern dasselbe vielfach mißachtet.

Vernehmen wir zunächst, wie hohe und weitgehende Erwartungen der Anwalt der modernen Mystik auf seine neue Wissenschaft setzt. Das Studium der mystischen Erscheinungen soll für die Arzneiwissenschaft die Bedeutung „einer Wiedergeburt“ haben, in der Chemie und Physik, vor allem aber in der Philosophie eine Umwälzung bewirken. Daran schließt sich dann die entschiedene Forderung, daß Rechtswissenschaft und Polizei nach den Ergebnissen spiritistischer Forschungen umgestaltet werden sollen. Ein Vorschlag von so weitgehender praktischer Bedeutung, wie der eben angeführte, beweist, daß wir es mit einem Manne zu thun haben, dem es mit seiner Ueberzeugung bitter Ernst ist. Ein Beispiel, welches er (S. 215) beibringt, mag als Beleg dafür dienen. Wachtleute hatten in der Nähe von Glasgow den Lehrling eines Wundarztes, der ihnen bekannt war, im Grase liegend gefunden. Auf ihre Frage, warum er nicht in der Kirche sei, gab der junge Mann zur Antwort: „Ich bin ein unglücklicher Mensch; schaut in das Wasser!“ Im Wasser fanden sie die Leiche einer dem Lehrling bekannten Person, welche mit einem chirurgischen Instrument ermordet worden war. Als nun die Wachen den Leichnam in die Stadt brachten, kamen die Leute eben aus der Kirche, unter ihnen — auch der Lehrling. Derselbe wurde nichtsdestoweniger vor Gericht gestellt. Allein es blieb auch nicht die Möglichkeit eines Zweifels übrig, daß er von Anfang bis zum Schlusse dem Gottesdienste beigewohnt hatte. Natürlich erfolgte Freisprechung. Herr du Prel ist nun der Ansicht, der junge Mensch sei verdoppelt gewesen und hätte auf jene Selbstanklage hin verurtheilt werden müssen, und ist nicht damit einverstanden, daß in den Gesetzbüchern das Kapitel der transcendental-psychologischen Phänomene bis jetzt keinen Raum gefunden habe. Er zweifelt aber nicht, daß man im ordentlichen Gerichtsverfahren noch dazu kommen werde, nicht geständige Verbrecher durch Somnambulismus zum Geständniß zu zwingen. Die Einführung dieser transcendentalen Folter scheint nahe bevorzustehen; denn er ermahnt bereits zur Vorsicht, und zwar aus dem sehr triftigen Grunde, weil Hypnotisirte auch im wiedereingetretenen wachen Zustande den unwiderstehlichen Drang verspüren, sich beliebig ersonnener Verbrechen anzuklagen.

Weniger gefährlich als eine solche Verbesserung unseres Gerichtsverfahrens ist die Vervollkommnung unserer Polizei. Bei der Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung soll das Fernsehen mit Hilfe des thierischen Magnetismus das physiologische Sehen auf gut Glück hingestellter Polizeiorgane, die man Schutzleute nennt, nicht nur ersetzen, sondern an Wirksamkeit bei weitem übertreffen. Herr du Prel sieht auch bereits den Zeitpunkt voraus, wo die somnambule Polizei eingeführt wird, nämlich dann, wenn die durch den Materialismus großgezogene Verbrecherwelt uns über den Kopf zu wachsen beginnt. Bedürfte aber dieser Vorschlag nicht einer Vervollständigung? Werden

nicht auch die Verbrecher zum Fernsehen ihre Zuflucht nehmen, sobald sie die transcendental-psychologischen Phänomene der Beachtung werth finden? Ja, ist es nicht zu verwundern, daß sie bis jetzt sich so wenig mit der Mystik befaßt haben, die gerade ihnen so bedeutende Vortheile bringen müßte? Denn solange sich Polizei und Verbrecher aus weiter Ferne sehen, ist das Einfangen nicht gerade leicht. Auch kann man die Verbrecher, ehe man sie hat, nicht zwingen, sich auf das physiologische Sehen zu beschränken. Man müßte also den gemachten Vorschlag dahin ergänzen, daß man alle Verbrecher im Gewissen verpflichtet, sich des Fernsehens nie zu bedienen, damit man sie nöthigenfalls hinter Schloß und Riegel bringen könne. Als vernünftige Leute müssen sie ja leicht einsehen, daß ihr Verzicht auf das Fernsehen für das Gemeinwohl unumgänglich nothwendig ist.

Werfen wir nun einen Blick auf die neue Lösung des Menschenräthsels, welche ein so berufener Vertreter der spiritistischen Richtung wie Herr Karl du Prel aufgefunden hat.

Bisher stand fest, daß jeder einzelne Mensch nur eine einzige Person, ein Träger der Verantwortlichkeit, ein Rechtssubject sei. Im Somnambulismus dagegen, wird uns jetzt versichert (S. 215), zeigt sich ein sehr ausgesprochener Antagonismus zwischen sinnlichem und transcendentalem Bewußtsein, entsprechend den Interessensphären der beiden Personen unseres Subjectes. Wer von uns hatte bis jetzt auch nur eine Ahnung davon, daß wir außer dem Leibe, den wir alle kennen, noch einen zweiten, feinern, nämlich einen sogen. Astralleib haben? Das erfahren wir hier durch die neue monistische Seelenlehre. Dieser Astralleib nun bietet die ersehnte Gelegenheit, um mit den mystischen Erscheinungen ins Feld zu rücken. Hier müssen wir also verweilen.

Es kostet uns nun freilich keine geringe Mühe, uns unter dem Astralleib auch nur etwas vorzustellen. Herr du Prel meint: „So parador auch der Begriff eines Astralleibes ist, so ist er doch von Philosophen und Aerzten, Theologen und Mystikern, ja von der Volkssage selbst von jeher vielfach bearbeitet worden. Bei dieser vielhundertjährigen Bearbeitung sind immerhin einige Bestimmungen gewonnen worden, so mangelhaft auch die naturwissenschaftliche Definition des Astralleibes war und noch ist“ (S. 135). Von den „Bearbeitungen“ des Astralleibes in der Geschichte, über die sich Herr du Prel weiter verbreitet, wollen wir hier absehen. Es ist überflüssig, auf die Quidproquo's hinzuweisen, welche dem gelehrten Herrn dabei unterlaufen, da wir uns ja mit dem Resultate einverstanden erklären können, daß nämlich „die naturwissenschaftliche Definition des Astralleibes mangelhaft war“ — sie fehlt. Sehen wir nun, ob auch der andere Theil des Satzes: daß dieselbe noch mangelhaft ist, ebenso gründlich nachgewiesen wird.

Herr du Prel definirt den Astralleib als das sich offenbarende Mysterium des menschlichen Organismus. „Das transcendentale Subject“, fügt er erklärend bei, „hat die mindestens potentielle Form des irdischen Organismus, mag es auch dem Stoffe nach unendlich verschieden von diesem sein“. Was ist nun das transcendentale Subject? Es ist die Verbindung des transcendentalen Bewußtseins mit dem Astralleib. Nach dieser

Auseinandersetzung wird jedermann gerne zugeben, daß die Definition von Astralleib noch mangelhaft ist.

Immerhin mag es sein, daß uns ein klarer Begriff des Astralleibes fehlt und daher seine nähere Betrachtung kein neues Licht über die Seelenlehre verbreiten kann; trotzdem könnte uns indessen noch der Trost bleiben, daß er wenigstens existirt. Unser Gelehrter ermangelt auch nicht, Thatsachen als Belege beizubringen. Die erste Thatsache besteht darin, daß Leute, denen beispielsweise ein Fuß amputirt worden ist, in dem verlorenen Gliede noch Schmerzen zu empfinden glauben. Um dieses zu erklären, wird nun angenommen, daß der Astralleib unverletzlich ist, somit der Fuß desselben nach der Amputation unverletzt übrig bleibt. Damit das Glied bleiben könne, muß seine Unverletzlichkeit vorausgesetzt werden; andererseits ist schwer begreiflich, wie die Schmerzen in ein unversehrtes und unverletzliches Glied hineinkommen. Jedenfalls erklärlich ist, daß mehr als 100 Seiten später (S. 256) die Unverletzlichkeit in Vergessenheit gerathen ist. Da wird von einem gewissen Thorel erzählt, welcher seinen Astralleib mißbrauchte, um Kinder zu plagen. Einer der Anwesenden, geleitet von Erinnerungen an die Classiker, an Aeneas, der sein Schwert ins Schattenreich mitnehmen mußte, gab den guten Rath, dem Unverletzlichen mit dem Degen zu Leibe zu rücken. Richtig; bei Gelegenheit eines Degenstiches sah man eine Flamme hervorbrechen, man fuchtelte noch ärger mit dem Degen in der Luft herum, bis man den Ausruf „Verzeihung“ vernahm. Man stellte die Bedingung, er müsse am folgenden Tage seinen gewöhnlichen Leib auch mitbringen. Am folgenden Tage stellte sich genannter Thorel ein. Das Kind erkannte ihn sofort als das Phantom, von dem es so vieles gelitten hatte, und — was das Schönste war: der wirkliche Leib hatte eine blutig angelaufene Schramme im Gesicht, die man zweifelsohne am Tage vorher dem unverletzlichen Astralleibe glücklich beigebracht hatte. Der Fall kam vor Gericht; aber auch hier projicirten die Richter, wie Herr du Prel bemerkt, die eigene Verständnißlosigkeit in die Zeugen und sprachen denselben rundweg den Verstand ab. Sollten die Richter etwa geglaubt haben, daß ein Leib, dessen Glieder sich nicht amputiren lassen, auch keine Schramme haben könne?

Als weiterer Beleg wird ein Versuch des Magnetiseurs Kramer erzählt (S. 165) mit der vorsichtigen Bemerkung: „wenn keine Täuschung mit unterlaufen sein sollte“. In Sigmaringen besuchte Herrn du Prel ein Mann, dem im französischen Feldzuge das linke Bein amputirt worden war und der täglich in den nicht mehr vorhandenen oder vielmehr nicht sichtbaren Fußzehen wegen heftiger Schmerzen Morphiumeinspritzungen bekam. Kramer hielt nun diesem Manne, nicht etwa auf den Kopf oder den Stumpf, sondern in die leere Luft am Boden, wo der Invalide seinen geistigen Fuß ganz deutlich fühlte, die Finger zur magnetischen Ausstrahlung hin. Der Leidende verspürte an der unsichtbaren Extremität den kühlen magnetischen Windhauch; der Schmerz verging und die Morphiuminjectionen unterblieben. Sollte es vielleicht bekannt gewesen sein, daß Herr du Prel nach dem Astralleib suche und ihn sehr gerne entdecken würde? Jedenfalls schmälert die fatale Bedingung:

„wenn keine Täuschung mit unterlaufen sein sollte", die Freude der Entdeckung nicht wenig.

Weit stärker als der Beweis aus den Integritätsgefühlen wird der zweite aus dem Doppelgänger betont. Von den vierzehn Kapiteln der monistischen Seelenlehre sind sechs ausschließlich dieser mystischen Erscheinung gewidmet. Bei der Doppelgängerei wird der Astralleib vom andern gewöhnlichen Körper getrennt, bald unwillkürlich, bald willkürlich. Es sind, damit der Beweis stichhaltig sei, zwei Punkte nachzuweisen: erstens, daß die Thatsachen wahr seien, und zweitens, daß die scheinbare Verdoppelung in einer Ausscheidung des Astralleibes bestehe.

Wie verhält es sich mit der Wahrheit der Thatsachen? Die Zahl der von Herrn du Prel angeführten Beispiele ist außerordentlich groß. Gleich im Anfang heißt es (S. 171): „In der Bibel wird der Doppelgänger ‚Engel' genannt." Das ist jedenfalls neu; denn diese Bedeutung des Wortes „Engel" ist wohl noch keinem beim Lesen der Bibel in den Sinn gekommen. Uebrigens ist es weder nothwendig, noch thunlich, auf die vielen Beispiele der Reihe nach einzugehen, so unterhaltlich es auch wäre. Soll es ja sogar dem Hündchen des Herrn Pfarrers und Dichters Mörike, Joli mit Namen, gelungen sein, „durch Unterdrückung des sinnlichen Bewußtseins" und vielleicht durch Gewissensbisse im Traume angeregt, als Doppelgänger sich zu zeigen (S. 187). Aehnliches brachte ein Rehbock fertig.

In Bezug auf die Wahrheit aller erzählten Fälle ist eben die Frage zu stellen, ob keine Täuschung von seiten der Sehenden vorliegt. Herr du Prel gibt zu (S. 245), daß die Realität der Phantome ungewiß bleibt, solange dieselben nur sichtbar, hörbar und fühlbar sind. Das ist mehr, als wir verlangen. Dagegen meint er, der gewünschte Beweis wäre erbracht, wenn es gelänge, einen Doppelgänger zu photographiren. Davon ist ihm nur ein einziges Beispiel bekannt. Rev. Stainton-Moses M. A. Oxon. wurde von Herrn Buguet photographirt, als er von London aus seinem Freunde Gledstone in Paris als Doppelgänger erschien. Mit einer Aufrichtigkeit, welche alle Anerkennung verdient, gesteht unser Mystiker, daß dieser Pariser Photograph später wegen betrügerischer Geisterphotographien verurtheilt worden sei.

Wie sieht es nun aus mit der neuen Erklärung des Menschenräthsels? Ist das Phantom nicht reell, sondern Täuschung, so ist selbstverständlich nichts gewonnen. Einzig und allein durch Photographiren ließe sich die Wirklichkeit der Erscheinung feststellen. Dafür liegt ein Beispiel vor. Es ist hundert gegen eins zu wetten, daß Herr Moses M. A. vom bankerotten Schneider und nachherigen Künstler Buguet ebenso hinters Licht geführt worden ist, wie viele andere. Das soll nun die neue Grundlage sein für die monistische Seelenlehre. Die moderne Wissenschaft zeichnet sich nun einmal vor der Scholastik aus durch Gründlichkeit und Zuverlässigkeit der Beobachtung.

Gesetzt aber auch den Fall, der Doppelgänger wäre eine wirkliche, reelle Gestalt, dann bleibt immer noch die weitere Frage offen, ob diese Gestalt der Astralleib sei. Derselbe soll dadurch entstehen, daß die Seele außer „der Eiweißgestalt", wie Herr du Prel so sinnig unsern Leib bezeichnet, auch noch

einen „gespenstigen" Körper bilde (S. 153). Wir können hierbei nur das Erstaunen des Verfassers theilen, wenn er sagt: „Daß reale Emanationen unter Umständen sich zu Phantomen gestalten, also ein organisirendes Princip in sich tragen, ist freilich wunderbar" (S. 260). Ferner, wie kann die Trennung der beiden Körper zu Stande kommen? Antwort: „In Bezug auf den Trennungsproceß des Astralleibes vom Körper sind wir noch vollständig im Dunkeln" (S. 171).

Man sieht, die monistische Seelenlehre wird mit jeder neuen Frage klarer. Da nämlich beide Leiber lebendige Organismen sind und sich gleichzeitig an verschiedenen Orten befinden, so wäre die Seele in beiden zugegen und folglich bilocirt. Eine besondere Schwierigkeit bereitet jedenfalls die Toilette des Astralleibes. In unseren civilisirten Ländern geht er nämlich nie spazieren, ohne sorgfältig gekleidet zu sein (S. 179). Sollte er etwa einen Astralschnupfen oder andere Erkältungen befürchten? Außerdem läge es in manchen Fällen nahe, anzunehmen, daß sogar Rock und Hosen auch Doppelgängerei treiben und folglich ein organisirendes Princip enthalten, so oft nämlich beide Leiber dieselben Kleider zu tragen scheinen. Doch wohin gerathen wir? Halten wir lieber inne, und wünschen wir der modernen Mystik mit ihrem Astralleibe eine gute Reise.

# „Unabhängige Moral" im Lichte des päpstlichen Rundschreibens über die menschliche Freiheit.

---

Loslösung des Menschen von Gott ist das letzte Ziel sowohl des Naturalismus als des consequenten Liberalismus; nur das Gebiet, auf welchem das gemeinsame Programm verwirklicht werden soll, ist für beide verschieden. In wenigen, aber um so lichtvolleren Sätzen beleuchtet dies die päpstliche Encyklika „Libertas praestantissimum naturae bonum". Der Papst sagt: „Was in der Philosophie die Naturalisten und Rationalisten, das sind auf dem Gebiete der Moral und des bürgerlichen Lebens die Anhänger des Liberalismus, indem sie die von den Naturalisten aufgestellten Grundsätze in That und Leben überführen. Der Grundgedanke des gesammten Rationalismus aber ist die Oberherrlichkeit der menschlichen Vernunft, welche den schuldigen Gehorsam der göttlichen und ewigen Vernunft verweigert, sich für unabhängig erklärt und so zum obersten Princip, zum Ursprung und Richter über alle Wahrheit aufwirft. In gleicher Weise läugnen die Anhänger des Liberalismus jede göttliche Gewalt, der wir im Leben zu gehorchen haben, indem sie behaupten, ein jeder sei sich selbst Gesetz; sie verkünden daher eine unabhängige Moral, die unter dem Scheine der Freiheit den Willen von der Unterwerfung unter die göttlichen Gebote entbindet und eine grenzenlose Zügellosigkeit mit sich im Gefolge zu haben pflegt."

Die Grundlehre, zu der sich der hier vom Heiligen Vater gekennzeichnete Liberalismus bekennt, ist demgemäß die unabhängige Moral, d. h. eine Moral, die von Gott und der Religion losgetrennt ist, die das Abhängigkeitsverhältniß des Menschen von Gott entweder direct läugnet, oder dasselbe wenigstens aus dem Bereiche der Sittlichkeit ausscheidet. Dieser höchst verderbliche Irrthum verdient es wohl, daß wir uns etwas eingehender mit ihm beschäftigen, um seine Unhaltbarkeit darzuthun und so die ihm entgegenstehende Wahrheit in helleres Licht zu setzen.

Hören wir die Vertheidiger der unabhängigen Moral, so ist die freie That des Menschen sittlich gut, wenn und weil sie der höhern, d. h. geistigen Natur des Menschen entspricht, wenn sie des Menschen als Menschen würdig ist. Oder anders gefaßt: Sittlich gut ist jene freie That, welche die Vernunft verlangt und nur weil sie dieselbe verlangt; unsittlich, was ihr widerspricht und eben deshalb, weil es ihr widerspricht. Das einzige Motiv der Sittlichkeit liegt mithin in dem, was der Mensch sich selbst, seiner Würde schuldet, niemals aber in dem, was ein „fremder" Wille von ihm verlangt. Bestimmt und deutlich vertritt diesen Standpunkt der bekannte Berliner Philosophie-Professor Eduard Zeller [1], den allein wir der Kürze halber hier berücksichtigen wollen. Derselbe betont, das einzige wahrhaft sittliche Motiv liege in dem Gefühle dessen, was der Mensch sich selbst schuldig sei. „Wer das Niedrige und Gemeine", sagt er, „nicht aus Berechnung und um seiner nachtheiligen Folgen willen, sondern einfach deshalb verschmäht, weil es seiner Denk- und Gefühlsweise unmittelbar widerstrebt, der zeigt eben damit, daß er es seiner unwürdig finde, dem bloßen Sinnengenuß zu leben, daß er diesem für ein Vernunftwesen keinen selbständigen Werth beilege; wer seine höchste Befriedigung in der Ausbildung und Bethätigung seiner geistigen Kräfte sucht und auch die sinnlichen Thätigkeiten und Genüsse so vollständig wie möglich zur bloßen Erscheinung und Vermittlung der geistigen zu machen sich bemüht, der beweist, daß er nur diese für etwas hält, was für den Menschen als solchen Werth habe und um seiner selbst willen erstrebt zu werden verdiene. Die Motive, welche unser Verhalten zu einem sittlichen machen, beruhen in dem einen wie in dem andern Fall auf der Werthschätzung der geistigen Seite unserer Natur, auf der Ueberzeugung, daß nur die aus ihr entspringenden Thätigkeiten und Genüsse ein letzter Zweck für uns sein dürfen, weil nur auf ihnen der eigenthümliche Vorzug des menschlichen Wesens beruhe und daher nur sie dem Menschen, der sich seiner Würde und seines Werthes bewußt geworden ist, eine wirkliche und dauernde Befriedigung gewähren können. . . Wenn wir dasjenige logisch nothwendig nennen, was nach den Regeln des richtigen Denkens aus einer gegebenen Voraussetzung folgt, so nennen wir diejenige Handlungsweise sittlich nothwendig oder Pflicht, welche mit logischer Nothwendigkeit aus der Voraussetzung hervorgeht, daß der Mensch ein Vernunftwesen sei, daß

[1] Ueber Begriff und Begründung der sittlichen Gesetze. Gelesen in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin den 14. December 1882. (Abgedruckt in: Zeller, Vorträge und Abhandlungen. Dritte Sammlung. Leipzig 1884. S. 189 ff.)

der geistige Theil seiner Natur im Vergleich mit dem sinnlichen nicht bloß einen höhern, sondern allein einen unbedingten Werth habe."

Diese Anschauungsweise enthält Wahres mit Falschem gemischt. Zunächst einmal ist ohne Zweifel unsere Natur, insofern sie vernünftig ist, die nächste Norm der Sittlichkeit. Wollen wir wissen, was moralisch gut oder böse sei, so haben wir eben sie zu befragen. Unmöglich kann sittlich sein, was mit ihren nothwendigen Forderungen nicht übereinstimmt. Auch die Offenbarung wird und kann nie gut heißen, was die Vernunft als schlecht verwirft. Aber nicht nur die Kenntniß des Sittlichen kommt uns durch unsere Natur zu. Schon allein darin, daß eine Handlung der Vernunft entspricht, des Menschen würdig ist, liegt ein Element der Sittlichkeit, und zwar das erste und grundlegende. Alle natürlich guten oder schlechten Handlungen tragen naturnothwendig dieses Element in sich, und zwar schon vermöge ihrer innern Beschaffenheit, auch wenn man von Gott oder Gottes Willen ganz absehen wollte; der Schöpfer gebietet oder verbietet sie, eben weil sie des Menschen würdig oder unwürdig sind, nicht umgekehrt. So ist z. B. Starkmuth im Leiden, Wohlwollen gegen Nothleidende an und für sich lobenswerth, hingegen Lügen und Betrügen tadelnswerth, auch abgesehen von Gott und seinem Gesetz. Es gibt unlautere Handlungen, die an und für sich jeder Würde des Menschen Hohn sprechen; eben wegen ihrer innern Beschaffenheit mißfallen sie Gott und werden von ihm verboten. Aus sich indifferente Handlungen aber, d. h. solche, die je nach Umständen gut oder böse sein können, sind gut, wenn sie nach Lage der Umstände vernünftig sind, sonst aber böse. Alles das hat der hl. Thomas schon gelehrt, wenn er die Vernunft als das Princip aller menschlichen, daher auch der sittlichen Handlungen aufstellt, und dieselben gut nennt, wenn ihr Gegenstand der Vernunftordnung entspricht, schlecht, wenn er derselben widerspricht[1]. Zu alledem ist dies innere Element der Sittlichkeit auch die subjective Grundlage aller Moralität, insofern niemand sich überhaupt zu sittlichen Handlungen erschwingen könnte, dem das Gefühl für die eigene sittliche Würde abginge. Weder Gott, noch das Naturgesetz, noch die sittliche Weltordnung, noch

[1] Actus humanus, qui dicitur moralis, habet speciem ab objecto relato ad principium actuum humanorum, quod est ratio. Unde si objectum actus includat aliquid, quod conveniat ordini rationis, erit actus bonus secundum suam speciem, sicut dare eleemosynam indigenti; si autem includat aliquid quod repugnet ordini rationis, erit malus secundum suam speciem, sicut furari, quod est tollere aliena (S. Thom. I. II$^{ae}$ qu. 18. a. 8).

das öffentliche Wohl oder die Beziehungen um Mitmenschen könnte der Mensch auch nur auffassen vom Standpunkte der Sittlichkeit, fehlte ihm dieses Bewußtsein dessen, was sich für ihn schickt, oder, was dasselbe ist, die Erkenntniß der innern sittlichen Güte der freien Handlungen.

Hingegen ist durchaus zu läugnen, daß dies innere Element den Begriff und das Wesen der Sittlichkeit erschöpfe. Denn jede freie Handlung hat nicht nur eine natürliche Beziehung zum Handelnden selbst, sondern eine ebenso naturnothwendige zu Gott, und auch von dieser ist die Sittlichkeit bedingt. Nicht bloß der Mensch und seine Würde, sondern auch Gott und Gottes Würde muß das Motiv der That sein, die Anspruch macht auf wahre, auf volle und ganze Sittlichkeit.

Wenn die Freunde der unabhängigen Moral behaupten, sittlich sei diejenige freie That, welche des Menschen als solchen würdig sei, welche seine vernünftige Natur von ihm als ihr entsprechend, passend, geziemend verlange, so könnte man sich mit dieser Definition einverstanden erklären, wofern man nur den Menschen als das nähme, was er thatsächlich ist. Denn was ist er in der Wirklichkeit? Vor allem Geschöpf Gottes; durch Gott ist er erst etwas Wirkliches. Insbesondere gilt dies vom eigentlichen Subjecte der Sittlichkeit, dem menschlichen Geiste. Dieser hat einzig und allein Gott zu seinem Urheber. Nichts findet sich in ihm, weder Anlagen noch Kräfte oder Fähigkeiten, das nicht ausschließlich Gott seine Existenz verdankte. Daraus folgt die unbedingteste, allumfassendste Abhängigkeit des Menschengeistes von seinem Schöpfer. Gottes Besitz, sein Eigenthum ist er im vollendetsten Sinne, den dies Wort überhaupt haben kann. Seit dem Augenblicke seiner Erschaffung hat Gott seine Hand auf ihn gelegt und gesprochen: Du bist mein. Er und seine ganze Bethätigung gehört Gott an. Dies wäre sogar der Fall, würde er nicht außerdem fortwährend im Sein sowohl als im Handeln von Gottes Macht erhalten und getragen. „Es widerspricht“, heißt es in dem päpstlichen Rundschreiben, „geradezu der Natur, und zwar nicht nur des Menschen, sondern aller geschaffenen Dinge, jedes Band zerreißen zu wollen, das den einzelnen oder die menschliche Gesellschaft mit Gott, der Schöpfer und darum oberster Gesetzgeber ist, verbindet; denn alle geschaffenen Dinge müssen nothwendig mit dem in irgend einem Zusammenhange stehen, von dem sie ausgegangen sind. Und es ist ein Gesetz für alle geschaffenen Wesen, daß sie nur dann ihre Vollkommenheit erreichen, wenn sie die Stelle und die Stufe einnehmen, welche die Ordnung der Natur fordert, daß nämlich das Niedere dem Höhern sich unterwerfe und gehorche.“

Steht der Mensch als Geschöpf Gottes in dem Verhältnisse der vollständigsten Abhängigkeit von ihm, kann dann für ein solches Wesen eine Handlungsweise jemals „passend" sein, welche auf dieses Verhältniß nicht die mindeste Rücksicht nimmt? Unmöglich. Für das Eigenthum, für den Diener Gottes — und das Wort „Geschöpf" sagt noch unerfaßlich mehr — „paßt sich" nur Eines: unablässiger Dienst Gottes, weil er immer und überall sich als der zu benehmen hat, welcher er ist. Anders zu handeln, wäre in der That höchst „unpassend", stände im schärfsten Widerspruche mit der Würde seiner geschaffenen Natur, mit den Forderungen seiner geschaffenen Vernunft, und wäre eben deshalb selbst nach der Definition der Gegner unsittlich. Eben weil der Mensch sittlich handelt in Rücksicht auf seine Menschenwürde, kann er nur sittlich handeln im Bewußtsein seiner Geschöpfeswürde, d. h. mit Berücksichtigung seines Schöpfers. Nicht als wenn er bei jeder Handlung an Gott denken müßte; ist er überhaupt gläubig und gottesfürchtig, so wird jede seiner Handlungen von selbst eine Beziehung zu Gott haben, sofern sie nur seinem Gewissen entspricht. Denn ein solcher Mensch folgt seinem Gewissen deshalb, weil es Gottes Stimme in seiner Natur ist.

Auch von einer andern Seite aufgefaßt, zeigt uns dies Naturverhältniß des Menschen zu Gott, daß alle Sittlichkeit nothwendig religiöser Natur sei. Eben weil das Geschöpf von Gott ist, ist es auch für Gott; nur sein Urgrund kann der l e t z t e äußere Z w e c k seiner Existenz sein. Gott kann überhaupt zu keinem andern Zweck etwas schaffen, als seinetwegen, mit Rücksicht auf seine eigene Ehre und Würde. Ist aber der Mensch nur für Gott da, so ist eben deshalb nicht er selbst der letzte, höchste Endzweck seines Daseins. Sein innerer Lebenszweck hat sich dem höchsten äußern Daseinsziel aller Geschöpfe, Gottes Verherrlichung, unterzuordnen. Das Werk soll den Meister loben — darin muß die Thätigkeit des Geschöpfes aufgehen. Einen andern gleichberechtigten Zweck gibt es nicht, sondern nur untergeordnete. Dieser Zweck muß demgemäß den ganzen Menschen bis in die tiefsten Abgründe seines Daseins hinein umfassen.

Nehmen wir nun wiederum die gegnerische Begriffsbestimmung der Sittlichkeit auf. Sittlich ist, was der höhern geistigen Natur des Menschen entspricht, was also die Vernunft von ihm verlangt, was er sich selbst schuldet und was allein seiner würdig ist. Gerade die geistige Natur des Menschen aber ist, wie von Gott, so auch für Gott; das ist ihre innerste Wesensbestimmung. Nimmt sie daher bei ihrer freien Thätigkeit

nur Rücksicht auf sich selbst, mit Ausschluß Gottes, so setzt sie eine Handlung, welche ihrer Natur direct widerspricht und mit den Forderungen der Vernunft im schroffsten Gegensatze steht. Jede Thätigkeit dieser Art ist also nothwendig unsittlich. Der Mensch müßte sich selbst Endzweck sein, sein eigener Gott, sollte er wie Gott dadurch recht und gut handeln, daß er seine Handlungen nur auf sich selbst bezöge. Und so wenig der Schöpfer das Geschöpf zum Gott neben sich erheben kann, ebenso wenig kann er ihm erlauben, sich selbst zum Centrum seiner Lebensthätigkeit zu machen. Als Centralsonne aller Schöpfung schuldet es Gott sich selbst, wie jedem andern Geschöpfe, so auch dem Menschen nur die Stellung des Planeten anzuweisen, der um seine Sonne kreist.

Dasselbe Resultat ergibt sich aus der Erwägung des nächsten oder, was dasselbe ist, des höchsten innern Lebenszieles des Menschen. Selbstverständlich kann dasselbe nur in der eigenen innern Vollendung gesucht werden, worin immer dieselbe bestehen mag. Das müssen gewiß gerade jene zugeben, welche den einzigen Beweggrund der Sittlichkeit in die eigene persönliche Würde verlegen; denn nur dann kann dies einen vernünftigen Sinn haben, wenn es des Menschen wesentliche Aufgabe ist, diese persönliche Größe in sich zur höchsten Vollendung zu bringen. Nun ist aber eine solche Vollendung in diesem irdischen Leben nicht erreichbar. Daher haben wir auf eine bessere Art des Daseins zu warten. Dieses aber muß beständig, ewig sein; sonst hätte auch die höchste Vollendung, die es bringen könnte, keinen Werth für uns. Offenbar ist es bei dieser Sachlage des Menschen durchaus würdig, daß er nach dieser geistigen Vollendung des Jenseits freiwillig strebe. Wer immer nur seine Größe im Diesseits im Auge hätte, ohne sich um die weit vollendetere und dauernde des Jenseits zu kümmern, der würde gewiß seine Lebensaufgabe viel zu niedrig auffassen und daher nicht sittlich gut handeln. Ja, eben weil ein unsterbliches, vollendetes Leben an Werth das kurze und unvollkommene Leben des Diesseits um ein Unendliches überragt, eben deshalb ist es einzig des Menschen würdig und der Vernunft entsprechend, wenn das Streben nach der jenseitigen Vollendung alle Thätigkeit dieses Lebens beherrscht und in sich aufnimmt. Dieser Anforderung der Sittlichkeit entspricht derjenige, welcher bei der Ausübung der Tugend stets den einen großen Zweck im Auge behält, durch dieselbe des vollkommenen Zustandes im Jenseits sich immer mehr würdig zu machen.

In wem aber wird einst der Menschengeist diese Vollendung erreichen? Gewiß nicht in sich selbst. Nie kann unsere eigene Natur allein uns zu

jener Größe erheben, nach der wir alle naturnothwendig streben; dessen ist der Mensch sich wohl bewußt. Nur das physisch und sittlich absolut Vollkommene kann uns zu ihr erheben. Das aber ist Gott. Es muß mithin jede Handlung in einer Beziehung zu Gott stehen; sie muß in sich ein Streben nach Vereinigung des Handelnden mit ihm, dem unendlich Vollkommenen und Heiligen, enthalten, um wahrhaft sittlich zu sein.

Bisher haben wir eine dreifache religiöse Beziehung der Sittlichkeit nachgewiesen. Jede wahrhaft sittliche Handlung muß geschehen in Abhängigkeit von Gott dem Schöpfer, zur Verherrlichung Gottes, des letzten Zieles aller Creatur, und endlich im Streben nach Gott, der letzten sittlichen Vollendung des Menschen. Und zwar haben wir die Nothwendigkeit dieser dreifachen Richtung dargelegt im Anschluß an den Begriff von Sittlichkeit, wie die Gegner selbst ihn aufstellen, indem sie dieselbe auf die geistige Würde des Menschen gründen. Darf und soll auch der Mensch das nächstliegende Element der Sittlichkeit in dieser Würde suchen, so doch nicht das Ganze, nicht ihren letzten Beweggrund. Thäte er es, so maßte er sich die Ethik Gottes an. Dessen Thätigkeit nach außen ist eben deshalb unendlich sittlich — sofern wir die Heiligkeit also nennen dürfen —, weil sie schafft und wirkt einzig der göttlichen Würde und Größe selbst wegen. Jedes Motiv außerhalb Gottes wäre Gottes ganz und gar unwürdig.

Gehen wir jetzt auf das Princip der Sittlichkeit selbst etwas genauer ein, indem wir untersuchen, welche Elemente unerläßlich seien, um dasselbe in der That zu einem festen, unwandelbaren Grund der Sittlichkeit zu machen. Auch so werden wir wiederum zu demselben Schlusse gelangen, daß jede Sittlichkeit mit ihren tiefsten Wurzeln in Gott gründet und insofern nothwendig religiöser Natur ist.

Moralische Anforderungen, welcher Art sie auch sein mögen, können nur dann als wirkliche Forderungen der Sittlichkeit angesehen werden, wenn sie an den Menschen herantreten ausgerüstet mit einer gewissen Autorität, und zwar einer solchen, vor der jeder Menschengeist sich zu beugen hat. Sie müssen eine den Menschen bindende Kraft besitzen, sich ihm als wirkliche Verpflichtung, als ein Ausfluß einer höhern Macht darstellen. Ohne dies würden die Grundsätze der Sittlichkeit weder Festigkeit noch Bestand haben, ja nicht im vollen Sinne des Wortes „Forderungen“ an den Menschen sein. Meistens geben auch die Vertheidiger der unabhängigen Moral dieses zu, sind aber der Meinung, auch die Moral in ihrem Sinne besitze sehr wohl diese bindende Kraft. Das ist

zu läugnen. Nur von Gott und durch die Beziehungen zu Gott kann den Forderungen der Sittlichkeit jene Kraft zukommen.

Man sagt gegnerischerseits, die eigene menschliche Natur, oder genauer, die menschliche Vernunft sei mit jener Autorität ausgerüstet. Sie sei es, die uns die Verpflichtung der Sittlichkeit auferlege, indem sie einem jeden kategorisch sage: dies ist gut, jenes böse; dies hast du mithin zu thun, jenes zu meiden. Allein ist denn die Natur, ist meine Vernunft etwas, das über mir steht und darum mit autoritativen Forderungen an mich herantreten könnte? Entweder versteht man darunter die allgemeine Menschennatur, die universale Vernunft, wie sie in allen Menschen gleichmäßig sich vorfindet, oder die Einzelnatur, die Einzelvernunft. Das erstere ist nichts als eine Abstraction, etwas Gedachtes, das als solches gar kein wirkliches Dasein besitzt. Wie sollte aber ein solches Ding, das in sich nichts Wirkliches ist, wirkliche Befehle erlassen, thatsächliche Forderungen stellen oder Verpflichtungen auferlegen können? Die wirklichen sittlichen Anforderungen, welche der Mensch thatsächlich in sich vernimmt, können somit unmöglich von diesem Abstractum herrühren. Versteht man aber unter dem Verpflichtenden die Einzelnatur und Einzelvernunft, also das eigene Selbst, so fehlt auch hier die autoritative Macht, von der die Verpflichtung ausginge. Nirgends in der ganzen sittlichen Weltordnung geschieht es, daß ein Wesen von seinesgleichen als solchen unter sittliche Verpflichtung genommen wird; dazu ist immer ein Höherer vonnöthen. Kann das also nicht in einem einzigen Falle geschehen, so kann es noch viel weniger den allgemeinen Grund jeglicher moralischen Verpflichtung bilden. Noch mehr widerstreitet es, daß jemand sich selbst im eigentlichen und vollen Sinne verpflichten könne, da eben niemand sein eigener Oberer ist: zu diesem Verhältniß sind zwei vonnöthen, ein Untergebener und ein Oberer. Es kann jemand sich selbst consequent sein, kann seiner Natur entsprechend oder seinen Vorsätzen getreu handeln. Darin ist auch gewiß ein sittliches Element enthalten, aber nicht ein bindendes, verpflichtendes, kein „Du sollst“, sondern höchstens eine Nothwendigkeit des Urtheils.

Es ist überhaupt eine reine Unmöglichkeit für die Vernunft, eigentliche Forderungen zu stellen, eben weil sie Vernunft ist. Sie kann etwas einsehen, ein Urtheil abgeben über wahr und unwahr, aber verpflichtende Forderungen stellen, ist Sache des Willens, nicht der Einsicht. Gesetzt also den Fall, die sittlichen Urtheile in uns wären nicht in ihrem letzten Grunde Forderungen eines höhern Wesens, dann müßte sich unsere Vernunft in denselben genau ebenso verhalten, wie in jedem

andern Urtheil über wahr und unwahr, d. h., die sittlichen Urtheile könnten nur Urtheile sein, nicht zugleich Forderungen. Die Vernunft könnte mir alsdann z. B. bloß sagen: Diebstahl ist unsittlich, ist gegen meine Würde als Mensch und entgegen dem Rechte anderer Menschen. Das aber ist lediglich eine Wahrheit. Die Vernunft gibt mir also dadurch die Kenntniß dessen, was sittlich ist, sie ist mir Norm der Sittlichkeit. Mit dieser Kenntniß gibt sie mir zugleich einen Beweggrund, vielleicht einen sehr starken, dieser Kenntniß gemäß zu handeln. Denn die erkannte Wahrheit ist schon an und für sich Grund genug für den Willen, ihr entsprechend thätig zu sein. Aber hiermit würde auch alle Einwirkung der Vernunft auf den Willen ihren Abschluß gefunden haben. Etwas anderes aber ist es, jemanden Kenntniß einer Wahrheit geben sammt den Beweggründen, ihr gemäß zu handeln, und etwas ganz anderes, ihm etwas vorschreiben, ihn verpflichten, also zu handeln. Ersteres bewirkt höchstens eine Denknothwendigkeit, letzteres eine sittliche Nothwendigkeit; ersteres ist ein Imperativ für die Einsicht, letzteres ein Imperativ für den Willen. Ersteres, in einen Satz formulirt, lautet also: Wenn du richtig handeln willst, mußt du nicht stehlen; letzteres lautet kategorisch: Du sollst nicht stehlen. Zwischen beiden Sätzen ist ein gar großer Unterschied. Auf die erstere Art darf jeder zu Seinesgleichen sprechen: er kann ihn aufklären über die richtige Handlungsweise und ihm Motive dazu liefern, auf letztere Art nur der Obere zum Untergebenen. Auf erstere Weise redet der Lehrer zu seinem Schüler, auf letztere der Gesetzgeber zum Unterthan. Will ich also die verpflichtende Kraft der Sittengesetze erklären, so muß ich über meine individuelle Vernunft hinausgehen. Insofern die sittlichen Urtheile zugleich als wirkliche Forderungen auftreten, sind sie auf den gemeinsamen Herrn aller Menschen, auf den höchsten Gesetzgeber zurückzuführen. Das „Du sollst“ wird mir zwar von meiner Einsicht verkündet; aber dictirt ist es von einem Höhern, dem mein Wille sich zu fügen hat. Die Vernunft stellt diese Forderung eigentlich nicht, sie sieht sie nur ein und gibt mir Kenntniß von ihr als von der Forderung eines Höhern. Also nur durch die Beziehung zu Gott erhält alle Sittlichkeit bindende Kraft, nur so werden sittliche Urtheile oder Wahrheiten zu Forderungen, zu Befehlen, zum Sittengesetz. Kurz und kräftig wird diese Wahrheit in der päpstlichen Encyklika hervorgehoben, wenn es daselbst heißt: „Diesem Gebote unserer Vernunft (den Forderungen des Naturgesetzes) kommt die Bedeutung eines Gesetzes nur darum zu, weil es die Stimme

und der Dolmetsch einer höhern Vernunft ist, dem wir unsern Geist und unsere Freiheit zu unterwerfen haben. Denn da das Gesetz Pflichten auflegt und Rechte verleiht, so ruht seine ganze Bedeutung auf der Autorität, das ist auf einer wahren Gewalt, Pflichten zu bestimmen und Rechte zu bezeichnen und ebenso durch Strafe und Lohn den Geboten ihre Sanction zu geben. Das alles aber könnte offenbar bei dem Menschen nicht stattfinden, wäre er der höchste Gesetzgeber, der seinen Handlungen ihre Regel vorschreibt. Daraus folgt, daß das Naturgesetz das ewige Gesetz selbst ist, eingeboren den vernünftigen Wesen, das sie hinlenkt zu dem ihnen bestimmten Ziele und entsprechenden Thun; es ist dies eben die ewige Vernunft des Schöpfers und Regierers der ganzen Welt, Gottes selbst.“

Die angeführten Worte weisen uns noch auf eine weitere Beziehung der Sittlichkeit zu Gott hin, nämlich auf die Sanction, welche Gott den sittlichen Anforderungen verleiht. Eine Sanction finden wir bei allen menschlichen Gesetzen, und zwar zu allen Zeiten und bei allen Völkern der Erde. Immer und überall wurde dieselbe für so nothwendig gehalten, daß niemals ein Gesetz für giltig erachtet wurde, auf dessen Uebertretung nicht Strafe stand. Sonst setzt alle Welt als selbstverständlich voraus, daß es sich nicht um ein Gesetz, um den ausgesprochenen Willen des Regierenden, sondern höchstens um eine Empfehlung handelt. Was ist wohl der psychologische Grund dieser Erscheinung? Offenbar nur der, daß die Forderungen des Gesetzes oft in Widerspruch treten mit den Forderungen der Sonderinteressen, in diesem Falle aber die Achtung vor dem Gesetz oder die Liebe zum Guten allein sich meistens schwächer erweist als die Selbstliebe.

Ganz dieselbe Nothwendigkeit einer Sanction besteht für das Sittengesetz im allgemeinen. Keine sittliche Pflicht ist denkbar, die nicht nach Umständen in scharfen Widerspruch treten könnte mit dem — freilich falsch aufgefaßten — Selbstinteresse, dem Egoismus unserer Natur oder mit der Macht der Leidenschaft, und das nicht nur bei sittlich minder gut veranlagten Menschen, sondern auch bei den besten. Leidenschaft und Interesse sind aber erfahrungsgemäß oft viel stärkere Factoren, nicht nur als die Achtung vor der eigenen Menschenwürde, sondern sogar als die Achtung vor Gott und seinem ausgesprochenen Willen. Will somit der höchste Gesetzgeber wirklich, daß sein Gesetz thatsächlich beobachtet werde, so muß er dessen Uebertretung mit Strafe bedrohen. Die Uebertretung muß Folgen haben für den Menschen, die Sanction muß derart mit seinen

vitalsten Interessen zusammenfallen, daß sie alle entgegenstehenden Interessen aufzuwiegen im Stande ist.

Ein Blick auf die Forderungen der Sittlichkeit selbst bestätigt das Gesagte: er zeigt, daß ihre Durchführung ohne göttliche Verpflichtung und göttliche Sanction ein Ding der Unmöglichkeit ist. Denn worin bestehen die sittlichen Anforderungen, welche unsere eigene Vernunft uns lehrt? Gewiß darin, daß der Mensch allem Bösen entsagt, daß er Herr all seiner Leidenschaften werde, indem er auch die heftigsten zu meistern lernt. Ferner ist die Sittlichkeit vor allem innerlich. Auch die geheimsten Gedanken und Bewegungen des Willens — und diese gerade am meisten — können überaus sittlich, aber ebenso sehr unsittlich sein. Die Tugend besteht also wesentlich in der inneren Selbstbeherrschung, auch in Dingen, welche nie in die Oeffentlichkeit treten. Der Mensch muß, will er sittlich gut sein, mit Ausdauer und Festigkeit nach den Grundsätzen der Sittlichkeit handeln, und zwar in allen Lagen des Lebens, auch den schwierigsten. Das nun ist unmöglich für den Menschen, wie er thatsächlich ist, es sei denn, er handle also aus tiefer Ueberzeugung von der göttlichen Verpflichtung und Sanction.

Zur Tugend verhält sich nämlich der Mensch ganz anders, als zum Bösen. Dieses bedarf leider nur zu häufig keiner Prämissen, noch irgend einer Rechtfertigung; vollauf genügender Beweggrund zu ihm ist die Neigung des eigenen Herzens zum Bösen. Ganz anders ist es mit der Tugend: diese ist meistens das Resultat kraftvoller Entgegenwirkung des Willens gegen Neigungen des eigenen Herzens, sie ist gewöhnlich mit Schwierigkeiten verbunden, nicht selten mit sehr großen. Nicht als wenn der Mensch von Natur aus keine guten Neigungen hätte; aber wer wollte daneben die überwiegende Macht der bösen Neigungen verkennen? Es ist also wahr, daß der Mensch in sich allein keinen festen Grund der Tugend finden kann. Auch die „Selbstachtung“ oder das „hohe Bewußtsein dessen, was ich meiner persönlichen Würde schuldig bin“, bringt da keine genügende Abhilfe. Nicht einmal die Achtung anderer ist ein besonders starker Factor gegen das Böse in uns; dennoch ist der Mensch vielfach zu weit größeren Opfern bereit, um diese zu erwerben oder zu erhalten, als um die Selbstachtung zu bewahren. Und wenn die Rücksicht auf die Achtung anderer dem Interesse, der Eigensucht, der sinnlichen Lust gegenüber als die schwächere Macht sich erweist, dann noch viel mehr die Rücksicht auf die Selbstachtung.

Man wende nicht ein, die Erziehung und Bildung veredele doch

die Menschennatur. Eine religionslose Erziehung gewiß nie in ausreichender Weise. Man mag dem Menschen von Jugend auf noch so viel Selbstachtung oder Liebe zur Tugend einprägen: fußt das alles nicht auf religiösen Grundsätzen, so wird es nie ein genügendes Gegengewicht bilden gegen die Macht der Leidenschaft. Nicht als wenn religiöse Erziehung direct die Neigung zum Bösen verminderte; aber sie gibt doch dem Menschen diejenigen Beweggründe, das Böse zu bekämpfen, die allein im Leben Stand zu halten vermögen.

Es ist nicht zu übersehen, daß der menschliche Verstand, wie in all seinen Urtheilen, so auch in den sittlichen, dem Einfluß des Willens unterliegt. Gewiß, das Urtheil über gut und böse verkündet uns unsere Einsicht mit einer gewissen Nothwendigkeit, auch gegen unsern Willen. Dennoch ist diese Nothwendigkeit keine unbedingte, unbeugsame, wie etwa die des thierischen Instinctes; der Mensch besitzt Herrschaft genug über seine Einsicht, um gar oft bewirken zu können, daß allmählich dasjenige auch „gemäß seiner Ueberzeugung“ werde, was schon längst gemäß seinen Wünschen ist. Auch der menschliche Verstand läßt mit sich reden, und zwischen Herz und Kopf kann unschwer ein modus vivendi abgeschlossen werden. Will der Mensch das Wohlgefallen am Bösen vor sich selbst entschuldigen, so braucht er nur der Stimme der Natur Gewalt anzuthun und er wird sie allmählich zum Schweigen bringen oder sogar ihr Urtheil in das Gegentheil verkehren: das Gute wird er böse und das Böse gut nennen. Und sieht er sich selbst, nicht Gott, als Gesetzgeber an, warum sollte er dann nicht, wie jeder Gesetzgeber, für sich das Recht in Anspruch nehmen, Ausnahmsfälle vom Gesetze zu bestimmen, oder dasselbe je nach Umständen auch ganz aufzuheben? Er müßte nur „Gründe“ dazu haben; um diese aber wird er nicht verlegen sein. Wer fleißig sucht, findet tausend Gründe, um sich selbst einer lästigen Pflicht zu entziehen oder eine That als erlaubt hinzustellen, die ihm von Nutzen scheint. „Wahrhaftig“, sagt die päpstliche Encyklika, „ist es die Vernunft des Menschen, die einzig und allein darüber zu entscheiden hat, was wahr und gut ist, dann fällt der eigentliche Unterschied zwischen gut und böse; was unsittlich ist und was sittlich, hierfür gibt es keinen innern, wesentlichen Unterschied, sondern es wird dieses von der Meinung und dem Gutachten der einzelnen abhängig; was beliebt, ist auch erlaubt; darum ist bei einer solchen Sittenlehre, die fast keine Macht hat, die stürmischen Leidenschaften zurückzudrängen und zur Ruhe zu bringen, der Weg zu jeglichem Sittenverderbniß von selbst gebahnt.“

Feste sittliche Grundsätze sind also eine Unmöglichkeit, sollen diese Grundsätze einzig in der Menschennatur, in der Menschenvernunft ihren Halt finden. Ganz anders aber verhält sich die Sache, sofern Sittlichkeit sich auf Religion gründet und durch sie auf Gott. Ja, der religiöse Mensch findet in sich jene Beweggründe, die stark genug sind, um eine unerschütterliche Grundlage der Sittlichkeit zu bilden: den Gedanken an seinen Schöpfer; die Ueberzeugung, daß das sittliche Urtheil, welches seine Vernunft naturgemäß abgibt, nicht nur sein Urtheil, sondern zugleich das Gesetz des Höchsten ist, ausgeprägt in seiner vernünftigen Natur; das Donnerwort der Gottheit: „Du sollst“, verbunden mit dem Bewußtsein, daß dieser Gesetzgeber zugleich der geheime Zeuge der Gesetzesbeobachtung ist, dereinst aber der unerbittliche Richter über dieselbe sein wird, daß er das Gute sowohl als das Böse lohnen wird auf eine Weise, die alles irdische Maß übersteigt. Freilich, auch dieses Wort der Gottheit läßt ihn frei — wie wäre auch Tugend möglich ohne Freiheit? — aber es ruft in seinem Herzen den stärksten Factor auf zum Wächter der Sittlichkeit, denselben, der ohne dasselbe ihr ärgster Feind sein würde: das Interesse, die Selbstliebe. Es zeigt ihm, daß sein wohlverstandenes Interesse nur darin liegen kann, der Gottesstimme in seiner Natur zu gehorchen, sollte er auch darum sein ganzes irdisches Lebensglück aufs Spiel zu setzen haben. So gibt sie der Sittlichkeit ein unerschütterliches Fundament. Da fallen alle Scheingründe, die Menschenwitz erfinden mag. Der religiöse Mensch wird, handelt er als solcher, seinem Gewissen nie erlauben, mit den Leidenschaften zu pactiren oder gar das Böse gut zu nennen; weiß er doch zu wohl, daß der höchste Gesetzgeber nie sein Placet dazu geben wird.

Man könnte einwenden: Aber hat denn thatsächlich die Religion diesen Einfluß auf die Sittlichkeit? Leben nicht viele trotz derselben ebenso unsittlich, wie andere ohne dieselbe? Das ist freilich der Fall; aber weshalb? Weil sie zwar religiöse Ueberzeugung haben, aber nicht gemäß derselben handeln. Die Religion läßt den Menschen ebensogut frei, wie Religionslosigkeit. Sie zwingt ihn nicht, sie gibt ihm nur Beweggründe der Sittlichkeit. Beherzigt er dieselben nicht, läßt er sich nicht von ihnen bewegen, so ist seine Moral eben thatsächlich religionslos und deshalb nicht viel besser als die Sittlichkeit dessen, der gar keine Religion besitzt. Je mehr Einfluß aber auf seine Handlungsweise er ihr gönnt, um so heilsamer wird derselbe sein.

Nur in Gott also findet alle Sittlichkeit des menschlichen Willens ihre naturgemäße Grundlage. Er, der Höchste, muß auch der höchste Beweg=

grund alles sittlichen Handelns sein. Wie könnte auch das Gute in etwas anderem seinen festen Grund finden, denn in ihm, „der allein gut ist“? Ja, es kann überhaupt nie die Sittlichkeit irgend eines Geschöpfes, auch der vollendetsten Geister, sich lediglich auf die eigene Natur gründen und ganz interesselos sein. Denn das Gute mag noch so starke Anziehungskraft auf ihren Willen ausüben, derselbe bleibt frei und kann mithin schwanken zwischen gut und böse. So lehrt uns auch die Offenbarung, daß selbst die höchsten Geister unter die Verpflichtung und die Sanction des Schöpfers gestellt wurden.

(Schluß folgt.)

J. Rieth S. J.

---

# Don Gabriel Garcia Moreno.

Dreizehn Jahre sind dahingegangen, seitdem Ecuadors bester Präsident ermordet wurde. Bei der großen Theilnahme, welche derselbe im Leben durch sein Ehrfurcht gebietendes Auftreten und sein bewunderungswürdiges Handeln, noch mehr aber durch sein tragisches Schicksal im Tode bei allen Edelgesinnten weit hinaus über die Heimat jenseits und diesseits des Oceans gefunden, hätte man glauben sollen, es würde in unseren biographiesüchtigen Tagen nicht eines Zeitraumes von zwölf Jahren bedürfen, bis in einer seiner würdigen Lebensbeschreibung ihm ein bleibendes Denkmal der Ehre und Anerkennung gesetzt worden wäre. Wohl hatte man es sich angelegen sein lassen, diesen christlichen Helden durch eine Reihe kleinerer Schriften und Abhandlungen in Prosa und Poesie sowohl unmittelbar nach seinem Falle als auch später noch zu feiern. Eine zuverlässige geschichtliche Schilderung dieses so merkwürdigen Mannes aber, welchen die Vorsehung auf dem Kamme der Cordilleren unter der Mittagslinie gleich einem hellstrahlenden Leuchtthurme hoch über den wilderregten Wogen des düster umnachteten Meeres unserer Zeitgeschichte aufgepflanzt hat, eine genaue Zusammenstellung wenigstens all der wichtigeren Ereignisse in diesem so thatenreichen, wechselvollen Leben wurde erst zu Ende des vorigen Jahres durch den hochw. Redemptoristenpater A. Berthe veröffentlicht [1]. Wenn die Mitbürger und Lebensgefährten Garcia

[1] Garcia Moreno, Président de l'Equateur, Vengeur et Martyr du droit chrétien. Par le R. P. A. Berthe de la Congrégation du T. S. Redempteur. 813 p. 8⁰. Paris, Retaux-Bray, 1887.

Moreno's, welche hierzu am meisten berufen waren und für welche dieses am ehesten eine Dankespflicht gewesen wäre, dieses zu thun unterlassen haben und wohl auch in Zukunft unterlassen werden, so befremdet dieses niemanden, welcher das Ecuadorianervölkchen durch jahrelangen Umgang genauer kennen zu lernen Gelegenheit fand. Ganz gewiß haben die Ecuadorianer ihren großen Landsmann nicht vergessen, sie sind ihm heute noch aufrichtig dankbar für all das Gute, welches er ihnen erwiesen. Doch das Schreiben von Büchern ist nicht ihre Sache, und auf genaue, zuverlässige Geschichte geben sie leider gar wenig. Zudem hat der Strudel politischer Umwälzungen, nach dem Sturze des Steuermanns, welcher allein der schwierigen Lage gewachsen war, alsbald wieder ihr Land in Elend über Elend gestürzt und den befähigteren Freunden Garcia Moreno's weder Zeit noch Ruhe gelassen, ihre Erinnerungen an ihn durch Aufschreiben der Vergessenheit zu entreißen. Für sie kann es fürwahr schon als Beweis großer Begeisterung gelten, wenn sie seither jedes Jahr seinen Todestag feierlich begingen und bei Gelegenheit der zehnten Gedächtnißfeier beschlossen, durch eine Schrift das Andenken an Garcia Moreno aufzufrischen [1].

Um so größere Anerkennung schulden wir P. Berthe, wenn er, obgleich dem Helden und dem Schauplatze, auf welchem dieser sich bewegte, ferne stehend, die Mühe nicht scheute, alle auf ihn bezüglichen Thatsachen sorgfältig zu sammeln, zu sichten und zu einem getreuen, wohlgelungenen Lebensbilde zusammenzufügen. Wir können seine Arbeit dem Inhalte und der Form nach für ausgezeichnet erklären.

Wir waren so glücklich, Garcia Moreno vier Jahre hindurch aus nächster Nähe und in den verschiedensten Verhältnissen zu beobachten, mit ihm häufig zu verkehren und über die mannigfaltigsten Gegenstände zu sprechen; wir sahen seine Schöpfungen und waren Zeugen seiner heroischen Anstrengungen und glänzenden Erfolge. Durch fünfjährigen Umgang mit Leuten aus allen Ständen der Republik und auf Reisen nach den verschiedensten Richtungen im Lande ward uns hinreichend Gelegenheit ge-

---

[1] Dieselbe wurde im Jahre darauf am 6. August (1886) ausgegeben unter dem Titel: Corona funebre consagrada á la memoria del excmo. Señor Doctor D. Gabriel Garcia Moreno. Quito, imprenta del clero. Sie enthält außer drei Lobreden und Gedichten einen kurzen Lebensabriß (Apuntes biográficos del gran magistrado Dr. D. G. Garcia Moreno) von Dr. Pablo Herrera. Derselbe ist nach der oben erwähnten Lebensbeschreibung das Beste, was wir über diesen Gegenstand kennen.

boten, um uns über Vergangenheit und Gegenwart zu unterrichten. Im letzten Jahre endlich unseres Aufenthaltes in Ecuador sahen wir das Gebahren der traurigen Schattenbilder Garcia Moreno's, seiner beiden Nachfolger in der Präsidentschaft, und fanden leider nur zu vielen Anlaß, Vergleiche zwischen „Ehedem“ und „Jetzt“ anzustellen. Alles dieses war geeignet, über den großen Mann uns ein zutreffendes Urtheil zu bilden und uns mit höchster Achtung, Verehrung und Bewunderung gegen ihn zu erfüllen. Wir müssen jedoch gestehen, die hohe Bedeutung dieses providentiellen Mannes kam uns erst bei Durchlesung des von P. Berthe verfaßten Werkes zum vollen Bewußtsein, indem wir zum erstenmale alle Ereignisse bis ins kleinste Detail in ihrem richtigen Zusammenhange lichtvoll uns vor die Seele treten sahen. Wir wurden dabei in der längst gehegten Ueberzeugung bestärkt, ein solches Lebensbild sei berufen, weithin anregend und veredelnd, erhebend und ermuthigend auf jedes katholische Herz zu wirken. Wenn die Vorsehung Garcia Moreno in so augenfälliger Weise auf den Leuchter gestellt hat, so will sie gewiß auch, daß das Licht, welches sie von ihm ausstrahlen ließ, in die weitesten Kreise dringe, alles erhellend und erwärmend. Wir wünschen daher, es möge das schöne Werk des P. Berthe überall Eingang finden und den Nutzen stiften, der ihm naturgemäß auf der Ferse folgen wird.

Doch „ignoti nulla cupido“ — „was man nicht kennt, das begehrt man nicht“. Um daher die Leser dieser Zeitschrift mehr für den großen Helden zu interessiren und sie zu veranlassen, eingehendere Belehrung über ihn aus P. Berthe's Lebensbeschreibung zu schöpfen, wollen wir im nachstehenden versuchen, ihnen einen annähernden Begriff von dem Reichthume und der Mannigfaltigkeit, von der anziehenden Fremdartigkeit und hohen Wichtigkeit dessen zu ermöglichen, was sich in dieser einen Persönlichkeit zusammendrängt. Denn davon dürften die wenigsten eine Ahnung haben.

Dr. Don Gabriel Garcia Moreno ward am Vorabend vor Weihnachten im Jahre 1821 zu Guayaquil geboren, wenige Tage bevor das Land durch die Einnahme von Quito für immer von Spanien losgerissen wurde. Seine Eltern waren Don Gabriel Garcia Gomez, ein Kaufmann, der 1793 von Altcastilien nach Südamerika übergesiedelt war, und Doña Mercedes Moreno aus Guayaquil. Beide stammten aus hochachtbaren Familien, waren tief religiös und von sittlich ernster Gesinnung. Zur Zeit der spanischen Herrschaft erfreute sich die Familie eines ansehnlichen Wohlstandes. Während der andauernden politischen Wirren zu Anfang

des Jahrhunderts gingen jedoch ihre Vermögensverhältnisse jäh abwärts. Als Gabriel, das achte Kind, geboren wurde, lebte sie bereits in großer Dürftigkeit. Dieser Umstand ist wichtig für dessen späteres Leben. Die harte Kost der Armuth während seiner ganzen Jugendzeit sollte ihn frühzeitig an jenes bescheidene und prunklose Leben gewöhnen, welches er zeitlebens beibehielt; es trug zweifelsohne auch dazu bei, seinem von Natur aus eisernen Charakter jene Stählung zu ertheilen, die er später bewies. Das wilde Wogen des Bürgerkrieges während seiner Kinderjahre hat ferner wohl nicht verfehlt, einen tiefen, bleibenden Eindruck in seinem Geiste zu hinterlassen und gegen ein derartiges Treiben ihn für immer einzunehmen. Kaum neun Jahre alt, wurde er, ohne Guayaquil zu verlassen, der Reihe nach Unterthan fünf verschiedener Herren. Bei der Geburt Spanier, 1822—1827 Bürger der großen Columbianischen Republik, gehörte er, als diese durch den Ehrgeiz einzelner Parteiführer und die widerstrebenden Sonderinteressen der verschiedenen Provinzen auseinandergesprengt wurde, sechs Monate lang der Miniaturrepublik Guayaquil an, die hernach von der Nachbarrepublik Peru verschlungen wurde; 1830 gelang es schließlich Ecuador, sich für immer als selbständiger, freier Staat zu constituiren und die wichtige Provinz Guayaquil wieder von Peru loszureißen. Weil das Haus seiner Eltern unmittelbar am Hafen lag, war es den feindlichen Geschossen in erster Linie ausgesetzt und wurde bei allen Erstürmungen der Stadt hart mitgenommen. Der Vater des kleinen Gabriel war indessen nie zu bewegen, dasselbe auch während des wildesten Kugelanpralles zu verlassen. Man sah ihn vielmehr vom Balkon herab den Gang des Kampfes mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit verfolgen. Jene stoische Unerschrockenheit in den höchsten Gefahren, jene kühne Verwegenheit in kritischen Momenten, durch welche Garcia Moreno später so oft seine Umgebung in Staunen versetzte, hatte er also von seinem Vater geerbt und durch die Erlebnisse seiner frühesten Jugend schon sich angewöhnen können.

Um das Jahr 1834 starb Don Gabriel Garcia Gomez. Damit kam neues, herbes Elend über die Familie, und die Wittwe Doña Mercedes befand sich mit ihren acht Kindern, fünf Söhnen und drei Töchtern, in verzweifelter Lage. War die Erziehung bei den ältesten vollendet, bei den mittleren der Vollendung nahe, so war sie bei dem lebendigen, aufgeweckten Gabriel erst in Angriff genommen. Auch er sollte, das stand bei ihr fest, ebenso wie die übrigen in allen Unterrichtsgegenständen sorgfältig ausgebildet werden; doch woher die Mittel dazu nehmen? Die

Vorsehung kam der armen Wittwe zu Hilfe, indem sie dem kleinen Gabriel in dem Mercedarierpater José Betancourt einen ausgezeichneten Lehrer, Erzieher und väterlichen Freund zuführte. Dieser gewann den talentvollen, lernbegierigen und gutgesitteten Knaben in kurzem lieb und mochte wohl ahnen, daß er zu Großem berufen sei; hatte er doch erfahren, wie er in wenig Monaten die ganze lateinische Grammatik verschlang.

Mit 15 Jahren sollte Gabriel nach Quito übersiedeln, wo allein für weitere Ausbildung sich Gelegenheit bot. Nur mit einem Empfehlungsbrief an die arme Schwester des P. Betancourt in der Hauptstadt versehen und von seinem Schutzengel begleitet, trat der Jüngling frohen Muthes die weite, damals sehr beschwerliche Reise an. Die brave Josefa nahm ihn freundlich auf und bereitete ihm ein dürftiges, aber mütterliches Unterkommen. Das erste Jahr widmete er noch dem Studium der Rhetorik und altclassischen Literatur. Wie im Fluge überholte der feurige und doch ernst angelegte Küstensohn alle seine Mitschüler, fast lauter „Bergländer" [1], und gewann sich die Liebe und Achtung seiner Lehrer in solchem Grade, daß sie ihm, dem eben angekommenen armen Fremdlinge, die Ueberwachung seiner Mitschüler außer der Schule übertrugen: ein Vertrauensposten, den er zur Befriedigung ebenso seiner Vorgesetzten wie seiner Kameraden zu verwalten wußte. Als er das Jahr darauf zum Studium der Philosophie überging [2], begann vor dem hellen, scharfen Auge des Jünglings der geistige Gesichtskreis auf einmal nach allen Seiten endlos sich zu erschließen. In dem Grade aber, als die Gefilde des menschlichen Wissens sich erweiterten, wuchs seine Begierde, sie alle zu umfassen und zu durchdringen. Bei seinem energischen Temperament entsprach diesem edeln Verlangen die That. Obgleich er neben der eigentlichen Philosophie dem Studium der Literatur und Poesie auch jetzt noch oblag, so vertiefte

---

[1] Die Bewohner der Hochebene nennt man zum Unterschiede von den Bewohnern des Küstenstriches „Cerranos".

[2] In Ecuador befolgte man damals, wie auch heute noch, die alte Studienordnung. Der Secundärunterricht vertheilte sich, abgesehen von der Religionslehre, auf sieben Jahre folgendermaßen:

Clase infima und media — lateinische und spanische Grammatik, Arithmetik, Geschichte, Geographie.

Clase suprema — Principien der Literatur und Poetik, Arithmetik, Geschichte, Geographie;

Clase de retórica — Beredsamkeit, Poesie, Literaturgeschichte;

Curso de filosofia, während dreier Jahre — Philosophie, Naturwissenschaft, Algebra, Geometrie und Trigonometrie.

er sich außerdem aus eigenem Antriebe in die Geschichte und widmete sich mit ganz besonderem Eifer der Mathematik. Zu ihrer strengen Methode erfaßte ihn eine solche Hinneigung, daß er während seiner ganzen Studienzeit mit ihr sich zu beschäftigen fortfuhr. Als im Jahre 1839 der ausgezeichnete französische Ingenieur Sebastian Wisse nach Quito gekommen war, ließ er sich von diesem sogar in den höhern Calcul einführen. Bei ihm suchte er sich auch mineralogische und geologische Kenntnisse zu erwerben und begleitete ihn auf seinen Forschungsreisen zu den Vulkanen Sangay und Pichincha [1]. Immer tiefer in seine Bücher sich vergrabend, fing er an, gleich einem Einsiedler abgeschlossen zu leben. Während es sonst bei den Quitensern Sitte ist, mit dem Niedergang der Sonne, 6 Uhr abends, Arbeit und Geschäfte beiseite zu legen, studirte Garcia Moreno beim matten Schein einer armseligen Talgkerze tief in die Nacht hinein und nahm früh morgens um 3 Uhr die Arbeit wieder auf, bis schließlich die Ueberanstrengung ihm ein böses Augenübel zuzog und Nervenüberreizung seine äußerst zähe Constitution ganz bedenklich zum Wanken brachte.

Bevor Garcia Moreno nach Vollendung des Philosophiekurses sich in eine der Facultäten der Universität aufnehmen lassen konnte, mußte er sich zu einer bestimmten Lebenslaufbahn entscheiden. Zu Anfang seiner philosophischen Studien hatte er eine solche Neigung zum clericalen Berufe gefühlt, daß er auf die Ermuthigung eines hochstehenden Geistlichen hin die niederen Weihen sich hatte verleihen lassen. Jetzt brachte ihn reiflichere Ueberlegung zur Wahl der Rechtspflege. Ob hierbei schon damals der Entschluß, sein Leben und seine Kräfte für Wahrheit und Recht, für Kirche und Vaterland, für die materielle, politische und kirchliche Hebung der Republik einzusetzen, ausschlaggebend war, läßt sich mit Sicherheit wohl nicht behaupten. Wahrscheinlich ist es in hohem Grade. Jedenfalls entsprach diese Wahl einem derartigen Ziele am besten, und wir sehen wenige Jahre später jenen hochherzigen Entschluß unverkennbar ihm als Leitstern bei allen seinen Bestrebungen und Handlungen voranleuchten. Im Jahre 1844 beschloß er die mit dem gewohnten Eifer gepflegten Rechtsstudien durch eine glänzende Doctorpromotion.

---

[1] Die Berichte des Herrn Wisse über diese Expeditionen wurden von der französischen Akademie der Wissenschaften in ihre „Comptes rendus“ (1853, tom. 36. p. 719 ss. und 1864, tom. 23. p. 26 ss.) aufgenommen, und es geschieht darin des jungen Garcia Moreno ehrenvolle Erwähnung. Diese interessanten Mittheilungen gingen in eine Reihe wissenschaftlicher Journale über.

Damit war die Studienlaufbahn beendet. Die von ihm eingehaltene Lebensweise war ganz dazu angethan, ihn von allen jenen Gefahren ferne zu halten, denen sonst alleinstehende, ganz auf sich angewiesene Studenten, zumal in einer so leichtlebigen, arbeitsscheuen Stadt, wie Quito, ausgesetzt sind. Sein tief religiöser Sinn und seine ernste Lebensauffassung hielten ihn überdies vor jugendlichen Verirrungen zurück, wozu ihn sein feurig heißes Blut sonst leicht hätte treiben können. Der Kampf blieb indessen auch ihm nicht ganz erspart; davon mag folgender charakteristische Zug Zeugniß ablegen. Als der redegewandte, stets schlagfertige junge Mann in immer weiteren Kreisen die Aufmerksamkeit erregt hatte und infolgedessen Eingang in die Salons der angesehensten Familien gefunden hatte und darin gern gesehen war, fing er allmählich an, diese Unterhaltungen liebzugewinnen. Doch kaum hatte er wahrgenommen, daß darunter seine Studien litten, so ließ er alsogleich sein ganzes Haupt glatt bis auf die Haut rasiren, um durch diese Verunstaltung nicht nur die Salons, sondern alle Welt sich zu verschließen, von dem ihn beschleichenden Uebel aber durch langen Zimmerarrest für alle Zeit gründlich sich zu curiren. Folgende Strophe aus einem seiner Gedichte in den letzten Studienjahren deutet gleichfalls auf eine andere Gefahr hin, die ihm sich genaht haben mag:

„Nach eurer holden Liebe, schöne Damen,<br>
Hüte ich mich zu begehren.<br>
Hinweg mit Freuden, deren Schmerzenssamen<br>
Nur der Seele Mark verzehren."

Alle jene Eigenschaften, welche Garcia Moreno in der Folge so groß machen sollten, begannen von frühester Kindheit an zu keimen und mehr und mehr sich zu entfalten, um bei unausgesetztem Wachsthume in Bälde schon zum gewaltigen, fruchtbeladenen Baume sich auszurecken, zu einem Baume, der nicht nur über ganz Ecuador sein Laubdach erfrischend, schirmend und segenspendend ausbreiten, sondern seinen erquickenden Balsamduft von der Höhe der Anden herab auch weit über die beiderseitigen Meere hin zu allen katholischen Völkern aussenden sollte. Schon während seiner Jugend flößte er Schülern und Lehrern Achtung ein durch die Seltenheit seines allseitigen Talentes, durch die Festigkeit, die Geradheit und den Ernst seines Charakters, durch sein zielbewußtes, unermüdliches Arbeiten, durch seine Erfolge. Mit klarem, durchdringendem Verstande, mit einem schnellen, aber sichern Urtheilsvermögen, mit einem Gedächt-

nisse von ebenso großer Empfänglichkeit als Treue [1], mit lebendiger, leicht erregbarer Einbildungskraft und mit einem Willen begabt, welcher zu großen und schweren Entschlüssen leicht sich entschied, um sie unbeugsam auszuführen, durch Eltern und religiöse Erzieher im Glauben tief gefestigt und zu echt christlichem Denken, Fühlen und Leben angeleitet, ließ er bis zu seinem letzten Athemzuge nicht ab, mit diesen herrlichen Gaben und Gnaden zu wuchern und so zu jenem Schaffen und Umgestalten durch getreue Mitwirkung sich zu befähigen, wozu ihn der Himmel bestimmt hatte.

Nur eine schwache Seite hatte Garcia Moreno; auch sie zeigte sich von frühester Jugend, mit ihr hatte er zu ringen bis zum letzten Jahre seines Lebens. Es war das jäh auflodernde Zornesfeuer und die stürmische, alles niederwerfende Heftigkeit seines Charakters, welche bei unerwartetem Widerstande und bei gemeiner Handlung leicht zum Ausbruch kamen. Schon während seiner Universitätsstudien ließ er sich dazu verleiten, einen Officier zum Duell herauszufordern. Als dieser dasselbe zwar unter den verabredeten Bedingungen angenommen, aber auf Verlangen seiner Vorgesetzten auf dem Platze zur bestimmten Zeit nicht erschienen war, eilte Garcia Moreno voll Entrüstung sofort in dessen Wohnung, warf ihm seine Feigheit heftig vor, versetzte ihm eine wuchtige Ohrfeige und entfernte sich, bevor der Beleidigte Zeit fand, aus seiner Ueberraschung herauszukommen. Es ist dies übrigens, soviel uns bekannt, die einzige grobe, unentschuldbare Verirrung, wozu ihn seine Heftigkeit hinriß. Wohl ließ er sich auch später noch zu Uebereilungen verleiten, diese waren aber durch die Umstände zu entschuldigen und bestanden in den letzten Jahren in nichts anderem als in heftiger Rede. Des öftern freilich konnte man seine großen, für gewöhnlich freundlich, fest und ruhig blickenden Augen plötzlich feurig aufblitzen sehen; die ihn erfassende Erregung wurde aber alsbald niedergehalten. Indessen ohne dieses natürliche Feuer wäre er wohl nicht zu Zeiten höchster Gefahr im Stande gewesen, seinen Feinden gegenüber mit jener raschen Entschlossenheit, jener Festigkeit und Kühnheit, mit jener alles fortreißenden Gewalt aufzutreten, durch welche allein er mehrmals im Stande war, sich und die Republik zu retten.

Sobald Garcia Moreno die ruhige Studienzeit hinter sich hatte, wandte er sich mit ganzer Seele dem bewegten öffentlichen Leben zu. Un=

---

[1] Einst wurde in seiner Gegenwart eine Stelle aus Tacitus vorgebracht. Er erhob Einsprache gegen deren Richtigkeit und sagte aus dem Gedächtniß den ganzen Text wörtlich her. Sofort lief man, den Autor selbst herbeizuholen, und siehe da, jedes Wort hatte er genau behalten.

erwartet schnell sollte es allen, die ihn kennen und schätzen gelernt hatten, klar werden, daß sie in ihm sich nicht getäuscht hatten. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Tagesereignisse den jungen Mann schon während seiner Studien oft veranlaßt hatten, über die traurige Lage seines heißgeliebten Vaterlandes reiflich nachzudenken und dementsprechende Entschlüsse für später zu fassen. Damals jedoch hielt er sich von allem ferne, was die ihm zunächst obliegenden Arbeiten stören konnte. Als ihn einst sein Freund und Studiengefährte Dr. Santur Urrutia aufforderte, eine Geschichte Ecuadors zu schreiben, gab er die kurze, aber bedeutungsvolle Antwort: „Es ist besser, sie zu machen.“ Damit begann er denn auch allen Ernstes sofort nach Abschluß seiner Studien.

1845 hatte der Präsident Juan José Flores durch Wahlintriguen, Mißregierung und Angriffe gegen den Clerus einen gerechten und allgemeinen Sturm gegen sich heraufbeschworen. Kaum hatte Garcia Moreno — erst 23 Jahre alt — der Bewegung sich angeschlossen, so lenkte er auch schon durch einen Handstreich, welchen er ebenso klug und geschickt ausgedacht hatte, als er ihn mit Hilfe seiner Kameraden rasch und kühn ausführte, die Augen aller auf sich. Gleich nachdem Flores im Juni 1845 zur Abdankung gezwungen worden war, warf die provisorische Regierung ihre Blicke auf ihn, als es sich darum handelte, eine geeignete Person ausfindig zu machen, um bei den bereits hart mitgenommenen Bürgern eine Zwangscontribution einzutreiben. Flores hatte nämlich überviel Schulden, die Staatskasse jedoch völlig leer zurückgelassen; ohne Geld zur Verfügung zu haben, konnte sich die provisorische Regierung aber nicht behaupten. Garcia Moreno verstand es, dieser ebenso heiklen als unangenehmen Aufgabe sich zur vollsten Zufriedenheit aller zu entledigen. Für Flores, der ins Exil geschickt worden war, ergriff Roca zu Anfang des Jahres 1846 die Zügel der Regierung. Dieser, ein reicher Kaufmann, hatte es verstanden, die Stimmen zu kaufen und durch Geld Olmeda, den Candidaten aller Gutgesinnten, aus dem Felde zu schlagen. Garcia Moreno, empört über diese elende Corruption, griff zur Feder, der einzigen verfügbaren Waffe, und gründete ein politisches Blatt unter dem Titel: „El Zurriago“ (Die Geißel). In Artikeln voll der Satire und des beißendsten Witzes geißelte er in gebundener und ungebundener Rede seine feilen Mitbürger und die ungesetzlichen Handlungen des Präsidenten. Die Nummern durchflogen alle Provinzen und Städte. Alles staunte, weniger über die Sprache voll Geist, Kraft und zündendem Feuer, als über die bisher unerhörte Unerschrockenheit und Kühnheit, mit

welcher der junge Literat es wagte, von der Preßfreiheit Gebrauch zu machen, um jede Art von öffentlichem Unrecht bei hoch und nieder erbarmungslos an den Pranger zu stellen. Es dauerte nicht lange, so ließ ihm die Regierung mit Verfolgung und Exportation drohen. Weit entfernt, dadurch sich einschüchtern zu lassen, machte er von seinem Rechte als Republikaner nur noch ausgiebigern Gebrauch. Er wollte allen klar zeigen, daß er nicht umsonst die Gesetze des Landes studirt habe und wohl wisse, wie weit er gehen könne und dürfe. Wirklich gelang es ihm, Roca in die Enge zu treiben und das Land gegen dessen fernere kaufmännischen Operationen zu schützen. Nach den Gepflogenheiten der dortigen republikanischen Regierungen hätte indessen dieser Kampf doch mit seiner Exportation geendigt, wäre es ihm nicht vergönnt gewesen, seine spitze Feder gegen einen andern Feind zu kehren.

Drei Monate hatte dieser Federkrieg gedauert, da bedrohte plötzlich der Expräsident Flores die ecuadorianische Republik mit Invasion. Dank der Unterstützung von seiten der spanischen Königin Christina und des englischen Premierministers Lord Palmerston ging er damit um, eine kleine Kriegsflotte auszurüsten. Garcia Moreno durchschaute sofort die ganze Gefahr, welche nicht nur Ecuador, sondern all den jungen spanischen Republiken drohte. Sein neues Blatt „El Vengador" (Der Rächer) schlug mächtig Alarm und rüttelte seine Mitbürger bis hinauf zum Präsidenten und all die Nachbarstaaten von Venezuela bis hinab nach Chile zu schnellem gemeinsamen Handeln auf. Roca sah sich jetzt genöthigt, den unbequemen, verhaßten jungen Bußprediger als mächtigen Helfer zu gebrauchen gegen die immer noch mächtige Partei des Flores im Lande, zumal in Guayaquil, der Vaterstadt beider. In kurzer Frist war die ganze West- und Nordküste Südamerika's gegen den „Verräther" zum Kampfe einig und gerüstet. Das wirkte. Das spanische und das englische Kabinet begannen mit Recht zu fürchten, ihr Geld umsonst an Flores zu vergeuden, und zogen sich von ihm schleunig zurück. Nach Beseitigung der Gefahr bot die Regierung Garcia Moreno eine Summe Geldes an, um ihm ihre Anerkennung für seine Verdienste zu bezeugen. Er aber wies dasselbe ab; er wollte sich die Freiheit der Action der Regierung gegenüber für die Zukunft nicht verkümmern lassen und sah wohl die baldige Nothwendigkeit seines abermaligen Angriffes voraus.

In der That, kaum war die Gefahr von außen beschworen, da begann der tolle Tanz bald wieder im Innern. Garcia war aber sofort bereit, dazu die schrille Pfeife in seinem Blatte: „El Diablo" (Der Teufel)

ertönen zu lassen, um wenigstens durch seine wirksamen Melodien das Uebermaß der Ausschreitungen zu beschränken.

Den unmittelbaren Zweck seiner literarischen Thätigkeit hat Garcia Moreno vollauf erreicht; die fernerliegende Absicht aber, seine Mitbürger politisch selbständig zu machen, wollte ihm nicht glücken. Sie erwiesen sich zum gesetzlichen Kampfe für die ihnen eidlich gewährleistete Freiheit und zur Benützung der durch die Constitution ihnen verbrieften Rechte noch nicht reif. Er beschloß daher, sie einstweilen den Schlägen und Plackereien ihrer ehrgeizigen Demagogen noch zu überlassen, in der sichern Erwartung, diese würden sie wohl bald mürber und seinen wohlgemeinten Rathschlägen geneigter machen. Um sich selbst aber unterdessen für den spätern Kampf besser zu rüsten, unternahm er eine Reise nach Europa in Begleitung seines Bruders Don Pedro Pablo.

Die eben skizzirte Thätigkeit stellte an seine Arbeitskraft, wenn man bedenkt, daß er bei Herausgabe seiner Blätter einzig allein nur auf sich und seine Feder angewiesen war, gewiß hohe Anforderungen. Für seine herkulische Spannkraft war dieses jedoch lange nicht genug. Gleichzeitig wußte er noch nach anderen Seiten hin eine Thätigkeit zu entfalten, die jede für sich einen Mann erfordert hätte. Nachdem er im Jahre 1846 zum Consejero Municipal (Stadtrath) von Quito ernannt worden war, arbeitete er rastlos und erfolgreich daran, die Einkünfte der Stadt zu regeln und zu heben und eine rationellere Verwerthung derselben einzuführen; auch brachte er eine volle Umgestaltung ins Polizeiwesen und in die gesammte innere Verwaltung. Er wußte, und das ist geradezu unglaublich, neben alledem aber auch noch die Zeit zu finden, um unter Leitung und Ueberwachung zweier der ausgezeichnetsten Advokaten Ecuadors die zur Erlangung der Investitur in die praktische Rechtspflege vorgeschriebenen Probejahre zu absolviren.

In den von ihm während dieser Zeit übernommenen Vertheidigungen von angestrittenen Rechtsansprüchen legte er die herrlichsten Proben ab von Talent und Gewandtheit, von feinstem Gerechtigkeitssinn, von Nächstenliebe und Seelengröße. Wie er in einer spätern Schrift von sich selbst bezeugt, war es für ihn von Natur aus ein wahres Herzensbedürfniß, dem unrecht Angegriffenen beizuspringen, zumal wenn er ihn hilflos sah, und empörte es ihn, andere an unrecht Verfolgten gleichgiltig vorübergehen zu sehen. Er nahm sich deshalb mit Vorliebe der Armen an; nie wies er die Vertheidigung eines Armen ab, nie nahm er von einem Armen Bezahlung. Nichts konnte ihn dazu bewegen, eine ungerechte Sache

zu vertheidigen. Als der Präsident des Gerichtshofes ihn einst einem Mörder als Rechtsbeistand zuweisen wollte, schlug er dieses Ansinnen energisch mit den Worten ab: „Seien Sie versichert, Herr Präsident, es wäre mir leichter, einen Mord zu begehen, als einen Mörder zu vertheidigen.“ Bevor er einen Proceß annahm, suchte er sich vorher von dessen Gerechtigkeit zu überzeugen. Sobald er ihn aber angenommen, trat er auch mit dem ganzen Feuer seiner Seele für ihn ein, bis er ihm zum Sieg verholfen hatte. Bald erkannte man, wie seine Plaidoyers auffallend von denjenigen seiner Collegen abstachen. Feind jeder hohlen Phrase, gestaltete er seine Reden kurz und bündig; seine Raisonnements waren durchsichtig und klar, voll einschneidender Kraft und hinreißender Wärme. Kein Wunder, wenn er schon in seiner Probezeit sich den Ruf des ersten Advokaten im Lande erwarb. Damit stimmt auch das eidliche officielle Zeugniß überein, welches ihm Dr. Joaquin Enriquez am Ende derselben (1848) ausstellte. Die „Apuntes“ veröffentlichten den vollständigen Wortlaut des in seiner Art gewiß einzig dastehenden Schriftstückes, P. Berthe theilt das Wesentliche desselben in französischer Uebersetzung mit.

Diese kurze praktische Advokatenthätigkeit — später trat er unseres Wissens als Advokat nie mehr öffentlich auf — hatte für die Zukunft die weittragendste Bedeutung. Sie brachte ihm die Grundübel, an welchen das Gesetzeswesen und die Rechtspflege Ecuadors jämmerlich krankte, zum klaren Bewußtsein. Wie alle südamerikanischen Republiken ihrem Princip und Fundamente nach nur zahme Nachbildungen der ersten französischen Republik waren, so basirte auch ihr Gesetzescodex nur auf den absoluten Menschenrechten im Sinne der überseeischen Gottesläugner. Das Naturrecht und das canonische Recht betrachteten die eben erst erwachten Republikaner als längst überwundenen Wahn. Weder das eine noch das andere durfte an der Universität gelehrt werden. Da das souveräne Volk den von republikanischer Freiheit trunkenen Juristen als die einzige Gesetzesquelle galt, bestand alles und jedes Recht nur insofern, als es durch Beschluß der Volksvertreter in das Gesetzbuch eingetragen wurde. Nun hatten aber die schnell sich folgenden Congresse ein ganz merkwürdiges Gemisch von Gesetzen zu Stande gebracht, die unter sich im Widerspruche standen und den wahren Grundansichten des eigentlichen ecuadorianischen Volkes schnurstracks zuwiderliefen. Denn dieses war und blieb trotz aller politischen Umwälzungen durch und durch christlich, durch und durch katholisch und religiös. Die Gesetze aber waren zum großen Theil unchristlich, unkatholisch und irreligiös. Logisch folgerichtig, wie im Denken,

so im Handeln, konnte Garcia Moreno diese unheilvolle Inconsequenz nicht lange übersehen und ihr gegenüber gleichgiltig bleiben. Es war besonders ein Rechtsfall, der ihn zwang, diesem Rechtswirrwarr aus nächster Nähe ins Antlitz zu schauen, und ihn bewog, für immer mit Abscheu von ihm sich abzuwenden. Auf Grund des Gesetzes, welches den Recurs der Cleriker an die Staatsgewalt gegen den Bischof sanctionirte, hatte er die Vertheidigung eines suspendirten Priesters übernommen, welchen er für unschuldig verurtheilt glaubte. Nachdem er ein Jahr für ihn gearbeitet hatte, fand er, daß sein Client ihn zu täuschen gewußt hatte, und war froh, darin einen ausreichenden Grund zu finden, um von einem Processe sich loszusagen, der, je länger er sich hingezogen hatte, um so peinlicher für sein katholisches Gefühl sich gestaltete. Von jener Zeit stand es bei ihm unerschütterlich fest, fortan mit aller Kraft auf eine consequente Reform des Gesetzbuches in republikanischem Sinne, aber auf katholischer Grundlage, hinzuwirken. Damit beginnt eine andere Art seiner Kämpfe, die nach außen zwar weniger glänzte, ihm aber doch nicht geringere Anstrengung, Geduld und kluge Umsicht auferlegte, als die Reform der äußern Staatsverwaltung. Doch kehren wir jetzt zur Reise zurück.

Es duldete Garcia Moreno nicht über ein Jahr in Europa. Er verbrachte die meiste Zeit in Frankreich, besuchte England und Deutschland (die Rheingegenden). 1851 kehrte er heim. In Panama führte ihn die Vorsehung mit Jesuiten zusammen, die, in brutaler Weise aus Neugranada ausgewiesen, gerade im Begriffe standen, nach Europa sich einzuschiffen. Er ergriff mit beiden Händen die dargebotene Gelegenheit, diese verfolgten Ordensmänner seinem Vaterlande zuzuführen. Denselben Dampfer, der Garcia Moreno und die Jesuiten trug, hatte aber auch der neugranadensische General Obando, ein eingefleischter Jesuitenfresser, bestiegen. Er hatte von seinem Präsidenten den Auftrag erhalten, bei der Regierung in Ecuador darauf hinzuwirken, daß dieselbe allen vertriebenen Jesuiten den Zutritt verweigere. Seit der Aufhebung des Ordens hatten dieselben in Ecuador keine Niederlassung mehr gehabt. Garcia Moreno wußte aus Obando den Zweck seiner Reise bald herauszulocken und ergriff darnach seine Maßregeln. Durch schnelles, entschlossenes und energisches Handeln gelang es ihm, von Noboa, dem jetzigen Präsidenten, der gerade in Guayaquil weilte, die schriftliche Zusage zur Einführung der Jesuiten in Quito zu erlangen, bevor Obando dem Präsidenten seine erste Aufwartung machen konnte. Von nun an betrachtete sich Garcia

Moreno als Anwalt und Schirmherrn der Jesuiten und lud sich damit eine Arbeit auf, deren vollen Umfang er anfangs wohl nicht geahnt haben mag. Es dauerte nicht lange, da begann gegen sie unter Antrieb und Unterstützung der gereizten Nachbarregierung ein gemeinsamer, wilder Sturmlauf aller Radikalen und Liberalen. Garcia Moreno übernahm sofort die Gegenagitation und brachte durch seine meisterhafte Streitschrift „Defensa de los Jesuitas“ alle ihre Feinde zum Schweigen. Das erboste den charakterlosen, intriguanten General Urbina. Eben erst hatte dieser Noboa auf den Präsidentenstuhl erhoben, und nun sollte er mitansehen, wie Garcia Moreno seinen Strohmann ins Schlepptau nahm. Das war ihm zu viel. Er stürzte also den Präsidenten auf hinterlistige, gemeine Weise und bemächtigte sich am 17. Juli 1851 der Regierung. Eine seiner ersten Actionen als Präsident galt den Jesuiten. Er warf sie mit barbarischer Roheit zum Lande hinaus. Mit Gewalt hatte er die Regierung angetreten, durch Gewalt, gestützt auf seine Soldaten, wollte er sich dieselbe erhalten und alles niedertreten, was sich ihm widersetzte. Garcia Moreno war nicht der Mann, durch solche Argumente sich beeinflussen zu lassen und auch nur einen Augenblick derartigen Vorgängen ruhig zuzusehen. Sofort nahm er den Kampf durch eine Wochenschrift, „La Nacion“, mit dem Usurpator und Dictator auf. Als die dritte Nummer erschienen war, decretirte Urbina kurzer Hand seine gewaltsame Deportation. Kaum gefangen genommen und von bewaffneter Escorte zum Hafen geführt, entwischte er seinen Wächtern. Er erschien insgeheim in Quito und Guayaquil, um zu sehen, ob er nicht Mittel und Wege finde, dem Verbannungsdecrete zum Trotz den legalen Kampf im Lande selbst weiterzuführen. Doch seine Gesinnungsgenossen waren zu schwach, um ihm den nöthigen Rückhalt zu gewähren, und so schiffte er sich freiwillig nach Peru ein.

Kurz darauf wählten ihn die Conservativen in Guayaquil zum Senator für den Congreß: ein Beweis, wie sehr die durch ihn gebildete und organisirte Partei an Muth und Selbstvertrauen doch schon gewonnen hatte. Als Senator war er durch die Constitution jeder Verfolgung und gerichtlichen Belangung entzogen. Er beschloß daher, zurückzukommen, obwohl er voraussah, was geschehen würde und thatsächlich geschah. Aber es lag ihm daran, so wenigstens Urbina Gelegenheit zu einem neuen Constitutionsbruche zu geben und ihn dadurch in den Augen aller rechtlich gesinnten Congreßmitglieder herabzusetzen. Kaum hatte er den ecuadorianischen Boden betreten, so wurde er wie ein gemeiner Vaga=

bund eingesperrt und dann auf einem Kriegsschiff nach Payta in Peru deportirt. Dort sah er sich nach wenig Wochen genöthigt, zur Selbstvertheidigung die Schrift „La Verdad à mis calumniadores“ zu veröffentlichen. Die Regierung hatte nämlich die Publikation einer Reihe von Schmähartikeln gegen ihn in ihrem Organe „La Democracia“ veranlaßt, um ihm während seiner Abwesenheit durch gemeine Verleumdung sein Prestige zu nehmen. In Payta verblieb er nur kurze Zeit. Er begab sich wieder nach Paris, um sich in einem Alter von 32 Jahren mit dem brennenden Eifer und der eisernen Zähigkeit seiner Jugend an das Studiren zu machen. Er schrieb einem Freunde hierüber: „Ich studire täglich 16 Stunden, und wenn der Tag 48 Stunden hätte, würde ich 40 Stunden den Studien widmen.“ Er betrieb an erster Stelle die Naturwissenschaften und bevorzugte unter diesen die Chemie. Daneben vertiefte er sich in das Studium der bändereichen Universalgeschichte der katholischen Kirche Rohrbachers, suchte sich über alle neueren Fortschritte in Wissenschaft und Technik zu orientiren, prüfte das Bildungswesen an den zahlreichen Anstalten der französischen Hauptstadt und verfolgte aufmerksam alle politischen Regungen auf dem europäischen Continent. Daß über dieser aufreibenden, seinen Geist vollauf beschäftigenden Arbeit die Hauptsache in der Vorbereitung für eine gesegnete spätere Wirksamkeit nicht zu kurz komme, wußte die Vorsehung durch einen scheinbar ganz unbedeutenden Vorfall zu veranlassen. Als er eines Tages mit einigen seiner Landsleute einen Spaziergang machte und er ihnen gegenüber die Religion in Schutz nahm, wies einer derselben spöttisch darauf hin, daß er zwar für die Religion mit Worten gut eintrete, sie durch Thaten jedoch wenig zu üben scheine. Es fiel ihm diese Inconsequenz plötzlich centnerschwer aufs Herz. Er trennte sich sofort von der Gesellschaft, beichtete noch an demselben Abende und nahm von dieser Stunde an die Erfüllung der religiösen Pflichten, die er indessen nie vollständig aufgegeben hatte, wieder mit dem Eifer und der Gewissenhaftigkeit seiner Jugend auf, um darin bis zum Tode zu verharren und zu wachsen.

Nun stand Garcia Moreno in kräftigem Mannesalter ringsum gewappnet und nach allen Seiten hin gerüstet da, um den Riesenkampf, dessen Plan seinem Geiste längst klar vorschwebte, den er durch wohlangebrachte Vorgefechte seit Jahren eingeleitet hatte, mit vollem Nachdruck aufzunehmen. Das ganze bisherige Leben kann in der That als eine fortwährende wohlberechnete Vorbereitung zu diesem Kampfe angesehen werden, das nachfolgende sollte ganz in der glorreichen Ausführung auf-

gehen. Letzteres bildet eine so lange Kette glänzender Heldenthaten voll der größten Mannigfaltigkeit und Bedeutung, daß es leider unmöglich ist, sie alle der Reihe nach wie die bisherigen Erlebnisse in dieser kurzen Skizze zu verfolgen und darzulegen. Wir müssen uns darauf beschränken, durch Hervorhebung des Wichtigern den Gang der Ereignisse im allgemeinen dem Leser vorzuführen. Wenn wir bei Einzelheiten aus der ersten Lebenshälfte mit größerer Ausführlichkeit verweilten, so geschah es, weil nach unserer Meinung in ihr der Schwerpunkt der persönlichen Größe unseres Helden liegt, dieses aber im blendenden Glanze der späteren Vorkommnisse leicht übersehen wird. Nur deshalb konnte Garcia Moreno sich in der zweiten Lebenshälfte in so bewunderungswürdiger Größe zeigen, weil er in der ersten mit der sichtlichen Hilfe des Himmels und unter beständiger Hingabe an die Leitung der Vorsehung jene Größe durch sein heldenmüthiges Streben und Arbeiten aus und durch sich allein sich selbst zu geben verstanden hatte. Belisario Peña singt von ihm mit Recht:

„Nació para Señor: con altiveza
De Rey, pudo imperar desde la cuna;
Nada á nadie debio ni á la fortuna,
Y á su ambicion sobró su fortaleza.“

Der zweite Lebensabschnitt umfaßt zwei Perioden, die, obwohl sie derselben Grundidee Ausdruck verleihen, doch ganz verschiedene Gestaltung annehmen. In der ersten erkämpft Garcia Moreno in legaler Weise den Sturz des bisherigen traurigen Regierungssystems. Sie enthält den interessantesten Abschnitt seines Lebens voll verwegener Heldenstücke, welche den kühnsten Ritterthaten des Mittelalters nichts nachgeben. Die zweite Periode verläuft ruhiger und gleichmäßig und ist dem Auf- und Ausbau der christlichen Republik gewidmet.

Als der Congreß von 1856 die Amnestie aller politischen Verbannten durchgesetzt hatte, kehrte Garcia Moreno nach Ecuador zurück. Die Hauptstadt des Landes beeilte sich, den eben Heimgekommenen durch die Wahl zum ersten Alcalden (Vorsitzender des Stadtrathes) und zum Rector der Universität zu ehren. An letzterer errichtete er sofort ein kleines chemisches Laboratorium und hielt chemische Vorlesungen. Dem Congreß von 1857 unterbreitete er ein wohl durchgearbeitetes Project zur Reorganisation des gesammten Unterrichtswesens, konnte aber damit gegen die Regierung und ihre vielen Anhänger nicht durchdringen. In demselben Congreß wandte er sich mit feuriger Beredsamkeit gegen die Fehler und Gesetzesüberschrei-

tungen des Präsidenten, General Robles, einer Strohpuppe des Expräsidenten Urbina; mit einer geradezu vernichtenden Kraft griff er die Freimaurerlogen an, die im Lande immer mehr um sich griffen. Da es für die Durchführung seiner Ideen vor allem darauf ankam, die conservativen Elemente im Lande, welche weitaus überwogen, zu einer geschlossenen starken Partei zu sammeln, gründete er anfangs 1858 im Vereine mit tüchtigen Gesinnungsgenossen das conservative Blatt „La Union nacional“. Schon am Ende desselben Jahres war es ihm dadurch gelungen, die Regierung völlig lahmzulegen. In den Kammersitzungen zeigte es sich nämlich, daß er über die Mehrzahl der Stimmen verfüge. Die verblüffte Regierung wußte sich nicht anders zu helfen, als daß sie ihren Getreuen verbot, weiter an den Sitzungen theilzunehmen, um so die Kammer durch Stimmenmangel beschlußunfähig zu machen und damit zu sprengen. Dadurch erregte sie jedoch eine allgemeine Entrüstung gegen sich im ganzen Lande. Wie gereizte Tiger beschlossen nun Robles und Urbina, wieder ihre wilden „Tauras“ — so hießen ihre Leibgarden — loszulassen und durch Verbannung und gemeine Hinrichtung der ehrenwerthesten Männer allenthalben Furcht einzujagen. Doch die früheren Zeiten waren vorüber. Der Ruf nach kräftiger Abwehr erscholl aus dem ganzen Lande, der Ausbruch des Bürgerkrieges war nicht mehr zu verhindern. Um die Erregung übervoll zu machen, goß noch die Regierung Peru's Oel ins Feuer. Ihr Präsident rüstete sich zum Krieg, um Ecuador einen Theil seines Landes zu entreißen. Nach Rücksprache mit seinen Freunden flog Garcia Moreno nach Guayaquil, an den gefährlichsten Posten, woselbst auch Robles inmitten seiner Armee sich befand, um auch dort die Bewegung ins richtige Geleise zu bringen.

Am 1. Mai 1859 begann in Quito der Bürgerkrieg. Die hervorragendsten Bürger der Provinz erklärten Robles für abgesetzt und setzten eine provisorische Regierung aus 6 Mitgliedern ein, mit Garcia an der Spitze. Die Mehrzahl der Provinzen erkannte diese freudig an. Garcia Moreno eilte auf abgelegenen Wegen der Hauptstadt zu. Das Schwierigste sollte jetzt erst beginnen, da sein wohlausgedachter Plan, Robles sofort beim Ausbruch der Revolution in Quito ohne alles Blutvergießen in Guayaquil festzunehmen, mißlungen war. Die Absetzungserklärung der Regierung im Hochlande durchzusetzen, war leicht gewesen; die Regierung aber thatsächlich abzusetzen, konnte jetzt erst nach hartem Kampfe gelingen, denn sie war im Besitz fast aller Truppen des Landes. Die provisorische Regierung ernannte Garcia Moreno zum Oberbefehlshaber und Leiter der

militärischen Operationen und verlieh ihm alle dazu nöthigen Vollmachten, leider aber keine geschulten Truppen. Soldaten mußte er sich erst aus dem Boden stampfen. Mit allzu viel Feuer und Verwegenheit wagte er es, voreilig mit seinen im Waffenhandwerk ungeübten, meist jungen Leuten gegen die 1500 kampfgeübten Veteranen Urbina's in wohlverschanzter Stellung bei Tumbuco vorzugehen. Nach sechsstündigem heißen Kampfe war er trotz der Wunder der Tapferkeit von seiten der Officiere und der Soldaten vollständig geschlagen und der größte Theil seiner Truppen vernichtet. Nur einem ganz besondern Schutze seines Engels hatte er es zu danken, daß er überhaupt mit dem Leben davonkam: zwanzigmal schwebte er in augenscheinlichster Todesgefahr. Die Vorsehung ertheilte ihm durch diesen unglücklichen Ausgang seiner ersten Kriegsoperation eine ernste Warnung vor künftigen Uebereilungen und belehrte ihn, daß Begeisterung, persönlicher Muth und Tapferkeit allein für den Sieg keine sichere Gewähr bieten.

Die Lage war jetzt über alle Maßen kritisch. Ein Theil der Provinzen fiel sofort von der provisorischen Regierung ab; die peruanische Kriegsflotte erschien vor Guayaquil, um diesen Hafen, der von General Franco vertheidigt wurde, zu blokiren; Urbina marschirte mit seiner siegreichen Armee gegen die inneren Provinzen vor. Wohl jeder andere als Garcia Moreno hätte die Lage für verloren gegeben. Er aber eilte schnell nach Quito, um den sinkenden Muth der nördlichen Provinzen zu heben und seine Collegen zum Widerstande ohne Ergebung zu bestimmen. Nach gemeinsamer Berathung sollte er sich sofort nach Peru verfügen, um mit dem Präsidenten Castilla wegen der Blokade Guayaquils und der Absetzung von Robles zu verhandeln; unterdessen sollten die übrigen Mitglieder der Regierung Urbina so lange als möglich hinhalten. Beides gelang schlecht. Letzterer trieb die provisorische Regierung in Eilmärschen bis an die nördlichste Grenze. Dort capitulirte, wie verabredet worden, ein Theil der Mitglieder, indessen der andere Theil die Grenze überschritt und auf neugranadensischem Boden Truppen für die Fortsetzung des Krieges warb. Garcia Moreno wurde zwar von Castilla mit Ehrenbezeugungen überhäuft, konnte diesen aber zu keiner ernstlichen Verhandlung bewegen. Er begab sich deshalb direct vor Guayaquil und verhandelte von Bord eines peruanischen Kriegsschiffes mit Franco, dem Commandanten des Hafens. Doch auch dieser spielte den Galanten, ließ sich aber nicht darauf ein, gemeinsam mit der provisorischen Regierung gegen Robles und Urbina vorzugehen. Er führte, wie es sich alsbald zeigte, ganz andere Dinge

im Schilde. Er steckte mit Castilla unter einer Decke und wollte mit dessen Hilfe sich selbst zum Präsidenten von Ecuador machen. Wenige Wochen später lieferte er einen Theil Ecuadors wirklich an Peru ab und erklärte sich unter dem Schutze der peruanischen Flotte zum Präsidenten der Küstenprovinzen.

Bei dieser unerwarteten Hiobspost begaben sich Robles und Urbina sofort auf den Weg nach Guayaquil. Carvajal aber, welcher in Neugranada Truppen geworben, rückte sammt den übrigen Mitgliedern der provisorischen Regierung wieder nach Quito, stürmte dort die Kasernen und zwang den Rest der Armee Urbina's zur Uebergabe. So kam es, daß auf einmal die beiden verhaßten Dictatoren zwischen zwei Stühlen saßen ohne Truppen, ohne jeden Halt im Lande. Sie beschlossen daher, Ecuador den Rücken zu kehren und in Peru vorerst das Weitere abzuwarten. Die provisorische Regierung constituirte sich aufs neue. Sie hatte es jetzt mit Franco zu thun, welcher an Hinterlist, Ehrgeiz und Gemeinheit Urbina um nichts nachstand. Garcia Moreno sollte wieder die Kriegsoperationen gegen ihn übernehmen. Wohl verfügte er jetzt über mehr und bessere Streitkräfte, doch die urbinischen Mannschaften waren unzuverlässig und auch sein Gegner war durch die peruanischen Hilfstruppen kräftiger geworden. Durch die erste Schlappe gewitzigt, verlegte er sich zunächst Tag und Nacht mit erfinderischem Geschick auf eine bessere Ausrüstung seiner Armee, sowie auf die Einübung und Disciplinirung seiner Soldaten. Bevor es züm Blutvergießen kommen sollte, wollte er alle Mittel zur friedlichen Beilegung der Wirren versuchen. Er verhandelte noch einmal mit Castilla in Payta und nachher, trotz alles innerlichen Widerstrebens, mit dem Verräther Franco. Er ging soweit in der Verläugnung seiner selbst, daß er diesem das Anerbieten machte, selbst von der Regierung ganz zurückzutreten und ihm den Oberbefehl über die Truppen des Landes zu verschaffen, wenn er die Regierung in Quito anerkenne und in die Wahl des unintereſſirten Espantoso zum künftigen Präsidenten der Republik einwillige. Als alles umsonst war, beschloß er, nach gemeinsamer Berathung mit seinen Collegen in Quito, den offenen Krieg aufzunehmen. Auf seiner Rückreise hielt er bei allen am Wege liegenden Truppen Musterung ab. Dabei geschah es jedoch, daß in Riobamba seine eigenen Mannschaften, durch Sendlinge Franco's erkauft, meuterten und ihn nachts gefangen nahmen: wenn er sich Franco nicht ergebe, sollte er des andern Tages standrechtlich erschossen werden. Nachdem er sich für alle Fälle kurz auf den Tod vorbereitet hatte, unternahm er einen Fluchtversuch, der

auch glücklich gelang. In Eile hatte er 14 zuverlässige Soldaten um sich geschaart und überfiel mit denselben die Meuterer noch während derselben Nacht. Bevor der Morgen graute, hatte er alle Officiere der Aufständischen gefangen genommen und die Rädelsführer erschießen lassen. Dieser Zufall kam insofern sehr glücklich, als er ihn bei Zeiten über die Unzuverlässigkeit der urbinischen Mannschaften aufklärte und ihn die richtigen Maßregeln ergreifen ließ, um einer fernern ausgedehntern Meuterei vorzubeugen.

Nach den Berathungen in Quito versuchte Garcia Moreno noch einmal den Weg diplomatischer Verhandlungen mit Castilla und Franco. Als diese mit der Beschimpfung des Gesandten der provisorischen Regierung endeten, rückte er an der Spitze seiner wohlgeübten und gut ausgerüsteten Armee gegen den Feind. Nach einer siegreichen Schlacht bei Guaranda gelang es ihm, in wenigen Tagen die Provinzen Cuenca und Loja von den Truppen Franco's zu säubern und diese alle nach Guayaquil und an den Fluß Guayas zurückzuwerfen. Nun galt es, zur Stürmung von Guayaquil vorzugehen, eine Aufgabe, welche bisher für Landtruppen als unausführbar gegolten. Er aber war fest entschlossen, dieses Wagestück zu vollbringen. Vorher jedoch wollte er sehen, ob vielleicht die errungenen Erfolge jetzt seinen Gegner nachgiebiger gemacht hätten, und trat unter Betheiligung und Vermittlung der Vertreter der auswärtigen Mächte nochmals in Verhandlungen mit Franco. Er offenbarte dabei wieder eine Selbstverläugnung und Aufopferung aller seiner persönlichen Interessen, welche ihn in unseren Augen mehr ehrt als der spätere glorreiche Sieg. Während Castilla anfing, einzusehen, daß Garcia Moreno moralisch schon längst in den Augen aller rechtlich Gesinnten gesiegt und das ganze Land wie die auswärtigen Gesandten für sich gewonnen habe, und deshalb von Franco, seinem Schützling, sich trennte, verharrte dieser hartnäckig im Widerstande. Garcia Moreno schritt nun zum letzten schweren entscheidenden Streiche. Im rechten Augenblick erschien die rechte Hilfe. Der frühere Präsident Flores, der alte ruhmreiche Krieger aus dem Befreiungskampfe, bot ihm vom Exil aus bedingungslos seinen Degen an. Garcia Moreno vergaß alles, was jener früher gegen Ecuador gesündigt, und antwortete kurz: „Kommen Sie auf der Stelle und seien Sie der Oberfeldherr." Bald nachher umarmten sich diese grimmigen Gegner früherer Tage als aufrichtige Freunde, um es bis zum Tode zu bleiben. Flores übernahm sofort das oberste Commando, indessen Garcia Moreno nur mehr dem Kriegsrathe präsidirte, im übrigen aber sich ganz des erstern

Befehl unterstellte. Dieses Ereigniß wirkte begeisternd auf Soldaten und Bürger. Unter zwei solchen Führern, welche sich gegenseitig in glücklichster Weise ergänzten, wurde Franco wie vom Sturmwinde von den Ufern des Guayas weggefegt und hinter die Befestigungen Guayaquils geworfen, hier aber durch ein listiges Stratagem von unglaublicher Kühnheit in kürzester Frist vollständig zermalmt.

Im Dunkel der Nacht arbeitete sich die Belagerungsarmee mit Kanonen und Munition — alles in Theile zerlegt und von einzelnen Soldaten geschleppt — unter unsäglichen Strapazen durch die Sümpfe und das Mangrove-Dickicht des Estero Salado im Osten der Stadt hindurch; Garcia Moreno selbst trug eine centnerschwere Kiste auf den Schultern. Das Unternehmen zählt zu den schwierigsten in der ganzen Kriegsgeschichte, und es darf, wenn auch nicht an Großartigkeit, so doch in Bezug auf Kühnheit und Beschwerlichkeit dem Uebergange Hannibals über die Alpen an die Seite gestellt werden. So gelang es, den Feind in seinen festen Stellungen von einer Seite her zu überrumpeln, von welcher man die Stadt wegen der Terrainverhältnisse bisher überhaupt für unangreifbar gehalten hatte, und innerhalb 9 Stunden alles, was nicht gefallen war oder eine Gelegenheit zur Flucht erhascht hatte, gefangen zu nehmen. — Da diese Einnahme von Guayaquil auf den 24. September fiel, an welchem das Fest der allerseligsten Jungfrau unter dem Titel „de la Merced“ gefeiert wird, wollte Garcia Moreno, daß fortan dieser Tag „zum Danke für den erlangten Schutz der Himmelskönigin und zur Erlangung ihrer fernern Hilfe“ von der Armee alljährlich festlich begangen werde.

Nun waren alle Gegner der provisorischen Regierung niedergeworfen, und das ganze Land athmete froh auf, in der sichern Hoffnung, unter dem umsichtigen und thatkräftigen Chef derselben einer ruhigern und gedeihlichern Zukunft entgegensehen zu können.

Der 24. September im Jahre 1860 ist für die Geschichte Ecuadors von hoher Bedeutung, weniger wegen der glorreichen Erstürmung Guayaquils, als wegen des glücklichen Umschwungs, welcher von diesem Tage an in den Geschicken dieses Freistaates sich rasch zu vollziehen begann, dank der opferfreudigen Anstrengung des *einen* Mannes, dessen kräftiger Hand die Vorsehung dieselben an diesem Tage anvertraute. Sofort nach Unterwerfung Guayaquils und der Küstenprovinzen unter die provisorische Regierung von Quito führte Garcia Moreno als Chef der letztern im Küstengebiete eine andere Provinzialeintheilung ein. Dadurch setzte er diesen Herden der Unruhe und der Opposition gegen das Hochland für immer einen

kräftigen Dämpfer auf. Gleichzeitig traf er im Vereine mit seinen Regierungscollegen Vorkehrungen zur Zusammenberufung des Nationalconventes, welcher dem Lande einen constitutionellen Präsidenten zu geben hatte. Auf seine überzeugenden Vorstellungen hin änderte die provisorische Regierung die bisherige Art der Wahl der Volksvertretung in echt demokratisch-republikanischem Sinne. Die Volksvertreter sollten fortan nicht mehr nach der Zahl der Landdistricte, sondern nach der Bevölkerungszahl bestimmt werden, indem je 20 000 Einwohner einen Repräsentanten zu wählen hätten; das Wahlrecht sollte aber jedem Bürger zustehen, der lesen und schreiben könne. Es war dieses wieder eine tief einschneidende Neuerung zur Besserung der bürgerlichen Verhältnisse, aber auch ein vernichtender Schlag gegen die radikale und liberale Umsturzpartei. Kein Wunder, wenn diese schleunigst Himmel und Erde in Bewegung zu setzen suchte, um dieses „ungesetzliche“ Decret noch vor der Wahl zum Falle zu bringen. Doch Garcia Moreno hatte den Sturm vorausgesehen und Vorsorge getroffen, ihn unschädlich zu machen. Als die Agitation versagte, griff man zum längstgewohnten Mittel der Verschwörung. Der wohl vorbereitete Plan, Garcia Moreno zu ermorden und den radicalen Pedro Carbo zum Präsidenten auszurufen, wurde durch merkwürdige Fügung der Vorsehung, am Tage bevor er ausgeführt werden sollte, vereitelt.

Am 10. Januar 1861 eröffnete der Nationalconvent seine Sitzungen in Quito. Zum erstenmal seit dem Bestande der Republik dominirte in dieser Versammlung — entsprechend den Gesinnungen der überwiegenden Mehrheit des Volkes — das conservative Element. Dieses galt jedoch leider nur in Bezug auf die Zahl der Mitglieder: im Hinblick auf die Rührigkeit und die geistige Befähigung fiel auch jetzt noch der Schwerpunkt der Versammlung, wenn wir von Garcia Moreno absehen, ins Gebiet der vereinten Liberalen und Radikalen. Zum Glück übertraf Garcia Moreno für sich allein die letzteren alle zusammen an Wachsamkeit, Thatkraft und Geist. — Mit dem Zusammentritt des Convents war jede Vollmacht der provisorischen Regierung erloschen und letztere verpflichtet, über alle ihre Schritte der Volksvertretung Rechenschaft zu geben. Die Nationalversammlung wählte Garcia zum interimistischen Präsidenten der Republik. Als solcher suchte er den Gesetzgebenden Körper zu wichtigen Aenderungen in der Constitution und den Gesetzen zu bewegen, fand aber in den meisten Dingen nur taube Ohren. Trotz heißer Opposition wußte er dennoch manches herauszuschlagen, was der Kirche eine freiere Bewegung gestattete und den ewigen politischen Umwälzungen einen Damm

entgegenzusetzen geeignet war. — Als die Constitutionsfrage erledigt war, schritt man zur endgiltigen Wahl des neuen Präsidenten. Der Name Garcia Moreno's ging fast einstimmig aus der Urne hervor. Doch Garcia Moreno lehnte entschieden die Erwählung ab, zur nicht geringen Verblüffung der Nationalversammlung, denn so etwas war seit dem Bestande der Republik noch nicht vorgekommen. Er erklärte, mit den durch die Volksvertretung bewilligten Mitteln das Land in ersprießlicher Weise nicht regieren zu können. Erst als der Convent zu weiteren Bewilligungen sich bereit zeigte, nahm er auf inständiges Bitten seiner politischen Freunde die Wahl an.

(Schluß folgt.)

L. Dressel S. J.

---

# Ein St.-Franziskus-Oratorium.

Der hl. Franziskus von Assisi ist eines der glänzendsten und zugleich lieblichsten Gestirne am strahlenden Himmel der Heiligen. Darum kann es nicht Wunder nehmen, daß auch die Künste sich seiner Verherrlichung zugewandt haben. Malerei, Sculptur, Architectur haben gewetteifert, die Gestalt des seraphischen hl. Franziskus ihrer idealen Bedeutung nach zur Darstellung zu bringen. Nur die Musik war bisher zurückgeblieben. Diese Lücke hat der katholische Tondichter Tinel auf durchaus gelungene Weise ausgefüllt [1].

Es ist ein ebenso großartiges als wohlgelungenes Kunstwerk religiöser Musik, welches, mit dem Namen und Bilde des hl. Franziskus von Assisi an der Stirne, im sorgfältigst gearbeiteten und sehr gefällig ausgestatteten Klavierauszuge sich vorstellt. Herr Edgar Tinel, Director der kirchlichen Musikschule zu Mecheln, tritt zwar, wie schon die Nummer 36 seines Werkes erweist, nicht zum erstenmale als Componist auf, sondern ist als tüchtiger, formgewandter Tonsetzer bereits bekannt und anerkannt; aber mit einem so breit angelegten und grandios durchgeführten Werke, wie der „Franziskus" schon dem ersten Blicke sich zeigt, wagt er den

[1] Franziskus. Oratorium in drei Abtheilungen. Gedicht von L. De Koninck. Deutsche Uebersetzung von Elisabeth Alberdingk Thijm. Französische Uebersetzung von Emma Tinel. Componirt für Soli, Chor, Orgel und Orchester von Edgar Tinel. op. 36.

ersten Wurf. Und er ist ihm unstreitig gelungen. Das belgische Organ für kirchliche Musik (1888, Nr. 11, p. 82) berichtet, daß man den „Franziskus“ als ein chef-d'oeuvre bezeichnet habe, und der Berichterstatter, Herr van Damme, bemerkt hierzu gewiß nicht mit Unrecht: „Nous croyons que ce n'est pas trop dire.“

Der heilige Ordenspatriarch Franziskus, „ein wahrer Troubadour“, wie der alte Görres sagt, ist in der That eine Gestalt, aus der eine findige und formgewandte Hand der Musik ein Gebilde schaffen kann, das alle Eigenschaften hat, musikalisches Leben und Bewegen zu empfangen. „Sein ganzes Leben fiel in jene bewegte, klang- und sangreiche Zeit, dergleichen die Welt bisher noch nicht gesehen; kein Wunder, daß auch ihn die Schwingungen allumher ergriffen, und, da ein Frühling der Liebe und Poesie über die Erde ging, auch die Nachtigall in seiner Brust nach ihrer Weise und in ihrer Liebe zu schlagen begann.“ Der arme, gottversenkte und liebeglühende Franziskus ist eine so vergeistigte Gestalt, daß die Schwingen der Tonkunst ihn zu tragen vermögen, ist eine so lichtvolle Erscheinung, daß sie unfehlbar die musikalischen Gebilde einer kunstgeübten Hand verklären muß.

Den reichen, fügsamen Stoff hat nun der Dichter des Textes zum Oratorium „Franszizkus“ mit großem Geschick und liebevoller Hingabe dem Componisten zurechtgelegt. Wir wissen nicht, wie weit — um „Wagnerisch“ zu reden — der Tondichter dem Wortdichter den Impuls gegeben hat; jedenfalls hat der letztere dem erstern überaus günstig und dankenswerth in die Hand gearbeitet. Als Originaldichtung in flämischer Sprache abgefaßt, hat das poetische Werk des Herrn De Koninck für das Deutsche und Französische Uebersetzerinnen gefunden, welche ihrer Aufgabe ebenso gewachsen, als sichtlich bemüht waren, sie entsprechend zu lösen. Die Sache war nichts weniger als leicht. Gerade die deutsche Uebersetzung ist vollauf bestrebt, dem schon gegebenen musikalischen Rhythmus und dem Sprachcolorit des Originals sich möglichst genau anzuschmiegen, so daß man darüber einige Härten im Ausdrucke und Versbaue wohl vergessen muß.

Das Oratorium zerfällt in drei Abtheilungen, deren erste „Franziskus' Leben in der Welt und seine Entsagung“ zum Inhalte hat, während die zweite „Franziskus' Klosterleben“ vorführt, und die dritte mit „Franziskus' Tod und Verherrlichung“ abschließt. Auf zwei wesentliche Eigenschaften einer größern Dichtung für musikalische Composition ist durch das ganze Werk die angemessene Aufmerksamkeit gerichtet: auf einen reichen Wechsel der poetischen Formen einerseits und zwischen Handlung

und Stimmungsmomenten andererseits. Der Wechsel der poetischen Formen begünstigt jenen der musikalischen Gebilde, ohne welchen die unerläßliche varietas in unitate ein Ding der Unmöglichkeit wird, wenn nicht die Musik auf die Dichtung verzerrend wirken soll. Der Wechsel zwischen Handlung und Stimmungsmomenten ist gefordert durch die nothwendige Bewegung, welche sich im Kunstwerke ausprägen muß und welche doch der Musik die Möglichkeit nicht benehmen darf, mit der ihr eigenen Breite ihre Gebilde auszuarbeiten. Mendelssohn hat in seinen unsterblichen Kunstwerken „Paulus" und „Elias" das dramatische Element hochgradig im Oratorium zu verwerthen verstanden. Es darf jedoch nicht geläugnet werden, daß gerade hierin der Grund einer gewissen Abnahme der Wirkungsfähigkeit im zweiten Theile gegenüber dem ersten liegt. Denn in beiden Oratorien gestattete der Stoff für den ersten Theil eine viel reichere dramatische Gestaltung als für den zweiten. Uebrigens scheint uns dieses Zurücktreten des dramatischen Elementes bei allen ähnlichen Stoffen in ihrer wahren und wirklichen Entwicklung schlechthin unvermeidlich. Denn das Leben der Heiligen Gottes ist eben nichts anderes, als ein gewisses Aufgehen des menschlichen Handelns in das göttliche, das Fortschreiten zu jenem Zustande, wovon es heißt: divina patitur.

Dieser Wechselwirkung des zu gestaltenden Stoffes auf die gestaltende Kraft kann sich kein Kunstwerk, kein Meister der Kunst entziehen. Auch die Meister des Oratoriums „Franziskus", Dichter und Musiker, standen unter diesem ästhetischen Naturgesetze. Während im ersten Theile fast eine Ueberfülle von Leben und Bewegung herrscht, macht sich im zweiten Theile die nothwendige Ruhe der Contemplation, der Innerlichkeit und des Versenktseins in das Göttliche unabweisbar geltend. Es sind nicht vorübergehende ruhigere Momente, welche den Eindruck der Bewegung nicht nur nicht hemmen, sondern durch Contrastwirkung steigern, sondern es ist die Stimmung, die Haltung der tiefen, stillen, weltvergessenden Ruhe, welche hier waltet. Man möchte deshalb bei oberflächlicher Aufnahme und Auffassung des Kunstwerkes eine Abnahme seiner Wirkungsfähigkeit annehmen; allein dieselbe ist nur ein Schein, ein relativer Eindruck, der bei richtiger Beurtheilung seine Kraft verliert. Im dritten Theile steigert sich auch für die nächste Wahrnehmung die Thätigkeit. Allein dieselbe kommt von einer andern Seite. Nicht die Erde schreitet zum Himmel, sondern dieser senkt sich zu ihr, um uns einen Blick in sein Leben thun zu lassen. Eben hier ist das Oratorium im wesentlichen Vortheile vor der Oper, die zu ihrer auch augenfälligen Darstellung das

Bühnenwerk braucht, welches so leicht, die erlaubte Grenze überschreitend, zum Theatercoup und Coulissenspektakel wird. Die Musik hingegen braucht keine fremden Ikarusschwingen, ihre Töne können mit ihrem Zauber noch ahnen und fühlen lassen, wo es mit dem Schauen und Trauen nicht mehr gehen will. Indessen wollen wir nicht verhehlen, daß es uns scheint, als sei es auch Herrn Tinel nicht ganz gelungen, im dritten Theile seines Werkes das Leben des ersten zu erreichen. Doch müßte darüber nicht der kalte, prüfende Blick in seinen musterhaften Klavierauszug, sondern der lebenswarme Eindruck einer fertigen, glatten und gelungenen Aufführung seines Werkes entscheiden.

Der erste Theil wird eröffnet durch ein längeres Vorspiel, Präludium, welches ganz gewiß jedem Verständigen begreiflich macht, daß der Componist die Technik und das Rüstzeug des musikalischen Satzes inne hat und vollständig beherrscht. Kräftig und breit beginnt ein choralartiges, aufsteigendes Motiv, hebt sich noch zweimal höher, um dann in überraschend prachtvoller Führung zu einem kirchlich ernsten Schluß herabzusteigen. Es ist das Leitmotiv des heiligen Franziskus. Ein zweites, ähnlich charakterisirtes Motiv bindet alsogleich an und entwickelt sich in etwas rascherer Bewegung zum kunstvollen Tongebilde. Es ist das Leitmotiv vom armen Franziskus. Eine echt künstlerische Idee, ebenso künstlerisch zum Ausdrucke gebracht. Ohne Zweifel muß das ganze Präludium eine richtig vorbereitende, durchschlagende Wirkung machen. — Nun führt uns der Dichter mitten in eine bunt belebte Scene ein. Leise schwebt auf Assisi der Abendflor hernieder. Zum Feste lud der Graf, und singend schreiten die Gäste zum Burgthore herein. Mit ihnen kommt Franziskus „und geht mit der Laut' wie ein König einher". Begrüßt vom Gastherrn, schlingen die Geladenen den Reigen. Der flotte Tanz beginnt:

„Sie gleiten und schweben
Mit höfischen Sitten
In reizendem Spiel."

Doch auch des reizenden Spieles wird man müde.

„Langsamer spielen
Violen und Flöten,
Und langsamer schwingt
Der Reih'n sich und steht."

Da bittet der Gastherr Franziskus:

„Willst du nicht singen, uns zu freu'n?"

Und es singt Franziskus unter reger Theilnahme der Gäste seine entzückende „Ballade von der Armuth“:

„Es trauert auf dem Felsenschloß,
Gar einsam, trostlos und verlassen,
Beraubet ihres Erb' und Gutes,
Ein hochgebornes Mägdelein.“

Ein böser Riese hält die schöne Magd gefangen. Um ihre Hand wirbt ein edler Junker. Er zieht zum Kampfe gen 's Räuberschloß und durchbohrt den Unhold mit seinem Speere. „Triumph!“ rufen da die lauschenden Gäste, und „Heil Franziskus! Dank und Heil!“ Damit schließt die erste Scene. Sie ist unstreitig für musikalische Composition wie gemacht, und der Musiker war auch im Stande, den Intentionen des Dichters im vollen Zuge zu folgen.

Ein fein gebautes Chorrecitativ des Tenors und ein leicht gleitender Chorsatz bilden sozusagen die Staffage zu der eigentlichen Scene, welche durch verschiedene Gruppirung der Stimmen im zwei-, drei-, vier- und mehrstimmigen Satze Chöre von großer Schönheit bringt. An sie reiht sich die nobel gehaltene Partie des Gastherrn, um dann der eigentlichen Tanzscene Platz zu machen. Dieselbe gehört zu den besten Partien des ganzen Werkes und fesselt durch ihre treffend charakterisirte Haltung, durch mannigfaltigen Wechsel, durch eine graciöse Beweglichkeit und Frische vom Anfange bis zum Ende. Die Einladung des edeln Gastherrn an Franziskus zum Sange ist in ihrer musikalischen Haltung ganz geeignet, einen kunstgerechten Uebergang anzubahnen von der weltlich freudigen Tanzscene zu der sich höher hebenden Ballade von der Armuth, die im Bilde der befreiten Jungfrau den Ernst der Weltverachtung ankündet. Die Contrastwirkung ist ein ebenso erlaubtes als mächtiges Kunstmittel. Allein sie muß, soll sie nicht das ästhetische Gleichgewicht stören, vorbereitet sein. Für die musikalische Contrastwirkung gilt diese Forderung um so mehr, als ihr plötzliches Auftreten sehr leicht wesentlich unschöne Elemente einführt, welche dem Kunstwerke fremd bleiben müssen.

Die Ballade von der Armuth ist nach Erfindung und Ausführung, wenn nicht die bestgelungene, doch jedenfalls eine der gelungensten Partien des ganzen Werkes. Die Melodie hat wirklich etwas Troubadourartiges. Die Begleitung führt neben dem Motiv vom armen Franziskus ein neues ein (S. 68), welches besonders im zweiten Theile, wo der Geist des Hasses dem Geist der Liebe entgegengesetzt wird (S. 148), zur ausgiebigen Verwendung kommt und seine volle Deutung erhält. Uebrigens hat auch

der gottbegeisterte, in die Gottesliebe gebannte Troubadour sein Leitmotiv, das schon (S. 8 und 9) dessen erstes Kommen ankündigt.

Der Ballade und ihrem feurigen Schlußchore folgt wieder ein Chorrecitativ des Tenors, um für die nächste Scene, „Die Berufung des hl. Franziskus“, vorzubereiten. Die Festhalle liegt verlassen. Mit seines Spiels Genossen wandert Franziskus durch die stillen Gassen seiner Vaterstadt. Ein hübscher Orchestersatz, in dem das Tanzmotiv nachklingt, sucht dies musikalisch auszudrücken. Da ertönt leise, getragen von einer rasch bewegten, allmählich verklingenden Orchesterbegleitung, der dreimalige Ruf: „Franziskus!“ Die rasch bewegte Figur, welche sich immer tiefer senkt und zuletzt nur noch gebrochen erscheint, deutet wohl auf die vergängliche Welt, die zu verlassen der Ruf an Franziskus ergeht. Dazwischen ertönt ein breites Motiv, welches an jenes vom heiligen Franziskus mahnt. Die Engelsstimme läßt zudem ihren Ruf jedesmal gedehnter ergehen und überdauert beim dritten Male die ersterbenden Klänge der Begleitung. Das ist alles sehr schön und sinnig erfunden. Ob aber das Ganze nicht einen etwas unruhigen Eindruck macht? Nach einer Generalpause singt Franziskus: „Mir schlug ein Ruf ans Ohr. Wer hat zu mir gesprochen?“ Die kurze Melodie, ohne alle Begleitung, ist sehr ausdrucksvoll, erscheint aber zur ganzen Situation zu gekünstelt, was wohl ihrer stark chromatischen Färbung zuzuschreiben ist. Der ganze Passus ist zu interessant, als daß er nicht zu Vergleichen mit ähnlichen Stellen anderer Werke herausfordern sollte. Mendelssohn läßt in seinem „Paulus“ den Ruf: „Saul, warum verfolgst du mich?“ durch einen Chor von Sopran- und Altstimmen singen. Der erste Satz und die folgenden Sätze sind einfach, und auch ihre Begleitung ist einfach, aber sehr charakteristisch. Rheinberger in seinem „Christophorus“ läßt beim Rufe des Christkindes: „Hol' über!“ alle Begleitung schweigen. Der Ruf wird zweimal ganz gleich wiederholt. Mit dem Rufe: „Franziskus!“ hat das „Hol' über!“ insofern eine Aehnlichkeit, als es sich in der großen Terz bewegt, während jener die kleine Terz hat. In demselben Tonintervalle wiederholt sich der himmlische Ruf an Franziskus in jener großen Vision, welche seine Berufung vollendet. Nur bleibt hier der dreimalige Ruf sich gleich. Er schwebt über einem leisen Tremolo des Orchesters, aus dem in der Höhe ein dem Motive vom armen Franziskus entnommenes Motiv aufsteigt, während die sich senkenden Bässe eine Art Umkehr desselben bilden. Doch wir wollen dem Gange der Dichtung nicht vorgreifen. Auf die Frage des Franziskus: „Wer hat zu mir gesprochen?“ erklären seine Genossen:

„Kein Mensch vernahm ein Wort.“ Dann eilen sie, fröhlich singend, nach Hause. Dem Componisten wurde damit Gelegenheit geboten, einen frisch fließenden Männerchor zu schaffen, der mit einer Tonmalerei des Orchesters abschließt, welche die Stille der Nacht andeutet. Zwischenheraus ertönt schon das Horn des Thurmwächters, der seinen Mitbürgern gute Nacht wünscht. Geschickt reiht sich daran wieder ein Tenor-Chorrecitativ, welches uns Franziskus zeigt, wie er in dem Frieden seines Herzens süßer Ruhe pflegt. Da ertönt die Himmelsstimme zum zweitenmale und ruft dreimal: „Franziskus!“ Hier folgt nun eine in Poesie und Musik hervorragende, überaus schöne Stelle: die Vision des Heiligen. Sie stellt an den Sänger und das Orchester nicht gewöhnliche Anforderungen, ist aber gewiß auch sehr dankbar. Die mystisch gehaltene Melodie der Singstimme zieht sich im fließenden Rhythmus durch die Tonfluten des Orchesters. Ein fester Orgelpunkt trägt majestätisch das Gewoge der Instrumente, aus dem heraus das Motiv vom armen Franziskus klingt, während darüber im breiten Octavenschritt eine weiche Cantilene hinfließt, die, immer mehr anwachsend, bei den Worten: „Und die Wappen schmückt ein Kreuz“ mächtig aufjauchzt. — Die Himmelsstimme, welche dem Franziskus die Vision erklärt, behält erst das musikalische Gepräge derselben bei; wo sie aber einen prophetischen Inhalt aufnimmt, ändert sich auch dieses. In gehaltener, scharf rhythmisirter Melodie schreitet die Singstimme mit einer gewissen Festigkeit und Bestimmtheit voran, während das Orchester mit dem Motiv vom armen Franziskus sinnig sie begleitet und beleuchtet. Nun folgt die Antwort des Berufenen. Er weiht sich Christo und umarmt sein Kreuz, begibt sich des Weltruhmes, entsagt Erb' und Gut. — Der Troubadour ist in den Banden der Liebe Gottes und ihres Opfermuthes. Da fleht er demüthigen Sinnes:

„Erbarmen, o Herr, für ein Würmlein der Erde,
Das gnädig du wollest vor Untergang wahren,
Mein Gott und mein All'!“

In andachtsvoller Ruhe gibt das Orchester sein Geleite diesem Gebete, in dessen letztes Wort bereits die Himmelsstimmen einfallen. Sie nehmen das Gelöbniß des Heiligen auf und preisen den Namen des Herrn. Es ist ein sehr hübsch gearbeiteter Frauenchor, der den ersten Theil abschließt. Wir müssen gestehen, daß wir gewünscht hätten, der Dichter möchte durch diese Himmelsstimmen den Componisten weniger beschränkt, sondern ihm eine breitere Basis geschaffen haben, auf der er

einen großartigen Schlußchor nach Art des „Paulus“ und „Elias“ hätte aufbauen können.

Im Musikdrama Richard Wagners kann die dramatische Situation den Ausfall eines großen Chores als Abschluß des Ganzen oder eines Haupttheiles zur Noth rechtfertigen. Zur Noth — denn der Dichter sollte auch hier sorgen, die dramatische Situation so zu gestalten, daß dies großartigste Kunstmittel musikalischen Ausdrucks seine unerzwungene Stelle finde. Im Oratorium, wo der dramatischen Situation nur eine untergeordnete, mittelbare Wirkung zusteht, muß sie unbedingt der formellen Vollendung geopfert werden. Diese aber scheint uns den großen Schlußchor zu erheischen. Im „Franziskus“ wird eine solche ästhetische Forderung um so mehr hervortreten, als der erste Theil seiner ganzen Haltung nach einen gewissen Abschluß bedingt, der gegenüber dem Reichthum der Mittel, welche im Verlaufe dieses Theiles zur Verwendung kommen, wenigstens nicht schlichter erscheinen darf.

Die Vision des hl. Franziskus ist nach ihrer ganzen musikalischen Durchführung ein vollgiltiger Beweis, daß Herr Edgar Tinel wirklich der berufene Mann ist, seine angestrebten Zwecke zu erreichen. Jedes Blatt des Oratoriums bezeugt nämlich, daß sein Meister ein ausgesprochener Wagnerianer im guten und besten Sinne des Wortes ist, der die Errungenschaften des Wagner'schen Musikdramas auf das Oratorium zu übertragen sucht. Der ganze erste Theil und in erster Reihe die musikalische Bearbeitung der Vision beweisen aber, daß der Componist die Vorzüge und Errungenschaften der sogen. Zukunftsmusik sich nicht nur theoretisch angeeignet hat, sondern sie auch praktisch zu verwerthen versteht, und zwar maßvoll und zielbewußt. Gerade in der Vision machen sich zwei Elemente in echter Wagner-Art geltend, welche durch ihre Eigenheit einzelnen Scenen der Opern Richard Wagners jenen einzigen fascinirenden Zug geben, den man sein Colorit nennen könnte, nämlich die Melodiebildung in der endlosen Melodie und der Zauber seines Orchestersatzes. Allerdings ist der Klavierauszug des „Franziskus“ nicht eingerichtet, diesen Zauber entsprechend wirken zu lassen, aber aus seiner ganzen Haltung läßt sich doch sicher schließen, daß Herr Tinel auch hierin dem Zukunftskunstwerk manches abgelernt hat und mit richtigem Kunstgefühle zu verwenden wußte. So mag eine feine, farbenreiche Orchestration der Visionsscene einen Reiz verleihen, welcher ähnlichen Lichteffecten in Wagner'schen Opern nahe oder gleich kommt, und Herr Tinel kann getrost seine Franziskus-Vision neben Elsa's Traum und den Charfreitags-

zauber im „Parsifal“ stellen. Uebrigens sind im „Franziskus“ noch mehrere Momente, welche einen Vergleich mit ähnlichen Wagner'schen Stellen nahelegen und dann zeigen, wie sehr Herr Tinel die Wagner'sche Manier beherrscht. So fände aus dem ersten Theile das Ballfest ein Seitenstück am Volksfeste beim Preissingen in den „Meistersingern“, die Ballade von der Armuth an Walthers Preislied, der Thurmwächter am classischen Nachtwächter in derselben Oper. Das alles ist aber keine pure Nachahmung, kein reines Nachbilden, sondern der Reflex eines tiefen, verständigen und unterscheidenden Eindringens in Wagners Kunstübung, deren eminente Bedeutung für die Entwicklung der Musik zu verkennen schlechthin Thorheit wäre.

Eben dieses selbständige Schaffen befähigte auch Herrn Tinel, dem zweiten Theile seines Werkes eine Haltung zu geben, welche mit jener des ersten Theiles entsprechend übereinstimmt und die Einheit des Kunstwerkes vollständig wahrt. Dazu reichte aber eine bloß äußerliche Angewöhnung Wagner'scher Formen nicht aus. Der Inhalt, der zu bearbeitende Stoff war derartig, daß ihm nur innere und eigenste Kraft gewachsen war, welche aus sich heraus wirkt und angenommene Formen zweckentsprechend umgestaltet. Es läßt sich nicht läugnen, Wagners Musik hat ein tiefreligiöses Element. Das fühlte er selbst und suchte deshalb mit Vorliebe auf religiösem Boden seine Kunstwerke aufzubauen. Aber leider fehlte ihm hier ein *fester* Boden, und nie in seinem Leben hat er seinen Fuß auf solchen festen Grund gesetzt. Bei ihm ging der Glaube ins *Wähnen* auf, und auf Wahn erbaut man kein Kunstwerk, wie ein „Franziskus“ es sein muß. *Sein* Meister brachte ein besseres Zeug für sein Werk mit; ein gläubiger, tief religiöser Sinn hat es geschaffen. Der machte es ihm auch möglich, die schwierige Aufgabe zu lösen, welche dieser Theil des Werkes nothwendig an ihn stellte. Wenn man das Titelblatt mit dem Bilde des hl. Franziskus betrachtet und bedenkt, daß diese Gestalt einen musikalischen Ausdruck finden soll und dazu noch im Wagner-Stile, mag sich unwillkürlich die Frage aufdrängen: wie werden diese beiden sich zu einander fügen? Herr Tinel hat es vermocht, sie zu verbinden, und zwar in der Einheit eines Kunstwerkes. Dies beweist auch, daß sein Urtheil über die Möglichkeit der Verwendung Wagner'scher Musik zu echt religiöser Musik ein richtiges war. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß diese Art der schaffenden Tonkunst auch für die Kirche verwendbar wäre, da die Forderungen an die kirchliche Musik enger und bestimmter sind, als jene für einfach religiöse Musik.

Der zweite Theil des Oratoriums beginnt mit einer Art Exposition der Zeitlage. Es ist ein düsteres Bild, welches in den Worten gezeichnet wird:

„Die Liebe war im Herzen aller Christen todt.
. . . . . . . . .
Es trauert Gottes Kirch'." . . .

Und über dieser liebetodten und trauervollen Christenheit tobt ein gewaltiger Geisterkampf zwischen guten und bösen Geistern, den Geistern der Liebe und des Hasses, des Friedens und des Krieges. Der Geist der Hoffnung jedoch hat schon verkündet, daß Franziskus tröstend nahe. Die Musik eröffnet diese Abtheilung mit einem ernst gehaltenen kurzen Vorspiele, an welches wieder ein Chorrecitativ anschließt, das, von Instrumentalsätzen unterbrochen, sich ziemlich weit ausspinnt. Das Ganze ist sehr stimmungsvoll, und im Orchester muß insbesondere die vorwärts drängende Bewegung der Bässe charakteristisch wirken. Von dieser düstern Partie hebt sich nun die nächste im nicht grellen, aber wohlberechneten Contraste ab. Besonders gefallen in Gesang und Orchester die Verse:

„Ein Hauch
Des Friedens mild, ein linder Hauch
Weht von den Höh'n des Apennines."

Das ist eine fein gedachte und ausgeführte musikalische Ciselure, die man nicht nur mit Wohlgefallen hört, sondern sogar in der Notenschrift gerne sieht. Der Chor der Höllengeister (Männerchor) mit seiner Hast und seiner reichen Chromatik gehört vielleicht zu den schwierigsten Partien des Werkes. Ebenfalls schwierig, aber wiederum von bedeutendem künstlerischen Werthe ist die nun folgende Partie der vier Geister: Geist der Liebe — Mezzosopran, Geist des Friedens — Tenor, Geist des Krieges — Baryton, und Geist des Hasses — Baß. In ihrer verschiedenen Gruppirung — Sopran und Baß, Tenor und Baryton — wie im Ensemble geben sie dem Componisten Gelegenheit, seine staunenswerthe Technik im zwei- und vierstimmigen Solosatze und der zugehörigen Orchestrirung zu zeigen.

Nun tritt Franziskus wiederum selbst auf. Ein Chor, den wir, offen gestanden, etwas schlichter wünschten, schildert seine neue Erscheinung. Der Heilige trifft dann mit seinen ehemaligen Genossen zusammen, und es entspinnt sich eine Scene zwischen ihm und jenen. Sie spotten seiner armen Erscheinung. Franziskus erklärt, er habe ein Königskind zur Braut, und auf die Frage der Gefährten nach dem Namen des er-

korenen Königskindes nennt er die Armuth. „Ein königlich Gespons, fürwahr! die wahre Braut des Bettelmannes!“ höhnen ihm jene nach, worauf er sein herrliches Lied von der Armuth singt — ein wahrer Preisgesang jener Armuth, welche der Gottmensch selber selig pries. Der Componist hat im ganzen Verlaufe dieser lebhaftern Scene seine Leitmotive wohl verwerthet. Zuerst erscheint das Troubadourmotiv, aber in einer Art musikalischer Persiflage, welche sehr geistreich eingeführt ist und trefflich zum Spotte der alten Gefährten heiterer Lust und frohen Spieles paßt. Dann kommt das schöne Motiv vom armen Franziskus. Es feiert hier sozusagen seine Triumphe, und wenn es endlich leise und gedehnt ausklingt, schildert ein kurzer, fast zu künstlich gehaltener Chor a capella den Beginn der apostolischen Thätigkeit des Heiligen, deren segensvolle Fruchtbarkeit der Gesang des Friedensengels und ein festgefügter, in fließender Stimmführung sich bewegender Chor der Himmelsgeister preisen.

Ein neues Tableau entrollt sich, von einem Chorrecitativ des Basses geschildert:

„Fünfmal tausend lagern sie
In Franziskus' armer Tracht. . . .
In Spoleto's grünem Thale
Schlägt des Höchsten tapf'res Heer
Seine Zelte friedlich auf.“

Und inmitten der Brüderschaaren steht der seraphische Vater und singt sein eigenes hohes Lied zu Dank und Preis dem Spender aller Güter — den unvergleichlich schönen Sonnengesang. Auch hier ist die musikalische Ausführung der großartigen, hocherhabenen Sache völlig entsprechend. Das Recitativ scheint uns das stimmungsvollste des ganzen Werkes zu sein. Daß der Componist auf die entsprechende musikalische Wiedergabe des Sonnengesanges sein ganzes Können verwendete, versteht sich von selbst. Es ist wirklich klare, warme, sonnige Musik, die er dem Liede des Heiligen unterbreitet hat. Ein glücklicher Griff war durch das Heranziehen des Chores gethan. Es wurde dadurch ein Wechsel möglich, der gegenüber der hohen Spannung der Ausdrucksmittel, wie sie der Text kategorisch fordert, außerordentlich wohlthuend wirkt. Im mächtigen Schwunge steigert sich der Ausdruck bis zu den Worten: „Nun lobt und preiset meinen Herrn“, wo ein ruhig schreitender Satz a capella eintritt und den Gesang zu Ende führt.

Man könnte hier die Frage aufwerfen, ob nicht das ganze Werk noch gewonnen hätte, wenn mit diesem Jubelhymnus des Sonnengesanges,

welcher überdies allein den Vorzug unbezweifelter Authenticität hat, der zweite Theil abschließen würde. War ja doch das ganze Thun und Wirken des gottgeweihten Troubadours ein Sonnengesang zum Preise Gottes. Die letzte Partie des zweiten Theiles ist überhaupt die einzige, welche uns nicht recht gefallen will. Es handelt sich jedoch nicht um die künstlerische Ausführung derselben, denn diese steht unbestritten vollkommen auf der Höhe des Gesammtwerkes. Was nicht recht gefallen will, ist die künstlerische Auffassung, die sogen. kalleotechnische Conception dieser Stelle. Warum hat der Dichter dem Wunder der Stigmatisation eine so bescheidene Stelle gegeben, daß die Himmelsstimme nur leise andeutend von ihr spricht, wenn sie Franziskus auffordert:

„Lehr' ein Lied der Lieb' uns singen,
Lied der Liebe, süß und hold,
Lied der Liebe, glutverzehrt,
Lied der Liebe ohne Grenzen,
Die die Male ihrer Wunden
Brennend in das Herze drückt."

Warum? Vielleicht liegt der Grund darin, daß, wenn diese Stigmatisationsscene aufgenommen wurde, das „Lied der Liebe" nicht placirt werden konnte. Das wäre verfehlt, denn ein didaktisches Moment darf das ästhetische im Kunstwerk nicht überwiegen, weil dessen erster Zweck ist — zu gefallen. „Pulchra sunt, quae visa placent", sagt der hl. Thomas von Aquin. Es scheint uns aber zweifellos, daß im concreten Falle unseres Oratoriums das ästhetische Moment hochgradig vorhanden wäre. Die Musik überhaupt, und, wie jede Seite des „Franziskus" zeigt, auch die Musik des Herrn Tinel, hat überreich Conturen und Farben, um in mysteriöser Pracht das Liebeswunder an St. Franziskus in ihrer Art zu vergegenständlichen. Herr Tinel hat dem Charfreitags- und Feuerzauber u. s. w. Richard Wagners das längst abgesehen. Aber vielleicht errathen wir doch den wahren und tiefsten Grund. Ein Kunstmittel konnte im Falle der musikalischen Darstellung des Wundenwunders kaum umgangen werden: das große Recitativ — recitativo accompagnato. Es findet sich allerdings unter den Kunstmitteln des Wagner'schen Musikdramas eigentlich nicht mehr; doch läßt sich kein hinreichender Grund finden, warum es Wagner ausgeschlossen hat — stat pro ratione voluntas. Was es im Oratorium bedeutet, beweisen die Werke Mendelssohns hinreichend. Es ist sodann kein Zweifel, daß sich diese Kunstform ohne alle Störung auch noch in das Oratorium

einführen ließe, wenn dasselbe in dem Stile gehalten wird, wie ihn der „Franziskus" anbahnt. Vielmehr würde die freiere Bewegung des Recitativs einen ästhetisch hochzuschätzenden Wechsel in die endlos im festen Maße fortschreitende Melodie bringen. Unbedingt muß aber zugegeben werden, daß, wenn die formellen Grenzen des Wagner'schen Musikdramas nicht überschritten werden sollen und folglich das große Recitativ im „Franziskus" keinen Platz finden konnte, die Stigmatisationsscene am besten wegbliebe. Daß in seiner Ausführung der Schluß des zweiten Theiles würdig dem Ganzen sich anreiht, haben wir schon bemerkt. Auch der zart ausklingende Frauenchor ist hier ganz an seiner Stelle. — Und nun zum dritten Theile: „Franziskus' Tod und Verherrlichung."

Eine kurze Instrumentaleinleitung in einem breit sich hinziehenden Satze leitet ein zu einem wiederum meisterhaft gebauten und orchestrirten Chorrecitativ des Basses, welches uns an das Sterbebett des Heiligen führt.

„Mit herben Qualen ringend,
Ans Krankenbett gefesselt,
Auf Erd' vergeistigt schon,
Vor Glück Franziskus strahlt."

Da tönt von „Maria zu den Engeln" her die Aveglocke und ruft mit Silberklang zur Abendandacht. Und eine wahre Andacht ist in der That der nun folgende Passus „Angelus". Ein Sopransolo beginnt: „Zu einem Mägdlein zart des Herren Engel sprach." Der Frauenchor nimmt nun den Engelsgruß auf, der vierstimmige gemischte Chor führt ihn a capella weiter und bringt ihn im achtstimmigen Satze, begleitet von den auf- und absteigenden Klangwellen des Orchesters, zu Ende. Der Angelus zählt zu den schönsten Partien des Werkes; doch möchte es manchem scheinen, als sei im Mittelsatze die Chromatik zu sehr in Anspruch genommen. Ein Chorrecitativ des Basses, zwischen dem das Motiv vom armen Franziskus wieder herausklingt, eröffnet die eigentliche Sterbescene. Die letzten Worte des Sterbenden:

„Wenn ich im Tode ruhen werde,
Bewahret treu die Regel immer.
Behüt' euch, Kinder, Gott der Herr;
In wahrer Demuth dienet ihm;
Die Armuth haltet stets in Ehren."

sind in der musikalischen Erfindung und Ausführung von rührender, tief ergreifender Schönheit. Die leise hinschreitenden Bässe und die in gebundenen

Accorden darüber ruhenden oder hingleitenden Oberstimmen, das ausdrucksvolle Eintreten des Motives vom armen Franziskus, die melodische Haltung der Singstimme bringen vereint eine unbeschreiblich schöne Wirkung hervor, eine süße Trauer, welche selbst den in einer frappanten harmonischen Wendung eintretenden Engelsstimmen nur ungern weicht. Das ist die Macht, die bannende Gewalt der Tonkunst, wenn ein Meister sie beherrscht.

Franziskus ist nun „zum Gestad' der Glückseligkeit geführet". Während die Himmelsstimmen dies verkünden und ihr „Ehre sei Gott" herniederrufen, beginnt auf der Erde das „Lux aeterna luceat ei". Auch diese Scene „in der Kirche" ist musikalisch reich an schönen Momenten, wird aber ohne Zweifel durch eine Orchesterpartie, Leichenzug" benannt, überboten. Der „Leichenzug" ist ein Trauermarsch im vornehmsten Sinne des Wortes, ein wahres Prachtstück, das im großen Orchester einen monumentalen Ausdruck annehmen muß. Ein Trauerchor der Klarissen und Franziskaner ist eingefügt. Die Trauer der Erde soll jedoch der Freude des Himmels bald weichen. Ein mit einem Soloquartett beginnender Halbchor (Jungfrauen) und ein Chor der Himmelsstimmen (wiederum Frauenchor) leiten über zum großen Schlußchor, einem mächtigen Triumphgesang, der in immer steigender Entwicklung Sänger und Orchester zur letzten Kraftprobe heranführt. Daß die bekannten Motive daraus noch einmal entgegenklingen, versteht sich von selbst. Ein zart gehaltener Zwischensatz läßt den letzten Triumphruf noch kräftiger wirken:

„Franziskus hat gesiegt!
Er trägt das gold'ne Kleid, das ihm die Armuth wob.
Ehre sei Gott!"

Das ist das Oratorium „Franziskus". Ein Werk zu Gottes Ehre, ein goldenes Prachtkleid, künstlich gewoben aus Tausenden von herrlichen Klängen, um St. Franziskus zu schmücken. Aber das Werk lobt auch den bescheidenen Meister. Es ist ein Kunstwerk ersten Ranges, vollendet in seiner Art. Was sein Meister wollte, hat er erreicht und geleistet. Die Aufführung seines Werkes fordert jedoch nicht gewöhnliche Kräfte: einen zahlreichen, wohlgeübten Chor mit guten Stimmmitteln, sechs Solostimmen, die keine leichte Aufgabe haben und in diesem Genre gefeit sein müssen, endlich ein großes, schlagfertiges Orchester, zuletzt die Königin der Instrumente — die Orgel. Das Publikum muß, soll es den „Franziskus" schätzen können, vor allem offenen, gesunden Sinn für eine ernst denkende und ernst arbeitende Kunst mitbringen. Von dem

ausführenden wie von dem aufnehmenden Theile fordert der strenge Franziskus Ausdauer. Am 22. August hat das Werk seine erste Aufführung in Mecheln erlebt, und zwar mit einem großartigen Erfolge. Möge es auch in Deutschland eine begeisterte Aufnahme finden!

Theodor Schmid S. J.

---

# Thronbesteigung und Conversion der dänischen Prinzessin Anna, Gemahlin Jakobs I. von England.

## 1. Die Thronbesteigung.

Das bewegte Leben der dänischen Prinzessin Anna, Schwester Christians IV. (1588—1648), bietet ein nicht geringes culturhistorisches Interesse. Aus dem reichen Stoffe wollen wir im folgenden zwei Episoden herausgreifen: ihre Thronbesteigung und ihren Uebertritt zur katholischen Kirche.

Prinzessin (nach damaliger Etiquette: Fräulein) Anna war geboren 1574 als die Tochter Friedrichs II. (1559—1588) und Sophia's von Mecklenburg. Wie Werlauff berichtet, scheint sie von allen ihren Geschwistern der Mutter, was Verstand und Willensstärke betrifft, am ähnlichsten gewesen zu sein [1]. Slange rühmt von ihr: „Sie war wohlgebildet, von einer ziemlich hohen und schlanken Statur, von einem schönen Angesichte, aus dessen Auge Majestät und Gnade funkelten [2], freundlich in ihren Reden, munter von Gemüth und vorsichtig in ihren Handlungen, wobei sie wohl zu unterscheiden wußte, wer ihrer Gnade werth und nicht werth war. Sie war freigebig, doch ohne zu verschwenden, denn sie hatte von ihrer Frau Mutter sehr wohl gelernt, zu rechter Zeit zu sparen." [3]

Um die Hand dieser edeln Königstochter hielt nun der Sohn Maria Stuarts, Jakob VI. von Schottland, schon im Jahre 1586 an und war überaus glücklich, als nach drei Jahren — Friedrich II. war unterdessen

---

[1] Dr. E. C. Werlauff, Sophia af Meklenborg. Kjöbenh. 1841. p. 29.

[2] Das Portrait, welches Miß Strickland dem vierten Bande ihrer Lives of the queens of England, London 1865, beigibt, zeigt nicht unschöne scharfe Züge und große Aehnlichkeit mit Christian IV.

[3] Geschichte Christians IV., von N. Slange, mit Anmerkungen übersetzt von J. H. Schlegel. I. Th. Kopenh. u. Leipzig 1757. S. 115.

am 4. April 1588 gestorben — die gepflogenen Unterhandlungen zu dem gewünschten Abschluß kamen [1]. Mit Anna bestieg zum zweiten Male eine dänische Königstochter Schottlands Thron. Die Gemahlin Jakobs III. (1460—1488), Margaretha, war eine Tochter Christians I. (1448 bis 1481). Nach ihrem Tode (1487) ersuchten die Großen des Reiches Papst Innocenz VIII. (1484—1492), die Verewigte unter die Zahl der Heiligen aufzunehmen [2]. In der dänischen Hauptstadt war der Jubel groß ob dem Zustandekommen der Heirat Anna's mit Jakob VI. Wie uns Augenzeugen berichten, war die Königin-Mutter der Mittelpunkt einer fieberhaften Thätigkeit. Sie selbst hatte vollauf mit dem Einkauf der Brauttoilette zu thun [3]; ein Corps von fünfhundert Schneidern ließ wochenlang die Nadel nicht zur Ruhe kommen. Die Damen und Herren des Gefolges erhielten Ordre, sich reisefertig zu halten. Eine Flotte von zwölf Schiffen mit Metallkanonen unter Anführung des Reichsadmirals Peder Munk sollte die königliche Braut nach Schottland führen. Witzig wurde bemerkt, man werde wohl noch eher nach Schottland kommen, „before James' wedding hose were ready or a house furnished to receive her" [4]. Doch man hatte sich im Könige getäuscht. Auf einmal schien er sich aus seiner Schläfrigkeit aufraffen zu wollen; er konnte den Augenblick kaum erwarten, der die heiß ersehnte Braut ihm zuführen sollte [5]. Deshalb verlangte er ihre sofortige Abreise. Es sollte eine romantische Brautfahrt werden [6].

---

[1] Vgl. Dansk Magazin. 3. R. II. Bd. p. 230. K. Erslev, Aktstykker til Rigsraadets Historie i Kr. IV. Tid. I. Bd. Kjöbenh. 1883—1885. p. 36. Norske Samlinger. I. Bd. Christiania 1852. p. 454—462.

[2] Dr. Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in Schottland. I. Bd. Mainz 1883. S. 303

[3] Dem dänischen Reichsrath ward es doch etwas bange bei diesen Einkäufen, er wurde daher am 12. Juli 1589 bei der Königin vorstellig. Erslev l. c. p. 35.

[4] So Ashby an Walsingham 22. Juli nach Tytler, History of Scotland. vol. IX. Edinb. 1863. p. 29.

[5] Hist. Tidsskrift. 3. R. III. Bd. Kjöbenh. 1860—1863. p. 706.

[6] Die nun folgende Beschreibung stützt sich auf mehrere theils gedruckte, theils ungedruckte Handschriften der öffentlichen Bibliotheken Kopenhagens. Am ausführlichsten wird die Brautfahrt und Krönung Anna's geschildert in einer dänischen Handschrift der gräflich Holstein'schen Bibliothek auf Ledreborg (Nr. 84. 4°), die sich als Abschrift aus dem vorigen Jahrhundert erweist und von P. A. Münch 1852 im ersten Bande der Norske Samlinger, p. 454—510, veröffentlicht wurde: Jacobi VI. Englands og Skotlands Konnings med Fröken Anna of Danmark Beilager, Reise, Anfang, Fremgang og Ende i Norge, Danmark og Skotland samt hendes Majestaets Kroning etc. 1589 (1590). Aelter ist die Abschrift der St. kgl. Bibl.

Am 1. September 1589, nachdem Anna zuvor (Stellvertreter des Königs war der Marschall Schottlands, George Keith) getraut worden, lag eine stattliche Flotte von zwölf reichbeflaggten Schiffen auf der Kopenhagener Rhede vor Anker. „Als die Predigt auff dem Ammiral Schiff Gedeon gehallten," so erzählt das Schiffsdiarium, „und unsere gnedigste Königin samt der Ervelten Kön. May. Jung Herrn und Frewlein u. s. w. wiederumb vom Schiff abgezogen, sein wir im Namen Gottes gerißen und um 6 Uhren zu Mittag von Copenhagen abgesegelt. Und desselben Abends mit einem sachten Westenwind zwischen 6 und 7 Uhren vor Cronenburg ankommen. Und weil der Wind etwas stark worden, warf man die Anker aus. Es hat sich aber desselben Abends zugetragen, daß wie die andern Schiffe auch alle gesetzt und jeder drey Stücken loßgehen laßen, auff dem Schiff Samßon ein stück entzwey gesprungen und zween Büchsenmeister erschlagen, welche in derselben Nacht zu Lande gebracht und in Helsingöhr begraben worden." Nachs 11 Uhr blies ein günstiger Wind, doch kam man nicht weit, da der Wind nach Nordwesten sprang, „derowegen (am 2. Sept.) mit der gantzen Flott vor Ancker gelegen. Haben die Schottischen Gesandten zween Ihrer Junckern aufs Schiff Gedeon gesendet das Frewlein zu besuchen. Als die nun zum Frueſtuck behallten, dann zu Ihrem Abzug drey ehren Schüße gethan worden, ist eine halbe Schlange entzwey gesprungen, den Büchsenmeister todt geschlagen, einen Balcken an dem über Tauh gesprenget und sonst Acht oder Nein Personen, jedoch niemand tödlich, beschediget". Unter widrigem Wind, Sturm und Regen ging es langsam vorwärts; am 11. September suchte man im norwegischen Hafen Gammel Selló Schutz. Am 28. September wagte man sich wieder aufs offene Meer hinaus; aber der Sturm raste immer stärker, Gedeon wurde leck, das Fräulein litt sehr von der Seekrankheit, die ganze Flotte wurde auseinander getrieben. Das konnte nicht mit natürlichen Dingen zugehen, meinte man; da mußten Hexen mit im Spiele sein. Ja, so glaubte man hüben und drüben, es hatten sich die

in Kopenhagen, Gml. kgl. Samlg. 2586. 4°, die sehr wahrscheinlich bald nach 1590 geschrieben sein muß. Auf dem Kopenhagener Geheim-Archiv findet sich, aus der deutschen Kanzlei stammend, eine kürzere Beschreibung der Fahrt nach Norwegen: Diarium. Verzeichniß, was sich von anfang der nach Schottland befohlenen und angestellten Reyse zugetragen und vorgelauffen. Anno 1589. Skotland n. 40 b. Ich benütze gern diese Gelegenheit, um allen Vorstehern der Kopenhagener Bibliotheken wie des kgl. Geheim-Archivs meinen herzlichsten Dank für die so große Zuvorkommenheit und Hilfeleistung auszusprechen.

dänischen und schottischen Hexen zum Untergang der königlichen Braut verschworen. Wie Furien stürzten sich die schottischen Weiber unter Anführung der Agnes Simpson, the wise wife of Keith, in die Wogen. Ihr erstes Opfer war die arme Jane Kennedy, Maria Stuarts Lieblingsdame, die eben, zur Ehrendame der künftigen Königin ernannt, über den Forthbusen setzen wollte. Dann rasten die Hexen weiter Norwegen zu und trieben die dänische Flotte zurück, so oft sie sich der schottischen Küste nähern wollte. Alles gestanden sie später vor Jakob VI., der sich nicht wenig geschmeichelt fühlte, von ihnen als un homme de Dieu bezeichnet zu werden. Alle Hexen, deren man habhaft werden konnte, wurden hingerichtet [1]. Admiral Peder Munk beschuldigte seinerseits mehrere Kopenhagener Weiber, selbst solche aus besseren Ständen, am Sturme schuld zu sein, was sie dann auch gestanden, bevor sie verbrannt wurden [2].

Unter solchen Umständen hielt der Admiral es für das Klügste, den Hafen bei Flekkeró am 1. October aufzusuchen. Man beschloß, nach Dänemark zurückzukehren und dahin lautende Schreiben an die Königin-Mutter, die Reichsräthe und König Jakob abzusenden [3]. Da erschien am 4. October der Schotte Wilhelm Stuart mit seinem Schiffe. „Nach langer disceptation wurde dahin geschlossen, daß das Frewlein mit Ihrem Hoffgesind den Winter über auf Schloß Aggershaußen (Akershus bei Oslo [Christiania]) bleiben und die andern Juncker und Volck mit dem Herrn Ammiral in Dannemarck segeln sollten." Während nun sieben Schiffe nach Dänemark zurückkehrten, hatten Raphael, Micael, Gabriel, die Taube und der Lewe, welche die Prinzessin nach Oslo begleiten sollten, noch manchen schlimmen Sturm zu bestehen. Im Sandefjord mußten sie acht Tage vor Anker liegen, im gefährlichen Langesundsfjord hielten sie einen Tag, ebenso an der Insel Jomfruland, wo sie drei Tage verweilten. Die Braut verließ hier das Schiff. Am 25. October gegen 3 Uhr nachmittags erreichte sie Oslo, wo sie aufs feierlichste empfangen wurde. Der Bischof mit seiner Geistlichkeit, der Statthalter mit seinen Beamten begrüßten sie ehrfurchtsvoll; die Bürger standen unter Gewehr und bildeten Spalier. Als die Prinzessin in Oslo erfuhr, daß ihre Mutter nach Bar-

[1] Walter Scott, Demonology and Witchcraft. London 1830. p. 309—314.

[2] O. Nielsen, Kjöb. Diplom. IV. Bd. Kjöbenh. 1870. n. 776 u. 779. Dansk Mag. 3. R. I. Bd. p. 52. Kolderup-Rosenvinge, Udvalg af gamle danske Dömme. IV. S. Kjöbenh. 1848. p. 226—229. Geheimes Archiv in Kopenhagen. Skab 15. n. 117.

[3] Geh. Archiv. Skotland n. 40 b.

berg kommen wollte, beschloß sie, am Feste Allerheiligen abzureisen [1]. Da kam die ganz unerwartete Nachricht, König Jakob sei bereits in Norwegen. Trotz aller Einreden seiner Räthe, trotzdem seine Schiffe nichts weniger als seetüchtig waren, mußte er seiner Braut entgegen:

„For Norroway, for Norroway,
For Norroway over the foam,
The king's daughter of Norroway,
The bride to bring her home.“ [2]

Dem „homme de Dieu“ vermochten die Hexen nichts anzuhaben; am 22. October verließ er Schottland, am 3. November landete er bei Flekkeró, am 19. November stand er vor Oslo. Ohne sich umzukleiden, „booted and spurred“, eilte er zu seiner Braut [3]. Gerne hätte er ihr nach schottischer Sitte einen Kuß gegeben: sie ließ es nicht zu, weil es gegen die Etiquette ihres Landes verstoße. Am folgenden Sonntag, den 23. November, fand die Feier der Trauung statt — in Dänemark war ihm Anna durch den Procurator angetraut worden. Der königliche Kaplan David Lindsay nahm die Feierlichkeit vor und hielt eine nicht sehr tactvolle französische Rede, der dänische Bischof sodann eine kurze dänische Ansprache, schließlich „endete alles mit Musik“. Doch stärker noch drang das Hochzeitslied der Meereswogen an das Ohr der Brautleute. Die See wurde immer stürmischer, so daß für diesen Winter die Reise nach Schottland wohl aufgegeben werden mußte. Der König sandte deshalb einen Courier nach Kopenhagen, der Königin-Mutter seine Ankunft und Vermählung anzuzeigen. Sofort lief die herzliche Einladung ein, doch den Winter in Kopenhagen zuzubringen, die natürlich gerne angenommen wurde. Aber welch ein Wagestück, mitten im Winter durch Schnee und Eis auch nur den Sund zu erreichen! Deshalb eilte der König zuerst voraus, um die Wege zu untersuchen; seinen Capitän William Murray schickte er nach Stockholm, um sicheres Geleite zu erbitten. Jakob fand die Wege bis Bahus erträglich, kehrte deshalb um und holte die Königin. Den Neu-

---

[1] Erslev l. c. p. 37. [2] Strickland l. c. p. 17.

[3] Moysie's Memoirs of the Affairs of Skotland 1577—1603. Bannalyne Club 1830. p. 81. Jakob VI. wies auf die Thatsache hin, daß gerade der 19. Tag im Monat für seine Familie von Bedeutung gewesen: „I first saw my wife on the 19th of November on the coast of Norway, she bore my son Henry on the 19th of February, my daughter Elisabeth on the 19th of August; and now she has given birth at Dunfermline to my second son on the anniversary of the day on which we first saw each other, the 19th of November, I being myself born on the 19th of June.“ Strickland l. c. p. 52.

jahrstag brachten die hohen Reisenden in Bahus zu [1]. Der Empfang war „pro Majestate" feierlich. Sonntag den 4. Januar wurden auf dem Schlosse drei Predigten gehalten. Ihre fürstliche Gnaden ließ zuerst „auf Ihro Gnaden Sal" für sich auf Deutsch predigen. Die Dänen erhielten ihre Predigt in der Kirche. Michael Jenssön Basse mußte auf Befehl des Statthalters eine kurze Homilie über die Flucht nach Aegypten halten. Hierauf sollte Jenssön die Wachslichter vom Altare entfernen, weil der König nach schottischem Ritus seinen Gottesdienst ohne Lichter abhalten wollte. Der Prediger machte zwar Schwierigkeiten, aber es half nichts. Dann „kam Se. Majestät mit dem königlichen Hofe, doch confuse und ohne eigentliche Ordinantz oder Ansehen der Person in die Kirche. Der Gesang war aus dem 6. Psalm Davids, doch mit lebhafter Musik. Der Text war Römer 8. v. 34. Der König hörte die Predigt mit sonderlicher devotion und Andacht. Er nahm in der Kirche den Hut nicht selbst ab oder setzte ihn sich auf, das mußte ein Diener thun. Als die Predigt zu Ende, wurde sofort mit 8 Trompeten zu Tisch geblasen. Se. Majestät wurde fürstlich tractirt auf dem großen Saal. Bei jedem Toaste wurden sechs Cartaunen abgefeuert. Dann war Tanz bis spät in den Abend hinein „mit viel Lust und Freud". „Am 6. Januarii, heilig Dreikönigen, war ein großer Sturm und sehr unlustig, weshalb Ihre fürstliche Gnaden sehr elend wurde. Am 7. Januar verließ Se. Majestät Bahus auf einem ganz miserablen Wege, obgleich Ihro Majestät ganz schwach war, so daß sie im Schlitten wie in einem Bette liegen mußte. Sie lag in einer Karosse, welche die Frau Mutter Ihro Gnaden von Dänemark geschickt hatte; stand jetzt auf einem Schlitten, überzogen mit schwarzem Samt, die ganze Hinterwand war ausgeschlagen mit vergoldeten Rosen und silbernen Stiften auf Samt, sehr kostbar und kunstreich. Vor dem Schlitten waren zwei dunkelbraune Pferde. Auch für den König Jakob hatte man einen Schlitten von Dänemark hinaufgesandt, ebenfalls mit schwarzem Samt ausgeschlagen, davor gingen zwei kastanienbraune Pferde, behangen mit Samt, auf dem Rosen, Sterne und silberne Stifte, sehr prächtig." Wo die Reisenden sich zeigten, sparte man das Pulver nicht.

---

[1] Auf der St. kgl. Bibl. finden sich Tholt. Saml. n. 1610. 4° vier Seiten Manuscript, welche die Reise des Brautpaares vom 29. December bis 9. Januar ausführlicher berichten, als das Manuscript der Norske Saml. p. 476. Diese Nachrichten sind mit Ausnahme der Namen des Gefolges gedruckt Norsk Hist. Tidsskrift. 2. R. IV. Bd. p. 201.

Während sie in Varberg ausruhten, starb gerade der Reichsrath Andreas Bing, ein Mann von Verdienst und der letzte seines Stammes. Jakob ehrte den Verstorbenen dadurch, daß er seinen ganzen Hofstaat am Begräbnisse theilnehmen ließ und selbst folgende Verse ihm widmete:

„Quid mirum est, Bingi, quod tecum insignia, nomen
Armaque ferali contumulantur humo?
Quae per te steterant, quorum tu gloria, nonne
Hoc aequum est etiam te moriente mori!“ [1]

In Bahus hatte das Brautpaar William Murray mit sechshundert schwedischen, „prächtig ausstaffirten“ Reitern angetroffen, die das Ehrengeleite bilden sollten. Am 18. Januar erreichte man endlich den Sund, am 21. sah die todmüde Prinzessin ihre Mutter und Geschwister in Cronenburg wieder. Da die dänischen Geistlichen eine abermalige Trauung nach lutherischem Ritus verlangten, fand dieselbe auch statt. Jakob VI., dem besonders die damit verbundenen Festlichkeiten und Trinkgelage gefielen, erklärte sich bereit, so oft man nur wünsche, getraut zu werden. Acht Tage blieben die hohen Gäste in Cronenburg. Aber auch jetzt hatte Anna's Brautfahrt noch nicht ihr Ende erreicht. Man mußte doch auch die Hauptstadt besuchen. Am 2. Februar fand der feierliche Einzug statt, den sämmtliche Studenten der Kopenhagener Universität mitmachten [2]. Ein Fest folgte nun dem andern. Es waren sicher ermüdende Flitterwochen für die junge Königin. Ritterspiele, Ringelrennen, lateinische und dänische Komödien, Bälle, Jagden, Wettrennen, Schiffsgefechte und Feuerwerke folgten sich in buntem Wechsel [3]. Besonders populär machte sich der Schottenkönig durch das Interesse, welches er für die Wissenschaften an den Tag legte. „Am 7. März ist S. Maj. mit einem prächtigen comitatu auf die königl. Akademie in Kopenhagen gegangen und hat ungefähr 2 Stunden erst gehört D. Joannem Slangendorphium theologum, darauf D. Andream Christieni medicum. Endlich hat D. Povel, Superintendent über Seelands Stift S. Maj. mit unterthänigstem Glückwunsch gratulirt und ihm auf's demüthigste gedankt, daß S. kgl. Maj. sich gewürdiget habe, die Akademie zu besuchen. Als später S. Maj. zur Thür hinausgehen wollte, blieb er stehen, bis D. Povel kam, reichte ihm huldvollst die Hand und sagte: ‚Ego a teneris annis addictus sum litteris, quod etiam hodie volui declarare.‘ Worauf D. Povel ant-

[1] Slange a. a. O. S. 111. Anm. 61.
[2] Rördam, Kjöbenh. Univers. Hist. III. Bd. Kjöbenh. 1873—1877. p. 19.
[3] Slange a. a. O. S. 111.

wortete: ‚Ew. fürstl. Gnaden haben sich einen ewig berühmten Namen an dieser kgl. Akademie hinterlassen.‘ Später übersandte S. kgl. Maj. durch hochdero Hofprediger einen vergoldeten Becher und 7 Volumina oder große Bücher an D. Paulum, die wohl einen Werth von 72. Thl. hatten [1].

„Hierauf ist S. Maj. nach Roskilde gereist, wo er Hemmingium [2] Mittags und Abends als Gast bei sich sah und scharf de praedestinatione disputirte. Nam in ea parte totus erat Calvini discipulus. Später verehrte er Hemmingio einen vergoldeten Pokal im Werthe von 48 Thl." Zu Ehren des Königs fand zu gleicher Zeit in Roskilde eine Versammlung der Pröpste des Stiftes statt, die Jakob VI. sehr imponirte. Der Gottesdienst in der prachtvollen Domkirche wurde mit Rücksicht auf den König lateinisch abgehalten; während des Hochamtes predigte der Bischof von Seeland, nachmittags Martin Pedersen, Propst von Roskilde. Als Jakob die dänischen Geistlichen im Chorhemd und Meßgewand nach theilweise katholischem Ritus functioniren sah, fand er dies „unschuldig", so daß man sie nicht für Ueberbleibsel des Papstthums ansehen könnte. Nachher ließ der König für sich und seinen Hofstaat besondern Gottesdienst halten, bei dem nach schottischem Ritus keine Altarkerzen brennen durften. „Dieses wollte der Capellan bey dieser Kirche aus einem unverständigen Eifer nicht zugeben, es ward ihm aber wegen dieser Unbesonnenheit anbefohlen, solange der König in Roschild war, diese Stadt zu meiden." [3]

Inwieweit die Verhandlungen über die Vereinigung der dänischen und schottischen Kirche, welche Jakob VI. veranlaßte, ernst gemeint waren, ist nicht ersichtlich; sicher ist, daß sie resultatlos verliefen [4]. Von größerer Bedeutung scheint das Interesse gewesen zu sein, welches der König für dänisches Rechtsverfahren zeigte, indem man in mehreren seiner späteren Verfügungen große Aehnlichkeit mit dänischen Strafbestimmungen entdecken zu müssen geglaubt hat [5].

---

[1] Der Pokal Jakobs VI. wurde über 200 Jahre auf der Universität aufbewahrt. Im Jahre 1807 vernichteten die englischen Bomben die Gabe des englischen Königs. Rördam l. c. p. 21.

[2] Ueber den berühmten dänischen Theologen Niels Hemmingsen vgl. Helveg, D. danske Kirkes Historie efter Reform. I. D. Kjöbenh. 1851. p. 108. 126. 131. 143. 170. 204. Rördam, Kjöbenh. Univers. Hist. II. Bd. p. 425—455.

[3] Slange a. a. O. S. 112.

[4] Thomae Rymeri Foedera et Acta publica. T. VII. P. I. p. 43.

[5] Barrington, Observations on the more ancient statutes from Magna charta to the 21 of James I. London 1725. p. 553: „It is remarkable also

„Eine andere sehr ergetzende Reise“ wurde nach der Insel Hven unternommen. Acht Tage lang verweilte der wissensdurstige Schottenkönig beim berühmten Astronomen Tycho Brahe, „ohne daß er in dieser Zeit des Sehens und Hörens müde ward“. Begeistert feierte der königliche Dichter die Zierde Dänemarks:

„Quam temere est ausus Phaeton, vel praestat Apollo,
Qui regit ignivomos aethere anhelus equos,
Plus, Tycho, cuncta astra regis, tibi cedit Apollo,
Charus et Uraniae es hospes, alumnus, amor.“

Als besondere Gunst erbat sich Tycho ein Paar englische Doggen[1].

Die Ankunft des Herzogs Heinrich von Braunschweig und dessen Vermählung mit Anna's Schwester Fräulein Elisabeth (geb. 1573) auf Cronenburg brachten wieder neue Festlichkeiten (19. April). So ein Leben gefiel dem jungen Ehemanne. Wir sehen dies u. a. aus einem Briefe, den er datirt „from the castell of Croneborg quhaire we are drinking and dryving our on the auld manner“[2].

Doch die Brautfahrt mußte endlich zu einem Abschlusse kommen. Am dritten Osterfeiertage (21. April) gegen Abend lichtete eine neue stattliche Flotte die Anker, „und ist man zuletzt (1. Mai) glücklich, dem Allmächtigen sey Dank, in Letha (Leith) ankommen“[3].

Hiermit endigte die so lange, merkwürdige Brautfahrt.

Während die Königin sich von den Anstrengungen der Seereise erholte, hatte Jakob VI. vollauf zu thun. Die Krönungsfeierlichkeiten sollten Schottland Ehre machen. Allein in der königlichen Schatzkammer und Kasse scheint gerade kein Ueberfluß geherrscht zu haben. Denn Jakob mußte sich z. B. an eine Familie mit der Bitte wenden, ihm some silver spoons zu leihen, „to grace his marriage feast“. Den Earl of Mar bat er um ein Paar seidene Strümpfe, um den spanischen Gesandten empfangen zu können; denn „Ye wad na that your king suld appear a scrub on sic an occasion.“ John Boswell of

that three of the statutes of this reign for the punishment of criminals agree with the Danish ordinances on the same head.“

[1] Slange a. a. O. S. 113. 114. Anm. 64.

[2] Hist. Tidsskrift l. c. p. 708. Anm. 3.

[3] Diarium und Discurs, was bey der andermahligen reise nach Schottlandt, von dem 21. Aprilis, als dem dritten Osterfeiertag des 1590 itz laufenden Jahrs, se woll in der See als im Königreich Schottlandt und sonsten hin und wieder allenthalben fürgelaufen, bestellet, und meistentheils teglich ausgerichtet worden. Geheimes Archiv. Skotl. n. 53 a.

Balmata ersuchte er um ein Darlehen von 1000 Mark, damit er sich vor den Fremden nicht zu schämen brauche [1]. In dem schottischen Berichte [2] über die Heirat wird übrigens eine nicht gerade unbedeutende Rechnung betreffs der Ausgaben mitgetheilt. Eine andere Sorge bereiteten die Presbyterianer dem Könige. Bisher war in Schottland die Krönung nach katholischem Ritus vollzogen worden, nach einem ähnlichen Ritus wünschte nun auch der König gekrönt zu werden. Dem widersetzten sich aber die Presbyterianer, denen besonders die Salbung verhaßt war. Erst als Jakob drohte, sich von den Episkopalen krönen zu lassen, gaben sie nach [3].

Bevor wir nun die Krönung und den Einzug Anna's in Edinburg erzählen, mögen kurz die Quellen genannt werden, welchen wir in unserer Erzählung folgen werden. Unter den fünf in der Hauptsache übereinstimmenden Berichten — in lateinischer, dänischer, englischer und deutscher Sprache — nimmt die erste Stelle unstreitig die lateinische Beschreibung ein. Wir besitzen dieselbe in zwei Handschriften, eine auf der Kopenhagener St. kgl. Bibl. Tholtske Samlinger n. 1610. 4° [4], in der ich das Original vermuthe, da die äußerst saubere Hand englisch ist, und die andere von dänischer Hand ausgeführte mit einigen nicht künstlerischen bunten Illustrationen versehene Abschrift auf der Kopenhagener Universitätsbibliothek Rostgaard. Saml. n. 66. 4°. Verfasser dieser Beschreibung ist der Edinburger Schulvorsteher Hercules Rolloc [5], der auch der Verfasser jener Gedichte ist, welche den Einzug der Königin

[1] Strickland l. c. p. 25.

[2] Papers relative to the Marriage of king James VI. of Scotland with the princess Anne of Danmark 1589, and the form and manner of her Majesty's coronation at Holyrood 1590. Bannat. Club. 1828.

[3] Strickland l. c. p. 26.

[4] De Augustissimo Jacobi VI. Scotorum Regis et Annae Friderici II. Danorum Regis filiae conjugio 1 Cal. Sept. 1589 in Dania celebrato, Georgio Scotiae Mareschallo sui Regis vicem obeunte. Epithalamium ad eandem Annam Serenissimam Scotorum Reginam. Hercule Rolloco Scoto authore. Es folgt nun zunächst das 533 Verse enthaltende, stellenweise recht sinnliche Brautlied. Dann: Civitatis Edenburgensis Annam Reginam Jacobi VI. Scotorum Regis conjugem in suam urbem excipientis Pompa. Schließlich, was eigentlich an erster Stelle hätte stehen sollen: Sequitur processus coronationis Annae (piae memoriae) Regis Friderici II. Filiae factus in Scotia 17. Maji Anno 1590.

[5] Ueber Rolloc vgl. Delitiae Poëtarum Scotorum hujus aevi. Amstelod. 1637. l. II. p. 323. 352. 365. 372. Da Rolloc 1590 obige Beschreibung verfaßte, so irrt Tanner (Bibl. Britannico-Hibern., London 1848, p. 641), wenn er ihn schon 1586 sterben läßt.

verherrlichen sollten. Er bezeugt, „daß die dänischen Gesandten kurz vor ihrer Rückreise ihn gebeten hätten, dies alles zu Papier zu bringen. Die Eile verdient daher gewiß Nachsicht, wenn der Stil nicht immer gut besorgt ist. Da die Gedichte von Knaben vorgetragen wurden, so wollte ich sie in gewöhnlicher Redeweise gehalten wissen (denn aus Rücksicht auf die Dänen beschloß ich alles lateinisch wiederzugeben), aus dem Grunde, daß auch halbgebildete Zuhörer dieselben leicht verständen, nicht aber, damit kritische Leser alles auf die Goldwage legten". Mit diesem Berichte stimmt nun, wie schon gesagt, in der Hauptsache überein: 1. Der kürzere schottische Bericht[1]. 2. Die schon vorhin benützte dänische Beschreibung der Norske Samlinger l. c. p. 485—507 und die gleichlautende Handschrift der Gml. kgl. Saml. n. 2586. 4°[2]. 3. Eine etwas kürzere Beschreibung des Einzuges, in der die Gedichte in dänische Reime gebracht sind. Dieselbe hat zum Verfasser einen Prediger der Kopenhagener St.-Nikolai-Kirche, welcher die Reise nach Schottland mitgemacht hatte[3]. 4. Schließlich wichtig und bis jetzt ungedruckt ist der Bericht der drei Reichsräthe Peder Munk, Sten Brahe und Breide Rantzau, von ihnen eigenhändig unterschrieben[4]. Da derselbe in der deutschen Kanzlei verfaßt wurde, möchte er für unsere Leser wohl das größte Interesse bieten.

---

[1] Papers relative to the Marriage of king James etc.

[2] In dieser Abschrift finden sich viele Correcturen, am Schlusse: brevis descriptio totius Regni Scotiae etc.

[3] En liden Tractat om den Process och Ordning, som bleffholden af Borgerne: Eydenborg udi Skotland, Dronning Anna til Are etc. Aus dem Lateinischen verdänischt und kurz in Reime gebracht von S. P. N., Diener am Worte Gottes in der St.-Nikolai-Kirche zu Kopenhagen und Schiffsprediger auf der Heimreise, die geschah 19. May A. D. 1590, gedruckt in Oluf Bang's Samling af adskillige Nyttige og Opbyggelige (nützlicher und erbaulicher) Materier etc. Kjöbenh. 1745. VII Stykke. p. 579—603. Bang benützte das Manuscript genannten Predigers, welches sich in der Bibliothek Prof. H. Gram's befand. Leider scheint das Original verloren gegangen zu sein. Eine Abschrift aus diesem oder höchstens aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts findet sich auf der St. kgl. Bibl. Uldall. Saml. n. 365. 4°: Dronning Anna, Konning Friderichs den anden af Danmarks hans Datters Kroning, som skete til Eidinborg udi Skotland Dominica Cantate, som var den 17. Maji Aar efter Guds Byrd. 1590.

[4] Geh. Archiv. Skotland, n. 53 a.: Andermahlig Schottich Diarium und Relation von dem 21. Aprilis bis uff den 5. Junij de anno 1590. Diarium und Discurs, was bey der andermahligen reise nach Schottlandt, von dem 21. Aprilis, als dem dritten Osterfeiertag des 1590 itz laufenden Jahrs, se woll in der See als auch im Königreich Schottlandt und sonsten hin und wieder allenthalben fürgelaufen, bestellet, und meistentheils teglich ausgerichtet worden. Dieser Bericht wie der Rollocs ist sicher Christian IV. vorgelegt worden.

Deshalb werden wir denselben unserer Erzählung zu Grunde legen und nur hie und da durch Mittheilungen aus den anderen Berichten ergänzen.

Am 17. Mai sollte also die Krönung stattfinden in Holyrood. „In der Kirchen zum heiligen Kreutz, negst bey dem königlichen Closter und Pallast ist die Cronung gestanden. Und ist uf dem Umbgang oben ein hoher Platz dem König und der Königinnen zugerichtet. Dem Könige, wie er erstlich zur Kirchen gegangen, seindt vorgetretten die Trompeter und viele Diener, die das Volck zur seitten abgehalten. Diesen seindt gevolget die königlichen Hoffmeister, Diener und Stallmeister. Nach diesen die Ritter, freyherrn, Hofdiener, Juncker und andere . . Und hait ein Jeder seinen orth, dahin er beschieden, in der Kirchen eingenommen. Volgends seindt die Herolden mit Ihren gelben Cleidern, darinnen ein rother Lewe gewircket, gegangen . . Nach diesen allen ist der König in seinem königlichen Purpurcleidt gevolget, und haben fünf Grafen des Königs langen Rock nachgetragen. Nach Ihrer Maj. ist die Königin gevolget. Und seindt vor Ihr hergangen, erstlich die Trompeter. Nach denselben die denische Juncker vom adell. . Wie nun jeder an seinen orth und dahin er bevehlicht, gegangen, hat M. Petrus Galloves (Mag. Patrick Galloway) aus dem 40. Ps. von der Canzell eine Predigt gethan." Hierauf hielt der Presbyterianer Robert Bruce eine kurze Ansprache, in welcher auf die Wichtigkeit des bevorstehenden Actes hingewiesen wurde. Alsdann fand die Salbung der Königin statt, wobei Bruce „pours forth upon those parts of her breast and arm, of which the clothes were removed, a bonny quantity of oil" (schottischer Bericht). Nachdem dann Anna in einer Seitenkammer [1] mit ihren königlichen Gewändern und „Majestätischem Habit" bekleidet worden war, übergab der König Robert Bruce die Krone und das Scepter, auf daß er sie der Königin überreiche. Hierbei versprach der Prediger in aller Namen Treue und Gehorsam der nunmehr gekrönten Königin von Schottland, wobei er es nicht unterlassen konnte, sich schon sofort einen Eingriff in die garantirte Religionsfreiheit der Königin zu erlauben. Denn nach dem schottischen Berichte schloß er seinen Schwur der Treue mit den Worten: „And we crave from your Majesty the confession of the faith and religion, which we profess." Hierauf leistete Anna folgenden Eid: „Wir, Anna von Gottes gnaden, Königin zu Schottlandt, loben und bezeugen für Gott und seinen heiligen Engelln,

[1] Das Manuscript der Norske Saml. läßt die Königin in ihr Zelt (!) führen.

das wir dieweil unser leben wehret, so viell alß muglich, denselbigen ewigen Gott lieben und ehren wollen, nach außweisung seines willens in göttlicher Schrift offenbahret, und die Religion und wahrhaftige Ceremonien vertretten und befurdern, und allen Päbstlichen Aberglauben, auch andere brauche, so wieder Gottes wort sein, wie die nahmen haben (mögen), verwerffen und darwieder sein wollen, die Justicia und billigkeit lieben und vortsetzen, die Christliche Kirche endlich in diesem Reich und deßen Unterthanen allen fried und ruhe befurdern. Als uns der Herr und Vatter aller barmhertzigkeit gnedig sey." „Als dieß geschehen, haben die Herolden mitt lauter Stimme offgeruffen: Unser Herr Gott wolle behüten die Königin! Das gemeine Volck hat gleicher gestaldt überlauth geschriehen, glückgewunscht und gerufen. Und haben darauf die Trompeter in die Trompeten geblasen." Patrick Galloway bestieg die Kanzel und segnete beide Majestäten mit großer „Andächtigkeit", und damit war die Krönung beendet. „Als die Königin auf ihrem Throne Platz genommen — mit der Kronen uf dem haubt und dem Scepter in der Handt — nahte sich ihr Professor theol. Andreas Melvinus, mitt ungefehrlich 200 Versen gluckgewunscht."[1] „Die Summe dieser Verse", fügt das Uldall. Ms. hinzu, „war, daß er Ihro Gnaden Glück und Seligkeit in allem Regimente J. Gn. wünschte."

„Den 19. Maij ist die Königin in die stadt Edinburg gezogen und daselbst von dem Burgermester und Rath empfangen worden, wie volget. Ungefehrlich umb zwei Uhren ist Ihro Kön. Maytt mit vielen denischen und schottischen Junckern und etzlichen Grafen, die dan bey und neben den Königlichen dennemarckischen Gesandten vor Ihrem Wagen hergeritten, aus dem Königlichen Pallast nach dem Wester Thor gezogen." Die Königin trug ein Gewand von Silberbrocade und saß in der Karosse, welche sie selbst mitgebracht hatte; acht braune Pferde, reich geschmückt, zogen den Wagen. „Wie man nun auf die höhe kommen, hat man vom Castell, welches uff einer hohen Kliffen und Felsen bey der stadt belegen, etzliche schuße gethan. Vor der stadt Pfortten sein gestanden der stadt Oberster Johannes Arnotus, neben andern Befehlichsleutten in Ihren lang seiden Cleidern; haben die Königin gegrüßet und Sie mit einer kurzen oration empfangen." Nach Rolloc hielt der Doctor juris

---

[1] Das Gedicht, bereits 1590 in Edinburg als Στεφανίσκιον gedruckt, steht in den Papers relative etc.: Ad Scotiae regem habitum in coronatione reginae 17. Maji 1590 per Andream Melvinum (Melville).

Johannes Rosellus die Begrüßungsrede, in der er Schottland Glück zu einer solchen Königin wünschte [1]. „Das Thor ist allenthalben mitt Tüschereien behanget, und inwendig mitt einer Bühne zugerichtet, darauf Musicanten und Instrumentisten gestanden", die sich nach dem dänischen Berichte der Norske Saml. lustig hören ließen. „Als nun Ihro Kön. Maytt unterm Thor gewesen, hatt man von oben hero einen globum oder Kugell" — in rother, blauer und grüner Farbe —, „darin ein Kleiner Knabe" — der achtjähriger Sohn des obigen Johannes Rosellus — „mit weißen Cleidern gesessen" — „gekleidet in rothem Samt-Gewand, darüber einen Mantel von weißem Taft" (dän. Bericht) — „mit stricken herabgelassen". Nach dem dänischen Bericht öffnete sich nun der Globus, und zur allgemeinen Ueberraschung stand auf einmal der Kleine vor der Königin. „Dieser hatt die Königin grüßend angesprochen, wie das er wehre ein Engell vom Himmell heruntergeschicket mitt habendem Bevehlich, die Königin zu ermahnen, daß Sie vor allen Dingen Gottes nahmen in ehren haben solle. Gab darauf Ihrer Maytt eine Bibel, welche, so sie in ehren haben würde, würde Sie Gott gesegnen. Hierauf hatt er das Buch, welches er uff seinen Achselln getragen, geküsset und Ihro Maytt überreicht. Und baldt darnach war vorangezeigt, daß (falls) Sie das leisten und haben würde, das alsdan die stadt gantz Ihrer Maytt sich ergeben und hatt deßen zum Zeichen der Königin einen silbernen Schlüssel überreicht, den die Königin angenommen." [2] Der Globus schloß sich wieder und entschwebte den Blicken der Königin. „Dieweil dieses geschicht, drenget sich ein groß Volck herbey, die Königin zu sehen. Damit aber sowoll die, so vor der Königinnen wagen geritten, als auch die Königinne mit Ihrem wagen des gebranges halben möchten fortkommen, sein 100 Personen mit hellebarten und langen wehren darzu verordnet, allenthalben Platz und rhaum zu machen. Diesen seindt 50 — nach Uldall. Ms. 48 — Junggesellen in gestaldt der Morianen fürhero gegangen, ganz schwarz unter

---

[1] Die Rede steht lateinisch in der Rostg. Saml. fol. 332—334, dänisch in Uldall. Saml. fol. 15. 16. In letzterem Manuscript folgt dann gleich ein Gedicht: Kierlig heds Brynde i Kongens Hierte optaende, das sich sonst nicht findet. Es preist das Geschlecht der Königin, verspricht Treue und schließt mit einem Gebet.

[2] Hier eine Probe der Rolloc'schen Muse:

Angelus hic urbis prima tibi missus olympo
Te moneo in porta, jussu, Regina, tonantis:
Incumbe ad curam divini ante omnia cultus.

augen und an armen und halsen[1], haben auf Ihren haubtern schwarze und krause wullen gehabt, mitt herlichen silbernen und seiden Cleidern angethan, und uf's herlichste mitt ringen und armenbendern geziret. Trugen alle in den handen weiße steben, das volck damitt bey seitts zu treiben." Wie die dänischen Berichte erzählen, war jedem dieser Morianer eine besondere Gangart vorgeschrieben. Einige schritten hoch aufgerichtet und trotzig einher, andere, als wenn sie tanzen wollten; andere machten, wie die Störche im Wasser, lange und hohe Schritte; andere stolperten einher und ließen die Köpfe hängen; wiederum andere geberdeten sich, als seien sie betrunken, und wankten und schwankten nach allen Seiten. „Diesen seindt gevolget die fürnehmbsten bürger in erbarer langer Cleidung, deren 18 — nach dem dänischen Berichte 6 — der fürnehmbsten sich zur Königin genahet. Und einen viereckichten sammeten himmel mit güldenen Fransen geziereet, an Sechs stangen über der Königinnen Wagen hergetragen. Und ist Ihro Maytt also vorth gezogen mitt großer verwunderung der Leute, so eines Theills die gaßen, eines Theills die heuser, so von außen mit hübschen Decken und Tüschereien umbzogen, und dan die Dachen, Fenster und Thüeren eingenommen. Wie nun Ihro Maytt die enge gaßen (sog. West Bow) herankommen, ist zur Linken handt ein junger geselle gestanden, der sich für einen ‚Astronomium' ausgegeben, und allerhandt Instrumenta bey sich gehabt. Dieser, als man mit der Königin wagen stille gehalten, hatt er Ihre Maytt gegrüßet und etzliche (32) Vers recitiret, darinnen er weißaget, das die Königin als eine Königin, eine Königs Tochter und nunmehr eines Königs Gemahlin auch Könige gebehren würde, Sie demnach ermahnet, dieselbige zu Gottesfürchten zu ziehen. Und damit Sie die Königin nicht meine, das diese Prophezeiung falsch, sondern sein Kunst gewiß sey, setzet er hinzu: Ob der himmel itz klar und schön sey, das doch ein sturm und hagel vorhanden sey, der doch Ihro Maytt glück, heill und freude bedeutte. Diese weißagung ist wahr geworden, dann man hatt aus den Dechern und Fenstern der heuser viell Confect alß schlossen herausgeworffen, bißolang, das die Kön. Maytt durch die enge gaßen der engen Pfortten kommen. Daselbst dann allerley Instrumentisten und Musicanten sich frolich machten" und, nach dem dänischen Berichte, „die Luft gefüllt mit Musica orali et instrumentali simul."

[1] Rolloc beschreibt die Morianer sehr kurz. Nach Uldall. Ms. trugen die Morianer sehr künstlich gearbeitete Masken, „aus Eisen, Blei und Kupfer" verfertigt. Ihnen voran ging „ein recht natürlicher Morian".

„Da sich nun diese enge straße in dreyen gaßen getheilet, ist abermahls ein Theatrum oder Bühne von Brettern ufgerichtet, hinter welchem auch vielerley gesänge und Instrumentisten verborgen sich hören ließen. Von vornen zu aber seindt etzliche (9) der fürnehmbsten Stadtjungfrauen, in schönen Cleidern und Geschmücke uf das schönste gezieret, geseßen. Diese Jungfrauen haben in Ihren henden schöne vergüldete Bücher gehabt und die Königin, sobald sie neben Ihnen kommen, mitt gebürender Reverentz salutirt."

Nach dem Uldall. Ms. sangen die neun Jungfrauen den 76. Psalm auf Schottisch. „Darauf ein junger Knabe die Königin mit etzlichen (22) Versen angeredet dieser ungefehrlichen Meinung, das die Königin nicht meinen solle, das die Schott'sche Nation aller Dinges grob, ungeschickt und ungelehrt wehren. Dann Ihr König in Gottes wortten erfahren selbst Schreiben und Bücher machen konnte. Demnach sie die Jungfrauen als die Musae und Charitas die Königin salutiren [1].

„Nach diesem ist die Königin die gaße hinab nach der großen Kirchen neben dem Rathhauß (Tolbooth) hergezogen. Daselbst ist ein großes Theatrum ufgerichtet, daruf geseßen haben die Tugendt zwischen Ihren vier Töchtern in seiden schwartzen Cleidern. Die Mutter, die Tugendt (Virtus) hatt eine güldene Crone uf dem haubt gehabt, die Töchter aber Krentze von blumen. Alß diese Töchter ufgestanden und der Königinnen Reverentz gethan, hatt die Tugendt die güldene Crone mitt der rechten handt, das horn aber alles gutten mit der lincken handt der Königin überreicht und Ihr mit etzlichen (24) Versen glück und heill gewünscht. Nach diesem haben die vier Töchter der Tugendt als da sein Prudentia, Justicia, Fortitudo und Temperantia die Königin angesprochen. Prudentia hatt ein Astrolabium in der einen handt, in der andern ein Buch gehabt. Die andere Tochter Justicia hatt in einer handt ein Schwert, in der andern eine wage gehabt. Fortitudo in der einen handt des Herculis Keule, in der lincken handt ein Schildt. Die vierte Tochter Temperantia in der einen handt einen Zaun, in der andern ein Sandtuhr.

[1] Rolloc legt dem Knaben folgende Verse in den Mund:

„Barbara sortitam, princeps, alienaque Musis
Ne te regna putes doctaeque insueta Minervae.
Non obtusa adeo gestamus pectora Scoti!
Rex etenim imprimis divina oracula verbi
Et tenet et mandat chartis et carmina phoebo
Digna canit, sequitur regis vestigia vulgus."

Wie dieß geschehen, ist die Königin die gaßen vor der gefangnen Torm vorübergezogen, welcher geöfnet, und alle gefangne loß und ledig gegeben, die mit großen freuden und Danksagung heraußer gangen und der Kirchen zugezogen. Und als Sie vom wagen abgestanden und in die Kirche tretten wollen, seindt Jhro Maytt die Kirchendiener des orts entgegengegangen, haben Sie auf die Knie sitzend gesegnet. Vor Jhr Maytt hero seindt der Kön. Maytt zu Dennemarcken Herrn Reichsräthe und Gesandten nebenst ettlichen Schottischen Grafen gegangen. Jn der Kirchen ist Jhrer Maytt oben der erden ein stattlicher orth mit aller Zubehörung zugerichtet worden. Da Jhre Maytt und eben dieselben itzt wollbemeldten Herrn Reichsräthe und etzliche Greffinnen und Jhre Jungfern geseßen. Alhier hat der Predicant (Robert Bruce) aus dem 107. Psalm etzliche Vers außgeleget[1]. Wie nun die Königin aus der Kirchen zu Jhrem Wagen gang, ist ein Tabular und Bank mitt Tapezerey aufgerichtet gewesen, darauf neben dem Baccho" — der nach dem dänischen Bericht „im Nachtgewand" war — „Ceres in weißen Cleidern eine Sichel in der handt gehabt geseßen. Bacchus hatt weidlich gezecht, die gleser mit dem wein unter das volck geworffen, Ceres aber hatt Jhre Ähren und hallm unter die Leute geworffen und etzliche (24) Vers recitiret. Neben dem Baccho und Ceres seindt auch vier Nymphae in grünen Cleidern mitt grünen streuchen behanget, haben Äpfell und dergleichen unter die Leute geworffen. Alhier ist auch roder wein eine Zeitt lang aus den rören unter das volck gelauffen.

„Als nun die Königin in großem gedrenge vortt gezogen, ist Sie an einen orth gekommen, alda ein baum aufgerichtet, wie eine seule mitt May und grünen Zweigen behanget. Jn diesem seindt etzliche Junge Knaben zu beiden seitten, doch an unterschiedenen orthen gestanden. Und hatt dieß sollen sein ein Baum der Sippschaft des Königs und der Königin, die beide von Christian dem ersten als einem Stamme entsproßen. Seindt also auf der einen seitt gestanden zu unterst Margaretha König Christians Tochter, die da ist ein Mutter gewesen Jacob des Vierten, darnach Jacobus der Vierte ein Vater Jacobi des V., welcher ist ein Vater gewesen Mariä Königin zu Schottlandt und ein Großvater Jacobi VI. Alle mit Jhren Wappen. Uf der andern seitten ist

[1] Die Loslassung der Gefangenen wie der feierliche Einzug in die Kirche findet sich nicht in Rollocs Erzählung, er erwähnt nur die Predigt Bruce's „principi et populo salutarem". „Quo tempore imber subitus depluit, ut Astrologo nostro ridenti sua fides constaret."

Fridericus I., so ein Sohn Christiani I. gewesen, darnach Christianus III. und volgendes Fridericus II., so ein Vater ist der Königin und des itzigen Prinzen und erwehlten Königs in Dennemarcken, auch mit ihren Wappen. Unten an des Baumes wurtzel ist Christianus I. gelegen, der dann ist Stirps und Ursprung dieser beiden Königlichen heuser. Bey diesem baum ist ein Knab gestanden, hatt mit einem güldenen stabe diesen baum ausgelegt[1].

„Nach diesem ist die Königin die stadt hinab nach der Vorstadt (Canongate) gezogen. Daselbst ober dem Thor (Netherbow Port) eine kleine Comoedia und Spiell gehalten, darinnen die Königin von Saba mit vielen schönen Jungfrauen König Salomon anredet und mit Ihme ein gesprech (46 Verse) hielth und große Verehrung und geschenke geben[2]. Hernachher kumbt der Nuncius als dieses gesprechs interrumpirt und austryggen (ausdrückt) und vermelde (in 28 Versen), daß die Königin da zur Stelle nicht weniger lobes und ehren werth sei, als die von Saba, so zum Salomon kommen ist. Endtlich übergibt er der Königin ein Cleinodt von goldt und edlen gesteinen mitt undterthenigster Bitte, dieß alß undtertheniges Geschenck anzunemen. Dieß hatt man in einer schachtell heruntergelassen." Nach der schottischen und dänischen Erzählung befand sich das Geschenk der Stadt Edinburg, ein goldene Kette im Werthe von 22 000 Thlr. (!), in einem rothsammtenen Etui, auf welchem der Name der Königin in Diamanten erstrahlte. „Und hatt's der stadt Oberster und volgendes der Königin überreicht, die es dan an Ihren halls gehengt hatt.

[1] Die hierauf Bezug nehmenden Gedichte bei Rolloc und in den dänischen Berichten weichen sehr voneinander ab, nur das Thema ist ihnen gemein. Hier eine Probe aus dem Uldall. Ms.:

„I Danmark var en Christelig Mand
Konning Christian saa heder hand (heißt er),
Konning Jacob gav hand sin daatter Margrete i Haand
Som hand indgik med Aegteskabs Baand"
(mit der er das Band der Ehe einging).

[2] Jakob liebte es sehr, mit König Salomon verglichen zu werden. Deshalb wurde auch 1606 vor Christian IV., der seine eben von einer Tochter entbundene Schwester Anna besuchte, der Besuch der Königin von Saba bei Salomon dargestellt. Da die Königin, die sonst noch für guten Ton bei den Hoffesten sorgte, an den Festlichkeiten, welche Jakob seinem Gaste zu Ehren in Theobalds gab, nicht theilnehmen konnte, überließen sich beide Monarchen gar sehr den Freuden des Bacchus. Dem entsprach denn auch die Komödie. Die Königin von Saba fiel betrunken vor dem Throne auf ihr Gesicht, auch der König stürzte zu Boden, als er sie aufheben wollte. Aehnlich ging es den Damen, welche Glaube, Hoffnung und Liebe darstellten.

„Von dannen ist Ihro Maytt stracks die gaßen herab nach dem Königlichen Pallast zu in angezeigter Ordnung gezogen. Wie Sie nun uf den undtersten hoff kommen, ist der König in der Person Ihr entgegenkommen, Sie freundlichst auffang und in Ihr gemach geführet. Nach dem abendtmahll haben der stadt Obersten und die fürnehmbsten Bürger etzliche Junggesellen für das Königliche Pallast im Vorhoff geführt, daselbst einen (artigen) Schwerttantz der Kön. Maytt und der Königin, die beide in ein Fenster zusammengestanden, anzurichten, welches auch geschah.

„Und hatt also dieser Tag sein end genommen."

(Schluß folgt.)

**W. Plenkers** S. J.

---

# Iwan Sergejewitsch Turgenjew.

Literarische Skizze.

(Schluß.)

5.

„Gewiß erinnern Sie sich," so schrieb Turgenjew am 30. October 1856 an den Novellisten und Kritiker A. W. Druschinin, „wie ich, ein Verehrer und armseliger Jünger Gogols, den Satz aufstellte, man müsse zum Puschkinschen Systeme zurückkehren als Gegengewicht gegen das Gogol'sche. Das Streben nach Unparteilichkeit und absoluter Wahrheit ist eine der wenigen guten Eigenschaften, für welche ich der Natur, welche sie mir verlieh, herzlich dankbar bin." Dieser Gedanke kehrt noch öfter in seinen Briefen wieder, ebenfalls in einem Festspruch, den er im September 1879 dem polnischen Dichter Kraszewski zu dessen Jubelfeier widmete. Der Gegensatz der beiden Systeme läßt sich einigermaßen in die allgemeine Formel „Idealismus — Realismus" zusammendrängen; doch bedarf dieselbe genauerer Erklärung, um richtig und verständlich zu sein. Wie alle echten Dichter waren beide, Puschkin wie Gogol, im tiefsten Grunde ihrer Seele Idealisten; durch die herrschende Geistesströmung wurden beide auf den Pfad der Romantik geführt und wandten sich begeistert der Natur, der Sage, der Geschichte, dem religiösen und nationalen Volksthum zu. Wie jedoch Puschkins Idealismus im Strudel des vornehmen Genußlebens von Byrons Weltschmerz angekränkelt wurde, so ging Gogol von seiner ursprünglich romantischen Auffassung des Volkslebens zu einer immer mehr realistischen, kritischen, satirischen Behandlung desselben über.

In den Jüngern und Nachzüglern der beiden Dichter entwickelte sich mehr das Krankhafte und Uebertriebene als das Gesunde und Werthvolle der beiden Richtungen. Aus Gogols Realismus quoll eine vollständige Anklageliteratur gegen die bestehenden Verhältnisse hervor, die sich mit Vorliebe in den niedrigsten Kreisen des Lebens und deren trüben Schattenseiten bewegte; von dem Idealismus Puschkins aber blieb nur eine gewisse Sehnsucht nach dem Unerreichbaren, philosophische Träumerei, ein gewisses Interesse für das höhere Gesellschaftsleben und dessen äußere Vorzüge, ein Versuch, Herrlichkeiten und Jämmerlichkeiten der großen Welt mit einem Scheine der Verklärung zu umgeben. In diesem Sinne vermochte sich auch der sonst so radikale Alexander Herzen dem Einfluß Puschkins und der romantischen Schule nicht völlig zu entziehen; er bezeichnete es geradezu als ein Glück der neueren russischen Literatur, daß so viele Talente aus den aristokratischen Kreisen sich daran betheiligt, pöbelhafte Elemente von ihr ferngehalten, ihr dagegen ein gewisses feineres Formgefühl, den Sinn für Takt und Maß, äußere Eleganz, Geschmack und Feinheit verliehen hätten. Trotz seiner demokratischen Grundrichtung wandte er sich als Novellist den höheren Kreisen zu und entfaltete in den breiteren Formen des Romans jenes Bild der vornehmen Gesellschaft, dessen feine Grundlinien schon Puschkin in seinem „Eugen Onägin" gezeichnet hatte. Nicht ohne Einwirkung auf Turgenjew konnte besonders sein Roman „Wer ist schuld?" (1846) bleiben, welcher ein höchst interessantes Gegenstück zu Gogols „Todten Seelen" bildet.

Während Gogol die russische Gesellschaft in ihrem buntesten Gestaltenwechsel durcheinander spielen ließ, hob Herzen nur einige wenige Typen derselben hervor, schilderte diese aber mit einer viel eingehenderen Psychologie und hob vor allem den tiefen Gegensatz hervor, welcher zwischen den bloß oberflächlich gebildeten höheren Ständen und den Trägern der eigentlichen Bildung, ausländischen Erziehern und bürgerlichen Lehrern, bestand. Geld, Macht, Ansehen, Einfluß steht bei Leuten, die weder eine tiefergehende literarische und philosophische Schulung, noch eine ernstere Lebensaufgabe besitzen. Wirkliches Wissen und ernstes Streben nach höherer Geistesthätigkeit finden wir nur bei den armen Creaturen, die als eine Art von höheren Bedienten im Solde jener hohen Herren stehen, von ihnen mißhandelt, zurückgesetzt und schließlich auch in ihrem geistigen und socialen Leben gestört und verkümmert werden. Diesen Grundschaden der russischen Gesellschaft hatte Gogol kaum berührt; Herzen entwickelte ihn mit fesselnder Anschaulichkeit und Lebendigkeit, und hätte er auf die Abrundung der Composition mehr Sorgfalt verwendet, so wäre sein durch die feinste Charakteristik ausgezeichneter Roman wohl ebenso berühmt geworden, als Gogols „Todte Seelen". Die Typen, welche er uns vorführt, sind: der in Trägheit und spielender Gutsverwaltung dahinvegetirende General außer Dienst; seine in eleganter Nichtsthuerei dahinträumende und ihr Söhnlein verhätschelnde Gattin; die leibeigene Magd, die den General vor seiner Ehe mit einem Töchterlein beschenkt hat und dann wieder in das Dunkel der Gesindestube zurücksinkt; das illegitime Töchterlein, das als adeliges Fräulein erzogen, dann aber wegen seiner zweifelhaften Her-

kunft mit magerster Aussteuer an einen Bürgerlichen verheiratet wird; der arme Hauslehrer, der dieses Fräulein zur Gattin erhält, aber es nicht weiter bringt, als zum armselig besoldeten Gymnasiallehrer; der junge elegante Gentleman, der, völlig westeuropäisch erzogen, weder an der Beamtencarrière noch an Medicin und Malerei Geschmack findet, alles versucht, nichts leistet, als daß er mit seinen Liebeleien das Eheglück des armen Schulmeisterleins vernichtet; der schweizer Hauslehrer endlich, der, voll von Rousseau, bei den besten Absichten von der Welt weiter nichts als einen überflüssigen Salonlöwen und unnützen Störefried erzieht. Das sind die Haupttypen, denen sich noch einige Nebenfiguren von ebenso treffendem Gepräge gesellen. Das Problem der Ehe und Liebe ist psychologisch sehr interessant mit jenem der Bildung verwoben. In der Darstellung wechselt köstlicher Humor mit dem ergreifendsten Pathos. Während Gogol hauptsächlich den Schleier über der allgemeinen Bestechlichkeit lüftet, offenbart Herzen die tiefgehende Unsittlichkeit, Trägheit und Verbildung der Haute-Volée, in deren Händen größtentheils das Schicksal des Reiches ruht, und erklärt uns, wie alle Versuche eines echten geistigen und politischen Fortschritts schon an Familienleben und Erziehung scheiterten.

Ein so bedeutsames Thema mußte einen Beobachter wie Turgenjew nothwendig anziehen. Im täglichen Leben zeigten sich die von Herzen gezeichneten Typen in der unerschöpflichsten Mannigfaltigkeit, und alle Wandlungen, welche die westeuropäische Bildung von 1848 an durchmachte, mehrten in Rußland nur die Zahl verfehlter Existenzen und melancholischer Hamlets, wie sie Herzen an Beltow verkörpert hatte. Gleich dem Idealismus Puschkins bewegte sich auch der Idealismus dieser neuen Generationen auf falscher Bahn — auf der Bahn verworrener, oft unverstandener Philosopheme, verschwommener Gefühlsträumereien, skeptischen Zweifels, stolzer Ueberhebung der eigenen Kraft, welche im Ansturm gegen den nun einmal vorhandenen Weltlauf nothwendig den kürzern ziehen mußte und den kühnen Träumer dann aus seinen Idealregionen in gemeine Weltlust und trostlosen Weltschmerz herniederriß.

Mit derselben Meisterschaft, mit welcher Turgenjew das russische Landleben in einer reichen Galerie der ansprechendsten Novellen dargestellt hatte, begann er vom Jahre 1854 an auch das Leben der höhern Gesellschaft bald in leichten Arabesken, bald in kleineren Erzählungen, bald auch in längeren Novellen zu beschreiben. Den Kern der Verwicklung bildet hier natürlich fast immer die Liebe, und zwar vorzugsweise jene, welche Clemens Brentano die salva-venia-Liebe genannt hat, und das Interesse der Culturschilderung tritt darum vielfach hinter allgemeinen und landläufigen Romanmotiven zurück. So zartfühlend und edel nun Turgenjew auch durchweg die Liebesverwicklung behandelt, so sehr er im allgemeinen nicht nur das Verletzende, sondern auch das Verfängliche zu meiden strebt, so weht hier doch nicht mehr jene kräftige, erfrischende Luft, wie in den meisten seiner Dorf- und Landnovellen. Aus diesen höheren Schichten der Gesellschaft ist nahezu jeder Glaube, jedes höhere Streben gewichen. Ueberall begegnet uns innere Nichtigkeit, Flachheit und Zerrissenheit, hohles Scheinwesen und sittliche Fäulniß, unglückliche Liebesabenteuer und jammervolle Enttäuschung. Genußsucht und Pessimismus lasten

wie eine trübe Wolke auf allen Gemüthern. Ein elegantes Phrasenthum sucht sich — aber umsonst — darüber hinwegzutäuschen. Ueberall lockt und glänzt und herrscht das Weib. Der Mann setzt Leib und Seele, Frau und Kind, sociale Stellung und individuelle Thätigkeit aufs Spiel, um die Huld irgend einer verlockenden Schönheit zu erwerben, deren Besitz er kaum erhoffen darf, oder um irgend einer unwürdigen Kokette nachzulaufen, die sich ihm liebkosend, aber — nach Turgenjews eigenem Vergleich — mit dem triumphirenden Blick des Raubvogels in Sinn und Herz krallt. Auf diese Reihe von Werken paßt einigermaßen die Bemerkung Alphons Daudet's: in der mächtigen Riesengestalt Turgenjews und unter dem Schatten seiner dichten, wergartigen Augenbrauen habe die Seele einer Frau gewohnt, jene feinfühlige, nervöse, schmachtende, leidenschaftliche Russin, bald in orientalischem Traumschlummer befangen, bald gleich einer entfesselten Naturgewalt ihrem tragischen Geschick entgegenstürmend, wie er sie in seinen Büchern beschrieben.

Als harmlose Jugendträumerei mag man die Novelle „Asja" (1858) nehmen, in welcher der am Rhein wandernde Student sich seiner Liebe erst recht bewußt wird, nachdem ihr phantastischer Gegenstand ihm schon wie im Traume entschwunden. Aber welch ein Abgrund öffnet sich vor uns, wenn ein munterer, lebensfrischer Jüngling beim ersten Aufkeimen einer zärtlichen Neigung die Entdeckung macht, daß das Mädchen, das ihn an sich gelockt, schon längst die Maitresse seines ehebrecherischen Vaters ist! — Das erzählt die Novelle „Erste Liebe" (1860), und zwar mit einer realistischen Genauigkeit, die nur aus dem Leben selbst geschöpft sein kann. „Faust" (1856) führt uns eine junge Frau, Wera, vor, die, fromm und schlicht erzogen, unberührt von den Gefahren des Lebens und der Literatur, in der stillen Häuslichkeit einer anspruchslosen Ehe bis dahin ihr Glück gefunden hat: da macht ein ehemaliger Verehrer sie mit Göthe's Faust bekannt, und diese Dichtung weckt wie mit einem Schlag die schlummernde Leidenschaft. Was Wera bis dahin für Sünde gehalten, gilt ihr jetzt als Pflicht — der Ehebruch als eine Forderung der Natur. Nur die vermeintliche Erscheinung ihrer verstorbenen Mutter hält sie vom tiefsten Falle zurück; aber die innere Qual reibt sie auf, und ein schleichendes Fieber verzehrt sie in der Blüte ihrer Tage.

„Rudin" in der gleichnamigen Novelle (1854) tritt zuerst als der edelste, für alles Hohe und Große begeisterte Idealist auf, will die ganze Gesellschaft zu ihren würdigsten Zielen zurückbringen und zieht auch anfänglich seine gesammte Umgebung an sich; aber alles ist hohle Phrase und verpufft wie eine Rakete: im entscheidenden Augenblicke läßt er seine Geliebte im Stiche und endet sein trostlos-zerfahrenes Leben auf den Barrikaden zu Paris. Lawretzki, der Sprößling einer hocharistokratischen Familie, der Held der Novelle „Ein adeliges Nest" (1859), ist mit einer nichtswürdigen Frau geschlagen, die auf Liebesabenteuer in der Welt herumreist; wie er sich endlich auf falsche Nachricht durch ihren Tod befreit und durch eine wahre neue Liebe beglückt hofft, taucht sie wieder auf, zerstört alle seine Pläne, und seine ersehnte Braut Liseta geht ins Kloster. Helene in der Novelle „Am Vorabend" (1859) hat gleich Liseta einen idealen Zug, Willensstärke und das Bedürfniß nach einer

menschenwürdigen Thätigkeit; aber der Bulgare Insarow, in den sie sich verliebt hat und in dem sie mit den Augen der Liebe dieselben Elemente wahrzunehmen glaubt, ist seiner vermeintlichen patriotischen Aufgabe nicht gewachsen, und nachdem er ruhm- und thatenlos geendet, nimmt sie als barmherzige Schwester die Erbschaft seiner Mission auf sich. Das erschütterndste Bild von der Scheinbildung, Verkommenheit und Barbarei der höheren Stände und ihrer Einwirkung auf die tiefere Schichte der Gesellschaft entwirft die Novelle „Die Unglückliche" (1867) — die Leidensgeschichte eines Mädchens aus höchster Familie, das aber um seiner unehelichen Abkunft willen um sein Lebensglück gebracht, ins Elend verstoßen und förmlich zu Tode gequält wird.

Obwohl Turgenjew nie den Sittenrichter hervorkehrt, so liegt all diesen Darstellungen doch ein gewisser sittlicher Ernst zu Grunde. Die leichtfertige Vergeudung des Lebens wie das willenlose Preisgeben des Ideals trägt in der Zeichnung selbst die ernste Verurtheilung des Dichters in sich. In noch ergreifenderer Weise ist das der Fall bei den zwei abgerundetsten Liebesromanen, welche er verfaßt hat: „Dunst" (1867) und „Frühlingswogen" (1872). Beide haben in der Fabel das gemein, daß ein junger Russe, auf dem Punkte, sein häusliches Glück durch eine bescheidene Ehe zu begründen, durch den Zauber einer wilden Liebesleidenschaft aus seiner ruhigen Bahn gerissen wird und erst nach den jämmerlichsten Thorheiten sich wieder zurechtfindet. Während in dem letztern Roman jedoch die Motive der Leidenschaft, gemildert durch humoristische Genrebilder, vorwiegen, gestaltet sich der erstere zum bedeutsamen Socialgemälde. Jener spielte noch in den vierziger Jahren in der alten Bundesstadt Frankfurt und an den Waldeshängen des Taunus; dieser versetzt an das Ende der sechziger Jahre in die Hotels, Villen und Kursäle von Baden-Baden. Dort steht dem jungen russischen Träumer und seiner amazonenhaften Loreley eine italienische Conditorstochter und ein philiströser Frankfurter Commis gegenüber; hier spielte sich alles unter Russen ab, verschwenderischen Fürsten und Generalen einerseits und dem Abschaum der revolutionären Propaganda, emancipirten Weibern, radikalen Schwätzern, abgehausten Weltverbesserern und unreifen Studenten andererseits, die sämmtlich in ihrer Art die guten Elemente des russischen Charakters mit westeuropäischem Bildungsflitter völlig ruinirt haben. Beide Sittengemälde, besonders aber jene der russischen Kolonie zu Baden-Baden, sind Meisterstücke der feinsten Charakteristik; beide drängen auf dieselbe ernste Wahrheit hin, mit welcher Turgenjew die ergreifende Novelle „Faust" beschließt:

„Laß mich zum Schlusse dir noch sagen: *eine* Ueberzeugung habe ich aus den Erfahrungen und Prüfungen meiner letzten Jahre gewonnen. Das Leben ist kein Scherz und kein Spiel, das Leben ist auch kein Genuß. . . Das Leben ist eine schwere Arbeit. Entsagung, beständige Entsagung — das ist sein geheimer Sinn, sein Räthselwort. Nicht auf Verwirklichung seiner Lieblingsgedanken und Ideale, und wären sie auch noch so erhaben, sondern nur auf Erfüllung seiner Pflicht soll der Mensch bedacht sein. Wer sich die eisernen Fesseln der Pflicht nicht anlegt, wird nimmer ohne Straucheln das Ende seiner Laufbahn erreichen. In der Jugend denken wir: Je freier je

besser, je weiter gelangt man. Der Jugend mag es erlaubt sein, so zu denken. Aber wem einmal das rauhe Antlitz der Wahrheit ins Auge geblickt, der schäme sich, an Täuschungen sich zu ergötzen. Leb wohl! Ehedem würde ich hinzugefügt haben: Sei glücklich! Jetzt sage ich dir: Bestrebe dich zu leben; es ist nicht so leicht, wie man glaubt."

Einen tiefern Rückhalt besaß diese Lebensanschauung allerdings nicht, da Turgenjew zwar mit dem positiven Christenthum nicht offen gebrochen hatte, aber doch innerlich einem ungläubigen Indifferentismus anheimgefallen war. In einem Briefe an J. P. Polonski (6. December 1876) erklärt er seinem Freunde unverhohlen, „daß er den mohammedanischen Glauben im Vergleich mit dem Christenthum nicht für eine niedere Art von Religion, nicht für etwas Geringeres halte, sondern beide als zwei Arten einer und derselben Formation". Als das Jahr zuvor (1875) der Sohn der ihm befreundeten Maria Miljutin bei einer Prüfung das Aufsatzthema erhielt, „die Weltanschauung Turgenjew's nach seinen Werken" zu schildern und die Mutter ihn scherzhaft aufforderte, selbst etwas über diese Frage zu sagen, erwiederte er:

„Eine solche Frage einfach abzulehnen oder humoristisch aufzufassen, wäre leicht und sogar natürlich. . . Nicht minder natürlich und aufrichtig wäre es, zu erklären: Das weiß Gott! Ich kenne ja mein eigenes Gesicht nicht. Da ich aber Ihren Sohn nicht betrüben möchte, obwohl ich, offen gestanden, nicht umhin kann, meine Verwunderung darüber auszusprechen, daß man den Zöglingen der unteren Lehranstalten solch sonderbare Aufgaben vorlegt, so will ich hier kurz bemerken, daß ich hauptsächlich Realist bin und mich am meisten für die lebendige Wahrheit der menschlichen Physiognomie interessire. Allem Uebernatürlichen stehe ich gleichgiltig gegenüber; ich glaube an kein Absolutes und an keine Systeme, liebe die Freiheit über alles und bin, so weit ich urtheilen darf, der Poesie zugänglich. Alles Menschliche ist mir theuer, der Slavophilismus ist mir fremd, sowie auch jede Orthodoxie. Es scheint mir, ich habe genug gesagt, und im wesentlichen ist dies alles nichts, als Worte. Mehr kann ich Ihnen von mir nicht sagen."

## 6.

Weit mehr Aufsehen als alle genannten Erzählungen Turgenjews machte sein umfangreicherer Roman „Väter und Söhne", den er im März 1862 im „Russischen Boten" erscheinen ließ. Er zeichnete hier die neue Geistesrichtung, welche sich seit dem Ende der vierziger Jahre hauptsächlich unter der studirenden Jugend herangebildet hatte und welcher er zuerst den Namen Nihilismus gab. Derselbe war damals noch keine politische Partei, sondern mehr eine halbwissenschaftliche Richtung, zum Theil der junghegel'schen Schule, zum Theil dem französischen Socialismus entstammt. Wie sonst hatte der Dichter auch diesmal nicht die Absicht, bestimmte Ideenkreise zu verkörpern oder eine systematische Frage künstlerisch zu lösen. Die Dichtung wuchs aus concreter Veranlassung heraus. Im Jahre 1860 starb ein junger Arzt, den Turgenjew kennen gelernt hatte und der ungesuchterweise in seinem Reden und Treiben

die neue Geistesrichtung zur Anschauung brachte. Dieser merkwürdige Charakterkopf regte den Dichter während einer Badecur auf der Insel Wight zu einer Skizze an. Indem er ihn mit anderen Typen zusammenstellte, entstand die ziemlich einfache Fabel, die er theils in Paris, theils bei einem Aufenthalt in Rußland weiter ausführte.

Die „Väter" d. h. die ältere Generation sind durch zwei Edelleute und einen pensionirten Kreisarzt repräsentirt, die „Söhne" durch einen jungen Studenten, den Sohn des einen Edelmannes, und seinen radikalen Freund und Mentor, einen angehenden Mediciner, den Sohn des Kreisarztes. Die zwei Edelleute Nicolaus Petrowitsch Kirsanow und sein Bruder Paul sind richtige Aristokraten aus den Tagen Puschkins und Lermontows, mit würdevollem Standesbewußtsein, ritterlichen Anschauungen und einer gewissen oberflächlich romantischen Bildung, dabei indes stark vom Liberalismus angehaucht, bemüht, jeglichem Fortschritt zu huldigen, obschon von der westeuropäischen Bildung fast nichts als äußeres Formenwesen an ihnen hängen blieb. Nicolaus hatte unter seinem Stand geheiratet, die Ehe war aber glücklich ausgefallen. Schon nach zehn Jahren starb indes die Frau, und damit sank des Gutsherrn häusliches Glück zusammen. Durch verkehrte Wirthschaft gerieth auch seine Gutsverwaltung in mißliche Lage, und er wäre ohne Hilfe seines Bruders Paul beinahe in Noth gekommen. Dieser, vordem ein Salonlöwe und Günstling aller schönen Damen, hat sich nach zahllosen romantischen Abenteuern in eine Fürstin, die Frau eines andern, verliebt, und zwar so heftig, daß ihr frühzeitiger Tod ihm das Leben verleidet und er sich nun als melancholischer Junggeselle auf das Gut seines Bruders zurückzieht.

„Er las viel und zwar vorzugsweise englische Bücher; überhaupt hatte er sein ganzes Leben nach englischem Stil eingerichtet. Sehr selten besuchte er die Gutsbesitzer der Nachbarschaft und fuhr fast nur aus, um sich an den Wahlen zu betheiligen, wo er sich fast immer schweigend verhielt und von Zeit zu Zeit den Mund nur aufthat, um die dem alten Regiment ergebenen Gutsbesitzer mit seinen Scherzen und liberalen Ausfällen zu erschrecken, was ihn jedoch nicht hinderte, sich den Vertretern der neuern Generation ganz fern zu halten. Man hielt ihn fast allgemein für hochmüthig, achtete ihn jedoch wegen seiner vollendet aristokratischen Manieren und wegen des Glückes, das er bei den Frauen gehabt; wegen seiner gewählten Toilette und weil er in den ersten Gasthäusern stets die besten Zimmer bewohnte; weil er im allgemeinen gut speiste und eines Tages sogar mit Wellington bei Louis Philipp dinirt hatte; weil er überall ein echtes silbernes Necessaire und eine Badewanne mitnahm; weil er stets nach ungewöhnlichen, wunderbar-vornehmen Wohlgerüchen duftete; weil er meisterhaft Whist spielte und doch immer verlor; endlich achtete man ihn auch wegen seiner makellosen Ehrenhaftigkeit. Die Damen betrachteten ihn als einen bezaubernden Melancholiker, aber er ließ sie völlig unbeachtet."

Nicolaus, weniger aristokratisch in seinen Anschauungen und Formen, war ein braver Familienvater gewesen. Er hing sehr an seiner Frau. Seinen Sohn Arkadi begleitete er, nachdem sie gestorben, selbst nach Petersburg auf

die Universität und blieb drei Winter da, theils um ihn zu leiten, theils um sich selbst mit den Erscheinungen und Bestrebungen der jüngern Welt bekannt zu machen. Den vierten Winter kam er indes nicht mehr. Da Arkadi nach Ablauf des vierten Jahres für die Ferien nach Hause zurückkehrt, holt er ihn freudig ab, theilt ihm aber zugleich verschämt mit, daß er Fenitschka, die Tochter seiner Haushälterin, aus dem Gesindehaus ins Herrenhaus habe ziehen lassen. Mehr theilt er nicht mit, Arkadi entdeckt indes bald nach seiner Ankunft im Vaterhaus ein kleines illegitimes Brüderchen. Der Vater hätte gern Fenitschka geheiratet, aber er wagte es nicht, aus Furcht vor dem Standesgefühl seines Bruders Paul.

Arkadi, obwohl erst zweiundzwanzig Jahre alt, nimmt an diesen seltsamen Familienverhältnissen nicht den mindesten Anstoß; denn er ist über „alle Vorurtheile“ hinaus und betet blindlings die erzradikalen Doctrinen des jungen Mediciners Basarow nach, den er als Gast mit nach Hause gebracht. Eugen Wasiljewitsch Basarow aber ist „Nihilist“, d. h., wie Arkadi definirt, „ein Mann, der sich vor keiner Autorität beugt, der kein einziges Princip auf Treu und Glauben annimmt, gleichviel in wie hohem Ansehen dieses Princip in der Meinung der Menschen steht“. Der Nihilist hat einen hellen, klaren Verstand, der sich von nichts blenden läßt, eine gewisse Offenheit und Geradheit, welche einnimmt; aber er ist der erklärte Grobian, schlumpig in Kleidung, Haltung, Reden, völlig rücksichtslos gegen jedermann, ohne jedes Gefühl für Poesie, Natur und Kunst, geselligen Anstand. Der Onkel Paul kommt ihm auf den ersten Blick lächerlich vor, und vergeblich sucht ihn Arkadi durch Erzählung seines Lebensromans günstiger zu stimmen. „Ein Mann, der sein ganzes Leben auf die Karte einer Frauenliebe gesetzt hat, und der, wenn er diese Karte verliert, so sehr den Kopf hängen läßt und erschlafft, daß er zu nichts mehr fähig ist, — ein solcher Mann ist kein Mann, kein Individuum männlichen Geschlechts!“ Wenn ihn aber Arkadi mit seiner Erziehung und als Kind seiner Zeit entschuldigen will, erwiedert der kecke Radikale: „Der Mensch muß sich selbst erziehen . . . das hab' ich auch gethan . . . Und was die Zeit betrifft, so sehe ich nicht ein, warum wir von ihr abhängen sollten. Sie sollte vielmehr von uns abhängen. Nein, mein Lieber, das alles ist nur Schwäche und Eitelkeit! Und dann, was hat es mit den geheimnißvollen Beziehungen zwischen Mann und Weib auf sich? Wir Physiologen kennen die wahre Natur dieser Beziehungen. Studire doch einmal den Bau des Auges: ich möchte gerne wissen, wo du den Stoff zu dem räthselhaften Blick finden wolltest, von dem du sprachst. Das alles ist weiter nichts als Romantik, Alfanzerei und albernes Künstlergeschwätz!“

Außer der Medicin und den Naturwissenschaften läßt Basarow nichts gelten; auch von Philosophie will er nichts wissen: das ist ebenfalls — Romantik, wie Religion, Volksüberlieferung, Kunst und Poesie. Kaum ist er eine Zeit lang auf dem Landhaus, so herrscht in seinem Zimmer schon „ein gewisser medicinisch-chirurgischer Geruch, vermischt mit dem von billigem Tabak“. Am interessantesten entwickelt sich der Gegensatz der zwei Generationen in den Gesprächen, in welchen der elegante Paul Kirsanow den un-

gebetenen Gast angreift, um ihn, je eher je lieber, zum Haus hinauszutreiben. Eine Logik der Geschichte anerkennt Basarow ebenso wenig, als Aristokratie, Liberalismus, Fortschritt und Principien. „Wir lassen uns von dem leiten, was wir als nützlich erkennen. Gegenwärtig scheint es uns nützlich, alles zu verneinen — und wir verneinen — alles — alles. — Zunächst muß reine Bahn gemacht werden!"

„Zunächst", so erklärt er sich dann weiter, „haben wir damit begonnen, die Aufmerksamkeit zu lenken auf die Bestechlichkeit unserer Beamten, auf den Mangel an Straßen, auf die Abwesenheit von Handel und Industrie und auf den elenden Zustand unserer Justiz. . . Und dann erkannten wir bald, daß es nicht genügt, zu schwatzen, immer nur zu schwatzen von den Wunden, an denen wir kranken, daß das nur zu Plattheiten und zum Doctrinarismus führt; wir sahen, daß selbst verständige Leute, wie die sogen. Fortschrittsmänner und Ankläger, absolut nichts taugen, daß wir uns mit Albernheiten beschäftigen, wie z. B. der Kunst um der Kunst willen, der sich selbst unbewußten schöpferischen Kraft, dem Parlamentarismus, der freien Advocatur und hundert ähnlichen Kindereien — während wir uns um unser tägliches Brod plagen müssen, während der krasseste Aberglaube uns erstickt, während all unsere industriellen Gesellschaften Bankerott machen — und zwar einzig und allein aus Mangel an ehrlichen Leuten —, während selbst die Aufhebung der Leibeigenschaft, mit der die Regierung sich so eifrig beschäftigt, uns vielleicht nichts Gutes bringen wird, weil unser Bauer fähig ist, sich selbst zu bestehlen, um nur in der Schenke das liebgewonnene Gift trinken zu können."

„Schön," sagte Paul Petrowitsch, „sehr schön. Das alles habt ihr entdeckt und seid doch nicht entschlossen, etwas Ernstliches zu thun."

„Und wir sind doch nicht entschlossen, etwas Ernstliches zu thun," wiederholte Basarow finster.

Er schien sich plötzlich Vorwürfe zu machen, daß er sich vor diesem Aristokraten so weit ausgelassen.

„Und ihr beschränkt euch darauf, zu schimpfen."

„Gewiß, wir schimpfen nur."

„Und das nennt man Nihilismus!"

„Und das nennt man Nihilismus," sprach ihm Basarow wieder nach, aber diesmal in besonders herausforderndem Tone.

Paul Petrowitsch blinzelte leicht mit den Augen.

„Sehr schön," sagte er mit einer Ruhe des Tones, die etwas eigenthümlich Gezwungenes hatte. „Der Nihilismus hat also den Beruf, all unsere Wunden zu heilen, und ihr seid unsere Erlöser und Helden. Herrlich! Aber warum schimpft ihr so viel auf die anderen, obgleich sie doch ebenfalls Ankläger sind? Schwatzt ihr nicht so gut als alle anderen?"

Basarow weist diesen Vorwurf zurück; aber der Nihilistenkreis, in welchen wir bald darauf geführt werden, bestätigt ihn in vollem Maße. Da ist aller gesellige Anstand über Bord geworfen, da wird beim Champagnerglas unter Cigarrettendampf über die höchsten und wichtigsten Fragen der Menschheit mit kindischer Anmaßung geschwatzt und abgesprochen. Die Blume dieses

Kreises, die emancipirte Eudoxia Nikititschna Kukschin, erklärt George Sand für eine hinter ihrer Zeit zurückgebliebene Frau und weiter nichts. „Wie kann man sie nur mit Emerson vergleichen? Sie hat gar keine Vorstellung weder von Erziehung noch von der Physiologie — von nichts. Ich bin überzeugt, sie hat nicht einmal von Embryologie gehört — und wie kann man diese Wissenschaft heutzutage entbehren?" Da folgt der ersten Flasche Champagner zum Frühstück eine zweite, eine dritte, eine vierte. Da wird darüber debattirt, ob die Ehe ein Vorurtheil oder ein Verbrechen sei — ob alle Menschen mit denselben Anlagen zur Welt kämen und worin eigentlich die Individualität bestehe. Das Gesicht ganz vom Weine geröthet, fängt dann Eudoxia an, mit ihren glatten Nägeln auf den Tasten ihres verstimmten Klaviers herumzuhämmern und mit heiserer Stimme zu singen, erst Zigeunerlieder und dann die Romanze „Es träumt das schlummernde Granada". Und dieses Caricaturweib, das alle besseren Eigenschaften einer Frau abgelegt, wird von ihren Verehrern noch als ein „Phänomen höherer Sittlichkeit" gepriesen. Dem jungen Arkadi fängt darob der Nihilismus an zu verleiden, und selbst Basarow wendet sich von diesem Phänomen mit Entrüstung ab.

Daß auch er seine Weltbeglückungsträume nicht zu verwirklichen weiß, darauf ruht die einfache Verwicklung des Romans. Die Bekanntschaft mit einer koketten vornehmen Dame genügt, ihn aus all seinem trockenen Empirismus herauszureißen und in die Träumereien einer ganz gewöhnlichen Liebschaft hineinzuziehen. Der vermeintliche großsprecherische Geistesriese krümmt sich wehrlos vor der bezaubernden Gebieterin, der noch jungen Wittwe Anna Odinzow. Da diese aus Liebe zur bequemen Ruhe das Verhältniß etwas dilatorisch in die Länge spinnt, geht Basarow zu den Kirsanows zurück und verliebt sich hier in die Magd Fenitschka, welche halb und halb des Gutsherrn Hausfrau geworden ist. Paul Kirsanow überrascht ihn, wie er sie gegen ihren Willen umarmt, und fordert ihn zum Duell. Paul wird leicht verwundet, Basarow leistet ihm als Arzt die nöthigsten Dienste, zieht dann aber von dem Schauplatz seiner Heldenthaten ab. Auch das Verhältniß zu der schönen Anna Odinzow löst sich völlig. Er kehrt nun zu seinen Eltern zurück, einem braven bürgerlichen Ehepaar aus der guten alten Zeit, dem er im Rausch seiner Verliebtheit in pietätslosester Weise den Rücken gekehrt.

Die rührende Treue und Liebe der braven Eltern ist ebenso meisterlich geschildert, wie das abstoßend häßliche und herzlose Wesen des Sohnes, der sich als Reformator der Menschheit aufspielen will und doch dem Zauber der ersten besten Kokette nicht einmal zu widerstehen vermag. Arkadi, der anfänglich auf Basarows Geheiß seinem Vater Puschkins Gedichte aus den Händen spielt, um ihn mittelst Büchners „Kraft und Stoff" zeitgemäß zu erziehen, wird mit jedem weitern Schritt ins Leben mehr von dem ihm aufgeschwätzten Nihilismus abgebracht. Die Bekanntschaft mit Katia, der jüngern Schwester der Odinzow, heilt ihn völlig: er wird Romantiker, Aristokrat und glücklicher Bräutigam. Die Hochzeit wird am selben Tag gefeiert, da sein Vater Fenitschka zum Traualtar führt. Basarow widmet sich mit Ernst dem ärztlichen Dienst, erleidet aber gleich im Anfange seiner Praxis eine Blut-

vergiftung, an der er, zwar glaubenslos und hoffnunglos, aber mit einer gewissen stoischen Resignation stirbt. Auf seinen Wunsch besucht ihn in seinen letzten Augenblicken noch Anna Odinzow.

„Hoffte ich doch noch so vieles zu leisten," klagt er ihr. „... Sterben! Ich? Denke nicht daran! Ich habe eine Mission, ich bin ja ein Riese! ... Und jetzt besteht die ganze Mission des Riesen darin, mit Anstand zu sterben, obgleich das keinen Menschen interessirt.... Sie werden mich vergessen. Die Lebenden haben mit den Todten nichts zu schaffen.... Mein Vater wird Ihnen sagen, daß da Rußland einen Mann verliert, der noch Großes geleistet haben würde.... Kindereien; aber rauben Sie dem Greise seine Illusionen nicht.... Gleichviel, womit das Kind sich amüsirt.... Sie wissen ja. Trösten Sie ihn und meine Mutter. Leute wie sie werden Sie in Ihrer großen Welt nicht finden — und wenn Sie am hellen Tag mit der Laterne suchten.... Ich nothwendig für Rußland! ... Nein, es scheint nicht so.... Wer ist ihm denn nothwendig? Ein Schuhmacher ist nothwendig, ein Schneider ist nothwendig, ein Metzger ... er verkauft Fleisch ... ein Metzger ... halt, ich werde confus ..."

So endigt die nihilistische Großsprecherei. Die radikalen Jungrussen fühlten sich durch die Zeichnung Basarows hart getroffen und klagten den Novellisten des Abfalls von seinem bessern Ich an. Vergeblich betheuerte Turgenjew, daß er niemanden habe beleidigen wollen, daß es ihm bloß um eine künstlerische Aufgabe zu thun gewesen sei, daß er die Ansichten Basarows, mit Ausnahme seiner Kunstverachtung, fast alle theile. Die revolutionäre Jugend söhnte sich mit dem Roman nicht aus, und wohl mit Recht. Denn wenn auch das Bild der „Väter" durchaus nicht schmeichelhaft ist, so ist jenes der „Söhne" doch noch weit weniger gewinnend. Dort verkümmern die schönsten Anlagen in schlaffer Nichtsthuerei, hier ist eine gewisse Rührigkeit, aber ohne Ziel, ohne Halt, ohne innern gesunden Kern. Weder durch die einen noch durch die anderen kommt Rußland voran. Der alte Schlendrian vegetirt weiter, während die unreife Jugend an unausführbaren Utopien zu Grunde geht.

## 7.

Das letzte größere Werk Turgenjews, „Die neue Generation" (oder „Neuland"), 1877, war wieder ein Roman. Derselbe schließt sich einigermaßen an den früheren „Väter und Söhne" an. Wie dort die Anfänge des sogen. Nihilismus, so finden wir hier seine weitere Entwicklung geschildert: wie er nämlich aus dem Stadium jugendlich studentischer Renommisterei unter dem Drucke polizeilicher Verfolgung in jenes eines politischen Geheimbundes übergegangen ist und ein wirksames Eingreifen in das öffentliche Leben versucht. Diese Schilderung hat nicht nur abermals das Mißvergnügen der radikalen Jugend gegen Turgenjew hervorgerufen, auch Kritiker, die ihm sonst gewogen waren, haben diesen Roman als entschieden schwach verurtheilt, und behauptet, daß man den Verfasser der früheren kaum mehr daran wiedererkenne. Auf die Charakteristik kann jedoch dieses Urtheil unmöglich bezogen werden, da dieselbe ebenso fein, scharf, lebendig wie in den übrigen Werken des großen Novellisten ist; Handlung und Verwicklung sind nicht matter als in dem an-

dern Nihilisten-Roman. Zu einer gewissen Enttäuschung mag manchen vielleicht der pessimistische Ausgang der Geschichte gereichen. Denn es befriedigt wenig, eine ungeheure Seifenblase von geheimnißvoll politischem Phrasenschwall plötzlich platzen und ins Nichts verschwinden zu sehen, nachdem man dreißig Kapitel hindurch eine weltbewegende Action erwartet hat. Aber ein solches Ende lag in der Natur des Stoffes, und der Dichter scheint uns gerade darin eine seltene Meisterschaft zu entwickeln, daß er mit Aufwand weniger Mittel die merkwürdige politische Erscheinung aus ihren eigenen Ursachen heraus sich mit vollster Lebenswahrheit entwickeln läßt und dem Nihilismus sein Urtheil schreibt, indem er ohne Uebertreibung, ohne jede Effecthascherei, mit photographischer Genauigkeit sein Treiben analysirt.

Ueberaus treffend nennt er den Haupthelden, den jungen Nihilisten Neschdanow, einen „Romantiker des Realismus". Jener skeptische, kalte Realismus, den der Dichter früher an Basarow gezeichnet, konnte die Jugend auf die Dauer unmöglich fesseln und begeistern. Es mußte auch der Phantasie etwas geboten werden — und das war die dunkle, nebelhafte Vorstellung, für Vaterland und Menschheit etwas Großes zu thun und nöthigenfalls zu leiden. Je unbestimmter dieses große Etwas blieb, je mehr es sich in den Nebelschleier des Geheimnisses hüllte, je weiter es auf dem Wege der Verschwörung die gesammte Nation zu bewegen versprach, desto lebendiger mußte es auf jugendliche Geister wirken, die mit Autorität, Religion und Sitte gebrochen hatten und denen eine kümmerliche, dunkle Existenz nichts von all dem irdischen Glück bot, das ihnen als Hauptziel des Lebens, als Grundrecht eines jeden erschien. Nicht weniger treffend deutet Turgenjew an, wie diese krankhafte Geistesrichtung sich mit psychologischer Nothwendigkeit aus dem russischen Volksleben herausentwickelte, aus der Sittenlosigkeit der höheren Stände, der allgemeinen Genußsucht und Bestechlichkeit, dem wirren Zuströmen westeuropäischer Ideen und Bildungselemente ohne innere Schulung und Erziehung, dem unvernünftigen Druck und Zwang des ganzen politischen Systems, dem Mangel eines gesunden Staatslebens überhaupt.

„Halb Rußland stirbt vor Hunger, die ‚Moskauer Zeitung' triumphirt; man will den Classicismus bei uns einführen, man verbietet den Studenten die Hilfskassen; überall Spionage, Unterdrückung, Denunciation, Lüge und Falschheit ... wir können keinen Schritt mehr thun." Das ist der melancholische Grundaccord, mit welchem dieses Culturbild eröffnet. Eine ärmliche Stube in Petersburg ist die erste Scenerie. Da begegnet uns der räthselhafte Ostrodumow, einer der Hauptverschwörer; Thekla Maschurin, die eben durchs Examen gekommene junge Hebamme, die verwahrloste Tochter eines Gutsbesitzers, die mit sechs Rubeln in der Tasche die Hauptstadt betrat, um dort ihr Glück zu versuchen; der kleine Comptoirist Paklin, Sohn eines betrügerischen Beamten, Gönner und Freund der aufrührerischen Studenten, und Alexis Neschdanow, der uneheliche Sprößling eines fürstlichen General-Lieutenants und einer Gouvernante, von Haus aus eine poetische, edle Natur, durch schlechte Gesellschaft zum politischen Wühler herabgesunken. Zug um Zug ist da höchst interessant. Die Charakteristik ist so knapp, daß sie sich in kürzere

Formeln nicht bringen läßt. Alle diese Leute, noch keine dreißig Jahre alt, haben ihre guten Eigenschaften und könnten nützliche Wesen sein; schlechte Erziehung, Jammer und Noth haben sie degradirt. Eben hat die Verhaftung eines Freundes stattgefunden, und verschärfte Polizeimaßregeln nöthigen die Bande, sich schleunigst von der Hauptstadt zu entfernen und im Innern Rußlands eine Zuflucht zu suchen. Neschdanow kommt ein glücklicher Zufall zu Hilfe. Ein hoher Beamter, Fürst Sipjägin, der es auf die Laufbahn eines großen Staatsmannes abgesehen hat, wirbt ihn als Hauslehrer für sein Söhnchen an und nimmt ihn mit aufs Land. Da scheint er vorläufig dem Netze des Verschwörertreibens entrissen. Der Fürst schätzt ihn und behandelt ihn aufs gnädigste. Die Fürstin, eine blendende Schönheit, wendet ihm ihre Huld zu, ja sucht einen kleinen Roman mit ihm anzuspinnen. Es drohen ihm nur noch die Gefahren der höhern Gesellschaft. Aber auch in das Landhaus des Staatsmannes in spe ist schon der Nihilismus gedrungen, und zwar in Gestalt einer jungen Nichte der Fürstin, der nicht schönen, aber intelligenten Marianne, der Tochter eines Generals, welcher seine Familie durch eine Staatskassen-Defraudation zugleich um Ehre, Stellung und Besitz gebracht hat. Die Fürstin hat sie wie ein Waisenkind unter ihre Flügel genommen, glaubt aber damit das Recht erworben zu haben, sie aufs kleinlichste zu tyrannisiren, und das treibt das leidenschaftliche Fräulein zum bittersten Hasse ihrer Wohlthäter, ja alles dessen, was damit zusammenhängt, der Aristokratie, der Religion, des Grundbesitzes und der bestehenden Sitte. Sie gilt als Atheistin und Nihilistin, trägt die Haare kurz und raucht Cigarretten. Die beiden Gleichgesinnten finden sich bald, und über der Liebe zu Marianne vergißt der träumerische Neschdanow vorläufig die Noth des Russenvolkes wie seine neue Stellung im adeligen Hause. Mit Argusaugen aber bewacht die eifersüchtige Fürstin das aufknospende Liebesverhältniß. Sie zürnt den beiden um so mehr, als sie ihre Nichte an einen vornehmen Emporkömmling, Kolemeizow, verheiraten wollte, der im Hause den hocharistokratischen Gast spielt.

Die versprengten Nihilisten haben inzwischen die Fährte Neschdanows nicht verloren. Sie lassen sich an verschiedenen Punkten der Umgegend nieder und versuchen dort, der geplanten allgemeinen Revolution langsam die Wege vorzubereiten. Sie treffen sich bei dem socialistisch gesinnten Edelmanne Markelow, einem Bruder der Fürstin Sipjägin, der aus Aerger über ein verunglücktes Heiratsproject und anderes Unheil ein Mißvergnügter geworden war. Agitatorische und politische Schriften, besonders jene Alexander Herzens, hatten ihn für die Ideen des Socialismus und der Revolution gewonnen, und so begegnen sich bei ihm denn Ostrodumow, Thekla Maschurin, Paklin, Neschdanow wieder. Als Freunde und Gönner derselben tauchen dann Goluschkin auf, ein reicher Kaufmann in der nächsten Provinzialstadt, und Solomin, der Verwalter einer Papierfabrik, von denen der erstere die socialistische Propaganda mit Geld unterstützt, der andere mit gutem Rathe. Von all den Verschworenen hat nur einer, nämlich Solomin, wirklich praktischen Verstand, Erfahrung, Geduld und zielbewußte Festigkeit. Er ist aus Ueberzeugung Demokrat, aber er hat mehr englisches und amerikanisches als russisches Wesen

und will darum erst das Volk an die materiellen Fortschritte der Neuzeit gewöhnen, da er es zu einer politischen Umgestaltung noch nicht für reif hält. Als tüchtiger Techniker und Verwalter genießt er des besten Rufes, und Fürst Sipjägin gibt sich viele Mühe, ihn als Chef für die industriellen Unternehmungen zu gewinnen, die er plant. So trifft er in dem fürstlichen Landhause mit Neschdanow und Marianne zusammen, und zwar eben in dem Augenblicke, wo Marianne sich völlig mit der Fürstin überworfen hat und nun ihren Geliebten drängt, mit ihr zu entfliehen. Solomin durchschaut die unpraktische Natur Neschdanows wohl und fühlt sich selbst zu Marianne hingezogen; als edler, tüchtiger Mann hat er indes Mitleid mit dem verstörten Liebespaar und bietet ihm seine eigene Fabrik als vorläufigen Unterschlupf an.

Die Flucht gelingt; aber weder Neschdanow noch Marianne sind durch ihr bisheriges Leben daran gewöhnt, die Noth und das Elend völlig mittelloser, verfolgter, vogelfreier Flüchtlinge zu führen. Die energische Marianne findet sich noch einigermaßen in den drückenden Realismus hinein; aber der träumerisch-poetische Neschdanow sieht alle seine Träume in Jammer zerrinnen. Um das Unheil voll zu machen, schlägt Markelow mit einem vorzeitigen Revolutionsversuch los, den die Polizei leichten Kaufes vereitelt. Neschdanow, der in einem benachbarten Dorfe die Bauern aufreizen und socialistische Broschüren unter sie vertheilen sollte, wird von den Bauern zum Branntweintrinken gezwungen und kommt deshalb von seinem ersten Revolutionsversuch knallbetrunken bei seiner romantischen Geliebten an. Diese Schmach hält er nicht aus. Er erschießt sich selbst und fällt deshalb nur als Leiche in die Hände der Polizei. Der ganze Aufstandsversuch scheitert. Der kluge Solomin rettet sich und Marianne, und da er wenig compromittirt ist, so kann er nach einiger Zeit mit ihr zurückkehren. Neschdanow selbst hat in einem Briefe ihr Solomin als Gatten gewünscht, und so endet der Putsch denn mit einer demokratischen Heirat.

Die große Masse des Volkes erweist sich schon bei der Vorbereitung des Aufstandes, noch mehr aber bei der Katastrophe, als gänzlich gleichgiltig und verständnißlos für die Phrasen, Versprechungen und Absichten ihrer geheimnißvollen Befreier. Die wenigen abgehausten Mißvergnügten, die noch etwas davon verstehen, haben weder Muth noch Energie; sie laufen bei der ersten Gefahr wie Schafe auseinander. Die militärisch organisirte Polizei vermögen die Verschworenen zwar so lange zu täuschen, als sich ihr Treiben im engsten, vertrautesten Kreise bewegt; doch sobald sie etwas Größeres versuchen wollen, müssen sie aus der Verborgenheit heraustreten und fallen fast widerstandslos der ehernen Staatsgewalt zur Beute. Selbst der Mitverschworene Paklin erkennt zum Schlusse an, daß Rußland von unreifen, phantastischen und verzweifelten Studenten von der Sorte des Neschdanow niemals eine erfolgreiche Umwälzung, geschweige denn eine glückliche Neugestaltung zu erwarten habe, daß eine demokratische Bewegung und eine freiere Staatsverfassung und eine Besserung der socialen Lage nur möglich ist unter Leuten vom Schlage des Solomin, d. h. nüchternen, vernünftigen, besonnenen, gesunden, praktischen Männern.

„Ein famoser Bursch! Und was die Hauptsache: er ist kein schnellfertiger Heilkünstler unserer socialen Wunden. . . . Sie wissen ja, was die Russen

für ein Volk sind! Wir hoffen immer, daß etwas oder jemand kommen werde, um uns mit einemmale zu curiren, um all unsere Wunden zu heilen, um all unsere Gebrechen auszureißen wie einen verdorbenen Zahn. Wer wird dieser Zauberer sein? — der Darwinismus? das Landvolk? Archipp Perepentjew? ein auswärtiger Krieg? — Sei es, wer immer! Nur, Väterchen, reiß uns den Zahn aus!... Im Grunde bedeutet dies alles nur: Faulheit, Mangel an Energie, Gedankenlosigkeit!... Aber Solomin gehört nicht zu dieser Sorte von Leuten; er reißt keine Zähne aus — kurz, er ist ein famoser Bursch.... Wissen Sie auch, daß Leute wie er eigentlich die richtigen Menschen sind? Man begreift sie im ersten Augenblicke nicht, aber diese sind die richtigen, und ihnen gehört die Zukunft. Sie sind keine Helden, ja nicht einmal jene ‚Helden der Arbeit', über welche irgend ein amerikanischer oder englischer Spaßvogel zur Erbauung für uns arme Teufel ein Buch geschrieben hat; es sind derbe, graue, aus dem Volk hervorgegangene Leute. Solche und nur solche haben wir jetzt nöthig. Da sehen Sie sich diesen Solomin an: sein Gesicht ist klar wie der Tag, und gesund ist er wie ein Fisch...; mit einem Wort, ein famoser Bursch! Sagen Sie, was Sie wollen; er ist ein Mensch, der ein Ideal hat, ohne Phrasen zu machen, gebildet und doch aus dem Volke hervorgegangen; einfach, und doch klug und geschickt — — was wollen Sie mehr?"

Nur kurze Zeit verging nach dem Erscheinen des Romans, als schon die ruchlosesten Attentate die dritte Entwicklungsstufe des Nihilismus bezeichneten. Vom tollen, unreifen Doctrinarismus der liberalen Ideen war derselbe erst zur geheimen Revolutionspropaganda herabgesunken; nachdem er da völlig Bankerott gemacht hatte, blieb nur noch ein Schritt übrig — jener zur gemeinen Verschwörung und zur rohesten Bluthat. Im Januar 1878 schoß Wera Sassulitsch den General Trepow nieder; im Juli desselben Jahres wurde der Gendarmerie-Oberst Baron Heyking in Kiew erdolcht; im August wurde der General Mesenzew, Chef der dritten Abtheilung, auf offener Straße in St. Petersburg ermordet, und nach Monatsfrist erfolgte schon ein gleicher Mordanschlag auf seinen Nachfolger, den General Drentelen. Am 2. April 1879, kaum einen Monat, nachdem Turgenjew einige Zeit in St. Petersburg verweilt, lauerte der Mörder Solowjew in einem Garten dem Czaren selbst auf und feuerte fünf Revolverschüsse auf ihn ab. Turgenjew ward durch die Nachricht von diesem Attentat aufs tiefste erschüttert.

„Ich sehe voraus," schrieb er aus Paris, „daß manche Leute dieses wahnsinnige Attentat zum Schaden jener Partei ausbeuten werden, welche aber infolge ihres Liberalismus das Leben des Kaisers am meisten hochschätzt, weil sie nur von ihm heilsame Reformen erwartet. Jede Reform, welche nicht von oben kommt, ist in Rußland undenkbar.... Als Resultat wird schließlich herauskommen, daß eben diese Partei leiden muß. Die einzige Hoffnung ruht auf dem ruhigen Verstand und der Vernunft des Kaisers selbst. Ich bin dadurch sehr aufgeregt und betrübt.... Schon zwei Nächte kann ich nicht schlafen; ich denke immer, ich denke... und kann nichts ausdenken."

Der Czarenmord am 12. März 1881 vollendete die Reihe der Greuel, durch welche sich der Nihilismus für ewig in der Weltgeschichte gebrandmarkt

hat. Diese furchtbare Weiterentwicklung und diesen schrecklichen Abschluß zu schildern, war Turgenjew nicht mehr vergönnt. Der Proceß der Jesse Helfmann und der Sophie Perowskaja, der Schelbajow, Michailow, Kibaltschitsch und Ryssakow hat indes im wesentlichen seine tiefe Kenntniß und richtige Beurtheilung der ganzen Bewegung bestätigt. In den Charakteren seines letzten Romans ist gleichsam das Signalement dieser Verbrecherbande gegeben. Es brauchte nur die Wuth der Verzweiflung hinzuzutreten, und die Leute, die unfähig gewesen, auf das Volk zu wirken, erwiesen sich als fähig genug, aus einem Hinterhalte den wohlmeinendsten Herrscher zu meucheln, den Rußland in dem gegenwärtigen Jahrhundert besaß, der die Fesseln der Leibeigenschaft gebrochen und 23 Millionen Sklaven die Freiheit gegeben hatte. Turgenjew ging diese Wendung der Dinge mit ihren unausbleiblichen Folgen tief zu Herzen. Unter den „Gedichten in Prosa", einer Reihe aphoristischer Skizzen, die erst kurz vor seinem Tode erschienen, lautet die letzte, vom Juni 1882:

„In den Tagen, da Zweifel, da bange Gedanken über das Schicksal meines Vaterlandes mich niederdrücken, bist du allein mir Halt und Stütze, o du große gewaltige, wahrhaftige und freie russische Sprache!... Wärest du nicht, ich müßte verzweifeln angesichts all der Dinge, die daheim geschehen.... Aber es ist unmöglich, daß eine solche Sprache nicht einem großen Volke verliehen sei!"

8.

Durch Turgenjews sämmtliche Werke, von den ersten Jägernovellen an bis zu seinen „Gedichten in Prosa", zieht sich ein tief melancholischer, trauriger, oft geradezu pessimistischer Grundton. Sein hoher, poetischer Geist wendet ihn träumerischen Idealen zu: Freiheit, Glück, Liebe, Fortschritt, harmonische Entwicklung der Menschheit! Aber es ist keine Wissenschaft, kein fester, religiöser Glaube da, der sie bezwingt und festigt, stützt und trägt. Nun irrt der scharfe, durchdringende Blick des Beobachters in allen Gebieten des Lebens herum, forscht, sucht, wühlt in allen Geheimnissen der Menschenbrust, verfolgt das Getriebe der Leidenschaft bis in die letzten Triebfedern und Räder hinein. Nirgends findet er seine Ideale verwirklicht. Groß, schön, harmonisch ist höchstens die unbewußt wirkende Natur. Glück und Frieden findet sich höchstens in dem schlichten Landleben, das still und glanzlos dem Leben der Natur sich anschmiegt. Sonst überall Unfrieden, Zerrissenheit, Enttäuschung, Zerstörung! Und ob auch der Humor über die stürmische Lebensflut spielend dahingleitet und tändelnd die wunderlich bunten Gestalten belächelt, die auf der Oberfläche umherkreisen: immer und immer wieder kehrt der Geist ungesättigt zu den tiefen, ungelösten Lebensfragen zurück und trauert, daß niemand sie lösen will, daß am Ende von allen der Tod steht und die nimmer rastende Zeit alles mit sich fortrafft, nicht nur die einzelnen, sondern auch Völker und Reiche.

„Dunst! Dunst!" seufzt der schiffbrüchige Litwinow in der Erzählung, welche bezeichnend diesen Namen trägt, da er nach dem Zusammenbruch seiner Träume aus Baden-Baden entflieht. Alles erschien ihm da als Dunst: alles, sein eigenes Leben, das russische Leben, alles Menschliche, namentlich alles Russische. „Alles ist nur Rauch und Dunst," dachte er, „alles ändert sich un-

aufhörlich. Ein Bild vertreibt das andere, eine Erscheinung folgt der andern, aber im Grunde bleibt alles, wie es war; alles stürmt und eilt irgendwohin — und alles verschwindet spurlos, ohne irgend etwas erreicht zu haben. Es weht ein anderer Wind — und alles wirft sich auf die entgegengesetzte Seite, und dort beginnt von neuem das fieberhafte, aufgeregte und — unnütze Spiel."

Das tolle Debattiren von hoch und niedrig, der Kampf der Alten und Jungen, der Lärm der Fortschrittlichen und das Geschrei der Reactionäre, auch seine eigenen Bestrebungen, Träume, Gefühle und Versuche — — erscheinen ihm als Dunst, blauer Dunst! weiter nichts!

Da sind in Heidelberg jetzt mehr als hundert russische Studenten. Alle studiren Chemie, Physik, Physiologie — und von etwas anderem wollen sie gar nicht reden hören.... Es werden nur fünf, sechs Jahre vergehen, und es werden kaum noch fünfzehn meiner Landsleute die Vorlesungen dieser berühmten Professoren hören.... Der Wind wird sich ändern und den Rauch und Dunst auf eine andere Seite werfen.... Dunst — Dunst — Dunst!

Aehnlich klingt das Vanitas Vanitatum! in anderen Novellen wieder, in keiner aber so tief gewaltig, als in derjenigen, welche wir als eine der merkwürdigsten Dichtungen Turgenjews bezeichnen möchten. Sie heißt „Visionen" (1865). Manche Kritiker haben nicht recht gewußt, was sie damit anfangen sollten. Denn sie hat zwar in der Ausführung die glänzendste realistische Farbengebung der übrigen; aber in ihrem Kern ist sie durch und durch phantastisch — ein Stück Romantik, das sich aus den älteren Zeiten gleich einem erratischen Block in die flachere, im Grunde prosaische Gegenwart verirrt hat. Es ist ein Gedicht, und wenn auch die metrische Form fehlt, und der Dichter schließlich selbst durch einen realistisch-ironischen Zug sein Geschöpf gleichsam wieder zertrümmert, so bezeugt der kühne Traum doch in seinem glühenden Schwung, in seiner düstern Phantastik, daß die innerste Seele des großen Novellisten diejenige eines Dichters war, den vielleicht nur die Strömung der Zeit von höherem Fluge abgehalten und in die enge Form der Novelle gebannt hat.

Turgenjew nimmt hier dieselbe Volkssage auf, die Gogol schon zum schaurigen Gespenstermärchen gestaltet hatte: die Sage vom Wij oder König der Erdgeister; aber während Gogol nur das Schauerliche und Grauenhafte entwickelt, was die Volksphantasie in diese Sage gelegt, füllt Turgenjew sie mit tieferem Gehalt aus. Die grausige Hexe, welche bei Gogol den Studenten durch den mitternächtlichen Himmel jagt, wird hier zur duftigen Frauengestalt, einer Art Psyche, die in ihrem Fluge scheu und schreckhaft das Loos alles Irdischen betrauert. Der nächtliche Hexenritt entwickelt sich zur faustischen Weltfahrt. Der Novellist legt einmal das Mikroskop bei Seite und schaut mit dem Teleskop die Welt an.

Auf seinen weißen Flügeln trägt das räthselhafte Wesen, bald in Frauengestalt und Ellis genannt, bald ins Nebelhafte zerfließend, den Träumenden in die schimmernde Mondnacht hinaus. Schon das Bild dieser Nacht ist von hinreißender Schönheit. Unter uns liegt das riesige Waldgebiet, das noch ein weiter Theil von Rußland bedeckt, die weite Ebene mit ihren Flüssen und Gestaden, eine russische Stadt mit ihren Kirchen, Kathedralen und Holzhäusern,

ihren vergoldeten Kuppeln und glitzernden Metallkreuzen. Und sausend und brausend geht's dann hinüber an die englische Küste, wo eben ein furchtbarer Meeressturm die Insel Wight umtost.

Die zweite nächtliche Fahrt bringt uns in die römische Campagna, in die Trümmer von Alt-Rom, an den Lago Maggiore und endlich an die Ufer der Wolga. Die Schilderungen sind kurz, aber fest, klar, inhaltsvoll, sie geben in wenig Strichen ein ganzes Gemälde.

Die dritte Nacht führt uns nach Paris, das Paris Napoleons III. „Ich war schon früher in Paris gewesen, und deshalb erkannte ich sofort den Ort. Es war der Garten der Tuilerien mit seinen alten Kastanienbäumen, seinen eisernen Gittern, seinen Festungsgräben und seinen in vieler Hinsicht den Thieren ähnlichen Zuaven, welche die Wache bezogen hatten. Wir kamen beim Palais vorbei, bei der Kirche St. Rochus, auf deren Stufen der erste Napoleon zum erstenmale französisches Blut vergossen hatte, und gelangten nach dem Boulevard des Italiens, wo der Neffe, der dritte Napoleon, dem Beispiel seines Onkels gefolgt war. Eine große Volksmenge, junge und alte Pflastertreter, Blousenmänner und Frauen in prächtigen Toiletten drängten sich auf den Trottoirs. Prächtig eingerichtete Restaurants und Kaffeehäuser strahlten in hellstem Lichterglanz. Omnibusse, Droschken, Wagen jeder Art und jeden Aussehens rollten den Fahrdamm entlang. Wohin das Auge auch blickte — überall Leben, Licht und Glanz. Und dennoch — wie eigenthümlich! — kam mir gar nicht das Verlangen, meine reine, luftige Höhe zu verlassen und mich diesem menschlichen Ameisenhaufen zu nähern. Wie ein rother, heißer, schwerer, übelriechender Dampf zog es herauf — es waren dort unten doch gar zu viele Menschen auf einem Punkte vereint." Da ist ein Herd der Corruption nicht für Frankreich allein, sondern auch für Rußland zugleich. „Siehst du, da ist ja der Fürst Kalmametow, da spaziert er auf dem Boulevard; und da ist auch sein Freund Sergei Waraxin, der ihm mit der Hand winkt und zuruft: ‚Iwan Stepanitsch, allons souper; j'ai engagé die Rigolboche in eigener Person.' Ellis! Trage mich fort, weit fort von diesem Mabille, dieser maison-dorée, diesen Gandins und Biches, diesem Jockeyclub, diesen glattrasirten Soldatenköpfen und den Kasernen, den Schutzleuten mit ihren spitzigen Bärten, den Gläsern mit trübem Absinth, den Dominospielern und den Börsenspielern; fort von den rothen Bandschleifen in den Knopflöchern der Röcke und der Paletos, fort von Herrn de Foy, dem Erfinder der specialité des mariages, von den Gratisconsultationen des Dr. Charles Albert, den literarischen Cirkeln und regierungsfreundlichen Broschüren, von der Pariser Komödie, der Pariser Operette, den Pariser Schergen und der Pariser Unwissenheit. Fort! nur fort von hier!"

Und die nächtliche Fahrt geht weiter gegen Mannheim und über den Rhein hinüber nordwärts gegen Petersburg und hin zu dem Innern von Rußland.

„Deutlich konnte ich wahrnehmen, wie von Strecke zu Strecke die natürliche Gestaltung meines Vaterlandes einen andern Charakter annahm. Ein endloses Panorama schien sich vor uns zu entrollen: Wälder, Gestrüpp, Felder, Schluchten und Ströme; von Zeit zu Zeit Dorfschaften und Kirchen,

und dann wieder Felder, Gestrüpp und Flüsse. Ich wurde mißgestimmt, gleichgiltig und gelangweilt — und diese Gefühle kamen mir nicht etwa, weil es gerade Rußland war, über das ich nun dahinflog. O nein! Diese ganze Erde, diese ganze Fläche, die sich unter mir ausbreitete, der ganze Erdball mit seiner kurzlebigen, schwachen, von Noth und Krankheit und Kummer heimgesuchten Bevölkerung; diese zerbrechliche rauhe Schale, diese Schlacke auf dem Feuerkern unseres Planeten, an den sich ein Schimmel angesetzt hat, den wir als ‚Pflanzenreich' bezeichnen; diese Fliegenmenschen, tausendmal nichtiger und vergänglicher als die Fliegen selbst, mit ihren Lehmwohnungen und den vergänglichen Spuren ihres elenden, eintönigen Wirkens, mit ihrem ans Lächerliche streifenden Kampf gegen das Unabwendbare und Unabänderliche — wie widerte mich das alles an! Das Herz drehte sich in mir um, und ich mochte diese unbedeutenden nichtssagenden Bilder, diese abgeschmackte Darstellung nicht länger in Augenschein nehmen. Ja, ich war gelangweilt — noch mehr als gelangweilt! Ich empfand nicht einmal mehr Mitleid mit meinen Nebenmenschen. Alle Gefühle in mir waren in ein Einziges aufgegangen, das ich kaum zu nennen wage — das Gefühl des Abscheues, und den heftigsten, den größten Abscheu empfand ich — vor mir selbst."

Und endlich kommt der Tod — „die unüberwindliche Macht, der nichts Halt gebieten kann, die, obwohl ohne Gestalt, ohne Gesicht, ohne Denkvermögen, doch alles sieht und weiß — die gleich einem Raubvogel sich ihre Beute aussucht, gleich einer Schlange dieselbe erdrückt und mit eisigkalter Zunge begeifert". „Eine riesige verhüllte Gestalt auf fahlem Rosse, bis in den Himmel reichend, wurde plötzlich sichtbar."

„Er hat mich gesehen! Jetzt ist's um mich geschehen — ich bin verloren!" flüstert Ellis. „O ich Unglückliche! Ich hätte mir den Geist des Lebens verschaffen können — und nun — das Nichts! das Nichts!"

Umsonst erwarten wir nach diesen zwar großartigen, aber schrillen, melancholischen Dissonanzen einen versöhnenden, freundlichen Schlußaccord. Turgenjew gibt ihn nicht, weder in diesen „Visionen" noch in seinen „Gedichten in Prosa". Manche geistreiche Gedanken, manche neue frappante Bilder und Einfälle reihen sich da zum Kranz; auch die höchsten Fragen der Menschheit werden da berührt, aber räthselhaft, ohne jene tröstliche Lösung, welche nur das Christenthum zu geben vermag. Von Christus ist da nur einmal die Rede. Der Dichter glaubt in einer Dorfkirche unter den Anwesenden Christus selbst gegenwärtig zu sehen und gewahrt nichts an ihm, als ein gewöhnliches Menschenantlitz — „ein Gesicht, das allen andern Menschengesichtern glich, — dieselben gewöhnlichen, wenn auch unbekannten Züge". Nirgends ein Wort, das einem Bekenntniß an die Gottheit Christi gliche! Nirgends eine Aeußerung, die vom Glauben an eine sichtbare Kirche Christi Zeugniß gäbe! Nirgends ein ernstes Wort über die Kirchen von Byzanz und Rom! Und so steht denn dieser geistvolle, liebenswürdige, freundliche Erzähler mit allem Zauber seiner Kunst mehr oder weniger außerhalb des Kreises christlichen Glaubens und christlicher Ueberlieferung, nur durch wohlwollendes Gefühl noch mit ihm zusammenhängend. Der Absolutismus wie der Nihilismus

des modernen Rußland haben an dem Sprachgewaltigen einen seiner schärfsten Kritiker gefunden; aber für den Neubau, der an Stelle des Alten gesetzt werden soll, wußte er eben sowenig wie Gogol einen Plan vorzulegen.

9.

Der neuere russische Roman ist des öftern mit dem neuern französischen zusammengestellt worden. „Eben jetzt", schreibt ein katholischer Amerikaner, „ist der russische Roman an der Mode und concurrirt stark mit dem französischen ‚Artikel', der durch seinen Schmutz populär geworden, um Mr. George Saintsbury zu paraphrasiren. Die Propheten dieser Schule falscher Kunst, die sich durch falschen Realismus und falsches Gefühl, falsche Moral, falsche Politik und falsche Religion auszeichnet, sind Tourgénief, Dostojewsky, Tschernuiskevsky (sic) und Tolstoi." Gogol und mit ihm die eigentliche Entwicklung der russischen Novellistik findet sich dabei nicht erwähnt. Der Vorwurf gewinnt indes an Wahrscheinlichkeit dadurch, daß Turgenjew bei seinem langen Pariser Anfenthalt nicht nur mit George Sand und anderen Koryphäen der ältern liberalen Schule persönlich vertraut ward, sondern auch mit den Häuptern des modernen französischen Realismus, Flaubert, Zola, E. de Goncourt und Daudet, in intimstem Verkehre stand. Sie hielten ihre gemeinsamen petits dîners, bei welchen Flaubert und Zola in Hembärmeln zu speisen pflegten. So hat sie Daudet in seinen Trente ans à Paris phototypiren lassen. Als Flaubert gestorben war, sammelte Turgenjew in Rußland für ein Flaubert-Denkmal. Was aber viel schlimmer war, Turgenjew unterhandelte mit russischen Verlegern und Redacteuren, um Werke von Zola und Goncourt — darunter auch echt pornographische — durch Uebersetzungen in Rußland einzubürgern, und das gelang so gut, daß sich die russischen Zeitschriften wetteifernd um Beiträge von Zola bewarben und dieser gegen fettes Honorar ganz eigens für Rußland zu schreiben begann. Es ist das eine trübe Makel, von der sich Turgenjews Andenken nicht befreien läßt. Der Vorwurf wirkt um so stärker, als Turgenjew von rein künstlerischem Gesichtspunkt aus die Richtung der beiden Goncourts und Zola's nicht billigte. „Ich will nicht sagen," schreibt er an Saltykow, „daß sie kein Talent hätten, besonders Zola, aber sie wandeln nicht den richtigen Weg und dichten schon zu stark. Ihre Dichtung riecht nach Literatur, das ist entschieden ein Fehler. Allein zweifelsohne entspricht es in diesem Augenblick dem Geschmack des russischen Publikums, und obschon man blindlings diesem Geschmack nicht zu viel nachsehen darf, so ist auch nicht zu vergessen, daß Romane und Novellen nicht für unsereinen geschrieben werden, und daß nur dasjenige zum Ueberdruß werden kann, was für das Publikum frischgefallener Schnee ist. Und deshalb wollen wir abwarten, was die ‚Vaterländischen Annalen' sagen werden. Der Inhalt des Goncourt'schen Romans ist ziemlich kühn; das ist seinen Worten zufolge ein ernstes und eingehendes Studium des Lebens der ‚demi-monde'." Eine derartige Literatur hätte ein Mann wie Turgenjew um jeden Preis von der ihm theuren Heimat fernhalten, oder, wenn das nicht möglich war, dem verdorbenen Geschmack des Publikums entschieden gegenübertreten sollen.

Wenn man jedoch gerecht sein will, so darf man Turgenjew nicht mit Zola, Goncourt und Compagnie in eine Linie stellen. So weit er auch in seiner Nachsicht gegen seine französischen Freunde ging, ist er nie in jenen bodenlosen Schmutz herabgesunken, der ihren Realismus kennzeichnet. Er legt Pinsel und Palette da nieder, wo Zola's Lieblingsdomäne erst anfängt. Er deutet die tiefen sittlichen Verirrungen der modernen Welt wohl an, aber er malt sie nicht aus. Mag an einigen Stellen seiner Liebesromane die Leidenschaft zu lebhaft, zu üppig gezeichnet sein, so läßt er es doch nicht an dem ernüchternden Gegengewicht fehlen. Als unsittlich im Grundgedanken, in der Tendenz, in der Ausführung wird sich kaum eine seiner zahlreichen Novellen bezeichnen lassen. Man kann seine Moral als Schriftsteller durchaus nicht einfach als eine falsche verwerfen; denn wenn seine Anschauungen auch nicht überall den Forderungen christlicher Vollkommenheit entsprechen, so blicken in dem bunten Kaleidoskop seiner Welt- und Lebensbilder doch immer noch die Grundlinien des natürlichen Sittengesetzes durch. Die Sünde wird weder verherrlicht noch beschönigt: in den hundert verschiedenen Bildern menschlicher Leidenschaft bringt immer und zuweilen tief ergreifend der ernste Gedanke durch, daß sie den Menschen unglücklich macht, und daß er sein Glück auf Höheres richten muß, um seiner Aufgabe zu entsprechen. Auch die Politik Turgenjews läßt sich nicht unbedingt als falsche verurtheilen, wenn man auf seine Lebensverhältnisse und seinen Entwicklungsgang Rücksicht nimmt. Er hat den russischen Absolutismus, das Slavophilenthum und den Nihilismus bekämpft, soweit ihm das auf literarischem Gebiete möglich war, ohne die Aufgabe eines Künstlers mit jener eines Publicisten zu vertauschen. Welche andere Politik hätte er einschlagen sollen, da er eine innere Umgestaltung Rußlands nur von oben her für möglich hielt und eine freisinnige Bildung als das einzige gesetzliche und wirksame Mittel betrachtete, sie vorzubereiten? Wenn er hierbei irrte, so irrte er dadurch, daß er blindlings die freisinnige Bildung des westeuropäischen Liberalismus für das Alpha und Omega aller Bildung nahm, und anstatt im Christenthum die wahre Aussöhnung von Autorität und Freiheit zu suchen, allen positiven Glauben über Bord warf. Dieser Grundirrthum ist nicht ohne tiefsten Einfluß auf sein Leben wie auf seine Schriften geblieben, und wir sind schon deshalb weit entfernt, die Lectüre der letzteren jedermann als unerläßliches Bildungsmittel empfehlen zu wollen. Denn sind auch seine Novellen durchweg Muster der schönsten Erzählungskunst, so nähern sie sich nur selten den Höhen des christlichen Ideals und lassen Verstand und Herz darum gleich ungesättigt. Spielend und tändelnd führen sie uns durch die labyrinthischen Irrwege der modernen Welt, oft hart an den schauerlichen Abgründen sittlicher Verkommenheit vorbei, deren Schilderung der moderne französische Realismus sich zur Hauptaufgabe gesetzt hat. Selten nur berühren sie das freundliche Grenzgebiet, wo das russische Volksleben noch die gemeinsamen Ueberlieferungen der morgenländischen und abendländischen Kirche streift.

Zwischen jenen dunkeln Tiefen und jenen lichten Höhen dehnt sich indes in Natur und Menschenleben ein noch weites Gebiet des Schönen aus, und da weilt

Turgenjew sinnend und schaffend, spiegelnd und gestaltend mit dem Geschmack und Zartsinn eines echten Künstlers. Auf sein dichterisches Schaffen übten weder ein Zola und Flaubert, noch ein Balzac oder eine George Sand bestimmenden Einfluß aus; er richtete den Blick entschieden höher, auf seine Landsleute Gogol und Puschkin, auf die Charakterschilderungen eines Shakespeare, auf die novellistische Kunst eines Göthe und Cervantes. Sein „König Lear der Steppe" läßt uns wohl den ungeheuren Abstand des nachdichtenden und nachringenden Novellisten von dem genialen, titanenhaften Fürsten der neuern Dramatik aufs tiefste empfinden, aber zeigt dabei doch ein Künstlerstreben, das auf die größten Aufgaben der Kunst ernstlich gerichtet war. Charakterzeichnung und Aufbau seiner Salonromane stehen an Feinheit und künstlerischer Abrundung der Form wohl kaum hinter den besten Erzeugnissen der englischen Romanliteratur zurück. Eine höchst merkwürdige Studie über „Don Quixote und Hamlet" beweist, wie tief er in den dichterischen Sinn dieser Meisterwerke eingedrungen ist. Der berühmte Roman des Cervantes ist ihm keineswegs Gegenstand des Lachens oder des Spottes, sondern vielmehr der ernstesten, liebevollen Betrachtung. Aus den verzerrten Zügen der komischen Maske heraus erkennt er noch das edle Idealbild des spanischen Volksgeistes mit seinem Rittersinn, seiner Reinheit, seinem Glauben, seinem Ringen nach dem Höchsten und Edelsten, und dieses Idealbild spricht ihn mehr an, als der skeptische, glaubenslose, sittenlose und frivole Geist der modernen Welt, der sich in Hamlet verkörpert. „Der Rest ist . . . Schweigen," sagt der sterbende Hamlet, und in der That verstummt der Skeptiker auf ewig. Unsäglich rührend muthet den russischen Novellisten dagegen der Tod Don Quixote's an, wo derselbe die Hoffnung auf neue Abenteuer von sich weist: „Nein, es ist für immer vorbei, und ich bitte alle um Verzeihung, ich bin nicht mehr Don Quixote, sondern wieder Alonso der Gute, wie man mich einst nannte — Alonso el bueno."

„Dieses Wort ist bewunderungswürdig," fügt Turgenjew bei. „Ja, nur dieses Wort hat eine Bedeutung im Angesicht des Todes. Alles vergeht und verschwindet, die höchste Stellung, Macht, allumfassendes Genie, alles zerfällt in Staub — nur die guten Werke bleiben, sie sind dauernder als die glänzende Schönheit selber. ‚Alles verschwindet', sagt der Apostel —, ‚die Liebe allein währt ewiglich.'"

Wie schade, daß dieser Aeußerung der anima naturaliter christiana, ähnlich wie bei Göthe, Aeußerungen der flachsten religiösen Gleichgiltigkeit gegenüberstehen! Wie schade, daß Turgenjew von dem Idealismus eines Cervantes nicht zu jenem eines Calderon und Lope de Vega vorgedrungen ist, sondern in schwächlicher Unentschiedenheit zwischen Glauben und Zweifel, Wahrheit und Lüge, Licht und Finsterniß zu vermitteln sucht! Doch hier steht er leider nicht vereinzelt da, er theilt nur den tiefsten Grundirrthum der modernen Welt, welche die Wahrheit nicht frei und folgerichtig zu bekennen wagt, sondern in unfruchtbaren Compromissen sich zwischen Wahrheit und Irrthum umherwindet und dadurch die Geister immer unheilbarer verwirrt.

A. Baumgartner S. J.

# Recensionen.

---

**Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland im neunzehnten Jahrhundert.** Von Dr. **Heinrich Brück.** I. Bd. Vom Beginn des neunzehnten Jahrhunderts bis zu den Concordatsverhandlungen. XIII u. 478 S. 8⁰. Mainz, Kirchheim, 1887. Preis: *M.* 6.

Kein ganzes Jahrhundert ist verflossen, daß das heilige römische Reich deutscher Nation noch bestand, daß der Erzbischof von Mainz als Erzkanzler und zwei andere geistliche Kurfürsten die höchsten Würden in demselben bekleideten, daß 23 andere Erzbischöfe und Bischöfe als Landesherren viele der fruchtbarsten und schönsten Länderstrecken Deutschlands, ein Areal von 1719 Quadratmeilen mit mehr als drei Millionen Unterthanen, regierten, 78 mittelbare Stifte und 209 Abteien, meist mit höheren Schulen verbunden, hin durch ganz Deutschland blühten, 18 wohldotirte Universitäten, ausschließlich katholisch, im Dienste der Kirche standen, daß die Kirche selbst, mit einem Vermögen von mehreren hundert Millionen Gulden ausgestattet, für gottesdienstliche, seelsorgerliche und charitative Zwecke wie für geistige und materielle Cultur im weitesten und großartigsten Maßstabe zu wirken im Stande war. Die weltlichen Interessen hatten dabei unter den geistlichen nicht zu leiden; selbst nach Mosers Zeugniß war unter dem Krummstabe gut wohnen, und waren die geistlichen Staaten von allen des Reiches am besten regiert. Obwohl die Generation noch nicht völlig dahingegangen, die noch unter dem Scepter geistlicher Fürsten geboren wurde, ist über dem Eindruck der seitherigen Neugestaltungen die Erinnerung an jene Zeiten nahezu wie erloschen. Die gewaltsame Umwälzung, durch welche das damalige Deutschland zertrümmert wurde, gehört längst der Geschichte an; nur wenigen ist der ungeheure Umfang der Verluste genauer bekannt, welche die Kirche durch jenen Umsturz und die darauffolgende sogen. Säcularisation erlitten hat, und noch geringer wird die Zahl derjenigen sein, welche die Tragweite jener Expropriation der deutschen Katholiken mit all ihren Folgen bis herab auf die Gegenwart richtig zu würdigen wissen. Der Glanz der weltlichen Staatenentwicklung, weltlicher Literatur, Wissenschaft und Kunst, materiellen Strebens und Fortschrittes hat in vieler Augen das Interesse für die alten, historischen Rechte der Kirche, die speciell kirchliche Wissenschaft und Bildung sehr zurückgedrängt, und unter der Wucht der vollendeten Thatsachen haben sich auch die Katholiken vielfach daran gewöhnt, ohne trüben Rückblick und ohne Klagen mit den Trümmern vorlieb zu nehmen, welche die Kirche Deutschlands aus jenem

furchtbaren Schiffbruch gerettet hat, und wenigstens diese Ueberreste mit allen gesetzlichen Mitteln gegen neue Eingriffe zu vertheidigen.

Es war unter solchen Umständen zwar keine sehr verlockende, aber um so mehr eine hochverdienstliche Aufgabe, den Blick der Leserwelt wieder einmal auf diese uns noch so nahestehende Zeit zu lenken, aus deren Ereignissen und Kämpfen, Irrungen und Wirren, Bestrebungen und Errungenschaften sich langsam die heutigen kirchlichen und kirchenpolitischen Zustände Deutschlands entwickelt haben, und aus dem unabsehbaren Actenmaterial, das die damalige Schreibseligkeit darüber aufgespeichert hat, ein klares und lichtvolles, richtiges und wohlbeglaubigtes Geschichtsbild herauszugestalten. Herr Dr. Brück war hierzu der berufene Mann. In gründlichen Monographien hatte er bereits die rationalistischen Bewegungen des katholischen Deutschland im vorigen Jahrhundert, sowie die Gründung und Entwicklung der oberrheinischen Kirchenprovinz geschildert; nicht weniger reichhaltig und gründlich hatte er in seinem vortrefflichen „Lehrbuch der Kirchengeschichte" die gesammte neuere Zeit behandelt. Die großen Grundlinien waren hier schon gezogen, ein Theil des Materials bereits zurechtgelegt; es galt nur, den längst erprobten Forscherfleiß auf die einzelnen Abschnitte der wirrsalreichen Periode gleichmäßig auszudehnen und so ein eingehenderes, quellenmäßiges Gesammtbild zu gewinnen. Das ist denn mit günstigstem Erfolge geschehen. Wir haben im vorliegenden Bande eine Darstellung der Säcularisationszeit vor uns, welche für weitere Einzelforschung lange maßgebend und grundlegend bleiben wird, dem Studirenden der Kirchengeschichte einen klaren Einblick in die gesammte Periode gewährt, dem Politiker und Publicisten aber eine Fülle des werthvollsten und interessantesten Stoffes eröffnet.

Die Theilung ist eine mehr sachliche als chronologische, was den Reiz einer spannenden Lectüre zwar stellenweise herabmindert, den eigentlich wissenschaftlichen Werth aber entschieden erhöht. Eine kurze Einleitung (S. 1—22) zeichnet den äußern Besitzstand der Kirche am Beginn dieser Periode, sowie die Ereignisse, Bewegungen und Strömungen, welche die Säcularisation vorbereiteten, besonders die Koblenzer Versammlung von 1769 und den Emser Congreß von 1786, die unkirchlichen Maßnahmen und Reformen, durch welche die obersten Hüter der deutschen Kirche ihre Rechte, ihren Einfluß, ihre Wirksamkeit in übelverstandenem Eifer selbst untergruben. Gelockert in ihrem Verbande mit Rom, innerlich erschüttert und vielfach verweltlicht, durch unkirchliche Lehren und Bestrebungen geschwächt, traten die kirchlichen Staaten Deutschlands in sehr bedenklichem Zustande der furchtbaren Revolutionskatastrophe gegenüber, welche ihren zeitlichen Besitz verschlingen, die rein geistliche Thätigkeit der Kirche aber aufs empfindlichste verkümmern und schädigen sollte.

Der übrige Band ist in fünf Abschnitte gegliedert, von welchen der erste, „Die Periode der Säcularisation" (S. 23—127), von den Verlusten der Kirche im 16. Jahrhundert ausholt, die Säcularisationsprojecte Friedrichs II. und Voltaire's und deren Popularisirung durch Moser und Schnaubert kurz bespricht, dann aber ihre erfolgreichere Wiederaufnahme im Jahre 1794 durch

Preußen und Frankreich, ihre weitere Entwicklung bei den Tractaten von Basel (1795), Campo Formio (1797), Rastatt (1797) und Lüneville (1801), ihre Durchführung von seiten Napoleons und ihre schließliche Sanction durch den Regensburger Reichsreceß vom 25. Februar 1803 ausführlich darstellt. Die Einzelbestimmungen des Recesses sind in einem eigenen Kapitel eingehender erörtert; den verschiedenen Urtheilen über die Säcularisation und deren Zustandekommen ist ebenfalls ein eigenes Kapitel gewidmet. Brück theilt nicht ganz die Ansicht des Cardinals Pacca, welcher die Säcularisation zwar als einen Act „der tyrannischen Ungerechtigkeit und der ruchlosen Habsucht des 18. und 19. Jahrhunderts" verurtheilte, aber nicht gerade behaupten wollte, daß man dieselbe „als ein Unglück für die Kirche ansehen könne".

„Wie hoch man die von Pacca hervorgehobenen Vortheile anschlagen mag," sagt er, „so stehen diese doch in keinem Verhältnisse zu den Nachtheilen, welche die Säcularisation der Kirche gebracht hat und wovon im folgenden Abschnitt etwas eingehender soll gehandelt werden. Die schlimmste Folge der Säcularisation war die Auflösung der bestehenden kirchlichen Organisation, welche für die Kirche äußerst gefährlich wurde, indem sie fast ganz unter die Bevormundung der neuen Beherrscher der säcularisirten geistlichen Gebiete kam. Aber auch nachdem durch Vereinbarungen der einzelnen Regierungen mit dem Heiligen Stuhl geordnete Zustände herbeigeführt waren, hörten die Leiden der Kirche nicht auf, indem diese Regierungen sich keineswegs mit den ihnen vom Heiligen Stuhle gemachten Zugeständnissen begnügten, sondern über dieselben hinausgingen, die Wahlen der Bischöfe beeinflußten und beherrschten oder ganz unmöglich machten, die verdienstvollsten Männer von der Liste der Candidaten für ein Bisthum oder für die Domcapitel strichen und in einzelnen Fällen sogar alle Candidaten verwarfen, wofür die neueste Geschichte nur zu viele Belege liefert."

Wie der erste Abschnitt häufig an die geheimen Praktiken und offenen Gewaltthaten erinnert, durch welche im Zeitalter der Glaubenstrennung das neue Evangelium thatsächlich eingeführt wurde, und an die Reichstagsbeschlüsse, welche hinterher den vollendeten Raub approbirten und sancirten: so erinnert der zweite Abschnitt, „Das Staatskirchenthum" (S. 128—246), ebenso oft an die Uebergriffe, welche sich die Fürstengewalt alsbald nach eingeführter Reformation ins geistliche Gebiet erlaubte. Männer vom Schlage der Dalberg und Wessenberg hatten allerdings der Staatsgewalt so viele Zugeständnisse gemacht, daß es schwer war, einen Rückzug aus all denselben zu finden. Den katholischen Fürsten und ihren Rathgebern aber war der Begriff der Kirche und des kirchlichen Rechtes nahezu abhanden gekommen. Es gibt kaum eine innerkirchliche Angelegenheit, in welche der Staat sich nicht mischt, und gleich als ob die Kirche nur ein Anhängsel zum Cultus- und Polizeiministerium wäre, erlassen die Fürsten Organisations- und Kirchenedicte, welche die gesammte Aufgabe der Kirche in den Bereich ihrer Gewalt ziehen. Brück verfolgt hier sowohl die Entwicklung dieses neuen, halb oder ganz protestantischen Staatskirchenrechtes in den einzelnen Ländern: Württemberg, Baden, Hessen, Nassau, Preußen, Oesterreich, als auch die gemeinsamen Ueber-

griffe und Rechtsverletzungen, welche die Staatscanonisten zu legalisiren bemüht waren, die Aufhebung der Klöster, die eigenmächtige Beschlagnahme und Verwaltung des Kirchenvermögens, den schreienden Mißbrauch des landesherrlichen Patronats, die völlig willkürliche, dem Kirchenrecht widerstrebende Ehegesetzgebung, die fast systematische Verletzung der Parität. Eine der traurigsten Partien in diesem düstern Gemälde bildet der Klostersturm, durch welchen der Minister von Montgelas das Ordensleben in Bayern für immer auszurotten suchte, und der unmenschliche Vandalismus, mit welchem seine Verordnungen durchgeführt wurden; eines der wenigen erfreulichen Gegenbilder gewährt der Kampf der Tiroler Prälaten Karl Rudolf Buol-Schauenstein und Emmanuel Maria Thunn-Brughier gegen die bayerischen Vergewaltigungen, und der Tiroler Volksaufstand, der wenigstens vorübergehend demselben ein Ziel setzte und den kirchlichen Grundsätzen nach allen Richtungen hin wieder volle Freiheit gab.

Der dritte Abschnitt, „Die Reorganisationsversuche“ (S. 247—348), erzählt die mannigfachen Unterhandlungen, welche vom Jahre 1803 an zwischen dem Apostolischen Stuhl und Deutschland gepflogen wurden, um an die Stelle der zertrümmerten kirchlichen Ordnung eine neue zu setzen: von Etappe zu Etappe eine traurige Geschichte! Von vornherein stellen die josephinistischen Anschauungen der österreichischen Staatsmänner jeden Erfolg in Frage, indem sie Forderungen stellten, die der Papst niemals erfüllen konnte. Ein über das andere Mal werden deshalb die Verhandlungen abgebrochen. Inzwischen wird Dalberg Fürst-Primas und Cardinal Fesch sein Coadjutor. Separat-Negociationen mit Bayern und Württemberg führen ebenfalls zu keinem Ziel, und Napoleon wirft sich zum Schirmherrn der deutschen Katholiken auf. „Als Beschützer des Rheinbundes muß der Kaiser Sorge tragen für das Interesse der Religion dieses großen Landes,“ so heißt es in einer französischen Note vom 21. September 1807. „Dazu ist ihm die zeitliche Macht verliehen worden; und wenn die Verblendung oder die Unwissenheit einiger treulosen Räthe den römischen Hof bestimmt, das Interesse der Katholiken in Deutschland den Protestanten aufzuopfern, sollte dann der Kaiser, der sich erinnert, daß die Religion nicht untergehen kann, und dessen sich Gott als eines Werkzeuges zur Wiederherstellung derselben in Frankreich bedient hat, sich etwa nicht als den betrachten, der denselben Beruf auch in Beziehung auf Deutschland zu erfüllen hat? Ist er nicht etwa mit einem Priesteramte bekleidet (!!), das ihm die Pflicht auferlegt, die Katholiken an den Ufern der Weichsel, der Oder oder des Rheines gegen den Einfluß der Protestanten zu vertheidigen, dieser Secte, welche, hervorgegangen aus den Mißbräuchen des römischen Hofes, ihre Macht täglich durch die Fehltritte desselben wachsen sieht?“ (S. 268.) So weit hatte es die Schwäche jener Fürsten gebracht, welche mit Hilfe des französischen Usurpators das alte Reich gestürzt und sich aus dem Vermögen des geraubten Kirchengutes bereichert hatten. Napoleon spottete ihrer wie des Papstes zugleich. Der letzte geistliche Reichserzkanzler, Karl von Dalberg, spielte nach Brücks Darstellung in all diesen Verhandlungen eine weniger unheilvolle und unwürdige Rolle, als vielfach angenommen wird. Nachdem er beim Untergang des Reiches Todtengräberdienste geleistet, ermannte er sich

doch etwas und suchte mit augenscheinlichem Ernste für die Kirche noch zu retten, was zu retten war. Allein es war zu spät. Er war zu einer ohnmächtigen Schattengestalt herabgesunken, und seine Rolle ist und bleibt eine sehr klägliche. Noch beklagenswerther ist allerdings diejenige seines Schützlings, des Freiherrn von Wessenberg, welcher die Gründung einer deutschen Nationalkirche im Sinne des Emser Congresses wieder aufnahm und beim Wiener Congreß durchzusetzen bemüht war. Merkwürdigerweise hat gerade dieser unkirchliche Mann in einer seiner Denkschriften (vom 27. Nov. 1814) die einschneidendste Schilderung der damaligen religiös-politischen Zustände gegeben:

„Seit zwölf Jahren befindet sich die deutsche Kirche, welche bis dahin des größten Glanzes genoß, in einem Zustande von Verlassenheit, welcher in der Geschichte ohne Beispiel ist. Ihr Vermögen ist ihr entrissen, ihrer uralten Verfassung fehlt es an gesetzlichem Schutz, ihre wesentlichsten Anstalten sind ohne gesichertes Einkommen, selbst jene frommen und milden Stiftungen, deren Erhaltung der § 65 des Reichsdeputations-Hauptschlusses von 1803 angeordnet hatte, sind seither zum Theil willkürlich ihrem Zwecke und ihrer stiftungsmäßigen Verwaltung entzogen worden; die Bisthümer stehen großentheils verwaist, die Domkapitel sterben aus; ihre den Kirchengesetzen entsprechende Wirksamkeit ist gehemmt; überhaupt gebricht es, bei der eingetretenen Unbestimmtheit der Grenzen zwischen der geistlichen und weltlichen Macht, den Behörden, welchen die Ausübung der erstern übertragen ist, an dem Ansehen und der Unterstützung, deren sie zur Handhabung guter Kirchenzucht bedürften. Der Nachtheil dieser Zerrüttung und Auflösung der kirchlichen Verhältnisse für das wahre Wohl der deutschen Staaten läßt sich unmöglich verkennen, aber kaum berechnen" (S. 282. 283).

Für diesen furchtbaren Nothstand der katholischen Kirche und dessen politische Folgen hatten indes die Staatsmänner und Diplomaten des Wiener Congresses so wenig Verständniß und Theilnahme, daß nach dem Ausdruck der anwesenden katholischen Oratoren (v. Wambold, Helfferich und Schies) „die wenigstens mit der Bildung des Vaterlandes gleichzeitig höchst verdient wirkende Kirche geschlachtet wurde", und daß Consalvi sich zu einem feierlichen Protest genöthigt sah „gegen alles, was auf gegenwärtigem Wiener Congresse zum Nachtheile der Rechte und Interessen der Kirche Deutschlands und des Apostolischen Stuhles entweder verfügt oder unverändert gelassen wurde, sowie gegen allen Schaden, welcher für die Gottesverehrung und das Heil der Seele daraus hervorgehe" (S. 293). Metternich machte die staatskirchlichen Theorien und Pläne Wessenbergs zu den seinigen und schlug diesen sogar als den richtigen Mann vor, um zur Verwirklichung einer deutschen Nationalkirche die Initiative zu ergreifen. Zum Glück für Deutschland fanden diese völlig unkirchlichen Reformpläne nicht nur Freunde und Gönner, wie den nassauischen Staatscanonisten Koch, der den Plan eines deutschen Patriarchates nach constantinopolitanischem Vorbilde weiter ausarbeitete, und den badischen Geistlichen Rath Häberlin, der die Kirche in Baden verwüstete, sondern auch allseitig tüchtige Gegner, wie den trefflichen Weihbischof Zirkel von Würzburg,

den Professor Andreas Frey von Bamberg, den Official Eucharius Adam von Eichstätt, den Geistlichen Rath Lumpert von Augsburg und die beiden Domcapitulare Franz Otto und Clemens August Droste zu Münster u. a. Durch den energischen Einspruch dieser Männer wie durch die Reclamationen der säcularisirten Fürstbischöfe wurden die Rechte und gesetzlichen Forderungen der Kirche nicht erfolglos zur Sprache gebracht; das kirchliche Bewußtsein belebte sich neu und hinderte den deutschen Byzantinismus wenigstens vorläufig an weiterer Entfaltung.

Zu den werthvollsten Abschnitten des Werkes rechnen die beiden letzten: 4. „Der höhere und niedere Unterricht" und 5. „Der Cultus". Noch niemand hat so eingehend und actenmäßig diese Periode des Verfalls der katholischen Wissenschaft nach allen Seiten hin gezeichnet: die Zerstörung so vieler Lehranstalten, die ganze oder theilweise Dekatholisirung der katholischen Universitäten, die ungenügenden Surrogate, welche an Stelle der aufgehobenen Hochschulen gesetzt wurden, die verderbliche Herrschaft der modernen Philosophie, die Durchsäuerung der theologischen Disciplinen mit Kantschen und Schellingschen Ideen, die Verflachung der humanistischen Studien und der Pädagogik überhaupt. Wie die Haupterzeugnisse unkirchlichen Geistes auf den verschiedenen Gebieten der theologischen Wissenschaft, so finden auch die Leistungen der Bessergesinnten in einer lichtvollen Uebersicht den ihnen gebührenden Platz, so z. B. die Werke der gelehrten Benediktiner Schmier, Cartier, Gerbert, Lumper, H. Braun; die antikantianischen Schriften der Exjesuiten Zallinger und Stattler; die dogmatischen Handbücher von Liebermann, Klüpfel, Dobmayr; die moralistischen Arbeiten von Sailer und Jais; die historischen Leistungen eines Westenrieder, Braun, Feyerabend, Neugart, Huth, Stolberg, Katerkamp u. s. w. Besondere Beachtung ist den katholischen Apologeten gewidmet, welche in dieser bösen Zeit die Vertheidigung der Kirche und ihrer Institutionen mit ebensoviel Muth als Geschick auf sich nahmen: den Benediktinern Kornmann, Prechtl und Janitsch, dem Dominikaner Brunnquell, dem Franziskaner Molkenbuhr, dem Exjesuiten Daller, dem Pfarrer J. B. Kastner u. s. w. Die höchst interessante Uebersicht beweist, daß trotz der Ungunst der Zeit die kirchlich wissenschaftliche Ueberlieferung auf keinem Gebiete vollständig abgerissen oder versiegt ist, daß eine ganze Schaar tüchtiger und wackerer Männer in die Breschen traten, welche die Säcularisation und der durch sie triumphirende Protestantismus der katholischen Wissenschaft beigebracht hatten. Auch an Publicistik fehlte es nicht. Von den periodischen Blättern jener Tage haben die „Tübinger Quartalschrift" und der „Katholik" sich bis in die Gegenwart erhalten. — Im letzten Abschnitt zeichnet Brück sowohl den Verfall des Gottesdienstes und der öffentlichen Religiosität, als auch die unglaublichen Verirrungen der Landesregierungen auf dem Gebiete des Cultus, die religiös-sittlichen Zustände im Volke, die weitverbreiteten Erscheinungen des Aftermysticismus endlich aber auch den segensreichen Einfluß, den der Rücktritt des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg und anderer Convertiten, das schöne Beispiel der Fürstin Gallitzin, das Wirken des seligen Hoffbauer auf Freund und Feind ausübten. Diese letztere Partie ist etwas summarisch gehalten, was aber

durchaus nicht zu tadeln ist. Hierüber liegen außer Rosenthals classischem Werke schon zahlreiche Monographien vor, während die theologische Literatur dieser Zeit noch nirgends eine so eingehende und sorgfältige Charakteristik gefunden hat.

Möge dem hochverdienten Verfasser Kraft und Gesundheit gewährt sein, um das noch weitausschauende Werk zu glücklichem Abschluß zu führen! Das katholische Deutschland darf ihm übrigens schon jetzt seinen aufrichtigen Dank und Beifall entgegenbringen, und theilweise ist das schon geschehen.

A. Baumgartner S. J.

1. **Denkschrift über die Arbeiterfrage,** erstattet der socialpolitischen Conferenz für den Mittelrhein von Reichsfreiherrn **Karl von Fechenbach-Laudenbach.** 102 S. 8⁰. Frankfurt a. M., Fösser Nachfolger, 1888. Preis: *M.* 1.50.

2. **Referat über die Arbeiterfrage,** im Anschluß an die „Denkschrift" u. s. w., von Reichsfreiherrn **Karl von Fechenbach-Laudenbach.** 62 S. 8⁰. Frankfurt a. M., Fösser Nachfolger, 1888. Preis: 35 *Pf.*

Es ist ein kühner, fast verwegener Aufruf, mit welchem in den beiden genannten Broschüren Reichsfreiherr von Fechenbach wiederum vor die Oeffentlichkeit tritt. Er spricht mit einer Offenheit, über die man staunen kann, mit einem Interesse für die nothleidende Klasse, das Hochschätzung verdient, mit einem praktischen Scharfblick für die Zukunft, der aller Beachtung werth ist. Wenn wir auch nicht gerade jedes einzelne in den Gedanken und Vorschlägen des geehrten Herrn Verfassers zu dem unserigen machen, so können wir doch den Hauptideen der beiden Broschüren unsere Anerkennung nicht versagen.

Ein gedrängtes Referat kann dem Leser nicht die eigentlichen Broschüren ersetzen, zumal da einzelne Partien überquillen von weittragenden Ideen und da viele praktisch fruchtbare Gedanken nur kurz angedeutet werden. Dieselben bedürften eher einer weitern Ausführung, als daß sie eines gedrängten Auszuges fähig wären. Wir beschränken uns darauf, die leitenden Gedanken der Schriften anzugeben und zur Beleuchtung nur einiges von dem vielen herauszuheben, womit der geehrte Verfasser zu interessiren und anzuregen verstanden hat. Bei Angabe der Citate bezeichnen wir die „Denkschrift" mit I, das sich daran anschließende „Referat" mit II.

Die Grundgedanken der beiden Broschüren mögen in folgendem zusammengefaßt werden: Die wirthschaftliche Lage der menschlichen Gesellschaft ist seit einer Reihe von Decennien eine derartige geworden, daß auf dem jetzt verfolgten Wege unsere modernen Staaten unaufhaltsam dem vollen Untergang entgegeneilen. Die Wurzel dieses Uebels liegt in der modernen Gestaltung der kapitalistischen Privatindustrie, welche dem größten Theil der Menschheit den ihm gebührenden Antheil an den wirthschaftlichen Erzeugnissen vorenthält, die Arbeit und Kapital hervorbringen und nur in ihrer Vereinigung hervorbringen können. — Die Großindustrie führt in ihrer modernen Ausgestaltung naturgemäß zu einem Herabdrücken der Arbeitslöhne und einer Auswucherung der Arbeiter, die diesen ein menschen-

würdiges Leben nicht mehr gestattet; das mobile Kapital aber verschlingt so sehr den Löwenantheil aller Production, daß in nicht ferner Zeit der Arbeitsertrag ganzer Königreiche sich in den Händen einzelner Großkapitalisten wird angesammelt haben. — Dieser Aufsaugung alles Eigenthums mit Einschluß der zum voraus verpfändeten Arbeitskraft ganzer Völker zu Gunsten einer verschwindend kleinen Zahl von Goldkönigen muß der Staat Einhalt thun und den Rückbildungsproceß mit aller Thatkraft ins Leben rufen: er hat das Recht und die Pflicht, den Bestand und die Weiterbildung eines soliden Mittelstandes zu sichern und zu erleichtern, sollten dadurch auch einige wenige Existenzen bedroht werden oder zu Grunde gehen. — Zur Herbeiführung solch neuer wirthschaftlicher Verhältnisse stehen nur mehr zwei Wege offen: der radikalste wäre die Verstaatlichung der Großindustrie und ein solcher staatlicher Betrieb der Industriezweige, der nicht auf Bereicherung des Staates, sondern auf Lohnerhöhung der Arbeiter abzielte; der weniger radikale Weg wäre die staatlich-internationale Regelung der Industrie, zunächst durch gesetzlich auferlegte Bedingungen eines Minimalarbeitslohnes, einer Minimalarbeitszeit, durch Ueberwachung der Concurrenz und Production und andere Maßregeln, welche dem Arbeiter eine unabhängigere und bessere sociale Stellung sicherten: alle bisher ergriffenen socialen Reformen sind nur Quacksalbercuren, welche das eigentliche Uebel gar nicht treffen, welche nur dessen äußersten Ausläufer abschneiden, es selbst aber um so sorgfältiger pflegen und verewigen wollen.

Wir glauben, mit diesen Worten ziemlich genau die Hauptgedanken des hochgeehrten Herrn Verfassers wiedergegeben zu haben. Er selbst befürwortet durchaus mehr die Verstaatlichung der Großindustrie, als die bloße staatliche Regelung derselben; erstere würde sicher, letztere vielleicht Abhilfe der wirthschaftlichen Mißstände bringen. Wir wollen den Verfasser selber reden lassen: „Die Socialdemokratie", sagt er (I. S. 15), „ist der Schatten der modernen kapitalistischen Productionsweise; solange diese besteht, wird jene bleiben und wachsen, bis — — — nun eben, bis sie völlig ausgewachsen ist. Ganz anders sind die Arbeiterverhältnisse beschaffen, wenn der Staat die Gebiete der Großindustrie beherrscht. . . Er kann seinen Arbeitern einen Lohn gewähren, welcher der ‚natürlichen' Lohnhöhe am nächsten kommt. Durch die Verstaatlichung der Großindustrie werden aber sogleich alle socialen Nachtheile, welche die Maschine der Menschheit gebracht, beseitigt. Sie wird fernerhin nicht mehr nivelliren und expropriiren, sondern sie würde zum Segen und Wohle der Völker werden und für ihren ursprünglichen Zweck zurückgewonnen sein." Freilich will der Herr Verfasser dabei einen ganz andern Staat, als wie wir ihn heutzutage besitzen; sein Ideal ist das „christlich-sociale Königthum". Entweder christliches Königthum, gestützt auf einen historischen Adel mit socialen Rechten und Pflichten und eine damit verbundene, in pastoraler und socialer Wirksamkeit freie Kirche, oder aber die Militärherrschaft eines Cäsar, wenn auch eines vielköpfigen, Plutokratie, Cultus des goldenen Kalbes und Unglaubens.

„Wo das weltliche Schwert versagt, wo es sich unrichtig erhebt oder gar mit dem der Kirche kreuzt, da erhält es Scharten, seine Klinge wird stumpf,

es verliert seine ihm von Gott gegebene Verheißung. . . Dem christlich-socialen Königthum liegt es im engen Anschluß an die Kirche ob, Staat und Gesellschaft zu retten. Würden wir hingegen auf jene providentiellen Emanationen vergeblich warten, so hat die Kirche vermöge ihrer göttlichen Mission die Aufgabe, auch allein voranzugehen" (S. 74 u. 80). Doch wir glauben nicht an eine so nahe bevorstehende christliche Neuordnung der Staaten, daß man eine durchgreifende sociale Reform bis dahin verschieben könnte; einer Verstaatlichung großer Industriezweige von seiten eines unchristlichen atheistischen Staates können wir aber erst recht keine Sympathie abgewinnen: sie würde die Arbeiterverhältnisse kaum bessern, die Gottlosigkeit zweifellos fördern. Allein auch grundsätzlich halten wir eine Verstaatlichung so ausgedehnter Erwerbszweige für zu weitgehend, für nicht nöthig und darum auch für nicht berechtigt; eine staatliche Regelung durch eingreifende Gesetze und internationale Verträge halten wir jedoch für durchaus berechtigt und erforderlich, wiewohl erst dann von nachhaltiger Wirkung, wenn christliches Leben die ganze Gesellschaft wieder durchdringt. Die diesbezüglichen detaillirten Vorschläge des geehrten Herrn Verfassers befassen sich durchweg mit den wesentlichsten Punkten unserer heutigen Arbeiterverhältnisse; am beachtenswerthesten sind die Erörterungen in II. S. 55—62.

Indes dürfte in der Frage über die Beschränkung der Ehefreiheit (I. S. 47 und II. S. 54) dem Staate ein zu weitgehendes Recht zuerkannt werden; diese Frage gehört in erster Linie vor die kirchlichen Schranken; die damit zusammenhängende Frage über Heimatsrecht und Unterstützungswohnsitz unterliegt freilich der Zuständigkeit der staatlichen Macht. Auch betreffs der Lohnhöhe oder Vergütung der Arbeiter können wir nicht ein absolutes schon natürliches Recht der Arbeiter auf eine Quotentheilung des Reingewinnes eines Unternehmens anerkennen, wohl aber die Befugniß des Staates, unter Umständen dem Arbeiter ein solches Recht positiv zu geben und die rechtliche Lohnhöhe nach derartiger Berechnung festzustellen. Uebrigens ist dieses praktische Resultat dem Herrn Verfasser die Hauptsache; in ihr harmoniren wir.

In der nähern Ausführung und Begründung seiner Thesen ist Freiherr von Fechenbach nicht der Mann, der davor zurückschrickt, an den Geldmächten unserer Tage unsanft zu rütteln. Er spricht von „allmählicher Expropriation" derjenigen Industriezweige, welche ein staatliches Eingreifen und eine Regelung seitens des Staates am meisten und raschesten erfordern. Der Name hat einen etwas gewaltthätigen Beigeschmack. Doch der Herr Verfasser meint damit durchaus nicht eine Beschlagnahme des Eigenthums, sondern eine Unterbindung oder Herabminderung der Ertragsfähigkeit einer gewissen Klasse von Eigenthumsgegenständen. Es gehört in der That ein hoher Grad von Unkenntniß des öffentlichen Rechts dazu, der Staatsgewalt die Befugniß zu bestreiten, unter Umständen eine solche Herabminderung in die Hand zu nehmen. Zum Beweise dieser Befugniß hätte es der geschichtlichen Beispiele von ungerechten oder zweifelhaften „Expropriationen" nicht bedurft; denen gegenüber, welche dem Staate alles zugestehen, wenn er ihren Beutel füllt, aber gar wenig, wenn er in denselben hineingreifen möchte, sind freilich jene Worte

ein argumentum ad hominem: „Hat man sich vor den (genannten Expropriationen) nicht gescheut, deren einige selbst die heiligsten Rechte der Entäußerten auf das tiefste verletzen und für welche keinerlei Nothlagen als Entschuldigungen angeführt werden können, so möchten wir doch wissen, warum man von dieser dem öffentlichen Wohle so nothwendigen und förderlichen Verstaatlichung absehen will“ (I. S. 14). Es ist sehr richtig, wenn der Herr Verfasser (II. S. 48) bemerkt, daß der Staat nicht dazu da ist, um der besitzenden Klasse außer dem Schutz des Eigenthums auch die Garantie eines hochgradigen Rentenertrages zu gewähren und ihr damit die Arbeitskraft des Volkes zum voraus zu verpfänden.

Die Anklagen, welche die Schrift gegen die privatkapitalistische Production erhebt, sind schwer. Der Leser muß dabei bedenken, daß der Verfasser selbst manche, wahrhaft christlich gesinnte Arbeitgeber ausnimmt, denen das leibliche und geistige Wohl ihrer Arbeiter am Herzen liegt; aber niemand kann läugnen, daß in weiten Schichten industrieller Betriebe sich ein hartherziges, unchristliches, eigennütziges Haschen nach Gewinn und immer steigendem Gewinn sich breit macht. Auf leider nur zu viele Geschäftsbetriebe passen die harten, schneidigen Worte, mit denen diese privatkapitalistische Production gezeichnet wird: „Sie ist der Alp, der auf der ganzen heutigen Gesellschaft lastet. . . Die privatkapitalistische Production ist, ohne daß ihre Vertreter es vielleicht ausdrücklich wollen und beabsichtigt haben, auf die Massenarmuth angewiesen. . . Sie beruht förmlich auf dem Princip, daß ein großer Theil des Volkes arm sein muß, und daß sie gerade aus seiner Armuth ihren Vortheil schöpft. Deshalb kommt es ja auch regelmäßig vor, daß in Gegenden, wo keine Armuth geherrscht hat, solche sich durch die Gründung einer größern Fabrik etablirt. Es ist ein klar liegender Nutzen für die Industriellen, wenn sich stets ein Ueberfluß an Arbeitern ergibt, der einer Art von ‚Reserve-Armee‘ gleicht. Der übrigen Gesellschaft liegt es dann ob, die ‚Reservisten‘ der Großindustrie zu unterhalten. . . Die kapitalistische Production verwendet diese Arbeiter-Reserve auf zweierlei Art: sie zieht solche bei steigender Tendenz ein und benutzt sie zugleich dazu, die Löhne der activen Arbeiter immer auf dem Niveau des nöthigsten Lebensunterhaltsbedarfes zu erhalten“ (I. S. 21). Einige Beispiele von Arbeitslöhnen werden dann in II. S. 15 ff. mitgetheilt.

Gegen solche Ausbeutung ist der Satz I. S. 25 berechtigt: „Sicherlich kann keine Gesellschaft blühen und glücklich sein, deren meiste Glieder arm und elend sind“, und II. S. 33: „Indem der Staat die Arbeit der Arbeiter schützt, wie er bisher die ‚Arbeit‘ der Arbeitgeber geschützt hat, und ersteren behilflich ist, sich kleine und mittlere oder überhaupt Vermögen erwerben zu können, löst er die schwierigste Seite der socialen Frage, bekämpft mit ganzem Erfolge den revolutionären Socialismus, feiert die größten nationalökonomischen Triumphe und schafft sich einen zufriedenen, neuen, durchaus patriotischen Mittelstand, der seine Existenz der weisen Fürsorge zu danken hat, die über ihm gewaltet. Der Staat, welcher diese Aufgabe zuerst löst, wird allen anderen gegenüber ganz bedeutend prävaliren.“ Diese Sätze finden ihre nothwendige Ergänzung

in I. S. 32: „Wenn es sich um wirkliche, um durchgreifende Besserungen auf Grund der heutigen Staaten und deren Gesellschaften handeln soll, so sind sie nur dann möglich, wenn a) Gesetze gegen die organische und mechanische Weiterentwicklung der Bildungen und Wirkungen des großen bisher souveränen Kapitals, und b) hinsichtlich der Reduction der immer fictiver und imaginärer werdenden Werthe erlassen werden, welche den Charakter von Restitutionen oder Ausgleichungen oder Abgleichungen besitzen."

In der That ist es weit mehr noch das „große mobile Kapital" und seine Verwerthung, welches der Herr Verfasser unter schwere Anklage stellt, als die moderne Industrie. Das große Kapital, meint er nicht mit Unrecht, sei es, welches Industrie und Arbeit, Handel und Gewerbe, ja Gesetzgebung und Politik beherrsche. „Während der privatkapitalistischen Großindustrie nur einige Gesetze ganz besonders auf den Leib zugeschnitten sind, ist das große mobile Kapital in der glücklichen Lage, daß ihm sämmtliche modernen liberalen Gesetze wie angegossen sitzen. Denn indem es, wie man sich so hübsch auszudrücken pflegt, die Eigenschaft der ‚Allbefruchtung' besitzt und überall sofort zu Hause ist, wo man ihm die Thüre nur zollbreit öffnet, so ‚befruchtet' es auch die Großindustrie, und sog und saugt gleich einem Riesenpolypen aus tausend Rüsseln die Vortheile und Gewinne der Arbeitsleistungen der ganzen Menschheit ein" (I. S. 47). Durch ein anschauliches Beispiel wird die Arbeit jener Aufsaugungsmaschine beleuchtet, nämlich an dem Vermögenswachsthum des Pariser Hauses Rothschild. Nach mäßiger Schätzung des Vermögens und dessen jährlichen Wachsthums kommt man nach S. 36 zu dem Ergebniß, daß im Jahre 1965 das Jahreseinkommen zu einer so riesigen Höhe angewachsen sein würde, daß von ihm gegen 40 Millionen Menschen leben müßten; d. h. — fügt der Verfasser richtig bei — „etwa die ganze Bevölkerung des österreichischen Kaiserstaates müßte nach 100 Jahren für diese eine Familie arbeiten".

Der Verfasser eröffnet in seinen Erwägungen über dieses riesenhafte Anhäufen des Gesammtreichthums in den Händen einzelner, vorzugsweise jüdischer Geldfürsten, eine sehr düstere Perspective. Die Ausführungen sind zu interessant, als daß wir es uns versagen sollten, sie mit den eigenen Worten des Verfassers wiederzugeben. „Es unterliegt keinem Zweifel, daß das große mobile Kapital eine Macht besitzt, die man staatsgefährlich nennen muß. Staatsgefährlich ist es aber allein schon aus dem Grunde, weil, obgleich von ‚Arbeitsgnaden', es doch den Arbeitsgewinn der Völker absorbirt und durch seine ‚complicirten, sublimen' Praktiken es zu Complicationen gebracht hat, welche unter der Signatur ‚die sociale Frage' genügend bekannt sind. . . Wir haben schon längst unsere eigenen Gedanken über die geheimen Absichten jener ‚geheimen Oberlandesherren' und auch über die mögliche Verwendung der systematisch proletarisirten großen Massen; wer nichts hat, hat nichts zu verlieren und ist im allgemeinen leicht zu haben. . . Wer sagt denn, daß, wenn diese wenigen ihre Zeit für gekommen erachten, sie nicht äußerst splendid sind und, um sich zu erhalten, dann das thun, was wir seit Jahren den Regierungen zurufen, nämlich: in genügender Anzahl

für Neubildung von mittleren und kleinen Vermögen zu sorgen... Da die Besitzverhältnisse vollständig verschoben und die Kapitalgewaltigen fast ausschließlich die einzigen Besitzer sind, so steht es ja auch in ihrer Macht, eine neue Vermögenstheilung zu bestimmen und ‚politische' Dynastien zu gründen. — Ganz conform diesen Plänen erscheint auch die systematische Entchristlichung der Völker, weil es den eventuellen Dynastien trotz aller Ausbeutung und Beherrschung des Elendes doch ganz absolut unmöglich werden würde, über Völker in officieller Weise zu gebieten, in welchen der christliche Glaube noch Wurzeln besäße. Das christliche Volk perhorrescirte unter allen denkbaren Verhältnissen jene ‚christusfeindlichen' Dynastien. — Das ‚entchristlichte' Volk hätte aber mit seinem Glauben auch jede sittliche Widerstandskraft, jedes Selbst- und Ehrgefühl verloren. Die ‚goldene Internationale' und an ihrer Spitze die Alliance-Israélite fanden es deshalb für nothwendig, die Massen nicht allein zu proletarisiren, sondern auch zu entchristlichen und zu demoralisiren, denn erst dann sind sie unter Umständen zu gebrauchen... Die große Rolle, welche die Juden in der Socialdemokratie spielen, scheint uns auch etwas mehr als wie ein einfaches jüdisches Assecuranzgeschäft. Die Juden sind, und diese Gerechtigkeit muß man ihnen widerfahren lassen, in ihrer außerordentlichen Mehrheit so ausgezeichnete ‚Juden', daß es wohl kaum einen jüdischen Socialdemokraten geben dürfte, der sich jemals gegen eine jüdische Dynastie erklären würde. Jeder jüdische Socialdemokrat entpuppte sich unter einem jüdischen König als ein begeisterter Royalist. — Wir kennen noch einige ganz auffallende Symptome, welche für die oben genannte Eventualität sprechen, behalten sie aber bis auf weiteres für uns. — In irgend einer Weise muß also die sehr hochgehende kapitalistische Bewegung ihren Abschluß finden, ihren Gipfelpunkt erreichen, um in sich zusammenzubrechen oder in neuer Gestalt und unter ganz anderen Bedingungen weiter zu leben. Wie ein See, dem man seinen Abfluß stauen würde, überfließen muß, so werden auch in einiger Zeit die großen Kapital-Reservoire der Geldfürsten überlaufen, wenn man denselben zur rechten Zeit keine Löcher schlägt" (I. S. 38—40).

Also — das ist die schließliche Lösung, in der man dem Herrn Verfasser schwerlich Unrecht geben kann — entweder eine gewaltsame Katastrophe in nicht gar ferner Sicht, oder die öffentliche Autorität muß in irgend einer Weise den Kapitalreservoiren der Geldfürsten Löcher schlagen und zugleich einer Wiederverchristlichung aller gesellschaftlichen Verhältnisse die Hand leihen. Das erste ohne das zweite nützt nichts: Geld allein hat nie die Völker beglückt; sittliche Hebung allein durch wahres praktisches Christenthum und durch volle Freiheit der kirchlichen, socialen und religiösen Thätigkeit läßt die Völker und Staaten gesunden. Wollen die Staatslenker dieses nicht verstehen, so verdient der nach ihren Ideen großgezogene Staat nichts anderes als den Untergang. Die vielen materiellen und moralischen Uebel, welche eine gewaltsame Erschütterung bestehender gesellschaftlicher Verhältnisse immer mit sich bringt, können beklagt werden; das Verschwinden unchristlicher, gottentfremdeter Staaten verdient keine Thräne, keine Klage.

Aug. Lehmkuhl S. J.

1. **Geschichte der Wohlthätigkeitsanstalten in Belgien** von Karl dem Großen bis zum sechzehnten Jahrhundert. Von Dr. **P. P. M. Alberdingk Thijm,** Professor an der Universität Löwen. Von der belgischen Akademie gekröntes Werk. IV u. 207 S. 8⁰. Freiburg, Herder, 1887. Preis: *M.* 4.

2. **Die Wohlthätigkeitsanstalten der christlichen Barmherzigkeit in Paris.** Von **Maxime du Camp,** Mitglied der französischen Akademie. Autorisirte Uebersetzung nach der zweiten Auflage. XVI u. 355 S. 8⁰. Mainz, Kirchheim, 1887. Preis: *M.* 4.

Beide Bücher gehören mit zu den wichtigsten literarischen Erscheinungen, welche die neueste Zeit in Bezug auf Geschichte und Thätigkeit der christlichen Barmherzigkeit aufzuweisen hat.

1. Professor Alberdingk Thijm behandelt seinen Stoff in streng wissenschaftlicher Weise, gestützt auf ausgedehnte Quellenforschung. Nach einer orientirenden Uebersicht über die Pflege der Barmherzigkeit in der vor- und altchristlichen Zeit schildert er, in zwei fast gleich großen Abschnitten, die äußere Entwicklung der Kranken- und Armenpflege vom Zeitalter der Karolinger bis zum Ende des 12. und von dort bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts. Darauf folgt als dritter und letzter Theil die innere Geschichte der Wohlthätigkeitsanstalten: die Art ihrer Gründung, ihre Verwaltung, ihr Verhältniß zur weltlichen und geistlichen Macht u. s. w.

Für das heutige Belgien beginnt das Entstehen der Armen- und Krankenhäuser mit dem 7. Jahrhundert (die beiden ältesten Spitäler sind die zu Nivelles und Tournay). An diese ersten Hospize erinnern die bis auf die Gegenwart an verschiedenen Orten bestehenden „Schottenklöster". Sie wurden gegründet von den angelsächsischen Sendboten (Schotten) und dienten vorzugsweise zur Aufnahme von Pilgern. Ehe der weitgehende Einfluß der Kreuzzüge auf die Entwicklung der Krankenpflege besprochen wird, gibt der Verfasser belehrenden Aufschluß über ursprüngliche Bedeutung und allmähliche Umgestaltung des Wortes „Hospital", sowie über das Auftreten des Aussatzes. Die von diesem Uebel Betroffenen galten als die eigentlichen „Kranken", die „Siechen". Wegen ihrer abgelegenen Wohnungen nannte man sie in Flandern velt-siecken, altdeutsch „uszeaza", d. h. Ausgesetzte oder Elende, miseri, miselli, und die Krankheit „Miselsucht", niederländisch „melaatschied", französisch „malade", und die Stätte, wo ihre Wohnungen sich befanden, heißt heute noch deutsch „Melaten" (S. 24). Später kommt der Verfasser auf diese „Geißel des Mittelalters" ausführlich zurück. Die Kirche trat gleich von Anfang für die von der weltlichen Obrigkeit verkürzten Rechte dieser Unglücklichen ein: „lepra superveniens non dissolvit matrimonium", gegen eine Verfügung Pipins. Auch die Schauerberichte einer spätern Zeit über Ansteckung und Gefährlichkeit dieser Krankheit werden auf das richtige Maß zurückgeführt. Ob es aber wirklich „heute eine ausgemachte Sache ist, daß die Ansteckung durch Aussatz nicht bewiesen werden kann", dürfte zu bezweifeln sein, wenigstens wenn der Satz in dieser Allgemeinheit ausgesprochen wird.

Ein besonderes Interesse gewinnt die ganze Darstellung dadurch, daß der Verfasser die Armen- und Krankenpflege allseitig behandelt, d. h. daß er in den Kreis seiner Untersuchung auch jene socialen Einrichtungen zieht, welche jetzt fördernd, jetzt hemmend, immer aber bestimmend auf die Entwicklung der christlichen Barmherzigkeit einwirkten. So erhalten wir dankenswerthe Aufschlüsse über das Gilden- und Gemeindewesen, über kirchlichen Grundbesitz, Zehnten, über Aerzte, Arzneikunde u. dergl. Neben aller Anerkennung der opferwilligen Liebe jener glaubensstarken Zeit fehlt es auch nicht an Tadel über Mißbräuche. Ein solches Nachtbild aus dem Spitalleben des 14. Jahrhunderts bietet die Geschichte des Krankenhauses „La Biloke" zu Gent, welches wirklich an die Workhouse-Scenen von Dickens erinnert. Sehr lesenswerth ist das Kapitel „Lebensregeln in den Spitälern" (S. 149—177); eine anschaulichere und zugleich unparteiischere Schilderung der Ideen, Sitten und Gebräuche damaliger Zeit, der Pflichten und des Lebens der damaligen Barmherzigen Brüder und Schwestern läßt sich kaum entwerfen.

Das Schlußkapitel besteht aus einem gedrängten Bericht über die Alexianer oder Zellenbrüder, Beginen, Begarden, Lollarden, Weißen Frauen und Lombarden. Die Lombardanstalten waren ursprünglich dasselbe wie die montes pietatis oder Leihhäuser, kamen aber bald durch Wucher in sehr schlechten Ruf. Der Name rührt her von lombardischen Kaufleuten, welche im 13. Jahrhundert der englischen Geistlichkeit Geldvorschüsse machten, um ihr die pflichtmäßigen Abgaben an den päpstlichen Stuhl zu erleichtern.

2. Maxime du Camp entwirft in 22 Essays ein großartiges Gemälde christlichen Opfersinnes und Heldenmuths in der üppigen Seinestadt. Das ganze Buch ist eine glanzvolle Vertheidigung der Ordenskrankenpflege; um so wirksamer und überzeugender, je weniger der Verfasser selbst auf katholischem oder auch nur gläubigem Boden steht. Er gehört, wie er selbst gesteht (S. VIII), zu „denen, in deren Herzen der Glaube nicht wohnt"; und dennoch zwingt diesen Ungläubigen die Macht der Thatsachen, folgende Worte am Schlusse seines Buches zu schreiben: „Ich habe mich überzeugt und spreche es offen aus, daß unter allen Beweggründen, wohlthätig zu sein, der mächtigste und unermüdlichste der Glaube ist" (S. 337). Und unmittelbar vorher: „Entzieht man einem Bischof einen Theil seiner Besoldung, dann entzieht man sie nicht ihm, sondern den Armen, und wenn man das Einkommen eines Priesters verkürzt, um ihn wegen Ungehorsam gegen Administrativbehörden zu strafen, dann geschieht dies nur auf Unkosten der Unglücklichen seiner Gemeinde." Das ganze Buch mit seiner blendenden Sprache, seinen geistreichen Erwägungen, seinen fesselnden Einzelheiten ist zu eigenartig, als daß ein kurzes Referat diesem allem gerecht werden könnte. Wir beschränken uns auf einige Andeutungen über den ergreifenden Inhalt des Buches.

In neun unvermittelt aneinander gereihten Abschnitten führt uns der Verfasser ebenso viele Bilder vor, in welchen das menschliche Elend den dunklen Hintergrund bildet, von dem die christliche Nächstenliebe in vollem Lichte sich abhebt. Mit den „Kleinen Schwestern der Armen" (les petites soeurs des pauvres), jener großartigen Schöpfung eines armen Dienst-

mädchens der Bretagne, eröffnet du Camp seine Schilderungen. Aus dem dürftigen Dachstübchen von Saint-Servan bei Saint-Malo, in welches Johanna Jugan im Winter 1839 ihre erste Arme aufnahm, hat sich ein Werk entwickelt, welches seinen wohlthätigen Einfluß über die ganze Welt verbreitet. In 242 Häusern verpflegen jetzt 4000 „Kleine Schwestern“ über 27 000 hilflose Greise und Greisinnen. „Mögen diese Ziffern“, schreibt du Camp, „nicht die Blitze unserer administrativen Olympier auf diese heiligmäßigen Personen herabziehen. Uebrigens sind ihre Papiere, wie die Gendarmen zu sagen pflegen, in bester Ordnung, da ihre Congregation am 9. Januar 1859 und am 21. April 1869 autorisirt worden ist“ (S. 17). Die Beschreibung des Bettelganges und der Bettelfahrt, welche zehn Schwestern und fünf Wagen täglich in den Pariser Straßen abhalten, ist meisterhaft und rührend zugleich. „Manche Schwester kommt nach Hause, nachdem sie im Laufe des Tages 150 Stockwerke hinauf und hinunter gegangen ist. Eine von ihnen hat mir lächelnden Mundes gesagt: ‚Es wäre nicht so arg, wenn man nur Ersatz-Kniee hätte‘“ (S. 20). — Als zweites Bild reihen sich an „die Barmherzigen Brüder des hl. Johannes von Gott“. Man lese den Abschnitt „Scrophulöse Kinder“, um sich einen Begriff zu machen von dem Segen, welchen das Wirken dieser wahrhaft barmherzigen Brüder verbreitet. — Der Inhalt des dritten Kapitels: „Das Waisenhaus der Lehrlinge“, bietet ein ganz hervorragendes Interesse. Es ist ein wichtiger Beitrag zur Lösung der „Arbeiterfrage“. Wir begnügen uns mit Anführung des ersten Satzes: „Es gibt in Paris 126 wohlthätige Anstalten, in denen 10 180 Kinder leben, welche man unterrichtet und denen man die ersten Begriffe eines Handwerks beibringt.“ — „Die Frauen vom Kalvarienberg“ heißt das vierte Kapitel. Das Elend der vom Krebs Zerfressenen wird durch diese hochherzigen Frauen gemildert. Den Opfermuth, welchen sie zeigen, vermag nur das Christenthum einzuflößen. Es sind Damen der sogen. großen Welt, welche hier in den Vormittagsstunden armen, ekelerregenden Geschöpfen die niedrigsten Dienste leisten. Aehnlichen, fast noch erschütternden Inhaltes ist das fünfte Kapitel: „Die Anstalt für junge Brustkranke“. Mit dem sechsten Kapitel: „Die Blindenschwestern vom hl. Paulus“, schließt die Reihe jener Schilderungen, welche eigentliche Krankenhäuser zum Gegenstand haben. Es folgen in drei weiteren Abschnitten: „Die Freistätten der Arbeit“, „Die Asyle der Nacht“, „Die philanthropische Gesellschaft“, und mit einem „Postscriptum“ beschließt der Verfasser sein fesselndes Buch.

Leider macht sich die Religionslosigkeit du Camps an manchen Stellen recht fühlbar. Der Uebersetzer ist zwar den irrigen Auffassungen mehrfach in Anmerkungen entgegengetreten; allein, wie uns scheinen will, nicht oft genug. Beispielsweise hätte in der Lebensskizze des hl. Johannes von Gott vieles berichtigt werden müssen. Die Bemerkung auf S. 74 über die Ungefährlichkeit schlechter Bücher und die schiefe Auffassung des katholischen Ordenslebens, welche sich hie und da geltend macht, mußten verbessert werden. Auch hätte der Satz auf S. 312 der erläuternden Berichtigung bedurft: „Wer für die Armen arbeitet, hat für Gott gearbeitet und nicht gesündigt.“

Aus dem Zusammenhang ergibt sich, daß es sich um Sonntagsarbeit handelt, deren Verdienst den Armen zukommt. Diese Arbeit kann nicht ohne weiteres für erlaubt erklärt werden. **Paul von Hoensbroech** S. J.

**Life of Blessed John Fisher. By T. E. Bridgett.** XXVI and 452 p. 8⁰. London, Burns, 1888. Preis: *M.* 7.50.

Fishers Leben von Kerker[1] zählt zu den besten Biographien und ist, einige Punkte abgerechnet, über welche erst die neueste Forschung Licht verbreitet hat, durchaus zuverlässig. Es ist auffallend, daß dieses tüchtige Werk nie ins Englische übersetzt wurde, auch in Deutschland selbst keine zweite Auflage erlebt hat. Der echt kirchliche Geist, der aus jeder Zeile spricht, die tiefe Auffassung, die schöne, spannende Darstellung hätte dem Buche viele Leser erwerben sollen. Obgleich der neueste Biograph des Seligen, der Redemptorist T. E. Bridgett, viel neues Material beigebracht und manche Begebenheiten richtiger darstellt, wünschten wir doch nicht, daß sein Buch Kerkers Arbeit verdränge. Gerade bei Kerker findet sich eine weit sorgfältigere und gediegenere Charakteristik der Schriften des seligen Bischofs, als bei P. Bridgett, der hier auf Kerker fußt, den er jedoch nur nach Auszügen zu kennen scheint. Auch das Verhältniß Fishers zu Erasmus lernt man nur aus Kerker kennen.

Bridgett verweist auf die Geschichte der Universität Cambridge von Baß Mullinger, der eine recht gute Darstellung des Lebens an der Universität gibt, unterläßt aber, zu zeigen, wie sehr das fast klösterliche Leben in den Collegien und die Frömmigkeit der Professoren die religiösen Keime in dem Seligen entwickelten und die glückliche Mischung von Ascetismus und wissenschaftlichem Streben zu Stande brachten. Der Grund, den der Verfasser angibt, ist sonderbar: weil er die Geschichte eines Martyrers schreibe und so viel über sein späteres Leben zu berichten habe, deswegen überlasse er es seinen Lesern, sich selbst ein Bild von Fishers Studentenleben zu entwerfen (S. 11). Der Biograph, dünkt uns, sollte diese schwierige Arbeit nicht auf die Leser abladen, sondern den Helden und seine Umgebung möglichst wahrheitsgetreu schildern. Aus demselben Grunde lassen uns die kurzen Notizen über die Gräfin von Richmond, das Beichtkind Fishers, die große Wohlthäterin der Universität Cambridge, unbefriedigt; hoffentlich wird eine neue Auflage die Lücken ausfüllen.

Wir wenden uns nun zur Schilderung des öffentlichen Lebens des Bischofs von Rochester, zu der Periode, in welcher das unselige Ehescheidungsproject zuerst auftauchte. Hier hat Bridgett seinen Vorgänger weit überholt, denn seine Bekanntschaft mit den „State Papers“, die seit 1860 erschienen sind, mit zahlreichen, zum Theil sehr verdienstlichen Monographien, und die seltene Kenntniß der religiösen Gebräuche und Zustände, welche aus anderen Büchern des Verfassers, z. B. Geschichte der Eucharistie in England, erhellt, setzen ihn in den Stand, Personen und Verhältnisse weit richtiger zu beurtheilen, als es vor 30 Jahren möglich war. Bridgett steht in Liebe zur Kirche, in Hochachtung der geistlichen Obrigkeit keinem nach; das hindert ihn

---

[1] John Fisher. Sein Leben und Wirken. Tübingen, Laupp, 1860.

jedoch nicht, Fehler und Mißbräuche, welche in der Kirche eingerissen sind, scharf zu rügen (vgl. S. 104), den gefeierten Cardinal Wolsey der unmäßigen Selbstsucht und Habsucht zu beschuldigen (S. 145), es empörend zu finden, daß ein Erzbischof und Legat des Hl. Stuhles, der natürliche Beschützer der Gerechtigkeit und Heiligkeit, sich zum Mitschuldigen an dem großen Unrechte gegen die Königin mache (S. 146). Dagegen wird Papst Clemens VII. in Schutz genommen gegen Gairdner (Letters and Papers. V. vol. Introd. X), welcher sagt: „Abgesehen von der moralischen Frage hätte der Ungehorsam, welchen der König dem päpstlichen Stuhl gegenüber zeigte, eine Excommunication verdient. Aber Clemens hat nicht das Zeug eines Hildebrand oder Bonifatius in sich und scheint es während des Verlaufs dieser unseligen Streitfrage auf eine immer größere Schwächung seiner eigenen Autorität abgesehen zu haben, bis dieselbe ganz verworfen wird." Derartige Betrachtungen sind leicht, nachdem die Erfolglosigkeit einer solchen Politik sich herausgestellt. Vielleicht wollte Gott zeigen, daß milde und strenge Maßregeln vergebens gegen diese gottlose und ehebrecherische Generation angewendet würden. Jedenfalls fällt auf Wolsey ein großer Theil der Verantwortung. Er hat, freilich ohne es zu wollen, der Empörung Englands gegen Rom Vorschub geleistet. Fisher war in allem das Gegentheil von Wolsey, ein wahrer Hirte seiner Heerde, ein gehorsamer Sohn der Kirche, ein Mann, dem die Religion mehr galt als mißverstandene Loyalität und Patriotismus, der lieber mit den Unterdrückten leiden, als mit den Großen auf Kosten seines Gewissens irdisches Glück und Ruhe genießen wollte. Fisher hat auch nicht einen Augenblick geschwankt, er war von Anfang an für die Giltigkeit der Ehe Katharina's, er stand ein für die Rechte des Hl. Stuhles. Der Versuch Heinrichs und Anna Boleyns, den frommen Bischof zu vergiften, ist bekannt, und befremdet nicht bei einem Manne, der, wenn er seine rechtmäßige Frau nicht vergiftet hat, sie doch vergiften wollte. Weniger bekannt ist, daß Heinrich die geistlichen Trostbriefe Fishers an die Königin stehlen ließ, wahrscheinlich durch die Spione, mit denen er Katharina umgab, und auf Grund dieser Briefe, denen er eine schlimme Deutung unterlegte, den Bischof verhören ließ. Die Fragen der Richter und die Antworten Fishers finden sich in Letters and Papers VIII, 859. Es wird u. a. gefragt, ob er an Lady Katharina geschrieben, weil sie vielleicht an der Barmherzigkeit Gottes verzweifelt habe; ob die Ursache dieser Verzweiflung ihr Meineid gewesen und der Empfang der heiligen Hostie, zum Zeugniß, daß ein fleischlicher Verkehr zwischen ihr und Prinz Arthur nicht stattgefunden. Der Bischof erwiederte hierauf, daß die Königin mit des Königs Zustimmung ihn, den Bischof, mehr als einmal ihrer Gewissensscrupel wegen gerufen, und zwar lange vor dem Ehescheidungsprocesse, daß die Königin nie an der Barmherzigkeit Gottes verzweifelt habe, daß er in seinen Briefen keine andere Absicht verfolgt, als sie in der Hoffnung und dem Vertrauen auf die Versprechungen Christi zu stärken. Der König, welcher seine eigene Tochter Maria moralisch ruiniren wollte, oder wenigstens den Plan Anna Boleyns nicht durchkreuzte, war freilich zu allem fähig, er konnte in einem Athem Liebe und Anhänglichkeit für Katharina

heucheln und ihre Tugenden bewundern, im nächsten aber seinem Abscheu Ausdruck geben und sie des Meineides beschuldigen.

Wie kommt es, daß ein König, dessen Charakter so verächtlich und gemein war, ein freiheitsliebendes Volk zum Abfalle von Rom verführen konnte, daß die Schriften Fishers, insbesondere aber sein glorreiches Martyrium, keine Reaction zur Folge hatten? Bridgett denkt, der Mangel an Predigern (S. 327), die Verbreitung von Pamphleten und Spottgedichten durch Cromwell (S. 329), sowie Unklarheit der Bischöfe über die Bedeutung des Primates (S. 323), müßten das Wachsthum des Protestantismus erklären. Woher aber kommt die Unklarheit? Ist sie nicht eine Folge der Abneigung und des Mißtrauens gegen Rom, wie sie sich in den Rathschlägen, die Tunstall Pole gab, offenbart (Dixon II, 403), und rührt dieses Mißtrauen vielleicht nicht auch von der zu großen Macht her, welche die Päpste ihrem Legaten Wolsey verliehen? Die protestantische Partei war jedoch nicht so groß, als der Verfasser anzunehmen scheint; die Zahl der Enthusiasten war gewiß klein, die Mehrzahl bestand aus glaubenslosen, gleichgiltigen Individuen, denen die Religion als Mittel diente, um Reichthümer oder Macht oder den täglichen Lebensunterhalt zu finden. Das beispiellose Glück Heinrichs, der aus allen Schwierigkeiten als Sieger hervorging, die Hoffnung auf baldige Aenderung, die Furcht vor noch Schlimmerem lähmte die Widerstandskraft des Volkes. So kam es, daß der Tod der zwei edelsten Männer Europa's und ihr Opfermuth England aus seiner Lethargie nicht aufrüttelte, daß es lange Zeit brauchte, bis die harte Kruste des Indifferentismus durchbrochen wurde, bis neues Leben sich zu regen begann. **A. Zimmermann** S. J.

---

# Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

**Zwei Reden über die Orden.** Gehalten auf der 35. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Freiburg im Breisgau vom 2.—6. September 1888. 24 S. 8°. Freiburg, Herder, 1888. Preis: 5 *Pf.*

Herr Dr. Windthorst sagte in seiner Rede beim Schlusse der Freiburger Katholikenversammlung u. a.: „Heute und vor ein paar Tagen haben wir begeisterte Reden gehört über das Ordenswesen. Ich hatte mir eigentlich vorgenommen, auch über dieses Thema einen besondern Vortrag zu halten; nachdem ich aber den Herrn Abt von Emmaus gehört habe und heute den Collegen Racke, verzichte ich aufs Wort. Theoretisch konnte das Ordenswesen nicht vollendeter vertheidigt werden, als es von dem Abt zu Emmaus geschehen, und praktischer konnte es nicht vor die Augen geführt werden, als es Herr Racke gethan hat. Meine Herren, ich bin der Meinung, daß diese beiden Vorträge in einem besondern Abdruck in vielen tausend Exemplaren in ganz Deutschland verbreitet werden sollen.“ (Bravo! Stürmischer Beifall.) Dieser besondere Abdruck liegt jetzt vor. Zu seiner Empfehlung bedarf es keines Wortes mehr, nachdem der hochverdiente

Centrumsführer in der eben angeführten Weise gesprochen, und ohne Zweifel werden nunmehr diejenigen einflußreichen Männer aus dem Clerus und dem Laienstande, welchen die Lösung der Ordensfrage am Herzen liegt, der Massenverbreitung dieser Schrift sich mit Eifer annehmen.

**Theologia dogmatica catholica specialis** concinnata a Dr. Joanne Katschthaler, Canon. capit. metrop. Salisburg. etc. Liber IV. De regni divini consummatione seu Eschatologia. 646 p. 8⁰. Ratisbonae, Manz, 1888. Preis: *M.* 9.60.

Der vorliegende Band bringt die Specialdogmatik des Herrn Canonicus Katschthaler zum Abschlusse. Wir haben bereits früher (Bd. XXX. S. 213 ff.) das Werk als eine werthvolle Bereicherung der theologischen Literatur begrüßt und eingehend über Anlage und Eigenart desselben berichtet. Die hohen Vorzüge, welche wir an den früheren Bänden gerühmt, finden wir auch in diesem Schlußbande wieder, insbesondere das gewissenhafteste Streben nach Correctheit der Lehre, ferner eine eingehende Berücksichtigung der dogmengeschichtlichen Entwicklung, sodann Klarheit und Uebersichtlichkeit in der Darlegung. Der ganze eschatologische Stoff wird in drei Abschnitte gegliedert: 1. De consummatione partiali (Tod, besonderes Gericht, Hölle, Fegfeuer, Himmel); 2. De vivorum cum mortuis nexu (Heiligenverehrung und Fürbitte für die Verstorbenen); 3. De consummatione universali (des ganzen Menschengeschlechtes und der physischen Welt). Bei der Lehre über die Anschauung Gottes (S. 131 ff.) bringt der hochw. Herr Verfasser in den Anmerkungen zwar zahlreiche Citate aus der scholastischen Literatur, in denen das speculative Element zur Geltung kommt. Eine Bearbeitung der betreffenden Lehrpunkte im Texte des Buches wäre indessen den meisten Lesern wohl erwünschter gewesen, als jene aneinander gereihten Citate in den Noten. Die Darlegung der Vernunftgründe für die Ewigkeit der Höllenstrafen (S. 589 ff.) würde an Klarheit gewonnen haben, wären die zwei Fragen streng unterschieden worden, ob Gott gemäß seiner Gerechtigkeit die schwere Sünde mit der ewigen Strafe belegen könne, und ob er sie auf diese Weise wirklich bestrafe und bestrafen müsse.

1. **Bibelkunde für höhere Lehranstalten und Lehrerseminare.** Von Dr. Andreas Brüll. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Fünfte, verbesserte Auflage. 177 S. kl. 8⁰. Freiburg, Herder, 1888. Preis: *M.* 1.20.

2. **Lehrbuch der heiligen Geschichte,** zunächst für die oberen Klassen höherer Lehranstalten bearbeitet von Dr. Andreas Brüll. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 265 S. kl. 8⁰. Freiburg, Herder, 1884. Preis: *M.* 1.80.

1. Dieses treffliche kleine Werk hebt für den gebildeten Leser der Heiligen Schrift in gedrängter Kürze und einfacher Darstellung das Wesentlichste und Wissenswertheste aus demjenigen heraus, was die bändereichen Einleitungen in die heiligen Schriften und andere mit Bibelkunde sich beschäftigenden Werke dem Theologen von Fach bieten. Auf dreizehn Seiten wird das Allerwesentlichste über Inspiration, Canon, Echtheit, Glaubwürdigkeit u. s. w. der Heiligen Schrift zusammengedrängt. Dann folgt die specielle Einleitung in die Bücher des Alten und Neuen Testamentes. Der Inhalt der geschichtlichen Bücher des Alten Testamentes wird so dargelegt, daß diese Inhaltsübersicht zugleich einen Abriß der Geschichte des Bundesvolkes bildet. Die Einleitung in die übrigen Bücher gibt außer der Erklärung der geschichtlichen Voraussetzungen

und der Personalien der Verfasser den Inhalt und die Eintheilung der einzelnen Bücher unter Hervorhebung besonders wichtiger und schöner Stellen. Es folgt ein das Verständniß der biblischen Geschichte sehr fördernder Abschnitt über den Schauplatz, auf dem sie sich bewegt, und ein zweiter, ebenso wichtiger, über die heiligen Alterthümer des Volkes Israel, seine heiligen Orte, Handlungen, Personen, Zeiten und Feste. Eine Erklärung der biblischen Maße und Münzen und eine Zeittafel der biblischen Geschichte bildet den Schluß des Werkchens. Der Verfasser konnte demselben seinem Zwecke gemäß nicht den Ballast gelehrter Citate mit auf den Weg geben. Ebenso hat er mit Recht gelehrte Controversen vermieden. Doch zeigt die Sicherheit, mit welcher er das Beste herauszugreifen versteht, und die Klarheit und Kürze, mit welcher er den Stoff behandelt, daß er seinen Gegenstand beherrscht und in der Bibelwissenschaft wohl bewandert ist. Ein genaues Namen- und Sachregister ist dem Buche beigefügt.

2. Das zweite Werk ist nach denselben Grundsätzen behandelt wie das erste. In kurze Paragraphen eingetheilt, enthält es in knapper, einfacher und gefälliger Darstellung die heilige Geschichte von der Erschaffung des Menschengeschlechtes bis zur Gründung und Ausbreitung der christlichen Kirche. Sehr willkommen sind die in Kleindruck den einzelnen Paragraphen beigefügten Anmerkungen, in welchen wichtigere und schwierigere Punkte erklärt und wo nöthig gegen Einwürfe vertheidigt werden. Die Jahreszahlen sind eingehender berücksichtigt, als es in den gewöhnlichen biblischen Geschichten zu geschehen pflegt.

**Geschichte des Instituts der Pfarrvisitation in Deutschland.** Von Dr. Max Lingg, Domkapitular, Päpstl. Geheimkämmerer, königl. Lycealprofessor in Bamberg. Kempten, J. Kösel, 1888. 76 S. 8°. Preis: *M.* 1.

Die noch wenig durchforschten Acten der Pfarrvisitationen würden, wie der Herr Verfasser mit Recht bemerkt, eine ergiebige Fundgrube bilden für eine gründliche Culturgeschichte. Vorliegende Arbeit gibt in kurzen Zügen die geschichtliche Entwicklung der Pfarrvisitation in den deutschen Diöcesen: sie fußt auf den besten Quellenwerken und hat zudem durch bisher unbenutzte Actenstücke neues Licht in dieses Gebiet hineingetragen. Als Beitrag zur Kirchen- und Rechtsgeschichte verdient sie gewiß beachtet zu werden: sie führt den Leser durch den langen Zeitraum von den Tagen des hl. Bonifatius bis zur Gegenwart und gibt ihm ein anschauliches Bild der kirchlichen Visitation und des Wandels, den dieselbe in den verschiedenen Perioden durchgemacht hat, sowohl nach der rechtlichen Seite wie nach der thatsächlichen Ausführung des jeweiligen Rechtes.

**Divi Thomae Aquinatis de voluntate et appetitu sensitivo doctrina.** Commentatio ethica quam scripsit Joseph Mausbach, SS. Theol. Doct. 63 p. 8°. Paderbornae, Schoeningh, 1888. Preis: *M.* 1.20.

Der Verfasser dieser Dissertation bekundet ein gutes Verständniß des hl. Thomas, sowie ein sorgfältiges Studium des einschlägigen Stoffes, und dabei versteht er es, die Gedanken des englischen Lehrers in selbsteigener Auffassung und schöner Sprache wiederzugeben. Zu der Erörterung des Verhältnisses zwischen der Freiheit und der vernünftigen Erkenntniß erlauben wir uns folgende Bemerkungen. Ohne Zweifel gehen, wie jede geschöpfliche Thätigkeit, so auch die Willensacte unmittelbar von Gott als der ersten Ursache aus; daß aber gerade die ersten Acte nur unter besonderem Einflusse Gottes zu Stande kommen sollen, wie der Verfasser zu wollen scheint, sehen wir nicht ein; auch finden wir diese Anschauung nicht im hl. Thomas. Aehnlich wie der Verstand die ersten Begriffe bildet, so setzt der Wille seine ersten Acte. Der Verstand

aber gewinnt seine ersten Begriffe vom Sein, vom Guten u. s. w. durch Abstraction, ohne einen besondern Einfluß Gottes; ähnlich kann auch der Wille zu seinen ersten Acten kommen, zumal deren Gegenstand das Gute im allgemeinen ist, wie der Gegenstand der ersten Begriffe das Sein im allgemeinen, nicht aber Gott in sich, das absolute Sein und das absolute Gut. Noch sei bemerkt, daß die Unterscheidung der sogen. ratio universalis und particularis vom hl. Thomas zunächst vom Objecte hergenommen ist, während die Redeweise des Verfassers mehr einen andern Unterscheidungsgrund nahelegt. Bei der Gewandtheit des Verfassers, die Ideen des hl. Thomas in so individuellem und schönem Gepräge wiederzugeben, bedauern wir, daß er die Grenzen seiner Arbeit so enge gezogen hat.

**Christliche Schule der Weisheit,** oder Aussprüche und Erklärungen der Heiligen und anderer vorzüglicher Geisteslehrer der katholischen Kirche über verschiedene Gegenstände des geistlichen Lebens. Alphabetisch geordnet und mit einem ausführlichen Wort- und Sachregister versehen. Ein Handbuch für Beichtväter, Prediger und Religionslehrer, zugleich ein Hausbuch zur Belehrung und Erbauung für christliche Familien. Bearbeitet und herausgegeben von A. Kotte, Priester der Diöcese Münster. Erste Lieferung. 96 S. 8⁰. Kempten, Kösel, 1888. Preis: à Lieferung 80 *Pf.*

Das Repertorium, dessen erste Lieferung hier vorliegt, wird insbesondere den Seelsorgern eine erwünschte Gabe sein, insofern es ihnen für Predigten, Katechesen, Krankenbesuch u. s. w. eine sehr reiche Auswahl von Aussprüchen der Kirchenväter und hervorragender Geisteslehrer der späteren Zeiten in guter Anordnung unterbreitet. Die Stichworte halten die alphabetische Reihenfolge inne; je nach Bedürfniß sind dann noch leicht übersehbare Unterabtheilungen angebracht. Z. B. Stichwort: Almosen, Almosen geben. Dazu die Unterabtheilungen: 1. Pflicht und Nothwendigkeit, Almosen zu geben (20 Citate). 2. Zeitlicher Lohn und Segen des Almosengebens (13 Citate). 3. Geistlicher Lohn und Segen des Almosengebens (39 Citate). 4. Beweggründe, Almosen zu geben (23 Citate). 5. Ein jeder kann diese Tugend leicht ausüben (10 Citate). 6. Regeln, welche beim Almosengeben zu beobachten sind (42 Citate). — Zu bedauern ist die in der Sammlung zu Tage tretende mangelhafte Handhabung der Kritik. Die Aussprüche sind in ihrer deutschen Uebersetzung vielfach Werken zweiter und dritter Hand entnommen, und auf eine strenge Verificirung der Citate ist einfachhin Verzicht geleistet. Auch die Art und Weise, zu citiren, bekundet einen ähnlichen Mangel: bald wird bloß der Name des Autors (und dieser nicht immer richtig) angeführt, bald auch das betreffende Werk, dieses hinwiederum meistens in lateinischer (warum?), mitunter in deutscher Sprache, bald mit genauer Bezeichnung des Fundortes, bald nur mit Nennung des Buchtitels u. s. w. Der Herausgeber meint zwar in der Vorrede: „Gelten doch auch jene Münzen für gut, deren Ueberschrift unleserlich geworden ist; denn nicht die Ueberschrift hat die Geltung, sondern die Münze selber. Darum sagt Thomas von Kempen: ‚Non quis dixerit, sed quid dictum est, attende.‘ Uebrigens sind die nur mit dem Namen des Autors bezeichneten Aussprüche aus bewährten und kirchlich approbirten Büchern genommen.“ Das mag ja ein Trost sein für diejenigen, welche das Buch als erbauliche Privatlectüre benützen wollen, nicht aber für alle diejenigen, welchen es darauf ankommt, sich in Predigten u. s. w. auf die bestimmte Autorität jener Geisteslehrer berufen zu können. Es ist darum dringend zu wünschen, daß wenigstens in den folgenden Lieferungen — es stehen deren noch 21 bis 22 in Aussicht — den Anforderungen der Kritik mehr Rechnung getragen werde.

**Der Sklavenhandel in Afrika** und seine Greuel, beleuchtet nach den Vorträgen des Cardinals Lavigerie und Berichten von Missionären und Forschern, von Humanus. 56 S. 8⁰. Münster, Schöningh, 1888. Preis: 60 *Pf.*, 12 Exemplare *M.* 6.

Ueber den „neuen Kreuzzug" gegen den Sklavenhandel in Afrika sind unsere Leser, dank dem großen und unablässigen Eifer unserer gesammten katholischen Tagespresse, zwar schon hinreichend unterrichtet; trotzdem möchten wir die vorliegende Broschüre, welche die ganze Bewegung, die sich zu Gunsten der unglücklichen Opfer des afrikanischen Sklavenhandels in den letzten Monaten vor unseren Augen abgespielt hat, in ihren Ursachen und Zielen, sowie in ihren bisherigen Erfolgen und weiteren Aussichten darlegt, unseren Lesern angelegentlich empfehlen. Alle wichtigen Kundgebungen — die Aufforderung Sr. Heiligkeit Papst Leo's XIII., die Reden und Mittheilungen des Cardinals Lavigerie, Berichte der Missionäre, Zeugnisse der Afrikareisenden, die Verhandlungen auf der Katholikenversammlung zu Freiburg — vereinigen sich hier, um dem Wunsche des Oberhauptes unserer Kirche entsprechend eine heilige Begeisterung für das edle Werk der Sklavenbefreiung zu entfachen. Diese Begeisterung wird dann, so hoffen wir zuversichtlich, die Quelle kräftiger, durchgreifender Maßregeln in einer nicht zu fernen Zukunft werden.

**Führer durch die periodische Presse der deutschen Katholiken** im Deutschen Reich, in Luxemburg, in Oesterreich-Ungarn, in der Schweiz und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Johannes Frizenschaf. XII u. 112 S. kl. 8⁰. Stuttgart, Wildt, 1888. Preis: *M.* 1.60.

Eine mit großem Sammelfleiße hergestellte Uebersicht über die in deutscher Sprache erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften. Sie ermöglicht es, sich in kürzester Frist über jedes einzelne Blatt zu orientiren. Außer dem Erscheinungsort, Gründungsjahr, Ausgabeweise, Stärke der Auflage (nach Angabe der Verlagshandlung) und Jahrespreis wird bei vielen der hervorragenderen Blätter noch weiteres Detail über Redaction, Geschichte, Richtung des Blattes u. a. beigefügt. Der Herausgeber versichert von sich in der Einleitung: „Subjective Kritik hat er möglichst zu vermeiden gesucht", und man muß zugeben, daß ihm dies in anerkennenswerther Weise gelungen ist. Neben der Objectivität verdient die Correctheit des Buches lobend hervorgehoben zu werden. Wir dürfen dieselbe wohl, soweit wir die Angaben zu controliren in der Lage waren, als eine so große bezeichnen, wie sie bei einem ersten Wurfe kaum zu erwarten war. Vollständige Correctheit nimmt der Herausgeber selbst für seine Arbeit nicht in Anspruch, und er verspricht deshalb auch, „von jeder sachlichen Einwendung, Richtigstellung und Ergänzung dankbar Notiz zu nehmen und dieselbe praktisch zu verwerthen". Möge man von betheiligter Seite dem Wunsche des Herausgebers nach Kräften entgegenkommen, damit das Buch mit jeder neuen Auflage — nur durch stets erneute Auflagen kann es sich ja auf der Höhe halten — ein an Zuverlässigkeit und Brauchbarkeit vollendeterer Führer werde. Als Anhang ist ein Verzeichniß sämmtlicher katholischen Kalender beigegeben.

**Leben der Schwester Maria Gonzaga** (Baronin Victorina Francisca Antonia Maria von Loë), † 6. März 1884 zu Cincinnati. Mit Erlaubniß der ehrw. Verfasserin frei aus dem Französischen übersetzt von Dr. Heinrich Ruhe. 223 S. kl. 8⁰. Paderborn, Schöningh, 1888. Preis: *M.* 1.80.

Der Geist Gottes hat auch im 19. Jahrhundert noch nicht aufgehört, in der Stille und Verborgenheit die Wirkungen seiner Gnade zu entfalten. Es ist ein ein-

faches und anspruchsloses Leben, dessen Abriß dem Leser in obiger Schrift geboten wird; allein es enthält so viele Züge einer ungewöhnlichen christlichen Selbstverläugnung, daß diese auf ein inneres Leben von nie ruhender Gottes- und Nächstenliebe hindeutet. Die ursprüngliche Lebensstellung und der natürliche Charakter der Verstorbenen dienten dazu, ihr die Opfer des Ordenslebens doppelt fühlbar zu machen. Aber durch ihren heldenmüthigen Seelenadel hat sie dem von den Ahnen ererbten Adel neuen und höhern Glanz verliehen. In unserer auf Genuß und Bequemlichkeit so erpichten Zeit sind solche Beispiele der Entsagung, und zwar einer mit Freude und Heiterkeit gepaarten Entsagung, von providentieller Bedeutung. Wenn das Büchlein zum Schluß einige der Anrufung der Verstorbenen zugeschriebenen Gebetserhörungen mittheilt, so hätte dies eigentlich mit der von Urban VIII. gewollten Reserve geschehen sollen. Uebrigens ist alles geeignet, zur soliden Erbauung zu gereichen.

**Leben des hl. Johannes Berchmans** aus der Gesellschaft Jesu, besondern Patrons der Jugend. Festgabe zur Heiligsprechungsfeier, von Ferd. Höver, Priester derselben Gesellschaft. VIII u. 244 S. 8°. Dülmen, Laumann, 1888. Preis: *M.* 2.

Das Auffallende an dem neuen Heiligen ist, daß er zwar nicht groß in außerordentlichen Dingen, dafür aber in den gewöhnlichen Dingen außerordentlich groß war. Unschuld und Treue im Dienste Gottes, durch welche er die Blüte seiner Jugend geheiligt hat, stellt die Kirche als Charakterzug seiner Heiligkeit auf; dieser Charakterzug machte den Knaben und den Jüngling zu seinen Lebzeiten zum Liebling aller, welche mit ihm in nähere Berührung kamen; dieser Charakterzug macht ihn nach seinem Tode, wo das höchste Urtheil der Kirche ihm die Ehre der Altäre zuerkannt hat, zu einem der liebenswürdigsten Heiligen und zu einem anmuthigen Vorbild besonders der Jugend, an dem auch das gewöhnliche Leben eines christlichen Jünglings, zumal des studirenden Jünglings, sich bis zum Heroismus erheben und zur freudigen Nachfolge begeistern kann. — Das vorliegende Werk über das Leben des engelreinen, heiligen Jünglings ist, wenn irgend eines, für die Jugend geschrieben. Mit der größten Anschaulichkeit wird dem Leser das Leben des Heiligen bis in die einzelnen Züge vorgeführt. Der ganze Inhalt ist ebenso anziehend wie lehrreich und erbauend. Wir können nur wünschen, daß recht viele an der Hand der göttlichen Gnade in das Leben des hl. Johannes Berchmans wie in einen Spiegel schauen und sich den liebenswürdigen Heiligen zum Vorbild und zum Beschützer wählen.

**Die Unterscheidung der Geister zu eigener und fremder Seelenleitung.** Ein Handbuch für alle Seelenführer, von P. J. B. Scaramelli aus der Gesellschaft Jesu. Nebst einem kurzen Auszug aus dem Buche des Cardinals Joh. Bona Cist. Ord. über Unterscheidung der Geister. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage von P. Bernh. Mar. Dr. Lierheimer O. S. B. IV u. 316 S. 8°. Regensburg, Manz, 1888. Preis: *M.* 3.

Die hier gebotene neue Uebersetzung der genannten Schriften kann zweifelsohne den Beichtvätern und Seelenführern insgesammt recht empfohlen werden, insbesondere für die Behandlung und Leitung solcher, welche entweder im Ordensberufe Gott dienen oder im weltlichen Stande irgendwie nach Vollkommenheit streben. Inhaltlich enthält das Werk eine Erläuterung und Beleuchtung dessen, was in kurzen, markigen Sätzen der hl. Ignatius von Loyola in seinem Exercitienbüchlein über die Unterscheidung

der Geister niedergelegt hat. Es ist um so belehrender und um so mehr praktisch verwendbar, weil es nicht nur für die Beurtheilung seltener, außerordentlicher geistiger Zustände begnadigter Seelen eine sichere Stütze bietet, sondern auch für die alltäglich vorkommenden Anregungen und Wechselfälle des geistlichen Lebens zuversichtliche Merkmale an die Hand gibt, um Versuchungen und Täuschungen, natürliche Antriebe und göttliche Erleuchtungen und Einwirkungen zu unterscheiden. — Die vorliegende Uebersetzung ist im ganzen gefällig, einfach und klar verständlich. Nur zwei Stellen möchten wir für eine weitere Auflage zur Correctur anmerken: S. 52 letzte Zeile sollte statt „Halsband" unbedingt „Geschmeide" stehen; S. 26 ist der aus den Schriften des Suarez entlehnte Satz: „ein solches Urtheil sei nie förmlich gewiß", schwerlich recht zu verstehen ohne den auf der folgenden Seite beigegebenen lateinischen Text; im Deutschen müßte der Satz wohl umschrieben werden, damit man seinen Sinn erfassen könne.

**Missa solemnis etc.** Festmesse zu Ehren der allerheiligsten Dreifaltigkeit, für 6 Singstimmen componirt von P. H. Thielen. Op. 9. Freiburg, Herder, 1888. Preis: Partitur *M.* 3, die 6 Singstimmen *M.* 1.50.

Dieses Opus gehört zu den besten neuerdings im strengen Kirchenstil der „Alten" componirten Messen. Es weist meisterliche polyphone Stimmführung und diejenigen Eigenschaften auf, welche vielstimmigen Compositionen besonders eigen sein sollen, nämlich Tonfülle und durch geschickte Stimmengruppirung bedingte wirkungsvolle Abwechslung in der Klangfarbe. Trotz des Strebens, den einzelnen Stimmen möglichst selbständigen, melodischen Gehalt zu wahren, läßt der Componist doch nicht die Rücksicht auf den Zusammenklang und die logische Aufeinanderfolge der Harmonien außer Acht, so daß die bei diesem Stil sich leicht einschleichenden Härten glücklich vermieden sind und Wohlklang und Klarheit durchgängig herrschen. Bezüglich des kirchlichen Geistes, welcher die Messe durchbringt, wird auch der strengste Kritiker nur Lobendes zu sagen wissen. Vielleicht wird der eine oder andere die Empfindung mit uns theilen, daß der Componist zwar in der Klangfarbe für Abwechslung sorgt, weniger aber im Gedanken- und Harmoniematerial. Die Modulation z. B. hält sich ängstlich innerhalb der von den „Alten" gezogenen Grenzen. Die kürzeren und daher der Abwechslung weniger bedürftigen Meßtheile werden aus diesem Grunde mehr befriedigen als die ausgedehnteren Stücke. Aus praktischen Rücksichten sei noch bemerkt, daß die sechs Stimmen sich folgendermaßen gestalten: Sopran, Alt, I. und II. Tenor, I. und II. Baß.

---

# Miscellen.

**Protestantische Stimmen über das Papstjubiläum.** Das goldene Priesterjubiläum unseres glorreich regierenden Papstes mit seinen Pilgerzügen und seiner Jubiläumsausstellung hat einen gewissen Abschluß gefunden durch die jüngst erfolgte Audienz der Ausstellungscommission, sowie durch den Sühnesonntag für die Abgestorbenen. Daß auch die protestantischen Souveräne sich in hervorragender Weise an dem Jubiläum betheiligten, ist bekannt. Aber wie hat die protestantische Bevölkerung, insbesondere der deutsche Protestantismus, durch seine berufenen Wortführer sich zu der Feier gestellt? Es dürfte sich der Mühe lohnen, durch einen kurzen Rückblick die Antwort auf diese Frage zu erbringen.

Im allgemeinen darf man wohl sagen: Gleichgiltig ist der Protestantismus nicht geblieben, und was überwog, war das Erstaunen, allerdings ein erschrecktes Erstaunen über die alle Erwartungen so sehr übersteigende Großartigkeit, zu welcher die Feier sich erhob. Fast gleichen Schritt damit hielt aber vielfach ein mehr oder weniger zu Tage tretender Unmuth, der sich theils in dem gewohnten Gepolter, theils in den gesuchtesten und kleinlichsten Gehässigkeiten auf wahrhaft lächerliche Weise Luft machte. Doch hören wir eine Anzahl der Stimmen selbst, wie sie sich zur Zeit des Jubiläums vernehmen ließen.

Das Bremer „Deutsche Protestantenblatt" läßt den Thatsachen ihr Recht widerfahren und gesteht unumwunden: „Die Siebenhügelstadt ist wieder einmal der Mittelpunkt der Welt gewesen." „Die Jahreswende hat der römischen Curie einen Triumph gebracht, wie ihn die ganze neuere Geschichte des Papstthums nicht aufzuweisen hat."

In den „Deutsch-evangelischen Blättern" von Beyschlag berichtet die Correspondentin „Amara Pellegrina" aus Rom über den Verlauf der Jubiläumsfeier. Der Bericht hebt mit ganz germanischer Innigkeit an: „Golden lag die Septembersonne auf der Campagna und wob ihr Gespinnst von Strahlen und Lichtern um das in Sommerschlaf versunkene, traumbefangene Rom." Allein auf derselben Seite ist schon von vielem Champagnertrinken die Rede. Es ist wahrhaft ergötzlich, ein wie großes Aufsehen die 15 000 Flaschen Champagner, die jedoch bald zu 50 000 angewachsen waren, besonders in der kirchenfeindlichen Presse gemacht haben, obwohl es in Rom notorische Thatsache ist, daß der Heilige Vater das in Rede stehende Geschenk nicht angenommen hat. Gar bald sind wir sogar bei den Fratzen und Caricaturen des „Capitän Fracassa", die sich auf das Jubiläum beziehen, angelangt, die als „reizend", „gar zu hübsch" gepriesen werden. Die Mitra des Kaisers aber preßt der Correspondentin nur Seufzer aus. „O Schmerz!" „In tiefer Betrübniß haben wir, die wir an der Evangelisation Antheil nehmen, unser Haupt verhüllt vor den erstaunten Fragen der liberalen, vor der schmerzlichen Entrüstung der evangelischen Italiener. Das also ist die Ueberzeugungstreue jenes Deutschland, welches Luther gezeugt und die Reformation geboren hat, das der Protest des bibelfesten England: in einer Stunde, wo alles davon abhängt, einen Standpunkt einzunehmen und zu wahren." Die Festfeier in Sanct Peter beschreibt die römische Correspondenz in ihrer Art. „Am andern Morgen kam ein hochgebildeter Mann, der Träger eines altreformirten Namens, zu seinen Freunden und sagte: ‚Es war hochherrlich, erschütternd schön: ich bin um ein Haar katholisch geworden.'" Amara Pellegrina aber klagt: „Wie seltsam ist doch der Mensch organisirt! Ich bin keine Bilderstürmerin und habe den Zauber solcher Eindrücke auch empfunden [o edle Seele!]; mehr als einmal hat sich die Erregung so gesteigert, daß die physische Kraft zu erliegen drohte." Den Schluß der Originalcorrespondenz bildet ein längeres Citat von Giosue Carducci. Er las am 8. Januar in der römischen Universität über Dante. Dabei hieß es angeblich: „Durch die Jahrhunderte ist er ein unantastbarer und furchtbarer

Richter und Zeuge der Mißherrschaft der Kirche und der moralischen Nothwendigkeit, sie zu vernichten.“ „Donnernd, dröhnend, brausend jauchzend brach der Beifall los.“ Beyschlag weiß seine Leute zu wählen. Daß der Correspondentin bei einer kirchlichen Function die physischen Kräfte beinahe erliegen, hat nicht so viel auf sich. Die Beredtheit aber, mit der sie den Beifall nur so donnern und dröhnen und brausen und jauchzen läßt, sobald der liebe, alte Text: écrasez l'infâme gehört wird, zeigt sie als geborenes Mitglied der Polterzunft wider den „römischen Antichrist“.

Auch das Stöcker'sche Blatt, die „Deutsche Evangelische Kirchenzeitung“, hat einen Correspondenten in Rom, der sich durch Gesinnungstüchtigkeit auszeichnet. Schon bei Gelegenheit des ersten Pilgerzuges und der an diesen gerichteten Ansprache des Papstes bringt er statt eines Berichtes ein Gemisch von Jammern und Poltern. „Wie traurig ist's doch,“ ruft er aus, „daß die liberale Presse ganz Europa's so wenig Geschichtskenntniß und eigenes Urtheil hat, daß sie ihren Lesern diese ganze lange Reihe von geschichtlichen Unwahrheiten in der päpstlichen Ansprache womöglich Wort für Wort auftischt ohne Gegenrede.“ Diesen Fehler vermeidet der Stöcker'sche Correspondent: von der Rede des Papstes tischt er nichts auf; wohl aber leistet er sich folgende „Gegenrede“, die sowohl von seiner „Geschichtskenntniß“ als von seinem „eigenen Urtheil“ glänzende Proben gibt: „Hat der Papst nicht jahrhundertelang das schlechtest regierte Land besessen? Wo lag Handel und Industrie am meisten danieder? Man sehe heute noch die bleichen Fiebergestalten der öden römischen Campagna, den Schmutz und Bettel der früheren kirchenstaatlichen Ortschaften! Man schaue nach Belgien!! Wenn die römische Kirche allein die Kraft zur Lösung der socialen Frage hat, warum ist die Frage nicht längst gelöst? Gehört das nicht auch zu den von Crispi ‚wenig christlich‘ genannten Handlungen der Curie, daß sie ein Heilmittel zu haben vorgibt, aber nicht anwendet? Es ist eben Sand in die Augen! Zur socialen Frage gehören auch die Bettelmönche, der Cölibat der Priester, die Abstumpfung des Wahrheitssinnes und des Gewissens, die Güter der todten Hand, Meßstipendien, Sonntagsentheiligung, Cardinäle und Fürstbischöfe mit 300 000 Mark Einkommen, Spielhölle in Monaco, Lottobücher der Kapuziner u. s. w.“ Man sieht, die ganze Sammlung der für den Stöcker'schen Leserkreis zugkräftigen Schlagworte hat der Mann am Schnürchen.

Um in das sich stets wiederholende und endlich auch protestantische Ohren ermüdende Geschrei über „Jesuitismus“ eine gewisse Abwechslung zu bringen, tritt der erfindungsreiche Herr zu Beginn einer spätern Rom-Correspondenz mit einer grammatikalischen Neubildung hervor. „Wie sehr der moderne, ‚jesuitirte‘ Katholicismus in Marienbienst und Papstcult aufgeht, beweisen auch die Erzeugnisse katholischer Industrie zur Verherrlichung des Papstjubiläums. Wenn Leo XIII. seine Jubiläumsmesse in Meßgewändern feiern kann, die ihm protestantische Prinzen und Prinzessinnen verehrten, so darf man sich nicht wundern, wenn gewöhnliche Laien der römischen Kirche, ‚um Geschäfte zu machen‘, nach jesuitischer Anleitung für Pilgerbedürfnisse arbeiten. [Die Logik feiert, nebenbei bemerkt, in diesem Satze einen nie ge-

sehenen Triumph.] So haben wir in diesen Tagen in einem Bijouterieladen neben Tabaksdosen mit dem Bilde des Papstes, Maria, Christus (!) — und zwar in der Dornenkrone! — Monogramme Christi gesehen, als Schmuckgegenstände an der Uhrkette oder am Band um den Hals zu tragen, welche in der Mitte, gerade da, wo sich die Buchstaben schneiden, nichts weniger als das päpstliche Wappen (Tiara und Schlüssel) en miniature zeigten. Also so weit ist das päpstliche Rom gekommen, daß Kern und Stern des Christenthums bei ihm die Papstlehre ist!" Muß der Mann während der Jubiläumsfeierlichkeiten in Rom sich geärgert haben!

Die „Allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung" macht ihrem gepreßten Herzen u. a. in folgenden Sätzen Luft: „Das fünfzigjährige Priesterjubiläum Leo's XIII. hat das Papstthum in seiner vollen Vergötterung gezeigt. Katholische wie protestantische Fürsten überboten sich durch außerordentliche Gesandtschaften und kostbare Geschenke, ja selbst nichtchristliche Fürsten legten ihre Ergebenheit zu des Jubilars Füßen. Der Schah von Persien übertraf noch die bischöflichen Jubiläums-Hirtenbriefe, da er, der Mohammedaner, sich bis zu der Floskel verstieg: ‚Messias, erhabener wie die Bewohner der himmlischen Welt.' Ueberall Feste, Pilgerzüge, Ergebenheitsversicherungen und Geschenke. Wer hätte das noch vor wenigen Jahren gedacht!" Einen Trostgrund jedoch findet das edle Blatt: „Der einzige Monarch Europa's, welcher dem Papste zu seinem Jubiläum nicht gratulirt, noch weniger aber ein Geschenk eingesandt hat, ist der König von Schweden und Norwegen. Das Jubiläumscomité hatte einen schwedischen Diplomaten ersucht, eine solche Ehrenbezeigung auszuwirken (?!). Die Regierung in Stockholm soll (!) aber geantwortet haben, ihr König sei der Monarch einer protestantischen Nation und fühle keine Veranlassung, dem Papste zu huldigen." Das wurde natürlich vor dem Besuche des schwedischen Königs beim Papste geschrieben.

Der „Evang. Kirchliche Anzeiger" will neben dem glänzenden Verlaufe der Feier, den er anerkennt, doch auch eine „Schwäche" derselben entdeckt haben. „Das Papstjubiläum", schreibt das Blatt, „hat allen Glanz und Ruhm des Heiligen Stuhles, die er zur Verfügung, ausgestellt, aber auch seine Schwäche vor der ganzen Welt verrathen. Der Glanz und Ruhm zeigte sich in den Gratulationen und Geschenken fast aller Souveräne der Welt, in Pilgerfahrten aus allen Welttheilen, in den vielen Millionen, welche in die päpstliche Kasse flossen, in der großartigen vaticanischen Ausstellung geschenkter kirchlicher Kunstgegenstände, in der Heiligsprechung und anderem. Die Schwäche aber offenbarte sich in der völligen Gleichgiltigkeit des römischen und italienischen Volkes gegenüber der Festfeier." Des römischen und italienischen Volkes?! Nun, der Zorn macht blind, selbst gegen die offenkundigsten Thatsachen.

Aerger, Scheinheiligkeit und Anmaßung in lieblichem Vereine haben einem Correspondenten der „Protestantischen Kirchenzeitung" bei den folgenden Zeilen die Feder geführt: „Wie ist das päpstliche Jubiläum im Elsaß gefeiert worden? Mit großem äußerlichen Prunk, versichert der Straßburger katholische ‚Volksfreund'. Unwillkürlich erinnern wir uns aber an die Aeußerungen, die

in unserem Oberconsistorium fielen gelegentlich der Lutherfeier, daß sich damals die Protestanten bestrebt haben, dem Fest einen rein kirchlichen Charakter zu bewahren. So hieß es unter anderem im Generalbericht des Directoriums: ‚Aus Rücksicht für die Andersgläubigen, zu welcher unsere Stellung im paritätischen Lande uns nöthigt, treten wir mit den Kundgebungen unserer Festfreude nicht auf die offene Gasse.‘ Es hat deshalb die Protestanten Straßburgs gewiß nicht wenig verletzt, vom Münsterthurm, welche Stelle sie gewohnt sind als eine rein officielle Stelle zu betrachten, die päpstliche Fahne am 8. Januar wehen zu sehen!" Der Thurm des katholischen Münsters von den Protestanten als „eine rein officielle Stelle" betrachtet — dieses Geständniß ist zu kostbar, als daß man es der Vergessenheit anheimgeben dürfte. Bescheidenheit ist eine schöne Zier u. s. w.

Die Herren Ernst Keil und Th. Trede haben sogar geglaubt, mit eigenen Schriften über das Papstjubiläum hervortreten zu sollen. Ersterer hat in Wittenberg die Broschüre herausgegeben: „Das Priesterjubiläum des Papstes. Erinnerungen und Mahnungen." Letzterer betitelt seine in Leipzig erschienene Schrift: „Leo XIII. und sein Jubiläum. Neues und Altes aus dem Vatican." Die beiden Schriften kann man ruhig ihrem Schicksal überlassen: nur sollten sie stets beide zugleich verkauft werden. Liest man sie nämlich nacheinander durch, so hat man den Genuß, dem heitern Schauspiel beizuwohnen, von dem der Fabeldichter berichtet, wir meinen den Kampf der zwei Löwen, die einander bis auf den Schweif aufzehrten. Man höre nur!

Die Erfolge des Papstjubiläums kommen nach Herrn Trede einem glänzenden Fiasco gleich. Die katholische Presse biete „das widerwärtige Schauspiel eines Wettstreites in der Aufschneiderei und Lüge, der Schmeichelei und Kriecherei, die einerseits das Malzeichen der Plumpheit und Lächerlichkeit an sich tragen, anderseits die schonungsloseste Satire herausforderu". Von einer Massenbetheiligung beim päpstlichen Jubiläum will Herr Trede absolut nichts wissen. „Vergleiche" sollen das darthun. Darum greift der Herr bis ins Heidenthum zurück. Er erinnert an die „Festpilger", welche zu den Triumphen Julius Cäsars und Augustus' nach Rom kamen. Aber er weist auch auf Urban II. hin, der „Kreuzheere aus der Erde stampfte". Auf solche Weise hält er sich für berechtigt, auszurufen: „Im Vergleich mit solchem Erfolg schrumpft die heutige Jubelmasse zu einer winzigen Kleinigkeit zusammen, und alle bombastische Großprahlerei, mit der man das Jubiläum zu einem welthistorischen Ereigniß hinaufschrauben möchte, geräth an den richtigen Ort: in die Rumpelkammer des müßigen Geschwätzes." Dann ist vom Jubeljahre 1300 unter Bonifaz VIII. die Rede, von den olympischen Spielen, von den Pilgerfahrten der Muselmänner nach Mekka. Der Mann ist unerschöpflich in seinen Vergleichen. Auch die neueste Zeit zieht er heran: „Als im vorigen Jahre in Rom die Oper Othello von Verdi zum erstenmal aufgeführt wurde, strömten aus Neapel helle Haufen dahin, um das Neue zu genießen; als aber das Jubiläum des Papstes gefeiert wurde? Da kam eine jammervoll kleine Zahl nach Rom, der Erzbischof und noch einige mehr!" Allerdings noch einige mehr!! Wo die klar zu Tage liegenden Zahlen dem Herrn nicht passen,

verlegt er sich auf Rechenexempel. Gewisse Pilger, die er ins Feld führt, wiegen ihm ebenso viel, „als hundert heutige Pilger". Ein anderes Mal heißt es: „Die römischen Pilger küßten dem Heiligen Vater den Pantoffel, die Bari-Pilger aber küßten den Boden der Krypta, wo die Gebeine des Heiligen sind, und leckten mit der Zunge den Boden, indem sie bis zum Altar krochen und dabei Schmerzen einer oft blutigen Zunge nicht scheuten. Ein solcher Bari-Pilger wiegt natürlich ebenso viel als zehn Rom-Pilger." Wir gönnen Herrn Trede den Trost, den er in solchen Berechnungen zu finden scheint. Was übrigens die Rechenkunst im Dienste dieses Mannes zu leisten vermag, zeigt sich am deutlichsten, wenn er aus der Zahl der Pilger die „Thatsache" herleitet, „daß $^{999}/_{1000}$ der etwa 200 Millionen Katholiken sich weder um den Papst noch um sein Jubiläum gekümmert haben". Wer nicht nach Rom gepilgert ist, hat sich weder um den Papst noch um sein Jubiläum gekümmert — das ist freilich nicht mehr reine Mathematik! Und was weiß der Herr über die Jubiläumsausstellung zu sagen? „Diese soll ein Triumph der Liebe und des Glaubens sein? — Eitelkeit, Selbstsucht, Gewinnsucht, das sind die Hauptmotive, welche sie hervorgebracht. Wie viele völlig reine Motive thätig waren? Wenige, bitterwenige." Mehr wird es wohl nicht brauchen, um auch dem Blödesten zu zeigen, „wie viele völlig reine Motive" dem Herrn Trede die Feder geführt haben.

Nehmen wir nun die Broschüre des Herrn Ernst Keil zur Hand. Derselbe beginnt: „Die Jahreswende hat dem Papstthum und der katholischen Kirche einen Triumph zu theil werden lassen, der alle Errungenschaften der Curie in den letzten Jahrhunderten überstrahlt und der die Bedeutung der Worte Windthorsts auf einer Katholikenversammlung: ‚Der Papst regiert die Welt', in einem eigenthümlichen Lichte erscheinen läßt. Papst Leo XIII. feierte am Jahresschluß sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum, und seine Getreuen fanden in diesem Feste die willkommene Gelegenheit, der Welt die Macht der katholischen Kirche und ihrer höchsten Spitze, des Papstes, mit dem Aufgebot allen Pompes zu zeigen. Es handelte sich nicht darum, das Jubiläum eines Priesters zu feiern, der als getreuer Diener seines Gottes 50 Jahre treu gearbeitet hat; nein, die katholischen Cleriker und Laien waren vielmehr bestrebt, das Jubiläum zu einem Feste des Papstes, des Papstthums zu stempeln. Und unter dem jubelnden Beifall hat der Jubilar selbst erklärt, daß die Feier der katholischen Welt und allen Regierungen Gelegenheit gegeben habe, ‚eine Kundgebung ohnegleichen zu Ehren des Papstthums zu veranstalten', d. h. des Papstthums mit seinem anmaßenden Anspruch, als eine universelle und eine politische Macht angesehen und geachtet zu werden. Und der Verlauf seines Jubiläums hat ihm Recht gegeben: wer nicht absichtlich sich die Augen verschließt, muß eine Bestätigung jener Worte, so anmaßend sie auch klingen, wahrnehmen. Nicht nur die gesammte Geistlichkeit der katholischen Kirche ist in Rom vertreten gewesen, nicht nur in allen Gegenden der Welt, wo Katholiken wohnen, haben die Laien den Ehrentag des ‚Vertreters Gottes' auf Erden in großen Kundgebungen festlich begangen: auch die Großen und Fürsten der Völker haben

nicht gefehlt, sondern sich durch Gesandtschaften vertreten lassen oder schriftlich ihre ehrerbietigsten Glückwünsche im Vatican niedergelegt. Nicht nur — und darin liegt das ernste Zeugniß für die Universalität der Feier — katholische Fürsten, sondern auch protestantische, der Kaiser von Deutschland voran, alle größeren Souveräne Europa's, ohne Unterschied der Confession, sogar der Zar und der Sultan haben Glückwünsche und kostbare Geschenke gesandt, ja selbst die Beherrscher der ‚Ungläubigen' haben nicht in den Reihen der Festtheilnehmer gefehlt. . . . Die geradezu internationale Theilnahme an der Feier zeigt den Erfolg der Regierung Leo's auf das deutlichste, sie erhebt den Jubilar von der Würde eines einfachen Dieners Gottes wieder empor zu der Stellung einer politischen Machtgröße, vor der sich die Völker beugen, mit der die Fürsten und Diplomaten zu rechnen haben. . . . Die Welt hat seit Jahrhunderten einen solchen Festtag der katholischen Kirche nicht gesehen." Die Leser mögen entscheiden, ob wir zu viel gesagt haben, als wir die Schriften Trede's und Keils mit den zwei Löwen der Fabel verglichen.

Wir könnten noch andere Partien der zwei Broschüren in ähnlicher Weise gegenüberstellen, beschränken uns indessen darauf, nur auf die grundverschiedene Beurtheilung der Persönlichkeit des Papstes selbst kurz hinzuweisen. Doch auf Trede's diesbezügliche Ausführungen dürfen wir eigentlich das Wort Beurtheilung absolut nicht anwenden: es sind Beschimpfungen à la Thümmel. Es widerstrebt uns, unsere Feder zu verunreinigen durch Wiedergabe der unqualificirbaren Angriffe auf den Charakter und die persönlichen Eigenschaften des gerade um dieser willen auch von den Feinden des Papstthums bewunderten Mannes. Darum hier nur einige Stilproben über die Bildung und den Bildungsgang des Papstes: „Daß J. Pecci keine Universität besucht hat, daß er also nach Absolvirung jenes Jesuiten-Gymnasiums keine Gelegenheit hatte, seinen Geist frei und allseitig zu entfalten und sich eine umfassende Bildung anzueignen, daß er vielmehr in der Drill-anstalt jener erwähnten Akademie sich einseitig mit diplomatischer Wissenschaft befassen mußte, wird er vielleicht auf dem päpstlichen Stuhl als schweren Mangel empfinden. Dem Manne, welcher im höchsten Sinne des Wortes ein Theologe sein sollte, dem Manne, welchem für seinen Beruf als Seelenherrscher ein die Zeit und ihre Gedanken beherrschender, ein umfassender Geist unbedingt nöthig ist, fehlt die wissenschaftliche theologische Bildung. . . . Als Jesuitenschüler lernte J. Pecci die Protestanten hassen; als Jesuitenschüler lernte er die Madonna als mächtige Beschützerin lieben und anbeten; als Jesuitenschüler sog er die Prachtliebe ein, welche bekanntlich, wie alle Jesuitenkirchen beweisen, den Orden beseelt. Was man in der Jugend gelernt, das bewahrt man im Alter. Ueber seinen weitern Bildungsgang läßt sich nur soviel sagen, daß ein solcher in theologischer Hinsicht nicht existirte. J. Pecci war kurze Zeit Nuntius in Belgien, hat Deutschland niemals besucht und weilte dann über ein Menschenalter, nämlich 32 Jahre, als Bischof in Perugia. Ihm als Bischof, als Jesuitenschüler, der deutschen Sprache unkundig, war und blieb das deutsche wissenschaftliche

Leben und Streben ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch." Wir haben diese Sätze bloß ihrer symptomatischen Bedeutung wegen angeführt und enthalten uns aller weiteren Bemerkungen, da ja die Unrichtigkeiten und Entstellungen der Wahrheit, denen man in dem Mitgetheilten begegnet, so handgreiflich sind, daß es keines berichtigenden Wortes bedarf. Ein Mann, der sich nicht scheut, Sätze niederzuschreiben, wie die folgenden: „Der Papst macht die Dogmatik des Thomas zu seiner eigenen, und das ist dasselbe, als wenn er die Christenheit mit einem Buche beglücken würde, welches die Ueberschrift trüge: Das alte römische Heidenthum in neuer Auflage!" und: „Leo XIII. dogmatisirt aufs neue den Cultus der Madonna, in welcher die römische Isis neue Triumphe feiert" — ein Mann, der als Quellen, aus denen er seine Weisheit schöpft, Pamphlete citirt, wie die folgenden: Weitbrecht, Die Inquisition. Barmen, H. Klein. Preis: 10 *Pf.*, und Zöckler, Der Jesuitenorden. Barmen, H. Klein. Preis: 10 *Pf.* — ein solcher Mann verdient nicht ernst genommen zu werden, er gehört eben zum Geschlechte der „Thümmel".

Wie ganz anders Ernst Keil die Persönlichkeit des Papstes auffaßt, mögen folgende Sätze erweisen. Er nennt Leo XIII. „einen klugen, sehr klugen Herrn, der es verstand, sich den modernen Zeitverhältnissen anzubequemen, der anstatt der mittelalterlichen Kampfmittel moderne und dadurch den gegnerischen Waffen ebenbürtige Mittel zu gebrauchen wußte, um sein Ziel zu erreichen". „Als er in Brüssel als Nuntius lebte, hatte er Gelegenheit gehabt, hier am Hofe Leopolds I., dem damaligen Mittelpunkte der diplomatischen Fäden, eine gute Schule durchzumachen. Er that tiefe Einblicke in die verschiedenen Staatsformen, die Bedürfnißfragen der einzelnen Staaten Europa's und er lernte danach sein Thun einzurichten." — Opposition gegen Rom und seine Macht ist natürlich auch die Parole der Keil'schen Schrift. Das Charakteristische dabei besteht darin, daß die Opposition insbesondere nach einer Richtung hin weiter ausgedehnt werden soll. „Will man ehrlich zu Werke gehen, so sage man es frei heraus: Wir opponiren und protestiren gegen die Politik des Fürsten Bismarck dem Papste gegenüber, weil dadurch nach unserer Ueberzeugung das protestantische Gefühl verletzt, die protestantische Kirche geschwächt, das Papstthum aber in allen seinen Bestrebungen auf kirchlichem und weltlichem Gebiete ermuntert und gestärkt wird."

Betreffs der Trede'schen Hetzbroschüre wollen wir nur noch beifügen, daß dieselbe in allen ihren Theilen mit ähnlichen Vergewaltigungen der Wahrheit und ähnlichen Verunglimpfungen unserer heiligen Kirche und ihres Oberhauptes durchtränkt ist, wie in den vorhin mitgetheilten Proben. Und von dieser Broschüre sagt die Kreuzzeitung, das vornehmste Organ der Orthodoxen: „Die vorliegende Broschüre ist als ein Meisterstück protestantischer Polemik zu bezeichnen." Welch ein Geständniß über den gegenwärtigen Stand der „protestantischen Polemik"!

# Der Papst und die katholische Kirche in Bayern.

Nicht nur die Katholiken Bayerns, sondern die von ganz Deutschland haben die Encyklika des Heiligen Vaters an die Erzbischöfe und Bischöfe Bayerns mit Freuden begrüßt, und sie geben sich der Hoffnung hin, daß mit derselben für die katholische Kirche in Bayern das Morgenroth besserer Tage erschienen sei. Ja, diese besseren Tage werden ganz zweifellos eintreten — wenn nur die ganze katholische Bevölkerung Bayerns unter Führung ihrer Oberhirten mit Eifer und Entschlossenheit für die Wünsche und Mahnungen des Stellvertreters Christi wie ein Mann in die Schranken tritt. Der Heilige Vater selbst ist von großer Hoffnung beseelt, insbesondere mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Inhaber der höchsten staatlichen Macht in Bayern. „Wir hegen", sagt er, „das größte Vertrauen zu der Religiosität und Klugheit des Prinzen, in dessen Hand die Regierung des bayerischen Königreiches liegt, daß er, der durch seine Stellung und Religion das herrliche Erbe der Maximiliane überkommen, zeitig Fürsorge treffen wird für das Wohl der katholischen Kirche, und mit Hinwegräumung aller Hindernisse ihr Gedeihen befördern."

Nachdem die Oberhirten Bayerns bereits vor einiger Zeit sich zu gemeinsamer Berathung in Freising versammelt haben, werden sie, wie die öffentlichen Blätter melden, nunmehr auch in Uebereinstimmung mit den Absichten des Heiligen Vaters eine Eingabe an den Prinzregenten richten.

Ein summarischer Rückblick auf den geschichtlichen Verlauf der kirchlichen Verhältnisse Bayerns in diesem Jahrhundert dürfte daher gerade jetzt am Platze sein. Derselbe gibt leider das trübe Bild einer immer steigenden Vergewaltigung der Kirche und ihrer Rechte.

Wenn wir von Vergewaltigung der kirchlichen Rechte sprechen, so empfiehlt es sich, gerade diejenigen Stücke ins Auge zu fassen, welche

unser Heiliger Vater Leo XIII. in seiner Encyklika hervorkehrt. Diese müssen wir also zunächst herausheben. Zuerst betont der Papst die Erziehung und Ausbildung des Clerus. Der Clerus ist nach den Worten des Heiligen Vaters die Heeresmacht der Kirche. Die Kirche habe, weil zwar eine eigenartige, aber eine vollkommene und unabhängige Gesellschaft, das von Natur aus ihr innewohnende Recht, ihre friedlichen Truppen auszuheben und zu bilden, die niemanden Schaden, sehr vielen aber Nutzen bringen. Unter Hinweis auf die so weisen Forderungen und Vorschriften des Trienter Concils bezüglich der Seminarien erhebt der Heilige Vater dann Klage darüber, daß weltliche Gesetze in Kraft seien, welche jener freien Erziehung des Clerus Hindernisse bereiten, und hält es für seine Pflicht, auf alle ihm mögliche Weise jenes Recht der Kirche heilig und unverletzt zu erhalten. Zweitens klagt der Papst über das gegen die Kirche verübte Unrecht, daß man sie aus den Elementarschulen vertreibe und sie hindere, das ihr von Gott anvertraute Amt des Religionsunterrichtes an den Kindern in deren zartem Alter auszuüben: er fordert auf, dort, wo der Kirche bei den Staatsschulen der nöthige Einfluß versperrt werde, eigene katholische Privatschulen zu errichten. Drittens fordert der Papst die Katholiken Bayerns auf, die staatliche Anerkennung und den staatlichen Schutz der kirchlichen Freiheit im allgemeinen mit allen verfassungsmäßigen Mitteln zu erkämpfen, jener Freiheit, die der eingeborene Sohn Gottes selbst der durch sein göttliches Blut ins Leben gerufenen Kirche ertheilt habe und die nicht angetastet werden könne, ohne gegen Gott selbst zu freveln; dieser berechtigten Freiheit gemäß stehe es der Kirche vor allem zu, nach ihrem Gutdünken den christlichen Unterricht zu ertheilen, die heiligen Sacramente zu verwalten, den Gottesdienst zu üben, den Clerus zu bilden und zu leiten, die Glaubenslehre und die Fahne des Kreuzes in alle Länder zu tragen. Schließlich verweist dann der Heilige Vater für Bayern besonders auf das feierliche Concordat, welches vom Heiligen Stuhl in all den vielen zu Gunsten des Staates oder der Krone gemachten Verzichtleistungen auf Ausübung kirchlicher Rechte heilig gehalten sei; darum sei es wohl am Platze, daß auch von der andern Seite die rechtskräftige Uebereinkunft gehalten werde.

Diese vier Punkte: kirchliche Freiheit im allgemeinen, im besondern kirchliche Freiheit in Erziehung und Bildung des Clerus einschließlich der Errichtung von Trienter Knabenseminarien, kirchliche Freiheit im Unterricht der Jugend, Heilighaltung des Concordats, welche Leo XIII. so scharf hervorhebt, bilden seit siebenzig Jahren die Klagepunkte der Bischöfe;

sie ziehen sich hin durch alle Verhandlungen und Verwahrungen, welche der bayerische Episkopat gegen so manche Vergewaltigungen zu machen gezwungen war.

Mit dem Tode des Kurfürsten Max Joseph III. im Jahre 1777 trat für Bayern in der bisher ganz katholischen Regierung des Landes ein Wechsel ein. Unter Karl Theodor konnte der berüchtigte Adam Weishaupt zu Ingolstadt sein Unwesen treiben und die Saat der staats- und kirchenfeindlichen Ideen mit vollen Händen ausstreuen. Unter seinem Nachfolger Max Joseph IV., späteren König Max Joseph I., hatte Graf Montgelas Zeit und Gelegenheit, die Kirche nach Herzenslust zu schädigen. Doch Max Joseph selbst war durchaus nicht so wie sein Minister in den kirchenfeindlichen Ideen verstrickt. Nach dem Sturze Napoleons I. und der sich vollziehenden staatlichen Restauration sah der König sehr wohl ein, daß auch an eine kirchliche Restauration ernstlich gedacht werden müsse. Montgelas wurde entlassen, nicht ohne Mitwirkung des damaligen Kronprinzen Ludwig; die Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse durch Einvernehmen mit Pius VII. und dessen Staatssecretär Consalvi wurde eifrig betrieben. Es scheint dem König Max Joseph durchaus Ernst gewesen zu sein, der Kirche ihr volles Recht zu wahren. Am 5. Juni 1817 wurde von den päpstlichen bezw. königlichen Bevollmächtigten, am 24. October desselben Jahres vom Könige selber das Concordat unterzeichnet.

Aber es sollte nicht lange dauern, und das Concordat und seine Artikel wurden der Zankapfel bis hinein in unsere Tage. Mit der Unterzeichnung des damals noch absoluten Königs war für das Concordat, selbst in den Punkten, in welchen es der Kirche über ihr naturgemäßes Recht hinaus Begünstigungen geboten haben mag, der Krone bereits eine Verpflichtung auferlegt. Als Staatsgesetz wurde es noch nicht publicirt. Der König wollte seinem Volke eine constitutionelle Verfassung geben. Diese wurde am 26. Mai 1818 verkündet und mit ihr als Verfassungsbeilage das sogenannte Religionsedict, „Edict über die äußeren Rechtsverhältnisse des Königreichs Bayern in Beziehung auf Religion und kirchliche Gesellschaften", und das Concordat in seinem vollständigen Wortlaut. Religionsedict und Concordat enthielten nun aber diametral entgegengesetzte Bestimmungen. Es läßt sich nicht läugnen, daß derjenige Mann, welcher den hervorragendsten Antheil an dem „Religionsedict" hatte, der liberal-protestantische v. Feuerbach, gerade durch dieses jene Bestimmungen des Concordates, die das göttliche Recht der Kirche

und ihre Freiheit und Selbständigkeit garantirten, nutzlos machen und beseitigen wollte. Daher kam es auch, daß das katholische Volk und zumal der bayerische Episkopat die Beschwörung der Verfassung standhaft verweigerten und erst dann sich dazu verstanden, als der König Max Joseph am 15. September 1821 die berühmte Tegernseer Erklärung gab, „daß das Concordat, welches als Staatsgesetz gilt, als solches angesehen und vollzogen werden soll, und daß allen Behörden obliege, sich genau nach seinen Bestimmungen zu richten."

Doch wie der König gesinnt war, so waren es nicht alle Beamten. Diese hielten, unbekümmert um das Königswort, am Religionsedict fest, welches ihnen in manchen Stücken ein Hineinregieren in kirchliche Angelegenheiten zugestand. Sie fanden zu viel Geschmack daran, die wehrlose Kirche in ihrem Rechte zu kränken. Juristische Auslegungskünste besorgten es, die Rechtstheorie zu wahren. Max Joseph schied am 13. October 1825 aus diesem Leben. Sein Sohn und Erbe Ludwig I. wollte keinen Streit mit der Kirche; unter ihm wagte man auch nicht, den grundsätzlichen Zwist über Concordat und Religionsedict schroff zu Ungunsten der Kirche zu bethätigen: so konnte es geschehen, daß das kirchliche Leben sich leidlich gestaltete, ohne daß indessen der theoretische Zwiespalt gehoben wurde. Die Bischöfe stellten sich auf den Standpunkt des Concordates, die Bureaukratie auf den Standpunkt des Religionsedictes. War und ist nun der erste Standpunkt in vollem Recht, der zweite in vollem Unrecht?

Bevor wir den geschichtlichen Verlauf weiter verfolgen, erlauben wir uns ein paar Worte über jene Frage beizufügen, ob in Fällen eines Widerspruchs das allgemeine Religionsedict oder das specielle katholische Concordatsrecht den Vorrang habe [1]. Mehrere, auch gut gesinnte Rechtsgelehrte wollen sich damit begnügen, zu sagen, den König hätten ohne Zweifel die Concordatsbestimmungen gebunden, ihn hätten sie verpflichtet, seine Kräfte aufzubieten, um es zu einem Staatsgesetze zu machen; aber thatsächlich sei es ein solches nicht, weil nach Einführung der Verfassung die formelle Giltigkeit der Staatsgesetze von der Zustimmung der Kammern abhänge. Allein, um es aufrichtig zu sagen, diese Deductionen sind uns unverständlich. War doch das Concordat bereits vor der Ein-

---

[1] Aus den vielen Schriften, welche über diesen Gegenstand geschrieben sind, heben wir besonders „Höfler (anonym), Concordat und Constitutionseid" hervor; vgl. auch diese Zeitschrift Bd. I. S. 139 ff. u. S. 357 ff.

führung der Verfassung abgeschlossen, und wurde es doch mit dieser zugleich als Staatsgesetz publicirt: man darf also betreffs der staatsrechtlichen Giltigkeit nicht denselben Maßstab an das Concordat legen, wie an die nach der Verfassung erflossenen oder erfließenden Gesetze. Was die formale Giltigkeit des Concordates als Staatsgesetz angeht, so muß es schon vermöge der Publication vom 26. Mai 1818 auf die gleiche Stufe mit dem Religionsedict gestellt werden; ist dieses der Fall, dann gilt die allgemeine Rechtsregel, daß das Specialgesetz für die katholische Kirche, welches im Concordat als Staatsgesetz seinen Ausdruck findet, dem allgemeinen, auf alle religiösen Confessionen sich beziehenden Religionsedict in Conflictsfällen vorzugehen hat. Daß die subjective Absicht der Verfasser des Religionsedictes eine entgegengesetzte war, ist ohne alle Bedeutung. Wer einen Gesetzentwurf abfaßt, ist noch kein Gesetzgeber, und selbst wenn er Gesetzgeber wäre, so fällt bei Erklärung der Gesetze selbst dessen subjective Absicht gegen den objectiven Rechtsstand nicht in die Wagschale. Doch des Gesetzgebers subjective Meinung und Absicht ist deutlich genug in der Tegernseer Erklärung ausgedrückt. — Um die Berechtigung, d. h. die ausschließliche Berechtigung dieser unserer Auslegung noch mehr zu bekräftigen, machen wir auch auf folgendes aufmerksam. Jedenfalls muß eingeräumt werden, daß die eben angegebene Auffassung in sich möglich ist, d. h. daß sie mit der Thatsache der gleichzeitigen Publication des Concordats und des Religionsedictes nicht in durchaus unlöslichen Widerspruch tritt. Ist sie aber möglich, dann muß sie und sie allein angenommen, und das Concordat muß und mußte von vornherein als verfassungsmäßiges Gesetz in diesem Sinne aufgefaßt werden. Weshalb? Weil man sonst eine Gesetzeserklärung annähme, welche den Wortbruch feierlich gegebenen königlichen Versprechens und den flagrantesten Vertragsbruch zur nothwendigen Unterstellung hätte. Nur bei dieser aller Sittlichkeit und Gerechtigkeit Hohn sprechenden Unterstellung kann der objective Sinn des Verhältnisses zwischen Concordat und Religionsedict so gedeutet werden, daß in Conflictsfällen letzteres den Vorrang habe. In dieser Deutung und in diesem Sinne konnte also weder der König die Publication der Verfassungsbeilagen wollen, noch auch die anderen Factoren, insofern deren Zustimmung zur formalen Giltigkeit eines verfassungsmäßigen Gesetzes nöthig sein sollte, sie annehmen. Die katholische Kirche, bezw. der Heilige Stuhl, hatte schon vorher, nämlich im Augenblick der Unterzeichnung des Concordates, alle darin verzeichneten Rechte als positives Recht erlangt; nachträglich sie dieser Rechte, wären es selbst

positiv vom Staatsoberhaupt abgetretene Rechte, berauben, kann doch nie und nimmer Recht, sondern nur Rechtsverletzung sein. Wäre also die bayerische Verfassung wirklich in diesem rechtsverletzenden Sinne gewollt und angenommen, so könnte freilich die Rechtsgiltigkeit der ganzen Verfassung, nie und nimmer aber die Rechtsgiltigkeit des Concordates in Frage kommen.

Dazu kommt, daß im ganzen Concordat der Kirche nichts zugesichert ist, was ihr nicht schon kraft göttlichen Rechtes zusteht; oder wenn man die Dotationen für Kirchenämter und kirchliche Anstalten als eine positive Vergünstigung bezeichnen möchte, so sind diese in Wirklichkeit nur ein schwacher, nach den elementärsten Gerechtigkeitsbegriffen schuldiger Ersatz für den viel größern Werth der unrechtmäßig eingezogenen Kirchengüter.

Also die Forderungen, welche der Heilige Vater Leo XIII. in seiner Encyklika an die bayerischen Bischöfe ausgesprochen hat, sind in der That die bescheidensten Ansprüche, welche nur erhoben werden können. Er hätte längst Grund gehabt, all die großen und weitgehenden Privilegien, welche concordatsmäßig der Krone Bayerns bezüglich der Personalien für die verschiedenen Kirchenämter gegeben sind, ohne Umschweife zurückzuziehen; denn falls die vertragsmäßig gemachten Zusagen und garantirten Rechte einseitig verletzt werden, so ist der andere Paciscent durch den Vertrag doch nicht mehr gebunden. Nehmen wir an, Oesterreich und Preußen hätten z. B. in einem Vertrage stipulirt, Oesterreich würde Preußen helfen, wenn es von Frankreich, und umgekehrt Preußen würde Oesterreich helfen, wenn dieses von Rußland angegriffen würde; ließe nun im Falle eines Angriffs von Frankreich her trotzdem Oesterreich Preußen im Stiche, so wäre es doch mehr als naiv, behaupten zu wollen, nachher, wenn Oesterreich von Rußland angegriffen würde, sei Preußen noch zur Hilfe Oesterreichs verpflichtet. Die Anwendung ergibt sich von selbst. Dennoch kann Leo XIII., wie er's thut, kühn behaupten, der Heilige Stuhl habe trotz alledem heilig und unverbrüchlich an dem Concordate festgehalten und all die Rechte der Krone Bayerns immer gewahrt, welche das Concordat ihr zugewiesen hatte. Von der andern Seite drücken daher die Verletzer des Concordats ihren Handlungen nicht nur den Stempel gottesräuberischer Ungerechtigkeit auf, sondern, selbst wenn dies nicht der Fall wäre, doch den des Mangels an Großmuth und Edelsinn: das erstere kann des falschen Ideenkreises wegen, in denen sie leben und aufgewachsen sind, ihnen leichter verborgen bleiben, das andere kaum.

Doch nehmen wir den geschichtlichen Faden wieder auf. Das Jahr 1848 brachte für König Ludwig I. von Bayern in der bekannten Weise den Verlust des Thrones. Wegen gar mancher trefflichen Eigenschaften muß man nicht nur den traurigen Anlaß, sondern auch den Thronwechsel selbst bedauern. Max II. trug durchaus nicht der katholischen Kirche das Wohlwollen entgegen, wie sein königlicher Vater Ludwig; der Widerspruch zwischen Concordat und Religionsedict machte sich bei Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten nur zu bald in verschärfter Weise zu Ungunsten des erstern geltend. Das bestimmte den bayerischen Episkopat, in Freising 1.—20. October 1850 zusammenzutreten und in einer gemeinsamen Denkschrift ihre Klagen vor den Thron zu bringen. Ein Blick in diese Denkschrift zeigt die vollste Uebereinstimmung in dem Bestreben des damaligen Episkopates mit der jetzigen Aufforderung Leo's XIII. Die Denkschrift hebt klar und deutlich gewisse Hauptpunkte hervor; wir geben dieselben wörtlich wieder. „Gestatten Allerhöchstdieselben," heißt es im Eingange, „daß wir zur klaren Uebersicht in einigen Hauptabtheilungen das Wesentliche zusammenfassen und entwickeln, wie die gebührende Freiheit der Kirche 1. in ihrer Regierung und Verwaltung, 2. in ihrem Cultus und religiösen Leben, 3. in der Erziehung des Clerus, 4. in ihrem Einflusse auf Erziehung und Unterricht im allgemeinen, 5. in der Verwaltung ihres zeitlichen Gutes herzustellen sei, und wie 6. die Kirche durch die bürgerliche Gleichstellung der Confessionen in ihrer innern Thätigkeit nicht behindert werden darf." In der weitern Ausführung dieser einzelnen Punkte wird mit steter Betonung der concordatsgemäßen Rechte der Kirche besonders folgendes gefordert: freier Verkehr mit Rom, freie Ausübung der bischöflichen Gewalt, Abschaffung des sogenannten Placet, freies Abhalten von Missionen und kirchlichen Andachten, Clerical- und Knabenseminarien nach der Trienter Vorschrift unter der entschiedenen Leitung und Aufsicht der Bischöfe, Wahrung der religiösen Grundlage des Elementarunterrichtes und der Jugenderziehung, sowie gebührender Einfluß der Bischöfe auf Besetzung der theologischen Lehrstühle an den Facultäten.

Nach langer Zeit folgte endlich am 30. März 1852 eine königliche Entschließung, welche unterm 8. April als Ministerialerlaß auch den Bischöfen mitgetheilt wurde. Sie fußt ganz auf der Idee des Staatskirchenthums, will aber in einigen Punkten die bureaukratischen Zügel nicht zu straff anziehen: die 27 Punkte geben Zeugniß davon, daß dem bayerischen Ministerium von damals eine mit dem natürlichen Rechte der Unabhängig-

keit ausgestattete Kirche unbekannt war, und daß man mit einer ans Lächerliche streifenden Vorsicht sich bemühte, nur ja das vermeintliche Staatsrecht zu schützen. So wurde unter anderem für Jubiläums- und Ablaßverkündigungen, dann für die Fastenpatente kein „Placet" mehr verlangt, d. h. „das Placet bis auf weiteres im voraus ertheilt"; ferner „die Wahl der Geistlichen zu Missionen u. s. w. soll den Bischöfen anheimgestellt bleiben; nur wenn diese Wahl auf Ausländer fällt, ist jedesmal wenigstens drei Wochen vorher Bericht zu erstatten, und behalten Sich Se. Majestät der König die Entscheidung vor"; bezüglich der Verleihung königlicher Patronatspfarreien, sowie bei Besetzung der Lehrstellen an Lyceen und Universitäten soll das „Gutachten" der Bischöfe vernommen oder wenigstens auf ihre Wünsche „Rücksicht genommen werden"; ähnliches bezüglich der Bildung der Schullehrer und hinsichtlich des Religionsunterrichtes an den Gymnasien und anderen Mittelschulen. Was den Conflict des Concordates und des Religionsedictes angeht, so ist „bei Auslegung und Anwendung mehrdeutiger und zweifelhafter Stellen jene Interpretation anzunehmen, welche mit den Bestimmungen des Concordates übereinstimmend ist oder sich denselben annähert".

Natürlich konnten und durften die Bischöfe eine solche Erklärung nicht stillschweigend hinnehmen. Schon am 28. April 1852 richteten sie als Antwort ein Schreiben an den König, worin sie im allgemeinen Verwahrung einlegten gegen diese Verkümmerung der Rechte der Kirche; ausführlicher verbreiteten sie sich sodann am 15. Mai 1853 in einer neuen Denkschrift an den König und den beigefügten „Bischöflichen Erklärungen und Bemerkungen" über alle einzelnen Punkte des obigen Ministerialerlasses, so daß kaum in einem einzigen Punkte die volle Zustimmung möglich war, weil kaum in einem einzigen das Recht der Kirche ungeschmälert Anerkennung gefunden hatte. Eine Antwort des bayerischen Ministeriums erfolgte am 9. October 1854. Sie wollte unter Wahrung des Staatskirchenthums möglichst besänftigend wirken. Daher macht sie 1. in der Frage der Erziehung des Clerus die Zusage, daß Se. Majestät geneigt sei, „auf die bischöflichen Wünsche bezüglich der Errichtung neuer oder der Erweiterung bestehender Knabenseminare, soferne diese Bitten und Wünsche von den betreffenden Oberhirten einzeln vorgebracht werden und an sich billig erscheinen, mit dem Vorbehalte der je in den einzelnen Fällen zu treffenden näheren Bestimmungen, einzugehen". 2. Ueber die Stellung und Einwirkung der Bischöfe rücksichtlich der höheren Bildungsanstalten bleibt es bei dem „Rücksichtnehmen auf die

Wünsche der Bischöfe" und dem etwaigen „Gutachten des Diöcesanbischofs über den dogmatischen Standpunkt und den sittlichen Wandel" des Candidaten. 3. Hinsichtlich des Rechtsstandes des Concordates zieht sich das Ministerium auf die „Unzulässigkeit" zurück, ohne Mitwirkung des Landtages eine authentische Erklärung über das Verhältniß des Concordates zum Religionsedicte zu geben; es solle also bei scheinbaren oder wirklichen Widersprüchen Bezug genommen werden auf die Tegernseer Erklärung, sowie auf die Ministerialentschließungen vom 16. September 1851 und 8. April 1852 Nr. 1.

Doch dieser letzte Zusatz war nur eine Hinterthüre, durch welche die Tegernseer Erklärung hinausgeworfen wurde; diese wollte das Concordat in allen seinen Theilen befolgt wissen, der angezogene Ministerialerlaß nur in mehrdeutigen und zweifelhaften Stellen das Concordat vor dem Religionsedict aufrecht halten. Auch die Geneigtheit des Königs zur Neuerrichtung oder Erweiterung von Knabenseminaren scheint nicht groß gewesen zu sein. Der Erzbischof von München, Graf Reisach, hatte schon am 16. August 1853 eingehende und detaillirte Vorschläge in dieser Beziehung gemacht, er wiederholte dieselben am 12. März 1855: allein sie blieben ohne Antwort; der unbequeme Forderer wurde zum Cardinalat befördert; Pius IX. sah sich zu dieser freilich schon viele Jahre vorher beabsichtigten Beförderung, sowie der Erzbischof zur Annahme der neuen Würde in gewissem Sinne genöthigt. Doch der Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle, Erzbischof Gregor v. Scherr, erneuerte die Gesuche seines Vorgängers; da kam endlich am 18. Mai 1858 in ungewundener Weise ein förmlich abschlägiger Bescheid; nur die Leitung und Beaufsichtigung des Knaben- und Clericalseminars zu Freising sollte dem Erzbischofe verbleiben, und die beiden Priesterhäuser zu St. Johann und Dorfen als praktische Bildungsanstalten für den Diöcesanclerus ihm überlassen werden. Damit war das Wohlwollen erschöpft. Gegen den Bischof von Speier wurde dasselbe in der Weise geübt, daß man ihn auf sein Begehren zur Gründung eines Seminars jahrelang ohne Antwort ließ, und daß, als er endlich ohne Staatszuschuß aus eigenen Mitteln, die der christliche Opfersinn verfügbar gemacht hatte, am 2. November 1864 ein Seminar eröffnete, dieses auf Befehl des eben ins Amt getretenen Cultusministers v. Koch alsbald durch Polizeigewalt geschlossen wurde. Die deshalb im December desselben Jahres erfolgte Eingabe des bayerischen Episkopates an den König erhielt eine nichtssagende, auf die Rechtsfrage gar nicht eingehende Antwort von seiten des Ministers. Das Ministerium

wollte eben königlich angestellte Professoren, die der Autorität des Bischofes möglichst entzogen seien. Was das unter den obwaltenden Umständen bedeutete, ward sattsam klar durch die Berufung so mancher kirchenfeindlichen Professoren auf die Lehrstühle der katholischen Hochschulen. Also der eine hochwichtige Rechtspunkt, welchen die Bischöfe in erster Linie fordern zu müssen geglaubt hatten, und welchen jetzt auch Leo XIII. an die Spitze der nothwendigen Forderungen stellt, die freie kirchliche Erziehung des Clerus, ward nicht nur nicht zugestanden, sondern der Kirche immer mehr genommen; an die Stelle kirchlicher Erziehung sollte Staatserziehung kommen.

Bald aber sollte auch in dem zweiten, nicht minder wichtigen Punkte, der religiösen Erziehung der Jugend, die Kirche, statt ihres vollen Rechtes theilhaftig gemacht, nur noch mehr vergewaltigt werden. Als im Jahre 1867 ruchbar ward, es solle ein Entwurf zur neuen Schulordnung in liberal unkirchlichem Sinne den Kammern als Vorlage zugehen, gestatteten es sich die Bischöfe Bayerns, darüber vorstellig zu werden und höchsten Ortes an die Rechte und Pflichten der kirchlichen Organe zu erinnern, für die Beibehaltung des christlichen Charakters der Volksschulen nnd des kirchlichen Einflusses auf Bildung und Erziehung einzutreten. Der damalige Minister v. Gresser nahm es dem Episkopat sehr übel, daß er es gewagt hatte, den Mund zu öffnen, bevor die Vorlage selbst zu Tage getreten sei, und konnte diesen Aerger in der Antwort vom 31. October 1867 nicht verhehlen. Allein wie begründet die Furcht der Bischöfe gewesen, zeigte der Entwurf selbst; diese sahen sich daher auch genöthigt, schon im November desselben Jahres nochmals beim König in einer Denkschrift vorstellig zu werden. Aus Pfarrschulen wären eben nach der Vorlage Staats- und Gemeindeschulen geworden, die Oberaufsicht nahm der Staat für sich in Anspruch; die Kirche wurde zwar nicht hinausgeworfen, aber auf die Seite gedrängt. Daß das vitalste Recht der Kirche, von sich aus Schulen zu besitzen, den Eltern und Kindern nicht bloß nebenbei den Religionsunterricht, sondern die Freiheit religiöser Erziehung zu sichern, von Grund aus erschüttert oder vielmehr einfach genommen sei, mußte sich dem sorgsamen Blicke der Oberhirten sogleich aufdecken. Tiefberechtigt waren daher die Warnungen und die Klagen, welche sie vorbrachten: „Obwohl der Entwurf zunächst für eine christliche Schule berechnet ist und sich zu bemühen scheint, der Kirche die ihr mit demselben gänzlich entzogenen Pfarrschulen einigermaßen zu ersetzen, so birgt er doch in seinen Grundgedanken die deutlichen Ansätze und

Keime einer confessionslosen, dem kirchlichen Geiste entfremdeten und daher allmählich entchristlichten Schule ... Der Entwurf hat es sich zur Aufgabe gemacht, nicht bloß alles das, was Gesetz, Verordnung und Gewohnheit seit einem halben Jahrhundert in Bayern gegen das Recht der Kirche auf die Schule und für die Monopolisirung des Unterrichts und des Erziehungsrechtes zu Stande gebracht hat, zusammenzufassen und durch ein Gesetz förmlich zu sanctioniren, sondern auch noch neue schwere Rechtsnachtheile gegen die Kirche und neue Beschränkungen ihres berechtigten Einflusses gesetzlich zu schaffen." Nachdem dann die Gefahren der neuen Schulordnung eingehender dargelegt sind und auf die augenfällige Rechtsverletzung aufmerksam gemacht ist, falls man die mit kirchlichem Gelde gegründeten Volksschulen durch einen Federstrich der Gemeinde oder dem Staate überweise, formulirt der Episkopat als das mindeste Maß der Rechtsforderungen der Kirche besonders folgende Punkte: „Der Episkopat muß stets verlangen, daß die Kirche eingesetzt werde in ihr natürliches und gottgegebenes Recht, eigene Schulen zu gründen." — „Er muß verlangen, daß der bisherige confessionelle Charakter der Volksschule gesetzlich gewährleistet und daß dadurch für die Zukunft der Gefahr vorgebeugt werde, in Gemeinden, die confessionell gemischt sind oder werden, den confessionellen Charakter der Schule zu ändern." — „Er muß verlangen, daß das Recht der Kirche, die Pflege des religiös-sittlichen Lebens in der Volksschule zu ordnen, zu leiten und zu beaufsichtigen, mit seinen nothwendigen Wirkungen, um den Zweck zu erreichen, gesichert werde." — „Darum muß die kirchliche Autorität fernhalten können jedes Buch, das nach ihrem Urtheil die religiöse, gläubige oder sittliche Gesinnung stört oder gefährdet." — „Die kirchliche Autorität muß auch fernhalten oder ... mit Erfolg entfernen können jeden Lehrer, der durch Lehren, Reden oder Verhalten dem kirchlich-religiösen oder sittlichen Gemüthe der Kinder zum Aergerniß würde oder eine unkirchliche, irreligiöse oder religionsgleichgiltige Gesinnung offenbaren sollte. Und um zum Positiven überzugehen, so hat die Kirche ... auch eine besondere Forderung an den Lehrer zu stellen ... eine beständige Mitaufsicht der kirchlichen Organe über die ganze Schule, insbesondere auch über die Person des Lehrers." Am Schluß werden nochmals die allerwesentlichsten Punkte zusammengefaßt. „Sollten aber diese gerechten Forderungen kein Gehör finden, so legt er (der Episkopat) zum voraus Rechtsverwahrung und Protest ein — im allgemeinen und im besondern. Namentlich protestirt er gegen die Principien, die zur Entfremdung und Trennung der Schule von der Kirche und zur confessions-

losen Schule führen, gegen die Entziehung des wohlerworbenen Rechtes der kirchlichen Mitaufsicht über die ganze Schule, gegen die einseitige Verfügung über die niederen Kirchendienste und gegen die Verkümmerung der oben dargelegten Rechte der Kirche."

Die Befürchtungen der Oberhirten sollten leider nur zu sehr sich als begründet erweisen. Schon dem Minister v. Gresser war diese Sprache zu freimüthig. Als Antwort erschien das berüchtigte Charfreitagsdecret vom 10. April 1868, welches besonders den Geistlichen gegenüber eine drohende Haltung einnahm, wenn dieselben es sich bei freier Besprechung von Tagesfragen herausnehmen sollten, einen etwaigen „Mißbrauch dieser Freiheit durch Entstellung und Herabwürdigung von Regierungshandlungen" sich zu Schulden kommen zu lassen. Die von da ab immer mehr sich vollziehende Ausprägung eines kirchenfeindlichen Regimentes ist bekannt. Die Aera Lutz überbot alle bis dahin versuchten Vergewaltigungen und Bedrückungen der Kirche; nicht bloß in dem einen oder andern Punkte wurden ihre Rechte angetastet: ihr Grundrecht sollte geläugnet, sie selbst nur auf die Gnade des Staates und des jeweiligen Ministers angewiesen sein. Der Schulgesetzentwurf von 1868 war zwar nicht Gesetz geworden; aber die königliche Verordnung vom 29. August 1873 war der Erreichung desselben Zieles angepaßt, nur bot sie unverhohlener sofort die Handhabe zur Einführung confessionell gemischter, d. h. confessionsloser Schulen, und entriß der Kirche ihr hundertjähriges Recht. Einige Monate später, am 20. November 1873, wurde auch noch radicaler mit dem Concordat aufgeräumt; der Ministerialerlaß vom 8. April 1852, der doch noch in einigen Fällen dem Concordat vor dem Religionsedict den Vorrang gab, wurde außer Wirksamkeit gesetzt. Die Oberhirten Bayerns unterließen es nicht, durch wiederholte Proteste für die Rechte der Kirche einzutreten. So erhoben sie nicht nur in einem gemeinsamen Hirtenbrief an die Gläubigen, sondern auch in einer Eingabe an den König ihre Stimme gegen die Einführung von Simultanschulen und die Verkürzung der kirchlichen Rechte überhaupt. Und wiederum im October 1875, wo außer den Beschwerden über die Parteinahme für den Altkatholicismus und über die Vertreibung der religiösen Orden auch über die Entchristlichung der Schulen Klage geführt wurde. Auch noch in jüngerer Zeit, nämlich am 18. April 1882, traten Bischöfe als Reichsräthe in der ersten Kammer des Landes für die mißachteten Rechte der Kirche ein.

Waren nun auch diese und andere Bemühungen der Oberhirten, sowie die bisherigen Anstrengungen der katholischen Volksvertretung

nur von sehr geringem Erfolge begleitet, so erscheint doch angesichts der päpstlichen Encyklika die Zukunft in hellerem und freundlicherem Lichte. Die in feierlicher Weise kundgegebenen Wünsche des höchsten Hirten der Kirche können und dürfen nicht ohne nachhaltige Wirkung bleiben. Damit aber die vom Heiligen Vater so sehr ersehnte Wendung zum Bessern eintrete, ist Eines vor allem nothwendig, auf das der Papst selbst mit den eindringlichsten Worten hinweist. Nachdem er nämlich den Bischöfen den Ausspruch Leo's des Großen zugerufen: „Erfüllet euch mit dem frommen Eifer religiöser Besorgniß, und aller Gläubigen Sorgfalt erhebe sich gegen die so heftigen Feinde der Seelen", fährt er fort: „So möge denn jeder gute Katholik, wenn er bisher träge und unthätig war, sich aufraffen und der Sache der Religion und Kirche, gleich als wäre sie seine eigene, treu und standhaft sich annehmen. Denn die Erfahrung lehrt, daß die Saumseligkeit und Furchtsamkeit der Guten die Schlechten in ihrem verderblichen Treiben bestärkt, ja sogar noch fördert. Es ist allerdings wahr, daß die Bestrebungen und Unternehmen der Katholiken zuweilen nicht das erreichen, was sie sich vorgenommen und gehofft hatten; aber sie werden doch genug wirken in zweifacher Hinsicht: dadurch nämlich, daß sie den Gegnern Schranken setzen und die schwachen und furchtsamen Gemüther aufrichten, abgesehen von dem großen Segen, den uns das sichere Bewußtsein bringt, unsere Schuldigkeit gethan zu haben. Wiewohl Wir auch das nicht gern zugeben möchten, daß die Katholiken, wenn sie in der rechten Weise und standhaft in ihrem Entschlusse zu Werke gehen, ohne Erfolg sich bestreben und bemühen. Denn so ist es immer gewesen und so wird es auch immer sein: die verwickeltsten Angelegenheiten, denen sich von allen Seiten her die größten Schwierigkeiten entgegenstellen, kommen endlich doch zu einer glücklichen Erledigung, wenn man nur muthig und unerschrocken, wie wir gemahnt haben, unter dem steten Beistande der christlichen Klugheit sie betreibt. Denn da der Mensch von Natur aus ein höchstes Verlangen nach der Wahrheit trägt, so muß sie einmal doch in den Geistern sich Bahn brechen; wohl kann sie durch krankhafte Verwirrung der Seele bekämpft und verdunkelt, niemals aber gänzlich ausgelöscht werden. Auf Bayern scheint dies aus verschiedenen Gründen ganz besonders seine Anwendung zu finden. Da es nämlich durch Gottes gnädige Fügung ein katholisches Königreich ist, so ist es nicht nothwendig, den heiligen Glauben dort auszubreiten, sondern nur ihn als das Erbe der Väter zu bewahren und zu pflegen; auch sind jene, welchen staatsrechtlich die Gesetzgebung zusteht, welche das Gemeinwesen ordnet, zum

großen Theile Katholiken; und da die meisten Bürger und Einwohner katholisch sind, so zweifeln Wir nicht, daß sie der Kirche, ihrer Mutter, wohlwollen und in jeder Weise ihr in ihren Bedrängnissen zu Hilfe kommen. Darum, wenn alle bis auf den letzten Mann zusammenstehen voll hohen Muthes, wie die Pflicht es fordert, dann werden sie mit Gottes Hilfe sich des glücklichsten Erfolges ihrer Bemühungen erfreuen können. Ja, alle, mahnen Wir, sollen am Kampfe sich betheiligen; denn so verderblich Zwietracht ist, desto vortrefflicher und wirksamer ist herzliche Eintracht, da alle mit vereinten Kräften dem einen und selben Ziele zustreben. Es sind eben die Katholiken in der glücklichen Lage, daß sie auf dem Wege der Gesetzgebung eine Besserung der öffentlichen Zustände verlangen können, und eine Ordnung der Verhältnisse fordern, unter denen die Kirche und sie selbst, wenn sie sich auch nicht besonderer Gunst zu erfreuen haben, was allerdings bei weitem das Billigste wäre, doch wenigstens nicht hart bedrängt sind."

Eine aus diesen Anschauungen hervorgegangene und von diesen Gesinnungen durchdrungene Volksvertretung ist eine Macht, der auf die Dauer der Sieg nicht fehlen kann. Mögen die Katholiken Bayerns für die Geltendmachung der kirchlichen Rechte mit denen ihres Nachbarlandes Baden in einen edlen Wettstreit eintreten! Gerade in letzterem Lande haben die Volksversammlungen der jüngsten Zeit bereits in erfreulicher Weise gezeigt, wie sehr ein zielbewußtes, gemeinsames Vorgehen den Muth und das Vertrauen zu heben im Stande ist. Muth und Vertrauen ist aber schon halber Sieg.

Aug. Lehmkuhl S. J.

# Don Gabriel Garcia Moreno.

(Schluß.)

---

Indem die Volksvertretung von Ecuador Garcia Moreno zum Präsidenten der Republik erwählte, zollte sie seinen bisherigen Verdiensten die bündigste und kräftigste Anerkennung. Sie legte ihm dadurch aber auch eine schwere Bürde auf den Nacken. Denn so, wie er dieses Amt auffaßte, drängte Arbeit, Kummer und Kampf alles andere in den Hintergrund. Er sah für sich den heißersehnten Zeitpunkt gekommen, den Augiasstall, zu welchem seine Vorgänger das schöne Vaterland gemacht hatten, gründlich zu säubern und seinen Reformideen Leib und Leben zu geben. An der Stelle eines Freistaates, der bislang nur der Tummelplatz schamloser Freibeuterei für selbstsüchtige Demagogen gewesen, wollte er einen wahrhaft freien Staat auf den Grundlagen des Christenthums erstehen lassen. Ohne saure Anstrengung und harten Streit, ohne wohlberechnende Klugheit und eiserne Festigkeit war dieses nicht zu erreichen. Wohl war er Haupt und Lenker eines freien Volkes, selbst aber im Regieren nichts weniger als frei. Als Präsident einer demokratischen Republik konnte er nicht handeln, wie er es für gut hielt, sondern nur insoweit, als das Volk oder dessen legale Vertreter es ihm gestatteten. So erhaben und schön sein Ideal einer katholischen Republik auch war, auf so wenig Unterstützung von seiten seiner Mitbürger konnte er bei dessen Verwirklichung rechnen. Die Masse des Volkes war allerdings froh, einmal einen rechtschaffenen, einsichtigen, kräftigen Mann an der Spitze zu haben; seinen Reformplänen gegenüber verhielt sie sich jedoch eisig kalt. Die eigentlichen Volksvertreter, auf welche er in erster Linie angewiesen war, besaßen für seine Ideen kein Verständniß, ja sie zeigten sich denselben entschieden abgeneigt, sobald sie merkten, wie allgemein und gründlich seine Verbesserungen zu werden drohten. In den tonangebenden Kreisen des Landes gab es noch viele Anhänger der verjagten Präsidenten Urbina, Robles und Franco, sie verbanden sich von vornherein zu einer geschlossenen Oppositionspartei. Leider wandelte auch ein großer Theil des niedern Clerus nicht auf den besten Wegen und erwartete von den Reformen unliebsame Einschränkungen. Auch dieser einflußreiche Factor wirkte somit, stille zwar, aber um so kräftiger gegen ihn. Hierzu kamen endlich noch die

feindlichen Einmischungen der Nachbarregierungen und die rastlosen Bemühungen der Expräsidenten, ihren verhaßten Nachfolger zu stürzen.

Schon der bloße Entschluß, unter so ungünstigen Verhältnissen einem Staate, welcher nach Garcia Moreno's eigenem, ganz zutreffendem Ausdrucke „einer verwesenden Leiche voll zernagender Würmer" glich, gesunde Lebensfülle einzuhauchen, war etwas Großes. So etwas aber nicht bloß ernstlich zu wollen, sondern wie Garcia vom ersten Tage der Regierung an mit Aufgebot aller Kräfte und Mittel auch wirklich auszuführen, daran unverdrossen fortzuarbeiten, obschon er dafür nur Undank, Verkennung und Verleumdung erntete, dabei unentwegt zu verharren, während innere Widersacher von allen Seiten ihn bestürmten und äußere Feinde eine Brandfackel um die andere ihm vor die Füße warfen, daran festzuhalten, auch wenn Mißerfolge alles zum Scheitern zu bringen drohten und alle im Lande wie Ein Mann gegen ihn aufstanden, das vermochte nur die seltene Ueberzeugungstreue und Charakterfestigkeit eines christlichen Helden. Denn wohl verdient es Beachtung, daß die stählerne Zähigkeit Moreno's nichts gemein hatte mit blinder Halsstarrigkeit oder stolzem Eigensinn. Nur weil er die Ueberzeugung hegte, nach Gottes Absichten zu handeln und das Beste des Vaterlandes anzustreben, ließ er sich durch nichts von seinem Wege abbringen. Unseres Erachtens offenbart sich die Größe Moreno's als Regent weniger in den auf allen Gebieten errungenen Erfolgen, als in der edlen Reinheit der Absichten, die ihn dabei leiteten, und in der bewundernswerthen, auf Gottes Schutz und Hilfe bauenden Festigkeit, die ihn nicht ermüden ließ, die größten Hindernisse alle niederzukämpfen. — Das volle Gewicht dieser Hindernisse vermag aber nur derjenige zu messen, welcher die verrotteten südamerikanischen Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen gelernt hat. Ein anderer ist kaum im Stande, jene haarsträubende Indolenz der Volksmassen, ihren kindischen Wankelmuth, ihre gänzliche Unmündigkeit zur Selbstregierung, ihre Neigung zu staatlichen Umwälzungen, ihren Widerwillen gegen jedes ernste Streben und gegen die Ausführung schwerer, langwieriger Pläne, jene Unzuverlässigkeit und Untreue der Beamten, jene leidenschaftliche, hinterlistige Ränkesucht ganzer Heere von brodlosen Advokaten und arbeitscheuen Demagogen und so vieles andere richtig in Anschlag zu bringen. Moreno kannte zum Glücke Land und Leute zu gut, um diese Schwierigkeiten auch nur einen Augenblick zu übersehen oder zu unterschätzen. Er zog sie wohl in Rechnung und suchte Schritt für Schritt nicht mehr zu erreichen, als was eben thunlich war.

Der Bestimmtheit und Festigkeit seiner Entschlüsse entsprach die Wirksamkeit der Mittel und die Raschheit ihrer Anwendung. Mit dem ersten Tage seiner Regierung begann er das alles überwuchernde Unkraut allenthalben auszureißen und gesundes Wachsthum zu wecken. Sein Hauptaugenmerk richtete er aber auf drei Punkte: auf die kirchlichen Verhältnisse, das Beamtenthum und die Finanzen. Hierin erkannte er mit klarem Blicke die zuerst nothwendigen Hebel zur Emporrichtung des tief gesunkenen Staates.

Schon 1854 hatte er dem Freiherrn von Schütz-Holzhausen vertraulich auseinandergesetzt, daß er in der Knechtung der Kirche durch die Staatsgewalt, sowie in der hieraus von selbst sich ergebenden Versumpfung und Fäulniß des Clerus das Grundübel Ecuadors erblicke, und daß er deshalb die erste Bedingung zum Gedeihen eines durch und durch katholischen Staates wie Ecuador in die völlige Freigebung und Unterstützung der Kirche verlege, damit sie die ihr innewohnende Kraft zur sittlichen Hebung des Volkes allseitig zu entfalten vermöge. Dementsprechend handelte er jetzt. Noch im Jahre 1861 sandte er Dr. Ignacio Ordoñez — damals noch ein junger Priester, später Bischof von Riobamba, jetzt Erzbischof von Quito —, in welchem das Adlerauge Moreno's die hohe geistige Befähigung, gepaart mit einer für den Ecuadorianer seltenen Charakterfestigkeit und edler Sittenreinheit, alsbald erkannt hatte, mit unumschränkten Vollmachten an Pius IX., damit er mit ihm ein Concordat vereinbare, wie es für eine katholische Republik passe. Gleichzeitig sollte er aber auch die zu einer energischen Reform des Clerus nöthigen Vollmachten auswirken. Der Entwurf des Concordates fiel zur vollsten Zufriedenheit des Präsidenten aus, nicht so die Reformermächtigung. Garcia schickte darum Dr. Ordoñez ohne Verzug nach Rom zurück, damit er dem Papste vorstelle, wie ein Reformversuch durch reine Güte unter den obwaltenden Umständen aussichtslos sei, wie aber auch ein noch so vortheilhaftes Concordat ohne die Reform der Ordens- und Weltgeistlichkeit Kirche und Staat nichts nütze. Ohne die nöthige Garantie für die letztere müßte er auch dem Concordat seine Unterschrift verweigern. Pius IX. ging jetzt vollständig auf die Absichten Garcia Moreno's ein und ermächtigte seinen nach Quito abgesandten Delegaten, Msgr. Tavani, zu allen erforderlichen Schritten.

Am 22. April 1863 wurde das Concordat in der Kathedrale zu Quito mit großer Feierlichkeit vom Präsidenten der Republik und dem Delegaten des Papstes unterzeichnet. Während Artilleriesalven erdröhnten

und die begeisterten Töne des „Te Deum“ durch die Hallen des Domes klangen, flatterten freudeverkündend hoch von den Thürmen der Stadt nebeneinander die Banner des Papstes und der Republik als Wahrzeichen eines Freundschaftsbündnisses zwischen Kirche und Staat, wie es auf dem amerikanischen Continente noch nie bestanden, eines Bundes, wie er besser selbst auf dem alten Festlande wohl kaum gesehen worden, mochte er auch dort oft glänzender sich dargestellt und entwickelt haben. Dem hartbedrängten Vater der Christenheit hatte Garcia hierdurch einen überaus großen Trost bereitet, aber auch dessen Liebe und Werthschätzung für immer gewonnen. Die späteren Ereignisse sollten diese gegenseitige Zuneigung nur steigern. Wie sehr sie im Herzen Garcia Moreno's Wurzel faßte, beweist ein Ausspruch späterer Zeit. Einem Freunde, der bei Pius IX. eine Audienz gehabt hatte, schrieb er: „Ich beneide Dich um das Glück, das du hattest, dem Stellvertreter Jesu Christi die Füße küssen und mit demjenigen Dich unterhalten zu dürfen, welchen ich mehr liebe als meinen leiblichen Vater; denn für ihn, für seine Vertheidigung, für seine Befreiung würde ich selbst das Leben meines einzigen Sohnes opfern.“ — Die ganze Art, wie dieses Concordat zu Stande kam, steht einzig da in der Geschichte und bezeugt von neuem den Edelsinn Moreno's. P. Berthe steht nicht an, zu behaupten: „Durch diese kirchlich-politische That erhebt sich G. Moreno über alle christlichen Staatsmänner seit Ludwig dem Heiligen.“

Sofort ging es nun an die dornenvollere Arbeit mit dem Clerus. Der päpstliche Delegat, der gesammte Episkopat gingen dabei mit dem Präsidenten einträchtig Hand in Hand, und so konnte auch der hartnäckigste Widerstand nicht verfangen. In der That vollzog sich infolge der Ausstoßung aller Unverbesserlichen und der Heranziehung musterhafter Welt- und Ordensgeistlichen aus dem Auslande in Bälde eine vollständige Umgestaltung in den kirchlichen Kreisen. Anfänglich erregte zwar diese Reform im ganzen Lande viel Unwillen; dieser legte sich jedoch in dem Grade, als die Thatsachen mehr und mehr der Ueberzeugung Bahn brachen, der neue Zustand sei dem frühern denn doch vorzuziehen. G. Moreno veranlaßte außerdem die Gründung dreier neuer Bisthümer, um die Pastoration der Gläubigen zu erleichtern.

Einen treuen, arbeitsfreudigen Beamtenstand zu schaffen, das bildete seine zweite Hauptsorge. Auch dieses gelang über Erwarten schnell einerseits durch sorgfältige Auslese der Personen, andererseits durch einschneidende Aenderungen. Mit kräftiger Faust schlug er das alte, verknöcherte, zum Theil noch von Spanien überkommene Bureaukratenthum in Stücke

und räumte gründlich mit jedem unnützen Formelkram auf, der über tausend Aeußerlichkeiten den Kern der Sache vernachlässigen ließ. Indem er den Geschäftsgang vereinfachte, beseitigte er eine Menge unnützer Schmarotzer; indem er einerseits jedem Beamten seinen bestimmten Amtskreis zuwies, in welchem er frei, von oben und unten her unbehindert sich bewegen konnte, andererseits aber alle Beamten organisch aneinander zu gliedern wußte, weckte er in ihnen selbstbewußten Arbeitssinn und entthronte jene Quälgeister, die bisher gleich hohen, unabhängigen Potentaten von niemand behelligt in ihrer Amtsstube schalteten und walteten. Gleichzeitig erzielte er so nicht nur eine geordnete, übersichtliche, rasche Abwicklung der Geschäfte, sondern ermöglichte auch — woran ihm viel gelegen war — eine leichte, aber ungehässige Controle jedes Angestellten. Den niederen Beamten verschaffte er durch Gehaltszulage ein sorgenfreies Auskommen und ein höheres Ansehen. Durch sein hellleuchtendes Beispiel endlich ermahnte er lauter, als Vorschriften es vermocht hätten, zu uneigennütziger Pflichttreue und patriotischer Hingabe für das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes. Wo Unordnungen sich einstellten, suchte er durch unerbittlich strenge Ahndung der Fehler alle von dem Ernste zu überzeugen, mit welchem er auf die gewissenhafte Erfüllung des Amtes sehe.

Bei einer Schuldenhöhe, die mit derjenigen der schneeigen Andengipfel wetteiferte, war die Ordnung und Hebung der Finanzen gewiß keine Kleinigkeit. G. Moreno hatte sich hierzu im voraus von der Nationalversammlung weite Vollmachten erwirkt, kraft deren er das bisherige Finanzsystem jetzt änderte. In der einen Hand des „Ministro de Hacienda“ wurde die Verwaltung sämmtlicher Staatsgelder vereinigt, sowie die Art der Aus- und Einzahlung vereinfacht und das Finanzpersonal bedeutend vermindert. Die früheren vagen Bestimmungen ersetzte er durch genau bezeichnete Werthangaben, ordnete bis ins kleinste das Steuer- und Zollformular, regelte nach Recht und Billigkeit die Höhe der Besoldungen. Um gehässigen Angriffen vorab die Spitze abzubrechen, machte er bei sich den Anfang und setzte den Präsidentengehalt beträchtlich herab. Den Veruntreuungen der Staatsgelder schob er durch Bildung einer zuverlässigen Ueberwachungscommission („Tribunal de cuentas“) einen Riegel vor. Durch solche Maßregeln gelang es ihm, Geldmittel zum Besten des Landes in einem Betrage flüssig zu machen, den man vorher für unmöglich gehalten hätte, und so den Credit der Republik im In- und Auslande zu heben.

Schon als Rector der Universität hatte er in den Kammern auf die Verbesserung des Unterrichtes kräftig hingearbeitet, doch wegen des all-

seitigen Widerstandes damals ohne Erfolg. Ueberzeugt, daß nur auf der Grundlage guter christlicher Schulen ein gesunder, beständiger Fortschritt in einem christlichen Staate zu erhoffen sei, nahm er jetzt den Gegenstand unter besseren Auspicien wieder mit allem Eifer auf. Ganz naturgemäß fing er mit den Elementarschulen an. Er legte sie in die erprobten Hände französischer Schulbrüder und Schulschwestern, die er auf Staatskosten nach Ecuador kommen ließ. Den Secundärunterricht in den Staatscollegien überwies er spanischen Jesuiten. Im ganzen Lande sorgte er für passende Schulgebäude und regte zu allgemeiner Betheiligung am Unterrichte an. Mit der Reform des höhern Unterrichtes wollte er warten, bis der Primär- und Secundärunterricht hierzu vorgebildete Schüler geliefert haben würde.

Auch mit der Ausführung seiner großartigen Projecte, um Gewerbe, Handel und Verkehr auf eine der Neuzeit entsprechende Höhe zu bringen, säumte er keinen Augenblick. Er berief alsbald seinen frühern Lehrer Wisse als Staatsingenieur nach Quito und übertrug ihm die Anlage einer schönen Fahrstraße zwischen Quito und der Küste, im Hinblick auf die örtlichen Schwierigkeiten, auf die Dimensionen und die Art der Ausführung ein Riesenwerk. Den ausgezeichneten englischen Architekten Ried nahm er in Staatsdienst und überwies ihm die Errichtung bedeutender Bauten.

Ueber all diesen und hundert anderen Sorgen für das civilisirte Ecuador vergaß Moreno keineswegs der armen Indianer, welche hinter den Cordilleren in den Ebenen des Amazonenstromes, bisher ganz verlassen, wild im Urwalde herumirrten. Schon 1862 übergab er den Jesuiten die Indianermission und bestritt im Verein mit den Bischöfen alle ihre Kosten. Gleich während seiner ersten Präsidentschaft traten vier Centralstationen (Macas, Napo, Gualaquiza, Zamora) ins Leben.

Allenthalben sproßte neues Leben hervor, so üppig, so kräftig und schön, wie es nur die Natur unter der Aequatorsonne erzeugt. Die einem langewährenden Siechthume verfallenen oder schon verdorrten Zweige am Organismus der Republik machten tausenden jugendfrisch treibenden Schößlingen Platz; der der Verwesung überantwortete Baumstrunk fing wie durch ein Wunder plötzlich an zu ergrünen, zu wachsen und Blüten zu treiben. Wie aber die Seele im Organismus überall gegenwärtig, überall belebend thätig und erneuend vorhanden ist, so mußte auch Garcia Moreno mit seinem belebenden Antriebe, mit seinem klaren Geiste und seinem festen Willen gewissermaßen im ganzen Lande überall zugegen und

wirksam sein. Er mußte an alles denken, zu allem den Plan geben, überall die Ausführung einleiten und das einmal Begonnene im Gange erhalten. So ziemlich alles außer ihm glich ja nur der trägen Masse, die, dazu noch schlecht vorbereitet, von ihm allein die Belebung erhalten mußte. Fürwahr, gerade im Hinblick auf dieses Verhältniß zwischen Regent und Unterthanen gewinnen die von G. Moreno schon in der ersten Regierungsperiode erzielten Aenderungen einen höhern Werth, als in einem andern, wohlgeordneten Lande, wo dem Regenten einsichtsvolle, gleichgesinnte, thatkräftige Mitarbeiter zur Seite stehen. — Wenn auch die ganze Zeit in Ruhe dahingeflossen wäre, so würde er wahrhaftig mit den laufenden Geschäften und seinen Reformen übergenug zu arbeiten gehabt haben. Nun aber sorgten seine vielen Feinde und der Unverstand seiner Unterthanen leider nur zu gut dafür, daß ihm kein Augenblick Ruhe vergönnt war. Nur mit dem Schwert in der Hand zur beständigen Abwehr konnte er bauen. Dieser Umstand macht seine Erfolge geradezu staunenswerth.

Wie wir oben andeuteten, lag schon am Beginn seiner Regierung Stoff und Anregung zu politischer Gährung sattsam vor. Seine Reformen vermehrten beides. Die entlassenen Beamten, die aus den Klöstern gewiesenen Individuen, die der „Strenge" des Präsidenten überdrüssigen oder bestraften Angestellten wollten ihm alle übel. Viele der anfänglich ihm ergebenen Liberalen kehrten ihm entrüstet den Rücken, als er die Kirche aller Staatsfesseln entledigte, die Cultusfreiheit unterdrückte, ja sogar dazu sich verstieg, die Patronatsrechte preiszugeben [1]. Selbst Conservative fingen an zu glauben, durch solche Concessionen habe er seinen Eid auf die Constitution und seine Pflichten dem Staate gegenüber in wesentlichen Punkten verletzt. Diese steigende Gährung im Lande wurde aber von den auswärtigen Feinden hinterlistig genährt und durch offene Angriffe unterstützt. So kam es, daß der Präsident bei all den anderen Arbeiten Tag und Nacht darauf bedacht sein mußte, die heimlichen Anschläge der Feinde zu durchkreuzen und ihre offenen Angriffe mit Klugheit, Entschlossenheit und Kraft zurückzuwerfen. Unter dem augenscheinlichen Schutze der Vorsehung, wie er selbst wiederholt bekannte, gelang es ihm, trotz zeitweiliger Schlappen, schließlich doch immer seiner zahlreichen, mächtigen Gegner sich zu erwehren

[1] Die Republik hatte diese Rechte thatsächlich nie besessen, sondern nur angemaßt. Nachdem sich Ecuador eigenmächtig von der Krone Spaniens losgerissen, verlor es ipso facto die nur dieser Krone und ihrem Träger vom Papste bewilligten Privilegien.

und über sie jedesmal — wenn auch nicht immer auf dem Schlachtfelde, so doch wenigstens durch seine geistige und moralische Ueberlegenheit — einen glänzenden Sieg davonzutragen. Leider offenbarte es sich hierbei nur allzu bald, wie klar und richtig er gesehen, als er 1861 vom Nationalconvent größere Vollmachten gegen die Empörer verlangt hatte. Wenn er letztere nicht mit jenem Erfolge niederhalten konnte, wie er es wünschte, wenn er nicht noch Größeres in der ersten Regierungsperiode geleistet, so trägt die Schuld allein die Volksvertretung, deren Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit ihm die Hände gebunden hatte. Wir können hier in das Einzelne dieser endlosen Wirren nicht näher eingehen, wiewohl gerade hierdurch helles Licht auf die Charaktergröße G. Moreno's geworfen würde, die besonders im Kampfe sich bewährte. Um indessen doch einen Begriff von der Bedeutung und dem Umfange dieser Störungen zu geben, müssen wir den heillosen Wirrwarr wenigstens seinen äußeren Umrissen nach wahrheitsgetreu zu zeichnen versuchen, so sehr wir auch fürchten, durch die nur oberflächliche Berührung ferneliegender, unbekannter Ereignisse vielleicht weniger anzusprechen. Wer für das Nähere sich interessirt, dem rathen wir, zum Werke des P. Berthe zu greifen.

Castilla, der Präsident von Peru, eröffnete den Reigen der Feindseligkeiten. Er suchte zunächst durch gemeine, widerrechtliche Veröffentlichung von Briefen Moreno's an die französische Gesandtschaft nicht bloß die Ecuadorianer, sondern alle Republiken Südamerika's gegen seinen verhaßten Gegner aufzuhetzen. G. Moreno antwortete ihm öffentlich mit ebenso viel Würde als Kraft, rüstete sich aber auch, um für jeden Fall sich vorzusehen, zum Kriege, während er gleichzeitig die Regierungen von Chile und England ins Mittel zu ziehen sich bemühte. Als diese zu seinen Gunsten einzutreten versprachen, blieb Castilla nur übrig, mit langer Nase sich zurückzuziehen. — Kurz darauf überschritt der neugranadinische Präsidentschaftsprätendent Arboleda die Grenze, griff die ecuadorianischen Grenztruppen an und beschimpfte deren Commandanten. Wiewohl Garcia Moreno damals bedenklich krank darniederlag, so beschloß er doch, an der Spitze seiner Soldaten die verweigerte Satisfaction für diese Grenzverletzung zu erzwingen. Um sich marschfähig zu machen, brannte er sich eigenhändig mit glühendem Eisen eine eiternde Wunde am Fuße aus, eine peinliche, heroische Operation, deren Nachwehen er zeitlebens empfinden sollte. Im Treffen bei Tulcan fiel er trotz verzweifelten Widerstandes und trotz unglaublicher Proben der Tapferkeit und Kühnheit seinem Gegner in die Hände. Er wußte zwar seine sofortige Freilassung und einen sehr

ehrenvollen Friedensausgleich zu erwirken; das hinderte jedoch seine politischen Gegner nicht, ihn wegen des „tollkühnen", mißlungenen Feldzuges mit Schmähungen zu überschütten. Zwei Monate später zogen Urbina und Robles auf einem Kriegsdampfer von Peru nach Ecuador zu einem Empörungsversuche, doch sie richteten nichts aus. Unheilsschwer aber thürmten sich zur selben Zeit düstere Gewitterwolken im Norden. Mosquera, der Regent Neugranada's und seit Jahren ein grimmer Gegner Moreno's, ward empört über dessen „bigotte, freiheitsgefährliche" Neuerungen und schwor der „theokratisch-absoluten" Nachbarregierung Tod und Verderben. Alle Bemühungen G. Moreno's, den Zorn dieses gefährlichen Widersachers auf diplomatischem Wege zu besänftigen, waren umsonst. Nachdem Mosquera durch seine Agenten die Feinde Moreno's in und außer Ecuador für sich gewonnen zu haben glaubte, nachdem er mit Peru zu gemeinsamer Operation sich verbunden und ganz Südamerika gegen den „Tyrannen" aufgestachelt hatte, rückte er im October 1863 mit großer Heeresmacht gegen Ecuador vor, um es „der columbianischen Conföderation einzuverleiben". G. Moreno warf ihm schleunigst unter Flores eine Armee entgegen. Er selbst verließ Quito und die eben versammelte Volksvertretung nicht, um im Falle eines unglücklichen Ausganges Herr der Lage zu bleiben. Bei Cuaspud wurde Flores, der anfänglich siegreich gewesen, vollständig geschlagen. Die Nachricht hiervon verbreitete Angst und Schrecken durch ganz Ecuador. G. Moreno war der einzige, der den Gleichmuth bewahrte. Er beeilte sich, durch einen ebenso christlichen als feurig zündenden Aufruf die ganze Nation zum äußersten Widerstande zu begeistern, zog frisch ausgehobene Truppen von allen Seiten her zusammen, stellte Mosquera unvermuthet zwischen zwei ecuadorianische Armeen und versuchte dann unter so veränderter Stellung vorerst wieder durch Friedensverhandlungen die Feindseligkeiten beizulegen. Und siehe da, der bisher so übermüthige Mosquera zeigte sich trotz seines kürzlichen Sieges jetzt auf einmal willfährig wie ein Lamm. Schon am 30. December unterzeichnete er bedingungslos den für Ecuador sehr vortheilhaften Vertrag von Pinsaqui. Der Sieger bei Cuaspud war so am Ende der Besiegte. In denselben Schlingen, welche er Moreno gelegt, wurde er selbst gefangen. Denn in seinem eigenen Lande erhob sich eine Partei zur Empörung gegen ihn; in Ecuador aber, wo er auf eine allgemeine Schilderhebung zu seinen Gunsten gegen Moreno gehofft hatte, erscholl ein Schrei der Entrüstung gegen den sich aufzwingenden „Befreier" von einem Ende der Republik zum andern.

Nach Beruhigung dieses schlimmsten Feindes legte Garcia Moreno sein Amt in die Hände der Volksvertretung nieder, obgleich seine Regierungsperiode erst nach zwei Jahren ablaufen sollte. Zu diesem überraschenden Schritte bewog ihn einerseits die wachsende Unzufriedenheit mit seinen Reformen und die immer häufiger werdenden Empörungsversuche, andererseits die Unmöglichkeit, in die er versetzt worden, diesen Uebelständen wirksam abzuhelfen. Der Congreß von 1863 hatte nämlich die enge Actionsfreiheit, welche die Nationalversammlung von 1861 ihm gestattet, noch mehr beschränkt und alle seine Bewegungen gelähmt und gehemmt. Nur zum leeren Schein und der bloßen Ehre wegen wollte er aber nicht Präsident bleiben und dieses noch auf die Gefahr hin, ruhig sich die Feinde über den Kopf wachsen lassen zu müssen. Zweimal trug er die Bitte um Entlassung dem Congresse vor. Die hochherzige, ritterliche Art und Weise, mit der er sein Gesuch begründete, sticht wohlthuend von der kleinlichen Engherzigkeit der Volksvertreter ab, sie wirkte aber auch erhebend auf die Gesinnungen der letzteren. Zu edleren Einsichten und Entschließungen sich erschwingend, wiesen sie einmüthig seine Abdankung zurück, kassirten ihre Beschränkungsdecrete und bewilligten ihm jetzt Vollmachten, welche über diejenigen von 1861 hinausgingen. Das gereichte der Republik zum Wohle. Denn die schlimmsten Kämpfe sollten erst noch kommen.

Mosquera, der Fremde, war abgewiesen, aber die bösen Geister im Lande, welche jener heraufbeschworen, waren noch lange nicht beschwichtigt. Im Gegentheil, wüthend über die unverzeihliche Schwäche Mosquera's, ihres Verbündeten, setzten sie jetzt mit teuflischer Verbissenheit alles in Bewegung, um unter Leitung Urbina's und mit Hilfe Peru's zum Ziele zu kommen. Sie spannen die Fäden der Verschwörung immer dichter und fester über das ganze Land und spieen aus sieben Oppositionsblättern Gift und Galle gegen den Präsidenten und seine Regierung. Als dann ein Conflict zwischen Peru und Spanien ausbrach und alle Republiken, nur Ecuador nicht, mit Peru gegen Spanien sich verbanden, als dieser Separatstellung wegen monatelang Schreie der Entrüstung gegen G. Moreno[1] durch ganz Südamerika ertönten, hielten die Verschworenen den richtigen Augenblick zum Losschlagen für gekommen. Schon hatten sie viele der einflußreichsten Personen, darunter Maldonado, einen der an-

[1] G. Moreno erblickte von Anfang an in diesem ganzen Handel nichts anderes, als ein voreiliges Mißverständniß. Wie der Ausgang zeigte, hatte er allein unter allen republikanischen Regenten diese Angelegenheit richtig durchschaut.

gesehensten Generäle, in ihre Netze verwickelt. Am 30. März 1864 schritten sie zur blutigen Revolution in Guayaquil, wurden aber glänzend zu Paaren getrieben. Moreno, der persönlich an den Platz des Aufruhres geflogen, begnadigte großmüthig die Empörer. Zum Danke dafür traten sie sofort zu einem neuen Umsturzversuche zusammen. In Quito selbst sollte er erfolgen und mit der Ermordung G. Moreno's beginnen. Alles war schon auf das geheimste vorbereitet, sogar der Adjutant des Präsidenten hatte sich erkaufen lassen, seinen Chef und Wohlthäter ihnen auszuliefern; da erhielt dieser am Vorabend des zur Ausführung bestimmten Tages Kunde von dem Plan. Um alles Blutvergießen zu hindern, überrumpelte er auf der Stelle ebenso geschickt als entschlossen die Rädelsführer und nahm alle außer Maldonado gefangen. Dieser wollte nämlich vorsichtshalber erst am andern Morgen in Quito eintreffen. Nachdem Garcia Moreno erfahren, wie Großmuth und Straflosigkeit die Aufrührer nur ermuthige, beschloß er jetzt, an Maldonado, falls dieser nicht vorzöge, eiligst aus dem Lande zu flüchten, zum erstenmal ein abschreckendes Beispiel aufzustellen. Als derselbe kurz darauf über neuen Aufwiegelungen ergriffen worden, ließ er ihn gefesselt nach Quito bringen und trotz der Gegenvorstellungen seiner Minister, trotz der Bitten der hochangesehenen Verwandten Maldonado's, trotz der Warnungen, dadurch doch nicht selbst zum Aufstand in Quito zu reizen, — am 30. August 1864, am hellen Tage, mitten in der Hauptstadt auf öffentlichem Platze erschießen [1]. Am Abend vorher hatte er ihn noch persönlich besucht und

[1] Diese Hinrichtung führen die Feinde G. Moreno's als Hauptbeweis an für dessen „ungesetzliche Eigenmächtigkeit und brutale Grausamkeit", aber mit Unrecht. Moreno that alles, um Maldonado auch jetzt noch zu retten. Die „Apuntes" erzählen S. 86, wie er selbst den flüchtigen Maldonado warnen ließ, seinen Leuten nicht in die Hände zu fallen, sonst würde er sich gezwungen sehen, ihn füsiliren zu lassen, wie er es ihm schon in Guayaquil angedroht habe. Herrera, der Verfasser der „Apuntes", war aber 1864 Staatsminister und Vertrauter Moreno's, mußte also den wahren Sachverhalt besser als sonst jemand kennen. Wenn G. Moreno den Aufrührern gegenüber gefehlt hat, so geschah es eher durch Milde als durch Strenge. — Ueber die Gründe, weshalb er an den Wortlaut der Constitution sich nicht gehalten, insofern dieser nur die thatsächliche, offene Empörung zu strafen gestattete, nicht aber die geheimen Empörungsumtriebe, hat er selbst seinen Ministern gegenüber und vor der Volksvertretung sich klar ausgesprochen. Als Präsident erachtete er sich im Gewissen für verpflichtet, das Wohl und die Rettung des Vaterlandes höher zu achten als die Beobachtung des todten Buchstabens des Constitutionsformulares. Zur Niederdrückung der urbinistischen Verschwörung, die einen blutigen Bürgerkrieg zur Folge gehabt hätte, hielt er aber die exemplarische Bestrafung Maldonado's für schlechthin nothwendig.

veranlaßt, einen Priester rufen zu lassen, um mit demselben das Gewissen vor Gott in Ordnung zu bringen. — Weit entfernt, die Unruhen zu steigern, schloß diese Hinrichtung wie mit einem Schlage allen Schreiern den Mund und brachte die offene Parteinahme für Urbina plötzlich zum Verschwinden.

Die eingetretene Windstille ärgerte die verbannten Urbina und Robles in hohem Grade. Sie beeiferten sich jetzt um so mehr, das unter der Asche glimmende Feuer von Peru aus anzufachen. Seit Juli kreuzten ihre Kriegsschiffe längs der ecuadorianischen Küste. Nach der Hinrichtung Maldonado's gingen sie zum offenen Angriff vor, belagerten Santa Rosa und bedrohten die anderen Küstenstädte. Von Alter gebrochen und krank, rückte Flores auf die Weisung des Präsidenten hin gegen sie aus. In kurzer Frist jagte er die Störenfriede davon. Gerade als die Nachrichten über die letzten siegreichen Gefechte bei ihm einliefen, beschloß der alte Haudegen, der in der Jugend an der Seite des großen Bolivar gegen Spanien gefochten, seine letzten Jahre aber G. Moreno für Gott und Ecuador getreu zur Verfügung gestellt hatte, mitten auf dem Kampfplatze sein thatenreiches, wechselvolles Leben mit einem Stoßseufzer an die allerseligste Jungfrau. — Im October nahmen Urbina und Robles ihre Kriegsoperationen neuerdings auf. Obwohl es ihnen nicht gelang, eine allgemeine Bewegung gegen G. Moreno in Fluß zu bringen, so hatten sie doch kleinere Vortheile errungen. Gegen Ende des Jahres hatten sie es durch List und Verrath sogar zu Stande gebracht, Ecuador seine beiden Kriegsdampfer „Washington“ und „Guayas“ wegzunehmen. Als sie im Juni 1865 mit drei Kriegsdampfern und einer Galjasse vor Guayaquil erschienen, um mit der Revolution Ernst zu machen, eilte G. Moreno nach dieser Stadt und wollte den Aufwieglern persönlich ihr elendes Handwerk legen. Allerdings beim Mangel an Kriegsschiffen ein unmöglich scheinendes Unternehmen! Doch Moreno wußte sich zu helfen. Für eine enorme Summe kaufte er einen gerade im Hafen liegenden englischen Kauffahrteidampfer. Mit diesem und einem kleinen Flußdampfer zog er gegen die vier wohlgerüsteten Kriegsschiffe Urbina's aus. Durch die Raschheit seiner Operation und durch die verzweifelte, heldenmüthige Tapferkeit seiner Mannschaft errang er am 26. Juni bei Jambeli in wenigen Stunden einen der glorreichsten Siege, welche je in Südamerika erfochten wurden, und erbeutete dabei alle Schiffe des Feindes mit Mann und Maus. Nur wenigen glückte es, darunter auch Urbina und Robles, über Bord zu springen und schwimmend oder watend an das nahe Ufer

zu entkommen. Dieses denkwürdige Ereigniß bildete einen würdigen Abschluß seiner Regierungsperiode, die mit dem 30. August endigte.

Sein Nachfolger war Jeronimo Carrion, ein Mann voll guter Eigenschaften, aber ohne die zum Regieren nothwendige Charakterstärke. Er begann alsbald einem gefährlichen Schaukelsysteme zu huldigen und schwankte dann so lange zwischen allen Parteien hin und her, emsig bestrebt, es allen recht zu machen, bis er es mit allen gründlich verdorben hatte. Aus Furcht vor den Liberalen und Radikalen schlug er den Conservativen die wohlgemeinte Bitte ab, G. Moreno an die Spitze der Truppen zu stellen. Um diesen vielmehr auf gute Weise außer Landes zu schaffen, übertrug er ihm eine außergewöhnliche Gesandtschaft an die Präsidenten von Peru und Chile. G. Moreno nahm das Anerbieten an und schiffte sich, obgleich auf das bestimmteste gewarnt und benachrichtigt, daß er in Peru ermordet werden solle, am 27. Juni 1866 nach Callao ein. Bei seiner Ankunft in Lima wurde er wirklich von gedungenen Mördern überfallen, zum Glück aber nicht schwer verwundet. In Chile ward er von der Regierung wie vom Volke mit großer Auszeichnung behandelt. Der Aufenthalt in dieser bestgeordneten Republik Südamerika's gab ihm Gelegenheit zu reichen Erfahrungen, die ihm später sehr zu statten kommen sollten. Auf dieser Reise war es ihm gelungen, Ecuador in engere Verbindung mit Peru und Chile zu bringen, mit diesen Staaten vortheilhafte Verträge über Postwesen, Schifffahrt und Handel abzuschließen, den diplomatischen Verkehr mit ihnen zu regeln und die internationalen Grundsätze ihres gemeinsamen Vorgehens zu vereinbaren. Der Präsident Carrion wußte ihm dafür wenig Dank, er entließ den Heimgekehrten alsbald in Gnaden aus dem Staatsdienste. Wie erstaunte Moreno aber, als er den Wandel sah, der in seiner kurzen Abwesenheit sich vollzogen! Carrion war schon voll und ganz im Schlepptau der Liberalen, das Concordat war abgeschafft, die Patronatstitel waren für noch zu Recht bestehend erklärt, die anarchistischen Clubs wieder eröffnet, kurz alles, was er mit Mühe aufgerichtet, war schon wieder untergraben und leichtsinnig umgestürzt. Gerade zu diesem Zwecke war er weggeschickt worden. G. Moreno zog sich vorderhand zu seinem Bruder Pablo in Guayaquil zurück, um als Theilnehmer in dessen kaufmännischem Geschäfte die nöthigen Existenzmittel für sich und seine Familie zu erwerben. Als er 1867 zum Senator für den Congreß erwählt worden war, vereinten sich Liberale und Radikale, um vermittelst gemeiner Anschuldigungen die Ungiltigkeitserklärung seiner Wahl durch die Kammern durchzudrücken. Ihre Umtriebe machten leider

das Unerhörte möglich: unter Connivenz des Präsidenten den rechtschaffensten, fähigsten, um das Vaterland verdientesten Mann auf Grund lächerlicher Verleumdungen hin der Volksvertretung für unwürdig zu erklären. Nach wenigen Sitzungen schon kehrten die sauberen Freunde des Präsidenten jedoch ihren Spieß gegen diesen selber, zwangen ihn, seinen Minister zu entlassen, und rüttelten dann bedenklich am Präsidentenstuhl selbst. Jetzt auf einmal, als sein Stuhl wankte, rief der Verblendete nach G. Moreno; er bat ihn inständig, das Commando über die Truppen zu übernehmen und die Ruhe aufrecht zu halten. Um seine ernste Besserung zu beweisen, berief er ein conservatives Ministerium. Doch Reue und Einsicht kamen zu spät. G. Moreno lehnte deshalb auch ab. Als schließlich der gereizte Congreß den Präsidenten der Regierung für unfähig erklärte, blieb ihm nichts übrig als abzudanken. Damit im Falle seines Zurücktrittes nicht Arteta, als erster Minister, der Constitution gemäß Vicepräsident würde, hatten die Parteiführer schon beschlossen, diesen wegen eines frühern „Vergehens" in Anklagezustand zu versetzen. In diesem Falle würde Carbo, der damalige Senatspräsident, an die Spitze der Regierung getreten sein, und als vertrauter Freund Urbina's würde er dann diesem zur Präsidentenwürde verholfen haben, und die letzten Dinge wären dann schlimmer geworden als die ersten.

In diesem kritischen Augenblicke erschien G. Moreno, offenbar von der Vorsehung geleitet, als Retter in der Noth. Sein Töchterchen lag in Quito am Sterben, und seine Gattin hatte ihn beschworen, von Guayaquil schleunigst heraufzukommen. Gerade als er in der Hauptstadt ankam, war der urbinistische Staatsstreich der Vollendung nahe. Sein bloßes Erscheinen brachte das ganze Lager seiner Gegner in Verwirrung, hob aber auch den Muth seiner Parteigenossen. Schnell und bestimmt wie immer entwickelte er den letzteren den unter diesen Umständen allein angezeigten Plan. Weit entfernt, durch ein Pronunciamiento selbst an die Spitze der Republik zu treten, was ihm ein Leichtes gewesen wäre, beantragte er, Carrion zur sofortigen Abdankung zu bewegen. Arteta solle als legaler Vicepräsident allsogleich den Congreß vertagen und die Neuwahl eines Präsidenten ausschreiben. Zum Candidaten solle man Xavier Espinosa aufstellen, der nicht nur den Conservativen, sondern auch den Liberalen genehm sei. Alle billigten seinen Plan und beauftragten ihn mit der Ausführung. Fest und sicher lenkte er die Bewegungen, und einen Monat später saß Espinosa am Ruder des Staates. So sprengte Moreno im Handumdrehen auf die legalste Weise alle fein berechneten Zirkel

der Urbinisten, und der Umsturzpartei hatte es nichts genützt, gegen alles Recht und jede Billigkeit ihn vom Congresse fernzuhalten. Er hatte aber auch so dem Vaterlande wieder einen blutigen Bürgerkrieg erspart.

Der eindringlichsten Vorstellungen G. Moreno's nicht achtend, entschied auch Espinosa sich zur „Versöhnungspolitik" und wählte seine Minister aus allen Parteien. Um jeden Einfluß G. Moreno's auf den neuen Präsidenten zu beseitigen, setzte die gegnerische Presse alle Hebel in Bewegung. Außer den vielen Zeitungsartikeln warf man noch die Schmähbroschüre „La Republica y Garcia Moreno" unter das Volk. Wenn auch diese elenden Schriftstücke sofort in der Gegenbroschüre „El señor G. Garcia Moreno y los liberales del Guayas" (April 1868) gründlich und derb abgefertigt worden waren, so kam doch Espinosa aus seinen Aengsten vor G. Moreno nicht mehr heraus. Dieser beschloß, jeden Anlaß zu Verlegenheiten für den Präsidenten abzuschneiden, und zog sich wieder vom öffentlichen Schauplatz zurück. Er pachtete das Landgut „Guachalá", welches in der Provinz von Ibarra, hoch im Norden der Republik gelegen war, und verlegte sich auf Landbau, Schafzucht und Wollenzeugfabrikation. Diese ländliche Beschäftigung sollte gleichzeitig seiner zerrütteten Gesundheit und seinen armseligen Vermögensverhältnissen aufhelfen. In ganz anderer Absicht hatte ihn die Vorsehung nach Guachalá geführt. Denn nur zu bald wurde es allen offenbar, daß er gerade hier zur rechten Zeit am rechten Posten stand. Kaum hatte er sich nämlich im neuen Heim wohnlich eingerichtet, da rüttelte das furchtbare Erdbeben von Ibarra [1] die Provinz gleichen Namens wild durcheinander, trug Tod und Verwüstung nach allen Orten, warf alle bürgerliche Ordnung über den Haufen, gestattete Dieben und Missethätern freies Spiel, reizte die Indianer zur Empörung gegen die Weißen. In dieser Noth ernannte ihn Espinosa sofort zum Statthalter der Provinz und übertrug ihm bedingungslos „alle gewöhnlichen und außergewöhnlichen Vollmachten". Der als grausamer Tyrann und rücksichtsloser Despot verschrieene Mann durchflog nun als Engel des Trostes und Friedens, als barmherziger Samaritan, als umsichtiger, kräftiger Ordner, aber auch als gerechter Richter die ganze Provinz nach allen Winden. Hunderten rettete er das Leben, alle erfüllte er mit Muth und Vertrauen, alles drängte er schnell in geordnete Geleise zurück. Aus der eigenen nichts weniger als gefüllten Börse spendete er 1000 Pesos (= 4000 Mark) an die Nothleidenden

[1] Vgl. Kolberg S. J., Nach Ecuador. 3. Aufl. S. 378.

und ließ von seinem Landgute herbeiholen und vertheilen, was dort aufzutreiben war, ohne dafür später irgend welche Entschädigung anzunehmen. Während aus ganz Ecuador das Lob seiner heroischen Nächstenliebe wiederhallte, knirschten seine Feinde über diesen Triumph und suchten durch Verleumdung und Verdächtigung denselben zu verdunkeln.

Im August 1869 endigte die Präsidentschaft Espinosa's. Der Wahlkampf für seinen Nachfolger begann schon Ende 1868. Alle Conservativen waren einig in der Wahl G. Moreno's. Er selbst aber wollte davon nichts hören und befürwortete die Candidatur des hochachtbaren Generals Darquea. Seine politischen Freunde ließen sich dadurch nicht beirren, und kaum hatten sie die Losung „Garcia Moreno" in die Massen geschleudert, da erfaßte heilige Begeisterung alle Schichten der Bevölkerung. Da ward es aber auch den Liberalen und Radikalen klar, wie wenig Hoffnung sie hätten, dieses Gegners sich zu erwehren, wenn sie nicht einmüthig zusammengingen. Sie bildeten deshalb eine große „Fusionspartei" und stellten zu ihrem Candidaten den zahmen Urbinisten Francisco Aguirre, einen allgemein geschätzten Mann, auf. Dieser gelungene Schachzug veranlaßte Moreno, die Candidatur Darquea's fallen zu lassen und nun selbst zu candidiren. Am 18. December veröffentlichte er sein Programm, ein Document, würdig, in goldenen Lettern für alle Zeiten aufbewahrt zu werden, — in markigen Zügen das Programm der katholischen Civilisation, der Erguß aufrichtigster Vaterlandsliebe, aber auch ein feuriger Appell an seine Mitbürger, jetzt ernstlich zu Gericht zu sitzen zwischen ihm und seinen Verleumdern, vor Gott und der Welt offen zu bekennen, ob sie es mit seinen Grundsätzen oder mit jenen seiner Gegner hielten. Das zündete. Die Flammen des Parteikampfes schlugen in kurzem lichterloh empor. Immer lauter und allgemeiner erscholl der Ruf: „Viva Garcia Moreno, abajo sus calumniadores!" Als die Aussichten der Fusionspartei mit jedem Tage trüber wurden, sollte List und Gewalt ihr zum Siege helfen. Espinosa sollte durch Revolution unversehens gestürzt, Urbina zum Präsidenten ausgerufen, G. Moreno ermordet werden; so lautete jetzt ihr Programm.

Während die Wahlschlacht stürmisch im Lande hin- und herwogte, lebte Moreno ruhig auf seinem abgelegenen Landgute Guachalá. Nachdem er sein Geschick ganz in die Hände Gottes, seiner Partei und des ganzen Volkes gelegt hatte, wollte er sich persönlich nicht weiter am Kampfe betheiligen. Da plötzlich in einer Nacht wird er von seinem Majordomo benachrichtigt, Cavaliere seien in den Hofraum eingesprengt und verlangten

dringend, ihn persönlich zu sprechen. In der Meinung, es seien seine gedungenen Mörder, griff er nach Säbel und Revolver, die er seit der Kunde, daß man ihn ermorden wolle, stets bereit hielt, und öffnete selbst die Hausthüre. Wie erstaunte er, seine besten Freunde zu finden! Sie waren herbeigeeilt, ihn auf der Stelle nach Quito zu holen, wo in den nächsten Tagen der urbinistische Staatsstreich in Scene gesetzt werden sollte. Ein paar Stunden später jagte er auch schon inmitten seiner Freunde der Hauptstadt zu. Es war die höchste Zeit gewesen, zu kommen. Bereits hatten die Urbinisten alle Autoritäten in den Provinzen außer Quito auf ihrer Seite; Urbina selbst wartete sehnsüchtig mit seinen Schaaren an der Grenze auf den Ausbruch der Revolution in Quito, indessen der Präsident Espinosa in gänzlicher Unthätigkeit alles laufen ließ. Moreno beschwor zunächst letztern, mit einem kräftigen conservativen Ministerium sich zu umgeben und den Verschwörern entschieden die Stirne zu bieten. Er versprach ihm, auf seine Candidatur zu verzichten und ganz und gar für die Erhaltung und den Sieg einer ausgesprochen conservativen Partei sich zu opfern. Alles umsonst! Espinosa blieb unbeweglich, auch nachdem der hochangesehene Don Carlos Aguirre, der allgemein verehrte Pater Cruciani und der päpstliche Delegat dieselbe Bitte nacheinander ihm vorgetragen.

Es traten nun die Conservativen zur Berathung zusammen. Nach reiflicher Ueberlegung kamen sie in der Ansicht überein, zur Rettung der Republik bleibe jetzt nichts anderes übrig, als dem urbinistischen Staatsstreiche rasch durch einen andern zuvorzukommen. Moreno wurde mit der Leitung dieses schwierigen, gefährlichen Unternehmens betraut. Er ordnete augenblicklich zuverlässige Männer nach allen Provinzen ab mit dem Auftrage, dort die conservative Schilderhebung ohne Verzug insgeheim vorzubereiten und sie ins Werk zu setzen, sobald die Nachricht von der conservativen Erhebung in Quito an sie gelangen würde. Die Bewegungen der Gegner sorgfältig überwachend und erspähend, erfuhr er am 16. Januar abends, daß sie, durch sein Erscheinen in Quito beunruhigt, den Aufstand auf den 18. Januar vorgeschoben hätten. Er beschied sofort seine Freunde zu sich. „Wenn es uns Ernst ist, das Land zu retten," sagte er ihnen, „so müssen wir jetzt Hand anlegen, sonst ist übermorgen Urbina Herr der Republik. Noch in dieser Nacht, während die Urbinisten in der Vorstadt San Juan die letzten Maßregeln vereinbaren, müssen wir den Staatsstreich ausführen. Nun ist es 10 Uhr. Punkt Mitternacht werde ich in die Kaserne eindringen, um die Armee für uns

zu gewinnen. Sie, meine Herren, werden auf der Straße in der Nähe sich aufhalten, aber dabei alles Auffallende behutsam vermeiden. Sollten sie mich in der Kaserne tödten oder festnehmen, so ziehen Sie sich in aller Stille zurück. Wenn ich aber, wie ich zuversichtlich hoffe, meine Absicht erreiche, so werde ich jedem von Ihnen Soldaten zuweisen, mit deren Hilfe sie gleichzeitig den Präsidenten, die Minister und die vereinten urbinistischen Clubisten festzunehmen haben." Das kühne Wagniß glückte. Kurz nachdem Moreno vom Fenster des Nachbargebäudes aus in die Kaserne hineingestiegen war, erscholl der Ruf: „Viva Garcia Moreno!" Wenige Minuten später saßen Espinosa und die Minister in ihren eigenen Behausungen gefangen. Am andern Morgen war die ganze Stadt in Aufregung, überall hörte man den Ruf: „Viva Garcia Moreno!" In aller Frühe traten die Notabeln der Stadt unter dem Vorsitze Carvajals im Regierungspalaste zusammen, erklärten Espinosa für abgesetzt, und wählten Moreno zum interimistischen Präsidenten. Letzterer dictirte während dieser Sitzung eine glänzende Proclamation [1] an das Volk und sandte sie durch Eilboten nach allen Provinzen. Er selbst sprengte hierauf hinab zur gefahrdrohenden Hafenstadt Guayaquil. Am 20. Januar traf er dort ganz unerwartet ein, begab sich geraden Weges zur Artilleriekaserne und dann zur Infanteriekaserne, um vor allem des Militärs sich zu vergewissern. Hernach berief er die Behörden und Notabeln der Stadt vor sich und theilte ihnen die erfolgte Absetzung Espinosa's, sowie seine Ernennung zum interimistischen Präsidenten mit. Freudige Acclamation war die Antwort, und unter Jubelrufen verbreitete sich diese Kunde durch die ganze Stadt. Doch Garcia Moreno kannte seine Landsleute und ließ sich durch das Geschrei nicht täuschen. Er verhängte über die Stadt den Belagerungszustand, befahl unter Androhung schwerer Strafe, alle Waffen innerhalb 24 Stunden auf das Polizeibureau zu bringen, schickte Pedro Carbo und andere professionelle Aufwiegler der Stadt in's Exil.

Nach Quito zurückgekehrt, fand er enthusiastische Zustimmungsschreiben zu den durch ihn veranlaßten Schritten aus allen anderen Provinzen. Von Guayaquil aber folgte ihm die Nachricht eines blutigen Aufstandes auf dem Fuße nach. Zum Glücke hatte er demselben vorgearbeitet und

---

[1] In dieser Proclamation leistete er feierlich eidlichen Verzicht auf die Präsidentenwürde. Er schwur, nur so lange an der Spitze des Staates zu bleiben, bis er mit der Nationalversammlung die Staatseinrichtungen reformirt und die Ordnung im Lande wieder gesichert haben würde. Dieser Schwur gab später Anlaß zu Schwierigkeiten und gehässigen Mißdeutungen.

Anordnungen hinterlassen, welche die Erstürmung der Kaserne siegreich abzuweisen ermöglichten.

Von den außergewöhnlichen Vollmachten eines interimistischen Präsidenten Gebrauch machend, erließ er jetzt Schlag auf Schlag wichtige Verfügungen, um der zu berufenden Nationalversammlung und dem zu erwählenden Präsidenten den Boden zu ebnen und die Wege zu bahnen. Am 15. Mai 1869 begann die Nationalversammlung zu tagen. Sie ernannte ihn neuerdings zum interimistischen Präsidenten. Erst als er standhaft sich geweigert hatte, die Wahl anzunehmen, übertrug sie dieses Amt auf Manuel Ascasubi, seinen Schwiegervater.

Der Nationalconvent hatte an erster Stelle die Revision der Constitution und der Gesetze vorzunehmen. Dank der Anregung und Mitwirkung G. Moreno's leistete er diesesmal hierin in kürzester Frist mehr, als alle früheren Nationalversammlungen zusammen. Auf tüchtige Vorarbeiten gestützt, mit denen mehrere Juristen des Landes seit Jahren sich befaßt hatten, und durch theilweise Annahme der Gesetzbücher anderer Länder, gelang es, dem Gesetzescodex eine neue Fassung, sowie eine consequente und einheitliche Ausgestaltung zu geben. Für die Revision der Constitution arbeitete Moreno selbst zum Theil nach dem Muster der chilenischen Verfassung einen detaillirten Entwurf aus. Als er denselben der Beurtheilung der Versammlung unterbreitete, sagte er unter anderem: „Bei Abfassung dieses Entwurfes leiteten mich hauptsächlich zwei Absichten: erstens die Absicht, unsere politischen Einrichtungen mit unseren religiösen Ueberzeugungen in vollen Einklang zu bringen; zweitens die Absicht, der öffentlichen Gewalt eine Macht zu verleihen, die ausreichend ist, um allen anarchistischen Umsturzbestrebungen Einhalt zu thun. Die moderne Civilisation, welche ihr Entstehen und Dasein der katholischen Religion verdankt, geräth nach dem Zeugniß der Geschichte in dem Maße auf Abwege und in Niedergang, als sie von den katholischen Grundsätzen abweicht. Dieses letztere ist auch die Ursache der zunehmenden und stets weiter um sich greifenden Charakterlosigkeit einzelner Personen wie ganzer Staaten, welche eine ansteckende Krankheit unseres Jahrhunderts bildet.“ Ohne viel Widerstand und fast ohne jede Aenderung erhielt sein Project die Sanction der gesetzlichen Landesvertretung und so Gesetzeskraft. Nun schritt der Convent zur Präsidentenwahl.

Am 29. Juli gaben die Volksvertreter in der Jesuitenkirche nach feierlicher Heilig-Geist-Messe ihre Stimmen ab. Alle mit Ausnahme einer einzigen, fielen auf G. Moreno. Er lehnte jedoch ebenso bestimmt

als energisch ab und berief sich auf den Eid, den er vor dem ganzen Volke geleistet, die Wahl nicht anzunehmen. Der Nationalconvent verwarf aber einstimmig seine Ablehnung und erklärte nicht minder bestimmt, keinen anderen Bürger zu wählen, weil er ihn allein für den Mann halte, der unter den obwaltenden Verhältnissen die Gewähr biete, „Ordnung und Frieden dem Staate zu sichern und die Mitbürger auf den Weg des wahren Fortschrittes zu führen". Erst jetzt gab G. Moreno nach. Tags darauf leistete er als Präsident den Eid auf die neue Constitution in der Kathedrale. Als der Vorsitzende der Nationalversammlung ihn hierauf im Namen der Nation warm beglückwünschte, antwortete er in begeisterter Rede und schloß mit dem prophetischen Satze: „Glücklich werde ich sein, wenn es mir vergönnt sein wird, meinen Eid mit meinem Blute zu besiegeln zur Vertheidigung unseres Wahlspruches: Religion und Vaterland!" Dieses hatte ihm thatsächlich die Vorsehung zugedacht.

Die sechs Jahre, welche die zweite Regierungsperiode G. Moreno's umfaßte, sollten Jahre eines allseitigen, erstaunlichen Aufschwunges für die ganze Republik sein, aber auch Jahre ungewohnter Ruhe. Denn außer dem Versuche einer Empörung und eines Attentates auf sein Leben in Quito, sowie eines Aufstandes in Cuenca — beides noch im Jahre 1869 — kamen politische Ruhestörungen nicht vor. Geheime Gesellschaften hatten allerdings, als die Empörungsversuche versagten, mehrmals geplant, G. Moreno meuchlings aus dem Wege zu schaffen — so im Jahre 1871 —, doch die Vorsehung wachte über ihn, die Stunde seiner Feinde war noch nicht gekommen. — Auch mit allen auswärtigen Regierungen gelang es ihm, freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen und die ganze Zeit hindurch zu bewahren. Da dieser letzte Abschnitt im Leben des Helden — der segensreichste für Ecuador — am meisten bekannt geworden ist, können wir uns bezüglich des einzelnen noch kürzer fassen. Was er in der ersten Regierungsperiode begonnen, das führte er jetzt glänzend der Verwirklichung entgegen mit einer Weisheit, Willenskraft und Schnelligkeit, welche jedem Unbefangenen Bewunderung abnöthigt.

Die Reorganisation des Unterrichtswesens vervollständigte er jetzt durch alle Stufen und Abtheilungen. Indem er Lehrkräfte aus den verschiedensten Gegenden Europa's und Nordamerika's heranzog und weder Kosten noch Anstrengungen zu diesem Zwecke scheute, brachte er sämmtliche Lehranstalten, soweit es die obwaltenden Verhältnisse erlaubten, auf die Höhe, welche diese Schulen auch in Europa behaupten. Dieses räumten

deutsche wie französische Gelehrte, welche in dieser Zeit Quito besuchten, als unverdächtige und sachkundige Zeugen offen ein. An der Universität errichtete er neue Lehrstühle; er schuf ganz neu die polytechnische Schule mit ihren wohlausgerüsteten Laboratorien, Cabinetten und Museen; er errichtete eine große Sternwarte und versah sie mit kostbaren Instrumenten. Er gab dem Lande Akademien für Musik, Malerei und Bildhauerei, für welche die Ecuadorianer hohe Begabung zeigen, und Handwerkerschulen. Die öffentlichen Bauten (eine Eisenbahn, Straßen, Hunderte von Brücken, Schulen, Spitäler, Gefängnisse, Leuchtthürme u. a. m.) ließ er in weit ausgedehnterem Maße ausführen. Das Militär versah er mit besserer Kleidung, mit den neuesten Waffen und Kriegsmitteln. Behufs einer bessern Schulung und Disciplinirung der Soldaten errichtete er eine Cadettenschule und ließ talentvolle Officiere im Auslande Studien machen. Das Gerichtswesen reformirte er durch die Einführung der neuen Gesetzbücher und indem er es verstand, die älteren Richter durch drastische Mittel in Bälde von ihren alten Gepflogenheiten abzubringen und dem neuen Gerichtssysteme zuzuwenden. Die öffentliche Pflege der Armen, Kranken und Gefangenen, von jeher für ihn eine wahre Herzensangelegenheit, entfaltete sich zur herrlichsten Blüte, nachdem er sie Ordensgenossenschaften anvertraut, welche diesem Berufe sich widmen.

Die größte Aufmerksamkeit bewies er zum Aerger seiner Feinde wieder den kirchlichen Instituten. Schon als interimistischer Präsident hatte er das Concordat wieder in Kraft gesetzt, den kirchlichen Behörden ihre unabhängige Gerichtsbarkeit zurückgegeben, allen Geistlichen den ungehinderten Verkehr mit ihren Oberen gesichert. Jetzt verminderte er die Abgaben der Geistlichen und erhöhte dem niedern Weltclerus das Gehalt, er begünstigte durch Geldunterstützung und Anweisung von Wohnplätzen die Einwanderung auch solcher Ordensleute, die weder mit Unterricht noch mit Werken leiblicher Barmherzigkeit sich befassen. In echt katholischer Anschauungsweise sah er in der Kirche Ecuadors keine andere als diejenige der ganzen katholischen Christenheit. Sein großes Herz umfaßte deshalb mit innigster Theilnahme auch alles, was die gesammte Kirche betraf. Freudige Ereignisse, wie die Conversion der Königin-Mutter von Bayern, erfüllten ihn tagelang mit Trost, traurige mit tiefem Schmerz. Kein Wunder also, wenn ihm da die Verfolgung des Vaters der ganzen Christenheit schweren Kummer verursachte. Obgleich er wohl wußte, daß er Pius IX. dadurch keine Befreiung verschaffen könne, und klar voraussah, daß seine Handlungsweise verkannt und verspottet werden

würde, zauderte er doch keinen Augenblick, nachdem er die officielle Kunde von der Occupation des Kirchenstaates erhalten, laut vor aller Welt dagegen zu protestiren. Ihm war es rein unbegreiflich, wie andere katholische Staaten feige ihr Schweigen durch das Princip der Nichtintervention zu entschuldigen wähnten. Denn die Beraubung des Papstes war in seinen Augen ein gewaltsamer Angriff gegen alle und jeden katholischen Staat, und deshalb hielt er jeden katholischen Regenten für strenge verpflichtet, dagegen sich zu erheben. Wahrhaft rührend sind die Worte des Rechenschaftsberichtes von 1871, mit denen er diesen seinen Schritt vor der Volksvertretung rechtfertigt. Dieselbe Begeisterung für den Heiligen Vater trieb ihn zwei Jahre später, die Volksvertreter zu veranlassen, demselben für die Dauer seiner Beraubung den zehnten Theil des dem Staate zu entrichtenden Zehnten zuzuweisen.

Fest überzeugt, durch die Beförderung echt christlicher Gesinnungen und echt christlichen Lebens in Charakter und Sitten seiner Mitbürger eine vortheilhafte Umwandlung zu bewirken und so sicher und bleibend, wenn auch langsam, die Besserung aller Verhältnisse in Ecuador herbeizuführen, begünstigte er auf jede Weise die Abhaltung von Volksmissionen in Städten und Dörfern, sowie von jährlichen Exercitien beim Militär und in Studienanstalten. Aus demselben Grunde bewog er 1873 den Congreß, ein Decret zu erlassen, demzufolge die Republik feierlich unter den Schutz des göttlichen Herzens gestellt werden sollte, und that noch vieles andere, was geeignet war, ganze Gemeinden oder einzelne Personen zum Guten anzuregen. Ueberaus mächtig wirkte er in diesem Sinne aber auch durch sein eigenes Beispiel. In all seinem Denken und Reden, wie in seinem Thun und Lassen offenbarte sich eine tiefchristliche Gesinnung. Man lese seine öffentlichen Reden, und man wird sie alle von diesem Geiste wohlthuend durchweht finden. Sogar seine gewöhnliche Conversation war davon durchdrungen und getragen. In Ausübung der religiösen Pflichten und aller christlichen Tugenden ragte er hoch über seine Mitbürger empor, mochte er sich im stillen Kreise seiner kleinen Familie bewegen, oder als Präsident öffentlich seines Amtes walten. Trotz des Uebermaßes von Sorgen und Geschäften zog er sich von Zeit zu Zeit in die Einsamkeit zurück, um den geistlichen Uebungen des hl. Ignatius mit einem Ernste und Eifer obzuliegen, welcher der Entschiedenheit seines Charakters entsprach. Wenn er so auf der einen Seite, gerade und offen, wie er war, sich nie scheute, vor aller Welt als guter Katholik sich zu zeigen, so that er dieses auf der andern Seite in der ungezwungensten, ich möchte sagen, natür-

lichsten Weise. Es konnte nicht anders kommen, als daß ein solcher Mann wie mit magischer Gewalt veredelnd auf seine Umgebung wirkte. So war es auch. Wo er erschien, da floh das Laster und begann Tugend und Rechtschaffenheit kühn das Haupt zu erheben. — Um alles kurz zu sagen, stehe ich nicht an, zu behaupten, G. Moreno lebte wie ein Heiliger und wirkte wie ein Apostel. P. Berthe führt zahlreiche Beispiele hierfür an, wie man sie nur in den Lebensbeschreibungen großer Heiligen zu finden gewohnt ist.

Wer nun glaubte, eine so gewinnende, verehrungswerthe Erscheinung wie G. Moreno habe sich die Begeisterung aller seiner Mitbürger erobern müssen, der kennt die Ecuadorianer schlecht. Solange wir in Ecuador lebten, konnten wir von allgemeiner Dankbarkeit oder Begeisterung für den ganz zum Wohle seiner Mitbürger sich aufopfernden Mann wenig wahrnehmen, sowohl bei öffentlichen Feierlichkeiten als im gewöhnlichen Alltagsleben. Zum Glücke bedurfte er einer derartigen Anregung zu seinem edlen Schaffen nicht, ja er ging allen Gelegenheiten zu Kundgebungen der Anerkennung seiner Verdienste geflissentlich aus dem Wege. Daß indessen die Ecuadorianer im Grunde ihres Herzens doch bessere Gesinnungen bargen, als ihr äußeres Benehmen vermuthen ließ, sollte sich kundgeben, als 1874 die Wahlbewegung für den nächsten Präsidenten die Gemüther wieder in Wallung brachte. Bald ward es jedem unbefangenen Beobachter klar, wohin das Zünglein der Volksstimme sich neigen werde. Sie wollte G. Moreno am Ruder behalten. Diese allgemeine Meinung vermochten selbst die größten Anstrengungen der Gegner nicht umzustimmen, welche Borrero zum Candidaten aufgestellt hatten, einen Mann von hoher Befähigung und vielem Wissen, aber auch einen Mann, der es verstand, seine katholischen Ueberzeugungen mit liberalen Ueberzeugungen zu vereinbaren. So wurde denn im Mai 1875 Garcia Moreno einstimmig wiedergewählt, weil die Borreristen in der Voraussicht ihrer Niederlage der Wahl sich zu enthalten beschlossen hatten.

Sechs weitere Jahre der Regierung G. Moreno's hätten die Republik so gründlich im Guten befestigt, daß Liberalismus und Radicalismus fürder im Lande regierungsunfähig geworden wären. Sie hätten aber auch zweifelsohne die südamerikanischen Schwesterrepubliken zur Aenderung ihres Regierungssystemes gedrängt und so einem Umschwung zu Gunsten des christlichen Staates von unberechenbaren Folgen veranlaßt. Deshalb verbanden sich die Feinde Moreno's im Lande mit den geschworenen Gegnern seines Regierungssystemes in der ganzen Welt zum Sturze des

kühnen, gewaltigen Vorkämpfers eines Staates, der die verhaßten Ideen des „Syllabus“ verkörperte. Weil ihm durch politische Verwicklung nicht beizukommen war, sollte gemeiner Mord ihn stürzen. Die Art und Weise, wie sie dieses schändliche Verbrechen ausführten, und die letzten merkwürdigen Ereignisse im Leben unseres Helden sind der Hauptsache nach noch in aller Erinnerung, nähere Einzelheiten aber würden in den Rahmen dieser Skizzen nicht passen. Wir wollen nur drei für die Beurtheilung dieser letzten Vorgänge wichtige Umstände noch kurz berühren.

Es ist erstens eine Thatsache, daß G. Moreno sein grausames Ende, lange bevor es eintraf, klar vor Augen stand. Monate vorher versicherte er seinem besten Freunde Juan Aguirre Montufar, als dieser von Quito abreiste, ganz bestimmt und mit Thränen im Auge, er würde ihn hienieden nicht mehr sehen. Zwei Tage vor dem Tode erinnerte er denselben brieflich an diese Vorhersage und fügte dann bei: „Ich werde ermordet werden. Ich bin glücklich, für den Glauben zu sterben. Wir werden uns im Himmel wiedersehen.“ Je näher der Tag des Attentates heranrückte, um so häufigere und bestimmtere Anzeigen erhielt er über die Absichten und Pläne der Verschworenen. — Er ging zweitens seinem Schicksale ruhigen, festen Blickes entgegen, mit Gesinnungen, würdig der Martyrer aus den ersten Christenverfolgungen. Hatte die Drohung mit gewaltsamem Tode nicht vermocht, ihn von der Annahme der Wahl zurückzuschrecken, so vermochte sie ihn jetzt auch nicht zu Aenderungen in seinen Absichten und Handlungen zu bewegen. Während andere, besonders seine brave Gattin, für ihn zitterten, verlor er keinen Augenblick seine Seelenruhe, arbeitete er so ungestört und eifrig an den Geschäften fort, wie wenn nichts gegen ihn im Gange wäre. In seinem Benehmen und Auftreten zeigte sich nicht die geringste Veränderung. Wohl aber bekundeten die Antworten, die er denen gab, welche ihn baten, für größere Sicherheit zu sorgen, heroischen Gleichmuth, seltene Seelenstärke, übernatürliche Opferfreudigkeit. Heiter erwiederte er unter anderem Freunden, die ihm die drohende Gefahr vorstellten: „Was wünscht denn ein Wanderer mehr, als am Ziele der Wanderschaft anzulangen? was ein Schiffer anderes, als die Ufer seines Vaterlandes zu begrüßen? Ich habe mein Geschick in Gottes Hand gelegt, er wird mich aus diesem Leben wegnehmen, wann und wie es ihm gefällt.“ Nachdem er sein Schicksal ganz der Vorsehung anvertraut, nachdem er Pius IX. um seinen Segen angefleht, damit er die Gnade erhalte, für sein Vaterland sein Blut zu vergießen „aus Liebe zu demjenigen, der, obwohl er Gott war, das seinige für uns am Kreuze

vergießen wollte", war er nur mehr darauf bedacht, wohl vorbereitet vor Gottes Richterstuhl zu erscheinen. Dazu bedurfte es aber bei seinem Lebenswandel keiner Aenderungen oder besonderer Vorkehrungen. Wenn er keine außergewöhnlichen Sicherheitsmaßregeln anwenden wollte — die gewöhnlichen vernachlässigte er keineswegs [1] —, so war dieses weder Verwegenheit noch Tollkühnheit, wie manche fälschlich meinten. Den wahren Grund setzte er selbst einem Prälaten auseinander. Er hatte erkannt, wie gegen die teuflisch schlauen, gesetzlich nicht faßbaren Anschläge seiner Widersacher weder Wachen, noch Polizei, noch sonstiger menschlicher Schutz volle Sicherheit bieten könnten. Wußte er ja, daß er es nicht mit dem einen oder andern persönlichen Gegner zu thun hatte, sondern mit einer über die ganze Welt zerstreuten, wohl organisirten Partei, die nicht offen und mit ehrlichen Waffen, sondern mit allen Mitteln im Dunkel der Nacht kämpfte.

Denn es war — und dieses ist das dritte, was wir hervorheben wollen — eine absichtliche Entstellung der Thatsache, wenn man die Ermordung G. Moreno's für einen bloßen Act der Privatrache zu erklären suchte. Gerade durch diese sofort wie auf einen Schlag in den kirchenfeindlichen Blättern auf der ganzen Welt ausgegebene Parole haben die wahren Urheber sofort den Verdacht auf sich gelenkt. Gewiß war Privatrache mit im Spiele, Rayo und Polanco wenigstens handelten auch aus dieser Ursache; den eigentlichen Antrieb erhielten sie aber von anderen. Dieser Umstand beweist aber nur, wie geschickt die eigentlichen Urheber alles einzufädeln wußten, um die wahren Triebfedern zu verdecken. Es liegen unumstößliche Beweise dafür vor, daß die Verschworenen in Quito — zu diesen aber gehörten noch ganz andere als die fünf wirklichen Mörder — ihre Leitung von Peru aus erhielten, daß sie, um nicht entdeckt zu werden, ihre Briefe sogar durch die Regierungskanzlei und den päpstlichen Delegaten zu expediren wußten. Von Peru kam auch das Geld, mit welchem man die Mörder bezahlte. Denn in den Taschen Rayo's, eines armen Mannes, fand man peruanische Bankanweisungen von bedeutendem Werthe. Doch auch in Peru war nicht der eigentliche Herd, sondern nur der nächste Operationsposten. Garcia Moreno schrieb schon 1873 an einen Freund, er habe aus Deutschland die Nachricht erhalten, daß die dortigen Logen denen von Amerika die Weisung gegeben hätten, Himmel und Erde in Bewegung zu setzen, um

---

[1] Wohl deshalb kam es, daß das Attentat erst beim dritten Versuche gelang.

den Präsidenten zu stürzen. In seinem letzten Briefe an Pius IX. unmittelbar nach seiner Wiedererwählung theilte er aber mit, daß „die Logen der Nachbarstaaten auf Veranlassung solcher von Deutschland insgeheim über die Mittel beriethen, wie sie ihn ermorden sollten". Am Vorabend seines Todes benachrichtigte er während des Staatsrathes seine Minister von einem Decrete deutscher Logen, welches seine Ermordung bestimme. Auf diese Weise kann man es erklärlich finden, wie kirchenfeindliche Blätter in Europa und Amerika vor dem Attentate mehrfach auf dasselbe anspielten. So die „Indépendance belge", als sie berichtete, „in 3 oder 4 Monaten würden in Ecuador Dinge geschehen, von denen alle Welt sprechen würde". So wird es ferner erklärlich, weshalb aus Chile, Neugranada und Peru Abgesandte in Lima sich zusammenfanden zur gemeinsamen Leitung des Attentates, weshalb in den Zeitungen verschiedener Länder Nachrichten über die Ermordung des ecuadorianischen Präsidenten auftauchten zu einer Zeit, als in Ecuador noch niemand an so etwas ernstlich denken konnte.

Wir wenigstens hegen nicht den geringsten Zweifel darüber, daß die Ermordung in erster Absicht dem christlichen Staatsmann galt, dem christlichen Helden, welcher den Muth besaß, von der Höhe der Cordilleren herab vor den Augen der ganzen Welt das Banner des christlichen Regierungsprincips ruhmreich zu entfalten zu einer Zeit, wo alle übrigen Regierungen dasselbe unter die Füße traten, den Kampf erfolgreich aufzunehmen gegen das unabsehbare Heer moderner kirchenfeindlicher Volksbeglücker, greifbare und lautredende Thatsachen der hohlen, inhaltleeren liberalen Phrase entgegenzustellen. Ganz dasselbe bezeugte auch Pius IX., als er am 20. September 1875 in seiner Ansprache an die Pilger von Laval von diesem Attentate redend behauptete, Garcia Moreno sei als „Opfer für seinen Glauben und seiner christlichen Liebe für sein Vaterland gefallen". Darin liegt auch die hohe providentielle Bedeutung dieses außergewöhnlichen Mannes. Durch ein leuchtendes Beispiel wollte die Vorsehung die Welt darauf hinweisen, worin allein die Rettung der Völker liege: in der consequenten Anerkennung und praktischen Ausführung der Lehren des Christenthums; in der christlichen Charakterstärke für den einzelnen, im christlichen Staatswesen für ganze Völker. Beides bildet den Grundgedanken in der Geschichte Garcia Moreno's. Im Geiste des Christenthumes, welches den Gegensatz zum Geiste der Welt besagt, liegt es aber auch nothwendig begründet, daß weder das eine noch das andere ohne Arbeit und Kampf zu erreichen und zu er-

halten ist. Deshalb sollte Garcia Moreno durch seine heroische Arbeit und seinen heroischen Kampf andere zu gleichem Heldenmuthe begeistern. Er sollte aber auch sterbend für die gute Sache siegen; siegen zunächst für sich selbst, denn ohne allen Zweifel erfreut er sich jetzt der Krone für seine Arbeit und seinen Kampf; siegen aber auch über seine Feinde, denn ebenso wie er durch seinen glorreichen Tod dem Christenthume mehr genützt hat, als wenn er ruhig und still glücklich weiter regiert hätte, so hat er auch dadurch den widerchristlichen Grundsätzen ein empfindlicheres Verdammungsurtheil gesprochen.

L. Dressel S. J.

---

# „Unabhängige Moral“ im Lichte des päpstlichen Rundschreibens über die menschliche Freiheit.

(Schluß.)

---

Das bisher Festgestellte muß, soll es Wahrheit sein, auch von der innern Natur eines jeden Menschen als wahr bezeugt werden. Und das geschieht thatsächlich: das sittliche Urtheil in uns gibt sich uns sehr bestimmt als die Stimme Gottes in seiner Creatur zu erkennen. In dieser Thatsache liegt gewissermaßen ein Beweis a posteriori, daß jede menschliche Sittlichkeit nothwendig religiöser Natur ist.

Analysire ich das praktische Urtheil über gut und böse in mir, so finde ich zunächst, daß es ein Urtheil ist, unabhängig von mir, oft genug ein Urtheil gegen mich und meine Wünsche. Ich muß dieses Urtheil auf einen Höheren, über mir Stehenden zurückführen. Und da das Gesagte von einem jeden Menschen gilt, so weisen uns die moralischen Urtheile schon unter dieser Rücksicht auf ein höheres, über die gesammte Menschheit erhabenes Wesen hin.

Die sittlichen Urtheile über unsere Handlungen sind indessen, wie wir ebenso deutlich wahrnehmen, zugleich verpflichtende Befehle, so zu handeln und nicht anders. Diese Stimme im Innern des Menschen sagt ihm nicht nur: dies ist gut, jenes böse, sondern auch: dies sollst du thun, jenes aber verbiete ich dir. Es ist also mit nichten bloß eine Belehrung, die wir in uns vernehmen, es ist auch ein Gebot; das Gewissen

bindet, verpflichtet einen jeden Menschen; es sind gesetzliche Vorschriften, die uns als solche entgegentreten. „Das sittliche Urtheil der Vernunft", sagt die päpstliche Encyklika, „bestimmt nicht bloß, was seiner Natur nach sittlich ist, was unsittlich, sondern auch was gut ist und zu vollbringen, was böse und zu meiden; es schreibt eben die Vernunft dem Willen vor, wonach er streben, was er vermeiden soll, damit der Mensch sein höchstes Ziel erreichen kann, um dessen willen alles übrige zu geschehen hat. Diese Ordnung der Vernunft nun nennen wir Gesetz."

Offenbar setzt ein Gebot einen Gebietenden voraus und eine Verpflichtung einen Verpflichtenden. Dieser muß aber nicht nur von mir verschieden sein, sondern auch über mir stehen; er muß mein Oberer, mein Herr sein. Wenn Kant seinen „kategorischen Imperativ" lediglich auf die Menschennatur als letzten Grund stützen will, so unternimmt er eben Unmögliches. Insbesondere kann der Verstand nicht befehlen oder verpflichten; dies ist Sache des Willens. Wohl aber kann der Verstand den Befehl eines Willens erkennen und so als Befehl kundthun. Der höhere, befehlende Wille ist in unserem Falle offenbar der Wille des Schöpfers der Vernunft. Mein eigener Wille kann er schon aus dem Grunde nicht sein, weil der Befehl auch gegen meinen Willen ergeht. Sonst müßte ja auch mein Gewissen immer schweigen, sofern ich dies nur entschieden wollte; es redet und befiehlt aber trotzdem, oft so laut und nachdrücklich, daß sein Befehl und Verbot für den Menschen zur wahren Folter wird.

Diese Wahrheit tritt der menschlichen Würde durchaus nicht zu nahe. Im Gegentheil, unser sittliches Bewußtsein bezeugt uns, daß jede des Menschen würdige Handlung nothwendig Gott gefallen, jede unwürdige ihm mißfallen muß, ja, daß Gott meistens uns etwas gebietet oder verbietet, eben weil es unserer höhern Natur angepaßt ist oder nicht. Wir läugnen auch nicht, daß es viele Handlungen gibt, in denen das innere Element des Sittlichen das äußere weit überwiegt, wie z. B. Gottesliebe, und umgekehrt Gotteshaß, Meineid u. dgl. Ist ja auch bei allen naturwidrigen Handlungen ihr Gegensatz gegen unsere geistige Natur der Grund, weshalb Gott sie uns verbietet, so wie er die naturgemäßen befiehlt oder erlaubt, eben weil sie unserer Natur entsprechen. Aus diesem Grunde kann auch unsere Vernunft die nächste Norm, der Maßstab der natürlichen Sittlichkeit sein; sonst wäre das unmöglich. Nur ist sie nicht der letzte objective Grund der Sittlichkeit: das ist Gott und sein Wille.

Von der Sanction haben wir nachgewiesen, daß sie nothwendig sei, um der Sittlichkeit Festigkeit zu geben. Hat also der Schöpfer in der That

für die Beobachtung oder Nichtbeobachtung des Naturgesetzes Lohn oder Strafe bestimmt, so muß auch der Mensch von Natur aus darum wissen. Dies ist nun thatsächlich der Fall. Zunächst einmal erzeugt die Pflichterfüllung und überhaupt jede sittliche That ein Gefühl der Befriedigung, wenn man will, auch der Selbstachtung; ganz natürlich, denn der Mensch ist sich ja bewußt, daß er that, was er thun soll und was gewiß für ihn ehrend ist. Ebenso erzeugt die unsittliche That naturgemäß ein Gefühl der Unzufriedenheit mit sich selbst, und im Grunde genommen auch der Selbstverachtung. Würde das Gewissen, wie z. B. Zeller meint, nur dieser Gefühle fähig sein, so wäre das allerdings ein Beweis für die Unabhängigkeit der menschlichen Moral. Denn dadurch würde die Natur selbst uns darauf hinweisen, gut zu handeln nur unserer eigenen Würde und Befriedigung halber. Aber noch Gefühle ganz anderer Art ruft die gute oder böse That in uns hervor, nämlich die der Hoffnung oder der Furcht. Nicht auf die Gegenwart beziehen sich dieselben, sondern auf etwas noch Kommendes, Zukünftiges; nicht Selbstbefriedigung oder innere Zerfallenheit drücken dieselben aus, sondern einstiges lohnendes Glück oder strafendes Unglück, ganz verschieden von dem Lohne und der Strafe, welche die That selbst schon naturgemäß mit sich gebracht hat. Das in Aussicht gestellte Glück oder Unglück erscheint aber als ein solches, welches nicht blindlings dem Menschen zu Theil wird, sondern genau wie er es verdient hat, welches ihm also zugesprochen wird von einem, der ein ebenso geheimer wie gerechter Zeuge all seiner Thaten ist, dessen Macht der Mensch nicht entgehen kann, nicht einmal durch den Tod. Mehr noch: diese Hoffnung und diese Furcht gründen sich klar und bestimmt auf das Bewußtsein, dem Willen eben jener höhern Macht entsprochen oder nicht entsprochen zu haben, welche in uns den sittlichen Befehl, das unabwendbare „Du sollst“ ausspricht. Kurz, jene Hoffnung und jene Furcht beziehen sich nicht auf uns selbst oder die allgemeine sittliche Ordnung, sondern auf Gott, den Urheber und Wächter des sittlichen Gesetzes. Diese Furcht Gottes ist der Grund jenes Schreckens und Entsetzens, welche oft dem Verbrechen auf dem Fuße folgen und welche schon die Alten unter dem Bilde der Furien so grausig schilderten; diese Hoffnung ist der Grund jener Seligkeit des guten Gewissens, die weit mächtiger die Seele bewegt, sie ganz anders stählt gegen das Böse, als Selbstachtung und Selbstzufriedenheit es je vermögen. Durch diese Hoffnung sagt die eigene Vernunft dem Guten, daß derjenige, dessen Gesetz er gehalten, ein solches Maß von Glückseligkeit dafür verleihen kann und wird, daß es ihn für

das Maß der Entsagung vollauf entschädigen wird. Und dem Verächter des Gesetzes sagt die Furcht, es werde einst so viel Schmerz und Elend auf sein Haupt gehäuft werden, daß alle Frucht der bösen That nie damit in Vergleich kommen könne. Derart sprach die Stimme der Vernunft von jeher bei allen Völkern, bei Griechen und Barbaren, bei Wilden und Civilisirten. Auch der Unsittlichste kann sich diesem Bewußtsein nie völlig und auf die Dauer entwinden. „Das Gesetz“, sagt der Papst, „leitet den Menschen in seinen Handlungen, und es wird ihm durch Verheißung von Lohn, sowie durch Androhung von Strafen ein Antrieb zum Guten und hält vom Bösen ihn zurück.“

Nichts beweist uns so bestimmt, daß das sittliche Urtheil in uns in letzter Instanz nur das Urtheil des Herrn und Regierers der Welt sein kann, als dieses Bewußtsein der einstigen Vergeltung. Durch dasselbe gibt uns aber auch unsere eigene Natur den bestimmtesten Fingerzeig, daß unsere Sittlichkeit naturgemäß auf Gott sich beziehen soll, und zwar auf Gott als den Vergelter. Sie selbst bietet uns Hoffnung und Furcht dar zum Beweggrund der guten That, je nach Umständen zum stärksten und zuverlässigsten. Wenn also, wie die Gegner sagen, dasjenige sittlich ist, was der geistigen Natur des Menschen entspricht, dann ist gewiß jede That sittlich gut, welche aus diesem Motiv verrichtet wird. Nicht als wenn dieser Beweggrund der sittlich höchste wäre; nein, er ist vielmehr unter allen sittlichen Motiven das unvollkommenste, „der Anfang der Weisheit“, aber doch wahre Weisheit und in vielen Fällen durchaus nothwendige Weisheit. So zeiht also die Stimme der eigenen Natur jene des Irrthums, welche glauben, nur die Würde des Menschen sei es, welche ein sittliches Motiv für seine Handlungen abgeben könne. Es ist übrigens von selbst einleuchtend, daß eine freie Handlung für gut oder böse auch mit Rücksicht darauf zu gelten hat, ob dieselbe dem Menschen zu seinem letzten Lebensziele verhilft oder nicht. Hätte unser Leben kein bestimmtes Ziel, so müßten nothwendig alle Handlungen des Menschen einer bestimmten Regel, gemäß der sie geschehen sollten, entbehren, eine Norm der Sittlichkeit wäre unmöglich. Das letzte Lebensziel des Menschen, worin immer es bestehen mag, muß aber jedenfalls dem Menschen eines bringen, sofern es erreicht wird: wahres, dauerndes Glück; umgekehrt muß der Mensch wahrhaft unglücklich werden, sofern er es verfehlt. Nun sagt dem Menschen das Gewissen, daß dieses Ziel nicht nothwendig erreicht wird, daß er es verfehlen kann, daß es verdient werden muß — was sich ja bei einem freien Wesen von selbst versteht —, und zwar verdient

werden durch die sittlich gute That. Die einstige Erreichung dieses Zieles verheißt ihm die Stimme des Gewissens durch die Hoffnung, seinen Verlust stellt es ihm in drohende Aussicht durch die innere Furcht und Qual. Auf solche Weise gibt es unseren freien Handlungen diejenige Richtung, die sie durchaus benöthigen, um gute, richtige Handlungen zu sein, d. h. Handlungen, gerichtet auf das letzte Ziel.

Wollten wir nun als Resultat unserer Untersuchung eine erschöpfende Definition der Sittlichkeit aufstellen, so müßte dieselbe etwa also lauten: Sittlich gut sind diejenigen freien Handlungen, welche der Würde der menschlichen Natur und eben deshalb dem Willen Gottes entsprechen und dadurch den Menschen seinem Lebensziele entgegenführen. Wie leicht einzusehen, ist diese Begriffsbestimmung nichts weniger denn die einer unabhängigen Moral, sie besagt schon vermöge ihres ersten Elementes eine durchaus abhängige Moral. Denn die Würde unserer Natur ist nichts „Autonomes"; sie ist uns vom Schöpfer verliehen und deshalb wesentlich eine ihm untergeordnete und von ihm abhängige Würde. Demgemäß schließt dies erste Element, richtig gefaßt, die beiden anderen schon in sich ein: entspricht eine That der menschlichen Würde, dann auch dem Willen Gottes und dem Lebensziel des Menschen, und umgekehrt. Ganz richtig sagt Zeller: „Die Motive, welche unser Verhalten zu einem sittlichen machen, beruhen auf der Werthschätzung der geistigen Seite unserer Natur"; und: „Die Sätze der Ethik sind der Ausdruck der Forderungen, die als Norm der menschlichen Willensthätigkeit aus der Idee des Menschen hervorgehen." Nur hätte er nicht übersehen sollen, daß diese „geistige Seite" das Werk der Macht Gottes ist und daß die „Idee des Menschen" die Idee der denkbar größten Abhängigkeit vom Urgrund und Endziel in sich schließt, daß mithin eine Abschätzung unserer geistigen Natur als unabhängig — sei es in physischer oder moralischer Beziehung — nicht eine „Werthschätzung" ist, sondern eine „Ueberschätzung".

Man behauptet gegnerischerseits, eine solche Definition der Sittlichkeit enthalte Elemente, die nichts weniger als sittlich seien. Zunächst greift man die Zweckrichtung des Sittlichen auf die eigene Glückseligkeit an: diese „Eudämonologie", meint man, sei gar kein sittliches Moment. „Wo nur die Rücksicht auf eine künftige Belohnung oder Bestrafung die Willensrichtung bestimmt, da findet überhaupt kein sittliches Handeln statt, sondern nur ein Handeln aus Berechnung"; so Zeller. „Klugheitsrücksichten" seien das, nicht Sittlichkeit. Gewiß wäre das richtig, wenn nur diese Rücksicht obwaltete mit positivem Ausschluß jeder andern. Das wäre

in der That schmutzige Selbstliebe, die über dem Vortheile Gott und die eigene Würde vergäße. Anders verhält es sich, wenn auch diese Rücksicht unser Leben bestimmt, nämlich zugleich mit der Achtung vor uns selbst und insbesondere vor Gott. Oder soll es des Menschengeistes unwürdig sein, mit aller Kraft nach dem zu streben, wofür er nun einmal von der Natur selbst bestimmt ist, wonach er mit der ganzen Schwerkraft seiner höhern Natur sich sehnt und sehnen muß, nämlich nach jenem Zustand, in dem er seine höchste sittliche Vollendung und eben deshalb sein höchstes Glück finden soll? Behaupten die Gegner das, dann müssen sie ihre eigene Definition der Sittlichkeit: „Sittlich ist, was des Menschengeistes würdig ist“, des Irrthums zeihen. Aber die „Berechnung“, die „Klugheitsrücksichten“! Wir fragen: Seit wann ist denn Sittlichkeit unklug, dumm? Gewiß sind Sittlichkeit und Klugheit zwei unterschiedene Begriffe. Aber alles, was wahrhaft sittlich gut ist, darf nicht der Klugheit entrathen. Sünde und Schlechtigkeit hingegen tragen von Natur aus den Charakter der Unklugheit. Wer sich ihr hingibt, wird am Ende stets finden, daß er sich getäuscht und in hohem Grade unklug gehandelt hat.

Ferner soll die von uns gegebene Erklärung der Sittlichkeit auf einen Egoismus hinauslaufen. Nein, den Egoismus, d. h. die einseitig betonte Rücksicht auf das eigene Wohl empfehlen wir nicht, sondern verwerfen ihn als einen Hohn auf die Sittlichkeit. Aber etwas ganz anderes ist die wohlgeordnete Selbstliebe. Diese steht nicht im Widerspruche zur Sittlichkeit, ist vielmehr eine Forderung derselben. Oder ist überhaupt ein vernünftiges Wesen auch nur denkbar, das nicht irgendwie zur Sorge für sein eigenes wahres Wohl, mithin zur Selbstliebe sittlich verpflichtet wäre? Worin aber besteht dieses Wohl, wenn nicht in der eigenen Vollendung und Seligkeit? Unmöglich kann das unsittlich sein, wozu die Natur selbst, und zwar die höhere geistige, uns anleitet. Allein wir können weiter gehen und den Gegnern mit vollem Rechte ihren Einwurf zurückgeben: ihre Theorie der Sittlichkeit ist die des reinsten Egoismus. Denn alle Sittlichkeit auf die eigene persönliche Würde, auf das eigene „Ich“ zu gründen und zugleich dieses Ich zum Theuersten, zum Höchsten, zum Absoluten, zur Höhe der Gottheit zu erheben, hingegen ganz zu vergessen, ja zu läugnen, daß dasselbe seinem Herrn und Schöpfer tausendfach verpflichtet ist, das ist schon an und für sich die stolzeste Selbstüberhebung. Dieselbe hat aber außerdem jegliche Art von Gefahren für die Sittlichkeit im Gefolge. Denn nichts gefährdet dieselbe erfahrungsgemäß mehr, als

Selbstdünkel und Selbstsucht. Gerade die „unabhängige Moral" also ist es, welche dem Egoismus mit all seinen verheerenden Wirkungen auf dem Gebiete der Sittlichkeit Thür und Thor öffnet, nicht aber die Gott unterwürfige und nach Gottes Besitz strebende Moral.

Ein anderer Einwurf betont insbesondere, daß der formale Gegenstand der Ethik das absolut Werthvolle sein müsse, das aber sei bloß das sittlich Gute an und für sich; um also wirklich sittlich zu handeln, müsse der Mensch das Gute seiner innern Güte selbst wegen thun, nie aber um der Folgen willen, welche etwa seine That für ihn haben könnte. Ohne Zweifel ist das absolut Werthvolle das vollkommenste aller sittlichen Motive; aber daraus folgt noch keineswegs, daß es auch das einzige sei. Ferner haben wir uns unter dem absolut Werthvollen gewiß nicht das abstracte sittlich Gute, sondern den absolut sittlich Guten, Gott, zu denken. Gerade die Beziehung zu Gott, die Religion, gibt demnach der Sittlichkeit ihren höchsten Flug. Sie weist den Menschen an, immer mehr sich selbst zu läutern, indem sie die Selbstliebe, auch die sittlich gute, immer mehr adelt durch die Liebe zum Schöpfer. Sie lehrt, das Gute zu thun nicht nur aus Liebe zur Tugend, sondern mehr noch aus Liebe zu demjenigen, der reiner, größer, vollendeter ist, denn alle menschliche oder abstract gedachte Tugend; nicht nur aus Achtung vor der eigenen geistigen Menschenwürde, sondern aus Achtung gegen den Geist, dessen Würde über alle Begriffe erhaben ist.

Das Ergebniß unserer Untersuchung ist also dieses: Es gibt nur eine Moral und das ist die „abhängige Moral", eine Moral, welche abhängig ist von Gott. Alles ist aus Gott, in Gott, von Gott, durch Gott. So in der physischen Weltordnung: alles, was da ist, hat seinen Grund und seine Stütze nur in ihm, „der allein ist". So auch in der sittlichen Weltordnung: sie hat ihre Grundlage in ihm allein, der der einzig sittlich Vollendete, die lebendige, ewige und persönliche sittliche Ordnung, der dreimal Heilige ist. Nur deshalb ist die sittliche Weltordnung, das ewige Gesetz, das, was es ist, sittlich gut, weil es ein Abbild seiner Heiligkeit ist, ein Strahl seines sittlichen Lichtes und der Ausdruck seines hochheiligsten Willens. — Die subjective Kenntniß aller Sittlichkeit ist aus Gott; denn er legte dieselbe hinein in die menschliche Natur; die Stimme des Gewissens ist die Stimme der Gottheit, ein Fiat in der moralischen Weltschöpfung. — Die wirkliche Bethätigung alles sittlichen Lebens in der Geisteswelt gründet sich ewig und unabänderlich auf Gott als den nothwendigsten, höchsten und idealsten aller sittlichen Beweggründe.

Gott ist und bleibt sol justitiae, die Sonne aller Gerechtigkeit, auch der menschlichen.

Es ist hier der Ort, noch mit einem Worte einer Anschauung zu gedenken, die zwar von einer nicht geringen Oberflächlichkeit zeugt, aber nichtsdestoweniger oder vielleicht gerade deshalb seit den Tagen der Aufklärung zahlreiche Vertreter gefunden hat. Ueber Religion, heißt es, wird man nie einig werden, wohl aber über Moral. Man disputire also nicht mehr über jene, sondern halte sich an die allgemeinen Grundsätze dieser. Es kommt ja nicht darauf an, was man glaubt, wenn man nur recht handelt. — Beginnen wir mit dem letzten Satze. Die Wahrheit ist, daß der Mensch handelt, wie er denkt, und sehr selten besser, als er denkt. Wie die Grundsätze, wie die Lebensanschauungen eines Menschen sich gestaltet haben, so wird auch im allgemeinen seine Lebensart sich gestalten. Die für das Leben wichtigsten Grundsätze aber hängen von nichts so sehr ab, als von der religiösen Denkart. Die ganze sittliche Lebensanschauung beruht ja in erster Linie auf der Beantwortung der Fragen nach dem Wesen des Menschen, nach seinem Ursprung und nach seiner Bestimmung. Das aber sind eminent religiöse Fragen. Und soll es denn in der That für die „sittliche Auffassung“ des Lebens und seiner Pflichten gleichgiltig sein, ob ich mich zur „religiösen Anschauung“ des Materialismus bekenne, in der es nichts als Stoff und Kraft gibt, oder aber zur religiösen Anschauung des Christenthums, durch die ich mich erkenne als Kind Gottes und Erben seiner Herrlichkeit?

Ferner soll man über Religion nie einig werden können. Aber die Menschennatur ist doch nur eine. Und diese Natur selbst vermittelt dem Menschen, wenn er die Finsterniß nicht mehr liebt als das Licht, die Erkenntniß Gottes und die übrigen Grundlagen der Religion. Selbst die Heiden sind unentschuldbar, wenn sie sich diese Erkenntniß durch die bösen Neigungen des Herzens verdunkeln lassen oder den mit ihr verbundenen Anforderungen nicht Folge leisten. In einer unvergleichlich viel bessern Lage sind freilich die Bekenner des Christenthums, welches, von Gott selbst in die Mitte der Nationen hineingestellt, eine Fülle von Licht und Kraft ausstrahlt auf alle, die guten Willens sind. Und wenn das Christenthum dasteht als „ein Zeichen für die Nationen“, mit den Merkmalen seines göttlichen Ursprunges an der Stirne, so leuchtet unter diesen Wahrzeichen insbesondere die Macht hervor, welche es besitzt, die Menschen nicht nur zu wahrer Sittlichkeit zu erheben, sondern zur Vollkommenheit, zu heroischer Tugend, zur Heiligkeit. Aber gerade weil die christliche

Sittlichkeit mit ihren erhabenen Lehren so hell und rein erstrahlt, findet sie so viele Gegner. Man verwirft sie selbst und mit ihr die ganze Offenbarung, um an ihre Stelle die „unabhängige Moral“ zu setzen.

Auch diese Moral stützt sich indessen auf eine „Offenbarung“, und zwar eine Offenbarung, so alt wie die Menschheit. „Eritis sicut dii“, „Ihr werdet sein wie die Götter“, das war die erste Proclamation der „unabhängigen Moral“.

J. Rieth S. J.

---

# Thronbesteigung und Conversion der dänischen Prinzessin Anna, Gemahlin Jakobs I. von England.

(Schluß.)

## 2. Die Conversion.

Als die Gesandten König Jakobs VI. von Schottland im Jahre 1587 nach Kopenhagen kamen, um in seinem Namen um die Tochter Friedrichs II. zu freien, verlangte der königliche Hof für die zukünftige Königin der Schotten vollständige Religionsfreiheit [1]. Beim Abschlusse der diesbezüglichen Verhandlungen 1589 gelobten die Schotten, „daß Ihro fürstlichen Gnaden Ihre Religion und Ihren Gottesdienst frei haben sollten, ebenso ihre Diener, auch dürfe sie sich auf Ihre eig'nen Kosten Ihren eig'nen Prädikant halten, selbigen Prädikant mit sich nehmen, wohin es Ihro fürstlichen Gnaden beliebe; wann oder so oft ihr Prädikant stürbe, solle sie die Freiheit haben, einen andern an dessen Stelle zu rufen, wen und woher es Ihro fürstlichen Gnaden beföle“ [2]. Dominus Johannes Seringius, ein Sachse, erhielt sofort seine Ernennung als Hofprädikant Ihrer fürstlichen Gnaden [3].

Doch schon bei der Krönung (17. Mai 1590) suchte man, wie wir bereits hörten, die gewährte Freiheit zu beschneiden. Es war ein kleiner Vorgeschmack presbyterianischer Unduldsamkeit, die natürlich der Königin bald in vollem Maße zu theil wurde, als sie mehr Hinneigung für die

---

[1] Danske Magazin. 3. R. II. Bd. p. 235.

[2] Norske Saml. I. Bd. p. 459. [3] Norske Saml. l. c. p. 466. 512.

Katholiken an den Tag legte. Diese boten gerade damals alles auf, das verlorene Terrain zurückzuerobern. Vor allem waren es die Väter der Gesellschaft Jesu, welche seit 1572 selbst mit Gefahr ihres eigenen Lebens die zersprengten Gemeinden sammelten, aufrichteten und stärkten [1].

Unter ihnen verdient hier der Schotte Robert Abercromby besonders erwähnt zu werden, da er bei der Conversion der schottischen Königin eine Hauptrolle spielt. Abercromby hatte seine Studien in Belgien gemacht, trat in die Gesellschaft Jesu ein und verblieb von 1564—1588 in Braunsberg, wohin er vom General P. Jakob Laynez geschickt war, um im dortigen Collegium Hosianum das Amt eines Ministers zu verwalten [2]. Im Jahre 1588 kehrte er mit verschiedenen anderen Jesuiten in seine Heimat zurück. Ihm war es beschieden, die Schwester Christians IV. zum katholischen Glauben zurückzuführen [3]. Um das Jahr 1608 schrieb er einen Bericht nieder, der uns im folgenden als Hauptquelle über die Conversion Anna's dienen wird. Lange lag dieser Bericht unbekannt in der Bibl. Colbertiana (n. 3226) zu Paris, bis der fleißige dänische Sammler Rostgaard ihn auffand. 1795 erschien derselbe in Suhms Nye Samlinger unter dem Titel: „En Anekdote om en dansk Prindsesses Overgang til Catholicismen“ [4]. Der Kirchenhistoriker Münter äußerte sich auf diese Publication hin 1802: „Es wurde (im 17. Jahrhundert) nicht einmal bekannt (!), daß die Gemahlin Jakobs I. und Schwester Christians IV., Anna, circa 1600 von dem Jesuiten Robert Arnberben (Abercromby) zum Uebertritt verleitet wurde.“ [5] Der dänische Historiograph Werlauff nahm aber schon 1814 entschieden Stellung gegen Aber-

[1] Bellesheim, Geschichte der kath. Kirche in Schottland. Mainz 1883. II. Bd. S. 195—200.

[2] Bender, Geschichte der philosophischen und theologischen Studien in Ermland. Braunsberg 1868. S. 41 Anm.

[3] Der gelehrte Schotte George Cone (Conaeus) bezeugt ebenfalls in seinem Werke: De duplici statu religionis apud Scotos, Romae 1628, p. 147, daß P. Abercromby Anna in den Schoß der katholischen Kirche aufnahm. Ueber Cone vgl. Bellesheim a. a. O. S. 280.

[4] Die Handschrift befindet sich jetzt in Paris Bibl. Nation. Fonds latins. n. 6051. Der berühmte Jesuit Jakob Gretser († 1625) schickte am 12. August 1612 von Ingolstadt Abercromby's Bericht an den Benediktiner-Prior Joh. Stuart in Regensburg: „Missa est ad me non ita pridem ex Polonia Epistola Roberti Scoti de hodierna Regina Scotiae et Angliae, cujus lectionem R. V. non iniucundam fore censui et ideo exemplar describendum curavi. Res est certa et extra omnem dubitationem.“ Die Nye Saml. veröffentlichten Gretsers und Abercromby's Brief IV. Bd. S. 57—61.

[5] Den danske Reformationshist. II. D. Kjöbenh. 1802. p. 686.

crombn's Bericht: „Es wäre doch noch sonderbarer, wenn die Tochter so streng protestantischer Eltern wirklich, wie katholische Schriftsteller behaupten, die katholische Lehre angenommen hätte; doch aller Wahrscheinlichkeit nach ist diese Sage nichts weiter als Uebertreibung oder Dichtung, veranlaßt durch ihre Hinneigung zu Spanien und durch das Wohlwollen, welches sie, vielleicht aus Politik, den Katholiken bezeigte." [1] Aehnlich urtheilte 1845 Molbech: „Man hat in England (doch vermuthlich ohne Grund) angenommen, daß Anna, zum wenigsten eine Zeitlang, dem Katholicismus und der päpstlich-spanischen Partei ergeben gewesen." [2] Am meisten nähert sich J. A. Fridericia in seinem Artikel Anna af Engl. des 1887 begonnenen Dansk biografisk Lexikon (herausgegeben von C. F. Bricka, Kjöb.) dem wirklichen Sachverhalt: „In religiöser Beziehung war sie (Anna) in ihrem spätern Leben von Herzen Katholikin und hörte katholische Messen in ihrem Londoner Schlosse, Denmark House; doch bekannte sie bei ihrem Tode die evangelische Lehre."

Ueber Dänemark hinaus drang die Kunde von der Conversion Anna's erst in den letzten Jahren. Doch auch E. Burton war noch 1870 der Ansicht, daß dieselbe „will not stand the test of less partial comment" [3]. Erst der englische Jesuit Joseph Stevenson veröffentlichte den Bericht Abercromby's nach der Pariser Handschrift 1879 [4]; Dr. Bellesheim machte denselben dann 1883 einem größern Publikum zugänglich und erwies durch anderweitige Actenstücke, daß er durchaus auf Wahrheit beruhe [5]. Leider hat Prof. A. W. im ersten Bande des 1885 in London erschienenen Dictionary of National Biography (Art. „Anne of Denmark" p. 431—441) die Publicationen Stevensons und Bellesheims, weil ihm unbekannt, ganz unberücksichtigt lassen müssen. Deshalb betrachtete er Anna's Sympathie für die Katholiken bald als „personal predilection" (p. 434), bald als „coquettings with Rome" (p. 438), und gelangt schließlich zu dem Resultat: „Thus the church of Rome could not actually claim as a convert the sister of Christian IV., as she could the daughter of Gustavus Adolphus" (p. 440). Aber auch er kann nicht läugnen, daß dies Kapitel „the most curious chapter in her life" (p. 438) genannt werden muß.

---

[1] Sophia af Mecklenb. Kjöbenh. 1841. p. 29.

[2] Histor. Aarböger. I. D. p. 141.

[3] Hist. of Scotland. Edinb. 1870. Vol. VI. p. 168.

[4] The Month and Cath. Review 1879, Febr. p. 256—265.

[5] Bellesheim a. a. O. S. 453—456.

Hören wir nun den Bericht Abercromby's. Derselbe hebt also an: „Ungefähr um das Jahr 1600 stiegen in der Königin Gedanken auf, sie solle die lutherische Lehre verlassen und zu den Katholiken übertreten. Ihre leitenden Beweggründe waren folgende: Sie hatte nach Schottland einen dänisch-lutherischen Geistlichen mitgenommen, der vor ihr predigen und Gottesdienst nach lutherischem Ritus halten sollte. Denn dies war eine Bestimmung im Ehecontracte, daß sie freie Uebung der Religion haben solle, in der sie geboren und erzogen war. Aber im Verlaufe der Zeit ging dieser Prediger vom Lutherthum zum Calvinismus über. Als die Königin dies erfuhr, wollte sie von seiner Dienstleistung keinen Gebrauch mehr machen, und sie war voll peinlicher Unruhe, was nun geschehen solle; den Calvinismus verabscheute sie nämlich sehr."

Der Religionswechsel des Predigers gab somit ihrer religiösen Ueberzeugung den ersten Stoß. Sie wandte ihre Sympathien immer mehr den Katholiken zu. Bereits 1593 sehen wir die Königin offen für dieselben eintreten. Für Georg Kerr, den man im Besitze von Briefschaften katholischer Edelleute Schottlands an den König von Spanien angetroffen hatte, erwirkte sie durch ihre Fürsprache beim Könige Begnadigung [1]. Noch mehr reizte sie die Presbyterianer, als sie ihren Erstgeborenen, Prinz Heinrich (geb. 19. Febr. 1594), nach dem Ritus der Episkopalkirche taufen ließ [2], ihre Tochter Elisabeth (geb. 19. Aug. 1596) Lord Levingstone anvertraute, dessen Gemahlin katholisch war [3]. Sie sandten eine Deputation zu ihr mit der Klage, weshalb sie sich ihnen nicht anschlösse, einen eigenen Prediger hielte, ja nicht einmal darauf achtete, daß sich ihre Hofdamen ordentlich aufführten [4]. Man verweigerte ihr deshalb das übliche Kirchengebet; der Prediger Master Blake verstieg sich auf der Kanzel sogar zu folgendem Gebet: „Guter Gott! wir müssen nun einmal, weil es so Brauch ist, für die Königin beten. Doch hier fällt wirklich jeder Grund weg, da sie ja doch nie etwas Gutes thun wird." Er fügte noch hinzu: „Alle Könige sind Kinder des Teufels." [5]

Der Bericht Abercromby's fährt fort: „Es fiel ihr ein, daß, als sie in Deutschland in ihrer zartesten Jugend (in sua tenerrima aetate) bei einer hohen katholischen Prinzessin erzogen wurde, sie täglich einen Priester Messe lesen gesehen habe; durch die Erinnerung hieran, wie durch die

---

[1] Bellesheim a. a. O. S. 185.

[2] Strickland, Lives of the queens of England. London 1865. T. IV. p. 40.

[3] Strickland l. c. p. 44. [4] Burton l. c. p. 76.

[5] Strickland l. c. p. 44. 45. Bellesheim a. a. O. S. 207.

Liebe zu jener Prinzessin, welche, wenn ich nicht irre, eine Enkelin (neptis) Karls V. war, kam sie auf den Gedanken, jene Religion anzunehmen."

Diese Stelle ist eine wahre Achillesferse geworden, welche die Gegner der Conversion Anna's nicht preisgeben wollen. Gewiß ist, daß Anna nie bei einer katholischen Prinzessin erzogen wurde. In diesem Umstande irrt also Abercromby, was bei dem hohen Alter des Berichterstatters nicht Wunder nehmen kann. Anna wurde in Güstrow bei ihrer Großmutter erzogen[1]. Am dortigen, ganz protestantischen Hofe hat sich auch schwerlich eine katholische Prinzessin mit ihrem Hofgeistlichen längere Zeit aufgehalten. Nicht ausgeschlossen bleibt allerdings, daß Fräulein Anna anderswo mit einer Enkelin Karls V. auf einige Zeit zusammentraf. Neptis ist hier nämlich unseres Erachtens mit Enkelin und wohl nicht mit Nichte zu übersetzen. Von den Nichten Karls käme hier nur die Tochter Christians II. (1513—1523), Christina von Lothringen, in Betracht. Dieselbe lebte aber seit 1578 in Italien, wo sie 1590 starb[2]. Uebersetzen wir also neptis mit Enkelin, so ist jene katholische Prinzessin wahrscheinlich eine Tochter von Maria (Tochter Karls V.) und Kaiser Maximilian II. Der Umstand, daß Anna ihre erste Tochter Elisabeth nannte, dürfte der Vermuthung Vorschub leisten, daß Elisabeth, die Tochter Maximilians und Gemahlin Karls IX. von Frankreich, jene Prinzessin gewesen sei. Dieselbe kehrte 1574, nach dem Tode ihres früh dahinsiechenden Gatten, nach Oesterreich zurück. Völlig unaufgeklärt bleibt dann freilich noch die Frage, wo sie mit Anna längere Zeit zusammengetroffen sein könnte. Merkwürdig ist, daß Königin Elisabeth als Grund ihrer Abneigung gegen die Verbindung Jakobs VI. mit Anna geltend machte, „that the Princess Anne was not sound in her attachment to the Protestant opinions“[3]. Wie kam Elisabeth zu diesem Argwohn, da doch Dänemark stockprotestantisch war? Da sich alle sonstigen Angaben Abercromby's als wahr erweisen, so liegt wahrlich kein Grund vor, wegen dieser einen dunklen Stelle den ganzen Bericht entweder als Erdichtung oder auch nur „als auf Mißverständniß beruhend" zu betrachten[4].

Wie wir bereits hörten, hatten die Jesuiten die Pastoration der verlassenen schottischen Katholiken übernommen. Sie verstanden es, bis zum königlichen Hofe vorzudringen, so daß sie selbst in Gegenwart der Majestäten mit den Predigern disputiren durften[5]. Es war daher ganz na-

[1] Werlauff l. c. p. 26. [2] Histor. Aarböger l. c. p. 121.
[3] Tytler, Hist. of Scotland. p. 28. [4] Werlauff l. c. p. 29 Anm.
[5] Bellesheim a. a. O. S. 196.

türlich, daß ein katholischer Edelmann, an den sich die Königin in ihrer Gewissensnoth wandte, sie an die Jesuiten wies[1]. „Sie berieth sich", berichtet Abercromby weiter, „mit mehreren ihrer katholischen Freunde, besonders mit einem katholischen Grafen, was sie thun solle. Dieser rieth ihr durchaus die katholische Religion an, nur diese sei die wahre, die übrigen dagegen Secten und Ketzereien. Er nannte meinen Namen und schlug ihr vor, mich zu ihrem geistlichen Vater zu nehmen."

Der katholische Adel durfte sich damals nicht nur wieder bei Hofe zeigen, sondern gerade aus seinen Reihen wählte sich die Königin vorzugsweise ihre Diener, wie aus einem Actenstücke des Jahres 1596 hervorgeht[2]. Daß sie dadurch in den Verdacht kam, als sei sie im geheimen katholisch, ließ sich erwarten. Die stets wohlunterrichtete Königin Elisabeth fragte durch ihren Gesandten Robert Bowes bei ihr an, was denn Wahres an der Sache sei. Anna erwiederte, man habe freilich Bekehrungsversuche gemacht, aber bis jetzt ohne Erfolg[3]. Im stillen fuhr sie fort, sich den Katholiken zu nähern. Hören wir Abercromby: „So wurde ich nach manchen Zwischenfällen zu ihr beschieden und in den Palast eingeführt, wo ich mich drei Tage in einem Verstecke aufhalten mußte. Dahin kam sie nun jeden Morgen eine Stunde zum Unterrichte[4]; ihre Damen warteten unterdessen in einem Vorzimmer. Sie gab sich den Anschein, als zöge sie sich zum Briefschreiben zurück, und sie kam immer mit Papier in der Hand heraus. Erst nachdem sie eines Tages in der heiligen Messe die heilige Communion empfangen hatte, durfte ich mein Versteck verlassen."

„In der Zeit nun" (welche zwischen der Conversion und der Abreise nach England lag) „hat sie, wenn ich nicht irre, neunmal das heiligste Sacrament empfangen. Sie wählte dazu stets die frühe Morgenstunde, während alle noch im Schlafe lagen, nur wenige ausgenommen, die mit ihr zur heiligen Communion gingen. Nach der Communion hörte man sie nur Frommes reden; bald wünschte sie, daß doch auch ihr Gemahl katholisch werde, bald, daß ihr Sohn beim Papste erzogen werde; oder sie pries das Glück der Ordensfrauen, und sie meinte wiederholt, auch sie werde unter diesen ihr Leben beschließen." Da die Morgengabe, welche ihr der König angewiesen hatte, in den Einkünften des Benedik-

---

[1] Im nördlichen Schottland hatten sich noch viele katholische Edelleute behauptet. Bellesheim a. a. O. S. 182. 199.

[2] Bellesheim a. a. O. S. 462. [3] Tytler l. c. p. 186. 188.

[4] Offenbar handelt es sich hier um den Abschluß des Unterrichtes der mit der katholischen Religion bereits wohlvertrauten Königin.

tinerklosters Dunfermline bestand [1], äußerte sie dem Pater gegenüber, sie habe starke Gewissensunruhe, aus diesem Kloster Einkünfte zu beziehen, „und sie versprach, wenn ein Religionswechsel stattfinden würde, das Kloster den rechtmäßigen Eigenthümern zurückzugeben oder doch in ein Jesuitencolleg zu verwandeln". Natürlich konnte die Conversion Anna's dem Könige nicht lange verborgen bleiben. „Der wiederholte Empfang der heiligen Sacramente", berichtet Abercromby, „veränderte sie zum Bessern, was natürlich ihrem Gemahl nicht entgehen konnte. Dieser schöpfte daher Verdacht, sie müsse wohl mit einem papistischen Priester in Berührung stehen, da sie ja mit ihrem eigenen Prediger nichts mehr zu thun haben wollte. Wie sie mir selbst erzählte, redete er sie in einer Nacht also an: ‚Ich bemerke an dir eine große Veränderung: du bist ernster, bescheidener und frömmer geworden; ich vermuthe daher, daß du mit einem katholischen Geistlichen verkehrst.' Sie gestand es und nannte mich alten Mann als jenen Priester. Der König antwortete darauf nur dieses: ‚Ich bitte dich, mein liebes Weib, kannst du die Dienste dieses Priesters nicht entbehren, so richte es so geheim wie möglich ein, sonst wird noch unsere Krone in Gefahr kommen.' Nach dieser Unterredung schien der König immer freundlicher und gütiger gegen mich."

Wie uns Rostowsky erzählt, wurde Abercromby zum Aufseher der königlichen Falken ernannt [2], ein Amt, das ihm erlaubte, öfters in die Nähe der Königin zu kommen. Die Hofleute wußten freilich recht gut, wer in dem Jägercostüm stecke. „Ihre Majestät", schreibt Abercromby, „ermahnte einige der ersten Hofleute, die gegen die Priester zu schroff voranzugehen schienen, nichts gegen mich zu unternehmen, wenn sie nicht bei ihr in Ungnade fallen wollten; das versprachen sie denn auch. Einst aber trug sich folgende heitere Begebenheit zu, welche auch die Königin selbst zum Lachen reizte. In einem Güterproceß zwischen einem hochstehenden Edelmann und einem Prediger ergriff sie die Partei des letztern und sprach zu seinen Gunsten. Da erwiederte jener Höfling: ‚Bei den Wunden Christi! Ich werde es erzählen und Ihre königliche Hoheit bei Pater Robert verklagen.'"

Unterdessen war ein Herzenswunsch Jakobs VI. in Erfüllung gegangen. Das Jahr 1603 begrüßte ihn als den ersten König von Großbritannien. Anna war sich der Schwierigkeiten wohl bewußt, denen sie

[1] Strickland l. c. p. 22.

[2] Lituanicarum Societatis Jesu Historiarum l. X. Ed. 2. Paris 1877. p. 236.

als Katholikin entgegenging. Sie suchte und fand Stärke im heiligen Altarssacrament. „Sie wollte nicht nach England reisen," berichtet Abercromby, „ohne mich nochmals gesehen und sich durch die heilige Wegzehrung gestärkt zu haben [1]. Ich mußte ihr versprechen, zu ihr nach England zu kommen, wenn sie mich riefe."

Am 25. Juli 1603 fand die Krönung in der Westminsterabtei statt. Die Königin weigerte sich entschieden, das Abendmahl nach anglikanischem Ritus zu empfangen. Die anwesenden Protestanten waren entrüstet [2]. Abercromby, welcher die Weigerung eine „heroische That" nennt, berichtet darüber: „Als sie mit dem Könige zur Kirche gekommen, sollten sie beide vor der Krönung das Abendmahl nach ketzerischem Ritus empfangen, wozu sich der König sofort verstand. Allein die Königin weigerte sich: eher wolle sie auf die Krönung verzichten, als das Abendmahl jener zu empfangen. Obschon der König selbst und die Räthe sie aufs heftigste bestürmten, ließ sie sich nicht bewegen." [3]

Abercromby spendet der Königin auch für eine andere „heroische That" sein Lob. „Sie besuchte einmal, anscheinend nur aus Höflichkeit, den spanischen Gesandten und wohnte dann in seinem Hause der heiligen Messe bei und empfing die heilige Communion. Als dies der König erfuhr, machte er ihr heftige Vorwürfe: sie setze ja alles aufs Spiel, Krone und Reich." Das schreckte aber Anna nicht ab. Gegenüber dem französischen Gesandten Beaumont äußerte sie den Wunsch, es möchte ihr vergönnt sein, ihre katholikenfreundliche Gesinnung zeigen zu dürfen, im Herzen bekenne sie ja die nämliche Religion. Sie habe oft mit dem Könige über den Katholicismus gesprochen und versucht, ihn zu bekehren, doch bisher ohne Erfolg [4]. Als die Großherzogin von Toscana ihr durch ihren Gesandten Alfons Graf von Montecuculi Heiligenbilder zukommen ließ, sagte die Königin, „sie hätte keinen innigeren Wunsch, als etwas zur Verherrlichung unserer heiligen Mutter, der Kirche, beitragen zu können" [5].

---

[1] Die Königin war damals schwer krank, deshalb empfing sie die heilige Wegzehrung. Strickland l. c. p. 61.

[2] Strickland l. c. p. 77.

[3] Der Papst belobte die Königin wegen ihres Auftretens. „The Pope sends her beads and reliques and thanks her for not communicating with Heretics at her coronation." Royal and noble Authors. 2. ed. London 1759. Vol. I. p. 42. Vgl. Bacon-papers vol. II. p. 503. 504.

[4] Bellesheim a. a. O. S. 201. Raumer, Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Leipzig 1831. 2. Thl. S. 252.

[5] Bellesheim a. a. O. S. 201.

Um diese Zeit scheint Abercromby bereits in England gewesen zu sein. Ihn nämlich muß der Nuntius in Paris meinen, wenn er am 23. Juli 1603 an Baronin de Tur schreibt: „Der Beichtvater der Königin ist ein Jesuit; sie trägt den Rosenkranz und das Kreuzchen, welches er ihr geschenkt hat, stets bei sich.“ [1]

Ein noch klareres Zeugniß für die Conversion der Königin, als in den Berichten der katholischen Gesandten, besitzen wir im Breve Clemens' VIII. an Anna: Optatissimas literas, datirt Rom den 28. Januar 1605. Zu seiner überaus großen Freude habe der Heilige Vater von der kindlichen Liebe gehört, mit der Anna am Apostolischen Stuhle hange. Er werde deshalb Vaterstelle an ihrem Sohne Heinrich vertreten, von dem er sich viel verspreche. Ermahnen wolle er die Königin, besonders auch auf die Bekehrung ihres Gemahls hinzuarbeiten. Das übrige werde ihr Jakob Lindsay [2] mündlich mittheilen, der ja auch dem Heiligen Vater über die letzten Vorgänge in Schottland und England Bericht erstattet habe [3].

Allein noch im selben Jahre drohten die freudigen Erwartungen, welche Anna's Conversion in Rom geweckt hatte, zu nichte zu werden. Jakob erwies sich den Katholiken nur aus Politik wohlgesinnt [4]. Als er daher sah, daß die Puritaner der Ebbe in seiner Staatskasse nur dann steuern würden, wenn er andere Saiten gegen die Katholiken aufzöge, ließ er die alten Verfolgungsgesetze wieder in Kraft treten. Noch schlimmer wurde die Lage der Katholiken infolge der unglückseligen Pulververschwörung. Eine neue Katholikenhetze begann, und vor allem war es auf die Jesuiten abgesehen [5].

Auch für Abercromby kamen nun andere Zeiten. „Der König“, meldet der Nuntius von Paris am 16. November 1605 nach Rom, „haßt überhaupt alle Jesuiten, selbst einen mit Namen Abireromy (Abercromby), der bisher der Königin heimlich gefolgt war. Man

---

[1] Bellesheim a. a. O. S. 202. Am 1. Juli 1603 schrieb der Nuntius: „Mi riferisce (il Signor Barone di Tur col quale finalmente mi sono abboccato) che quella Regina (d' Inghilterra) è sicuramente cattolica, sebbene per rispetto di quei ministri heretici di Scotia finqui non ha havuto ardire di palesarsi.“ Ibid.

[2] Nach Birch (Life of Henry Prince of Wales. London 1760. p. 45) hatte Clemens VIII. gegen das Jahr 1603 den König Jakob gebeten, den Kronprinzen nach Rom zu schicken. Gegen Ende desselben Jahres reiste Jakob Lindsay mit der abschlägigen Antwort des Königs nach Rom.

[3] Bellesheim a. a. O. S. 469. 470.

[4] Bellesheim a. a. O. S. 249.

[5] Lingard, Hist. of England. Paris 1840. Vol. VI. p. 32—68. 385—397. Bellesheim a. a. O. S. 473.

fahndet jetzt eifrig nach ihm." [1] Rostowsky erzählt, daß eine hohe Summe auf Abercromby's Kopf gesetzt wurde und sein Tod schon beschlossen war. Ohne Gottes ganz besondere Hilfe hätte er trotz aller Vorsicht das traurige Loos seiner Mitbrüder theilen müssen. In den Jahren 1588 (?) bis 1607 schwebte er eigentlich fast beständig in Lebensgefahr. Achtzig Jahre alt gelang es ihm, aus England zu entkommen und nach Braunsberg zu flüchten [2].

Allein auch dort vergaß er die ihm theuren Seelen nicht. Mit dem Hofe stand er immer noch in brieflichem Verkehr. Seinen so oft schon citirten Bericht schließt er also: „Ueber den gegenwärtigen Stand der Dinge schreibt mir eine angesehene Dame aus Greenwich, daß die Königin bezüglich der Religion noch immer dieselbe Gesinnung hege, wie damals, als ich sie verließ, nur könnten sie ihre Religion nicht mehr so frei üben, wie ehemals in Schottland. Was soll ich über ihre Tochter Elisabeth sagen? Ich kannte sie sehr gut, als sie 9 bis 10 Jahre alt war; sie wurde bei einer katholischen Gräfin erzogen und ist sehr gut geartet."

Wahrscheinlich starb Abercromby bald nach Abfassung seines Berichtes. Sicher war er 1612 bereits todt, als P. Gretser denselben an den Prior von Regensburg schickte.

Ueber die nun folgende Zeit bis kurz vor dem Tode der Königin berichtet ein Augenzeuge in einem Document, dessen Abfassung zwischen 1616 und 1619 fällt [3].

Zunächst schildert der Verfasser Anna's heftigen Charakter, deutet gewisse Gerüchte betreffs ihres Lebenswandels [4] an und fährt dann fort: „Weibliche Schwäche war also der Grund ihrer Fehler, aber jetzt hat sie allen Ernstes und festen Willens begonnen, sich an die zweite Rettungsplanke anzuklammern, welche den Schiffbrüchigen noch übrig bleibt, die Buße, und durch Thränen der Reue und Werke der Barmherzigkeit [5] die Flecken ihres frühern Lebens abzuwaschen. Sie hat den sehnlichsten Wunsch, es möge ihr Gelegenheit gegeben werden, ihren Eifer und ihre Anhänglichkeit an den katholischen Glauben zu beweisen, oder die Arbeiten jener Männer zu unterstützen, die in Britannien für den Glauben ein-

---

[1] Bellesheim a. a. O. S. 202.

[2] L. c. p. 236. Cfr. Calendar of State Papers. Dom. Series ad 14. 29. Aug. 1610.

[3] Bellesheim a. a. O. S. 456. [4] Strickland l. c. p. 35. 47. 48.

[5] Cfr. Lingard l. c. p. 175, der berichtet, daß die Königin damals sehr zurückgezogen lebte.

treten werden. Sie verspricht, die Pflichten einer katholischen Fürstin durch Rath und That erfüllen zu wollen, sobald die christlichen Fürsten daran dächten, die katholische Religion wiederum in Großbritannien einzuführen, und schon jetzt sei sie bereit, ihren katholischen Glauben öffentlich zu bekennen, wenn sie dabei nur nicht völliger Untergang treffe, wie sie ihn sicher vom Könige erwartet, wenn er etwas erfahren sollte. Auch stehe es ja fest, daß sie längst Beweise dieser ihrer Anhänglichkeit gegeben habe, indem sie darauf hingearbeitet, freilich vergebens, daß ihre Tochter keinen Häretiker zum Bräutigam erhalte [1], und sie werde in Zukunft sich auch bemühen, daß ihr Sohn an die Heirat mit einer katholischen Prinzessin denke und sich darum bewerbe. Der Papst, der ja aller Vater sei, habe nun in Ueberlegung zu ziehen, was und unter welchen Bedingungen die katholischen Fürsten zum Besten und Troste der niedergedrückten und mißhandelten Katholiken unternehmen und ausführen müßten. Schließlich bittet sie, man möge ihr ihre bisherigen Fehler verzeihen und dieselben der Schwäche ihres Geschlechtes, ihrer Lage, den schwierigen Orts- und Zeitverhältnissen zuschreiben."

Gewiß war es in damaliger Zeit für eine Königin von England höchst schwierig, sich offen als Katholikin zu bekennen. Zudem war es durchaus nicht so leicht, stets den richtigen Entscheid zu treffen, inwieweit man sich äußerlich den Protestanten nähern und die eigene Religion verheimlichen dürfe. Es gab Katholiken, die es für erlaubt hielten, unter gewissen Bedingungen am protestantischen Gottesdienst theilzunehmen [2]. Ja, Maria Stuart war naiv genug, im Jahre 1582 durch den Pariser Nuntius für 50 katholische Engländer und Schotten um päpstliche Erlaubniß hierfür nachzusuchen. Der Nuntius legte indessen die Petition dem Papste nicht einmal vor [3]. Wir dürfen uns daher nicht zu sehr wundern, wenn die Convertitin Anna es für erlaubt hielt, eine protestantische Predigt anzuhören [4], im Jahre 1603 Rev. George Foreby zu ihrem Hofkaplan zu ernennen [5], ja im Jahre 1605 ihren Kirchgang nach anglikanischem Ritus zu halten [6].

Doch mag man über ein solches Verhalten urtheilen, wie man will: die Thatsache, worauf es hier zunächst ankam, daß Anna wirklich convertirte, kann fürderhin nicht mehr in Abrede gestellt werden.

---

[1] Strickland l. c. p. 112.
[2] Bellesheim a. a. O. S. 461.
[3] Bellesheim a. a. O. S. 153.
[4] Strickland l. c. p. 113.
[5] Strickland l. c. p. 115.
[6] Strickland l. c. p. 89.

Um uns nicht den Vorwurf zuzuziehen, als verschwiegen wir absichtlich etwas, wollen wir auch noch, soweit die uns zu Gebote stehenden Quellen es uns ermöglichen, die weitere Frage berühren, ob Königin Anna nicht wenigstens als Protestantin gestorben sei. Um letzteres darzuthun, beruft man sich auf den Bericht einer Augenzeugin, welche die letzten Augenblicke Anna's ausführlich schildert [1]. Er lautet im wesentlichen wie folgt: „Als die Krankheit der Königin im Februar 1619 einen ernsten Verlauf nahm, wünschte sie ihren Sohn Karl [2] zu sehen. Zugleich mit dem Prinzen erschienen Abbot, Erzbischof von Canterbury, und King, Bischof von London, obgleich die Königin nicht nach ihnen verlangt hatte. Als sie aber hörte, die Prälaten seien da, ließ sie dieselben zu sich kommen. Sie knieten nun an ihrem Bette nieder und lasen ein Gebet vor, dem die Königin Wort für Wort folgte. Unter anderem sagte darauf der Erzbischof: ‚Madame, wir hoffen, daß Eure Majestät nicht auf Ihre eigenen Verdienste, noch auf die Vermittlung der Heiligen vertraut, sondern Ihre ganze Hoffnung auf das Blut und die Verdienste unseres Erlösers setzt.' [3] ‚Das thue ich,' antwortete die Sterbende, ‚ich verzichte auf die Vermittlung der Heiligen wie auf meine eigenen Verdienste; meine einzige Hoffnung ist Christus, mein Erlöser, der meine Seele durch sein Blut erlöst hat.' [4] Diese Erklärung befriedigte die Prälaten wie alle Anwesenden in hohem Grade. Hierauf ersuchte die Königin die Geistlichen, nach Hause zu gehen. Aber der Bischof von London ging nicht, sondern blieb in einem Seitengemach. Gegen 1 Uhr nachts trat der Todeskampf ein; der Bischof von London war sofort zur Stelle, er las ein Gebet vor und sagte: ‚Madame, geben Sie durch ein Zeichen zu erkennen, daß Sie in Gottes Willen ergeben sind und sich sehnen, bei ihm zu sein.' Daraufhin hob die Sterbende ihre Hände so lange in die Höhe, bis die Kräfte sie verließen. Bald darauf schlummerte sie sanft und ruhig hinüber. Es war der 2. März 1619."

---

[1] „Madame the Queen's Death and Maner thairof." Abbotsford Miscellany p. 81 sqq. Das Manuscript, von dem uns Professor A. Ward gütigst eine Abschrift besorgte, befindet sich in the library of the faculty of Advocates at Edinburgh.

[2] Prinz Heinrich war nämlich 1612 gestorben.

[3] „Madame vi hope your Majestie doeth not trust to your awin merites, nor to the mediatioun of Santes, bot only by the bloode and merites of our Saviour Chryst Jesus yow sall be saved."

[4] „I do," she answers, and withall she sayes, „I renounce the mediatioun of all Santes and my awin merites, and does only rely upone my Saviour Chryst, who hes redeamed my saull with his bloode."

Vorausgesetzt nun, daß die Augenzeugin die Worte der Königin genau wiedergegeben, macht nur die eine Stelle Schwierigkeit: „ich verzichte auf die Vermittlung der Heiligen". Denn daß die Prälaten zur Sterbenden kamen und ihr vorbeteten, spricht noch nicht für ihren Abfall. Die Königin hatte sie ja nicht rufen lassen, sondern sie nur, als sie einmal da waren, wahrscheinlich mit Rücksicht auf den Thronfolger Prinz Karl, vorgelassen. Ebenso wenig liegt eine Verläugnung des katholischen Glaubens in den Worten: „meine einzige Hoffnung ist Christus, mein Erlöser, der meine Seele durch sein Blut erlöst hat". So konnte jeder Katholik sprechen. Es kommt also nur auf die Worte an: „ich verzichte auf die Vermittlung der Heiligen". Die anwesenden Prälaten sahen diese Antwort der Sterbenden als ein Zeichen des Abfalles an; sie waren ja, wie der Bericht ausdrücklich hervorhebt, in hohem Grade befriedigt. Ebenso werden alle Protestanten geneigt sein, in diesen Worten wegen des in ihnen enthaltenen Verzichtes auf die Heiligenverehrung Abfall vom katholischen Glauben zu erblicken. War es doch schon bald nach der sog. Reformation, wie der bekannte Polemiker K. Hase ausdrücklich hervorhebt, bei den Protestanten Brauch geworden, jeden zu den Ihrigen zu zählen, der nicht ausdrücklich auf dem Todesbette die Heiligen anrief. „Schon in der Reformationszeit", schreibt er, „zeigen sich die Spuren dieser Ansicht, daß man's für einen Uebertritt zum Evangelium hielt, wenn jemand in großer, zumal in der letzten Noth sich unmittelbar an Christus wandte. ‚Gradaus gibt einen guten Renner', sagte der Leibarzt zu dem sterbenden Herzog Georg, dem redlichen Feinde des Lutherthums, und soll ihn bewogen haben, seine Seele allein dem Erbarmen des treuen Heilandes zu übergeben." [1]

Eine objective Beurtheilung wird indessen zu einem andern Resultate gelangen. Bei einer solchen dürften insbesondere die folgenden Punkte wohl zu beachten sein:

1. Die Königin hat nicht klar und bestimmt ihren Austritt aus der katholischen Kirche erklärt, und die Prälaten hüteten sich wohl, ihr ausdrücklich einen solchen Antrag zu stellen. 2. Ihre Antwort in Bezug auf die Verehrung der Heiligen ist nicht derart, daß man sie nothwendig als gleichbedeutend mit Abfall ansehen muß. Nach der Lehre des Concils von Trient sündigt nur jener Katholik gegen den Glauben, fällt also von der Kirche ab, der die Statthaftigkeit und Nützlichkeit der

[1] Handbuch der protestantischen Polemik. 3. Aufl. Leipzig 1871. S. 316.

Heiligenverehrung läugnet, dieselbe für Götzendienst, Beeinträchtigung der Verdienste Christi u. s. w. erklärt [1]. Das hat die Königin Anna nicht gethan. 3. Die Königin ersuchte nach jener Antwort die Vertreter des Anglicanismus, sie möchten sich entfernen. Wie sie dieselben nicht hatte rufen lassen, so benutzte sie also auch die erste Gelegenheit, sie von ihrem Sterbebette zu entfernen. 4. An dieser Sachlage wird nichts durch den Umstand geändert, daß die Königin der Aufforderung des später wieder hinzukommenden Bischofs von London willfahrte. Denn warum sollte sie nicht ihrer Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes und ihrem Verlangen, mit Gott vereint zu werden, Ausdruck geben? 5. Es wäre unbillig, bei einer Sterbenskranken, auf deren Geist außer den Schrecken des Todes nur zu häufig die Versuchungen des bösen Feindes eindringen, jedes Wort, das sie spricht, auf die Goldwage zu legen. 6. Welche Autorität überhaupt die Mittheilungen des in Rede stehenden Berichtes selbst, insbesondere die wörtlichen Anführungen desselben zu beanspruchen haben, entzieht sich unserer Kenntniß.

W. Plenkers S. J.

---

# Unliebsame Gäste.

## Ein Bild aus dem Thier- und Pflanzenleben.

Mag der Apfelbaum immerhin vom Dichter als „wundermilder Wirth“ gepriesen werden: auch für ihn gibt es unliebsame Gäste. Zwar über die bunten Schmetterlinge und die kleinen Bienchen, die nur seine Blüten emsig besuchen, wird er sich nicht beklagen; denn sie übertragen den Blütenstaub von einer Blüte auf die andere, von einem Baum auf den andern und erhöhen durch diese Kreuzbefruchtung die Kraft und Fülle seiner Früchte. Aber dies sind leider nicht die einzigen Gäste des Apfelbaumes; von der Wurzel bis zur Krone muß er noch zahlreiche andere Besucher beherbergen, die ihm kein so gutes Kostgeld zahlen. Sehen wir uns einige dieser ungebetenen Gäste näher an.

Versetzen wir uns in den Frühling. Im Garten steht ein junges Apfelbäumchen, das zum erstenmale blühen sollte. Aber es läßt seine Zweige welk und traurig herabhängen und hat nicht Kraft genug, seine kümmerlichen Knospen zu öffnen. Was fehlt ihm? Engerlinge und Drahtwürmer nagen an seinen

[1] Concil. Trid. Sess. XXV. de invocat. Sanctorum.

Wurzeln; sie haben dem armen Bäumchen die Adern durchschnitten, durch die es frischen Lebenssaft aus dem Schoße der Erde schöpfen sollte, und nun siecht es und wird bald sterben. Die dicken, fleischigen Engerlinge, ein Bild der behäbigen Gefräßigkeit, benagten die Wurzeln ringsum, während die harten, mageren Drahtwürmer in das Innere desselben sich einbohrten, als ob sie dem Bäumchen sein Lebensglück neideten. Aus den Engerlingen werden einst Maikäfer hervorgehen, und dann müssen sich die Apfelbäume abermals vor ihnen hüten; denn wenn diese Käfer besonders zahlreich auftreten, fressen sie alles Grün von Baum und Strauch und lassen nur kahle Skelette zurück. Von den Drahtwürmern dagegen hat kein Apfelbaum etwas zu besorgen, sobald dieselben sich verpuppt haben und einem neuen Leben entgegensehen; denn die Käfer, die aus der Puppe schlüpfen werden, sind ganz unschuldige Knipskäferchen und richten durch ihren Fraß keinen großen Schaden an. Legt man sie auf den Rücken, so schnellen sie sich mit einem knipsenden Geräusche in die Höhe, um sich wieder auf die Beine zu helfen; daher ihr Name.

Nicht weit von dem kranken jungen Bäumchen steht ein großer Apfelbaum; er hat schon manches Jahr eine Fülle rothwangiger Früchte getragen und ist in Ehren alt geworden. An seinem Stamme zeigen sich viele rundliche Löcher, die tief in das Innere hineinführen. Wer hat sie gebohrt? Die Raupen des Weidenbohrers, eines plumpen, düster gefärbten Nachtfalters, der vor einigen Jahren in stiller Nacht seine Eier unter die Rindenschuppen des Baumes gelegt hatte. Bald schlüpften aus den Eiern kleine rosenrothe Räupchen, fraßen sich zwischen Rinde und Holz in den Stamm hinein und ließen sich den saftigen Bast wohl schmecken. Die Kost schlug gut an; die Räupchen wuchsen zu Raupen heran, wurden immer größer, stärker und dunkler und konnten jetzt auch festere Nahrung vertragen; deshalb bohrten sie nun ihre Gänge kreuz und quer durch das Kernholz des Baumes. Endlich hatten sie eine Länge von 9—10 cm erreicht und waren erwachsen. Da machten sie sich ein weiches Lager aus Holzmehl zurecht und verwandelten sich in eine glänzende, dunkelbraune Puppe. Kurz bevor der Schmetterling ausschlüpfte, bohrte sich die Puppe bis an die Mündung eines breiten Ganges; der Schmetterling durchbrach seine Leichenhülle und ließ dieselbe in der Oeffnung des Stammes zurück; hier sieht man noch jetzt manche derselben hervorragen als ein Denkmal des Zerstörungswerkes, das die Raupen des Weidenbohrers im dunkeln Innern dieses Apfelbaumes vollbrachten. Der nächste Sturm wird wohl den von zahlreichen Wunden durchbohrten Stamm brechen und seinem fruchtreichen Leben ein Ende machen.

Wie die Raupe des Weidenbohrers im Holze alter Bäume, so haust ein kleiner, braunschwarzer Käfer, der ungleiche Borkenkäfer genannt, in dem Holze junger. So viele Gänge er bohrt, so viele Wunden bringt er dem Apfelbäumchen bei, seiner Art zum Heile, aber seinem Wirthe zum Tode. Denn er legt in jenen Gängen seine Eier ab, und die jungen Larven nähren sich dann von dem Safte des Baumes, der durch die Wunden ausströmt. Das arme Bäumchen stirbt unfehlbar an dem Blutverluste, den es durch diese durstigen Gäste erleidet. Es ist schade um das schöne, hoffnungs-

volle Stämmchen. Viel leichter könnte sich der Gärtner über den Verlust eines schon lange kränkelnden Schwächlings trösten; deshalb ist er auch dem ungleichen Borkenkäfer ungleich mehr gram als zwei kleinen Stutzbohrkäfern, Verwandten des erstern, die meist nur kranke Bäumchen besuchen und daselbst zwischen Bast und Splint ihre Gänge bohren. Auch die walzenförmigen blauen und schwarzen Rüsselkäfer — Walzenrüßler hat man sie nach ihrer Gestalt benannt —, deren Larven manchmal unter der Rinde der Apfelbäume ihre schlangenförmigen Minen anlegen, rechnet der Gärtner kaum zu seinen Feinden; denn ihre Zahl ist nicht groß genug, um sich schädlich erweisen zu können.

Wurzel und Stamm des Apfelbaumes haben ihre ungebetenen Gäste; auch seine Zweige und Triebe finden mannigfaltige Liebhaber unter der Insectenwelt. Der Stamm jenes Bäumchens sieht aus wie von Reif bedeckt; an manchen Stellen haben sich über den Rindenspalten sogar dichte Flocken angesammelt wie von frisch gefallenem Schnee. Aber wir sind im Juni; schon seit Monaten sind die letzten zarten Eiskrystalle unter den Strahlen der Frühlingssonne verschwunden. Eine Kolonie von Insecten hat uns diese Täuschung bereitet; eine Menge von röthlichen, aber mit langer weißer Wolle bekleideten Rindenläusen hat sich auf der Rinde des jungen Baumes niedergelassen; ihren langen Saugschnabel haben sie bis zum Splint in das Stämmchen eingesenkt und saugen den aufsteigenden Saft. Das Bäumchen ist durch diese Schmarotzer schon ganz schwach und krank geworden; wir wollen ihm helfen und sie zerdrücken. Aber was ist das? Blut klebt an unserer Hand! Doch nein, es ist nicht unser Blut, sondern der rothe Saft dieser Thierchen, von dem sie den Namen „Blutläuse“ erhalten haben. Wir dürfen uns vor diesem Safte auch nicht ekeln; denn die Scharlachmäntel und Purpurgewänder der Könige beziehen ihre Schönheit aus einer ganz ähnlichen Quelle. Hier auf diesem Zweige sitzen einige Thierchen, die man fast für kleine Miesmuscheln halten sollte; aber ihr muschelähnlicher Schild gehört nicht einem Meeresbewohner an, sondern einer Schildlaus, die von der Gestalt ihrer Oberseite den Namen des Miesmuschelträgers erhalten hat. Sie besitzt einen Saugschnabel, der jenem der Blutlaus gleicht, und sie verwendet ihn zu demselben Zwecke. Vettern dieser Schildlaus, die kleinen Galläpfeln ähneln, liefern unsere schönsten rothen Farbstoffe, nämlich die an Stecheichen lebende Kermes-Schildlaus und die am Nopalkaktus saugende Cochenille-Schildlaus. Diese edleren Verwandten ersetzen dem Menschen reichlich, was ihm von dem Miesmuschelträger geraubt wird. Namentlich die Cochenille bildet in getrocknetem Zustande einen sehr werthvollen Handelsartikel; aus ihr werden Carmin- und fast alle Scharlach- und Purpurfarben bereitet.

Da kommt ein kleines, prächtig dunkelblaues Käferchen geflogen und stört uns in unseren Gedanken. Was will es wohl hier? Es setzt sich auf einen Trieb des Apfelbaumes, läuft an ihm mehrmals auf und ab und um ihn herum und fliegt dann unbefriedigt zu einem benachbarten Schößling desselben Zweiges. Dieser scheint ihm zu gefallen und seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Immer langsamer und bedächtiger geht unser

Käfer an dem Triebe auf und ab und zieht immer engere Spiralen um denselben. Endlich bleibt er stehen; er hat gefunden, was er suchte. Mit seinem langen Rüssel, der an der Spitze sich dreieckig erweitert und mit starken Zähnchen versehen ist, schneidet der Käfer den Schößling ringsum an, spaziert dann etwas höher an dem Triebe hinauf und beginnt nun mit großer Emsigkeit und Ausdauer seine eigentliche Arbeit. Zuerst benagt er nur die zarte Rinde; bald bohrt er aber mit hochgebogenem Nacken immer tiefer und tiefer hinab, bis er endlich ein Loch ausgehöhlt hat, in das er seinen Rüssel bis an die Augen hinabsenken kann. Darauf kehrt er sich um und legt ein Ei hinein, schiebt dasselbe mit dem Rüssel zurecht und verschließt sodann die Oeffnung, welche die Wiege seines Geschlechtes birgt. Noch zweimal wiederholt er dieselbe Arbeit an verschiedenen Stellen des Triebes; endlich kehrt er zu der Stelle zurück, wo er den ersten Einschnitt rings um den Schößling begonnen. Diesen Schnitt vollendet er nun mit unglaublichem Kraftaufwand: er ruht nicht, bis der Trieb, der dreimal so dick ist als er selbst, welk herabhängt und bald abfällt. Dann fliegt er davon, und wir sehen das schöne blaue Käferchen nicht mehr wieder. Stand und Namen des kleinen Meisters können wir übrigens schon aus der Arbeit abnehmen, die er soeben vollendete. Es war das Weibchen eines Zweigabstechers, ein Mitglied jener kunstsinnigen Rüsselkäferzunft, die sich die Gattung Rhynchites nennt. Mehreren seiner Brüder werden wir noch späterhin begegnen.

Die Knospe ist ein Bild der Hoffnung. Leider wird sie nicht selten auch zu einem Bilde der Enttäuschung; denn nicht alle Knospen kommen zur Entfaltung und nicht alle Hoffnungen zur Erfüllung. Davon weiß auch unser Apfelbaum zu erzählen. Als im letzten Spätherbste bereits die Blätter von den Bäumen geweht waren und schon der Winter anklopfte, da flogen in dunkler Nacht noch einige kleine Schmetterlinge umher; es waren die Männchen des großen und des kleinen Frostspanners. Ihre flügellosen Weibchen krochen unterdessen an dem Stamme des Apfelbaumes empor und legten daselbst viele hundert Eier an und neben die Knospen, in denen der Baum seine Lebensvorräthe für das kommende Jahr aufgespeichert hatte. Anfangs April kamen die jungen Räupchen an das Tageslicht, und ohne sich um das Mein und Dein zu kümmern, ließen sie sich das Stärkemehl in den jungen Knospen wohl schmecken. Der arme Baum aber ging dabei leer aus; als seine Brüder sich mit duftigen Blüten und grünem Laube schmückten, stand er ganz kahl da und mußte sich seiner Armuth schämen. Im nächsten Jahre wird es ihm wahrscheinlich nicht mehr so schlimm ergehen; denn der Gärtner hat Theerringe um den Stamm des Baumes angelegt; die Weibchen der Frostspanner können dieselben nicht überschreiten und den Baum nicht mit neuen Eiern beschenken. Die beiden berüchtigten Frostspanner finden ein ganzes Heer von Bundesgenossen unter den Schmetterlingen, die größer sind als sie. Wer die Knospen und Blüten und Blätter zählen wollte, die auf allen Apfelbäumen der Erde von den Raupen des Baumweißlings und des Goldafterspinners, des Blaukopfes und des Schwanspinners, des Ringelspinners und des Schwammspinners bereits aufgezehrt worden sind, der könnte in einem Jahrtausende

schwerlich fertig werden. Auch ein kleiner grauer Knospenwickler läßt durch seine gelbgrüne Raupe die Triebspitzen des Apfelbaumes zusammenspinnen und auffressen; dasselbe Geschäft besorgt an den unteren Zweigen die Raupe der Apfelbaumgespinstmotte, deren silberweiße Vorderflügel viel unschuldiger aussehen als sie sind. Der arme Apfelbaum hätte Grund genug, schwere Klage zu erheben gegen das leichtbeschwingte und leichtfertige Volk der Schmetterlinge, das ihm so großen Schaden zufügt.

Ein kleiner brauner Rüsselkäfer, der eine weiße Querbinde auf den Flügeldecken trägt, stellt im Frühling den Fruchtknospen des Apfelbaumes nach. Mit seinem langen Rüssel bohrt er ein Loch in die Tragknospen und legt in das Loch ein Ei. Während das junge Rüsselkäferleben im Ei noch schlummert, fängt die Knospe an zu schwellen und sich zu entfalten. Nun erwacht im Ei eine kleine Larve, ein fußloses, weißes Würmchen mit schwarzem Kopfe; sie durchbricht die Eihülle und beginnt gleich am Herzen der Apfelblüte zu nagen. Um dabei nicht gestört zu werden, spinnt sie die Blütenblätter über sich dachförmig zusammen und ißt und trinkt dann vom Lebenssaft der Blüte, bis diese endlich ganz verdorrt ist. Statt der zarten weißen Blumenblätter, in deren Mitte ein schwellender Fruchtknoten ruht, siehst du nur eine braune Kapsel; im Innern derselben schläft nun eine kleine Käferpuppe, ebenso weiß wie die Larve, aus der sie sich entwickelte. Schon nach ein paar Wochen wird aus ihr der braune Rüsselkäfer schlüpfen, der unsern armen Apfelbaum um seine schönsten Früchte betrog. Er wird nach seinem Handwerke der Apfelblütenstecher genannt; im Volksmunde heißt er jedoch der Brenner, weil die braunen Blütenkapseln, die von seiner Larve bewohnt sind, wie verbrannt aussehen.

Was glänzt in jener Blüte wie lauteres Gold? Es ist lebendiges edles Metall, dem Rückenschilde und den Flügeldecken eines Käfers angehörig, der von seiner stolzen Farbe der Goldkäfer heißt. Er hat sich in der Apfelblüte niedergelassen und strahlt als ein herrliches Juwel in der zarten rosenfarbigen Krone. Die Blüte, die ihn gastlich beherbergt, hat von ihm nichts zu befürchten. Für die wenigen Staubgefäße, die er von ihr fordert, begünstigt er die Kreuzbefruchtung der Blüte, indem er auf ihre Narbe den Blütenstaub überträgt, der von den Nachbarblüten noch an seinem Munde haftet. Nicht so gern gesehen sind einige seiner kleineren plebejischen Verwandten, der rauhhaarige und der gefleckte Rosenkäfer. Beide haben im Osten Europa's durch ihr massenhaftes Auftreten nicht bloß den Rosen großen Eintrag gethan, sondern in manchen Jahren auch die Blumenblätter und Staubgefäße der meisten Obstbäume in ihrem unersättlichen Magen verschwinden lassen.

Nicht so groß wie unser Goldkäfer, aber zum Theil nicht minder schön sind einige kleine Rüsselkäferchen, welche den Blüten des Apfelbaumes ebenfalls ihre Aufmerksamkeit schenken. Hier finden wir den rothflügeligen Blütenstecher und den braunen, weißgebänderten Apfelblütenstecher, hier den purpurrothen Apfelstecher und seine blauen Vettern, den Blattrippenstecher und den Zweigabstecher. Obgleich ihre Namen auf verschiedene Beschäftigungen deuten, so kommen sie doch alle darin überein, daß sie mit ihrem langen Rüssel die

Blüten und zarten Triebe und Blätter des Apfelbaumes anzapfen, jedoch nur, um ihren Hunger und Durst zu stillen, nicht um ihre Eier abzulegen. Für die letztere Arbeit ist jedem sein eigenes Berufsfeld beschieden; beim Zweigabstecher und Apfelblütenstecher haben wir dasselbe bereits kennen gelernt, beim rothflügeligen Blütenstecher ist es noch nicht sicher bekannt und bei den zwei übrigen werden wir es sogleich noch kennen lernen.

Ist der Blattrippenstecher in der Lage, für seine Nachkommenschaft zu sorgen, so fliegt er auf ein Blatt des Apfelbaumes, bohrt am Grunde der Blattrippe ein tiefes Loch und legt in dasselbe mehrere Eier ab. Wenn die kleinen Larven auskriechen, sind sie so eng gedrängt, daß sie sich kaum bewegen können. Aber sie wissen sich durch ihren guten Appetit bald zu helfen; sie fressen ihre Wiege, die für sie ein Zuckerpalast ist, so weit und geräumig aus, als es ihnen behagt. Das Blatt krümmt sich unterdessen ein, welkt und verdorrt und fällt zur Erde; denn der Zufluß des Lebenssaftes und endlich sogar sein Halt am Baume wird ihm durch diese Gäste abgeschnitten. Die letzteren bohren sich endlich aus dem Blatte heraus, wenn sie zur Verpuppung reif sind, und bestehen in der Erde ihre letzte Verwandlung, um dann im nächsten Frühling als schöne blaue Rüsselkäfer auf dem Schauplatze eines neuen Lebens zu erscheinen.

Nicht viel milder verfahren mit dem Apfelblatte die noch kleineren Larven eines noch kleineren schwarzen Rüsselkäfers, der von der Natur ein vorzügliches Sprungvermögen erhalten hat. Wegen dieser Gabe und wegen seiner gelben Fühlhörner dürfen wir ihn den gelbhörnigen Springrüßler nennen. Das Weibchen dieses Käfers legt seine Eier neben die Mittelrippe des Blattes; die kleinen Larven fressen sich unter der Oberhaut des Blattes in das zarte Parenchym hinein, und da ihnen die Kost schmeckt, bringen sie immer weiter vor und durchschlängeln das Blatt mit ihren Minen. Ein Netzwerk von blassen Linien auf dem grünen Grunde bezeichnet die Wege, die sie eingeschlagen haben. Doch sind diese Käferchen zu selten, um erheblichen Schaden zu verursachen. Häufiger werden von den Blättern des Apfelbaumes zwei Arten von Mottenräupchen beherbergt. Die eine derselben, die Raupe der Obstblattmotte, frißt die Unterseite der Blätter stellenweise kahl; die andere, die Raupe der Obstlaubminirmotte, ahmt die Lebensweise der Larven des gelbhörnigen Springrüßlers nach.

In dasselbe Blatt, dessen Leben bereits von diesen kleinen Würmchen untergraben wird, hat noch eine Menge grüner Apfelblattläuse ihre Saugschnäbel eingesenkt; sie trinken, was die Rüsselkäferlarven und Mottenräupchen ihnen noch übrig ließen. Durch ihre Menge beeinträchtigen sie nicht selten die Lebenskraft auch von frischen, gesunden Bäumchen.

Glücklich jene Blüten des Apfelbaumes, die es bis zur Frucht bringen; aber auch dann drohen noch Gefahren. Der Wespen und Hornissen haben wir hier nicht zu gedenken; denn diese nagen nur reife Früchte an. Wir haben es nur mit jenen Gästen zu thun, welche die Aepfel essen, bevor sie reif geworden sind; sonst müßten wir auch manches rothbackige Menschenkind zu den unliebsamen Gästen des Apfelbaumes zählen.

Ein Käfer mit grünem Halsschilde und braunen Flügeldecken nagt Löcher in die jungen Früchte; viel gefährlicher jedoch sind die inneren, verborgenen Feinde. Ein kleiner Schmetterling legt in stiller Juninacht seine gelblich-rothen Eier an die Früchte. Der Schmetterling ist der Apfelwickler, sein Räupchen die Obstmade. Ihrem Namen entsprechend, bohrt sie sich gleich, nachdem sie das Ei verlassen, bis in das Kernhaus des Apfels hinein und verzehrt die Kerne und das benachbarte Fruchtfleisch. Ist sie erwachsen, so kommt sie aus ihrer Behausung hervor und überwintert zwischen den Rinden-schuppen des Baumes; im nächsten Frühling wird sie zur Puppe und bald darauf zum Schmetterling. In Gesellschaft der Obstmade lebt noch ein anderes weißliches Würmchen in den jungen Aepfeln; durch den gänzlichen Mangel der Beine unterscheidet es sich leicht von jener. Das Thierchen, das sich aus ihm entwickeln wird, ist kein Schmetterling, sondern ein Käfer, und zwar einer unserer schönsten Rüsselkäfer, ein Rubin in unserer Insectenfauna. Aus der unscheinbaren, weißen Larve kommt nämlich, nachdem sie in der Erde sich verpuppt hat, der purpurrothe Apfelstecher hervor. Wie an Schönheit, so ist er auch an Klugheit ein ganz neues Wesen geworden. Die Larve wußte nichts anderes zu thun, als ihr Leben mit unersättlichem Fraße hinzubringen; der Käfer dagegen ist im Besitze eines sehr sinnreichen Kunsttriebes. Wenn nämlich die Zeit zur Versorgung der Brut gekommen ist, sucht sich das Weibchen einen schönen jungen Apfel aus, bohrt mit seinem Rüssel ein tiefes Loch in das Fruchtfleisch und legt dann ein Ei hinein; hierauf schließt es die Oeffnung wieder und leimt sie mit einem leimartigen Safte fest zu, damit nicht eine vorwitzige Ameise oder ein anderes Raubinsect zu dem zarten Ei gelangen könne. Ist der Apfel groß genug, so beschenkt ihn der Käfer mit noch einem oder zwei Eiern auf die eben geschilderte Weise. Bevor er jedoch von der Wiege seiner Nachkommenschaft scheidet, schneidet er den Stengel des Apfels halb durch; der nächste Windstoß soll ihn herabwehen. Denn die Larve kann sich nur von welkem Fruchtfleische nähren, und wenn sie nach ein oder zwei Wochen aus dem Ei kommt, muß sie den Tisch bereits gedeckt finden. Aber wer hat den kleinen Käfer gelehrt, so weise Vorkehrungen für die künftige Erhaltung seines Stammes zu treffen? Derselbe Meister, der auch den blauen Zweigabstecher lehrte, seine Brut nicht minder kunstreich in jungen Apfeltrieben zu versorgen; der auch aus unscheinbarem Kerne den ganzen schönen Baum mit all seinen Blättern, Blüten und Früchten sich entwickeln ließ[1].

Erich Wasmann S. J.

---

[1] Folgende Insecten wurden im Obigen als Feinde des Apfelbaumes erwähnt:

1. Käfer: Der Maikäfer (Melolontha vulgaris) und seine Larven. Die Larven der Schnellkäfer (Agriotes lineatus und obscurus). Der ungleiche Borkenkäfer (Tomicus dispar). Der glänzende Stutzbohrkäfer (Scolytus pruni). Der runzelige Stutzbohrkäfer (Scolytus rugulosus). Die Walzenrüßler (Magdalinus violaceus, pruni und cerasi). Der gemeine Goldkäfer (Cetonia aurata). Der haarige Rosenkäfer (Cetonia hirta). Der gefleckte Rosenkäfer (Oxytyrea stictica). Der Gartenlaubkäfer (Phyllopertha horticola). Der gelbhörnige Springrüßler (Ramphus flavi-

# Feodor Michailowitsch Dostojewskij.

Literarische Skizze.

Unter den zahllosen Schriftstellern, welche das von Gogol begonnene Culturbild des russischen Volkes auf dem Gebiete der Novelle weiter ausgeführt haben, ragt Iwan Turgenjew als echter Künstler hoch empor. Seine Erzählungen durchhaucht ein sanfter poetischer Geist, verwandt mit jenem des Göthe und Cervantes. Seine Ruhe, Klarheit, maßvolle Schönheit, harmonische Vollendung hat keiner der anderen russischen Novellisten erreicht. Was aber durchdringende Schärfe der Beobachtung, tragische Leidenschaft, hinreißende Fülle und Gewalt der Darstellung betrifft, macht ihm ein anderer Schriftsteller den Rang streitig, der, nur ein paar Jahre vor ihm geboren, zwei Jahre vor ihm ins Grab sank, sich gleich ihm an Gogol bildete, aber, düsterer, melancholischer geartet, sein ganzes Leben lang von Noth und Elend umdrängt, Leiden und Qual, Armuth und Erniedrigung, Schuld und Strafe, das ganze bittere Schmerzensloos des eigentlichen Volkes zum Vorwurf seiner epischen Kunst nahm und so dem von Turgenjew entworfenen Socialgemälde einen noch dunklern Hintergrund und die tiefsten Schlagschatten hinzufügte. Schon die äußeren Lebensschicksale des reichbegabten Mannes rufen Theilnahme und Mitgefühl wach.

## 1.

Feodor Michailowitsch Dostojewskij wurde am 30. December 1821 (11. Januar 1822) in einem Armenspital zu Moskau geboren, an welchem sein Vater als Militärarzt angestellt war. Derselbe gehörte dem Kleinadel an und besaß im Gouvernement Tula ein Gütchen mit einigen Seelen, dessen Werth und Ertrag aber zu der zahlreichen Familie in keinem Verhältniß stand. Er war

---

cornis). Der Apfelblütenstecher (Anthonomus pomorum). Der rothflügelige Blütenstecher (Rhynchites aequatus). Der Blattrippenstecher (Rhynchites interpunctatus). Der Zweigabstecher (Rhynchites conicus). Der purpurrothe Apfelstecher (Rhynchites bacchus).

2. Schmetterlinge: Der Weidenbohrer (Cossus ligniperda). Der Baumweißling (Pieris crataegi). Der Goldafterspinner (Porthesia chrysorrhoea). Der Blaukopf (Diloba coeruleocephala). Der Schwanspinner (Porthesia auriflua). Der Ringelspinner (Gastropacha neustria). Der Schwammspinner (Liparis dispar). Der kleine Frostspanner (Acidalia brumata). Der große Frostspanner (Hibernia defoliaria). Der graue Knospenwickler (Grapholitha variegana). Die Apfelbaumgespinstmotte (Hyponomeuta malinella). Die Obstblattmotte (Coleophora hemerobiella). Die Obstlaubminirmotte (Lyonetia clerckella). Der Apfelwickler (Carpocapsa pomonella).

3. Schnabelkerfe: Die grüne Apfelblattlaus (Aphis mali). Die Blutlaus (Schizoneura lanigera). Die Miesmuschelschildlaus (Aspidiotus conchaeformis).

froh, die beiden ältesten Söhne, Alexis und Feodor, frühzeitig an der Militär-Ingenieurschule zu St. Petersburg unterbringen zu können. Eine classische Bildung erhielt Feodor hier nicht, las aber neben seinen Realstudien ein gut Theil Romane und Novellen, besonders Balzac, Eugène Sue, George Sand, Puschkin und Gogol. Im Jahre 1843 verließ er die Schule mit dem Rang eines Unterlieutenants, diente jedoch nur ein Jahr und verlegte sich dann auf Literatur. Der Vater war schon todt. Das kleine Vermögen zersplitterte sich auf die vielen Kinder und gewährte keinem ein hinreichendes Auskommen. Feodor Michailowitsch stak bald in Schulden und mußte sich unter Entbehrungen aller Art im rauhen Kampf ums Dasein durchzuschlagen suchen. So schrieb er 1845, 23 Jahre alt, seinen ersten kleinen Roman „Arme Leute", wußte aber nicht, wo er ihn anbringen sollte. Einer seiner Freunde, Dimitrij Grigorowitsch, brachte das Manuscript dem Dichter Nekrassow, welcher dasselbe in einer Nacht durchlas, am folgenden Tag voll Begeisterung zu dem Kritiker Belinskij trug und diesem einen neuen Gogol ankündigte. Belinskij schüttelte anfänglich zweifelnd den Kopf; als er aber den Roman gelesen hatte, war er außer sich vor Verwunderung über Dostojewskij's frühreifes Talent und versprach ihm, daß er, bei treuer Pflege seiner Anlagen, ein großer Schriftsteller werden würde.

Die nächsten Versuche übertrafen diesen glücklichen Anfang zwar nicht. Noch ehe der junge Schriftsteller dazu kam, etwas Größeres zu leisten, schloß er sich der Socialistenverbindung an, welche der Agitator Petraschewskij zu Petersburg gegründet hatte, und welcher zahlreiche Studenten, Officiere und Publicisten angehörten. Es waren lauter junge Menschen, der älteste aus ihnen zählte kaum dreißig. Zwei Jahre lang hatten sie ihre geheimen Versammlungen, ohne daß die Polizei auf sie aufmerksam geworden wäre. Fourier wurde da als Vater einer neuen Zukunft gefeiert, Familie und Eigenthum als Raub erklärt, allen Herrschern und Gott selbst der Krieg erklärt. Es fand sich indes unter der großen Zahl ein Verräther. Am 23. April 1849 des Morgens in aller Frühe wurden 33 Mitglieder dieses Socialistenclubs verhaftet, unter ihnen die zwei Brüder Dostojewskij.

Als seinen Verführer hat Feodor später seinen literarischen Gönner Belinskij angeklagt, zu einer Zeit jedoch, wo dieser schon todt war und die Anklage nicht mehr beantworten konnte. Ganz ohne Einfluß konnte die Richtung des berühmten Kritikers nicht geblieben sein. Sie war entschieden skeptisch, liberal, gegen alles Bestehende gerichtet. Aeltere, geriebene Doctrinäre mochten sich selbst über die letzten Consequenzen hinwegtäuschen; junge, schwärmerische Träumer, in unbefriedigter Genußsucht dahintaumelnd, zogen sie, wenn auch noch nicht praktisch, so doch theoretisch, und verlangten eine neue Ordnung der Dinge, durch welche ganz Rußland, vor allem aber sie selbst einmal frei und glücklich werden sollten.

Gewaltthätige Ausschreitungen konnte die Polizei dem jungen Dostojewskij nicht zur Last legen. Er hatte, wie es in seinem Urtheilsspruch hieß, an verschwörerischen Zusammenkünften theilgenommen, er hatte da mit den übrigen über die Strenge der Censur geklagt, er hatte verbrecherische Pamphlete gelesen

und lesen gehört, er hatte zur Gründung einer Druckerei eventuell seine Beihilfe versprochen. Das nicolaitische Regiment verstand jedoch keinen Spaß. Diese Vorwürfe waren hinreichend, um die Gefangenen vom April bis zum December in den schaurigen Gefängnissen der Peter- und Paulsfeste, ohne Licht und Luft, ohne Bücher und Schreibzeug, ohne Beschäftigung und Erholung, schmachten zu lassen. Zwölf wurden entlassen. Die Uebrigen wurden durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilt. Am 22. December wurden sie aus ihren Kasematten nach dem Ssemenowskij-Platz geführt, wo ein Blutgerüst errichtet war. Bei einer Kälte von 21° Réaumur mußten sie oben auf dem Schaffott ihr Todesurtheil anhören. Das dauerte ungefähr eine halbe Stunde. „Ist's möglich?" fragte Dostojewskij den neben ihm stehenden Durow, „sollen wir hingerichtet werden?" Daran hatte er gar nicht gedacht. Das Urtheil lautete indes: daß alle erschossen werden sollten. Sie wurden mit dem weißen Todtenhemde bekleidet. Nach dem Gerichtsschreiber bestieg ein Pope das Schaffott und lud die Verurtheilten zur Beichte ein. Ein einziger folgte dieser Einladung. Die anderen küßten indes das Crucifix, das der Pope ihnen reichte. Petraschewskij und zwei andere Rädelsführer wurden an Pfähle gebunden. Die unten stehende Compagnie wurde commandirt, ihre Gewehre zu laden. Schon waren die ersten Commandos vollzogen, als eine weiße Flagge aufgehißt wurde und die Nachricht kam, der Czar habe das Todesurtheil in dasjenige der Verbannung nach Sibirien verwandelt.

In wachsender Todesangst hatten die Verurtheilten, von Kälte halb erstarrt, auf eine Anzahl Karren hinabgeschaut, unter deren Decken sie die schon bereitstehenden Särge vermutheten. Auf diese Karren wurden jetzt die Unglücklichen gepackt, um sofort, unter militärischer Bedeckung, mitten in der schrecklichen Winterkälte, die Reise nach Sibirien anzutreten. Als man die drei Rädelsführer losband, hatte einer von ihnen, Grigorjew, über der namenlosen Qual den Verstand verloren. Auch Dostojewskij's Geist ward nahezu umnachtet, und seine ohnehin melancholische, nervöse Natur litt zeitlebens noch unter den Wirkungen der schrecklichen Mißhandlung. Er hatte Peinen der härtesten Gefangenschaft, ja die Todesqual einer Hinrichtung durchgemacht, und seine Phantasie hatte sich dabei gewöhnt, in Schmerz und Graus herumzuwühlen. Eine sonnigfrohe Heiterkeit des Gemüths erlangte er nie wieder.

Zu Tobolsk wurde den Deportirten der Kopf geschoren, die Sträflingskleider angethan, die schweren Ketten angeschmiedet. Hier drängten sich an die Wagen einige der Frauen der Dekabristen heran, d. h. jener vornehmen Revolutionäre, welche im December 1825 einen Aufstand gegen den Czaren versucht hatten und dafür nach Sibirien verbannt worden waren. Mehreren derselben folgten ihre Frauen in die Verbannung, um, so weit möglich, ihr Loos zu theilen und zu erleichtern. Von einer derselben erhielt Dostojewskij ein Neues Testament, das einzige Buch, das während der schrecklichen Gefängnißjahre ihn trösten und erquicken sollte. Die Verurtheilten wurden nun getrennt und zu den Zwangsarbeiten in verschiedene Gefängnisse vertheilt. Den unglücklichen Schriftsteller traf verhältnißmäßig noch ein geringes Strafmaß: nach vierjähriger Zwangsarbeit sollte er als gemeiner Soldat in ein Straf-

regiment gesteckt werden, mit Verlust seines Adels und aller bürgerlichen Rechte. Für einen geistig begabten Menschen von hochfahrendem Sinn, lebhaftester Empfindlichkeit und glühender Phantasie mußte es jedoch hart genug sein, so viele Jahre mit dem Abschaum der menschlichen Gesellschaft, ohne Unterhaltung, ohne geistige Nahrung und Thätigkeit zu leben, auf Schritt und Tritt einen Häscher an der Seite, für das geringste Versehen mit Peitschenhieben bedroht. Das Unausstehlichste war ihm, keinen Augenblick allein zu sein und alle seine Talente brach liegen lassen zu müssen.

Vier Jahre brachte Dostojewskij, in Ketten geschmiedet, in der zweiten Kategorie, d. h. unter den schlimmsten Räubern, Mördern und Verschwörern zu und leistete die härtesten Zwangsarbeiten. Dann wurde er in den Soldatenrock gesteckt und mußte als Gemeiner dienen, er, der frühere Genieofficier und der Schriftsteller, dem Rußlands größter Kritiker schon eine glänzende Laufbahn verheißen. Sein ganzes Leben schien verloren. Da brachte der Thronwechsel des Jahres 1855 ihm wenigstens theilweise Erlösung. Im folgenden Jahre wurde er zum Officier ernannt, in seine bürgerlichen Rechte wieder eingesetzt und erhielt die Erlaubniß, mit Officiersrang ins bürgerliche Leben zurückzutreten. Auf größere Schwierigkeit stieß sein Gesuch, nach Europa zurückkommen und als Schriftsteller arbeiten zu dürfen. Drei Jahre gingen darüber hin. Neue Leiden verursachte ihm die junge Wittwe eines seiner Mitverschworenen, welche er zu ehelichen wünschte, welche ihm aber einen andern vorzog. Erst als er ein Jahr lang diese unglückliche Liebe fruchtlos bekämpft und in verzweifelter Großmuth zuletzt selbst das Zustandekommen der Ehe mit seinem Rivalen unterstützt hatte, gab sie ihm ihre Hand und folgte ihm nach St. Petersburg, wo er 1859, nachdem er die besten zehn Jahre seines Lebens in der Verbannung geschmachtet, halb gebrochen und erschöpft endlich sich niederlassen konnte. Phantastisch, wie er war, hatte er ein glühendes Verlangen, für das Wohl Rußlands unmittelbar thätig zu sein, und warf sich darum begeistert auf die journalistische Wirksamkeit. Als richtiger Gefühlsmensch verschwommen und unklar, vermochte er sich aber für keine der herrschenden Hauptparteien zu entscheiden, weder für die Liberalen, welche das Heil des Vaterlandes hauptsächlich von der Verbreitung westeuropäischer Bildung erwarteten, noch für die Slavophilen, welche das russische Volk und die Welt aus Rußlands eigenen geistigen Schätzen heraus regeneriren wollten. Im ganzen näherte er sich mehr den letzteren und huldigte in endlosen Tiraden dem russischen Nationalgefühl. Dennoch hatte er keinen Erfolg als Journalist. Ein Blatt, das er gemeinschaftlich mit seinem Bruder Alexis gründete, „Die Zeit", hielt sich nur ein paar Jahre, 1861 bis 1863; ein zweites, „Die Epoche", fristete ein gleich kurzes Dasein, 1863 bis 1864. Alexis, sein eifrigster Mitarbeiter, starb ihm dahin, seine Frau ebenfalls. Selbst beständig kränkelnd, von häufigen epileptischen Anfällen in jeder Thätigkeit gehemmt, war er seiner Aufgabe nicht mehr gewachsen. Schulden häuften sich auf Schulden. Um seinen Gläubigern zu entgehen, mußte er 1865 ins Ausland flüchten und fristete in Deutschland, Frankreich und Italien kümmerlich sein Dasein. Der Westen gefiel ihm nicht; er konnte sich nicht daran gewöhnen,

wie Turgenjew. Sein Herz schlug nur für Rußland, und mitten im größten Elend schrieb er den Roman „Verbrechen und Strafe“, der alle seine bisherigen Leistungen übertreffen und ihn in ganz Europa berühmt machen sollte. Derselbe erschien 1866 und machte ein ungeheures Aufsehen. Es gelang dem hartgequälten Schriftsteller, sich seinen Geldnöthen endlich zu entraffen und 1871 nach St. Petersburg zurückkehren zu können. Eine zweite Ehe mit einer verständigen und energischen Frau verschaffte ihm ein ruhigeres häusliches Dasein, und er hätte sich nunmehr ohne weitere Schwierigkeiten der Novellistik widmen können. Doch er vermochte das Zeitungsschreiben nicht zu lassen; erst betheiligte er sich unter dem Titel „Tagebuch eines Schriftstellers“ an dem Wochenblatte des Fürsten Meschtschersti „Der Bürger“, dann gründete er unter demselben Titel wieder seine eigene Monatsschrift, in welcher er politische Leitartikel, sociale Essays, literarische Aufsätze in buntem Gemisch mit Lebenserinnerungen, Anekdoten und Novellen zusammenstopfte. Während des Balkankrieges (April 1877 bis Februar 1879) erschien dasselbe ziemlich regelmäßig; dann wandte er Zeit und Thätigkeit mehr seinem letzten Werke, dem breit angelegten Romane „Die Brüder Karamasow“ zu, von dem er aber nur mehr den ersten Theil 1879 und 1880 vollenden konnte. Seine Schriften hatten inzwischen in allen Schichten der russischen Gesellschaft, bei hoch und niedrig, die größte Volksthümlichkeit erlangt. Mit beispiellosem Enthusiasmus wurde besonders die Festrede aufgenommen, welche er am 26. Mai 1880 bei der Enthüllung des Puschkin-Denkmals zu Moskau hielt. Der so spät ihm gewordenen Anerkennung erfreute er sich indes nicht lange. Am 10. Februar 1881 verschied er nach kurzer Krankheit. Das Leichenbegängniß des einstigen sibirischen Verbannten gestaltete sich zu einem Triumphe. An 40 000 Menschen begleiteten seinen Sarg durch den Newskij-Prospect nach dem Alexander-Newskij-Kloster, wo er bestattet wurde; die Zuschauer schlug man auf 100 000 an. Ganz Petersburg war auf den Beinen. Fürsten und Generäle, Polizisten und Nihilisten, hohe Staatsbeamte und das niedrigste Volk, Alles vereinigte sich in gemeinsamer Trauer um den seltsamen, in seinem Leben so unglücklichen Mann.

2.

Dostojewskij's erster Roman „Arme Leute“ schließt sich in Stoff und Darstellung aufs engste an Gogols „Mantel“ an, und der Dichter unterläßt es nicht, selbst daran zu erinnern, indem er Gogols Novelle in die Hände des armen Copisten Makar Alexeijewitsch Djewuschin fallen läßt und uns in gemüthlichster Komik die Eindrücke schildert, welche der furchtsame, menschenscheue Beamte beim Anblick seines eigenen Spiegelbildes empfindet. Völlig decken sich indessen die Bilder nicht. Makar ist bei besserer Gesundheit, kräftiger, lebhafter, munterer, als der von Noth und Elend völlig aufgeriebene Akaki Akakjewitsch. Armselig genug wohnt er schon. In den Zimmern duftet es so übel, daß Zeisige darin sterben. Die Wirthin ist ein wahrer Drache, die Magd Therese mager wie ein gerupftes Hühnchen, der Hausknecht ein finnischer Grobian. In einem der Zimmer wohnt Gorschkow, ein völlig verarmter und heruntergekommener Beamter mit seiner Frau und drei Kindern,

in einem andern zwei Officiere, in einem dritten ein Midshipman, in anderen Nummern ein gelehrter Beamter, der immer von Literatur spricht, ein englischer Lehrer u. s. w. — eine wahre Arche Noe. Makar selbst haust in einem Verschlag der Küche, der gerade Platz für ein Bett, einen Tisch, eine Kommode und ein paar Stühle hat. Dafür zahlt er zwei Rubel, fünf für den Tisch, und so bleibt ihm noch Geld für etwas Thee, Kleider, Schuhe und kleine Nebenausgaben. Auch damit weiß der alte Actenschreiber noch zu sparen, um einer entfernten jungen Verwandten dann und wann eine Freude zu machen, die ihm gegenüber in einer ebenso ärmlichen Behausung wohnt. Warwara Dobroselow heißt sie, die Tochter eines Gutsverwalters, in glücklichen Verhältnissen aufgewachsen, sogar in einer Pension erzogen, aber dann durch Familienmißgeschick und den Tod beider Eltern zum Loose einer dürftigen Lohnnähterin herabgesunken. Sie versieht den einsamen Schreiber, der sonst keinen Freund und Bekannten hat, mit Lectüre, flickt ihm seine Kleider und nimmt sich seiner Wäsche an. Er überrascht sie dafür bald mit einem Blumenstock, bald mit etwas Confect, bald mit sonst einem kleinen Geschenk, das er sich selbst am Munde abspart. Ein Briefwechsel zwischen beiden schildert uns beider Lage, Lebensgang, Leiden und Freuden, ihr ganzes inneres und äußeres Leben so treu, so naiv, so lebendig, daß man beide selbst zu kennen glaubt, und ebenso das jammervolle Dasein der noch verlassenen Leute, in deren Mitte sie leben. Das Bild ist oft traurig, düster genug. Aber durch die Herzensgüte, Nächstenliebe und Selbstaufopferung der beiden Hauptpersonen fällt so mancher Sonnenblick von Freude in dieses einförmige, gewöhnliche Kleinleben hinein, daß es einen fesselnden Zauber auf den Leser ausübt. Den Segen, den Christus über die Armen gesprochen, erwähnt Dostojewskij nicht; doch wie ein Nachhall jenes Segens durchwaltet das schlichte Lebensbild. Kindlicher Glaube, einfache Frömmigkeit verleihen den armen Bewohnern der elendesten Miethswohnungen einen seelischen Adel, den keine Wissenschaft und kein Reichthum zu geben vermag. Ganz frei von Sentimentalität ist die Ausführung nicht. Makar vergöttert sein „Mütterchen", sein „Täubchen" wie eine Geliebte, aber diese Liebe ist so harmlos und unschuldig, wie die Liebe kindlicher Spielgenossen. Kein Mißton stört auch das zarteste Gemüth. Seinen Höhepunkt erreicht der kleine Roman, da Se. Excellenz, der Bureauchef Makars, zufällig die äußerste Noth seines Untergebenen gewahrt und ihm einen Hundertrubelschein spendet. Davon braucht er 20 zur Deckung von Schulden, 45 erhält Warwara, nur 35 behält er für sich. Dank der Treue und Hingebung des wackern Alten hält sich Barbara aufrecht in ihrer Noth und vielfachen Entbehrung, bis eine günstige Heirat sie endlich derselben entreißt. Es ist ein harter Schlag für Makar, aber mit der bisherigen Selbstlosigkeit sorgt er auch für die kleine Ausstattung der Braut und lebt nur dem Gedanken, sie glücklich zu sehen. Das Ganze ist ein allerliebstes Seelengemälde aus dem Leben und Treiben der untersten Stände, scheinbar noch realistischer als Gogols Zeichnungen, aber thatsächlich feiner, tiefer, idealer. Man wird an Schukowskij's Liebe für das russische Volk erinnert, „dieses Volk mit seinem frischen, kräftigen Charakter, seiner Anstelligkeit, seinem

gesunden Urtheil, seiner kindlichen Auffassung des Christusglaubens, mit seiner noch unerschütterten Achtung vor der obersten Gewalt".

Eine feine Selbstkritik dieser Erzählung hat Dostojewskij selbst in einem spätern Roman gegeben. Ein alter Beamter mit Frau und Tochter hören die Geschichte an. Sie klingt so gewöhnlich, daß sich der Vater enttäuscht, die Mutter fast zum Besten gehalten fühlt. Nur die Tochter ist ganz Ohr und beginnt zu weinen. Da werden auch die Eltern gerührt, und der biderbe, ehrliche Ichmenew sagt: „Man sieht ja schon bei den ersten Worten, daß die Flügel noch nicht gewachsen sind; es ist eine einfache, kleine Erzählung, aber dafür greift sie tief ins Herz. Man versteht, was rund umher vorgeht, und es prägt sich der Seele ein; man erkennt, daß der dürftigste, niedrigste, durch die Noth des Lebens daniedergeworfene Mensch auch ein Mensch ist, den man Bruder nennt." Hiermit ist das Grundgefühl Dostojewskij's, die Grundstimmung seiner ganzen Novellistik bezeichnet.

Auch die nächsten, kleineren Erzählungen bekunden ein reiches dichterisches Talent. „Die Wirthin", eine unheimlich spannende Geschichte, hat Anklänge an Gogols Zauberer, wenn auch der realistische Schluß das Phantastisch-Romantische des Anfangs etwas grausam zerstört. Zwei kleine Weihnachtsgeschichtchen erinnern an die lieblichen Carols von Dickens. Tief ergreifend ist besonders der Weihnachtstraum eines armen Bettelknaben geschildert, der, zur Christzeit in eine große Stadt gekommen, sich aus der Kellerwohnung der kranken Mutter in die lichtstrahlenden Gassen hinausstiehlt, die Pracht der Läden anstaunt, von bösen Jungen verfolgt in einen dunklen Hofraum flüchtet und da erfriert. In seiner Liebe zu den Kindern, besonders armen Kindern, zu Verlassenen aller Art, Armen, Gekränkten, Nothleidenden, im Verständniß ihrer Leiden, in der Hochachtung für ihr menschliches Gefühl und ihre besseren Eigenschaften ist Dostojewskij aufs innigste mit Dickens verwandt. In der Schilderung des Leides ist er ihm überlegen; seine sanfte, spielende Heiterkeit, seinen frisch sprudelnden Humor besitzt er aber nicht.

## 3.

Zwischen dem 28. und 38. Lebensjahre hat Dickens eine ganze Reihe seiner besten Romane geschrieben: Clown Grimaldi, Oliver Twist, Nicholas Nickleby, Master Humphrey's Clock, Barnaby Rudge, Martin Chuzzlewit. Die glänzende Productionszeit endet mit David Copperfield. Gerade in dieser günstigsten Lebensperiode war Dostojewskij's Thätigkeit durch seine sibirische Haft und Verbannung nahezu völlig geknickt. Statt die Feder zu führen, trug er Ketten und drehte das Mühlrad in der Alabasterfabrik. Erst 1860 konnte er die literarische Thätigkeit wieder aufnehmen, welche 1849 gleich in ihrem ersten Aufblühen erstickt worden war; erst 1861 erschien das nächste größere Werk: „Unischennyje i Oskorbljónnyje", „Erniedrigte und Beleidigte". Er knüpft darin, wie schon erwähnt, wieder an sein erstes Werk „Arme Leute" an. Er nimmt seine alte Stellung als Anwalt der Gekränkten und Zurückgesetzten wieder auf. Kein Wort erinnert an Sibirien. Man sollte meinen, er wäre immer in St. Petersburg geblieben und hätte nur dem

Jammer nachgestöbert, den die Herzlosigkeit der Reichen und Vornehmen über die Niedrigen verhängt. Wanja, ein junger Poet und Literat, kaum den Studienjahren entwachsen, erzählt in traurigem Ton die Geschichte seiner ersten unglücklichen Liebe. Dieselbe gilt Nataſcha, der Tochter des kreuzbraven Gutsverwalters Ichmenew, der in ungerechter Weise von seinem Herrn, dem niederträchtigen Fürsten Wolkowskij, aus seiner Stelle hinausgeworfen worden ist. Zum Unheil der armen Familie hat sich aber ein inniges Liebesverhältniß zwischen seinem Sohne Aljoscha und Nataſcha entsponnen, ein so leidenschaftliches, daß Nataſcha, um Aljoscha zu heiraten, ihren Eltern heimlich entflieht und den Fluch des aufs tiefste verletzten Vaters auf sich nimmt. Aljoscha liebt sie nicht weniger innig, aber er ist noch ein unerfahrenes, romantisches Kind, und da ihm sein Vater, ein ebenso herzloser Intrigant als unverbesserlicher Wüstling, zur Rettung der eigenen Familie eine andere, nicht minder liebenswürdige Braut in Aussicht stellt, geräth seine erste Liebe wirklich ins Schwanken. Der Tod eines geheimnißvollen, unglücklichen Greises, der an den Harfner in Wilhelm Meister erinnert, deckt inzwischen die Niedertracht des alten Fürsten von einer andern Seite auf. Er hat auf Reisen die Tochter jenes Unglücklichen um Unschuld und Lebensglück betrogen, sie stirbt in einer Kellerwohnung, und ihr gemeinsames Kind Helene oder Nelly ist schon in die Hände einer Kupplerin gefallen, als der träumerische Erzähler der ganzen Geschichte es zufällig kennen lernt, es dem ihm drohenden schrecklichen Looſe entreißt und zu sich nimmt. Das arme, epileptische Geschöpf, phantastisch wie Mignon, verwickelt durch wiederholtes Entrinnen die durch die fürstliche Bosheit gesponnenen Intriguen, welche schließlich siegen. Nataſcha lernt die Braut ihres Geliebten, die reiche Katja, kennen, dankt zu ihren Gunsten ab und kehrt reuig zu ihren Eltern zurück. Nelly stirbt, und Wanja betrauert wehmüthig das gemeinsame Glück, das sie hätten finden können, wenn nicht die Leidenschaft der Hohen und Mächtigen ihren bescheidenen Lebenspfad durchkreuzt hätte.

Man hat an diesem Romane viel auszusetzen gefunden: die gehässige Zeichnung des alten Fürsten, zu welcher jedoch die russische Memoirenliteratur alle nur erforderlichen Belege liefert; den läppisch-schwankenden Charakter Aljoscha's, welcher aber ebenso aus der Wirklichkeit gegriffen ist; die verzweifelte Trauer Wanja's endlich gegen die ihn verschmähende Nataſcha, ein Motiv, das der Novellist seinen eigenen Erlebnissen entnahm. Die Erzählung ist knapp, wohlgegliedert, einheitlich ausgeführt. Der Dialog mag bisweilen zu breit gezogen sein, die Charakterzeichnung ist jedenfalls meisterlich. Die Schilderung des namenlosen Schmerzes, den die unglückliche Nataſcha über ihre Eltern bringt, ist von hinreißender Gewalt. Auch wo der Novellist das Zweideutigste berührt, stört kein verletzendes Wort das Zartgefühl. Ueber dem Bilde Nelly's und ihres Großvaters waltet ein ähnlicher Zauber, wie ihn Göthe dem Harfner und Mignon verliehen hat. Ohne es zu beabsichtigen, ist Dostojewskij da Romantiker geworden.

Erst nachdem der Dichter dieses traurige Bild großstädtischen Lebens entworfen hatte, griff er in die noch frischen, nicht vernarbten Erinnerungen seiner sibirischen Haft zurück und zeichnete mit markiger Hand das schauerliche

Loos der politischen Gefangenen in Sibirien. Um das thun zu können, mußte er natürlich die Politik aus dem Spiele lassen. Jedermann wußte übrigens, daß dieses Loos identisch war mit jenem der schrecklichsten Räuber, Mörder und Verbrecher und nur dadurch noch verschärft wurde, daß sein gebildete, vor jedem rohen Verbrechen zurückschaudernde Menschen mit diesem Auswurf der Menschheit zusammenleben mußten, ja gewissermaßen mit ihm zusammengeschmiedet waren. „Die Memoiren aus dem Todten Hause“, d. h. dem Zuchthause (1862 erschienen), sind eines der eigenartigsten Bücher, die es gibt. Man möchte sie fast mit Visionen aus einer andern Welt vergleichen, aus der sonst keiner wiederkehrt. Tausende und aber Tausende haben ein qualvolles Dasein in jenem fernen nordischen Lande geendet, ohne daß ein Wörtchen mehr von ihnen nach Europa drang. Wenige sind von dort wieder nach Rußland zurückgekehrt, aber leiblich geknickt, geistig völlig gebrochen. Von den Kerkermeistern der weitentlegenen Gefängnisse und Strafkolonien fühlte keiner den Beruf in sich, das Schicksal seiner Untergebenen, das gesammte Strafwesen zu beschreiben. Amtliche Berichte über Zahl, Namen, Strafdauer, Strafbestimmungen, Beaufsichtigung, Entlassung, Tod der Geächteten, welche von Jahr zu Jahr Sibirien bevölkerten, mögen — wenn auch lückenhaft — in den Regierungsbureaux von St. Petersburg in massenhaften Stößen aufbewahrt sein; aber niemand hat dieses furchtbare statistische Material bis jetzt durchgearbeitet oder der Wissenschaft zur Verfügung gestellt. Dostojewskij's Buch ist der einzige umfassende Bericht eines Augenzeugen, der die ganze Natur und Einrichtung des „Todten Hauses“ eingehend bis in alle Einzelheiten schildert, wenn er auch von dem schrecklichen Umfang dieser Justizverwaltung keine näheren Angaben zu bringen im Stande ist. Der äußern Form nach ist das Buch ein tagebuchartiger Roman: Gruppirung, Namen, diese und jene Einzelheiten könnten gewechselt werden. Doch der Kern des Buches ist ein actenmäßiger Bericht, ruhig, kalt, ernst, ohne rhetorische Schminke von einem scharfen Beobachter aufgezeichnet, der das alles mitgelebt und mitgelitten, der als ausgesprochener Realist nach der Natur zu zeichnen gewohnt ist, selbst Seelenstimmungen nicht phantastisch auffaßt, sondern bis in ihre Tiefen zu analysiren und wiederzugeben weiß.

Akim Akimytsch, ein Officier, der widerrechtlich einen kaukasischen Fürsten niedergeschossen hatte, ein russischer Denunciant und Spion, ein Vatermörder, ein fanatischer Kirchenschänder aus Starodub, der Officiersmörder Schirotkin, der halbverthierte Deserteur und vielfache Mörder Gasin, das sind die ersten Bekanntschaften, die der neue Ankömmling macht. Zu Pritschen- und Stubengenossen erhält er den verhältnißmäßig noch gutmüthigen Akim, zwei Lesghier und einen Tschetschenzen (alle drei Räuber aus dem Kaukasus), drei Tataren aus Daghestan, die zusammen einst einen reichen armenischen Kaufmann todtgeschlagen, sechs Polen, gebildete Leute, nur aus politischen Gründen dieser Mörderbande einverleibt.

„Die übrigen Leute in unserem Gefängnisse bestanden aus vier Altgläubigen, bejahrten und belesenen Männern, unter denen sich auch der Greis aus der Umgebung von Starodub befand; aus einem jungen Gefangenen mit

einer spitzen Nase, der, erst etwa 23 Jahre alt, doch bereits acht Menschen ermordet hatte; aus einem Häuflein Falschmünzer, von denen einer der Spaßmacher für unsere ganze Kaserne war; und schließlich aus einigen finsteren und mürrischen Männern, kahl geschoren und verunstaltet, schweigsam und neidisch, welche mit Haß und Tücke um sich sahen, und welche sich vorgenommen hatten, noch lange Jahre, ihre ganze Strafzeit hindurch, ebenso um sich zu sehen, die Stirn zu runzeln, zu schweigen und zu hassen. Alles dieses flimmerte mir nur vor an diesem ersten, untröstlichen Abend meines neuen Lebens, — flimmerte mir vor inmitten von Schimpfereien und unaussprechlichem Cynismus, in mephitischer Luft, beim Klirren von Ketten, inmitten von Flüchen und schamlosem Gelächter. Ich hatte mich auf die nackte Pritsche gelegt, meine Kleider unter den Kopf gethan (ein Kissen hatte ich damals noch nicht) und mich mit einem Schafpelz zugedeckt, aber ich konnte lange nicht einschlafen, obwohl ich ganz abgemattet und wie gebrochen war von allen den unnatürlichen und unerwarteten Eindrücken dieses ersten Tages. Aber mein neues Leben hatte erst nur angefangen. Vieles erwartete mich noch in der Zukunft, woran ich niemals gedacht, was ich niemals geahnt hatte."

Das ist nur der Anfang. Nun kommen die harten Zwangsarbeiten, bald draußen mitten im Eis, bald in öden Mauerhöhlen, anstrengend, eintönig bis zum Ueberdruß und doch noch eine Art Erquickung gegen die Erholung im Kreise einer solchen Gesellschaft, diese Spaziergänge unter den Mündungen geladener Gewehre, diese Soireen von Fluch, Haß und Lästerungen, diese Dampfbäder, bei denen die Unterkleider zwischen den Fesseln durchgezogen werden müssen, dieses Liebhabertheater, bei dem Kopfabschneider die Hauptrolle spielen, diese Pflege im Hospital, wo der Sträfling die Wunden von 500 Stockschlägen heilen lassen muß, um noch 500 erhalten zu können. Eine Hauptperson in dieser Gesellschaft ist der Henker, der immer zur Austheilung von Ruthen- wie Stockstreichen bereit ist. Es werden deren zu Hunderten, zu Tausenden verabreicht. Ohne diese Hilfe wären die militärischen Beamten selbst ihres Lebens nicht sicher. Denn alle Gewalt vermag diesen Auswurf der Menschheit kaum zu bändigen. Da wird alles Erdenkliche geschmuggelt, da wird Branntwein getrunken bis zur Trunkenheit, da wird gestohlen und geraubt, da werden die häßlichsten Dirnen eingeschwärzt, da finden Schlägereien statt, da schimpft und schlägt man nach Officieren wie Soldaten. Die Rauf- und Mordlust wirkt auch in Ketten noch nach, und es gibt eine eigene Abtheilung für die Verbrechen, die erst im sibirischen Kerker begangen wurden. Alles in einem Wort: das „Todte Haus" ist eine Hölle.

Es ist kein Genuß, es ist eine harte abstoßende Aufgabe, dies Buch zu lesen, aber es gibt einen tiefen Einblick in die Culturverhältnisse Rußlands bis in die letzten Decennien hinein. Wer in verschwommenem Humanitätsdusel das „Gewissen" oder den kategorischen Imperativ oder die Menschheitsidee an die Stelle Gottes, des höchsten Richters, und seines ewigen Gesetzes hinpflanzen zu dürfen meint, der lese dieses Buch. Es zeigt, zu welch einer Bestie der Mensch herabsinken kann. Wem es schwer wird, an eine Hölle zu glauben, der lese dieses Buch und frage sich ehrlich, ob er im Jenseits mit dieser

Mörderbande in alle Ewigkeit zusammenzuleben begehrt; ob solche unverbesserliche Bösewichter in dieselbe Seligkeit mit den unschuldigsten Seelen, den heldenmüthigsten Büßern, den edelsinnigsten Wohlthätern der Menschheit gehören! Es ehrt Dostojewskij, daß er auch in diesem Abgrund von Laster und Gemeinheit noch den Gottesfunken des Guten sucht und findet, daß er auch die abstoßendsten dieser Verbrecher noch als Menschen, als Brüder ansieht. Doch hat sein Gerechtigkeitssinn unter der langen Gemeinsamkeit des Leidens etwas gelitten. Sein gutes Herz ist allzu bereit, auch die schwerste Schuld abzuschwächen und zu entschuldigen. Das Mitleid, das er für diese Auswürflinge der menschlichen Gesellschaft erweckte, hat indes heilsame Früchte getragen. Das Strafsystem in Sibirien ist seither bedeutend gebessert worden, und der englische Geistliche Landsdell, der die meisten Gefängnisse Sibiriens besuchte, fand das Loos der Gefangenen nur wenig von dem verschieden, das schwere Verbrecher in Westeuropa zu erdulden haben.

4.

So tief eine zart organisirte Dichternatur vom Schlage Dostojewskij's die sibirische Gefangenschaft empfinden mußte, so kehrte er doch ohne Haß gegen das bestehende System, ohne Rachegefühl gegen sein Land und dessen Regierung, ohne Zweifel an den religiösen Zuständen desselben in die Heimat zurück. Es ist das merkwürdig genug, aber leicht erklärlich. Er war nicht so sehr Politiker als Dichter, Psychologe, und bei aller Verstandesschärfe der Beobachtung eine mehr beschauliche, träumerische, als praktische Natur. Was er aus seinem langjährigen Umgang mit Verbrechern mit sich nahm, war wohl Ekel und Abscheu gegen das Verbrechen, aber noch weit mehr ein tiefes psychologisches Interesse für dessen Ursachen, Entwicklung, Wirkungen, für dessen Zusammenhang mit den seelischen Erscheinungen des Volkslebens überhaupt. Aus diesem Interesse ist der berühmteste seiner Romane, „Verbrechen und Strafe“ oder nach der Hauptperson auch „Raskolnikow“ genannt (1866), hervorgegangen. Es ist ein Schauergemälde sittlicher Verkommenheit, aber als pathologischer Roman ein Kunstwerk ersten Ranges.

Mit folternder Genauigkeit und Folgerichtigkeit erzählt Dostojewskij hier, wie ein an sich gutmüthiger, idealistisch-schwärmerischer, aber verarmter und verbummelter Student dazu gelangt, einen scheußlichen Doppelmord zu begehen, und wie ihm dann sein Gewissen keine Ruhe läßt, bis er sich dem Richter stellt und die lebenslängliche Strafe in Sibirien auf sich nimmt. Raskolnikow hat früher studirt. Er hat sich den Kopf mit modernen Philosophemen vollgepfropft; aber es fehlt ihm die Schulung des Willens, des Charakters, die eigentliche Erziehung. In eitler Träumerei verliert er die Lust an aller Arbeit und gibt den Privatunterricht auf, mit dem er leicht sein Leben fristen könnte. Größeren Ausschweifungen verfällt er nicht, aber einem unthätigen Brüten und Bummeln. Er wohnt in einem jämmerlichen Loch jener kolossalen Miethhäuser, in denen das Jammerloos von 50 bis 100 Menschen sich mephitisch zusammendrängt. Seine Kleidung ist elendiglich zerlumpt. Er kämmt und wäscht sich selten mehr. Seine Mutter, eine arme Beamten-

wittwe, kann ihm kaum etwas zukommen lassen. Die Schwester, ein artiges Mädchen, wird Gouvernante, doch die Zudringlichkeit des gemeinen Hausherrn nöthigt sie, die Stelle aufzugeben. Schweren Herzens entschließt sie sich zur Heirat mit einem durchaus unliebenswürdigen, aber wohlhabenden Manne, um so allenfalls Mutter und Bruder unterstützen zu können. Das zerschneidet Raskolnikow das Herz. Lieber, als solche Hilfe anzunehmen, verpfändet er die letzte Kleinigkeit, die er hat. Nun beginnt es aber in seinem Gehirn fieberhaft zu gähren. Haß gegen die ganze Menschheit zuckt darin auf. In der glühenden Sommerhitze, welche über St. Petersburg lastet, spannen sich seine Nerven aufs höchste. Er gönnt sich kaum mehr sein kärgliches Essen. Auf seinem hölzernen Sopha liegt er unthätig oder irrt gaffend in den Straßen herum. Bei solchem Zustande fallen die ersten Zündfunken des Mordgedankens in seine umnachtete Seele. Er trägt seine Uhr zu der alten Wucherin Aljona Iwanowna und bekommt einen Rubel und fünfzehn Kopeken auf dieses Pfand. Sie wohnt allein mit ihrer Schwester Lisaweta. Wie leicht wäre es — — Er schlägt den Gedanken aus, doch er verfolgt ihn nunmehr unaufhaltsam. In einer elenden Kneipe trifft er mit einem verkommenen, halb angetrunkenen Beamten, Marmeladow, zusammen, der ihm an der Branntweinflasche unaufgefordert seinen ganzen eigenen Jammer erzählt. Er steckt bis über die Ohren in Schulden und er hat zu Hause eine schwindsüchtige Frau mit drei kleinen Kindern und eine ältere Tochter aus erster Ehe, welche, um die Ihrigen vor dem Hungertode zu retten, sich dem Laster überantwortet hat. Der Vater suchte sich nun aufzuraffen, aber er vermochte es nicht mehr, in Branntwein vertrinkt er das Sündengeld des eigenen unglücklichen Kindes. Die Erzählung ist von erschütternder Gewalt, eines der furchtbarsten Seelengemälde, das die ganze neuere Literatur aufzuweisen hat. Raskolnikow bringt den Halbbetrunkenen nach Hause, schaut das fremde Elend mit eigenen Augen und wird von namenloser Verachtung gegen alle Menschen erfüllt. Ein Brief der Mutter regt ihn noch heftiger auf. Er will das Opfer seiner Schwester Duneschka um seinetwillen nicht dulden. Tolle Fieberträume hetzen im Schlafe sein wirres Gehirn. Wieder streift er auf Straßen und Märkten umher und hört zufällig, daß die alte Wucherin am andern Abend allein sein wird. In einem Wirthshaus, wo er ein paar Augenblicke rasten will, wird von ihr gesprochen. Ein ausgepfändeter Student versichert einen Officier, daß er diese verdammte Alte ohne die geringsten Gewissensbisse todtschlagen und berauben könnte.

„Höre!“ philosophirt dieser Student, „einerseits eine dumme, unverständige, nichtswürdige, boshafte, kränkliche Alte, die niemand nützt, im Gegentheile jedermann schadet, die selbst nicht weiß, wozu sie eigentlich lebt, und die ohnehin heute oder morgen sterben wird; andererseits junge, frische Kräfte, die, ohne Unterstützung, überall nutzlos verkommen, und zwar zu Tausenden. Hundert, tausend gute Werke und Handlungen, die mit dem Gelde der Alten ausgeführt werden könnten ... Hundert, vielleicht tausend Existenzen auf den rechten Weg gebracht; Dutzende von Familien vor dem Untergang, vor dem Elend, vor der Unzucht, vor ekelhaften Krankheiten gerettet — und alles das

für das Geld dieser Alten. Tödte sie und nimm ihr Geld, um mit dessen Hilfe dich der ganzen Menschheit, dem Gemeinwohl zu widmen. Was meinst du nun, würde dies eine, winzige, kleine Verbrechen nicht durch tausend gute Werke aufgewogen werden können? Eine Existenz — gegen tausend vor Fäulniß und Verwesung geretteter Leben!... ein Tod... und dagegen hunderte von Leben — das ist doch ein einfaches Rechenexempel! Was hat überhaupt auf der allgemeinen Wagschale des Lebens die Existenz dieser schwindsüchtigen, dummen und boshaften Alten für eine Bedeutung? Nicht mehr wie das Leben einer Laus, einer Schabe und nicht einmal soviel, denn die Alte ist noch weit schädlicher; sie untergräbt das Leben anderer; — erst neulich hat sie ihre Schwester aus Bosheit in den Finger gebissen, fast hätte man ihn amputiren müssen!"

Diese Rede des Studenten räumt in Raskolnikow die letzten Bedenken hinweg. Jetzt greift er zum Beil. Er wird bei seiner Blutthat von der Schwester der Alten überrascht und schlägt auch diese nieder. Nur mit Noth entrinnt er dem Schauplatze der Schreckensthat. Er hat so den Kopf verloren, daß er das Baargeld der Alten nicht einmal findet, sondern mit ein paar fast werthlosen Pfandobjecten enteilt. Auch diese brennen in seinen Händen. Wie von den Furien gepeitscht, irrt er nächtlicherweile durch die riesige Stadt: nirgends an der Newa findet er ein Plätzchen, wo er sie unbemerkt in die Fluten werfen könnte. An einem weitentlegenen Platz vergräbt er sie endlich unter einen Erdhaufen und wälzt einen schweren Stein darüber. Fieberkrank taumelt er des Morgens in seine Wohnung zurück. Diese ganze Schilderung ist fürchterlich. Sie erreicht an Energie die schaurigsten Scenen in Richard III. und Macbeth ohne Uebertreibung, ohne geschraubte Effecthascherei, mit den einfachsten Mitteln, lebendig und wahr aus der Sache selbst heraus.

Dem „Verbrechen" ist nur einer der sechs Theile des Romans gewidmet, die übrigen schildern die „Strafe". Auch diese stellen an die Nerven des Lesers gewisse Anforderungen, und doch sinkt das Gräßliche nicht zum Zerrbild, zum Ungeheuerlichen herab. Wie Raskolnikow noch kurz vor dem Morde zum Wohlthäter an der Familie Marmeladows wird, so spendet er beim Tode des unglücklichen Säufers ihr noch Hilfe — es ist ein herzzerreißendes Gemälde. Bald stirbt auch die hilflose Wittwe. Die entehrte Ssonja steht jetzt allein. Ihr Schmerzensbild weckt in des Mörders Brust Liebe, Zutrauen und einen Funken von Reue. Er gesteht ihr die Unthat ein, während der Polizeibeamte Porphyrius Petrowitsch Spur um Spur langsam entdeckt und bald nahe daran ist, den Mörder in das Netz des klarsten Indicienbeweises einzuspinnen. Ssonja, nur durch die äußerste Noth zum Laster gezwungen, verurtheilt den Doppelmord ebenso ernst wie ihren eigenen Fall. Sie schrickt vor dem Mörder zurück, sie kennt keinen Rath, als Geständniß und Buße.

„Was zu thun ist?" rief sie aufspringend, und ihre Augen, die bis jetzt mit Thränen gefüllt waren, blitzten. „Erhebe dich!" Sie faßte ihn an der Schulter; er stand auf und blickte sie erstaunt an. „Geh sogleich, auf der Stelle, von

hier fort; stelle dich an einen Kreuzweg, kniee nieder, küsse den Erdboden, den du besudelt hast, und dann verbeuge dich vor allem Volke, nach allen Himmelsgegenden und sprich zu allen: ‚Ich habe getödtet!‘ Dann wird dir Gott ein neues Leben senden. — Wirst du gehen? Wirst du es thun?“ Sie erklärt sich bereit, ihm als Büßerin mit nach Sibirien zu folgen; sie hängt ihm ein Kreuz um den Hals als Unterpfand ihrer Bereitwilligkeit, mit ihm zusammen den Leidensweg zu gehen. Er nimmt das Kreuz an, er stürzt von ihr fort auf einen öffentlichen Markt und kniet dort nieder und küßt die Erde. Doch das Schuldgeständniß will nicht über die Lippen. Krank, verstört, halb wahnsinnig — von seinen Gewissensqualen fast erwürgt, hängt er noch am Leben. Die Sorge für Mutter und Schwester verstärkt seinen Wunsch, der Strafe zu entgehen und die Stütze der Seinigen zu werden. Alles bietet er auf, den gegen ihn wachgerufenen Verdacht zu beschwichtigen, die gegen ihn zeugenden Schuldanzeichen zu entwerthen. Günstige Umstände kommen ihm zu Hilfe. Doch das Gewissen läßt ihm keine Ruhe, und Ssonja, die kaum einem neuen gemeinen Attentat entronnen, mahnt ihn abermals zu dem entscheidenden Schritt, dem einzigen zur sittlichen Rettung. Endlich, endlich thut er das furchtbare Geständniß. Wegen mancher Umstände wird sein Urtheil gemildert. Im Gefängniß greift er reuig zu dem ihm abhanden gekommenen Evangelium, und in Reue und Buße beginnt er ein neues Leben.

„Verbrechen und Strafe“ ist bei weitem Dostojewskij’s berühmtestes und auch vollendetstes Werk. Es ist kein Schauer- und Verbrecherroman, es ist eines der tiefgreifendsten psychologischen Gemälde, das je von dem gesammten socialen Jammer der modernen Großstädte entworfen worden ist. Specifisch russisch ist die wilde Leidenschaftlichkeit, das schwermüthig Träumerische, diese wunderliche Mischung sittlicher Entartung und religiösen Gefühls, welche in den meisten dieser Gestalten sich zeigt; specifisch russisch auch das ganze äußere Colorit der Erzählung. Was ihr besondern Werth verleiht, ist ihre innere Beziehung zum russischen Socialismus und Nihilismus, dessen tiefste Keime sie aufdeckt. „Es ist nur gut,“ läßt Dostojewskij den Richter Porphyrius zu Raskolnikow sagen, „daß es bloß eine elende Alte war, die Sie getödtet haben; wenn aber Ihre Theorie eine andere Richtung genommen hätte, so wäre Ihre That vielleicht eine hundertmillionenfach greulichere gewesen.“ An mehr als einer Stelle aber bezeichnet er deutlich die falsche Aufklärerei und den maßlosen Dünkel der jungen Generation, die freche Emancipation von Glaube, Zucht und Sitte als die gemeinsame Ursache des Mordes, des Selbstmordes und der politischen Zerstörungswuth.

5.

Auf „Verbrechen und Strafe“ ließ Dostojewskij noch mehrere größere Romane folgen, von welchen indes nur der letzte die geschlossene Einheit, fesselnde Spannung und hinreißende Gewalt dieses Meisterwerkes erreicht. Die übrigen sind sämmtlich breiter, episodischer angelegt. Die Haupthandlung verwirrt sich in labyrinthartigen Seitengängen. Dem Dialog ist ein zu weiter Spielraum gelassen. Träume und Träumereien füllen ganze Seiten,

und wenn dieselben auch gut erfunden und stimmungsvoll durchgeführt sind, hemmen sie doch den frischen Pulsschlag der Erzählung. Die Handlung baut sich meist auf so häßlichen Conflicten auf, enthüllt in ihrer Entwicklung so viel Krankhaftes, so viel sittliche Fäulniß und Zersetzung, daß der Geist dabei mehr gefoltert und gequält als angenehm gespannt und unterhalten wird. Der scharfblickende Seelenzergliederer wird der criminalistischen Analyse nicht müde; aber der Leser, dem es um Erholung zu thun ist, wird sich durch diese endlosen Verhöre, dieses Durchstöbern der geheimsten Seelenfalten, dieses Wühlen in menschlicher Schuld und Qual schließlich fast wie gerädert fühlen. Wahnsinnige Phantastereien, gräßliche Mordanschläge, wüthende Eifersuchtsscenen, tolle Duelle, gemeine Intriguen, abscheuliche Verführungskünste, brutale Gewaltthaten drängen sich zu wirrem Knäuel, und nur selten tritt eine Ruhepause ein, in welcher zwischen Schwächlingen und Schurken aller Art einmal ein edlerer und besserer Charakter zur Entwicklung kommt, allerdings dann immer tragisch, in Noth und Leiden, in mannigfachstem Kampf. Nur selten hellt sich der düstere Horizont dieser leidensvollen und schuldgequälten Welt und blickt ein Strahl lichter Freude in ihre nächtlichen Regionen hinein.

So abstoßend Dostojewskij's Romane auch wirken müssen, so bilden sie doch als literarische Erzeugnisse, wie als Documente moderner Cultur, eine Art Ergänzung zu den freundlicheren Erzählungen Turgenjews und anderer Novellisten. An Beobachtungsgabe steht Dostojewskij keinem nach, wenn ihm auch eine heitere Stimmung meist versagt. Er bringt aber dafür tiefer, ist reicher an ernsten und bedeutsamen Ideen, und wenn seine religiöse Anschauungsweise auch vielfach von übermächtigem Gefühl, schwärmerischen Neigungen und einzelnen Irrthümern getrübt ist, so nähert er sich doch noch mehr oder weniger einem gläubig christlichen Standpunkte. In den schrillen Mißtönen des modernen Gesellschaftslebens sieht er nicht ein pessimistisches Fatum, sondern eine gerechte Strafe des Abfalles von Gott. Schon der Apostel hat die Gottvergessenen so geschildert: „voll von jeglicher Ungerechtigkeit, Bosheit, Hurerei, Geiz, Nichtswürdigkeit, voll Neid, Mord, Streit, List, Böswilligkeit, Ohrenbläser, Ehrabschneider, Gott verhaßt, verletzend, stolz, hochmüthig, erfinderisch im Bösen, ungehorsam gegen die Eltern, unwahr, unbescheiden, ohne Liebe, ohne Treue, ohne Barmherzigkeit“.

Aus diesem Labyrinth der Sünde heraus kennt Dostojewskij nur einen Pfad: den Pfad der Reue, der Buße, des Leidens, der freiwilligen Uebernahme des von Gott verhängten Kreuzes. Eine klare, logisch zusammenhängende Dogmatik besitzt er allerdings nicht, er hat keine feste Autorität, keine sichere Ueberlieferung; aber er glaubt ernst und fest an die Wahrheit des Evangeliums, an die Lehre vom Kreuze. Mit der Anerkennung dieser Lehre schließt „Raskolnikow“, als leitende Hauptidee liegt sie auch den folgenden Romanen zu Grunde, so herb und für uns fast ungenießbar in seiner Darstellung mitunter das Heilige mit dem Unheiligsten, das Erhabenste mit dem Niedrigsten zusammentrifft.

In dem Roman „Der Idiot“ (1868) schwebte ihm der Spruch des Erlösers vor: „Ihr sollet werden wie die Kinder!“ Gewiß war es nun künst-

lerisch wie philosophisch verfehlt, zum Träger dieses Gedankens einen epileptischen Sonderling zu nehmen, wie den Fürsten Myschkin, der schon als Knabe den Namen „Idiot" erhält; doch der Roman selbst zeigt, wie ernst und würdig Dostojewskij im Grunde die evangelische Kindeseinfalt auffaßte und aufgefaßt wissen wollte. Eine ganze Schaar von Bösewichtern aller Art stürmt auf den anscheinend Wehrlosen ein, von allen Seiten umgibt ihn die tiefste Corruption, die lockendste Versuchung, die schlaueste Intrigue: durch alles schreitet er unversehrt hindurch ohne andere Waffen, als die Demuth und Einfalt, die ihm sein kindlicher Glaube gewährt.

„Die Besessenen" oder eigentlich wörtlich „Die Dämonen" (1873) sind ein höchst merkwürdiges Seitenstück zu Turgenjews größeren Nihilisten-Romanen. Bezeichnend ist hier schon das Motto aus Lucas 8, 32—36. Er steht nicht an, den Nihilismus einfach mit einer Art Besessenheit zu vergleichen. Die Teufel sind der westeuropäische Atheismus und Unglaube; diese sind in die phantastische junge Generation der Nihilisten gefahren, welche sich in tollem Wahne vermißt, die Zügel der Weltregierung in ihre Hände zu nehmen. Aber sie sind ihrer selbst nicht mächtig, sie sind nur von den Teufeln geritten, welche sie ins Meer treiben, wie einst die Schweine am See Genesareth, und so wird Rußland gerettet. Während Turgenjew mit dem westeuropäischen Liberalismus beständig kokettirt und es nur der Dummheit, Jugendlichkeit und Träumerei seiner Landsleute zuschreibt, daß die liberalen Theorien daselbst zum Nihilismus geführt, macht Dostojewskij den westeuropäischen Liberalismus mitverantwortlich für die ewig fortglühenden Umsturzbewegungen, die Rußland bedrohen. Er geht dabei unzweifelhaft zu weit, indem er zwischen den christlichen und unchristlichen Elementen westeuropäischer Bildung gar nicht unterscheidet. Mit vollem Recht indes greift er mit schneidender Ironie das aufgeklärte, gottlose Franzosenthum an, welches die Frivolität in Rußland am meisten gefördert hatte.

„Belinskij", so läßt er einen seiner Wortführer sprechen, „hat gerade so wie der neugierige alte Krylow die Elephanten im Museum übersehen und seine ganze Aufmerksamkeit nur auf französische sociale Käferchen gerichtet. Und der war doch noch verständiger als Sie alle! Nicht genug, daß Sie das Volk nicht kennen, Sie verhalten sich zu ihm auch noch mit von Ekel erfüllter Verachtung, und zwar nur deshalb, weil Sie sich unter einem Volke nur das französische Volk, ja sogar nur die Pariser Bevölkerung vorstellen, und sich schämen, daß das russische nicht ebenso ist. Das ist die nackte Wahrheit! Wer kein Volk hat, der hat auch keinen Gott! Sie müssen wissen, daß jeder, welcher sein Volk zu verstehen aufhört und seine Verbindung mit ihm verliert, sogleich auch in demselben Grade den vaterländischen Glauben verliert und entweder zum Atheisten oder Indifferentisten wird. Ich spreche die Wahrheit. Das ist eine beweisbare Thatsache! Dies ist auch der Grund, weshalb Sie alle und wir alle jetzt entweder widerwärtige Atheisten oder ein in Glaubenssachen gleichgiltiges, verdorbenes Pack und weiter nichts sind."

Die Entwicklung des Romans, die Charakteristik der nihilistischen Haupthelden rechtfertigen vollständig den letztern, unparlamentarischen Ausdruck.

Der ganze Plan des Romans ist nicht so künstlerisch wie bei Turgenjew, aber die Charakterzeichnung ist nicht bloß etwa greller und schreiender, sondern viel wahrer, treuer, vielseitiger. Sie deckt sich sachlich nahezu mit den Ergebnissen einiger Processe, ohne dabei auf künstlerischen Werth zu verzichten. Turgenjew möchte uns beinahe glauben machen, es hätte unter den nihilistischen Schwärmern eine hohe Sittenreinheit gegeben; Dostojewskij zeichnet sie treu, realistisch nach der Wirklichkeit: Wollust, Dieberei, Hinterlist an allen Ecken und Enden — Mord und Selbstmord, nur die nothwendige Folge der vollständigsten Corruption.

Eine werthvolle Ergänzung gewinnt dieses Culturbild durch dasjenige des nächsten Romans, „Junger Nachwuchs" (1874). Dostojewskij schildert hier an einem tagebuchführenden Individuum jenen falschen Idealismus, dem sich ein großer Theil der jüngern Generation ergeben hatte, einen Idealismus, der nicht vom Gegebenen ausgeht, aus der wirklichen Weltordnung seine Folgerungen zieht und nach ihm seine Ziele setzt, sondern nach dem Vorbilde deutscher Philosophen immer nach neuen Ideen ringt, jedem einzelnen seine eigene Idee auszubrüten überläßt, über lauter Ideen nie etwas Gescheidtes zu Stande bringt. Hand in Hand mit diesem nachtwandlerischen Idealismus geht aber der ebenso verwerfliche materialistische Realismus, der, alle socialen Bande verwirrend, lockernd und zerstörend, sich selbst und zugleich auch allem Idealismus das Grab gräbt.

In einer bedeutsamen Selbstkritik, welche Dostojewskij diesem Romane angefügt hat, gibt er treffend den Grund an, weshalb er bis jetzt das Bürgerthum und die niederen Gesellschaftsklassen zum Hauptgegenstande seiner Erzählungen gemacht habe. Er gibt zu, daß ein talentvoller russischer Romanschreiber seine Helden eigentlich „unter dem russischen Geschlechtsadel" wählen sollte; „denn nur in jener Sphäre gebildeter Russen ist wenigstens der äußere Schein schöner Zucht und Ordnung, edler Motive, die zu einer ästhetischen Einwirkung auf den Leser so nothwendig sind, noch zu finden". Ruhten die festen Formen der Ehre und Pflicht vielleicht nicht ganz auf richtigen Begriffen, so sei doch für die Vollendung der Form eine feststehende Ordnung und zwar eine selbsterrungene von höchster Wichtigkeit. Durch sie hätte es wenigstens etwas „Fertiges" gegeben, nicht „dieses ewige Umherirren und Suchen, diese überall hinfliegenden Splitter, den Kehricht und Schutt, aus dem nun schon seit 200 Jahren nichts Ordentliches geworden ist". Mit tiefem Schmerz bedauert er, daß die Auflösung bereits auch die oberen Lebenskreise erfaßt hat. „Nicht der Schutt wächst an die hohe Schichte der Gesellschaft heran, sondern im Gegentheil, von der Verkörperung des Schönen lösen sich mit sorgloser Hast Splitter und Balken ab und verbinden sich mit den Neidern und Unruhestiftern zu einem unentwirrbaren Knäuel. Und es ist bei weitem nicht ein vereinzelter Fall, daß die Väter und Stammhalter der culturtragenden Geschlechter jetzt bereits das verspotten, woran ihre Kinder vielleicht noch glauben möchten, ja mehr noch, sie sprechen sogar mit einer gewissen Genugthuung ihren Kindern ihre wilde Freude über das ihnen so unverhofft zugefallene Recht zur Ehrlosigkeit aus, das sie plötzlich überall ohne Schranken

zu entdecken glauben. Nicht von den wahren Progressisten spreche ich hier, sondern von jenem zahllosen Gesindel, von welchem es heißt: Grattez le Russe, et vous verrez le barbare! Und glauben Sie mir, der echten Liberalen, der wahren, edlen Menschenfreunde gibt es lange so viele nicht bei uns, als wir geglaubt haben."

6.

Das letzte und zugleich umfangreichste Werk Dostojewskij's ist der vierbändige Roman „Die Brüder Karamasow", 1879 begonnen, 1880 vollendet, eigentlich nur als erster Theil eines noch weiter ausschauenden russischen Culturgemäldes geplant, aber formell auch als Torso eine seiner bedeutendsten Leistungen.

Wie in den obengenannten Romanen steht auch hier das Verbrechen, das Häßliche, ja das Schrecklichste beherrschend im Vordergrund. Den Hauptangelpunkt der ganzen Handlung und Verwicklung bildet abermals ein Mord, aber ein furchtbar qualificirter Mord — ein Vatermord, der scheußlichste, den man sich denken kann. An einem schauerlichen Familiendrama zeigt der Dichter, was Staat und Gesellschaft von einem Geschlechte zu erwarten haben, das Glaube und Religion verloren hat und darum sich im Pfuhle aller Laster wälzt und seine ganze Aufgabe hienieden nur darin sucht, die niedrigsten Gelüste zu befriedigen. In solche Tiefen der Entartung führt diese hochgepriesene Aufklärung hinab, daß eine eingehendere Analyse des Romans wohl das Zartgefühl mancher unserer Leser verletzen würde, wenn auch Dostojewskij das Verwerfliche mit sichtlich tiefem Abscheu behandelt und sich in der Darstellung nie jene Schrankenlosigkeit gestattet, welche den modernen französischen Realismus charakterisirt.

Ein gänzlich verworfener Lüstling ist schon der Vater der Brüder Karamasow, Feodor Paulowitsch. Nachdem er durch seine Gemeinheit bereits zwei Frauen unglücklich gemacht, wirbt er, mitten unter neuen Ausschweifungen, um die Hand eines elenden Geschöpfs, das mit der Sünde Handel treibt. Wie der Vater, so auch die Söhne, mit Ausnahme eines einzigen. Der eine, Dimitrij oder Mitja, ein völlig verkommener Officier, entbrennt in toller Eifersucht wider ihn, um jener Elenden willen, die das Erbtheil aller vier Brüder bedroht. In seiner Raserei schwört er ihm offen Tod und trifft alle Anstalten, ihn eines Abends zu ermorden. Aber auch der andere Bruder, Iwan, ein erklärter Atheist, haßt den Vater tödtlich und stachelt seinen unechten Bruder, Smerdjakow, den Sprößling eines greulichen Verbrechens, dazu auf, den Todesschlag zu führen, indem er Gott und Tugend für eitle Schreckgespenster, alles für erlaubt erklärt. Diese Lehre wirkt. Smerdjakow, als Bedienter von allen verachtet, als Auswürfling mit Schmach überhäuft, vollbringt die Bluthat, ehe Mitja sie versuchen kann. Er ist aber ebenso schlau und kaltblütig, als Mitja leidenschaftlich und in seiner Raserei unvorsichtig ist. Alle äußeren Anzeichen weisen auf Mitja als den Thäter hin. Er wird festgenommen und auf einen zwar objectiv falschen, aber scheinbar erdrückenden Indicienbeweis hin von einem Schwurgericht verurtheilt.

Smerdjakow stirbt elendiglich hin und wälzt im Tode die Schuld auf Iwans Schultern, ohne daß diesen jedoch die irdische Gerechtigkeit ereilt.

Das ist in kurzem der Kern der Verwicklung. Sie ist hundertmal gräßlicher als Raskolnikows That. Die durchdringende scharfe Zergliederung ihrer Ursachen, die spannende Durchkreuzung der einzelnen Fäden, die zündende Seelenmalerei, die farbenglühende Schilderung der kleinsten Umstände, die Kraft und Leidenschaft der Sprache, kurz alle die glänzenden Vorzüge, die Dostojewskij's Genie kennzeichnen, verleihen dem schauerlichen Nachtbilde die sprechende Wahrheit des Lebens. Das Verfängliche, das im Stoffe selbst lag, hat der sprachgewaltige Novellist freilich trotz all seiner Kunst nicht zu überwinden vermocht. Wenn er sich aber immer wieder diesem Kreis von Stoffen zuwandte, so findet dies einige Entschuldigung darin, daß er in jahrelangem Umgang mit den schrecklichsten Verbrechern jenes Zartgefühl, jenen feinern Geschmack, jene innere Harmonie verloren hatte, die den echten Künstler eigentlich nie verlassen sollte; daß er für ein Publikum schrieb, das, wenn auch nicht in dieser Häufung, doch vereinzelt fast alle Züge jener Entartung lebendig vor sich hatte und in den furchtbarsten Criminalprocessen bestätigt fand; daß er endlich durch diese traurigen Enthüllungen sein Volk aufzurütteln und zu bessern hoffte. Ein reiner ungetrübter Genuß ist bei einem solchen Werke allerdings nicht möglich. Die Phantasie der Jugend, auch der reifern, kann dasselbe nur unheilvoll aufregen und verwirren. Anerkanntermaßen ist indes Dostojewskij einer der besten Kenner und Darsteller des russischen Lebens, und sein Roman, das umfassendste Gesammtbild, das er von der russischen Gesellschaft entworfen, hat deshalb den Werth eines tiefgehenden, bedeutsamen Actenstückes.

Eine gewisse, wenn auch unzureichende Milderung erhält das abstoßende, für die heutigen Zustände Rußlands nur allzu bezeichnende Bild durch wohlmotivirte Nebenhandlungen, welche von Zeit zu Zeit erträglichere Gestalten an die Stelle der Scheusale treten lassen, auf denen die Hauptverwicklung ruht. Kein anderer Roman Dostojewskij's breitet seinen Gesichtskreis so weit aus, wechselt so stark zwischen Schatten und Licht, ist so mannigfaltig an Figuren und Farben, so reich an Bewegung und fesselnden Dialogen. Die schauerliche Familientragödie erweitert sich zum großen Socialdrama, in welchem alle Gesellschaftsklassen, alle Stände, alle Hauptrichtungen des Lebens, alle Altersstufen zur Darstellung kommen. Auch das Kindesalter, die Hoffnung der Zukunft, mit seinen kleinen Leiden und Freuden ist nicht vergessen. Kaum in einem andern Roman hat Dostojewskij so viele freundliche, rührende, heitere Züge in das sonst vorwiegend dunkle Weltbild gemischt. Vor allem aber hat er der religiösen Frage den breitesten Raum gewidmet und der verrotteten Welt als ihren diametralen Gegensatz das Kloster, ein Leben der Buße und Selbstverläugnung, ein opfermuthiges Streben nach christlicher Vollkommenheit gegenübergestellt. Als erklärter Realist schmeichelt er dem Mönchsthum keineswegs. Seine Mönche sind keine Heiligenbilder, sondern arme, gebrechliche Menschen, mit Schwächen und Armseligkeiten behaftet. Doch das vermag in seinen Augen den individuellen und

socialen Werth ihres Strebens nicht herunterzusetzen. In ihnen erblickt er, mitten in dieser Welt voll Egoisten, Sündern und Verbrechern, das christliche Ideal verkörpert, das allein der verkommenen Gesellschaft noch Rettung bringen, ihr neues, göttliches Leben einhauchen kann.

Der Hauptrepräsentant des religiösen Gedankens ist Aljoscha, der vierte der Brüder Karamasow. Während die anderen in Leidenschaft und Niedertracht dem Vater nachgeartet sind, ist er der Erbe einer edlen, frommen, früh dahingeschiedenen Mutter, die ihn schon als kleines Kind unter die besondere Obhut der Mutter Gottes gestellt. Mit vier Jahren verliert er seine Mutter, kommt früh unter fremde Leute; aber eine höhere Führung waltet über ihm. Unter hundert Gefahren, die ihn umdrohen, bleibt er fromm, rein, kindlich, froh, voll Liebe gegen Gott und Menschen. Und die Frömmigkeit schadet ihm nicht. Seine rothen Wangen strotzen von Gesundheit, er ist der allgemeine Liebling unter seinen Spielgenossen. Mit 18 Jahren tritt er ins Kloster, nicht aus überspanntem Mysticismus, nicht aus Fanatismus, sondern weil der Weg zum Kloster seinem liebevollen, menschenfreundlichen Herzen „als ein Ideal erschien, als ein Ausweg für seine Seele, die aus dem Dunkel der weltlichen Bosheit zum Lichte der Liebe hinaufstrebte". Sein Führer wird ein im Ruf besonderer Heiligkeit stehender Einsiedlermönch, der Staretz Sossima, ein Mann, der gleich Manzoni's Padre Cristoforo einst ein lebenslustiger Weltmann gewesen und erst nach ernstem Kampfe sich dem religiösen Leben gewidmet hatte. Dostojewskij erzählt uns seine ganze Geschichte und läßt dann einige Bruchstücke aus seinen „Unterhaltungen und Lehren" folgen, die Aljoscha in treuer Liebe und Gelehrigkeit sich aufgezeichnet. Sie handeln über den russischen Mönch und dessen mögliche Bedeutung, über die Möglichkeit einer geistigen Brüderschaft zwischen Herr und Diener, vom Gebet, von der Liebe und von der Berührung mit anderen Welten, vom Urtheil über andere, vom Glauben bis ans Ende, von der Hölle und vom höllischen Feuer.

„Meine Väter und Lehrer," so heißt es da, „was ist ein Mönch? In unserer aufgeklärten Welt wird heutzutage dieses Wort von einigen bereits mit Hohn ausgesprochen, von anderen aber als Scheltwort. Und je weiter wir kommen, um so mehr wird es geschehen. Es ist wahr, ach, es ist wahr, unter den Mönchen gibt es viele Müßiggänger, Wollüstige, fleischlich Gesinnte und gewöhnliche Landstreicher. Darauf weisen die gebildeten, weltlichen Leute hin. ‚Ihr seid Faulenzer und unnütze Glieder der Gesellschaft', sagen sie. ‚Ihr lebt von fremder Arbeit, schamlose Bettler seid ihr.' Indessen, wie viele gibt es nicht unter den Mönchen, die fromm und demüthig sind, die nach Einsamkeit und der Stille inbrünstigen Gebets sich sehnen. Auf diese wird viel weniger hingewiesen, ja man übergeht sie ganz mit Stillschweigen, und wie würde man sich wundern, wenn ich sagte, daß von diesen Schüchternen und nach einsamem Gebet Lechzenden vielleicht die Rettung der russischen Lande ausgehen wird! Denn in Wahrheit haben sie sich in der Stille vorbereitet ‚auf den Tag und die Stunde und auf den Monat und auf das Jahr'. Das Vorbild Christi bewahren sie inzwischen in ihrer Ein=

samkeit herrlich und unverfälscht, in seiner göttlichen Reinheit und Wahrheit, wie es von den ältesten Vätern, den Aposteln und Märtyrern überliefert ist, und wenn es noththut, werden sie es der schwankend gewordenen Lehre der Welt gegenüberstellen. Das ist ein großer Gedanke. Von Osten her wird dieser Stern wieder erglänzen.

„So denke ich über den Mönch, und ist das etwa falsch und anmaßend? Schaut hin auf die Weltlichen und die ganze über das Gottesvolk sich erhaben dünkende Welt, ist dort nicht das Angesicht Gottes und seine Wahrheit verunstaltet worden? Sie besitzen nur die Wissenschaft, und in der Wissenschaft nur das, was den Sinnen unterworfen ist. Die geistige Welt aber, die erhabenere Hälfte des menschlichen Wesens, wird gänzlich verläugnet und gewissermaßen mit Jubel, ja mit Hast hinausgetrieben. Die Welt hat die Freiheit proclamirt, besonders in letzter Zeit; was erblicken wir aber anders in dieser Freiheit der Welt, als Knechtschaft und Selbstmord? Die Welt spricht: ‚Du empfindest Bedürfnisse, deshalb sättige dich; denn du besitzest dieselben Rechte wie die vornehmsten und reichsten Leute. Scheue dich nicht, dich zu sättigen, sondern vermehre noch deine Bedürfnisse.‘ Das ist die heutige Lehre der Welt, und darin sehen sie die Freiheit. Und was kommt bei diesem Rechte zur Vergrößerung der Bedürfnisse heraus? Bei den Reichen die Isolirung und der geistige Selbstmord, bei den Armen Neid und Mord; denn das Recht wurde allerdings verliehen, aber die Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse nicht angewiesen. Man versichert, daß die Welt mit der Zeit sich immer mehr und mehr vereinheitlichen und zu einem brüderlichen Gemeinwesen ausbilden werde dadurch, daß die Entfernungen aufgehoben und der Gedanke durch die Luft übermittelt wird. O weh! glaubt nicht an solche Vereinheitlichung der Menschheit. Indem man die Freiheit als Vermehrung und rasche Stillung der Bedürfnisse auffaßt, verdirbt man seine Natur; denn man ruft in sich eine Menge unvernünftiger und dummer Wünsche und Gewohnheiten und die albernsten Einfälle hervor. Man lebt nur, um sich gegenseitig zu beneiden, zur Befriedigung der Wollust und des Hochmuths. Diners zu geben, Ausfahrten zu machen, Equipagen zu halten, Rang und gehorsame Knechte zu besitzen, das alles wird für so unentbehrlich angesehen, daß man Leben, Ehre und Menschenliebe opfert, um nur die Sucht nach diesen unabweisbaren Bedürfnissen zu stillen; ja man vernichtet sich selbst, wenn man sie nicht zu stillen vermag. Bei denen, welche nicht reich sind, sehen wir dasselbe, und die Armen betäuben sich, solange sie ihre Bedürfnisse und ihren Mund nicht stillen können, durch Völlerei. Aber bald werden sie sich, statt an Branntwein, an Blut berauschen: dazu verleitet man sie. Ich frage mich: ist ein solcher Mensch frei? .... Und merkwürdig, statt zur Freiheit zu gelangen, sind sie in Knechtschaft gerathen, und statt der Bruderliebe und der menschlichen Vereinigung zu dienen, sind sie der Vereinzelung und Vereinsamung verfallen. Und daher erlischt in der Welt immer mehr das Bewußtsein, daß man im Dienste der Menschheit steht, die Vorstellung von Brüderlichkeit und inniger Zusammengehörigkeit. In Wahrheit begegnet man dieser Vorstellung bereits mit Spott, denn wie sollte man von seinen

Angewöhnungen lassen? Wohin will solch ein Unfreier, der gewohnt ist, seine unzähligen selbsterdachten Bedürfnisse zu befriedigen! Er ist vereinzelt, was hat er mit dem Ganzen zu schaffen? Und so weit sind sie gekommen, daß sie an Besitz reicher, an Freuden aber ärmer geworden sind.

„Etwas anderes ist es mit der mönchischen Laufbahn. Ueber Gehorsam, Fasten und Gebet lacht man, während doch nur hierin der Weg zur wirklichen, wahren Freiheit zu finden ist. Ich schneide mir die überflüssigen und unnöthigen Bedürfnisse ab, meinen egoistischen und stolzen Willen geißle ich und mache ihn durch Gehorsam demüthig, und mit Gottes Hilfe erreiche ich dadurch Freiheit des Geistes und zugleich Seelenfreudigkeit. Wer von beiden ist wohl geeigneter, Träger eines großen Gedankens zu sein und auszuziehen, um ihm zu dienen: der vereinsamte Reiche oder dieser von der Tyrannei seiner Besitzthümer und Gewohnheiten Befreite? Dem Mönche wirft man seine Vereinsamung vor. ‚Du hast dich isolirt‘, sagt man, ‚um in den vier Wänden des Klosters Erlösung zu finden; darüber hast du vergessen, in Brüderlichkeit der Menschheit zu dienen.‘ Sehen wir aber zu, wer denn mit mehr Eifer die Bruderliebe bethätigt. Vereinzelung ist nicht bei uns, sondern bei ihnen; sie erkennen sie nur nicht. Aus unserer Mitte sind seit Alters diejenigen hervorgegangen, die für das Volk gewirkt haben; warum sollte es nicht heute welche geben können? Ganz eben solche demüthige und fromme Faster und Schweiger werden sich erheben und sich dem großen Werke weihen. Vom Volke wird Rußlands Rettung kommen. Das russische Kloster aber stand von jeher zum Volke. Ist aber das Volk isolirt, so sind auch wir isolirt. Das Volk ist gläubig in unserer Weise, und eine ungläubige Kraft, mag sie auch noch so aufrichtigen Herzens, noch so genialen Geistes sein, wird bei uns, in Rußland, nie etwas ausrichten. Das behaltet im Gedächtniß. Das Volk wird dem Atheisten begegnen und wird ihn bewältigen und wird das einige rechtgläubige Rußland bleiben. Schützet das Volk und behütet sein Herz. Erzieht es in der Stille. Das ist eure mönchische Aufgabe, denn dieses Volk trägt Gott im Herzen.“

Wenn man von der Betonung des russischen Volksthums absieht, ruht diese Apologie des Mönchsthums auf wesentlich christlichen, ja katholischen Grundideen. So ist es, einige Irrungen abgerechnet, mit all den Lehren des Staretz Sossima. Was er über Gottes- und Nächstenliebe, über das Gebet, das Gottvertrauen und die geistliche Freude, über die Barmherzigkeit gegen die Sünder und über das freventliche Urtheil sagt, ist wunderschön. Ein katholischer Ascet könnte es kaum eindringlicher fassen. Die Existenz eines wirklichen Höllenfeuers läßt er dahingestellt, aber an eine Hölle glaubt er, und die ewige Trennung von Gott, die sogen. poena damni, schildert er mit ergreifender Beredsamkeit. Das Verhältniß der morgenländischen zur abendländischen Kirche läßt Dostojewskij an dieser Stelle unerörtert; dagegen benützt er einen höchst merkwürdigen Dialog zwischen den Brüdern Iwan und Aljoscha, um die sogen. Weltherrschaftsgelüste der Kirche von Rom, ihre Verweltlichung, ihre Inquisition, ihren angeblichen Abfall von der wahren Lehre Jesu Christi, kurz alle Vorurtheile, welche Protestantismus und Unglaube über die katholische

Kirche verbreitet haben, in einem phantastischen, stellenweise blasphemischen Schreckbilde zu entwickeln. Bezeichnenderweise legt er es aber dem Atheisten und Nihilisten Jwan, dem eigentlichen Anstifter des scheußlichen Vatermords, in den Mund. Dieser fingirt, eine Dichtung ausgesonnen zu haben, die „der Großinquisitor“ heißen soll. Was Pomp und Schwung der Diction betrifft, ist sie vielleicht die glänzendste Stelle des Romans. In der allerschrecklichsten Zeit der Inquisition, so dichtet Jwan, kurz nach einem Auto da Fé zu Sevilla, bei dem in Gegenwart des Königs, des Großinquisitors und des Hofes, hundert Ketzer auf einmal verbrannt worden waren, erscheint Christus der Herr vor allem Volke und schreitet liebevoll segnend zwischen den Schaaren einher. Er heilt einen blinden Greis, er erweckt ein Mädchen vom Tode. Der Großinquisitor, ein Greis von neunzig Jahren, im Mönchsgewand, tritt zwischen die anbetenden Schaaren, sieht ungerührt die Wunder, winkt den Schergen, läßt den Herrn gefangen nehmen und in einem der Gefängnisse des heiligen Tribunals einsperren. Nachts besucht er, mit einer Kerze in der Hand, seinen Gefangenen. Er erkennt ihn; er fragt ihn: „Warum bist du gekommen, uns zu stören? Alles hast du dem Papste übergeben und alles muß jetzt beim Papste stehen. Du aber kommst am besten gar nicht wieder, störe nicht, wenigstens einstweilen nicht.“ In unendlichen Tiraden, mit dem prunkhaften Pathos eines Victor Hugo entwickelt dann der Großinquisitor, daß Christus durch die Zurückweisung der drei Versuchungen seine Weltaufgabe verfehlt habe, seine Lehre sei für die Menschheit viel zu rein, zu erhaben gewesen; er hätte zu dem vom Dämon vorgeschlagenen Wunderbrode, zum Schwindelzeichen, zum irdischen Weltbesitz greifen müssen, um die zur Freiheit unfähigen Massen am Gängelbande zu führen. „Wir“, sagt der Großinquisitor, „haben deine That berichtigt und verbessert, und haben sie gegründet auf das Wunder, das Mysterium und die Autorität.“ In noch gesteigerter Emphase triumphirt er dann über diese römische Verbesserung des Christenthums, ermahnt den Erlöser, dieselbe nicht zu stören, und droht ihm, falls er morgen wieder kommen wolle, mit dem Feuertode. Christus hört alles schweigend an. Nach langer Pause tritt er zu dem Großinquisitor hin und küßt ihn. Dieser öffnet die Kerkerthüre und sagt: „Geh' und komme nicht wieder . . . kehre nie zurück . . . niemals, niemals.“

Was Dostojewskij mit dieser aberwitzigen Fiction beabsichtigte, ist schwer zu entziffern: sie ist der Fiebertraum eines halb überspannten Kopfes. Aljoscha hält die katholische Kirche für ein irdisches Weltreich, auf der allerordinärsten Herrschsucht und Habsucht aufgebaut; Jwan hält sie für das Werk eines ungeheuern, aber im Grunde wohlgemeinten hierarchischen Betruges. Dostojewskij läßt die Frage offen, er entscheidet sich weder für das eine noch für das andere, noch für etwas drittes.

Sehr klar deutet er dagegen an, daß er das russische Mönchsthum in seiner dermaligen Erscheinung nicht für fähig hält, die großen Aufgaben der Menschheit zu lösen. Die schismatischen Mönche entsprechen den Forderungen durchaus nicht, die der Staretz Sossima in seinen Lehren aufgestellt. Bei seinem Tode entsteht ein wahrer Aufruhr, weil Mönche und Volk wunderbare

Erscheinungen erwartet hatten, der gewöhnliche Verwesungsgeruch aber alle über die Meinung enttäuscht, er sei ein Heiliger gewesen. Nur wenige, unter ihnen Aljoscha, halten an ihm fest. Auf den ausdrücklichen Rath des Sterbenden verläßt der junge Mönch das Kloster, um fürder in der Welt zu leben und die Ideen, die er im Ordensleben geschöpft, unter den Kindern dieser Welt zu verbreiten. Wie ein versöhnender Engel tritt er in die fürchterliche Katastrophe hinein, welche über seine Familie hereinbricht, sucht Iwan zum Glauben zurückzuführen, rettet Mitja vor Verzweiflung, ruft selbst in der verdorbenen Gruschnika Gedanken der Reue wach, erscheint in den verschiedensten anderen Kreisen als Retter, Tröster, Helfer. Dabei geräth er nun allerdings in die sonderbarsten Situationen, wird mitunter zum Deus ex machina und zur willkürlichen Romanfigur und zerstört durch seinen Rücktritt in die Welt das Idealbild, das Dostojewskij in den „Lehren des Staretz Sossima" hingestellt hatte. Bei all dieser Phantastik bleibt er indes immerhin eine liebliche, gewinnende Gestalt inmitten all der Greuel, welche der Roman entfaltet. Bedeutsam steht er am Schluß, wie zuvor am Anfang desselben. Er besucht das Grab des armen, schwergeprüften Knaben Iljuscha mit dessen jungen Spielgenossen und hält eine kleine Leichenrede auf ihn. „Sollte wirklich die Religion Recht haben," fragt Kolja, einer der Knaben, „daß wir alle von den Todten auferstehen und wieder leben und einander wiedersehen, alle, auch Iljuscha?" — „Ganz gewiß", erwiedert Aljoscha, „werden wir auferstehen, ganz gewiß werden wir uns wiedersehen, und froh und freudig werden wir einander alles erzählen, was gewesen ist."

Mit diesem kindlichen Bekenntniß der Auferstehung schloß Dostojewskij sein letztes größeres Werk, nur kurze Zeit vor seinem Tode. Die weitere Entwicklung Aljoscha's und mit ihr die geistige Regeneration Rußlands zu schildern, war ihm nicht mehr vergönnt. Die Aufgabe wäre ihm wohl sehr schwer geworden. Nur einen Monat nach seinem Tode erlag Alexander II. den Sprenggeschossen der Nihilisten. Das Geschlecht der Raskolnikow und Karamasow triumphirte. Von einem geistigen Umschwung war nichts zu bemerken.

Inwiefern Dostojewskij günstig, inwiefern er nachtheilig auf seine Zeitgenossen eingewirkt hat, wird schwer zu bestimmen sein. Die romanhafte Schilderung des Verbrechens und der Zügellosigkeit schreckt selten von Verbrechen und Zügellosigkeit ab, so wenig als die Polizeiberichte und Gerichtsnachrichten der öffentlichen Blätter. Dostojewskij's Schriften sind aber nahezu eine fortgesetzte Analyse des Mordes, des Selbstmordes, des Verbrechens überhaupt. Seine Schilderungen sind aufregend, leidenschaftlich, oft nahezu überspannt; der belehrende Gehalt dagegen ist meist dürftig und unklar, wendet sich mehr an das dunkle Gefühl als an den Verstand. Er hat es indes gut und ehrlich gemeint; er hat die hochmüthige Gottesläugnung, die liberale Aufklärerei, das Renommiren mit moderner Philosophie und communistischen Ideen mannhaft angegriffen, an den Werth der christlichen Ueberlieferungen ernstlich gemahnt, seiner Zeit und seinem Volke ein Spiegelbild vorgehalten, das zu ernster Einkehr in sich selbst aufforderte. Daß dieses Spiegelbild so trostlos, so schauerlich

ausgefallen, ist nicht seine Schuld. Er theilte hierin nur das Loos eines Juvenal. „Die Poesie“, so klagte schon 1849 der hochgesinnte Schukowskij dem Großfürsten Constantin, „hat heutzutage viel von ihrem Credit verloren: zum Theil weil unsere eisenbahnliche und journalverrückte Zeit selbst nichts Poetisches an sich hat, zum Theil aber auch, weil die Dichter ihre Poesie in den Schmutz der Parteihändel, in den Sumpf des Unglaubens, in die Pfütze der unmoralischen Sinnlichkeit gezogen haben.“ Aus diesem Sumpf, aus diesen Pfützen wollte Dostojewskij Literatur und Volksleben wieder erheben. Er fand aber keinen festen Boden, auf den er hätte flüchten können. Die ungläubige Cultur Westeuropa's sah er in ähnlichen Sümpfen begraben. Die russische Staatskirche und das russische Mönchsthum sah er an starrem Formelwesen und innerer Zersetzung kranken. Er träumte von der siegenden Kraft des Leides und des Kreuzes, er träumte von einer Weltkirche, die alle Völker umfangen und beseligen sollte; aber vor dem Felsen, auf den Christus wirklich diese Kirche gebaut, bebte er scheu zurück; vor der christlichen Cultur, die ganz und voll nur in dieser Kirche weiterblühte, schloß er den sonst so durchdringenden Blick — und so sind seine schönsten, edelsten und wohlwollendsten Bemühungen ein fruchtloser Traum geblieben.

A. Baumgartner S. J.

---

# Recensionen.

---

**Le livre du prophète Daniel** — Introduction critique ou défense nouvelle du livre, par l'abbé **J. Fabre d'Envieu**, docteur et professeur de Sorbonne. XIV et 908 p. 8⁰. Paris et Toulouse, 1888. Preis: *M.* 12.

Zu den 14 Kapiteln des Buches Daniel eine Einleitung von 900 enggedruckten Seiten à 42 Zeilen — da dürfte mancher Leser wohl den Kopf schüttelnd denken, das sei des Guten zu viel und man komme vor lauter Einleitung nicht zur Sache. Nun, die Einleitung ist bereits ein gutes Stück der Sache selbst; und gilt dieses im allgemeinen, so insbesondere vom Buche Daniel. Sodann wollte der gelehrte Verfasser so gründlich und allseitig als möglich alle Einwendungen der rationalistischen Bibelkritik mit den Worten der hauptsächlichsten Stimmführer vorlegen und selbe in eingehendster Weise erschöpfend und durchschlagend widerlegen. Daher ist das Buch zu dieser fast bedenklichen Größe angeschwollen. Daß Wiederholungen und auch Weitschweifigkeiten sich finden, soll und kann nicht in Abrede gestellt werden; sie entspringen zum großen Theil einer gewissen Besorgniß des Herrn Verfassers, der Leser möchte vermuthen, daß man ihm einen Theil der gegnerischen Einwürfe vorenthalte, oder daß die Gründe der Gegner nicht in ihrer ganzen Schärfe und Tragweite ihm vorgelegt würden. Diese Furcht, den Verdacht einer Vertuschung zu erregen, verfolgt den Herrn Verfasser und bringt ihn mehrmals dazu, ein und denselben Einwurf uns in der Fassung der einzelnen kritischen Stimmführer vorzulegen und von verschiedenen Gesichtspunkten aus öfters auf dieselbe Sache zurückzukommen.

Die Einleitung zerfällt in zwei Kapitel. Das erste behandelt die Person des Propheten und gibt dessen Lebensbeschreibung, entwickelt seinen Charakter und die Art seiner prophetischen Sendung und Thätigkeit (S. 1—55). Das zweite Kapitel füllt das ganze übrige Buch. Es behandelt in zehn Abschnitten des Buches Art und Anlage, die Sprache (S. 61—153), die Weise der Darstellung (S. 153—161), die Einheit des Buches und des Verfassers (S. 162 bis 179), den Zweck desselben (S. 180—282), seinen geschichtlichen Charakter (S. 282—504); sodann das Uebernatürliche und Wunderbare, das im Buche vorkommt (S. 505—568), die in demselben enthaltenen Dogmen, die Dogmatik des Buches (S. 569—686); alsdann die Canonicität und den inspirirten Charakter (S. 687—771) und schließlich die Echtheit des Buches, wie

sie sich aus den geschichtlichen Zeugnissen ergibt (S. 772—855). Ein Anhang behandelt die sogenannten deuterocanonischen Stücke Daniels, beweist deren Echtheit und deren ursprüngliche Stellung im Buche; schließlich wird noch die hauptsächlichste Literatur über Daniel verzeichnet (S. 856—903). Eine Table des matières, d. h. ein Verzeichniß der Ueberschriften der einzelnen Abschnitte und Unterabtheilungen ist beiden Abtheilungen des Werkes beigegeben (I—IV und 904—908).

Die einzelnen Abschnitte sind gewöhnlich auf breiter, aber durchgängig solider Grundlage aufgebaut. Daher sind eine Anzahl Fragen, welche sonst dem Gebiete der allgemeinen Einleitung in die Heilige Schrift, der Philosophie, Apologetik und Dogmatik zugewiesen sind, hier mehr oder minder gleichfalls behandelt. Es leitet eben den Herrn Verfasser überall das Bestreben, die Wahrheit vom Grund aus zu behandeln und nach allen Seiten hin die einzelnen Aufstellungen zu sichern und zu beweisen. Dabei steht ihm eine sehr ausgebreitete Literaturkenntniß zu Gebote; im Lager der Freunde und in dem der Feinde hat er sich eifrig umgesehen, und er versteht es, gewandt und schlagfertig jede Blöße aufzudecken, jeden Vortheil sich zu nutze zu machen. Der Stil ist, wie bei einem gelehrten und geistreichen Franzosen zu erwarten steht, lebhaft, oft echt rednerisch, voll Kraft und Ueberzeugung, nicht selten gewürzt mit treffenden Anspielungen, Vergleichen, mit feiner Ironie, Laune und Sarkasmus. Von den destructiven Kritikern sind besonders berücksichtigt Lengerke, de Wette, Bleek, Kuenen, Reuß, Renan, Réville, Michel Nicolas, Maurice Vernes, Derenbourg u. a. m.

Niemand wird dem Herrn Verfasser die Anerkennung vorenthalten, daß er mit großer Sachkenntniß ausgerüstet und wohl versehen mit den besten von den neuen Errungenschaften der Assyriologie gebotenen Waffen an seinen Gegenstand herangetreten ist. Daher ist denn auch die Vertheidigung der Echtheit des Buches Daniel und die Beweisführung den mannigfaltigen Angriffen gegenüber eine durchweg siegreiche. Man freut sich bei der Lesung nicht selten, daß das Ansehen unserer heiligen Bücher und die ehrwürdige Ueberlieferung über deren Verfasser in so einleuchtender und glänzender Weise vor dem Richterstuhle der strengsten Untersuchung dargethan werden können. Von den geschichtlichen Schwierigkeiten verdient eine besondere Erwähnung, wie der Herr Verfasser die schwierige Frage über Darius Medus behandelt. Der im fünften Kapitel genannte Baltassar wird nicht für den letzten chaldäischen König gehalten, sondern der Herr Verfasser versucht den Beweis, daß er identisch sei mit Evilmerodach; eadem nocte interfectus est Baltassar rex Chaldaeus (5, 30) beziehe sich auf die Ermordung Evilmerodachs durch die Verschworenen; Darius aber, der Meder, der 62 Jahre alt die Regierung übernahm, sei eben einer der Verschworenen, der sonst Neriglissor genannt wird. Dieser Abschnitt des Buches gehört sicher mit zu den interessantesten. Mit großer Gewandtheit verficht der Herr Verfasser seine Aufstellung und weiß zu ihrer Empfehlung manches neue und überraschende Material beizubringen. Auch daß die Verschworenen gerade einen Meder zum Könige einsetzten, wird aus der politischen Lage und den Zwecken der Verschworenen mit

ziemlicher Wahrscheinlichkeit erklärt und annehmbar gemacht. Ob aber u. a. die aus der Verschiedenheit der Namen entstehende Schwierigkeit genügend gehoben sei, dürfte wohl gefragt werden. Die lange Ausführung des Herrn Verfassers hinterläßt eben doch nur den Eindruck: vielleicht verhielt es sich so. Künftige Entdeckungen mögen da wohl noch mehr Licht bringen. Mittlerweile verdient Beachtung, daß der Sohn des Nabonidus, des letzten chaldäischen Königs, wirklich Baltassar (Belschazzar) hieß, wie es jetzt keilinschriftlich feststeht, und daß Cyrus erst im dritten Jahre nach der Eroberung Babylons als König von Babylon auf den Denkmälern erscheint. Daher dürfte die von Vigouroux, Kaulen, Cornely u. a. vertretene Ansicht, die auch Dan. 5, 28. 29 eine Stütze zu haben scheint, noch lange nicht so unhaltbar sein, wie der Herr Verfasser behauptet. Bisher haben alle Erklärer angenommen, daß sich bei Daniel ein paar griechische Namen für Musikinstrumente finden. Davon will der Herr Verfasser nichts wissen. Aber schon das, was uns z. B. Movers aus ziemlich alter Zeit von der weiten Verbreitung griechischer Sklaven erzählt (Phönizier II, 3, S. 80), reicht hin, um es mehr als glaublich zu finden, daß zu Daniels Zeit dergleichen Wörter in Babel sich vorfanden.

Um die Inspiration, unter der ein heiliger Schriftsteller sein Buch abfaßt, anschaulich zu erklären, zieht der Herr Verfasser die hypnotischen Suggestionen herbei (S. 551). Als argumentum ad hominem, um den Rationalisten die Möglichkeit der göttlichen Inspiration gewissermaßen handgreiflich zu machen, mag das allenfalls dienen. Gar nicht aber kann es uns gefallen, daß der Herr Verfasser, um die Möglichkeit der Prophetie zu erweisen, zu philosophischen Sätzen seine Zuflucht nimmt, die mindestens sehr bedenklich sind. So lesen wir z. B. S. 549: l'intelligence proprement dite est constituée par un sens ou par une perception du Divin, de l'Idéal, de l'Universel ou de l'Infini; wir hören von einem voir en Dieu les idées individuelles, und daß Gott der Seele eine extuition naturelle de l'Infini gegeben habe und lui permet de saisir en lui les intelligibles, les idées générales, dont les sens lui offrent des copies. Der Prophet wird uns dargestellt als sehend avec cette vision dans l'acte divin dont jouissent les saints dans le ciel, und um die freien zukünftigen Handlungen voraussagen zu können, il faut une suggestion de Celui qui peut communiquer partiellement l'acte par lequel il les voit u. dgl. m. Glücklicherweise können wir ohne dergleichen Sätze die Möglichkeit der Weissagung darthun. Es ist schade, daß man mit einer solchen Philosophie die Wahrheit zu stützen sucht. Um die Möglichkeit prophetischer Träume darzuthun, schildert uns der Herr Verfasser u. a. den Schlaf der Stammeltern im Paradies in einer Weise, für die man gern Beweise sähe: während der Zeit des Schlafes nos premiers parents entraient en commerce intellectuel avec Dieu et conversaient avec les anges; daß die Zeit unseres Schlafes einzig den Bedürfnissen des leiblichen Lebens diene, sei eine Folge des Sündenfalles (S. 554). Ueber den Zustand der vom Leibe getrennten Seele werden wir S. 662 u. a. belehrt, daß sie nie ganz ohne allen Körper sei, sondern einigen Stoff vom Körper zurückbehalte und wenigstens noch mit einigen Molekülen

desselben vereint sei. Dies bei Gelegenheit der Lehre von der Auferstehung des Leibes. Glücklicherweise beeinträchtigen dergleichen Aufstellungen nicht das Ziel des Buches: die Vertheidigung der Echtheit des Buches Daniel.

Ebenso kann man bezweifeln, ob die Apotheosen nur aus einer Verirrung und falschen Auffassung der Messiasverheißung erklärt werden können (man vergleiche z. B. Weish. 14, 15 ff.), ob das Buch Job von Moses herstamme oder wenigstens von ihm bereits der Sammlung heiliger Bücher eingereiht worden sei (vgl. S. 640. 667. 694. 729). Wir fürchten, daß durch solche gewagte Behauptungen sich bei manchem Leser eine gewisse Voreingenommenheit festsetze, die es dann mit sich bringt, daß man auch die besten Beweisführungen mit etwas Mißtrauen aufnimmt. Das wäre im Interesse des Buches und der Wahrheit zu bedauern. Denn, wir wiederholen es, der Zweck des Buches, der Beweis für die Echtheit und die Widerlegung der Einwände, ist in siegreichster, ja glänzender Weise erreicht; die Punkte, in denen man da verschiedener Ansicht sein kann, berühren Nebensächliches und thun dem Beweise für die Echtheit keinen Eintrag oder lassen sich auf anderem Wege zu Gunsten der Echtheit bereinigen.

Dieser kritischen Einleitung soll eine nach dem Hebräischen, Aramäischen und Griechischen angefertigte Uebersetzung des Buches Daniel folgen nebst einem Commentaire littéral, exégétique et apologétique. Druck, Papier und Ausstattung des vorliegenden Bandes ist gut.

**Joseph Knabenbauer** S. J.

**Die Gotteslehre des Nicolaus Cusanus.** Von Dr. **Joh. Uebinger.** IV u. 198 S. 8°. Münster und Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1888. Preis: *M.* 2.40.

Herr Dr. Uebinger bereichert mit dieser Schrift die philosophische Literatur um eine werthvolle Gabe. In weiten Kreisen galt und gilt noch heute der berühmte deutsche Cardinal, der große und echte Reformator des ausgehenden Mittelalters als ein Mann, welcher in seiner Speculation auf pantheistische Abwege gerathen sei. Dr. Uebinger beseitigt diese Auffassung, wie uns scheinen will, endgiltig. Dieses erfreuliche Ergebniß wurde erzielt, indem der Verfasser zunächst die Schriften des Cusanus kritisch sichtete auf der sichern Unterlage eingehendster Handschriften-Vergleichung. Schon allein durch diese Sichtung ist es gelungen, über manche Dunkelheiten befriedigendes Licht zu verbreiten. Ferner hatte Dr. Uebinger das Glück, eine wichtige, bisher verloren geglaubte Schrift des Cardinals wieder aufzufinden. Er entdeckte dieselbe in der Handschriftensammlung der kgl. bayer. Hof- und Staatsbibliothek zu München. Diese Schrift führt den Doppeltitel: Tetralogus Cusae De non aliud oder Reverendissimi in Christo Patris et Domini Nicolai de Cusa cardinalis s. Petri ad vincula libellus, qui inscribitur Directio speculantis. Geschichte der Auffindung, sowie Text des interessanten Büchleins bietet der Verfasser im Anhang. Endlich hat Dr. Uebinger bei Darstellung des cusanischen Gottesbegriffes gebührende Rücksicht genommen auf den Entwicklungsgang, welchen Cusanus in seinen philosophischen An-

schauungen durchmachte. Sehr richtig heißt es in der Vorrede (S. III): „Soll ein klares, vor allem wahres Bild entstehen, so muß man die verschiedenen Schriften, namentlich bei der Frage, die uns hier beschäftigt, nach der Zeit ihres Entstehens unterscheiden." Durch dunklere, mißverständliche Ausdrucksweisen über den Begriff Gottes hat sich Nicolaus Cusanus emporgearbeitet zur klaren, scharfen und richtigen Bestimmung des göttlichen Wesens. Und hier auf dem Höhepunkt seiner Speculation stimmt er nach Form und Inhalt überein mit den Fürsten der scholastischen Philosophie. Wie diesen, so ist auch ihm Gott der „actus purissimus" (De ven. sap. cap. 9), die „causa creatrix" (l. c. cap. 7). Jedoch auch auf den Vorstufen zu dieser Höhe ist Cusanus niemals Pantheist gewesen. Sein oft und in verschiedenen Wendungen wiederholtes, aber von seinen Beurtheilern wenig beachtetes Wort: „Mundus secundum Dei liberrimam factus est voluntatem" (De ludo I), nnd das andere: „Natura ex necessitate operatur, principium supernaturale liberum voluntate creat omnia" (De beryllo 23), bildet den denkbar schärfsten Gegensatz zur pantheistischen Auffassung.

Wir müssen uns mit einer gedrängten Zusammenfassung des von Dr. Uebinger ausführlich vorgelegten Rechtfertigungsmaterials des Cusanus begnügen. Bekannt sind die „necessaria argumenta" des Raymundus Lullus für alle Mysterien unseres Glaubens. Auch Cusanus glaubte man den Vorwurf machen zu müssen, seine Lehre sei eine restlose Auflösung der christlichen Geheimnisse in reine Vernunftwahrheiten. Jedoch mit Unrecht. „Altior fides est quam intelligere, quia plus credat, quam intelligat" (Sermo „Fides autem catholica" fol. 26 b), ist ein Fundamentalsatz des Cardinals. Die falsche Auffassung der cusanischen Lehre über das Verhältniß von Wissen und Glauben scheint daraus entstanden zu sein, daß man Stellen, an welchen der Autor vom natürlichen Glauben spricht und diesen mit dem Wissen vergleicht, vom übernatürlichen, christlichen Glauben verstand. Dann allerdings, aber auch nur unter dieser irrigen Annahme, behauptet Cusanus dasselbe wie Lullus. Derartige Stellen sind: „Fides igitur est in se complicans omne intelligibile; intellectus autem est fidei explicatio" (De docta ignor. III, 11). „Ante omnem perceptionem praecedit fides, neque intellectus noster percipit, nisi fide motus sit" (Sermo „Confide filia"). Den scheinbar verfänglichsten Ausspruch thut Cusanus in seinem Sermo „Veni s. Spiritus": „Fides est potentia illa, de qua dicitur: quotquot autem receperunt eum dedit eis potestatem filios Dei fieri. Illa potestas est potentia, ut intellectualis natura ad id pertingat quod credit. Credit quis Christum hominem et filium Dei, et quod ipse Christiformis fieri possit." Wohl ist hier vom übernatürlichen Glauben die Rede, dennoch ist der Ausdruck ganz correct. Bei genauer Betrachtung ergibt sich nämlich klar und deutlich, daß nicht zu übersetzen ist: „der Glaube ist die Potenz dazu, daß der Verstand zur Erkenntniß, zum Wissen desjenigen gelange, was er glaubt", sondern: „diese Macht ist das Vermögen, wodurch die vernünftige Natur (d. h. der Mensch) dahin gelangt, zu verwirklichen (ins Werk zu setzen), was sie glaubt". Nicht ein Erkenntniß-

princip, sondern ein christlich-moralisches Princip wird hier ausgesprochen. Scharf betont Cusanus die Unterordnung des Verstandes unter die geoffenbarte Wahrheit in den schönen Worten: „Maxima et profundissima Dei mysteria parvulis et humilibus in fide Jesu revelantur" (De docta ignor. III, 11). Mit diesem Bekenntniß eines offenbarenden persönlichen Gottes ist ein weiterer Riegel pantheistischen Erklärungsversuchen vorgeschoben. Auf dieser sichern Unterlage führt Dr. Uebinger seine scharfsinnigen Untersuchungen über die Gotteslehre des Cardinals weiter fort. Und hierin liegt der Kern und Glanzpunkt seiner Schrift.

Allerdings ist es nicht zu läugnen, daß Cusanus, wenigstens beim Beginne seiner Speculation über Gottes Wesen und Natur, eine gewisse Abneigung hegte gegen die scholastische Methode oder besser gegen ihre übertriebene Ausbildung. „A dialecticis libera nos, Domine!" (Apologia doctae ignor.) war so etwas wie ein Herzenswunsch von ihm, wie er auch über die damalige gelehrte Welt klagt: „Inveterata consuetudine aristotelicae traditioni insudarunt" (l. c.). Infolge dieser Abneigung suchte er sich einen neuen, selbständigen Weg zum Gottesbegriff. „Es läßt sich klar nachweisen, wie er viele Jahre hindurch rastlos dieses hohe Ziel verfolgte, wie er immer und immer wieder neue Anläufe machte. . ." Die Documente für diese gewaltige Geistesarbeit sind seine Schriften. Hauptsächlich kommen folgende in Betracht: 1. „De docta ignorantia", vollendet zu Cues am 12. Februar 1440; 2. das Gespräch „De possest" [1], geschrieben höchst wahrscheinlich zu Brixen im Frühjahr 1460; 3. das neu aufgefundene Gespräch „De non aliud", Rom 1462; 4. die Schrift „De venatione sapientiae", und das kleine Zwiegespräch „De apice theoriae", Rom, im Frühjahr 1463 (S. 2).

Für die Erklärung seiner Werke stellte Cusanus die gewiß berechtigte Forderung auf: „Oportet qui scribentis in re aliqua mentem investigat, ut omnia scripta in unam concordantem sententiam revolvat" (Apologia). Dies hat man bei unserem Autor leider nicht gethan. Einige der am meisten angefochtenen Ausdrucksweisen des Cusanus sind zugleich solche, welche in seinen frühesten Schriften vorkommen. In dem Werke „De docta ignorantia" [2] finden sich folgende über Gottes Wesen handelnde Stellen: „Maximum absolute (scl. Deus), cum sit omne id, quod esse potest, est

[1] Mit diesem freilich barbarischen Wort glaubt Cusanus die göttliche Wesenheit am kürzesten ausdrücken zu können: „In Gott ist die absolute Möglichkeit mit der absoluten Wirklichkeit eins." „Esto enim, quod aliqua dictio significet simplicissimo significato, quantum hoc complexum posse est, scilicet quod ipsum posse sit. Et quia quod est, actu est, ideo posse esse est tantum, quantum posse esse actu. Puta vocetur possest."

[2] Den Ausdruck „docta ignorantia" entlehnte Cusanus vom hl. Augustinus (Ep. 121 ad Prob. c. 15: „est igitur in nobis quaedam ut ita dicam, docta ignorantia, sed docta spiritu Dei"). Wie Augustinus so bezeichnet auch Cusanus keineswegs dadurch „die gelehrte Unwissenheit", sondern „die Belehrung über das Nichtwissen".

penitus in actu. Et sicut non potest majus esse, eadem ratione nec minus, cum sit omne id, quod esse potest. Minimum autem est, quo minus esse non potest. Et quoniam maximum est hujusmodi, manifestum est minimum maximo coincidere“ (I, 4). „Deum esse omnium complicationem etiam contradictoriorum“ (I, 22). „Super omnem affirmationem est pariter et negationem“ (I, 4). „Maximum absolute est omnia absolute actu, quae esse possunt, taliter absque quacunque oppositione, ut in maximo minimum coincidat“ (I, 4). „Supra omnem igitur rationis discursum incomprehensibiliter absolutam maximitatem videmus infinitam esse, cui nihil opponitur, cum qua minimum coincidat“ (I, 4). Diese Sätze enthalten nach bisheriger Auffassung die Grundvoraussetzung des cusanischen Systems; und das mag richtig sein. Gewiß unrichtig ist es aber, daß diese Grundvoraussetzung „in dem Princip der Coincidenz der Gegensätze in Gott besteht“. Mit demselben Rechte könnte man diesen Vorwurf allen jenen großen Theologen machen, welche in der Abhandlung von der allerheiligsten Dreifaltigkeit sich der bekannten distinctio intrinseca virtualis bedienen und dieselbe definiren als: „Capacitas rei unius, antevertens omnem intellectus operationem, ad suscipienda simul praedicata intrinseca contradictoria“. Wie in dieser Definition nur von einer aequivalentia distinctionis die Rede ist, so spricht auch Cusanus nur von einer aequivalentia coincidentiae („coincidentia oppositorum“ De conject. II, 1). Doch sehen wir die Ausdrücke noch etwas genauer an. Der erste Satz besagt Folgendes: Da das absolut Größte virtuell all das ist, was sein kann, so muß es selbst lautere Wirklichkeit sein. Daraus folgt, daß das göttliche Sein keines Zuwachses und keiner Minderung fähig ist; denn in beiden Fällen wäre es nicht virtuell all das, was sein kann. Gott ist eben virtuell Alles, das Kleinste so gut wie das Größte: er ist die virtuelle Einheit des Größten und des Kleinsten. In diesem Sinne ist Gott auch die „complicatio omnium“, nicht aber im Sinne einer Entfaltungstheorie, wonach das Entfaltete formell schon im Entfaltenden enthalten ist: „Deus ergo est omnia complicans in hoc, quod omnia in eo; est omnia explicans in hoc, quod ipse in omnibus“ (De docta ignor. II, 3). Es ist das Verdienst Uebingers, das Wort „complicatio“ in den cusanischen Schriften mit „Enthalt“, virtueller Enthalt, wiedergegeben zu haben (S. 54). Daß somit Gott auch über jede Verneinung und Bejahung erhaben ist, wird unschwer zugegeben werden, zumal da diese Bezeichnung richtig verstanden auch in der scholastischen Philosophie anwendbar ist. Warum aber sollen wir denn den Cusanus immer unrichtig verstehen? Auch liegt durchaus kein „zweideutiges Spiel mit Begriffen oder Worten“ in dem Satz: „Non est aliud dicere: Deus ... est lux, quam: ita Deus est maxime lux, quod est minime lux“ (De docta ignor. I, 4). Derartige Redewendungen sollen eben nichts anderes ausdrücken, als die völlige Unzulänglichkeit unserer Ausdrucksweise über das göttliche Wesen; so zwar, daß wir irgend eine Eigenschaft von Gott mit demselben Recht bejahen und verneinen können, je nachdem wir diese Eigenschaft auffassen. Hierher gehört auch der zum Erweise des cusanischen Pan-

theismus so häufig angeführte Satz: „Deo nihil opponitur" (De docta ignor. passim). Allein der Zusammenhang benimmt dem Ausdruck jede Mißverständlichkeit. Cusanus' Lieblingsidee von Gott ist nämlich die höchste Einheit (unitas absoluta), und in dieser Auffassung begegnet er sich mit dem hl. Thomas (S. Th. I qu. 11 a. 4). Um sich nun diesen höchsten Einheitsbegriff zu verdeutlichen, greift der Cardinal als Mathematiker zu einem Vergleich auf dem Gebiete der Zahlen. Anfang und Abschluß jeder Zahl ist die Einheit; gewissermaßen ist sie also wie das Kleinste, so auch das Größte. Aus der Vervielfältigung dieser Einheit entsteht jede Zahl, also enthält sie alle Zahlen. Sie ist nicht Zahl, sondern die Zahl ist ihr entgegengesetzt. Nicht so bei der absoluten Einheit, welche nicht Zahl, d. h. nicht vervielfältigt werden kann. Als höchste und intensivste Realität hat sie als solche keinen Gegensatz, sondern ist der Urgrund jeder andern abgeleiteten Realität. So liegt in dem Ausdruck des Cusanus so ziemlich dasselbe, wie in dem bekannten Axiom der Scholastik: „substantia non habet contrarium". Auch darin hat Cusanus nicht Unrecht, wenn er sagt: „Quod nomen ‚esse' non sit praecisum nomen maximi" (scl. Dei); denn „esse" kann auch τὸ esse communissimum bezeichnen, deshalb fügt er sehr gut bei: „tamen esse maxime et innominabiliter illi (scl. Deo) convenire necesse est". Und das ist dem Sinn nach gewiß auch nicht gegen die Scholastik.

Außer den bekannten Beweisen für das Dasein Gottes, welche wiederum der Cardinal mit den Scholastikern gemein hat, legt uns Dr. Uebinger auch noch einen dritten Beweis des scharfsinnigen Mannes vor, glaubt aber in demselben mehr „eine Spielerei" zu sehen (S. 24). Wir glauben, hier wird er dem Cusanus nicht ganz gerecht. Die fragliche Stelle lautet: „Contrahamus maximum ad esse et dicamus: maximo esse nihil opponitur, quare nec esse, nec minime esse. Quomodo igitur intelligi potest maximum non esse posse, cum minime esse sit maxime esse" (De docta ignor. I, 6). Der sehr bemerkenswerthe Sinn dieses allerdings nur kurz angedeuteten Gottesbeweises scheint uns folgender: Betrachten wir das Höchste (Gott) nicht etwa in seiner Weisheit, Schönheit oder einer andern Eigenschaft, sondern im Sein, so müssen wir sagen: es hat nichts neben sich, nichts sich entgegengesetzt, wie die Weltdinge, sondern es kann nur etwas als verursacht unter sich haben, denn sonst wäre es nicht maximum. Wenn also dieses maximum nicht existirte, dann könnte auch nichts anderes existiren; nun aber existirt ein minimum esse, also auch ein maximum. Der Beweis ist also eine originelle Fassung des Schlusses vom ens contingens zum ens necessarium.

Jetzt noch ein Wort über des Cusanus Auffassung von „Gott und Welt". Wenn irgendwo, so müßten hier pantheistische Vorstellungen zum Ausdruck gelangen. Wie scharf die göttliche Freiheit im Schaffen von unserm Autor betont wird, haben wir schon gesehen. „Universum omnia complectitur quae Deus non sunt", „Universum tantum est similitudo absoluti" und „Deus non immiscetur creaturae" (De docta ignor. II); diese Sätze bilden den Grundton des cusanischen Tractates „De Deo creante". Freilich lehrt er auch: Per simplicem emana-

tionem a maximo absoluto totum universum prodiit in esse" (l. c. II, 4); jedoch er selbst gibt sofort die richtige Deutung dieser emanatio, indem er beifügt: „Ex intentione Dei omnia in esse prodierunt" (l. c.). Das aber besagt das nämliche wie die Lehre der Scholastik: „Possibilia habent suam entitatem a Deo distinctam per quandam a Deo emanationem realem entis metaphysici non physici." Auch der hl. Thomas und sein Lehrer Albertus Magnus bedienen sich in diesem Sinne des Wortes „emanatio". Und wenn Cusanus Gott bezeichnet als causa formalis omnium" (De possest), so liegt hierin nach der ausdrücklichen Erklärung des Cardinals selbst kein Pantheismus, indem „causa formalis" dem Cusaner gleichbedeutend ist mit „causa exemplaris": „Omnium est Deus causa efficiens, formalis seu exemplaris et finalis" (De ven. sap. c. 39). Nüchtern und klar sagt er von den Geschöpfen: „Unumquodque in proprio numero pondere et mensura subsistit", „Nullum cum alio coincidit", „Solum individua actu existunt" (De docta ignor. III). Gegen den Neuplatonismus: „Supervacuos . . . fecit Proclus labores . . . de theologia Platonis volens investigare . . . deorum illorum aeternorum differentias et ordinem . . . cum non sit nisi unus Deus aeternus, qui ad omnia . . . sufficientissimus est hujus totius mundi administrator" (De ven. sap. c. 21). Allerdings ist er auch kühn, vielleicht zu kühn in seinen Ausdrücken, so wenn er sagt: „Sano intellectu . . . homo nominari posset Deus humanatus et hic mundus Deus visibilis" (De dato 2); allein das sano intellectu gibt dem Leser das nöthige Correctiv an die Hand. Aehnlich in anderen Stellen.

Wir müssen hier abbrechen. Wenn es ein Verdienst ist, den Ruf eines anerkannt hervorragenden Mannes von den ihm anhaftenden Flecken gereinigt zu haben, so kommt dies Verdienst Dr. Uebinger in vollem Maße zu. Nur weniges haben wir aus seiner Darstellung zur Rechtfertigung des Cusanus hervorgehoben; wer die Gotteslehre des deutschen Cardinals, in lichtvoller Weise entwickelt, kennen zu lernen wünscht, der greife selbst zur angezeigten Schrift.

**Paul von Hoensbroech** S. J.

1. **Calderon und seine Werke.** Von **Engelbert Günthner,** Professor in Rottweil. 2 Bde. I. Bd.: XL u. 336 S. 8⁰. II. Bd.: 438 S. 8⁰. Freiburg, Herder, 1888. Preis: *M.* 8.

2. **Uebers Grab hinaus noch Lieben.** Historisches Drama von Don Pedro Calderon de la Barca. Uebersetzt von **Konrad Pasch.** 144 S. 12⁰. Wien, Brockhausen & Bräuer, 1888. Preis: *M.* 2.

1. Calderon war nicht, wie die meisten modernen Dramatiker, ein Verfasser von Lesedramen, sondern eigentlicher Theaterdichter. Als solcher hat er seine Aufgabe ganz und voll gelöst. Ein langes Leben hindurch, über 50 Jahre, hat er die geistliche und weltliche Bühne Spaniens, zur Zeit ihrer höchsten Blüte, mit stets neuen Leistungen beherrscht. Erst als Greis begann er, durch buchhändlerischen Unfug genöthigt, seine Werke herauszugeben. Zu

seinen Lebzeiten erschienen noch 48 Comedias und 12 Autos. Erst nach seinem Tod gab Vera Tasis (1682—1698) weitere 60 Comedias, Pando y Mier (1717) noch weitere 60 Autos heraus, denen Apontes (1759, 60) noch eines hinzufügte. In Spanien erlosch das Interesse für den größten Dichter des Landes. Fast ein Jahrhundert verfloß, bis der Deutsche Georg Keil (1827—1830) zu Leipzig, der Deutsch-Spanier Hartzenbusch (1848—1850) zu Madrid neue, bessere Gesammtausgaben der Comedias veranstalteten; erst 1881 aber hat der Deutsche Dr. Max Krenkel eine Ausgabe der Comedias begonnen, welche allen modernen Ansprüchen an eine Classikerausgabe, in Bezug auf Kritik und philologische Erklärung des Textes, völlig entspricht. Die Autos jedoch haben seit zwei Jahrhunderten vergeblich auf einen kritischen Herausgeber gewartet. Trotz aller Festdeclamationen bei der Jubelfeier von 1881 wurden in Spanien nur 13 derselben von Don Gonz. Pedroso neu edirt. Man kann sich des Wunsches kaum erwehren, daß ein deutscher Gelehrter und ein deutscher Verleger zur Lösung einer so schönen Aufgabe sich verbinden möchten.

Wie für den spanischen Text, so hat Deutschland auch in Uebertragung der Werke Calderons das Bedeutendste geleistet. Von den Autos hat Cardinal Diepenbrock eines, Eichendorff 12, Lorinser endlich alle 73 übersetzt; von den 108 Comedias sind 61 übersetzt, 5 von A. W. von Schlegel, 16 von Gries, 12 von Bärmann und Richard, 12 von Malsburg, 13 von Lorinser, die anderen vereinzelt. Auch in der literaturhistorischen und ästhetischen Würdigung Calderons ist Deutschland nicht bloß der Zeit, sondern auch dem Umfang und der Bedeutung der bezüglichen Arbeiten nach den übrigen Völkern, selbst den Spaniern, vorangegangen. Die Charakteristik, die Graf von Schack von der Poesie Calderons überhaupt gegeben, die Commentare Val. Schmidts zu den Comedias und die Einleitungen Lorinsers zu den Autos enthalten das Beste und Gründlichste, was zur Erklärung des großen spanischen Dramatikers geschrieben worden ist. Dennoch haben zur weitern Beleuchtung und Erforschung seiner Werke auch Vertreter anderer Nationen manche schätzbare Beiträge geliefert, wie die Spanier Alcantara, Garcia, F. Picatoste, A. Lasso de la Vega, M. Menendez-Pelayo, A. Lista, Sanchez Moguel, die Franzosen Ph. Chasles, D. Hinard, A. de Latour, die Briten E. Fitzgerald, Fl. Mac Carthy, G. Ticknor, R. Trench, der Däne J. L. Heiberg und der Holländer J. J. Putman. Leute wie Sismondi, G. H. Lewes und L. J. Klein aber haben durch ihre oberflächliche und deshalb geringschätzige Behandlung Calderons wenigstens das dargethan, daß ein richtiges Verständniß seiner Werke sich noch keineswegs überall Bahn gebrochen hat und daß die Calderonliteratur auch in der ästhetisch-literaturhistorischen Richtung hin noch der Fortsetzung und Erweiterung bedarf.

Bei diesem Stand der Dinge war es ein überaus verdienstvolles Unternehmen, die bisherigen Resultate des Calderon-Studiums und der Calderon-Literatur in einem einheitlichen Werke zusammenzufassen, und so von Calderons Leben und Dichten ein möglichst eingehendes Gesammtbild zu geben, das als Einleitung für das Studium jedes einzelnen Werkes dienen, zugleich

aber für die noch nicht in deutscher Sprache zugänglichen Stücke einigen Ersatz bieten kann. Dieses hat E. Günthner in dem vorliegenden Werke in befriedigendster Weise geleistet. Dasselbe behandelt nicht bloß die Autos oder bloß die Comedias, sondern beide, gibt nicht nur Proben des einen oder andern Genres, sondern bietet für jedes einzelne Stück einen hinreichenden Commentar, und zwar in einer Darstellung, die, klar und geschmackvoll, die ganze bisherige Literatur mit viel Takt herbeizieht und so ein wirklich umfassendes und gründliches literaturhistorisches Bild gestaltet. Das Werk ist durchaus keine bloße Compilation, sondern die Frucht eines überaus gewissenhaften und fleißigen Studiums des Dichters selbst und seiner besten Commentatoren. Wie Eichendorff, Lorinser und Putman, genießt Günthner den hohen Vortheil, katholisches Denken, Glauben und Leben aus eigener Erfahrung zu kennen, und das ist bei einem Dichter wie Calderon von entscheidender Bedeutung. Selbst Schack ist zu einem tiefern religiösen und theologischen Verständniß Calderons nicht durchgedrungen, wenn auch sein Gesammturtheil über den Dichter fast katholisch klingt, und der sonst nicht minder wohlwollende Val. Schmidt kann es dem Spanier mitunter nicht recht verzeihen, daß er Spanier und glaubenstreuer Katholik ist.

Dem eigentlichen Commentar schickt Günthner eine nach Ländern geordnete Bibliographie der neuen Calderon-Literatur voraus. Dieselbe hat vor Dorers Uebersicht den Vortheil, daß sie die betreffenden Werke kurz charakterisirt. Von Nutzen wäre es gewesen, wenn dabei nicht nur die zweiten, sondern auch die ersten Auflagen verzeichnet und die ältere Calderon-Literatur ebenfalls herbeigezogen worden wäre. An diese Uebersicht schließt sich ein Leben Calderons, das zwar keine größeren neuen Aufschlüsse bringt, aber manche kleine Einzelheiten nach den besten neuen Forschungen richtigstellt. Nun beginnt die Besprechung der einzelnen Stücke, wie bei Schmidt, gruppenweise. Von jedem wird eine bald kürzere, bald längere, meist sehr treffende Analyse gegeben. Alsdann werden Quellen und Entstehung des Stückes notirt. Zum Schluß folgt eine kurze Beurtheilung, bei welcher der Verfasser das Wort gern anderen Autoren überläßt, welche über das betreffende Stück eingehender geschrieben haben. Die Gruppen, in welche Günthner die Dichtungen Calderons ordnet, sind folgende:

I. Comedias (Weltliche Bühnenstücke):
1. Religiöse Dramen (Comedias de Santos und Comedias divinas) 13.
2. Symbolische Dramen (wie: „Das Leben ein Traum") 4.
3. Mythologische Dramen (meist Festspiele bei Hofe) 17.
4. Ritterschauspiele 7.
5. Lustspiele (Comedias de capa y espada) 27.
6. Heroische oder romantische Dramen 17.
7. Dramen aus der nichtspanischen Geschichte und Sage 13.
8. Dramen aus der spanischen Geschichte und Sage 10.

II. Autos sacramentales (Geistliche Festspiele):
1. Mythologische Autos 9.
2. Stoffe aus dem Alten Testament 13.

3. Stoffe aus dem Neuen Testament 14.
4. Stoffe aus Legende, Kirchen- und Profangeschichte 18.
5. Stoffe aus Natur und Menschenleben 19.

Die Theilung ist eine für den Zweck des Buches durchaus praktische, wenn sie sich auch noch in einigen Punkten schärfer und präciser gestalten ließe. Das Zusammengehörige ist gut zusammengestellt, und die Anordnung erleichtert deshalb das Verständniß. Man gewinnt von jedem Stück eine recht deutliche Idee und von dem Reichthum wie von der Eigenthümlichkeit der Calderon'schen Poesie eine annähernde Vorstellung. Bei den berühmteren Stücken entwickeln sich die Analysen und Auszüge jeweilen zu kleinen Abhandlungen, welche den Schatz der bisherigen Realinterpretation mit werthvollen neuen Zusätzen vermehren und von einer außerordentlichen Belesenheit seitens des Verfassers zeugen. Kurze Proben mit spanischem und deutschem Text sind vielfach eingestreut, längere offenbar nur in der Absicht vermieden, zur Lesung des Stückes selbst anzuregen, worauf ja das ganze Werk angelegt ist.

So nahe uns Calderon in seinen religiösen Ueberzeugungen steht, so fremdartig sind uns oft seine Stoffe, seine idealistische Behandlungsweise, seine mitunter breiten Reden und Dialoge, seine Blumensprache, seine Allegorien, seine specifisch spanische Anschauung, Sprüchwörter, Redewendungen, seine künstlichen Formen und Rhythmen, deren feinen Wohlklang keine deutsche Uebersetzung völlig wiederzugeben vermag. Es ist darum nicht zu wundern, daß manche bei langsamer Lectüre sich kaum in ihn hineinfinden, noch weniger sich mit ihm befreunden können. Mehrfach haben wir jedoch die Beobachtung gemacht, daß seine Stücke, nach den nöthigsten orientirenden Erklärungen gut vorgelesen, auch in den Uebersetzungen von Eichendorff, Gries, Schlegel, Lorinser zündend wirken. Besonders gilt dies von den dreizehn großen religiösen Dramen (Comedias de Santos und Comedias divinas), die Lorinser eigens herausgegeben hat. Es sind die folgenden: Der standhafte Prinz — Das Schisma von England — Der große Prinz von Fez — Die Jungfrau des Heiligthums — Die Morgenröthe von Copacabana — Das Fegfeuer des hl. Patricius — Die Andacht zum Kreuze — Kreuzerhöhung — Die Sibylle des Orients — Die Ketten des Teufels — Der wunderbare Zauberer — Der weibliche Joseph — Die zwei Liebenden des Himmels. Hätte Calderon nur diese dreizehn Stücke geschrieben, so wäre er schon den größten Dramatikern beizuzählen. Jedes derselben hat seine eigene, neue, bezaubernde Physiognomie. Mit den Erklärungen Günthners und Lorinsers ist es leicht, sie zu verstehen und zu genießen, und kein Gebildeter sollte sich diesen Genuß versagen. Was die Autos betrifft, so muß man im Auge behalten, daß solche nur ein- oder zweimal im Jahre aufgeführt wurden. Sie der Reihe nach lesen zu wollen, hat nur dann einen Sinn, wenn man vergleichende Studien darüber anstellen will. Um sie zu genießen, darf man höchstens eines auf einmal lesen, und zwar nicht, wie man modernes Feuilleton abhaspelt, sondern in einer ruhigen, weihevollen Mußestunde. Würde Calderon in solcher Weise gelesen, so müßte er in katholischen Kreisen ungemein bildend wirken. Hat man ihn aber einmal liebgewonnen, so wird man gerne nach und nach

mit seinen anderen Werken Bekanntschaft machen und sich an der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit seiner Gestaltungen freuen, welche sich in ihrer Gesammtheit gar wohl mit der Gestaltenfülle Shakespeare's messen kann. Möge das treffliche Buch Günthners — unbedingt jetzt das reichhaltigste Handbuch zum Studium Calderons — recht viele zur nähern Bekanntschaft dieses Dichters führen, den man nicht liebgewinnen kann, ohne gleichzeitig auch seinen Geschmack zu läutern und an Begeisterung für das Höchste und Idealste zu wachsen. In unserer dem flachsten Realismus und Pessimismus zutreibenden Zeit wäre das fürwahr als ein großer Gewinn zu erachten.

2. „Uebers Grab hinaus noch Lieben", ist eines der zehn Stücke, deren Stoff Calderon der spanischen Geschichte entnommen hat und von denen „Der Alcalde von Zalamea" wiederholt ins Deutsche, dann ins Französische, Italienische, Englische, Dänische und Ungarische übersetzt und (in Wilbrandts Bearbeitung) noch in letzter Zeit fast auf allen deutschen Bühnen aufgeführt worden ist. Amar despues de la muerte liegt dagegen hier zum erstenmal in deutscher Uebersetzung vor. Das Stück behandelt die 1568 ausgebrochene und 1570 durch Don Juan d'Austria niedergeschlagene Empörung auf dem Alpujarras-Gebirge. Der Hauptheld ist ein Moriskenführer, Alvaro Tuzani, der in den blutigen Wirren des Aufstandes gefangen genommen, das Leben der ihm entrissenen Braut Clara mit verzweifelter List und Tollkühnheit an ihrem Mörder Garcez rächt, sich durch die Uebermacht der Spanier durchschlägt und, auf die Fürbitte seiner Schwester Isabel, mit dem Reste der Mauren von Don Juan begnadigt wird. Das Hauptmotiv der Handlung ist die unglückliche Liebe Alvaro's zu Donna Clara, wie sie sich in der ergreifenden Klage ausdrückt:

„Ja, denn jene todte Schöne,
Jene Rose, duft- und blattlos,
Ist nun meiner Seele Leben,
Meines Lebens Seele war sie.
Du bist's, den ich suchte; dich
Hofft' einmal ich doch zu fassen,
Um zu rächen ihre Schönheit."

Wie der Uebersetzer bemerkt, treten indes in dem Stücke „die historischen Momente fast ebenso stark hervor: der Aufstand der Moriscos in seinem ganzen Umfange, von seinem Entstehen, bis er gestillt wurde, das letzte Aufflackern jener Flamme, die früher so sehr an Spanien zehrte; die Einäscherung und Plünderung des Felsennestes Galera; die Unmenschlichkeit der Soldaten und der Rassenhaß der Spanier gegen die Moriscos; die jugendliche Heldengestalt des Don Juan d'Austria, des nachmaligen Siegers in der Seeschlacht von Lepanto, und ihm zur Seite der im Kriege ergraute, fluchende und von der Gicht geplagte Lope de Figueroa; die heißblütigen, leidenschaftlichen, aber edel gehaltenen Moriscos mit ihrem König Fernando Válor und dem unglücklichen Tuzani: dies alles zusammen — und man denke dazu noch die prächtige Heeresmusterung im zweiten Acte — gibt uns ein Gemälde, wie

man es sich bunter und mannigfaltiger kaum denken kann. Und alles dies ist historisch treu und wahr ... Dazu kommt noch jene Vorliebe für das Haus Oesterreich, die zwar bei Calderon öfters, besonders aber in diesem Drama zu Tage tritt und die in der spanischen Geschichte ebenfalls begründet ist." V. Schmidt, Schack, Ticknor, Hinard, Ribeiro rechnen dieses Drama zu Calderons besten Werken, wenn Schack auch die Diction zu geziert findet. Wenn man aber die Milde und Theilnahme Calderons für die Moriscos mit seiner Strenge gegen die Protestanten in Gegensatz gebracht und dieses Stück besonders als Toleranzstück gepriesen hat, so ist daran zu erinnern, daß Calderons Anschauungen eine Toleranz der Lehre nicht kennen, wohl aber nicht nur Duldung, sondern die herzlichste christliche Liebe für die unfreiwillig und schuldlos im Irrthum Befangenen.

Wie bei der „Statue des Prometheus", so zeigt sich auch bei diesem ergreifenden historischen Drama Pasch als ein tüchtiger, formgewandter Uebersetzer und als ein fleißiger und sorgfältiger Commentator. Mit diesen zwei Stücken ist die Zahl der übersetzten Comedias Calderons (siehe Günthner II. 298) von 59 auf 61 angewachsen. Möge ein günstiger Erfolg den Uebersetzer ermuthigen, sowohl die „Statue des Prometheus" zu vollenden, als auch noch andere Stücke Calderons zu übertragen. Es bleiben jetzt noch 47, darunter einige sehr werthvolle, denjenigen unzugänglich, welche den Dichter nicht im spanischen Original zu lesen im Stande sind. Bis zu einem vollständigen d e u t s c h e n Calderon ist also noch ein ziemlich weiter Weg, wenn sich nicht auch für die „Comedias" ein zweiter Lorinser findet.

**A. Baumgartner** S. J.

**Wolken und Sonnenschein.** Novellen und Erzählungen von **Joseph Spillmann** S. J. Dritte, vermehrte Auflage. 556 S. kl. 8°. Freiburg, Herder, 1888. Preis: *M.* 4.

Wolken und Sonnenschein, heitere und trübe Stunden, Winterschauer und Frühlingsjubel — ein rechter Aprilen- und Maientag — so ist das Leben, in das der wahre Dichter hineinzugreifen hat, will er wahr und interessant sein. Daß die Wolken meistens vorwalten und der Sonnenschein eigentlich nur eine Unterbrechung der Schatten darstellt, liegt nun einmal in der Natur der Dinge, und so darf man mit dem Dichter nicht rechten, wenn er auch die „Wolken" in den Vordergrund stellt und besonders sie mit seiner Kunst zu verklären sucht. Sagt doch ein englisches Sprichwort: „Every cloud has a silvery rand". Den silbernen Lichtrand hat die Kunst des Dichters aufzufinden und dem Auge des Lesers vorzuführen. Diese Aufgabe scheint uns in der vorliegenden Sammlung von Novellen und Erzählungen trefflich gelöst zu sein; wenigstens verdankt der Unterzeichnete dieser Sammlung manche Stunde edelsten Genusses, wie sie die gewöhnliche Unterhaltungsliteratur nur selten mehr zu bieten pflegt. Den Leser begleitet das beständige Bewußtsein, daß er es bei P. Spillmann mit einem Schriftsteller zu thun hat, der nicht so sehr mit Stoffmassen imponiren als vielmehr durch die Art der Behandlung gewinnen und gefallen will; da ist keine Jagd nach Theater-

effecten, wohl aber eine bis ins einzelne gehende Sorgfalt, die angeschlagenen Motive ausklingen zu lassen und psychologisch fein durchzuführen; statt der krassen Situationen bildet eine eigenthümlich anmuthende Gemüthlichkeit und ein nie versiegender Humor die starke Anziehungskraft, welche diese Erzählungen auf jeden Leser ausüben, der sich durch Ueberfütterung mit modernen und modernsten Romanen noch nicht um jeden gesunden und natürlichen Geschmack gebracht hat. Was vor allem nicht vergessen und übersehen werden darf, ist die liebevolle Behandlung der Form. Es kommt P. Spillmann sichtlich nicht in letzter und erster Linie darauf an, was er sagt, sondern auch, wie er es sagt; dem schönen Spiel der Kunst eint sich ehrliche Arbeit, und so kommt denn auch eine Dichtung zu Stande, die noch mit Genuß verkostet werden wird, wenn die Dutzend Feuilletonswaare, die leider den Markt überschwemmt, längst wird eingestampft und vergessen sein.

Die Sammlung enthält im ganzen acht Erzählungen. Von diesen waren uns sechs aus der zweiten Auflage, bezw. aus den verschiedenen Jahrgängen des Hausfreundkalenders bekannt; neu dagegen waren uns die erste und die letzte. „Traurige Weihnacht", die letzte, ist eine kleine Episode aus dem modernen Industrie- und Culturleben, realistisch gedacht und trefflich ausgeführt, ohne gerade künstlerische Effecte zu verfolgen. Sie will ein einfaches Sittenbild sein und ist dies in rührender Weise.

Höhere Ziele verfolgt die erste Erzählung, „Das Paradieszimmer". Sie ist zudem auch die umfangreichste und eigenartigste des ganzen Bandes. Eine kurze Einleitung in moderner Sprache macht uns mit dem Schauplatz, den Motiven und Quellen der nachfolgenden Geschichte bekannt. Der Dichter lebt schon im sechsten Jahre in dem einsamen Heideschlosse Blyenbeck bei Goch, dem einstigen Sitz der Schenk von Nydeggen, jetzt im Besitz der Marquis von Hoensbroech. Mancherlei Reste der ehemaligen Zeit, besonders die Familienportraits und ein großer, eigenthümlich ausgeschmückter Saal, „das Paradieszimmer", erregen seine Aufmerksamkeit und Neugierde. Das Andenken an den „berühmten und berüchtigten" Kriegsobersten Martin Schenk von Nydeggen und das Aussterben des Geschlechtes verweben sich bald mit anderen, mehr lichtvollen historischen Fäden zu einem figurenreichen Teppichbilde, zu dessen Grundirung und Einfassung dann die Phantasie rasch einen culturhistorischen Hintergrund und allerlei poetische Arabesken hineinwebt. Das Bild wird uns sehr glücklich in Form eines Tagebuches vorgeführt, das ein junger Maler, Meister Thyssen, während seines Aufenthaltes auf Schloß Blyenbeck geschrieben, woselbst er sich behufs Ausschmückung des umgebauten Hauses in dem letzten Jahrzehnt des siebenzehnten Jahrhunderts aufhielt. Es ist dies die Zeit der Entscheidung für das Geschlecht der Schenk von Nydeggen, anhebend mit der Vermählung des letzten Stammhalters mit der Tochter des Erbmarschalls von Geldern, Katharina von und zu Hoensbroech, und endend mit dem Tod des einzigen Erben dieses Ehepaares, des achtjährigen Junkers Christoph. Wir nannten das Bild ein figurenreiches, denn in der That weiß uns der Dichter eine wirkliche kleine Galerie von Charakterköpfen vorzuführen. Da ist es vor allen der prächtig gezeichnete alte

Erbmarschall, der zwar nur selten auftritt, aber dennoch wie eine Idealgestalt dem Leser vor Augen steht. Ihm gegenüber erweist sich sein Schwiegersohn, Arnold Schenk, als ein zwar im Innern edler, aber sehr schwankender, nicht besonders anmuthender und dennoch nicht abstoßender Charakter. Gerade dieses Gemisch, das durchaus den dichterischen Absichten entspricht, scheint uns vorzüglich gelungen. Der alte Rentmeister Matthias ist ebenfalls trefflich geschildert, wie denn auch aus seiner und seines Herrn Arnold Charakterschwäche die Katastrophe sich entwickelt. Als vierter freilich ist der Schreiber des Tagebuches selbst nicht zu vergessen. Er gibt sich uns unbewußt als einen liebenswürdigen Gesellschafter und rechten Künstler, der seine guten wie schlechten Eigenschaften mit nichten verschweigt. Es ist ein prächtiger Humor oder vielmehr schon eine meisterliche Selbstironie, wenn Meister Thyssen uns schmink- und schmucklos erzählt, wie bei zwei entscheidenden Gelegenheiten gerade seine kleine unschuldige Künstlereitelkeit die traurigsten Folgen herbeigeführt hat. Man weiß eigentlich nicht recht, wer von den drei Männern Thyssen, Matthias und Herr Arnold die größte Schuld an dem tragischen Ausgang hat, wenngleich die moralische Entrüstung, doch wieder gemischt mit einigem Mitleid, sich gegen den unseligen Rentmeister wendet, der alles gerettet glaubt, wenn er nur von der Sache am entscheidenden Ort und zur verhängnißvollen Stunde nicht redet. Das System des Todtschweigens und der Schleichwege kann nicht offener in seinen traurigen Folgen gezeigt werden, wie es denn überhaupt als ein großer Vorzug dieser Novelle erscheint, daß sich die Geschichte nicht so sehr durch das Eingreifen äußerer Ursachen, als durch die mitwirkenden Charaktere selbst entwickelt. Freilich liegt der tiefste Grund des traurigen Ausgangs in der Zeit vor der Erzählung, ist aber auch wieder mit dem Charakter des Schenk aufs innigste verknüpft. Der böse Geist der Erzählung ist die Abenteuerin Dausque, der als vollendete Idealgestalt die Schwester des Schloßherrn, Angelina, gegenübersteht, während uns die junge Schloßherrin Katharina in ihrem unverschuldeten Leiden das tiefste menschliche Mitgefühl abringt. Ohne Beschreibungen und systematische Charakterisirung hat der Dichter es vorzüglich verstanden, uns diese verschiedenen Menschen in ihren guten wie schlimmen Eigenthümlichkeiten so klar und greifbar vorzuführen, daß man sie wie alte Bekannte bis auf den Grund der Seele zu kennen glaubt. Einen eigenen poetischen Zauber übt außerdem die alterthümliche, in ihrem Ton äußerst glücklich getroffene Sprache. Stoff und Form sind so trefflich miteinander verwachsen, daß man kaum denken kann, wie dieselbe Sache in modernem Deutsch gesagt werden müßte, um nichts von ihrer eigenthümlichen Anmuth zu verlieren. Ein weiteres Verdienst der Erzählung wird freilich nur von sehr wenigen gewürdigt werden können, da es in der gelungenen Verwerthung von Oertlichkeiten, Einzeldaten und Gegenständen aus jener Zeit besteht, die hier so organisch zu einem Ganzen verbunden sind, daß man nicht anders denken kann, als daß sie so zusammengehört hätten von je, während doch nur die Phantasie des Dichters das Band geschlungen. In Summa halten wir diese Erzählung: „Das Paradieszimmer" für eine der schönsten Blüten katholischer Novellistik.

Die folgende Novelle, zeitlich die älteste des Verfassers, führt uns in die „sturmbewegten Tage“ der Stadt Zug und erzählt uns mit einer Liebe und Anschaulichkeit, denen man recht wohl den Lokalpatriotismus ansieht, eine Episode aus dem Kappeler Krieg (1529—1531). Nach diesen zwei ernsten folgt dann die heitere Geschichte vom „langen Philipp“, der sich das besondere Wohlgefallen der preußischen Werber Friedrich Wilhelms I. und damit manche Unannehmlichkeit zugezogen, denen er aber in höchst glücklicher und heiterer Weise entgeht. An diese Humoreske schließen sich zwei rührende, mit farbensattem Pinsel gemalte Bilder aus der englischen Geschichte: „Lady Nithsdale“ und „Großvater und Enkel“. Der „Narren-Peter“ ist wieder eine Humoreske voll Schabernack und Laune, während uns der „Judenknabe von Prag“ in der herrlichen Erzählung des Kapuzinerpaters mit seiner an den Meister Thyssen erinnernden Selbstironie rasch in die feierlich-rührende Stimmung des „Paradieszimmers“ versetzt.

Die Spillmann'sche Novellensammlung — so glauben wir unser Urtheil zusammenfassen zu dürfen — ragt in ihrer jetzigen, auch äußerlich sehr vornehmen Gestalt weit über das Durchschnittscontingent des belletristischen Büchermarktes hinaus und zählt unbedingt zu dem Besten, was die letzten Jahre Gutes in der Roman- und Novellenliteratur geliefert haben. Phantasie und Gemüth, Ernst und Scherz, Form und Inhalt, alles vereinigt sich, die einzelnen Erzählungen zu eigenartigen kleinen Cabinetstückchen zu machen, die dabei noch den Vortheil haben, auch die Seele nicht leer ausgehen zu lassen, während sie Phantasie und Gefühl im höchsten Grade zu fesseln verstehen.

**W. Kreiten** S. J.

---

# Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

**Biblia sacra** juxta Vulgatae exemplaria et correctoria Romana denuo edidit, divisionibus logicis analysique continua sensum illustrantibus ornavit Aloisius Claudius Fillion, presbyter S. Sulpitii, in majori seminario Lugdunensi Scripturae sacrae professor. XII et 1394 p. 8⁰. Parisiis, Letouzey et Ané, 1887. Preis: 10 *frcs.*

Die hier zur Anzeige gebrachte Bibelausgabe darf ohne Zweifel auch in Deutschland sich eine günstige Aufnahme versprechen. Der Herausgeber, welcher sich durch eine Reihe exegetischer Arbeiten bereits vortheilhaft bekannt gemacht hat (über seinen „Atlas der Naturgeschichte der Bibel“ vgl. diese Zeitschrift Bd. XXVIII. S. 419 ff.), will nicht nur einen guten, correcten Text liefern, sondern auch das Verständniß nach Möglichkeit erleichtern. Dem Texte wurden die besten römischen Ausgaben, insbesondere die Vercellone'sche, zu Grunde gelegt. Um den Leser in das Verständniß einzuführen, wurden, wie es der Titel des Buches mit Recht hervorhebt, divisiones

logicae und eine analysis continua beigefügt. Eintheilung des Textes in partes, sectiones, paragraphi mit jedesmaliger ganz kurzer Ueberschrift tritt im Texte selbst auf und faßt so auch für das Auge jedesmal dasjenige zusammen, was logisch zusammengehört. Außerdem sind jedoch mit Rücksicht auf die praktische Verwendung auch die üblichen Zahlenangaben für die Kapitel und Verse beigedruckt. Während durchweg Alineas im Texte nur dort auftreten, wo der Sinn sie zu erheischen scheint (also nicht bei jedem neuen Verse), zeigen die poetischen Stücke die Anwendung mehrerer Alinea's bei jedem Verse, so daß nicht nur der poetische Charakter überhaupt, sondern auch der Parallelismus sofort in die Augen springt. Die analysis continua besteht in kurz gefaßten Randbemerkungen, welche fortwährend den Text begleiten. Die Angabe der Parallelstellen, auf welche der Herausgeber, wie er versichert, eine besondere Sorgfalt verwandt hat, findet ihren Platz in Fußnoten. Die ganze Anordnung macht diese Bibelausgabe in der That zu einer der brauchbarsten. Wir wundern uns darum nicht, daß bereits über zwanzig Kirchenfürsten dem Herausgeber ihre Billigung und Befriedigung in sehr anerkennenden Schreiben ausgesprochen haben. — Auch die Ausstattung ist tadellos und macht den Eindruck der Vornehmheit: feines, gelblich abgetöntes Papier, Umrahmung der Seiten durch rothe Linien, recht leserliche Schrift mit gefälligen Initialen und Kopfleisten.

**L'Apocalypse et son interprétation historique**, par A. Chauffard, ancien Magistrat. 2 vols. LXXXVIII et 719 p.; XLVI et 724 p. 8⁰. Avignon et Paris, 1888.

Der erste Band enthält Examen critique comparé des principaux systèmes herméneutiques; hierbei sind besonders berücksichtigt: Origenes, Abbé Drach, Abbé Lafont-Sentenac, Holzhauser, Rohling (stets Rôling geschrieben), Stern, Abbé d'Étémare, M. J. Michel, Cornelius a Lapide, Bossuet. Der Herr Verfasser glaubt den Schlüssel zur zweifellos sichern Erklärung der Apokalypse darin gefunden zu haben, daß die sieben Briefe am Anfange des Buches unter einer symbolischen Form die Geschichte der Kirche während der sieben ihr beschiedenen Zeitalter darstellen, und daß zwischen den sieben Sendschreiben und den sieben Siegeln eine vollkommene Wechselbeziehung stattfinde. Das vierte Sendschreiben z. B. umspannt die Zeit von 476 oder besser 600—1453. Wir im 19. Jahrhundert leben noch in der Periode des fünften Sendschreibens. Der zweite Band gibt sodann: Essai d'application de la méthode correlative au sens prophétique des épîtres; concordance entre les oracles sacrés. — Es ist dem Leser anzurathen, daß er bei der Lectüre gleich anfangs auf den Anhang im zweiten Bande, S. 563—713, Rücksicht nehme, da in demselben der Verfasser manche seiner Ansichten theils modificirt, theils auch ganz aufgibt. Es ist ein Versuch mehr, Licht in das Dunkel zu bringen, und insofern interessant. Das Buch hat die erzbischöfliche Approbation, und der vom Erzbischofe bestellte Censor bezeichnet das Buch als un travail savant et consciencieux. Der Erlös des mit Eifer und Liebe geschriebenen Buches ist zum Besten des Werkes der Glaubensverbreitung bestimmt.

**Historia sacra antiqui Testamenti** quam concinnavit Dr. Hermannus Zschokke. Editio tertia emendata et instructa quinque delineationibus et tabula geographica. X et 495 p. gr. 8⁰. Vindobonae, Braumüller, 1888. Preis: *M.* 10.

Ueber den hohen Werth und die Reichhaltigkeit dieser Historia sacra, die viel mehr bietet, als das Wort Historia streng genommen besagt, ist bereits in diesen

Blättern gelegentlich der 2. Auflage berichtet worden (Bd. XXVII. S. 91). Daß in so kurzer Zeit eine neue Auflage nöthig wurde, ist an und für sich schon ein hinlängliches Zeugniß für den Nutzen und die Brauchbarkeit des Buches. Doppelt fällt ein so rascher Absatz in die Wagschale bei einem lateinisch abgefaßten Werke. Der Reichhaltigkeit des Buches ward auch für die 2. Auflage von gegnerischer Seite große Anerkennung gezollt. So schrieb z. B. Karl Siegfried, der katholische Werke nicht gerade huldreich zu besprechen pflegt, im Theologischen Jahresbericht über 1884 (herausgegeben von B. Pünjer, Leipzig 1885) u. a.: „Die Historia sacra ist in der Manier der älteren Handbücher der Einleitungswissenschaft als eine Art Encyklopädie des Wissenswürdigen zum Alten Testament behandelt und enthält biblische Geschichte, israelitische Geschichte, biblische Dogmatik, Archäologie, Literarkritik (falls man diesen Namen hier anwenden darf), Geschichte des Canons, Textes, der Uebersetzungen und was man alles noch wünschen kann. Fleiß ist auf diese Arbeit vom Verfasser verwendet worden und Gelehrsamkeit hat er sich erworben, namentlich sind die reichlichen Angaben aus katholischer Literatur willkommen, sowie die Excerpte aus den Kirchenvätern" (S. 31). Plan und Anlage des Buches ist in der neuen Auflage unverändert geblieben. Aber die nachbessernde, ergänzende und bereichernde Hand macht sich mehr oder minder in jedem Abschnitt bemerklich. Eine Anzahl neuer und längerer Ausführungen sind hinzugetreten, z. B. über Schöpfungsgeschichte, Sintflut, Erbsünde, Beschneidung, Opfer und Sacramente des Alten Bundes, Reinheitsgesetze, Kleidung; die Pentateuchfrage ist jetzt viel eingehender erörtert als früher. Auch zu den Einleitungsfragen von Jud., Sam., Psal., Eccl., Job, Ez., Dan., Sap., Eccli., Judith sind Ergänzungen geboten; gleichfalls sind die messianischen Weissagungen, die Inspiration u. a. m. ausführlicher behandelt. Besonderes Lob verdient die Bereicherung in den Literaturangaben aus alter und neuester Zeit. An vielen Stellen, wo in der 2. Auflage bloß Namen der heiligen Väter standen, ohne Angabe der Stellen aus ihren Werken, sind jetzt genaue Hinweise gegeben; so S. 61. 88. 94. 109. 110. 150. 152. 212. 223. 239. 286. 299. 378. 442. Anderswo ist der Citatenschatz aus den heiligen Vätern reichlicher geworden, z. B. S. 108. 136. 150. 189. 193. 264. 307. 376. 380 u. a. Ebenso ist aus der neuesten Literatur, katholischer und protestantischer, ein guter Nachtrag gegeben. Besondern Dank hat sich der Herr Verfasser dadurch erworben, daß er dem Buche auf S. 483—495 einen Index alphabeticus personarum et rerum memorabilium mit auf den Weg gab. Dadurch springt der reiche Inhalt und die Brauchbarkeit des Buches gleich in die Augen.

**Alte Denkmäler im Lichte neuer Forschungen.** Ein Ueberblick über die durch die jüngsten Entdeckungen in Aegypten, Assyrien, Babylonien, Palästina und Kleinasien erhaltenen Bestätigungen biblischer Thatsachen. Von A. H. Sayce, Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft in Oxford. Deutsche, vom Verfasser revidirte Ausgabe. 232 S. kl. 8°. Leipzig, Otto Schulze. Preis: *M.* 2.50.

Die Einleitung gibt einen kurzen Ueberblick über die Geschichte der Entzifferung der Keilinschriften. In den folgenden Kapiteln werden kurz und übersichtlich die Hauptergebnisse zusammengestellt, welche man aus den neueren Entdeckungen in Assyrien, Babylonien, Aegypten für die biblischen Berichte gewonnen hat. So im 2. Kap. für die Genesis; im 3. für den Auszug aus Aegypten; im 4. wird die Inschrift des berühmten Mesasteines und die neuentdeckte Siloa-Inschrift mitgetheilt. Besonderes Interesse hat das 5. Kap. über die Hetiter; das 6. und 7. handelt über die assyri-

schen Eroberungen, über Nabuchodonosor und Cyrus. Auf engem Raum sind viele werthvolle Mittheilungen gegeben. Zu S. 137 ist zu bemerken, daß, wie Friedrich Delitzsch mittheilt, nach der babylonischen Chronik nicht Sargon, sondern Salmanassar Samaria zerstörte, was auch vortrefflich zu 4 Kön. 17, 6 stimmt.

**Des heiligen ökumenischen Concils von Trient Canonen und Decrete** in neuer deutscher Uebersetzung u. s. w., mit gegenüberstehendem Grundtexte. Mit einem Anhang: Die dogmatischen Constitutionen des Vaticanischen Concils und die neueren päpstlichen Entscheidungen. Herausgegeben von Franz Ser. Petz, Domkapitular. Mit oberhirtlicher Genehmigung. Neue, unveränderte Ausgabe. XXVIII u. 566 S. gr. 8°. Passau, Rud. Abt, 1888. Preis: *M.* 6.

Die vorliegende Ausgabe der Trienter Beschlüsse darf, wie wohl kaum eine andere, empfohlen und namentlich dem Clerus und den Theologiestudierenden zur Benutzung angerathen werden. Sie weist manche Vorzüge auf. Die im Anhang mitgetheilten dogmatischen Constitutionen des Vaticanischen Concils und der Syllabus Pius' IX. führen den Leser betreffs der wichtigsten kirchlichen Entscheidungen bis in die jüngste Zeit. Einen ähnlichen Zweck verfolgen die unter dem Text der Trienter Disciplinarvorschriften in Anmerkungen gegebenen Entscheidungen sowohl früherer Concilien als auch der römischen Congregationen: für die Kenntniß des geltenden Rechtes sind solche Angaben unentbehrlich. Die geschichtliche Einleitung zu jeder Sitzung des Trienter Concils erleichtert und vertieft sehr das Verständniß der nachfolgenden Beschlüsse. Die Uebersetzung ist durchweg gediegen und genau. Eine Stelle erlauben wir uns indes zu bezeichnen, wo der Ausdruck in der Uebersetzung besser anders lauten würde, wenigstens nach dem Erlaß des Heiligen Officium vom 22. December 1880. Letzterer billigte nämlich die Auffassung der Worte Trid. sess. 4. de edit. et usu sacrorum librorum „quosvis libros de rebus sacris" in dem Sinne, daß nur die Bücher der Heiligen Schrift und deren Erklärung und Auslegung damit gemeint seien; die hier vorliegende Uebersetzung „was immer für Schriften über Gegenstände der Religion" gibt den Worten einen viel weitern Sinn. — Die dogmatischen Bestimmungen des Concils von Trient bleiben immer eine der wichtigsten Grundlagen für das Studium des katholischen Dogma; für das Studium des Kirchenrechtes bilden die Disciplinarerlasse immer noch einen der wesentlichsten Bestandtheile. Eine gute, handliche Ausgabe der Trienter Beschlüsse darf keinem Theologen fehlen; vorliegende muß in jeder Beziehung als eine solche bezeichnet werden.

**Der Ehevorschrift des Concils von Trient** Ausdehnung und heutige Geltung. Eine canonistische Studie von A. Leinz, Doctor beider Rechte, geistl. Lehrer am Gymnasium zu Baden-Baden. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. XII u. 180 S. 8°. Freiburg, Herder, 1888. Preis: *M.* 2.

Die Zusammenstellung der Orte, für welche die Tridentinische Eheform eine die ltigkeit der Ehe bedingende Gesetzesvorschrift ist oder nicht, bildet den geringsten eil vorliegender Arbeit; gleichwohl ist sie ein praktisch recht werthvoller Theil, ral die Zusammenstellung unter Benützung auch der neuesten diesbezüglichen An- ɔen eine möglichst vollständige ist. Wichtiger noch darf gewiß die Erörterung genannt ɔen, welche der Herr Verfasser der Frage über die grundsätzliche Tragweite des ienter Gesetzes widmet. Mit juristischer Schärfe und mit reicher Literaturkenntniß

bespricht er die rechtliche Bedeutung des in Rede stehenden cap. Tametsi für katholische, protestantische und gemischte Gegenden; das Ergebniß der Erörterungen des Herrn Verfassers deckt sich wesentlich mit den Thesen, welche P. Lehmkuhl (Theologia mor. II. n. 783) aufgestellt hat. Auch die vielbesprochene declaratio Benedictina vom Jahre 1741 muß zur nähern Auseinandersetzung herangezogen werden. Der Verfasser hebt hervor, daß sich aus dieser Constitution nichts entnehmen lasse, was eine verschiedene Auffassung und Behandlung der formlosen Ehen seitens Benedikts XIV. und seitens der anderen Päpste und der römischen Congregationen beweise: auch wenn die Bulle Benedikts eine bloße Erklärung sei, so fuße diese Erklärung eben auf dem allgemein anerkannten Grundsatz, daß ein Gesetz mit zweifelhafter Promulgation kein rechtsgiltiges Gesetz sei. Unseres Erachtens ist damit durchaus der entscheidende Punkt bezeichnet, welcher zur Lösung der Schwierigkeiten dient, zu denen jene Benediktinische Erklärung Anlaß gegeben hat und noch häufig gibt.

**Officium parvum Beatae Mariae Virginis.** Das kleine Officium der seligsten Jungfrau Maria. Uebersetzt und erklärt von Dr. Bernhard Schäfer, Professor. 1. Bändchen: Lateinischer und deutscher Text. 210 S. 12°. 2. Bändchen: Erklärung des Textes. 430 S. 12°. Münster, Theissing, 1888. Preis: *M.* 3.

Der hochw. Herr Verfasser ist von Oberen religiöser Genossenschaften ersucht worden, eine Erklärung des kleinen Marianischen Officiums zu schreiben. Da dieses Officium nicht bloß von zahlreichen Ordensleuten, sondern auch von vielen Personen in der Welt gebetet wird, so kann eine ebenso gehaltreiche als fromme Erklärung nur mit Freuden begrüßt werden. Und eine solche bietet vorliegendes Büchlein in hervorragender Weise. Die Einrichtung ist eine recht praktische. Das erste Bändchen enthält eine Anleitung, wie das Officium im Chor zu beten ist, nebst Angabe der dabei zu gewinnenden Ablässe. Der lateinische und der deutsche Text stehen nebeneinander, so daß die des Lateinischen weniger Kundigen doch den Sinn sofort erfassen können. Mit Rücksicht auf solche ist für das gemeinschaftliche Recitiren der lateinische Text auch mit Accenten zur richtigen Betonung versehen. Die Psalmenübersetzung schließt sich meistens an die des Erzabtes Dr. Maurus Wolter an. Das zweite Bändchen bringt zuerst eine in weihevoller Begeisterung geschriebene, gedankenreiche Erörterung über Wesen und Werth des Marianischen Officiums, die ganz geeignet ist, für dasselbe Liebe und Werthschätzung zu wecken. Ein zweiter Abschnitt behandelt die Eintheilung und Geschichte des Officiums. Die Erklärung umfaßt alle Theile des Stundengebetes. Die Psalmen werden zuerst nach dem buchstäblichen Sinne erläutert; auf dieser Grundlage wird sodann gezeigt, wie man beim Beten des Officiums oder bei sonstiger Betrachtung die Gedanken des Psalmes in Verbindung bringen könne mit dem, was uns der Glaube über die seligste Jungfrau lehrt. Es sind hier recht fruchtreiche und anregende Gedanken niedergelegt. In dieser Anwendung auf Maria ist auch für Prediger ein recht ergiebiger Stoff zu Marienpredigten gegeben; zudem bietet das, was über das Stundengebet und die einzelnen Horen im allgemeinen gesagt ist, sowie die Erklärung der Psalmen, Lectionen, Hymnen auch sonst den Priestern für das Breviergebet erheblichen Nutzen. Bei den Lectionen ist gleichfalls der buchstäbliche Sinn erörtert und sodann die Anwendung der Lectionen auf Maria. Es wäre zu wünschen gewesen, daß diese Ueberschrift Anwendung auf Maria auch bei den Psalmen gewählt worden wäre; höherer Sinn, was wir jetzt lesen, ist irreführend oder kann wenigstens sehr leicht mißdeutet werden. Wie sollen wir z. B. beim messia-

nischen Psalm 44 noch einen höhern Sinn finden? Ebenso gehen manche Ausdrücke zu weit; z. B. Psalm 45 schildert uns die Mutterschmerzen unterm Kreuz (S. 226); anderswo deutet der Herr Verfasser schon an, wie die Sache eigentlich gefaßt werden müsse, so z. B. S. 283, ähnlich auch im Vorwort S. IV. Besonders verdient noch hervorgehoben zu werden, daß der Herr Verfasser in recht ansprechender Weise jede Hore als ein zusammenhängendes Ganze aufzufassen und darzustellen bestrebt war; so erscheint das Marianische Officium in der That als ein harmonisch gegliedertes Kunstwerk.

**Der heilige Stanislaus Kostka,** Patron der Jugend. Von Augustin Arndt S. J. Mit Approbation der Obern. 256 S. 16°. Regensburg &c., Friedr. Pustet, 1888. Preis: *M.* 1.20.

Stanislaus Kostka, Aloysius Gonzaga, Johannes Berchmans sind drei engelgleiche Jünglinge, welche in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens die Gesellschaft Jesu dem Himmel als Heilige, der Erde zu Beschützern und Vorbildern, besonders für die studirende Jugend, gegeben hat. Von ihnen dürfte der erstgenannte, wenigstens in den deutschen Landen, nicht so bekannt sein, wie die beiden letzten; dennoch verdient er dieses durchaus. Vom ersten Augenblicke der erwachenden Vernunft bis zu seinem seligen Hinscheiden war fast das ganze Leben des hl. Stanislaus eine, man möchte sagen ununterbrochene Uebung der Liebe zu Gott. Die vorliegende Lebensbeschreibung lehnt sich an die neuesten quellenmäßig bearbeiteten Werke an, insbesondere an die jüngst erschienene Schrift P. Badeni's. Die schlichte und edle Erzählung weckt Interesse und Rührung; das auch dem Aeußern nach hübsch ausgestattete Büchlein verdient durchaus eine weite Verbreitung.

**Geschichte des fürstlichen Hauses von Waldburg in Schwaben.** Von Dr. Joseph Vochezer. Im Auftrage Sr. Durchlaucht des Fürsten Franz von Waldburg zu Wolfegg-Waldsee. Erster Band. VIII u. 1002 S. 8°. Kempten, Commissionsverlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, 1888. Preis: *M.* 15.

Ueber die Geschichte des berühmten Hauses derer von Waldburg besitzen wir seit Ende des vorigen Jahrhunderts die ausführliche zweibändige „Chronik der Truchsessen von Waldburg". Diese Chronik, welche Johannes von Müller „eine wahrhaft lehrreiche, freimüthige Hauschronik" genannt hat, enthält viele wichtige Actenstücke, aber auch manche werthlose Fabeln. Es war deshalb ein glücklicher Gedanke Sr. Durchlaucht des Fürsten Franz von Waldburg, eine kundige Hand mit der Neubearbeitung der Familiengeschichte zu betrauen. Diese Neubearbeitung muß als eine durchaus gelungene bezeichnet werden. Will man eine solche Geschichte schreiben, so „thut (nach den treffenden Worten Böhmers) als conditio sine qua non Kenntniß, Erforschung der Quellen noth, der besten Quellen, der unmittelbarsten Quellen: genaue Quellenkunde ist das erste Erforderniß eines Historikers". Der Verfasser, Herr Pfarrer Dr. Vochezer, hat diese Wahrheit beständig vor Augen gehabt; denn seine ganze Geschichte baut sich auf aus vielen tausend Urkunden, die mit der größten Umsicht nicht allein in den verschiedenen gedruckten Urkundenbüchern, sondern auch in zahlreichen größeren und kleineren Archiven aufgespürt, gesammelt und verwerthet sind. Der Nutzen einer solchen Arbeit liegt auf der Hand. Wie viel Licht wirft die vorliegende Geschichte z. B. nicht allein auf die Stellung der Klöster, der Leibeigenen und der Juden im Mittelalter! Vielleicht hätte der hochw. Herr Verfasser gerade bei

diesen culturgeschichtlich wichtigen Partien durch einige Erklärungen und Erweiterungen dem nicht fachkundigen Leser das Verständniß noch etwas mehr erleichtern und so das Interesse erhöhen können. Doch das ist meist Geschmacksache. Sicher ist, daß durch dieses schöne Werk der Verfasser seinem historischen Talente und seinem riesigen Sammelfleiß, der fürstliche Auftraggeber aber seinem Namen und seinen edlen Ahnen ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat.

**Das Oetzthal in Tirol.** Eine statistisch-topographische Studie. Von Dr. Franz Gwercher. Mit einer Special-Karte des Oetzthales. VII u. 134 S. kl. 8°. Innsbruck, Wagner, 1886. Preis: *M.* 1.50.

Der geehrte Herr Verfasser ist kein Neuling auf dem Gebiete der Topographie. Schon im Jahre 1880 ist er mit einer von der Kritik günstig aufgenommenen Schrift über „Innsbruck und dessen nächste Umgebung" hervorgetreten. Auch das „gletschergesegnete Oetzthal" mit seinen grandiosen Naturschönheiten hat es wohl verdient, eingehend und allseitig geschildert zu werden, und das geschieht in dem vorliegenden Buche. In zwei an Seitenzahl gleichen Theilen verbreitet es sich über die allgemeinen Verhältnisse der Gegend und ihrer Bewohner und sodann über die einzelnen Gemeinden insbesondere. In dem allgemeinen Theile verdienen eine besondere Aufmerksamkeit die Kapitel über Lage, Gewässer, Gebirge, über Muhren und Ueberschwemmungen und über die Erwerbsquellen der Bevölkerung. Mit der Beschreibung der einzelnen Dörfer und Gemeinden verbindet der Verfasser recht glücklich biographische Skizzen hervorragender Männer, welche das Oetzthal hervorgebracht. Gerade hier macht sich der katholische Geist, welcher das Buch durchweht, in wohlthuendster Weise fühlbar. — Ob die recht interessanten und erbaulichen Mittheilungen über Christian Falkner aber doch nicht verhältnißmäßig zu ausführlich sind? — Einige der eingestreuten Dichtercitate, die wirklich zu abgegriffen sind, würde man nicht ungern vermissen. S. 50 sollte es jedenfalls heißen: Si fractus, nicht: Et si fractus.

**Das Bild im Walde.** Von Rusticus Guestfalus. Eine Erzählung aus dem Münsterländischen Landleben. 232 S. 8°. Münster, Theissing, 1888. Preis: *M.* 2.

Der pseudonyme Verfasser hat sichtlich seine große Landsmännin, A. von Droste-Hülshoff, studirt und das nicht ohne Erfolg. Mit einer sehr lobenswerthen und für die Zukunft seiner Schriftstellerei nicht zu unterschätzenden Vorliebe hat er sich dem Studium und der Darstellung seiner näheren Landsleute gewidmet, die in der heute immer mehr um sich greifenden Gleichförmigkeit des Lebens und der Sitten noch eine gewisse charakteristische und zugleich poetische Eigenthümlichkeit sich gewahrt haben. Wir möchten dem Verfasser darum auch rathen, sich bei diesem Stoffe zu halten, ihn mit seiner Sachkenntniß immer mehr zu vertiefen und in künstlerischen Darstellungen nach dem Vorgang der Droste, Immermanns u. s. w. zu verwerthen. Die vorliegende Erzählung hat bereits sehr viel Gutes: eine rasche Entwicklung, durchgehends Wahrung der Gesetze der Wahrscheinlichkeit, Verschiedenheit der Charaktere und im allgemeinen auch treue Durchführung derselben. Es läßt sich jedoch die Hand des Anfängers nicht verkennen, besonders in einigen gar zu raschen Uebergängen oder theatralischen Häufungen der Effecte, z. B. in dem Kapitel „Glückliche Menschen". Auch die Unterredungen dürften bisweilen natürlicher sein. Im ganzen jedoch ist die Erzählung durchaus annehmbar und liest sich leicht. Daß gerade das Bild im Walde zum Mittelpunkt all der Liebesaffairen gemacht ist, hat wohl einen symbolisch berechtigten Sinn, indes ist uns doch nicht ganz zweifellos, ob es als Thatsache ohne alles Be-

denken sei. Daß der Verfasser es nur in der besten Absicht so dargestellt hat, geht aus der ganzen übrigen Erzählung genügend hervor.

**Das Lilien-Veitle.** Märchen von P. Ambros Schupp S. J. 130 S. kl. 8°. Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1888. Preis: *M.* 1.

Eine schneeweiße Lilie, die ihren Träger überaus glücklich macht, und deren Berührung ihm zauberhafte Berghöhlen erschließt, — ein unterirdisches Paradies mit blumigen Wiesen und Wäldchen, — Seen mit geheimnißvollen Wasserrosen, — ein wunderschönes Vöglein, das wie ein treuer Engel dem Lilienkinde Belehrung und Mahnung in die Seele singt, — goldgeschmückte Palastgemächer und freundlich dienende Zwerglein, — ein Morgenconcert der Vogelwelt, bei dem der Kapellmeister Storch mit langem Schnabel den Tact schlägt und der eifersüchtige Frosch in gekränkter Eigenliebe Streit anhebt, — ein altes, krankes Mütterchen, das weder alt noch krank ist, und ein menschenfressender Riese, — gefährliche Spinnen und noch gefährlichere Schmetterlinge, — ein uralter Waldbruder, Hexen und Feen, Schwäne und Adler, Fische und Eidechsen, — alles dieses um das Lilien-Veitle herum zu einem sinnigen, „buntfarbigen Fabelteppich" verwebt, — bildet unser Märchen. Frisch und fromm, fröhlich und frei lugt es in die Welt hinaus, wie sein junger Held selber im Gärtchen hoch auf dem Felsen bei Limburg an der Lahn. Alt und Jung wird seine Freude am Büchlein haben, die jüngeren im unmittelbaren Genuß der schillernden Farbenpracht und wechselnden Handlung, die älteren, kopfschüttelnd zwar und widerwillig schmunzelnd ob dem „kolossalen Unsinn", aber doch auch unter der spielenden Oberfläche den Ernst gewahrend, der das bunte Gewirre trägt. Der Schluß kommt unerwartet. Fällt dabei dem einen das Wort des spanischen Meisters ein: „Das Leben ein Traum", so denkt ein anderer gewiß ernster an das umgekehrte des deutschen Dichters: „Der Traum ein Leben". — Auf zwei Punkte machen wir von vornherein aufmerksam, welche den Genuß der Lesung trüben könnten. Erstens glaube man nicht, bei etwaigem Nachgrübeln über den tiefern Sinn des Ganzen in jeder Einzelheit eine besondere Beziehung auf das wirkliche Leben entdecken zu müssen. Das Büchlein ist nichts anderes und will nichts anderes sein, als was der Titel besagt, nicht eine kunstmäßig nach der Schnur durchgeführte Allegorie, sondern ein wahres Märchen, der unberechenbare, muthwillige Springinsfeld der poetischen Familie. Zweitens störe man den Kleinen nicht die Lust durch gut gemeintes, aber zu weit gehendes Moralisiren. Manches im Märchen liegt auch der jugendlichen Fassungskraft nahe genug und ergibt sich leicht und natürlich; anderes erschließt sich später dem reifern Verständniß von selber. Dem Christkindlein wird es sicherlich Freude machen, wenn es sein leichtsinniges und doch wieder braves Veitle unter recht vielen Weihnachtsbäumen findet.

**Bachems Novellensammlung** (Ein-Mark-Bände). II. Reihe: Band 21—40. Im Abonnement Band 40 gratis. In Original-Calico-Band und neuer Ausstattung. Jeder Band einzeln käuflich.

Dieses beliebte Unternehmen des um die Förderung katholischer Erzählungsliteratur so hochverdienten Kölner Verlegers, der, um von anderen Namen zu schweigen, uns die Bekanntschaft mit den köstlichen Gaben der Freiin von Brackel und M. Herberts vermittelte, nimmt einen ebenso steten als erfreulichen Fortgang nicht bloß in der Verbreitung und Anerkennung der bekannten farbigen Bändchen, sondern auch in der stets wachsenden Zahl derselben. So liegen uns seit dem letzten Referate über Nr. 26 nicht weniger als fünf neue Lieferungen zur Besprechung vor, die des Schönen und Guten wieder gar viel enthalten. Nur kurz ein Wort über die einzelnen Erzählungen.

**27. Bändchen.** „Schicksalswechsel." Novelle von A. von Wegerer. Die Geschichte der Liebe eines armen Hauslehrers zur reichen Tochter eines Generals, die nach verschiedenen Zwischenfällen, d. h. nach Vertauschung der Glücksrollen, zu einer fröhlichen Ehe führt. Mehr als die Thatsachen interessiren die Charaktere, deren uns eine ganze Galerie vorgeführt wird und unter denen wieder die verarmte Gräfin-Mutter am besten getroffen sein dürfte. Die zwei Maler scheinen fast Portraits zu sein. Die ganze Erzählung ist recht anziehend geschrieben und liest sich angenehm, wenn sie auch einen besonders hohen künstlerischen Werth nicht beanspruchen darf. — „Gräfin Eva." Novelle von E. K. Lenze. Das Motiv dieser Geschichte sagt uns, offen gestanden, weniger zu. Ist es zudem nicht im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß der Großvater nach den Erfahrungen, die er gemacht, seine Enkelin mit einem wildfremden Menschen, und zwar wiederum einem Maler, tagelang allein herumschwärmen läßt? Zudem fehlt es der Erzählung, die ja gewiß viele Einzelschönheiten in der Schilderung aufweist, an einem einheitlichen klaren Gedanken und einer eigentlichen Entwicklung.

**28. Bändchen.** „Die Mutter der Marquise." Von Botho Raven. Diese dem Französischen nacherzählte Geschichte hat viele Vortheile und Mängel ihres Pariser Ursprunges. Sie ist flott und anziehend geschrieben, daher ungemein unterhaltend, wie alle besseren französischen Sachen, dafür aber auch in der Hauptperson und in dem Bestreben, uns einen typischen Charakter zu schildern, etwas zu übertrieben komisch. Derlei „Chargen" sind für die Bühne ja nothwendig; bei der epischen Darstellung drängt sich die Unwahrscheinlichkeit gar zu unangenehm auf. — „Frohe Augen." Novelle von Elise Polko. Aus dieser Erzählung wissen wir eigentlich gar nichts zu machen. Der Stoff reichte für einen dreibändigen Roman, da er, von der Liebesgeschichte der Eltern anhebend, mit der Heirat der Tochter endet und doch von keiner der Personen etwas ordentlich Abschließendes sagt. Der Anfang ist vielversprechend, aber der Fortgang erfüllt die Erwartungen keineswegs. Was der Titel mit der Erzählung zu thun hat, ist nicht recht erfindlich. — „Die Uhr des René Cardillac." Novelle von Walter Schwarz. Die Perle des Bändchens und eine wirklich treffliche Novelle, welche ohne Schaden für sie selbst an E. T. A. Hoffmanns beliebte Geschichte vom „Fräulein von Scudery" erinnert, ja sich eigentlich an dieselbe anschließt. Wirklich einmal wieder Kunst und „Stimmung" ohne Liebesgeschichten.

**29. Bändchen.** Zur Abwechslung ein kleiner amerikanischer Roman von L. von Berlepsch: „Im fernen Westen." Anhebend mit der Hochzeit, zeigt uns die Geschichte, wie zwei Gatten sich erst nach fünfjähriger Ehe und zeitweiliger Trennung innerlich verstehen und lieben lernen. Das Motiv ist nicht ganz neu, die Ausführung aber durchaus originell und psychologisch fein gehalten. Der Leser fühlt aufrichtig mit beiden Parteien, da beide, wenn auch ungleichmäßig, ihre Fehler und Schwächen haben. Auch hat es die Erzählerin verstanden, den Bewohnern der Prairiefarm trotz ihres ungehobelten Aeußern, das recht realistisch geschildert wird, dennoch die volle Sympathie zu gewinnen, welche ihr gesunder und edler Charakter verdient. Trefflich gelungen ist besonders die Mutter und Andy. Sehr gut weiß L. von Berlepsch auch zum Bewußtsein zu bringen, wie wenig oft hinreicht, die besten Entschlüsse im Keime zu ersticken; nur scheint sie uns von derlei kleinen Hindernissen einen zu reichen Gebrauch gemacht und dadurch dann einige Male die Ungeduld statt der Spannung des Lesers erreicht zu haben. Die Darstellungsweise ist objectiv, was bei einem solchen Stoffe nur angenehm berührt, da schon die nothwendige Seelenmalerei an sich die Gefühle hinlänglich in Anspruch nimmt und jedes subjective Beiwerk nur stören und aufhalten könnte. Alles in allem scheint uns dieses Bändchen eines der werthvolleren der Sammlung zu sein.

**30. Bändchen.** „Ein Geheimniß des Königssees." Novelle von Sophie Gräfin Brockdorff. Ob die Zusammenstellung des schauerlichen Rahmens mit dem fremden, aber ebenfalls sehr traurigen Bilde eine künstlerisch berechtigte war, lassen wir dahingestellt; die Dichterin hat jedenfalls ihren Zweck erreicht und die arme Heldin der Erzählung gründlichst in den Verdacht des Selbstmordes wenigstens beim Leser gebracht; denn daß auch die heilige Hermanbad und die Pflegemutter sich durch die paar Aehnlichkeiten sollten haben täuschen lassen, möchten wir redlich bezweifeln. Im übrigen ist die eigentliche Geschichte recht gut erzählt; die wechselvollsten Scenen werden in unaufhaltsamer Folge und schöner Anschaulichkeit vorgeführt. Anfangs freilich kommt der Leser nicht „so recht in Schuß", da er vor lauter Hauptpersonen und Ereignissen nicht weiß, wohinaus eigentlich die Dichterin ihn führen will, und da muß denn die besagte Selbstmordscene des ersten Kapitels wie ein Geist in der Dunkelheit Furcht und Aufmerksamkeit in Athem halten, bis mit dem Auftreten des Malers eine einheitlich, dramatisch sich entwickelnde Handlung beginnt. Besonders die ungarische Episode ist meisterhaft gelungen. Der Schluß befriedigt nicht ganz. Die Pflegemutter freilich ist bekehrt, aber Else ist doch die Hauptperson, und sie gerade verschwindet zuletzt gar zu sehr dem Interesse. Daß das Geheimniß des Selbstmordes nicht aufgeklärt wird, halten wir für unkünstlerisch. Indes hat die Novelle in Charakteristik und Schilderung so viel Gutes, daß man die Fehler der Composition nur bei kaltem Nachdenken entdeckt. — „Djamar." Von A. H. Fogowitz. Diese kleine Erzählung ist wieder ein Treffer. Scenerie, Charakteristik, Entwicklung und Tendenz, alles ist gelungen und nicht alltäglich. Die rauhen Naturen der Strandläufer, der edle Charakter Djamars, der halbnärrische Klaus, die Schmetterlingsfigur der kleinen Anna, der hamburgische „Professor", das alles sind grundverschiedene, innerlich wahre und trefflich gezeichnete Charaktere. Der Dichter hat es verstanden, den Leser bis zum entscheidenden Augenblicke schwanken zu lassen, was er der Heldin wünsche, die Hand des Hamburgers oder jene Hinriks. Für beide sprechen so viel edle Gründe, daß es zur Entscheidung des heimlichen Gelübdes bedarf, mit dem Djamar sich Gott für Hinriks Bekehrung verpflichtet hat. Und trotz allem war das Verbleiben bei den Ihrigen auch in anderer Beziehung das Vernünftigere, wie der gesunde Sinn des Fischermädchens sehr wohl herausgefühlt hatte.

**31. Bändchen.** „Auf dornigem Pfad." Roman von A. Weber. Eine Episode ungarischer Klein- und Großstädterei als Kette, und deutsche Gründlichkeit, Treue und Gemüthstiefe als Einschlag. Schilderung und Charakteristik gleich farbensatt und trefflich. Nur leidet unseres Erachtens die Erzählung an einigen Unwahrscheinlichkeiten, die den Genuß unmöglich machen. Der ungarische Obergespan würde unter den obwaltenden Verhältnissen den Virtuosen nicht lange als Musiklehrer der Tochter geduldet und ihm überhaupt längst das Haus verboten haben. Andererseits ist es nicht möglich, daß bei dem vertrauten Verkehr der drei Deutschen untereinander die Verlobung Christinens mit des Professors Bruder lange ein Geheimniß bleiben konnte. Damit aber fällt so ziemlich die ganze Geschichte in sich zusammen. Aber noch einmal: so mangelhaft auch die Verkettung der Thatsachen sein mag, die Charakteristik der Personen und des Lebens ist durchaus gelungen, voller Lokalfarbe, Wechsel und Kraft. — „Ein Sturm auf dem Vierwaldstätter-See." Erzählung von Louise Meyer von Schauensee. Diese kleine Erzählung erinnert in ihrer Tendenz an den eben besprochenen Roman der Freifrau von Berlepsch. Auch hier wird uns gezeigt, wie zwei Edelleute ihr Herz wiederfinden, nachdem sie sich infolge beiderseitiger Fehler im höchsten Grade, bis zur Scheidung, entfremdet waren. Die Dichterin versteht es trefflich, diesen im dramatischsten Stadium der Entwicklung aufgegriffenen

Seelenläuterungsproceß mit einem Sturm in der Natur in künstlerisch einheitliche Beziehung zu bringen und den Ausgang beider harmonisch zu vereinen. Die psychologische Beobachtung und Charakteristik ist ebenso zu loben, wie die Kraft und Anschaulichkeit, mit welcher uns die entfesselten Naturkräfte geschildert werden. Die Verzweiflungsscene am Felsenkreuz ist meisterhaft.

So können wir denn auch am Schluß dieser heutigen Rückschau auf das Unternehmen der Bachem'schen Novellensammlung nur wiederholen, was andere Kritiker und auch wir selbst schon früher gesagt haben: Wer eine ebenso gefahrlose, wie von den Grundsätzen des Glaubens, der wahren Ehre und Seelengröße getragene, durchgehends das künstlerische Mittelmaß erreichende, sehr oft dasselbe bedeutend überragende und darum den bessern Geschmack befriedigende Unterhaltungslectüre für sich oder andere sucht, der greife zu dieser auch durch Billigkeit des Preises hervorragenden Sammlung.

---

# Miscellen.

**Eine buddhistische Zeitschrift** mit dem ausgesprochenen Zwecke, in christlichen Gegenden den Buddhismus zu verbreiten, ist mit dem Juli dieses Jahres ins Leben getreten. Sie erscheint zwar auf japanischem Boden, in Miako (Kioto), ist aber mit Rücksicht auf ihren Zweck in englischer Sprache geschrieben. Als Herausgeber zeichnet sich ein Mr. M. Matsuyama; die Zeitschrift selbst führt den Titel: Bijou of Asia. So weit haben es also die christlich getauften Buddha-Schwärmer endlich gebracht, daß man von seiten des Buddhismus allen Ernstes daran denkt, die Pforten der Buddha-Gemeinde für die Christenthum-Müden weit zu öffnen.

Der Leitartikel der ersten Nummer weist darauf hin, daß die vier großen Weltreligionen, „der Mohammedanismus, der Brahmanismus, der Buddhismus und das Christenthum", Asien ihren Ursprung verdanken. Das Christenthum, die Religion des Westens, soll unverkennbar dem Verfalle entgegeneilen. „Das Christenthum ist in Europa und Amerika gegenwärtig in raschem Niedergange begriffen; es verliert seinen Einfluß auf das sociale Leben und gibt selbst die Grundsätze seines Systems auf." Dann folgt die richtige Bemerkung: „Solange die menschliche Natur die gleiche bleibt, ist auch Religion für den Menschen eine unabweisbare Nothwendigkeit." An die Stelle der aufgegebenen Religion müsse also eine andere treten, und zwar eine Religion, welche im Stande sei, „dem fortgeschrittenen und aufgeklärten Geiste ein Genüge zu leisten". Darum frägt Mr. Matsuyama: „Wenn der christliche Glaube aus den Seelen der Bevölkerung des Westens geschwunden ist, welches wird dann die Religion sein, welche im Stande ist, die entstandene Lücke auszufüllen?" Die Antwort ist für ihn nicht zweifelhaft, da nach seiner Ueberzeugung der Buddhismus die höchste und reinste Religion ist. Dann folgt eine kurze Geschichte des Buddhismus und eine Auseinandersetzung derjenigen Vorzüge

dieser Religion, welche sie dem „aufgeklärten Geiste" besonders annehmbar machen sollen. Der Hauptvorzug der buddhistischen Lehre besteht nach ihrem Lobredner darin, daß dieselbe einen durchaus philosophischen Charakter und eine bewunderungswerthe Moral aufzuweisen habe. Durch das Aufgeben des Glaubens an einen persönlichen Gott habe der Buddhismus eine philosophische Höhe erreicht, die weit über das Christenthum sich erhebe; der Gottesbegriff des Christenthums müsse als „ein Ueberbleibsel einer der barbarischen Ideen" angesehen werden; der christliche Gott sei ein vom Menschen aufgerichtetes Idol, während der Buddhismus nicht einmal den Versuch wage, eine Idee von dem Allmächtigen zu bilden. Dieser ist mit einem Worte „der Unerkennbare", „the Unknowable"! Was will man vom Buddhismus mehr verlangen, als daß er die neueste Weisheit des gelesensten unter den englischen Philosophen, selbst bis auf den Ausdruck genau, als eine von ihm längst erkannte und bekannte Lehre aufzuweisen im Stande ist? Herbert Spencer möge also nur gestehen, daß er in Buddha seinen Meister gefunden! Das ist offenbar der Sinn der Ausführungen Mr. Matsuyama's, wenn er es auch nicht mit diesen Worten sagt. Aber noch mehr: Alle Menschen, wenn sie nur über ihre Leidenschaften und Unvollkommenheiten sich erheben, sind thatsächlich Buddhisten, mögen sie sich dessen bewußt sein oder nicht. Der Grund liegt darin, daß die Philosophie und die Moral des Buddhismus das Vollkommenste sind, was der Mensch in dieser Beziehung überhaupt erreichen kann. So das Bijou of Asia.

Ueber den Buddhismus mit seiner Lehre und insbesondere seiner Moral bedarf es hier keiner weitern Bemerkung, nachdem darüber bereits früher (vgl. Bd. XXXI, XXXII, XXXIII dieser Zeitschrift) ausführlich berichtet worden. Als Zeichen der Zeit verdient indessen die neue Zeitschrift mit ihrem Programm immerhin Beachtung. Das ist um so mehr der Fall, als Mr. Matsuyama mit seinem Unternehmen nicht ins Blinde vorangeht, sondern als nächsten Wirkungskreis ein ganz bestimmtes Gebiet ins Auge faßt, und zwar ein solches, welches selbst den Anstoß zur Gründung der Zeitschrift gegeben habe. Aus Nordamerika nämlich, so theilt Mr. Matsuyama mit, hat er eine Anzahl von Briefen erhalten, in denen er aufgefordert wurde, sich der Missionirung Amerika's für den Buddhismus anzunehmen. Zahlreiche Auszüge aus solchen Briefen finden sich in der Zeitschrift selbst abgedruckt. Mr. Matsuyama verspricht nun, Belehrungsbücher und Uebersetzungen von buddhistischen Schriften in Bälde zu veröffentlichen — „for the American benefit". Als Vorläufer (forerunner) für jene weiteren Unternehmen will er sein Bijou of Asia betrachtet wissen. Wird der Erfolg den Erwartungen entsprechen? Qui vivra, verra.

**Auswüchse des Thierschutzes.** Wenn nach englischem Gesetz derjenige bis zu 5 Pfd. St. bestraft wird, „welcher ein Thier grausam schlägt, mißhandelt, überanstrengt, verletzt oder quält, oder diese Thierquälereien veranlaßt"; wenn in Holland „Thierquälerei mit Gefängniß bis zu drei Monaten oder Geldbuße bis zu 120 Gulden bestraft wird"; wenn in Dänemark der-

jenige, „welcher Thiere, besonders Hausthiere, roh und grausam behandelt oder quält“, eine Geldstrafe bis zu 200 Reichsthaler oder Gefängniß bis zu vier Monaten zu gewärtigen hat; kurz, wenn in diesen und anderen Staaten die Thierquälerei strafrechtlich verboten und insofern ein vernünftiger Thierschutz in wirksamer Weise ausgeübt wird, so muß das jedermann ganz in der Ordnung finden, insbesondere aus dem Grunde, weil auf solche Weise der Verrohung ein kräftiger Riegel vorgeschoben wird. Aehnlich wird an und für sich über alle Einzel- und Vereinsbestrebungen zu urtheilen sein, welche sich in der gleichen Richtung bewegen. Nur liegt bei diesen offenbar die Gefahr viel näher, die „goldene Mitte“ zu verlassen, durch Excentricitäten sich zu verfehlen und schließlich auch ihrer eigenen Sache zu schaden.

Und in der That, gerade der Thierschutz zeigt in seinen Preßerzeugnissen so gewaltige Auswüchse, daß man versucht werden kann, wegen des Abstoßenden derselben den guten Kern selbst zu mißachten.

Von der alles Maß übersteigenden Sentimentalität, wie sie in so manchen Thierschutzschriften sich breit macht, wollen wir jetzt nicht reden. Nur unterschätze man nicht die Größe des Schadens, welcher durch die Förderung dieser Richtung gerade bei unserer schon ohnehin zum großen Theile schwächlichen und verweichlichten Generation nothwendig angerichtet werden muß.

Es soll hier nur hingewiesen werden auf einen folgenschweren Irrthum, welcher leider auch in die Thierschutzbestrebungen sich gemischt hat, durch dieselben in verhängnißvoller Weise befördert wird und so Auswüchse der schlimmsten Art zeitigt. Wir meinen die von der ungläubigen Naturforschung so sehr befürwortete Gleichstellung von Mensch und Thier. Dieses Absehen von jedem wesentlichen Unterschiede zwischen Mensch und Thier, das Uebertragen der geistigen Natur des Menschen und der damit zusammenhängenden Vorzüge und Eigenschaften auf das Thier, das doch dieser Natur und dieser Vorzüge ermangelt, mit einem Worte die Vermenschlichung des Thieres tritt auch in den Thierschutzschriften wiederholt zu Tage. Diese Thatsache ist in hohem Grade zu bedauern, und wir begreifen es vollkommen, wenn gerade um dieser Ursache willen Männer, welche mit den Augen des Christenthums und einer gesunden Philosophie die dermalige Thierschutzbewegung ansehen, sich gleich von vornherein von derselben abgestoßen fühlen.

Einige Beispiele mögen das Gesagte erläutern.

Von „Rechten“ des Thieres kann man nur dann reden, wenn man demselben Vernunft beilegt, da nur ein mit Vernunft begabtes Wesen Rechtssubject sein kann. „Das Recht im subjectiven Sinne kann nur einer Persönlichkeit zukommen“, sagt ein berühmter Rechtslehrer (vgl. diese Blätter Bd. XX, S. 17). Nun, noch in den letzten Monaten hat der Verband der Thierschutzvereine des Deutschen Reiches ein Preisausschreiben veröffentlicht für eine sachgemäße Abhandlung über das Recht der Thiere oder Beleuchtung des richtigen Verhältnisses zwischen Thier und Mensch in sittlicher und rechtlicher Beziehung“.

Herr Wilibald Wulff betitelt eine Schrift einfachhin: „Das Recht der Thiere.“ Und in derselben ist z. B. zu lesen:

„Der allertreu'ste Freund zu jeder Zeit,
Deß Willkommgruß dir ohne Falsch geweiht,
Der arglos dir zu eigen gibt sein Herz,
Dir ohne Selbstsucht folgt in Freud' und Schmerz,
Nur für dich lebt, dich liebt selbst ohne Grund,
Ohn' Ehrgeiz für dich stirbt, es ist — dein Hund."

Allem und jedem wissen diese Thierenthusiasten eine menschliche Seite abzugewinnen. Man höre nur folgenden Erguß über das Blöken einer Kuh:

„Vor Jahren wohnte ich in einem Landhause, in welchem es Gebrauch war, jeden Abend eine kleine Kuhheerde von der Weide in eine Umfriedigung an der Scheune zu treiben. Eines Tages beschloß man, ein Stück zu tödten, einen Jährling, dessen Mutter zu der Heerde gehörte. Das betreffende Rind wurde somit in der Umfriedigung belassen, während die übrigen, wie gewöhnlich, zum Weideplatz getrieben wurden. Kaum hatte der Metzger seine Arbeit vollendet, als man von der eine halbe Meile entfernten Weide her deutlich das klagende Gebrüll der Mutter vernahm. Ab und zu stimmten die anderen Kühe in diese Klage ein, denn anders kann man es nicht bezeichnen. Dieses Vorkommniß erregte mein Interesse, und ich begab mich auf den Weideplatz. Während 30 Jahren ist dieses pathetische Bild mütterlichen Kummers mir gegenwärtig geblieben! Ich glaubte wirklich die Schmerzenstöne eines brechenden Herzens zu vernehmen, und mit meinen kindlichen Augen sah ich, wie Thränen das Antlitz dieses armen, sanften, traurigen Geschöpfes benetzten." So The North American Review in der diesjährigen August-Nummer.

Man sage nun nicht, derartige Uebertreibungen seien nicht ernst zu nehmen. Jenen Leuten sind, daran ist gar nicht zu zweifeln, selbst die Thränen der Wehmuth im Auge der Kuh bitterer Ernst: so sehr haben sie sich gewöhnt, dem ganzen Thierleben menschliches Denken, Fühlen und Handeln zu unterstellen. Wohin aber eine solche Auffassungsweise schließlich führt, darüber belehrt uns eine dem Thierschutz dienende Schrift, welche den Titel führt: „Moderne Walpurgisnacht. Didaktisches Gedicht von Franz Seraphin." Das Buch tritt nämlich für nichts Geringeres, als für die Unsterblichkeit der Hundeseele ein. Damit der Leser sich wirklich davon überzeuge, müssen wir die ganze Stelle hier folgen lassen:

„Ich saß gedankenvoll, gedankenschwer,
Mein Seidenpudel lag zu meinen Füßen,
Mit Schweifgewedel schien er mich zu grüßen,
Er reckt das kluge Köpfchen hin und her,
Als wollt er fragen: ‚Was bekümmert dich?'
Ich war bekümmert; die so manches Jahr
Mir treue Freundin und Gefährtin war
Und die fast nie von meiner Seite wich,
Auf Frankreichs Feldern selbst mich nicht verließ —
Mein edles Windspiel, meine brave Miß —

Sie starb vor dreißig Tagen. Treues Thier!
Bevor dein schönes Aug' im Tode brach,
Dein letzter Blick zu mir verständlich sprach:
‚Leb' wohl, mein Freund, ich scheide jetzt von hier,
Für alles Gute Dank; auf Wiedersehen!'
Auf Wiedersehen! Wie soll ich das verstehen?
Lebt auch das Thier nach seinem Tode fort?
Wird auch die Creatur Verklärung finden?
O könnt' ich dieses Räthsel doch ergründen,
Zur Lösung finden nur ein einzig Wort!
Getrennt durch Flügelthür und Zimmerwand,
Stand nebenan im Saal, von Künstlerhand
Wohl präparirt, des edlen Thieres Hülle
Im Glasschrank da in ihrer Schönheit Fülle.
Wie, dacht' ich, diese Treue, diese Liebe —
Sie sollte mit dem Tod vernichtet werden?
Der Seelenadel, diese edlen Triebe —
Sie wären nichts, ein Trugbild dieser Erden?
Wenn dieses alles nicht zu Grunde geht,
Die Seele meiner Miß noch fortbesteht,
Allmächt'ger Schöpfer, weiser Weltregierer,
So gib ein Zeichen mir und sei mein Führer!
Kaum dacht' ich so, da hört' ich lautes Bellen,
Vernehmbar deutlich nebenan im Saal;
Zweimal'ger Anschlag, ganz wie ihrer hellen
Und klaren Stimme wohlbekannter Schall;
Nicht war es Einbildung, nicht leerer Traum,
Die Phantasie war keineswegs im Spiele;
Denn klar bekundet', da ich hört' es kaum,
Der Pudel auch sympathische Gefühle;
Auch er schlug an. Wär' dieses nicht gescheh'n,
Würd' ich bereit den Irrthum eingesteh'n.
Jetzt rief ich meine Tochter draußen an,
Ob sie des Lieblings Bellen auch vernommen;
Die theure Miß sei zum Besuch gekommen,
Und theilt' ihr mit, worüber nach ich sann.
Sie hatte nur des Pudels Laut gehört;
Doch dieser eben dienet mir zum Zeichen,
Daß eitle Phantasie mich nicht bethört, —
Und Freud' empfand ich, Freude ohnegleichen." (S. 21 ff.)

Diese Vermenschlichung des Thieres bildet den Grundton der ganzen Schrift. Die Vivisection, gegen die sich dieselbe wendet, wird daher auch auf ganz gleiche Stufe mit den Greueln der Hexenverfolgung gestellt:

„Die Menschheit war wohl oft von Wahn umstrickt;
Gott ließ es zu, um ihren Stolz zu dämpfen.
Wir sehen ringen sie in Wahnsinnskrämpfen,
Von Aberwitz zu Aberwitz gerückt.

> Der ärgste Wahn, den je die Welt erblickte,
> Der menschlichen Vernunft zu Schmach und Hohn
> Im Menschenherzen Menschlichkeit erstickte,
> Ist Hexenwahn und Vivisection."

Solche Uebertreibungen richten sich selber.

**Die Forschungen über die erste Quelle des Erdöles** haben im Laufe dieses Jahres einen glücklichen Abschluß gefunden. Seit vielen Jahren schon standen zwei Erklärungsversuche sich hartnäckig gegenüber. Keinem derselben wollte es gelingen, durchschlagende Beweise vorzubringen, oder auch die ihm entgegenstehenden Schwierigkeiten zu beseitigen. Die Vertreter der einen Meinung ließen das Erdöl aus pflanzlichen Ueberresten träufeln, welche, seit Jahrtausenden in den Erdschichten begraben, unter Luftabschluß langsam verwesten. Sie konnten zur Begründung ihrer Ansicht zwar auf eine Reihe chemischer Thatsachen und Analogien sich berufen; die Einwände aber, welche die Geologie ihnen machte, vermochten sie nicht zu entkräften. Diese wies mit Fug und Recht darauf hin, daß sie das Erdöl noch nie in nachweisbarem ursächlichen Zusammenhange mit Pflanzenresten in den Erdschichten gefunden habe, während doch der gedachte Verwesungsproceß neben Erdöl kohlige Rückstände als Nebenerzeugniß nothwendig hätte liefern müssen. Andererseits seien die Stein- und Braunkohlen, welche die leibhaftigen Verwesungsreste untergegangener Pflanzenwelten darstellen, nirgendwo so mit Erdöl vergesellschaftet, daß daraus eine genetische Wechselbeziehung beider sich ergebe. Trotz dieser gewichtigen, unlösbaren Schwierigkeit war die Ansicht vom pflanzlichen Ursprung des Petroleums die weitaus allgemeinere.

Der zweite Erklärungsversuch verlegte die erste Erdölquelle in die Thierleichen, welche während früherer Erdperioden öfters massenhaft in die Erdschichten eingebettet wurden und bei ihrer Fäulniß neben anderen Zersetzungsproducten auch ölige Stoffe liefern konnten. Die Anhänger dieser Meinung hatten die Geologie auf ihrer Seite, die Chemie aber zur Gegnerin. Denn man stößt thatsächlich dort, wo Erdöl noch an seiner ursprünglichen Bildungsstätte vorkommt, regelmäßig auch auf die Ueberbleibsel verwester Thiere, auf Knochen, Schuppen und Schalen, meistens von Wasserbewohnern. Während nun aber diese Ueberreste wie mit Fingern auf das Bildungsmaterial des Petroleums hinzuzeigen scheinen, warnt die chemische Zusammensetzung des Erdöles sehr eindringlich, einem solchen Hinweise nicht leichtfertig zu glauben. In keiner Sorte von Erdöl, das bekanntlich ein buntes Gemenge verschiedener flüssiger und fester Stoffe darstellt, konnten bis jetzt stickstoffhaltige Substanzen entdeckt werden. Solche bilden sich aber immer bei der Zersetzung thierischer Körper, während sie den Verwesungserzeugnissen der Pflanzen fehlen.

Nachdem noch im vorigen Jahre Krämer und Böttger auf Grund einer ausgedehnten und eingehenden chemischen Untersuchung der deutschen Erdöle aus Oelheim und Pechelbronn die Ansicht eines pflanzlichen Ursprungs vertraten, Höfer mit anderen hervorragenden Geologen aber für die Entstehung aus thierischen Fettsubstanzen sich entschieden, gelang es in diesem Jahre

Engler, den gordischen Knoten zu Gunsten der letzteren zu zerhauen. Er unternahm es, Erdöl aus Fischthran unter Bedingungen künstlich darzustellen, die denjenigen bei der Bildung des natürlichen Erdöles möglichst glichen. Der Versuch glückte vollkommen. Durch trockene Destillation des Thranes bei einer Temperatur von 300—400° und unter einem Drucke von zehn Atmosphären erzielte er ein Destillat, welches in seinem ganzen Verhalten sowie in seiner stofflichen Zusammensetzung dem natürlichen Petroleum durchaus entsprach. Kohlige Rückstände bilden sich dabei nicht. Den Einwurf, welcher aus dem Mangel stickstoffhaltiger Substanzen hergenommen wurde, widerlegte er durch den Hinweis auf die Thatsache, derzufolge die stickstoffhaltigen Stoffe bei der Verwesung der Thierleiber viel früher zerstört werden als die Fettstoffe, und die Zersetzungsproducte der ersteren schon entwichen sind, wenn letztere in die Zersetzung eingehen. Nach diesen entscheidenden Versuchen ist am thierischen Ursprung des Erdöles nicht mehr zu zweifeln, Geologie und Chemie reden ihr jetzt das Wort.





